Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung
von
Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben
von
Professor Dr. Otto Lyon.

15. Jahrgang.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1901.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des fünfzehnten Jahrganges.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

1) Dazu vergl. die Bemerkungen von Dr. Ernst Wiehr in Charlottenburg 123

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Bücheranzeigen.

Mundartliches aus der Rochlitzer Pflege.

Von Dr. **Heinrich Zschalig** in Dresden.

Eine ausgeprägt selbständige Mundart ist das „zengst im Ruch'lz" gesprochene Dorfdeutsch trotz eines gewissen Sondergepräges nicht.

Überraschend Neues und Auffälliges zu bieten vom großen Arbeitstische der Dialektforschung, deren Neubelebung durch den warmblütigen Pulsschlag der Volkskunde in unseren Tagen so erfreulich ist, kann und soll daher mit dem hier Gebrachten nicht erstrebt werden. Allein für den einsichtsvollen Freund und für den am Gelehrten- oder Schulpult arbeitenden Diener unsrer Muttersprache haben auch die nach Form und Inhalt weniger auffälligen Sprachgebilde als wissenschaftlich schätzbares und unterrichtlich wertvolles (gleichviel ob uraltes oder nagelneues) Sprachgut ihren Reiz und ihre Bedeutung.

Der obersächsische oder Meißner Dialekt, den unsre Mundarten darstellen, bildet bekanntlich mit den thüringischen Mundarten die eine Hauptgruppe des weiten mitteldeutschen Dialektgebietes, das außerdem noch das Rhein- und Mittelfränkische umfaßt. Er beherrscht[1]) im allgemeinen einen Teil der Provinz und das ganze Königreich Sachsen, außer Lausitz, Erzgebirge und Vogtland.

Die Sprechweise der Rochlitzer Pflege ist somit gleichsam nur ein Reis des großen mitteldeutschen Stammes, dessen Äste und Zweige wie die eines mächtigen Eichbaums niemand zu zählen versucht. Hat doch, wie Dialektkundige wissen, schließlich jeder Landstrich, jedes Dorf seine Eigenheiten. Ja, in gewisser Beziehung spricht „a jeder sein Dilekt", wie mir ein biederer Dorfphilolog einmal kühn und doch in merkwürdiger Übereinstimmung mit einem unserer hervorragendsten Sprachforscher entgegenhielt. O. Behaghel hat in seinen Vorlesungen zu Heidelberg gelegentlich die Meinung ausgesprochen, neue Mundarten könnten wohl dadurch entstanden sein, daß mancher unsrer Vorfahren durch Weitersiedeln oft nicht bloß der Begründer einer Ortschaft, sondern, sobald er auffallend abweichende Sprachgewohnheiten besaß, zugleich der Vater einer anderen Sprechart wurde.

---

1) Vergl. Dr. Franke, Programm der Realschule zu Leisnig, Ostern 1884, und „Der obersächsische Dialekt", Sächsische Volkskunde, herausgegeben von Dr. R. Wuttke, Dresden 1900.

Gleichwohl mußten die örtlichen Verhältnisse, welche die Umwohner von Rochlitz von jeher häufig in gegenseitige Berührung brachten, allmählich eine gewisse sonderartliche Übereinstimmung ihrer Denk- und Lebensweise, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer mündlichen Überlieferung und Sprache herbeiführen und letzteren, dank dem gegenwärtigen, weltentrückten Stillleben der Gegend, insonderheit noch manches Altertümliche erhalten.

Namentlich altüberlieferte Sagen und abergläubische Bräuche treten uns hier in willkommener Fülle entgegen. Denn die fruchtbaren Rochlitzer Muldenauen scheinen bereits in vorchristlicher Zeit eine starke Anziehungskraft ausgeübt und eine erfreuliche Kultur gezeitigt zu haben. Das bekunden die ansehnlichen Urnen, die Dr. Pfau, der rührige Vorsitzende des Rochlitzer Geschichtsvereins, in den unsern der Stadt von ihm entdeckten Hügelgräbern aufgefunden hat, — eine Hauptzierde seines reichhaltigen kleinen Museums in der gotischen Schloßkapelle.

Was das neuerdings gewünschte Verwerten des mundartlichen Sprachgutes in der Schule anlangt, so kommt hierbei nach dem deutschen besonders der neusprachliche Unterricht in Betracht, gelegentlich natürlich auch der altsprachliche und Sachunterricht. Vielseitig anregende „Richtungslinien" dazu giebt schon Friedrich Beyschlag in seinem trefflichen Aufsatz „Volkskunde und Gymnasialunterricht" in der Januarnummer des 14. Jahrganges dieser Zeitschrift.[1])

Die Forderung: „Verwerte die Mundart im Unterricht" gilt für alle Schulen, natürlich immer nur in dem für jede Schule und Stufe angemessenen Umfang.

Diese Forderung erfüllt man im deutschen Unterrichte teils durch selbständiges Vorführen mundartlicher Anschauungsbilder, d. h. poetischer und prosaischer Sprachproben jeder Art: Gedichte, Volks- und Kinderlieder, Sagen, Märchen, Sprüche, Rätsel u.s.w. (vergl. Beyschlag a.a.O.), teils durch vergleichende Hinweise auf mundartliche Sprachgebilde beim Erläutern hochdeutscher Lesestücke. Im fremdsprachlichen und Sachunterrichte soll das vergleichende bez. erklärende Heranziehen der Volkssprache hauptsächlich das Lehren und Lernen vertiefen und beleben. In der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte können Sprachanschauungsbilder (Sagengedichte, Ortsverherrlichungen u.s.w.) mitunter sogar mehr ausrichten als Landkarten und ähnliche Lehrmittel.

1) Obwohl die hier vorliegende Arbeit, wie der verehrte Herausgeber der Zeitschrift bestätigen kann, schon vor dem Erscheinen der genannten Abhandlung im allgemeinen abgeschlossen war, fühlte sich der Verfasser doch veranlaßt, auf die sehr wertvollen Ausführungen F. Beyschlags noch gebührenden Bezug zu nehmen.

Der natürliche Ausgangspunkt ist die Mundart der Heimat.

Und wenn wir dabei den Zusammenhang der Volkssprache mit anderen „volkskundlichen" Elementen im Sinne Beyschlags im Auge behalten, so gewinnen wir damit gleich ein Mittel innerlicher Verquickung der zum Teil recht auseinanderstrebenden Lehrgegenstände unserer Stundenpläne. „Denn", meint er, „die volkstümlichen Reime und Sprüche, Segen u.s.w., welche der Lehrer der Gegend des Schulortes entnimmt und zur Beleuchtung sprachlicher und sachlicher Erscheinungen vorbringt, sind ein Stück vom Leben des Schülers selbst". (S. 9 a. a. O.) „Und dann", heißt es weiter, „kann es auch keine Frage sein, daß solcher Unterricht zur Hebung des Gefühlslebens beiträgt, welches bei unseren Schülern unter dem Einfluß der heutigen Verstandesbildung nur zu leicht verkümmert. Setzt dann hier noch das Streben ein, im Schüler ‚Sprachbilder' zu wecken, d. h. ihm die Worte mit ihrem vollen, im Volke und vom Volke geprägten Anschauungsgehalt neu zu füllen, so werden", um mit Lyon zu reden, „dadurch auch Phantasie und dichterischer Sinn eine Neubelebung und fortgesetzte Stärkung erfahren".

Als landschaftlich sprachliches Anschauungsbild, das die Ausdrucksmittel der litterarisch bisher noch nicht verwendeten Rochlitzer Volksmundart im allgemeinen erkennen läßt und uns zugleich bequemen Anlaß zu weiteren Erörterungen bietet, diene die nachfolgende bescheidene Dichtergabe.

Zum Verständnis der schriftlichen Darstellung sei bemerkt, daß von einer streng durchgeführten Lautschrift abgesehen wurde, ausgenommen für die mundartlich abweichenden a-Laute: nämlich a für den geschlossenen Laut zwischen a und o, wie in da, Jahr, sak, ā bei abweichender Länge: gārdᵉn, wārdᵉn, und a für den ganz offenen, kurzen Laut in salt, Harz u.s.w., ähnlich wie in lachen, halt, alt oder franz. çà, là u. s. w., nur noch etwas breiter; ā für den gleichen langen Laut in Wāld. — Vom Schriftdeutschen abweichende kurze Vokale werden durch ˘ angedeutet: Bŭch, sŭchen, Sĭb. Für das Vietorsche ə in Vor- und Nachsilben steht ᵉ, wie bei Trautmann. Es ist fast ganz unhörbar: „Gegᵉnd, Wassᵉr".

Die Mulde bei Ruchᵉlz.[1])

1. Unse Ruchᵉlzᵉr Mulde is wunnᵉrschine!
Rumanische Gegᵉnd bis Rucksburk nuff!
Das Wassᵉr su schwarz un de Ufᵉr su grine!
Un da fährt sich's su hibsch mit'n Kahne druff!

1) Umarbeitung zweier bereits im Rochlitzer „Wochenblatt", neuerdings „Tageblatt", im Sommer 1898 und 1899 veröffentlichter Gedichte.

2. Kimmt Eener mal heem aus an fremd^en Lande,
Da ward 'rsch gewahr, wie sei Harze drahink.
Un wenn 'r furt muß, da tutt's 'n su ande,
Als wenn 'r vun d^er Libst^en gink!

3. D^er Wahrdeich, de Lache, de Au' mit 'n Barje —
Gibbts arnt an d^er Elbe a schenneres Stick?
Da sitt m^er (sieht man) in Wass^er de äwere Karche,
Un's Schluß, — un o 'n Wåld uff an eenz'jn Blick!

4. Salt stackt^en alls d^e Kinn^er an liebst^en.
Da tats mee sist hibsch laut hargihn.
Da nixt^en se rim un deebst^en un giebst^en. —
„Euch ward schunn", su hieß es, „d^er Nix neiziehn!"

5. Jn Wint^er fullt gar gabbs a Feiteel Druw^el!
War kaum de Lache halb zugefrurn,
Da gink's o glei druff. — Un das war a Juw^el!
Bums! flog^en se hen, wenn se Schriddschuh fuhrn!

6. Mal war uff'n Eise a Fack^elzuck, Harre!
Mit Musick vurneweck — in de Schüst^erau 'naus.
War das a Krawall, a Gewurj' un Gewarre!
Un bei Aumillersch draußen war Karp^enschmaus!

7. Wie butz'j das Euch sak! — Nee, grade as schwarmd^en
J^ehannswarmch^en salt ims naue Jahr!
Nurr, daß se a bißch^en ze sihre larmd^en — —
Un Manch^er wuhl nich ganz in Lote mih war.

8. Un itze gihts hen in de Summ^erfrische.
Wards Wass^er mal rare, zum Bad^en langts zu!
Na, un varn Jahre, was gabbs da farr Fische!
Ze Mittje z^er Mahlzt, ei, da schmackt^en se ju!

9. D^erwaj^en hat de Mulde o ähre Muck^en,
Hat Manch^en schunn Eens ausgewischt,
Dar geducht hat, ha kunnt' se vun d^er Seite aguck^en,
Un dann se tut hunn rausgefischt.

10. Denn ihr m^er'sch versitt, da ward se mal wilde
Gutts Dunnerlink o! Un's Wass^er ward gruß.
Un nach^en fihrt se nischt Gutts mih in Schilde;
Un Unglick un Nut is allenk lus!

11. A Schreckensdag, — nach is m^ersch wie heute —
War acht'nfufzj d^er achte August —
Wuhl zengstrim hunn Euch de älst^en Leute
Vun su an Wass^er nich mih gewußt.

12. Ganz farcht^erlich klunks, wie's dreeschte un rånte!
Un wie varz Dage de Sunne nich schien,
Un schwarz d^er Himm^el 'n Barg rungerlahnte:
Da ducht' m^er, de Walt sullte ungergihn!

13. Salt saks, as wenn's gar nich uffhirn wullte.
Uff'n Falle dersuff Euch das liewe Kurn.
Un zusahns wuchs un wuchs Euch de Mulde — —
Schunn fuhrn se in Zasbelz[1]) bis hen bei Hurn.

14. Mer hätte glei kinn uff'n Waje baden;
Un a bār ale Häuser, die läten sich schunn. — —
Leembuden warn's freilich! 'S kunnte nischt schaden,
Daß se naue derfär hengesatzt hunn!

15. In Ruchelz ginks weit in de ingern Straßen:
De Bleeche un Reitbahn, die sak mer nich mih!
Un de Brickenpfeiler, wie die drinnesaßen!
Se rackten kaum nach 'n Kupp in de Hih!

16. Väl bieser awer saks üm bein Wahre,
Das lange schunn nich kenntlich mih war.
Un numehro nahms de Fawrick in de Schare —
Un de ale Mähle bei een Haar!

17. Un hinte un nächten — wie narrsch hats gegussen!
Bei Glauche ful gar nach a Wulkenbruch!
Drim kam äm der Strom su galjen geschussen —
Un eejal der Wind aus 'n Dreckwatterluch!

18. Nu kam' siche Stämme un eelitzje Stecke —
Un ganze Beeme uff 'n Wasser geschwumm';
Die brallten Euch vurn' an de Spinnfawrick-Ecke —
Denn die hatten se grade uffs Kurn genumm'.

19. Un da krachte se runger! — Das war a Gebulter,
Väl lauter wie der Dunner kracht!
Un drinne brillten se wie uff der Fulter —
Un nach derzu mitten in su anner Nacht!

20. Nu wurde a Seel iwern Mählgram gefeuert;
Das haschten se üm aus 'n Fanster uff.
Nachen wurde a Kurb drarunger geleiert:
Da saßen se drinne, daß Keener dersuff. —

21. Zun Glicke verlief sich das Wasser am Ende.
Dach schauderhaft gruß war der Schaden an Land!
Nu barmden de Leute un runken de Hände:
Das reife Getreide vull Steene un Sand!

22. Se mußten's imgrām un ungerackern.
Ihr widder was wuchs, vergink a Jahr. —
De Mulde, die sak das Blacken un Rackern —
Un tat, wie wenn gar nischt gewasen war!

---

1) Zaßnitz, Dorf gegenüber Rochlitz am rechten Muldenufer.

Ausführliche grammatische Erörterungen an mundartliche Lesestoffe zu knüpfen, wäre in der Schule ein Mißgriff. Größer wäre jedoch die Unterlassungssünde, sprachliche Sondergebilde gar nicht zu beachten. Entschieden muß vor allem das vielfach noch gehegte Vorurteil bekämpft werden, unsere Volksmundarten, zumal unsere sächsischen, seien lediglich verdorbenes, regelloses Hochdeutsch. Einigermaßen begreiflich ist freilich diese Geringschätzung, wenn man an all die Bliemchen-, Bemmchen- und Gaffee- und Guchenboesie denkt, die unsere Redeweise so oft lächerlich und läppisch erscheinen läßt, namentlich außerhalb Sachsens. Daß jedoch das Meißnische sich auch zu sehr hübschen, sinnigen, ja sogar ernsten Sachen eignet, haben unsere Dialektsänger ebenfalls bewiesen.

Achtung vor mundartlichen Dichtergaben der Heimat dürfte am sichersten durch eine nach Klassenstufen geordnete Musterauswahl aus verschiedenen Gegenden des engeren und weiteren Vaterlandes zu erreichen sein, wozu das deutsche Schullesebuch die Grundlage bietet — oder bieten sollte! Mit Wohlgefallen sieht und hört der Schüler da im Osten die breite äwerlausitzer, im Süden die naiv-drollige erzgebirgische und im Südwesten die neckisch gedrungene vogtländische Art; und dann, weitere Kreise ziehend, im Norden das urbehagliche Reuterdeutsch, im Süden das gemütliche „Esterreichische Deitsch", und vom Schwarzwald endlich vernimmt er Peter Hebels herzgewinnendes Alemannisch, er sieht „des Feldbergs liebligi Tochter uf muntere Füeßli und mit heiteri Äugli hinlaufe und wie cha Meidbeli springe". Von selbst leuchtet ihm dann ein, wie jede Gegend ihre nach Tonfarbe, Tonfall und Ausdrucksweise verschiedene Sprechart hat, unter denen nunmehr auch die heimische den ihr gebührenden Stammplatz behauptet. Sehr greifbar läßt sich diese Verschiedenheit besonders durch Übersetzen einer Mundart in die andere darstellen.

H. Dunger stellt in seinem sehr beachtenswerten Aufsatz über „Sächsische Volkspoesie" (Beitrag zur „Sächsischen Volkskunde" von Dr. Wuttke, Dresden 1900) beispielsweise das gewöhnlich als „schwäbisch" bezeichnete Volkslied: „Jetzt gang i ans Brünnele" neben das vogtländische „Jetzt geh' ich zum Brünnele", um an ihren Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten zu zeigen, daß viele unserer Volkslieder nicht Wander-, sondern ursprüngliches Gemeingut des deutschen Volkes sind, was jedoch in manchen Fällen schwer zu entscheiden sein dürfte.

Namentlich das Vergleichen vollblütiger Dialektgedichte mit hochdeutschen Übertragungen bringt dem Schüler den Gegensatz der in der Schule gelehrten zu der im Hause oder auf der Gasse vernommenen Sprache zum Bewußtsein, woraus sich dann leicht die „regelrechte", oder sollen wir lieber sagen gemaßregelte Entwickelung der Schriftsprache

aus der Mundart als der „natürlich gewachsenen Form unserer Muttersprache" erklären läßt (Lyon, Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter, Ztschr. f. d. d. U. XII, S. 19).

Wird nun bei Gelegenheit das Augenmerk darauf gelenkt, wie Bürger, Goethe, Uhland u. a. aus der Stoff- und Wortfülle der Volkspoesie ihre eigene Dichtung belebten, daß viele unserer beliebtesten Lieder, wie „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", Rückerts „Als ich wiederkam" u.s.w., aus uralten Volksreimen hervorgegangen sind, so gewahrt der Schüler zugleich, daß wir an unseren zahlreichen Mundarten einen unversiegbaren „Jungbrunnen" für unsere Schriftsprache und Dichtkunst besitzen.

Und hat er hierbei schließlich noch erkannt, daß doch in recht vielen Fällen die Mundart allein das sprachgesetzlich Richtige bewahrt hat, so wird er, prophezeit O. Lyon, sie „nach und nach als etwas Heiliges und Ehrwürdiges betrachten, das uns von unseren Vorfahren genau so überliefert ist wie Religion und Staat". Und dabei wird zugleich „die Kluft zwischen gelehrt Gebildeten und Volk" allmählich überbrückt, die sich nach dem Gesetz der Gegenwirkung erweitert, „je weniger", wie Herm. Wunderlich denselben Gedanken in umgekehrter Richtung fortsetzt, „die höheren Schichten der Gesellschaft an der Mundart thätigen Anteil nehmen und je weniger auf die unteren Gesellschaftsschichten, als die Träger der Mundart, ein Einfluß durch die Schule ausgeübt wird."[1]) Und doch ist eine solche Einwirkung so leicht möglich! Schon wenige Beispiele genügen, dem älteren Schüler die Augen über den Wert der Mundart zu öffnen.

Als zwei der wichtigsten Punkte bei Betrachtung volkstümlicher Lautgebilde hebt Beyschlag (a. a. O. S. 15—20) den Ablaut und die Allitteration hervor, wobei er namentlich hinweist auf die eigentümliche Übereinstimmung zwischen verbalen Ablautsreihen und der durch Reduplikation hergestellten lautlichen Wiedergabe zusammengesetzter Klangwirkungen, wie bimbambum, piffpaffpuff, ticktack, oder abgeleiteten Verbalbildungen, wie piffpaffen, ticktacken. Dergleichen poetisch oft schon verwendete Lautmalereien finden sich auch in der Rochlitzer Gegend und anderwärts in Sachsen, z. B. in den Kinderreimen „Ri, ra, rutsch, wir fahren in der Kutsch", oder „Backe backe Haferstroh", letzteres vielleicht verdorben aus „Haferbrot". Das hier gleichsam gefühlte Mitklingen der Ablautsreihen i, a, u, in binde, band, gebunden, oder i, a, o, rinne, rann, geronnen, ist allerdings überraschend.

1) Vergl. „Das Sprachleben in der Mundart". Festvortrag zur 10. Hauptversammlung des A. D. Sprachvereins zu Stuttgart. Wissenschaftl. Beiträge zur Ztschr. des A. D. Sprachvereins Heft 12/13, S. 52.

Im übrigen erwähnt Beyschlag bezüglich der Vokale nur noch das ursprünglich verschiedene, aus mhd. ou und û entstandene nhd. au (Baum aus ahd. boum, Schaum aus ahd. scûm) und die Entstehung vieler langer Selbstlaute aus alten Diphthongen: Gut, Blut, Hut u.s.w. aus guot, bluot, huot.

In beiden Fällen entspricht auch das Obersächsische dem Mhd. fast durchgängig genauer als die heutige Schriftsprache, wenn auch gerade diese Unterschiede dem Unkundigen als Willkür erscheinen. So wird Haus, Maus, Zaun, Bauer, bauen aus hûs, mûs, zûn, bûr, bez. ahd. gibûro, bûan. Nur selten wird au aus altem ou, wie in Hause, hauen u.s.w. Dagegen entsteht Glōbe, kōsen, Rōch, Rōb aus mhd. gloube, koufen, rouch, rouben. Anknüpfend an Rōb könnte man zugleich auf franz. la robe, das Kleid, hindeutend bemerken, wie das französische Lehnwort unserm mundartlichen Bruder doch ähnlicher sieht als dem hochdeutschen. — Obersächsisch Rōm, Sahne, ging lautgesetzlich aus mhd. roum, mnd. rôm hervor, während nhd. Rahm nur eine entstellte Form ist.

Ähnlich verhält es sich mit nhd. ei aus altem ei und î. Die Mundart unterscheidet: Been, Steen, Seel (20[1]), heem (ahd. bein, stein, seil, heime) und mein, dein, sein, Weise (ahd. mîn, dîn, sîn, wîsa, mhd. wîse).

Der Diphthong uo wurde zu kurzem ŭ in Blutt, Hutt, Küchᵉn, Schüstᵉr, süchᵉn, flüchn, rüffn. Auf manchen Dörfern bei Rochlitz hört man jedoch noch eine Art Diphthong durchklingen: Guⁱt, Huⁱt, Bluⁱt. — Unser Stuffe, die Stufe (ahd. stuofa, mhd. stuffe), findet sich noch bei Lessing und Schiller (vergl. M. Heyne, D. W.). Sonst treffen wir geschichtlich berechtigte Kürzen noch an in Wörtern wie Fackelzuck (6), Schlack, Luck un Truck (Fackelzug, Schlag, Lug und Trug), wo sich zugleich der mhd. k=Laut am Ende erhalten hat: slac, luc, truc u.s.w. In der benachbarten Leisniger Gegend[2]) gesellen sich hierzu noch: Gräb, Gäbᵉl, Schnäbᵉl, Stübe, Sĭb, Fächᵉl (Vogel, hier sogar die mhd. Nebenform vagel!), Nĕbᵉl, Schĭbᵉr, Läbᵉr (Leder) u.s.w. So auch die im Gedicht mehrfach vorkommenden Verbalformen: gibbt, sitt, gabbs (giebt, sieht, gabs) und das in der Mundart noch nicht von der Präposition unterschiedene Adverb widder: „Ihr (ehe, ahd. êr) widdᵉr was wuchs" (22). — Rein erhalten haben sich

1) Die Zahlen hinter manchen Wörtern geben die Strophe im Gedicht an, in der sie vorkommen.

2) Vergl. Vortrag von Seminaroberlehrer Dr. Däbritz über „Altdeutsches in der Volkssprache der weiteren Umgebung von Rochlitz (bes. Grimma-Leisniger Gegend)", Sonderabdruck aus Nr. 39—42 (1899) des Rochlitzer Tageblattes.

alte Vokale in: Summer (8), Sunne (12), Tunne, murden, Burn (durch Umsetzung des r aus Brunn), Man'j, ahd. mânetac u.s.w.

Ja, wenn man Wörter wie „halle, Schalle (hell, Schelle) ins Auge faßt, könnte man versucht sein, an ein Festhalten von Klängen aus noch früheren Zeiten zu glauben. Denn hell bedeutet ahd. noch „laut, tönend", dann erst „glänzend" (vergl. Schade); es geht also auf denselben Stamm zurück wie „hallen". Daher wohl auch das Adverb „halleweck" noch an „laut" erinnert: z. B. „halleweck haun, ackern", d. h. flott, daß man's hören kann. Und wenn der ländliche Vater seinem kleinen „Döchenischt" (Taugenichts) mit „ann'r Schalle" droht, so tritt selbst diesem lautphysiologisch ungetrübten Homunculus die Empfindung von der schallenden Kraft des Wortes lebhaft vor die Seele. Hierbei kann man noch an Nachtigall, von ahd. galan neben gellan, erinnern.

Hinsichtlich der Konsonanten führt Beyschlag bloß das jetzt vielfach nur als Dehnungszeichen gebrauchte h an, das ursprünglich ch und c lautete, wie bei Rochlitz noch ziemlich häufig, z. B. sak (13 u. 15), mhd. sah, „sich a mal" (sieh einmal!), „zick de Schuh a" (mit Verdickung des ch zu ck), Rüche, hüch, rauch; vielleicht auch in Luchmähle, Lochmühle, aus ahd. lôh, lôch, Busch, Holz. — Die Kürzung des u kann leicht durch eine Verwechslung mit „Loch", die Höhlung, entstanden sein. Vielleicht ist lôch in Lüchau, Lüchberg (bei Dippoldiswalde) erhalten geblieben, während Luga, Lugberg (zwischen Dresden und Pirna) augenscheinlich von dem ähnlichen altslv. lagu, nsl. lôg, Wald, Hain, herrühren.

Im Anschluß an diese Namen seien gleich noch einige in der Rochlitzer Gegend allgemein bekannte Orts-, Flur- und Bergbezeichnungen mitgeteilt, in denen alte, vom Volke nicht mehr verstandene Wörter enthalten sind: Steinhübel, Wachhübel, Strude (hd. struot, sumpfige Stelle mit Buschwerk, was noch heute stimmt!), Himmelhartha (ein Dorf), Hartberg, der Haarth, von ahd. hart, waldige Gegend mit Steinboden. Wie vortrefflich in der Geographie bei der Namenserklärung des Harzgebirges zu verwenden! Dr. Pfau führt in seinem obengenannten Aufsatz noch einige weniger bekannte Flurnamen an, wie Brämbacker (ahd. brâma, Dornstrauch), Katzenzahl, Taubenzahl (zahl aus mhd. zagel, zail, der Schwanz), Eckert, Barkert, Äbsch, Biebrich, Luchsacker u. a. auf ehemalige Wald- oder Jagdverhältnisse bezügliche Ausdrücke.

Fr. Beyschlag will in höheren Klassen aus den mundartlichen Konsonanten noch das Gesetz der Lautverschiebung entwickelt wissen. Besser ist aber wohl noch das (obligatorisch eingeführte) Englisch dazu geeignet, indem dabei zugleich neue Wörter begrifflich entwickelt und dem

Gedächtnis eingeprägt werden, eine selbständige Denkarbeit, welche dem Schüler noch dazu viel Zeit und — gedankenloses Nachschlagen im Wörterbuch erspart.

Besonders beachtenswert sind im Rochlitzer Dorfdeutsch, um darauf wieder zurückzukommen, ferner die vielfach noch altertümlich gebildeten Ablautsreihen beim Zeitwort, wie in unserm Gedichte die Präterita bez. Partizipien runk'n, schuff'n, guff'n, suff'n, bunk'n, oder runk, klunk, wo das Plural = n auch in die Einzahl eingedrungen ist. Bei Formen wie fûl, gunk, funk, blûs hat sogar durch Analogiewirkung ein Übertritt aus der 7. und 8. Klasse in die 4. Klasse starker Zeitwörter stattgefunden. Dem Rückumlaut begegnen wir in den Formen stackt'n, schmackt'n, rackt'n, gesatzt. „Duchte" ist noch das richtige mhd. Präteritum von dünken bez. deuchten.

Im Präsens vernimmt man noch Formen wie billt („der ale Hund billt su"), es fleugt, kreucht, reucht, zeut, gleißt (glänzt). Von alten Fürwörtern weist das Gedicht nur die mhd. Nebenform unse (unsere) auf, das sich dem nd. ûse, uns, unse nähert, wie überhaupt der Einfluß des Niederdeutschen nicht bloß im sächsischen Vokalismus und Konsonantismus, sondern auch im Wortschatz stark hervortritt. Daher auch die zahlreichen Anklänge an das Englische. Unser vull, dull, babbeln oder babeln, schnabbn, grabschn, Delle, Kappe (Mütze, Haube), Kräbl u. s. w. sind niederdeutsch und zugleich englisch: full, dull, to babble, to snap, to grasp, dell, cap, cripple von to creep.

Der Nutzen, den uns mithin die Mundart als Dolmetscherin im englischen Unterricht gewähren kann, liegt auf der Hand. Erfreulich ist es darum, auch Fachgenossen anderer Dialektgebiete gleiche Bahnen wandeln zu sehen.[1])

Um den Schülern z. B. die im Hochd. nicht vorhandenen a=Laute in war, ward(en), small, all oder in mat, match, hat beizubringen, kommt man am schnellsten zum Ziele, wenn man sie an die meist schon gehörten mundartlichen Wörter war, es war a mal, wārdn, da kannste aw'r wārd'n, mei gārd'n, schmal, **Kal** oder Matze (Metze) erinnert: anne Matze Mahl.

Beim unbestimmten Artikel erklärt sich die Erhaltung des n vor vokalisch anlautenden Wörtern, wie bei an apple sozusagen von selbst, wenn man auf das fast gleichlautende an abbl hinweist; dagegen a Büch, wie im Engl. a book.

1) F. Beyschlag verweist z. B. auf ein Programm der Realschule zu Ludwigshafen für 1899 von Dr. Ernst Dannheißer: „Die Verwendung des Dialekts im Unterricht".

Die Hauptwörter Warmde, Längde u.s.w. mit der Bildungssilbe **de** entsprechen englischen Ableitungen mit **th**: warmth, length u. a.

Das undeklinierte englische Adjektiv wird verständlich durch den Gebrauch der unflektierten Form im Neutrum nach dem unbestimmten Artikel[1]): „a gutt Stick", der Unterschied zwischen adjektivischem und substantivischem Possessivpronomen durch das Nebeneinanderstellen von: mei Haus, dei Haus und englisch my house, thy (your) house; aber: das Haus ist meine, deine: The loss was more mine than yours.

Das persönliche Fürwort der 3. Person he entspricht dem mundartlichen „ha".

Überraschende Ähnlichkeiten haben besonders manche Verbalformen: „du willt, du sullt" in der 2. Pers. Sing. und englisch thou wilt, shalt. Auch die 3. Pers. von „sein" und to be: „ha is", he is.

Ebenso viele unregelmäßige bez. starke Zeitwörter:

to lay, laid, laid: lān, lāde, geläd,
to say, said, said: san, sade, gesad (altenb. sēde),
to drink, drunk, drunk: drink'n, drunk, gedrunk'n,
to ring, rung, rung: ringn, runk, gerungn,
to sing, sung, sung: singn, sunk, gesungn,
to stink, stunk, stunk: stink'n, stunk, gestunk'n,
to spring, sprung, sprung: springn, sprunk, gesprungn.

Die Entstehung der Partizipendung ing läßt sich durch Hinweis auf ähnlichen Lautwandel in **Linge**, **Winge** aus Linde, Winde erklären, besser aber noch durch die bei Mansfeld vorhandenen gleichlautenden Formen: lining, stihning, liegend, stehend.

Dieselbe Übereinstimmung zeigt der syntaktische Gebrauch des Hilfszeitwortes „dûn", to do, zur Bildung der Frage und Verneinung: ich dû nich lach'n, I do not laugh; dûn se denn lach'n? Do they laugh? — So auch in Verstärkungen: „Da däd 'ch aw'r lach'n!" Ha sullte kumm, un ha dat kumm! Ha dutt nich garne rädn; aw'r wenn'r räd'n dutt, da rädt er o laut: He does not like to speak much, but if he does speak, he speaks to the purpose.

Häufiger jedoch als bei der Formenlehre wird man Volksausdrücke zur Beleuchtung englischer Wörter heranziehen können, um so die Aufmerksamkeit der Schüler dafür zu gewinnen und dadurch bloße „Vokabeln" in merkwürdige Worterscheinungen und Begriffe umzuwandeln. Welche Freude bereitet man den Schülern, wenn man sie

1) Ähnlich auch im Altenburgischen, vergl. Dr. O. Weise, Die Altenburger Mundart, Eisenberg 1889.

darauf aufmerksam macht, daß Wörter wie head, flesh, knife, to loiter, die ihnen zunächst so fremd vorkommen, im Grunde nur alte Bekannte sind; denn alle haben gewiß auf dem Markte oder auf dem Lande schon „Fleesch" und „Krautheed" (ags. héafd, hd. Haupt od. hyperhochd. Krautheid!) gehört, oder von einem rimluddernden (herumlotternden) Menschen.

Bei knife kann man zunächst noch an das französische canif erinnern, was vielleicht einige veranlaßt, das Wort daher abzuleiten. Ein Trugschluß, aus dem Voreilige lernen können, daß Vorsicht auch die Mutter der Wortableitung ist. Um so gespannter vernehmen sie dann, daß umgekehrt das französische Wort von dem deutschen, aber nicht von obers. Kneif, sondern von nd. knîf, knîp, ags. cnîf stammt, dem auch das afr. Deminutiv cnivet entspricht.

Zu ähnlichen naheliegenden Vergleichen ließen sich wohl noch mancherlei Wortgruppen zusammenstellen, wie bilberry aus blue-berry d. h. Blau- oder Heidelbeere, hay und ear, in Rochlitzer Mundart: Hai und Jre (Kurnîre), harvest, Ernte, und obers. Harbst (ahd. herpist, zu griech. karpós, Frucht, lat. carpere, pflücken gehörig).

Wie mühen sich auch die Gleichgültigsten in der Klasse, wenn es beim eifrigen Lesen von W. Irvings „Tales of the Alhambra" bez. „The Mason's Tale" gilt, einem Ausdrucke wie dem seltsam klingenden curmudgeon auf die Spur zu kommen. Mit welcher Befriedigung vernehmen diejenigen, welche mitteilen konnten, daß unser obers. Maukje oder Maudje, wie Dorfkinder ihren Obstversteck nennen, die Brücke dazu bildet, indem es auf mhd. mûchen, verstecken, bez. mocken, versteckt liegen, hinzeigt, das als deutsches Zeitwort zwar ausgestorben, dafür aber merkwürdigerweise noch heute in der französischen Provinzsprache in zweifacher Gestalt als mucher und musser (afr. mucier) lebt.

Demnach könnte curmudgeon (nicht etwa verderbt aus corn-merchant, wie Chambers will!) habgieriger Kornverstecker bedeuten, der den Schülern natürlich ungleich leibhaftiger vor die Augen tritt und wohl auch lebendiger in der Erinnerung bleibt, als der schattenhaft danebenstehende „Geizhals". Zu vergleichen ist hierzu schließlich noch schweiz. mauchen, heimlich naschen (s. Schade) und nd. mukken, heimlich beseitigen, sowie nhd. aufmucken, abmucken u.s.w. (s. Doornkaat).

Wichtig ist aber das Beispiel besonders noch, insofern es uns zeigt, welche Bedeutung unter Umständen auch den französischen und englischen Mundarten im Unterricht der Oberstufe beizumessen ist.

Und zuletzt, nicht am letzten, gewinnt hierbei der sonst durch die alljährigen Wiederholungen leicht reizlos werdende Lehr- und Lesestoff

auch für den Lehrer selbst immer wieder neue Anziehungskraft, zumal wenn die also angeregten Schüler allmählich aus eignem Antriebe beginnen, derartigen Wortverwandtschaften nachzugehen. Man freut sich nicht wenig, wenn z. B. beim Übersetzen des Wortes brain, Gehirn, in der Klasse gefragt wird, ob das bei Magdeburg gehörte bregen wohl damit zusammenhängt, oder der norddeutsche Familienname Plögbiel mit plough, der Pflug.

Wesentliche Dienste kann dem reiferen Schüler hierbei die Bekanntschaft mit der Lautverschiebung leisten, die an dieser Stelle nochmals hervorgehoben sei. Wer ihre einfachen Gesetze begriffen hat, weiß z. B., daß der englische Reibelaut v in to live dem nhd. b in leben entspricht, und übersetzt dann mühelos to give, to weave u.s.w. Von pepper, nhd. Pfeffer ausgehend, verdeutscht er sich auch pipe, pound, penny, to gripe u.s.w. Nach dem Muster von bridge, Brücke erkennt er im engl. hedge unser Hecke, in edge, crutch, to stitch, to thatch: Ecke, Krücke, sticken, decken u.s.w. Der Hinweis auf two, twelve erschließt ihm das Verständnis für toll, tide, tame u.s.w. Die Ähnlichkeit von to make und „machen" überträgt er auf to wake, sake, cake, letzteres sogar mit dem Lächeln süßer Erinnerung.

Das deutsche Lehngut im Französischen, das uns in diesem Kapitel schon mehrfach entgegentrat, mahnt uns, auch die unterrichtliche Bedeutung der Mundart für die französische Sprache noch ein wenig ins Auge zu fassen. Es ist mehr als selbstverständlich, daß die Berührungspunkte zwischen zwei so grundverschiedenen Zungen wie der eines deutschen bez. sächsischen Landmannes und der eines „eleganten" Parisers weit weniger zahlreich und tiefgehend sind als zwischen verwandten Idiomen, wenn auch der brave Biedermann gern das rühmliche Beispiel unserer vornehmen „Kavaliere" und „Damen" nachahmt, die durch allerlei „graziöse" Fremdwörtlein ihrer Sprache durchaus ein feineres „air" zu geben suchen.

Daraus erklären sich eine Menge oft gebrauchter mundartlicher Lehn- und mundrecht zugestutzter Fremdwörter, von denen hier nur ganz wenige angeführt sein mögen, so: Barbli (parapluie), Schibl (von chapeau, älter. chapel), Pulîr (von parler, Übergangsform pallirer[1]), laweet (être la bête, Spielausdruck), befekt, meschant, misserawᵉl, expräperîrn, reesenîrn, lamedîrn, Dischkur, dischkerrîrn (wahrscheinlich mit volksetymologischer Beziehung auf „Tisch"), buse, nobligt, klawastᵉrn. Das letztere leitet Söhns (s. Parias S. 70) von ahd. chlaphôn, engl. clap ab; besser vielleicht von span. calabazada,

1) Vergl. Rochlitzer Hüttenordnung, herausgeg. von Dr. Pfau, 1896, S. 56.

Schlag an den Kopf (s. Laus. Mag. Bd. 39). — Aus „Kommunalgarde" wird, augenscheinlich unter Anlehnung an Kommunion, Kommunialgarde; fourrage, das seinerseits aus Futter entstanden ist, verwandelt sich in Futterasche, wozu noch Kleedasche, Bammelasche u. s. w. treten.

Ähnlich zeigen einige ursprünglich deutsche, wenn auch nicht gerade sächsische Dialektwörter, welche weite Auslandsreise sie erst zurücklegen mußten, um französisch „frisiert" in ihrer Heimat gebührend gewürdigt und „chic" befunden zu werden, wie z. B. drogue (nl. droog, obers. dreuge), boulevard, aus Bollwerk, sächs. Bullwark. — Wie stutzen die jugendlichen Fremdwörterfreunde, wenn sie hören, daß ihr so beliebtes „souper" von la soupe, weiter zurück aber von nd. sûpen, saufen, kommt!

Hinsichtlich der Unterstützung der französischen Aussprache hat unsere Mundart, wie Paul Schumann in seiner „Französischen Lautlehre für Mitteldeutsche" zeigt, eigentlich nur eine negative Bedeutung, verdient aber gerade deshalb um so größere Berücksichtigung, wenn die durch sie gebotenen Hindernisse überwunden werden sollen, zumal selbst die gebildeten Mitteldeutschen, und wir in Sachsen obenan, ihre heimische Mundart kaum je ganz verleugnen. Sie sprechen nur Mundart Nr. 3, während der Spießbürger Nr. 2 und der Landmann Nr. 1, d. h. die echte, spricht.

Hier hat auch, um dies beiläufig noch für das Deutsche nachzuholen, der Unterricht im Rechtschreiben einzusetzen.

Ganz leer geht indes auch die französische Grammatik nicht aus. So kann man zur Erklärung der Liaison ganz gut wieder auf die Erhaltung des n vor Vokalen bez. auf das Herüberziehen von Schlußkonsonanten zu vokalisch anlautenden Wörtern hinweisen: mei|n_Unkel, heut_Amd, heute abend.

Statt „vor drei Jahren" heißt es auf dem Lande, 's sinn nu drei Jahr har, wie franz. il y a trois ans.

Die mundartlich mit 'r, s^{e}n, sn gebildeten partitiven Genitive: „Ich habb' sn satt" und „m^{e}r hunn'r simfe" entsprechen genau dem franz. j'en ai assez, nous en avons cinq. „Ha war'sch'n wârt" il en était digne. Vergl. hierzu das Altenburgische nach Dr. Weise a. a. O.

Weitere Parallelen hinzuzufügen, muß jedem Lehrenden nach dem Vorteil, den er sich davon verspricht, selbst überlassen bleiben. — Hier galt es, wie auch bezüglich des Deutschen und Englischen, zunächst nur einige aus der Erfahrung geschöpfte Beispiele anzuführen, und nicht etwa ausführliche Lehrvorschriften, geschweige denn ein vollständig ausgearbeitetes Lehrverfahren aufzustellen; denn ein solches kann und wird naturgemäß

erst aus dem Zusammenwirken einer hoffentlich bald erfolgenden, vielseitigen Aussprache über den Gegenstand hervorgehen, wozu dieser bescheidene Beitrag bloß mit anregen möchte.

Wir wenden uns nunmehr dem mundartlichen Sprachgut zu, wie es uns reichhaltig und mannigfaltig besonders im Wortschatz der Rochlitzer Pflege entgegentritt, indem wir natürlich auch weiterhin das unterrichtliche Moment im Auge behalten, ohne es jedoch immer ausdrücklich hervorzuheben.

Selbstverständlich kann hier nur von einer Auswahl aus dem Wortschatz im engeren Sinne die Rede sein, wozu wir nur solche Ausdrücke zählen, welche das heutige Schriftdeutsch entweder gar nicht aufweist, oder welche im Volksmunde doch so eigentümliche Formen und Bedeutungen bewahrt oder entwickelt haben, daß man sie als sprachliche Sonderlinge betrachten kann. Nach Alter, Gepräge, Herkunft und Begriffsinhalt zerfallen sie in mehrere Hauptgruppen.

Die erste Reihe, die wir ins Auge fassen und die der Zahl nach allerdings die letzte sein würde, ist gleichwohl die sprachgeschichtlich wertvollste. Sie besteht nur aus Wörtern, die zum älteren oder ältesten Stammgut unsrer Muttersprache gehören. Aus dem Neuhochdeutschen verbannt, vom vornehmen Städter verschmäht, haben sie auf dem Lande noch eine letzte Zufluchtsstätte gefunden. Aber auch da fängt man bereits an, sie zu meiden und zu vergessen. Sie gleichen würdevollen, altersgrauen Veteranen, deren Tage gezählt sind.

Ein solches fast schon vergessenes, obgleich schon durch Sänger geadeltes Wort ist ande, mhd. ande, ahd. Subst. anado, ando, anto, anda, auch ags. anda, Kränkung, schmerzlich erbittertes Gefühl. „Es thut mir ande", dän. u. schwed.: Det gjör mig ondt, heißt: es thut mir weh, leid. — Wenn z. B. jemand das Elternhaus, die Heimat verläßt, „da dutts'n su ande" (2), genau so, wie es schon im Gudrunliede bei Hildes Flucht von der Mutter heißt:

„Der alten küniginne wart nâch ir vil lieben tohter ande."

(Kudrun VII, 446, Ausg. E. Martin.)

Die andere Bedeutung, an die Söhns erinnert: schlecht, böse, schlimm, ist dem Deutschen verloren gegangen, findet sich aber noch im Skandinavischen, z. B. dän.: ondt Vejr, en ond Handling, schlechtes Wetter, eine böse Handlung.

Ebenso alt ist angen. Adelung (Wörterb. I, 275) bezeichnet das Zeitwort bereits als „veraltet"; nur kann seine Erklärung nicht genügen. — Die indogerm. Wurzel von angen, thür. anken, Nebenf. ankſen (ähnlich auch in Riga), d. h. stöhnen, ist angh, germ. ang. — Daraus ging außer dem ahd. Verb angan, ankan das ahd. Adj. angi,

Adv. ango, mhd. ange, sowie das nhd. Subst. Angst, ahd. angust hervor, das also mit lat. angustiae nur urverwandt ist. In „Nib. Not" heißt es noch angest: „er sold ân angest sîn" (Wackern. Leseb. Sp. 702). Durch Verschmelzung mit der verstärkenden, unbetonten Vorsilbe bi oder be entstanden (nach Heyne) daraus erst bang(e) und bangen. Angen und Bangen sind sonach ziemlich ein und dasselbe und haben vielleicht gar durch formelhaften Gebrauch die oft gehörte Entstellung: „(H)angen und Bangen in schwebender Pein" (statt Langen und Bangen) mit auf dem Gewissen. Das vorgesetzte H könnte sich sehr leicht dazu eingefunden haben, da man mit dem Vorsetzen oder Weglassen von h vor vokalisch anlautenden Wörtern im 17. Jahrhundert sehr willkürlich verfuhr (s. Lexer).

Um die Dreizahl der begrifflich sich nahestehenden Altsassen zu ergänzen, gesellt sich dazu noch barmen, d. h. klagen, jammern, womit man aber mehr das übertriebene Gefährlichthun, das gewohnheitsmäßige Ach- und Wehrufen bezeichnet: „Na, die barmt was zesamm, die ale Hungern", d. h. die alte Frau Hunger. — Der Ursprung des Wortes ist ebenso unsicher wie von erbarmen, von dem Söhns (Parias 78) es getrennt wissen will. Dagegen spricht eine sehr beachtenswerte holsteinische Redensart, in der es heißt: „Et mag en Steen in de Eer (Erde) barmen". (S. Schütze, Holst. Wörterb. I, 70.)

Wahrscheinlich gehen doch wohl beide Wörter auf den gleichen Stamm zurück, sei er nun ahd. barm, parm, Schoß, oder was wahrscheinlicher, got. arman, bez. arms, arm, unglücklich, miser. — Der im Gotischen fehlende b-Anlaut könnte sich ähnlich wie bei bangen eingefunden haben, wozu hier noch die naheliegende Verwechslung beider Stämme beitragen konnte. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß gerade in allen Sprachen, die das Subst. barm besitzen, vom Gotischen bis zum Neuenglischen und Skandinavischen, das Zeitwort ganz und gar fehlt.

Sehr zu beklagen ist im Schriftdeutschen, wie teilweise auch schon in der Mundart, das Verschwinden der einfachen Zeitadverbien hinte und nächten, denen vielleicht auch heuer bald folgen wird. Das Neuhochdeutsche hat dafür bloß schwerfällige Umschreibungen, wie „heute nacht" für die ahd. accusative Verbindung hia naht, allmählich zusammengezogen zu hinaht, heinaht, heinet, heint und hinte. Noch Paul Gerhard singt: „Heint (nicht ‚heut', wie man das Wort jetzt unrichtig verhochdeutscht hat!) als die dunklen Schatten mich ganz umgeben hatten." — Schon vergessen erscheint der ursprüngliche Begriff in Goethes Götz V, wo die Zigeunermutter der Tochter zuruft: „Flick das Strohdach, gibt hint Nacht noch Regen."

Statt nächten, ahd. Dat. Plur. nahtun, mhd. nechten, sagen wir nach französischem Muster „gestern abend".

Ähnlichen älteren Sprachresten begegnen wir auch in den Adverbien itze, itzj'r Zeit, itzund (mitunter sogar noch itzunder), längs'n (mhd. lanceine oder lancsême, langsam), risch (frühzeitig, mhd. risch, hurtig, gewandt), äbjt (ahd. abuh, mhd. ebich, ebch, abgewendet, verkehrt), galj'n (mhd. gaehelîche, gaelîche), während nhd. jählings aus mhd. gaehlinge entsprossen ist.

Häufiger noch hört man die gern zusammen gebrauchten Adjektive eelitzj und imzechtj: „Se kumm alls eelitzj un imzechtj", sie kommen immer einzeln und abwechselnd.

Den tieferen poetischen Anschauungsgehalt von eelitzj ahnt freilich der heutige Landmann nicht mehr. Aber unseren Vorfahren hat er wohl lebhaft vor der Seele gestanden, als im 9. Jahrhundert Otfried im „Christ" der Jungfrau Maria auf die Ankündigung Gabriels hin die Worte in den Mund legte:

„Wio mag iz ſo werden wâr, thaz ih werde suángar?
mih ſo gómman nihein in mîn múat ni biréin.
Háben ih giméinit, in múate bicléibit,
thaz ih éinluzzo mîna wórolt nuzzo."

Wie mag es wahr je werden, daß ich schwanger werde?
Nie ist ein Mann in den Sinn mir gekommen.
Hab' ich beschlossen und im Herzen erwogen,
Daß mein Los, alleingestellt der Welt zu nützen.

Ahd. hluz oder luz, von hliozan, ist (s. Sch.) „der durchs Los zugefallene Anteil", einluzzi ist das Adjektiv und einluzzo das Adverb dazu. Wer „einluzzo" leben sollte, dessen Schicksal war es sozusagen, sich als „en ênlôpen minsk" durch die Welt zu schlagen, wie der humorvolle Ostfriese sich ausdrückt.

Die schriftdeutsche Form von imzechtj ist umzechig, verkürzt umzech. — Ausgehend vom ahd. gizehon, a/e. teohhian, anordnen, einrichten, got. teva, Ordnung, tevi, Schar, begreift man die Vieldeutigkeit des mhd. Zunftausdruckes zeche: Ordnung, Reihenfolge, Vereinigung von Standesgenossen, sowie deren Dienst, Werkplatz, Zusammenkunft, Versammlungsort, Kostenbeitrag, gemeinsames Essen und Trinken und, nicht zu vergessen, — die Wirtsrechnung dafür! In der bereits erwähnten Rochlitzer Hüttenordnung von 1486 (s. Mitteilung des Rochlitzer Geschichtsvereins 1896, S. 81 und 91) bedeutet „Zeche", wie auch im heutigen Bergmannsdeutsch, noch Hütte, Arbeitsstelle, und „zechen" auf einer Zeche arbeiten oder arbeiten lassen. — Dem langen Fortbestehen dieser Zechen mag auch die mundartliche Erhaltung des Wortes in der Rochlitzer Gegend mit zu verdanken sein. Früher wurde dann auch das Vieh „um die Zeche" gehütet. Wie trefflich das Wort

im Verse verwendbar ist, zeigt eine Zeile des seinerzeit hochgepriesenen Hofpoeten Friedrichs I., Joh. v. Besser: „Es wechsel umzech Freud und Leid!" Der nach Kürze und Sprachkraft ringende moderne Dichter beneide ihn nicht, sondern ahme ihm nach.

Ein weniger gebräuchliches Wort ist beniemen. Es hat zwei, von jüngeren Leuten meist schon verwechselte Bedeutungen, die auf zwei verschiedene Stämme zurückweisen. Beniemen, festsetzen, feststellen geht zurück auf das mhd. beneimen. In einem Vertrage, Kaufe z. B., muß alles genau beniemt sein. „Sie beniemte einen Tag" (s. Hoffmannswaldau, Heldenbr.). — Dagegen beniemen, oder nach Weigand historisch richtiger benimen, namhaft machen, kommt vom mhd. benemen, ahd. binemnian, got. namnjan. — Grimm führt dazu einen Spottvers Logaus an:

„Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich schnöde.
Weiber, die man from beniemt, sind gemeinlich blöde."

Ein lehrreiches Beispiel, wie zufällige Ähnlichkeiten leicht zu irrigen Schlüssen führen, ist das mundartliche Zeitwort spellen. Man könnte, wie es thatsächlich vorgekommen, versucht sein, die Arbeit des Holzspellens mit dem engl. to spell words zu vergleichen und das letztere gewissermaßen als ein „Wörterspalten" zu erklären. Bei näherer Prüfung ergiebt sich jedoch, daß das bei Lessing und Uhland noch vorkommende spellen nur die nd. schwache Nebenform zu hd. spalten ist, indem ll offenbar nur das assimilierte lt ist. Das engl. to spell dagegen mit seinen zahlreichen bildlichen Bedeutungen, wie entziffern, ergründen, bedeuten, lesen, studieren, kann bloß mit ahd. spellon, reden, erzählen, darstellen zusammenhängen, von dessen Subst. spel wir als einzig sichern Überrest noch Beispiel besitzen, da die gleiche Ableitung von Kirchspiel neuerdings bezweifelt wird. Im Ostfriesischen (s. Doornkaat) lebt das Wort heute noch in der Bedeutung von buchstabieren, sagen, künden u. s. w., wie auch bereits im got. spillon, ahd. spellon, und in der daraus hervorgegangenen romanischen Sippe: afr. espeler, prov. espelar, nfr. épeler, was bildlich auch „mit Mühe lesen und sprechen" bedeutet.

Unter nixen, das als Zeitwort sonst nirgends bekannt zu sein scheint, versteht man ausgelassenes Necken und Spielen: „da nixt'n se rim" (nämlich die Kinder, Str. 4). Der Begriff stimmt also genau zu dem Wesen und Treiben der bekannten Wassergeister. Die Ableitung kann daher kaum zweifelhaft sein, und zugleich dürfte damit der von Kluge als dunkel bezeichnete Ursprung des ahd u. mhd. nicht belegten Verbs necken gefunden sein, wofür namentlich die thüringische Nebenform necksen spricht. Gewaltsamer wenigstens erscheint es, mit Sanders zu

vermuten, das Wort könne durch eine Zusammensetzung wie hohnecken, ähnlich wie ausecken, unter Einmischung des Gedankens an das neckische Wesen der Necken entstanden sein. — Die ahd. Namensform ist nib(h)us, nichus, niches, z. B. in der Wendung: „von einem schlangenartigen Nichus umspukt". — Die mehr nordische Form (schw. nek, dän. nök) findet sich bei Weigand belegt: „Es taucht empor der Necken", und bei G. Stolberg liest man: „Heut' Nacht neckten mich fatale Träume".

Hier benutze man die Gelegenheit, im Sinne Lyons und Beyschlags auf den im Volke noch vielfach verbreiteten altgermanischen Glauben an Wasser-, Erd- und Luftgeister belehrend hinzuweisen. Denn in der Rochlitzer Gegend blieben in Ortsbezeichnungen wie Nixberg, Nixwink'l, Nixbimb'l (tümpel), Deifelsuf'n (Teufelsofen) nicht bloße Namen, sondern im Anschluß daran auch allerlei sagenhafte Erzählungen erhalten, welche das Fortleben jener übernatürlichen Wesen in der Phantasie des Volkes bestätigen. Um z. B. Kinder vom Wasser fernzuhalten, ruft man ihnen drohend zu: „Euch ward schunn nach d'r Nix neihûln" (4). Eine eigentümliche Dorfschwester, bez. auch nur ein ländlicher Beiname der Nixe scheint die von C. Pfau (a. a. O.) erwähnte „Deichhubbe" zu sein. So glaubt man auch hier und da noch an das Widd'nheer (wütende Heer) und allerlei feurige Erscheinungen, wie Irrlichter, Feuerscheiben, Drachen u. s. w., wovon wir demnächst einmal Näheres mitzuteilen gedenken.

Vollständig vergessen hat man dagegen jede mythologische Vorstellung bei dem oft gebrauchten Adjektiv butzig, das nach Grimm „klein" und „drollig" bedeutet. Das Zustandekommen der letzteren, hierzulande allein bekannten Bedeutung erklärt uns der Name einer gespenstischen Schreckgestalt: der Butze, Butzen oder Butz, wie drulligt, drollig, aus Droll (altnord. tröll, schwed. troll, dän. trold, Kobold) geworden ist. Aus Butze entstand später Butzemann; noch jetzt im Kinderlied: „es tanzt der Bi-, Ba-, Butzemann." Der mhd. butze erscheint als ein Klopfgeist, so daß man das Zeitwort bôzen, ahd. bôzan, engl. to beat, schlagen, stoßen, als Stamm ansehen kann, wie ja auch von Amboß (ahd. anabôz) und Beifuß (ahd. bîbôz, d. h. das zur Speise gestoßene Gewürz). Von der zahlreichen, weitverzweigten romanischen Vetternschaft, mit der uns Diez bekannt macht, greifen wir nur einige der bekanntesten heraus, wie it. bottare, span., prov. botar, fr. bonter, stoßen, bout, das Ende, aboutir, zu Ende gehen; ferner it. bottone, span., prov. boton, fr. bouton, engl. button, Knospe, Knopf; schließlich it. bozza, fr. bosse, Buckel, Beule, fr. bossu, buckelig, bosseler, bucklig machen, getriebene Arbeiten fertigen. Dem letzteren entspricht deutsch bosseln, „kleinlich

künsteln", das Heyne als unmittelbares Iterativ von mhd. bôzen ansieht, während Kluge es aus fr. bosseler ableitet. Unser oberſ. buss'ln, rimbuss'ln bedeutet gleichfalls „tändeln, spielende Arbeit oder Thätigkeit verrichten". Davon wieder die Koseform Buss'l, munteres Mädchen, Schätzchen.

Alten Verbalstämmen begegnen wir ferner in vielen nur mundartlich noch erhaltenen Wiederholungs- und Verstärkungsformen, wie biw'rn, zittern, von beben, mhd. biben, heck'rn von hocken, kleck'rn von klecken, rank'rn von ranken, turk'ln, taumeln, mhd. torkeln, dorkeln, von turc, Taumel, Fall, kepp'ln, mhd. koppen, plötzlich steigen und fallen, dämm'ln, mit den Füßen zusammentreten (z. B. Heu, Stroh, Kraut u.s.w.) von ahd. tamen, Lärm, daps'n, geräuschvoll auftreten, von mhd. tape, Tierpfote, nûsch'ln, undeutlich reden, von ahd. niselên, durch die Nase reden, ursch'ln, wählerisch essen oder fressen, got. uskiusan, auswählen, bäs'ln, unruhig umherlaufen, von mhd. bisen, umherrennen. So heißt es in einer poetischen Verherrlichung des Sommers:

In Summer is es o ſu hibſch:	Vergl. hierzu das altengliſche Lied:
Da bläkt (blökt) das liebe Vieh.	Sumer is icumen in; beſond. folg. Zeilen:
Da hubbt der Buck, da ſpringt das Schwein,	Nach dem Lamme blökt das Schaf,
Un bäſeln o de Kih!	Brüllt nach dem Kalb die Kuh,
	Der Stier, er ſpringt, der Bock, er ſtinkt u. ſ. w.
	(Müller, Geſch. der engl. Litt. S. 89.)

Balf'rn, laut schelten, ist mhd. belfen, Nebenform zu bellen, und das bekanntere schurig'ln, ahd. scurgan, mhd. schürgen, stoßen, schieben. Die Häufigkeitsform schurgeln, schurigeln (s. Heyne) findet sich schon im Simpl. 1,50: „das Lumpengesindl schurriegelte mich". Daher stammt auch „Schurke".

Von boshaften Durfklatschen, die nie fertig miteinander werden, sagt man: „Die hunn eejal was ze bägs'n". Auch von kläglich gackernden Hühnern heißt es, sie bägsen. „De âln Hinner bägs'n su, m'r krein ann'r Watt'r." Wahrscheinlich geht das Zeitwort auf das bereits im Nibelungenlied vorkommende bâgen, streiten, zanken, zurück, von dem es bloß eine Verstärkungsform ist, wie deebs'n, Deebs von toben. Auch im Muspilli „dâr pagant" Engel und Teufel um die Seele.

Betreten wir den Gutshof und das Bauerngehäfde, wohin wir uns bei der Erwähnung der „bägsenden" Hühner versetzt sehen, so vernehmen wir noch mancherlei altertümliche oder merkwürdige Namen und Ausdrücke. Da es vor einer Stunde noch gehörig gerânt (geregnet) oder gedreeſcht hat (ahd. driusan, fallen, jedenfalls auch schon mit der Bedeutung des Wasserherabfallens, worauf das abgeleitete it. strosciare, herabströmen, hinweist), so ist es ratsam auf der Heiste zu bleiben,

d. h. auf dem erhöhten Plattenwege, der am Hause hinführt. Daher rührt wahrscheinlich auch der Name, der in Thüringen auch Haisde oder Häuste lautet. — Auf einer Bank steht ein gesprungener Asch, den der Dubbstrick'r (Topfbinder) ausbessern soll und der uns daran erinnert, daß die Äsche ursprünglich aus Aschen- oder Eschenholz hergestellt wurden. — An der Thür lehnt der Vorstbesen oder die Kehreule, womit die Stowe (ahd. stuba, a/e. stofa, nd. stove) ausgekehrt wird. Der Vergleich mit dem buschigen Nachtvogel (ahd. uwila, mhd. iule) liegt nahe; auch im Ostfries. heißt der Vorstbesen Ule oder Ulenkop. — Im Hause, d. h. auf der Hausflur, steht die Ab'rnquetsche zum Zerdrücken „gekucht'r Ab'rn" oder Erdbirnen (Kartoffeln) und der „Stammdruck" (Stampftrog, mhd. troc) oder anstatt dessen auf größeren Wirtschaften die Runksmaschine. „Da wârn Karbse, Runk'ln, Krautstrink'r, grine Ab'rn un Kuhrîm (Kürbisse, Runkelrüben, Krautstrünke, ungekochte Kartoffeln und Kohlrüben) gerunkst." Runksen, verstärkt aus runken, heißt: in grobe Stücke zerkleinern. Daher versteht man unter Runks bildlich einen groben Menschen. Außerdem bedeutet es auch „Brotknaus oder Ranft", nach Grimm von „Rumpf".

Lieber als die Runksmaschine ist den „Kinnern" (Kindern) der gewöhnlich auch noch im „Hause" befindliche Brotschrank oder die Kapp'l (jedenfalls von mittellat. capella, Chormantel, Reliquienschrein u.s.w.).

In der Stube bemerken wir außer dem gewöhnlichen Hausrat (Möbel oder gar meubles giebt es noch nicht!) einen alten See'r (mhd. seigaere) und eine Beue oder Wiege. In Thüringen sagt man dafür noch Buje und Boje (s. Hertel a. a. O., S. 71), so daß man die Ableitung von mhd. böugen, boigen, nhd. beugen, dem Faktitiv zu biegen, wohl annehmen kann, zumal biegen auch hin- und herbewegen, schwingen bedeutet, sogar schlagen, stoßen: daher Bock, Sturmbock; und wohl ebenso nd. Boje, Ankertonne, wegen der immerzu schwankenden Bewegung. O. Weise (a. a. O.) hält freilich die Wörter für „schwerlich verwandt". Darüber zerbricht sich jedoch das junge freundliche Mädchen, das an der Wiege sitzt, den Kopf nicht. Dafür singt sie dem Brüderchen, den sie „eibeun" soll, leise zu:

„Heiebeue, heie,
Schreie, Junge, schreie,
Spricht der Vater: busch, busch, busch,
Junge, halt' de Gusch, Gusch, Gusch!"

Unter dem Kannebee steht noch eine Hitsche (Hütsche), d. i. ein Gerät zum Hutschen (namentlich für kleine Kinder). Die lautmalende

Bedeutung des aus mhd. hussen, hutzen, hutschen, ähnlich wie rutschen, entstandenen Wortes ist noch in „Kasehitsche", d. h. kleiner Kinderschlitten, erhalten. Bildlich versteht man unter Hütsche eine schlappige, schleppend oder schlürfend gehende Frauensperson. — Hinter dem stattlichen eisernen Ofen (der altmodische Kach'lûf'n ist längst verschwunden!) ist die Helle (Hölle), d. i. der Raum zwischen Ofen und Wand. Hier steht in der Warmde das Geschiede (das Schuhwerk). — Am „Uf'n-gesteng'l" (d. i. den Stangen oben um den Ofen) hängen die nassen Sachen zum „Dreug'n" und manchmal auch noch die Quahle (Handtuch).

Dieses selbst auf dem Lande vielfach schon belächelte Wort hat gleichwohl eine ziemlich anständige Verwandtschaft und eine auch für Schüler lehrreiche Geschichte, die mit den ahd. Formen duahilla, twahilla, mhd. twéhele beginnt, bez. ahd. dwahan (twahan), waschen. Aus twahilla wurde auf romanischem Gebiet it. tovaglia, span. toalla und afr. touaile, woraus das engl. towel hervorging, nicht erst aus nfr. touaille, das man gewöhnlich als Stamm angiebt.

Im Deutschen hat das Wort zwei Formen entwickelt. Die lautgesetzlich richtige Gestalt ist Zwehle, das noch in dem Briefe eines Wilddiebes im 16. Jahrhundert vorkommt (s. Museum für Rochlitzer Geschichte) und in der Schweiz noch heute als Zwächeli. — Im Obersächsischen aber wurde ahd. tw zu qu, wie sich ahd. dwërah und twerh in zwerch (Zwerchfell) und quer (Querpfeife) umwandelte.

Ein geringeres Handtuch bez. Wischtuch heißt Dreughad'r.

Begeben wir uns hierauf in den Kihstall, da sieht man seine halle Freede (helle Freude), da ist alles im Lote (Richtmaß). Nur eine Kuh ist galle (ahd. und mhd. galt, unfruchtbar, milchlos), dafür sind „Stick'r fire aw'r fimfe naumelk'n", d. h. neue Milch gebend, mhd. melch(e), melke(n): „De Schecke, de Schwarze, de Rute, de Blesse, de Braune" und wie sie alle heißen: lauter „Staatsvieh!"

„Die âln Kihe krein aw'r o was Dichtg's hengeschutt (hingeschüttet): in Summer dann Klî un dann Gemank (mhd. gemanc, Gemenge, Mischung, gemischtes Getreidefutter) und im Winter die gute Sîde oder Seede" (mhd. sîde)!

Dieses letzte Wort hat übrigens Veranlassung zu einem Spottvers gegeben, mit dem man in M., wo es Sîde, Ziege u.s.w. heißt, die vom Nachbardorfe ärgert, die Seede, Zeege sagen:

„Ich zok de Steef'ln a
Un gink bei de ale Zeeje,
Un gabb'r a Faß vull Seede."

Dieses schöne Sprüchlein wird gerade von der Grußemad oder -moid (nach Altenburg zu -meed) gesungen, um die Kleenemad, die dumme

Zulle (mhd. zol[ch], Klotz) damit zu necken; denn das Weibs'n (mhd. wibes name) ist gerade „beim Beschicken", d. h. mit dem Besorgen des Viehes beschäftigt, und da muß „a wink Spaß un Alberei" gemacht werden.

Im Hofe regt sich das Manns'n (mhd. mannes name). Der Kleeknecht scharrt (schirrt) de Pfare (Pferde) ein, der Grußknecht untersucht die Peitsche (das slav. Wort hat hier das deutsche Geißel verdrängt!), ob noch eine gute Schmitze (mhd. smitzen, engl. to smite, schlagen, geißeln) dran ist. Er ist „an al'r, darb'r Dreem'l (mhd. dremel, Balken), su anne richtje Summerlatte (mhd. sumerlate, einjähriger Schößling, von ahd. liotan, sprossen). Die Pferde verlangen aber auch einen kräftigen „Karl", denn „das sinn ale dämsche Trabanter" (wahrscheinlich volksetymologisch für Brabanter, Niederländer, weil sie gehörig ziehen und traben!). Nur wenn sie abends „vun Falle" (Felde) reikumm, da sinn se o gedäsche (mhd. daesic [?], stille, in sich gekehrt). Nun kommen auch die Mahder, Mäher (ahd. mâdâri) zum Vorschein und schnallen sich die Wetzkitzen (ält. kitze, geflochtener Bastkorb, nach Grimm selbst. Nebenform von kötze [kütz], Korb) um. Die Sensen sind schon gedengelt (von mhd. tangel, Dengelstock). Und nun, wie alle fertig sind und auf dem Wane, bez. Woine oder Weene, Wagen, sitzen, geht es „Hutte und Wiste" zum Hofthor hinaus (hutte ist wendisch, wiste, mhd. winstere, linke Hand, noch dän. venstre Haand).

Im ganzen kann der Bauer mit seinem Bulk oder Gesinde (ahd. gasindi, Gefolge) noch leidlich zufrieden sein, wenn er auch immer tüchtig „d'rhing'rhar sinn un uffbass'n" muß; denn „a wark'lch'r Verluß is uff de Leute heutzedage nich mih"! Aber er hat seine Sache „in Schusse", das muß wahr sinn! Einmal hatten „seine Leute Weese (mhd. weize) in de Bans'l (got. bansts, Scheuer, ahd. mhd. fehlt) gebrucht, dar war nach ganz glauch, feucht (mhd. gelûch), dann mußt'n se aw'r glei widd'r nausschaff'n. Darhalm kann m'r aw'r nich san (soin, seen), daß'r itzi aw'r verhungert is, ha is nurr richtj uffn Damme." „Itzi" scheint von ahd. aezig, aezec, genießbar, zum Essen gut, zu kommen, woraus sich dann leicht die Bedeutung „zum Essen geneigt" (vergl. lat. edax) und weiterhin verhungert, habgierig entwickeln konnte. Dazu stimmt auch ostfries. ätisk, ätsk, etsk, eßgierig, hungrig: „Hê is altid so ätsk". Außerdem heißt itzi auch emsig, sehr geschäftig.

Beim Weitergehen werden wir vor dem Hunde gewarnt, der wütend aus seiner Hitte (Hütte) heraus knurrt und billt, weil er ejal agehangn bleim muß, indam daß letztens a duller oder dirjter (mhd. tôreht, thöricht, verrückt) Hund im Durfe gewasen is.

Uff'n Barnboome bein Dûre (mhd. tôr), auf dem keine Hûzᵉln (mhd. hutzel) wachsen, hängt anne Staarmeste, wie in dᵉr Kiche de Sälzmeste (Meste, wie Metze von messen, ahd. mezzan). Draußen vor dem Thore steht ein großer Apfelbaum. Da hängt zᵉr Karmse (Kirmes, mhd. kirmesse) de Baumᵉl (Schaukel) dra. Da baumᵉln de Kinner manchmal bis in de Äste na (hinan), daß se ganz schweimlicht (schwindlich, ahd. sweim, Schweben) warn (werden).

Da tritt eben die rotwangige Tochter, die's „Nasthälchᵉn" eingebeut hat, zur Däre (Thür) raus. Se is an arwᵉres (ehrbares) Madchᵉn, a recht glattes (hübsches, ahd. glat, glänzend), zubuliches un ardlichᵉs (artiges) Dink. Se is awᵉr o in der Stadt uff dᵉr Benâmje gewasen! Un wie adrett un rendlich se giht! Grade wie ähre sal'ge Mutter, die o su hibsch war. Awᵉr die war alls (mhd. alles) ze dräschj (übereifrig, wend. drêsch oder d. Drasch, vergl. vogtl. draschig). Se dat (that) sich ze sire (sehr) abeschᵉrn; se gunnte sich keene Rûche — un da hat se sich 'n Rast (Rest) gehult. — Die war nich su dreckjt un schlumbjt wie de Nachbᵉrschfra, wenn die gehûtscht kimmt! Su an alᵉr Habjt! Die kann o nich genung krein. Un was se bei Dage nich zesammgrabscht, das hult se bei Nacht, das ale Raff (mhd. ref)!

Auf die umfangreichen Wortlisten all der verschiedenartigen Gebiete des ländlichen Haus- und Wirtschaftswesens, z. B. die Angabe der Speisen und Getränke, der Getreide-, Gemüse- und Obstsorten, der Handwerkernamen u.s.w., kann hier nicht eingegangen werden.

Einige der vorstehend schon mitgenannten Ausdrücke, wie Beue, Runks, spellen, îtzj, Benâmje u. s. w., gehören im Grunde zur zweiten großen Schicht des ländlichen Sprachvorrats, zu den stärker abweichenden Wortgebilden oder den eigentümlich mundartlichen Sonderformen, die wir hier ebenfalls nur im Vorbeigehen zu mustern vermögen.

Sie sind gewissermaßen als das selbsterworbene und mit eigenem Stempel geprägte Betriebskapital des ländlichen Verkehrs zu betrachten. Vom Schriftdeutschen nie als „existenzberechtigt" anerkannt und daher in der hochdeutschen Litteratur nicht nachweisbar, haben sie natürlich keinerlei „litterarischen Wert". Dafür fesseln sie unsere Aufmerksamkeit um so mehr nach einer anderen Seite hin: sie zeigen uns, wie das Volk sich seine Sprache schafft und wie sich das Mitteldeutsche ungefähr entwickelt hätte, wäre es sich selbst mehr überlassen geblieben. An Kürze, anschaulicher Kraft und Klarheit wenigstens hätte es gewonnen. Man denke nur an das Englische und andere Sprachen, „die mehr im mündlichen Verkehr als auf dem Boden des Schriftwerks zur Gemeinsprache sich entwickelt haben — und sich in ihrem Entwickelungsgang

auch durch das Schriftbild nicht aufhalten lassen", wie uns „der ungeheure Abstand zwischen Rechtschreibung und Aussprache im Englischen" beweist (vergl. H. Wunderlich, a. a. O., S. 53).

Durch unbedenkliches Zusammenziehen oder auch Weiterbilden der vorhandenen Stammformen, verbunden mit freiem Schalten und Walten über ihren ursprünglichen Gefühls- und Vorstellungsgehalt, werden neue, zum Teil treffliche Prägungen vollzogen, wie sie zugleich dem Streben nach bequemerer Aussprache entspringen, so z. B. in: arnt, salt, siche, allenk, mee, Geeschb'l u.s.w. Das eigentümliche Fürwort siche, solche („siche Stämme", 18), got. svaleiks, ahd. sulich, so beschaffen, hat sich offenbar nach nd. sülk, sük, fast wie das engl. such, m/e. sylche, syche, das wir bei Chaucer antreffen, entwickelt.

Die Adverbien sist, sonst, imsist, umsonst, entsprechen dem wohl redupliziereud aus got. sva entstandenen ahd., mhd. sus, bez. sust, durch etymologisch nicht berechtigten Zutritt eines t, und mit Nasalierung sunst, was seit dem 16. Jahrhundert sich in sonst umwandelt. — So finden wir auch das mundartliche bez. nd. sacht neben hd. sanft, und obers. zach, zähe, geizig (ahd. zahi) aus dem ält. Stamm zanhi.

Arnt, etwa, ist aus mhd. ieren, irne entstanden: „Du hast dach nich arnt gelogen?" fragt die Mutter das Kind; also eigentlich: irgend, irgendwie gelogen; ierent war die Übergangsform.

Salt, dort, damals, erklärt sich zunächst durch Angleichung des lb, wie z. B. bei Königsbrück salli aus salbig; so sall aus selb, dazu das angefügte t. — „Ich war salt, dort" heißt mithin wörtlich: Ich war (an dem Orte) selbst.

Das gern gebrauchte Flickwort mee („Vater, ähr sullt mee rei kumm") ist zusammengezogen aus meen ich, meine ich, glaube ich, was durch die zuweilen auch noch gehörte Nebenform mee'ch bestätigt wird.

Allenk ist verkürzt aus „allerenden, allend", was die bei Holtei vorkommenden Formen „allerengen, all'engen" ausweisen. So ist zengst wohl zusammengezogen aus „zu End", woraus schon Enk geworden war, also: z'enk mit zugefügtem Genitiv-s und t, wie auch vogtländisch zengs oder zendst = ze endes, wie oft in adverbialen Ausdrücken.

Ähnliche (ohne weiteres verständliche) Adverbien oder adverbiale, meist auch thür. und oberlaus. Redensarten sind: allerwaj'n (überall), alleweile (jetzt, soeben), d'rweile (inzwischen), weil (während), weilch'nweise, hennewidd'r, jenndag oder genndag (vorgestern), nich längst, letzt'ns, vergangn (neulich), immerinee(n)s, ineeneweck, ineenefurt: immerzu, halleweck (drauflos), alls, immer, as

(als wie), vurd'n, vurd'ns (vorhin), vurn, z. B. v'rn Jahre (im vorigen Jahre), v'r mär, meinetwegen, nurr su, ausweichend auf Fragen: „Warum haste denn das gemacht?" „Nurr su!"

Starkes Zusammenpressen mußten sich namentlich die vielgebrauchten Namen der Wochentage und Tageszeiten gefallen lassen: Sunnj, Mänj, Dinsj, Durschtj, Freitj, Sunnämb, die Welzeit (welche Zeit), Barrmittje, Mittj, Namittj, Mahlzt (Mahlzeit), Amb, Halbamb (Vesper), davon sogar das Zeitwort halbamben.

Noch ärger verstümmelt wurden viele Eigen- und Ortsnamen: Barg'ns Davd (Bergmanns David), Bemms Fritze (Bemmanns Friedrich), d'r ale Lüm oder Luns (Lungwitz), Naums Friedens Lob (Gottlob, der Sohn Gottfried Naumanns); ähnlich: Garjswale (Geringswalde), Fisch'n (Fischheim) und besonders zahlreiche, für den deutschen Mund unbequeme wendische Namen: Keppsch aus Köttwitzsch, Silz aus Seelitz, Gräbscht statt Gröbschütz, Säbschen für Seebitschen. Colditz wurde zu Kulz bez. Kölz, wie es in einigen Dörfern heißt, deren merkwürdige Vokale den Spottvers veranlaßten:

„Ich gink a mal nach Kölz,
Da kost ich mär an Dapp (Topf).
Da kam ich durch a Hölz,
Da ful ich uff'n Kapp (Kopf)."

Manche erhalten dabei durch volksetymologische Verwandlung gewisser slavischer Endungen in deutsche, wie an, in, a in hain und au, ein scheinbar urdeutsches Gepräge: Leutenhain aus wend. Liutin[1]), Geithain, mundartl. Geiten aus Gytan, die Widd'r, schon 1374 „von der Widere", wend. wudra, Fischotter. Hier nimmt sogar, altdeutschem Sprachgefühl entsprechend, der Ortsname geschlechtliche Form an, gleich echt deutschen Namen, wie „de Flämje (Flemmingen), de Hart (Hartha)".

In ähnlicher Weise schrumpfen häufig vorkommende Appellativa und Abstracta u. a. zusammen, wie Mannsn'n, Weibs'n, Kaps'n (Kopfsamen), Rübs'n, Ab'rn, Karbs (Kürbis), barbs (barfuß), Arbt (Arbeit), Hamb'rj (Handwerk), Gräbscht (Grabscheit), Urtscht (Ortscheit), Hukt (Hochzeit), Freindscht (Freundschaft), Büst (Bosheit), Hamf'l (Hand voll), Arv'l (ein Arm voll), Geeschb'l (zwei Hände voll).

Der seltsame Ausdruck ist niederd. Ursprungs: ndl. gaps, der zwischen zwei Händen eingeschlossene hohle Raum, holl. gapsvol, soviel als zwei Hände halten können. Das niederländische Stammverb gape, gähnen, einen hohlen Raum zeigen, findet sich noch im engl. to gape,

1) Vergl. zu den wend. Namen: G. Hey, Die slav. Siedelungen im Königreich Sachsen. Dresden 1893.

schwed. gapa und gäspa, dän. und norw. gabe. Die Mittelform gaspe, zwei Hände voll, führt Sanders an. Andere mundartliche Formen davon sind: Gäppsche und Gaischpe (Söhns) und in Thüringen: Jebsche, Gischbl, Gischblchen, Geschbje, Gaisden (Hertel).

Manche dieser zusammengedrängten Formen mögen schon sehr alt sein, wie z. B. Hamb'rj, Arv'l, Hamv'l, die wir auch auf oberd. Gebiet antreffen, so bei P. Hebel: Hamberch, Hampfle, Arfel, Schüster (mhd. schuochsûtaere): „O Christe ... warczu du wilt, bin ich bereit, wiltu mich ein schuster adder schneider sein u.s.w." lesen wir schon bei Luther Krit. Ausg. 4, 652 (s. Heyne); Handsch (Handschuh) findet sich bereits in „Karlmeinet" (Ausg. Bartsch) an verschiedenen Stellen, z. B. S. 51, 334, v. 1: „nam dô de hentschen beide".

Ein sprachlich wichtiger Wäschegegenstand ist Indelt, h. Inlet, d. h. die zum Einlassen der Bettfedern dienende Zeughülle, die man in die Zieche (ahd. ziechâ, nhd. couvert!) steckt. Das Stammwort ist nd. inlaten, einlassen, daher inlât, Einlaß, hier soviel als das zum Einlassen Bestimmte. Diese vollere, bei Nordhausen sogar als inloden (Hertel, S. 125) und im Oberd. (Pfalz) als Inlaß erhaltene Form wurde zu Inlet oder Inlitt, und durch das nach in- und auslautendem n häufige Hinzutreten eines d zu Indel und Indelt. — Bei dem gleichbedeutenden ostfries. inled oder inlid, holst. inlede (lederne Polsterhülle) liegt wohl die Ableitung von inleggen näher. Damit fällt die in den Wörterbüchern, sogar noch im deutsch-franz. Sachs, angeführte Erklärung Adelungs, der, durch die verderbte Form Indel beirrt, das Wort vom ndl. deel, Teil, ableitet. — Im Englischen begegnen wir dem Worte ebenfalls, nur in etwas anderer Anwendung. Hier bedeutet inlet (m/e. inlate) Einlaß, Zulaß, Zugang im eigentlichen und bildlichen Sinne. Der Seemann versteht darunter eine Ein- oder Durchfahrt, oder auch kleine Bucht. Die letztere Bedeutung kommt dem deutschen „zum Einlassen bestimmt" am nächsten.

Zum gleichen Stamme gehört auch das mundartl. obers. Lase, richtiger Laße, Milchgefäß, das Grimm vom mhd. lâzen, nd. lâten herleitet.

Der Ausdruck d'rlecks'n, den man von Fässern und Tonnen gebraucht, wenn sie vor Trockenheit rissig werden und Flüssigkeiten durchlassen, führt uns gleichfalls mit auf das nd. bez. engl. Sprachgebiet. Das Zeitwort stammt zunächst vom nd. Adjektiv leck (rissig, durchlässig), das allmählich die mhd. und ältere nhd. Form lech verdrängt hat, wie das verstärkende lecksen das ältere lechen. Der Holsteiner sagt: Dat Vatt lekt, es tropft — dat Schipp is lekk oder hett en Lekk kreegen. Das engl. Adj. leaky, das Verb to leak, m/e. leken, bedeutet

gleichfalls „leck sein, durchlassen". Das hd. Intensivum dazu ist lechzen, mhd. lechezen und lechzen, das dann auch bildlich für „schmachten" angewandt wurde, wie aus dürr, dörren mit Beziehung auf die aus-getrocknete Kehle Durst entstand. Zu leck gehört auch nhd. Lache (s. M. Heyne).

Während der nach sprachlicher Überfeinerung strebende Städter oft verblaßte Abstracta bevorzugt, erklärt sich die schon mehrfach bemerkte Vorliebe des Landmanns für nd. Wörter aus seinem Wohlgefallen an unmittelbarer Anschaulichkeit und lautmalender Urwüchsigkeit, die den meisten dieser Ausdrücke aufgeprägt ist.

Fühlbare und greifbare Vorstellungen treten uns entgegen in Adjektiven wie fisblich, dußlich, dämisch, spiebrig, hiefrig; oder in Zeitwörtern wie krabb'ln, rabb'ln, bow'rn, grabsch'n u. s. w. Kein Wunder! In den meisten Fällen steht lebendig hinter den Wörtern noch die Sache oder das Bild, oder die Thätigkeit, wodurch sie entstanden.

Ein fisb'ljer, d. h. unruhig hin- und herfahrender Mensch erinnert uns an die beständig herumsummende Wespe, ostfries. wispel. Aus dem davon abgeleiteten Zeitwort wispeln bildete sich dann das ostfries. Adj. wispel: 'n wispeleren kërel as hum hebb ik noch net sên, und darnach unser Eigenschaftswort fisb'lj, wozu noch das vom hd. Wespe unmittelbar gebildete wesb'g, ärgerlich, gereizt tritt: „Ha wurde wesbj". — Dußlicht oder duß'ljt kommt vom nd. Dusel, Schwindel, Betäubung, Schlaftrunkenheit, Rausch. Die Form dösig findet sich bereits im agſ. dysig, wie im n/e. dizzy, holl. duysig, dän. dösig.

Fast in gleichem Sinne braucht man daml'g, ostfries. damelig, halb bewußtlos, schlaftrunken, dumm, träge, vom Subst. damel oder dämel, ein dem entsprechender Mensch. Auch das südd. u. vogtländ. dämisch, von mhd. toum, doum, Dunst, Qualm, hatte ursprünglich eine ähnliche Bedeutung, wie noch K. Stielers „damisches Luder" beweist. In der sächsischen Mundart bedeutet jedoch damsch außergewöhnlich groß oder stark: a damscher Karl, a damsches Dier (Tier).

Im Gegensatz dazu versteht man unter einem spiebrigen und hiefrigen Kerlchen ein spärliches, dünnes, frostiges Menschenkind, entsprechend dem ostfries. spîrig, spitz, dünn, fein, schwach und ostfries. hüfrig, zitterig, frostig.

Das Zeitwort krabb'ln, ablautend auch kribb'ln, bezeichnet ursprünglich die kleinen, hastigen Bewegungen der Vierfüßler, so daß die von Heyne vermutete Ableitung vom bekannten kleinen Meerkrebs sehr nahe liegt; daher man auch die zappelnden Gehversuche kleiner Kinder krabb'ln und diese selbst Kraw'n nennt; daher ferner die bildliche Bedeutung ‚Kitzeln der Eitelkeit".

Ähnliche Veröfterungsformen, die auch bei dieser Wortreihe eine große Rolle spielen, sind budd'ln und rabb'ln. Ostfries. puddeln bedeutet „schüttelnd bewegen", bes. im Wasser oder im Sande, also plätschern und wühlen: De fogelkes pudeln sük in't water, int sand.

Rabb'ln bezeichnet einerseits die häufige Wiederholung von nd. rappen, hd. raffen, mithin sich rabb'ln, sich zusammenraffen; während das mit irresein, dummes Zeug schwatzen, gleichbedeutende rabb'ln mit ndl. rávelen, nd. reven, mhd. rëben, engl. to rave, franz. rêver, lat. rabere, rasen, wüten, zusammenhängt. Beliebte Ableitungen sind noch: Rabb'l, rabblig, rabb'lkebb'sch, rabb'lmausetut.

Bow'rn, dumpf dröhnen oder donnern, ndl. bobberen geht wohl auf die Schallwurzel bu oder ba zurück, woraus auch buff, baff u.a. entstanden, wodurch das dumpfe Geräusch eines Schlages oder Falles ausgedrückt wird.

Grabbsch'n, ostfries. grapsen ist die verstärkte Form von ostfries. grappen, grapen, hd. greifen, reißen, raffen. — Durch die nicht ungewöhnliche Umstellung von p und s entstand das engl. to grasp, m.e. graspen, packen, fassen, begreifen, wie auch to grab und to grapple, s. Shakespeare, Hamlet I, 3:

> „Those friends thou hast, and their adoption tried,
> Grapple them to thy soul with hoops of steel."

Ein heikleres Kapitel bilden die in der alltäglichen Dorfsprache unvermeidlichen Flüche und Beteuerungen, die wir jedoch nicht ganz übergehen dürfen, zumal sie für die Erkenntnis des Volkscharakters, also für die Volkskunde (wenn auch weniger zu unterrichtlichen Zwecken!) wichtig sind. Niemand braucht sich jedoch vor ihnen zu bekreuzen; sie sind sämtlich ziemlich harmlos und klingen alle mehr gemütlich und drollig als boshaft oder gotteslästerlich. Der Name Gottes und des Teufels kommt dabei meist so entstellt und verhüllt nur vor, daß man kaum noch daran denkt. Z. B. in folgenden: „Weeß Gole! Weeß der Hole! Jemersch! Jegends nee! Ei, der Deitschel! Der Schleider! Das hat'n Schleider! Der Geier na nei! Zum Kuckuck o! Verflixte Geschichte! Verdanzj! Verdammich! Verflixt un zugenäht! Kreiderschuck! Kreiz Schuck schwere Nut! Kreiz Sapperment! Gutts Schlappersment! Sapperlot! Sackerlot! Pfui Spinne! Gutt Strambach! Gutts strahlex! Gutt verdimian!

Besonders beliebt sind mildernde Umschreibungen von „Donnerwetter", wie „Dunnerlink! Dunnerlitzchen (wohl von „Donner und Blitz!")! Dunnerladder! Himmelelement! Himmelblaubaiersch Kreiz grine Wicken!"

Im Anschluß hieran bloß noch einige kleine Zusammenstellungen verwandten Inhalts: Ausdrücke für unliebsame Thätigkeiten und Vorkommnisse, die damit gerügt, verblümt oder in spöttischer Weise beschönigt werden!

Statt stehlen oder betrügen sagt man: maus'n, stiebitz'n, klemm', stenz'n, fingn (finden), uffhäm (aufheben), eisteck'n, mitnām (mitnehmen), 's Widdergām (Wiedergeben) v'rgass'n, in de Lade greif'n, ibern Leff'l balbiern, beschummeln, behummſ'n, bescheiß'n, belämm'rn u.s.w.

Die verschiedenen Arten des Weinens bezeichnet man mit: ling'ln, lei'rn (al'r Leierkasten, du!), fäns'n („die ale Fänse", von einem Mädchen, das viel weint), grins'n (Grinsebichse), flenn' (daher „Flunsch"), heuln, heuln wie a Kettenhund. — Weinende Kinder müssen sich den Spottvers gefallen lassen:

„Linge, linge leier,
De Butt'r kust an Dreier!"

Sehr steigerungsfähig ist das Schimpfen und Ausschelten. Das zeigen die Ausdrücke: dunn'rn, watt'rn, a Dunn'rwatt'r lusluff'n, āfahrn (anfahren), āniss'n (anniesen), āranz'n, āschnauz'n, ārassl'n, aushunz'n, abkanz'ln, runtermachn (heruntermachen), runterreiß'n, runterschlitz'n, uffback'n, de Wahrheet san, ins Gebat nām (ins Gebet nehmen), de Bad'n (Paten) steck'n, keen gut'n Fad'n an een luss'n! — Am reichhaltigsten aber ist der Vokabelschatz, der die mannigfachen Schattierungen des Prügelns andeutet: Hiebe, Haue, Dresche, Klitsche, Keile, Klubbe, Kaläsche, Knuffe, Puffe, Ratthe (Rettiche), Risse, Schmisse, Wichse, Wammse, Schwammse, Schwummse; durchwack'ln, durchwalk'n, durchbläun, durchbelz'n, durchwurz'ln, durchklabast'rn, de Hos'n straffziehn, uffs Lad'r (Leder) knien, de Jecke ausklubb'n (die Jacke ausklopfen) u.s.w.

Versüßt werden dabei besonders die dem Kopf zugedachten herben Genüsse durch einschmeichelnde Namen wie Uhrfeige, Dachtel (alte Form von Dattel), Kopfnuß, Schwalbe; daneben freilich auch die weniger schonenden Bezeichnungen: Backpfeife, Fake, Schalle, Wātschel (mhd. watze), Hurb'l, Humms'l (Hummel?), Fucht'l u.s.w.

Aus der wegen ihrer unterrichtlichen Verwendbarkeit schon oben erwähnten zahlreichen dritten Wortklasse der Dorfsprache, in der wir den mehr oder weniger angeglichenen Zusatz aus anderen Sprachen finden, heben wir bloß noch einige, in Sachsen sonst weniger bekannte Lehnwörter hervor, wie das beiläufig schon genannte Kappel, Fidebus, ein Papierstreifen zum Anzünden der Pfeife, nach Sachs aus franz. fil de bois, bez. lat. fides. — Kramb'l (erzgeb. Krampl), worunter man Kram oder Ware versteht, geht zunächst zurück auf mhd. grempen, grempeln, Kleinhandel treiben, nach Weigand verderbt aus gem. it. crompare für

comprare, kaufen. — Statt Krambl sagt man oft auch Marz, namentlich für wertloses Zeug oder auch Gerede: „Gib mr weck mit dann âln Marze (etwa gelehrten Krimskram), dar ale Marz nutzt dach nischt!" Vermutlich liegt mhd. mërz, lat. merx, mercis zu Grunde. Gezwungener wenigstens ist die von Göpfert[1]) u. a. vertretene Ableitung von mhd. mære, woraus wohl Märbe, aber nicht gut Marz entstehen konnte.

Wo viel alter „Krambl oder Marz" beisammen ist, da herrscht gewöhnlich Unordnung und Verwirrung oder Rabusche. Daher heißt es, wenn ein vermißter Gegenstand darunter vermutet wird: er ist in die „Rabusche" gekommen, es ist schwer, ihn zu finden. Das Wort kann sich leicht durch franz. grabuge, Zank, Verwirrung, auch eine Art Kartenspiel (deutsch Rappuse), eingebürgert haben. Erinnert sei auch an das ostfries. rebulje, Unordnung, was wiederum an it. garbuglio, Verwirrung anklingt, als dessen Abkömmling Ménage und Frisch das franz. grabuge bezeichnen, während Scheler auf das deutsche graben und krabbeln verweist (s. Diez, S. 602).

Eine ungeordnet versammelte Menschenmenge ist ein „Dribbl" Menschen. Die nd. Form Trubel, die wir z. B. bei Fritz Reuter und im Ostfriesischen antreffen: 'n hêlen trubel minsken, weist deutlich genug auf franz. trouble, lat. turbula (Schwarm) hin. Das jetzt kaum noch gebrauchte nhd. Lehnwort Trüppel (mhd. tropel, troppel) entstammt dem romanischen (span., pg., prov.) tropel, Herde, Schar, Haufe, von turba durch die Mittelform truppus, truppa (s. Diez).

Auch einige Zeitwörter rühren von romanischen Substantiven bez. Adjektiven her, wie krebbn, nd., ndl. und hd. kreppen, kraus machen, von franz. crêpe (Flor), it. crespo, lat. crispus. Wenn jemand recht „geschwollen" auftritt, sagt man sehr anschaulich: „Ha krebbt sich uff wie anne Saulaus".

Sabbn, schwerfällig gehen, trampelnd niedertreten, z. B. durchs nasse Gras „sabbn", könnte nach Sachs aus franz. sape, Laufgraben, entstanden sein, also etwa „Laufgräben ziehen", tiefe Spuren hinterlassen.

Banst'rn, viel essen, stopfen, kommt zunächst vom mhd. panze, Wanst, Magen und weiterhin vom franz. panse, lat. pantex.

Damb'rn (tempern), tröbeln, nicht vorwärtskommen, entspricht it. temperare, Maß halten; tribulîrn, quälen, dem franz. tribouiller, lat. tribulare, bewegen, ängstigen, quälen; simm'lîrn, nachsinnen, vor sich hinbrüten, dem fr. simuler, lat. simulare, heucheln, sodann etwa „heuchlerische Gedanken ausbrüten", geheime Gedanken hegen, grübeln.

1) S. Göpfert über die Mundart des Erzgebirges.

Zwei hübsche volksetymologische Fremdwörter sind noch Basteltante (Peter Hebel: Basseltang), aus pour passer le temps, und „die beesen Diere", d. h. Grenadiere. — Statt „Illumination" sagt man, wie vielfach auch anderwärts, verständnisinniger Ölumination, und eejal (fr. égal) wird oft durch eingal verhochdeutscht.

Was den Ursprung der fremden Bestandteile anlangt, so entstammen etwa $^2/_3$ der französischen, $^1/_4$ der lateinischen und die übrigen der italienischen und anderen Sprachen.

Auffällig ist die geringe Zahl wendischer Wörter, namentlich gegenüber der großen Menge wendischer Orts- und Familiennamen. Aus der Rochlitzer Pflege lassen sich kaum zwanzig zusammenstellen, die sämtlich auch anderwärts bekannt sind bez. der Schriftsprache angehören, wie Zeisig, Stieglitz, Bile, Bilchen (wend. pilê, junge Gans), Hûsche (w. huso), Putte, Puttchen (w. putka, Hühnchen), Mûtsche oder tautol. Mûtschekuh (w. metschka), Basche, Baschchen (w. patsch, geschnittenes Schwein), Betze (w. beja, Hündin), Quark (w. twaroc), die Plauze (w. pluts, Brust, pluca, die Lunge), Krietschel (böhm. kržiti, verkrüppeltes Obst), bomäle (pomäle, langsam, gemächlich, jedenfalls volksetymologische Anlehnung an Bôm-äle, Baumöl), Drâsch (w. drêsch?); knietsch'n (zusammendrücken) ist nach Heyne als Verstärkungsform von kneten (ahd. knetan, stark biegen), also nur als urverwandt mit a/slav. gneta, zerdrücken, anzusehen. Weiterbildungen sind knitt'rn, knûtsch'n (z. B. jem. abknûtsch'n), sowie das Substantiv Knietsch'l, Hause, Menge.

Der Bilderschmuck der Dorfsprache, von dem uns endlich noch eine kleine Auslese beizufügen erübrigt, beruht naturgemäß auf Vergleichen, Anspielungen, Umschreibungen, Übertreibungen u. s. w., die dem Anschauungskreise des Landmannes entnommen sind, insonderheit der Tierwelt, der Landwirtschaft, dem Handwerkerleben, ferner kirchlichen, obrigkeitlichen und anderen Beziehungen. Statt hierbei jedoch eine streng logische Anordnung zu fordern, wie sie die Übersichtlichkeit bei vollständigeren Angaben verlangen würde, gestatte man uns eine zwanglosere Gruppierung nach den angedeuteten Gesichtspunkten.

Vergleiche aus der Tierwelt mit gelegentlicher Bezugnahme auf den Menschen veranlaßten folgende Redensarten: „Anne recht gruße Kuh is wie su a richtges Seidengebäude", dagegen „anne geringe Kuh is an ale Brāz'l (Bretzel), anne ale Kracke". Wenn ein Mensch recht mager ist, „da kann 'r de Zeege (Ziege) zwisch'n de Harn'r (Hörner) schmatz'n", oder man kann ihm das Vaterunser „durch de Back'n blas'n". Ein dürrer, langsamer Gaul heißt „anne ale Latarne, Kracke, Larche,

Windspritze, Gerippe, Mähre, Sägebuck": „Wenn su an ales Pfard geloſen kimmt, das klingt grade, as wenn anne ale Fra in Hulzbanduff'ln Trabb leeft." — Von jemand, der solche Pferde besitzt, sagt man, er „fittert seine Pfare mit Bierfässern, m'r sitt de Reef'n". — Ein schmuckes Pferd dagegen „gleißt wie an Aal". Wer immer recht „abbarte" geht und stolz auftritt, „dar trätt (trägt) 'n Kubb wie a Dausenddal'rpfard". Ein Bursche, der auffällig auf sein Äußeres hält, „giht eejal wie a gelecktes Kälbermitzj'n oder =mètzschj'n; manche setzen noch hinzu: „dar macht aw'r Zimmt!"

Von einem frischen, lustigen Mädchen heißt es: „Die is alleweile munter wie a Maikatzch'n, wie a Backfisch, wie a Farlch'n". O. Weise a. a. O. leitet Ferle von fahren ab, mhd. farn, was rasch hin- und herfährt; warum nicht von Forelle, lat. salmo fario, mhd. forel, fórelle, forle?

Eine übertrieben geputzte Frau oder Jumf'r muß sich die Bemerkung gefallen lassen, daß sie sich uffgedunn'rt hat wie a Kutschpfard, oder daß sie geputzt ist „wie a Meesteruchse". In Rochlitz besteht nämlich noch die Sitte, daß jeder Fleischer sein Meisterstück machen, d. h. einen Ochsen, der erst mit Blumen und Bändern geschmückt durch die Stadt geführt wird, mit einem Schlage töten muß.

Ein roher Mensch „hat a Gemide (Gemüt) wie a Fleesch'rhund", oder: dar is an al'r roher Flad'n (ahd. flado).

Ist ein Haustier „krebbiert", sagt der Besitzer: „Das Stick Vieh is m'r gehimm'lt!"

Hat einer einen Motwurf (ahd. multwurf, Erdaufwerfer) oder Motwulf gefangen, so erzählt er den andern lachend: „Nächt'n habb'ch widd'r su an âln Schwarzkittel gehascht". Beachtenswert ist hier, wie im Schriftdeutschen ahd. molt (molta) volksetymologisch zu Maul und in der Mundart die zweite Hälfte der Zusammensetzung ahd. wurf zu Wulf wurde.

Jemandem, der eine frostrote Nase hat, ruft man zu: „Du hast ju a Rutkatch'n (Rotkehlchen) gehascht!"

„De Schebbsdrähe hunn" heißt nicht recht bei Verstande sein. Wer gar nichts begreift, hat „Brummuchsenverstand".

Anderweitige Vergleiche und besonders komische Übertreibungen zeigen folgende Beispiele: „Dar zieht aw'r anne Frasse", heißt es von einem recht verdrießlich oder grimmig Dreinschauenden; oder gesteigert mit dem Nebenbegriff der Verblüffung: „Er macht a Gesichte wie a Klei'nspeier, d. i. die Öffnung des Mehlbeutels in der Mühle, aus dem die Kleie herausfällt. Man sagt auch: „ein Gesicht machen wie an Eßjdubb, wie sim (sieben) Meilen bieser (böser) Wag'". Ein sehr

langer Mensch „is a Wulk'nschieber, anne dichtje Summerlatte", oder „er läßt'n Türmer schnubbn" (so nach Dr. Pfau in Rochlitz).

„Hoch hinaus wollen" heißt: „gruße Graubn, gruße Rusink'n in Kubbe hunn". Statt „recht verliebt aussehen" sagt man „verliebte Nasenlech'r machen".

Wenn jemand gutes Mundwerk hat, „da giht sei Maul wie anne Dreckschleuder", während man von einem unbeholfenen Redner gewöhnlich behauptet: „Ha hat mee väl in Kubbe, kanns aw'r nich vun sich gâm" (geben).

Ein gefährlich schlauer Mensch „is durchdreem (durchtrieben) wie a madjd'r (madiger) Kase".

Wenn eine Versammlung recht besucht ist, „da is es vull wie a Nudeldubb".

Bei einem tüchtigen Guß regnet es Ackerlein' (Ackerleinen) oder Bauerjungn, wie's in der Stadt heißt, dafür auf dem Lande: „Das rânt (regnet) ju, as wenns Battljungn (Betteljungen) wurf!"

Abweisende Redensarten sind: „Ja, Quarkspitzen! — Ich will d'r eens brost'n (von prosit)! Du kannst m'r uff'n Buck'l nalof'n! Luß d'ch eibalsemîrn! Ich war (werde) d'r eens dud'ln!"

Ein Gut, über dessen Besitz die Erben sich nicht einigen können, und das sie „f'r an Babbnstäl oder Dambidelbei nich verköf'n wulln, ward barzellîrt". — Der drollige Ausdruck Dambidelbei oder Dumbidelbei ist wahrscheinlich vom bekannten musiknachahmenden Wortgebild hergenommen: man will etwas Wertvolles nicht für ein bißchen Gefiedel hergeben. — Die vielgebrauchte Redeblume „für einen Pappenstiel" verdankt ihre Entstehung einer wirklichen Blume, dem vielnamigen Löwenzahn, der (nach Heyne) in manchen Gegenden auch Pfaffenstiel heißt. Setzen wir dafür einen der hierzulande üblichen Namen, Kuhblume oder Hundeblume, mithin: „etwas nicht für eine Hundeblume hergeben wollen", so fühlen wir sofort die ursprüngliche Anschaulichkeit und Kraft des Bildes. Übrigens haben wir in dem Worte, das uns zugleich die gelegentliche Verwendung der Mundart im Naturgeschichtsunterricht erkennen läßt, ein treffliches Beispiel mehrfacher Lautverschiebung, indem aus lat. papa nicht nur hd. Pfaffe, sondern auch Pappe, mundartl. Babbe geworden ist. Das andere Wort Pappe entstammt der Kindersprache und bedeutet eigentlich Brei; so auch zunächst nur die flüssige Papiermasse, dann erst die gepreßten Tafeln.

Auch an allgemeineren Gleichnissen und Umschreibungen fehlt es nicht: „De Peitsche aus d'r Hand gâm (geben)", sich der Gewalt entäußern, „Weiberlihn hunn", nichts zu sagen haben, weil die Frau das Gut als Lehn besitzt, daher soviel als „unter dem Pantoffel stehn".

Wer recht unverfroren auftritt, ist „verwog'n wie a Leiermann"; wahrscheinlich, weil die herumziehenden Leiermänner oder Spielleute sich dreist überall ein= und vordrängten. — Das schadet weiter nichts, so lange man nicht bei jemand „in de Äbb'l haut" oder „ins Fettnäbbj'n tritt". Zu einem, der bei gesundem Aussehen vom Sterben spricht, sagt man, wie auch in der Lausitz: „I, de warscht nach mit mein' Knuch'n de Äbb'l vom Boome haun".

Einer, der „sitz'n" muß, „kimmt uff de Viehwage", oder „dar muß Barg'r warn", soll wohl heißen: der muß in der Stadt bez. im Schloß wohnen.

„Leer ausgehen bei einer Sache" heißt „in Mond sahn".

Wenn etwas nicht so leicht ist, wies aussieht, „da hats sei Wasen" (Wesen) oder „das hat'n Schwarm"; letzteres jedenfalls von „Bienenschwarm", der nicht so leicht einzufangen ist.

Zuletzt noch ein erbauliches Wort von der Dummheit: „Dummheed is anne Gabe Guttes. M'r sull se aw'r nich mißbrauch'n! Wenn aw'r eener su dumm is, daß, wenn'r was Gescheids ze fress'n in d'r Gusche (fr. bouche) hat, un vergißts Maul zuzemach'n — dar mißbraucht se!"

Zum Schluß sei nochmals hervorgehoben, daß die vorliegende Arbeit hinsichtlich der sprachwissenschaftlichen Darstellung der behandelten Mundart lediglich als eine vorläufige Skizze angesehen werden möge, die im wesentlichen nur eine erste, ausgewählte Zusammenstellung gewisser besonders wichtiger Wortgruppen enthält; zumal der Verfasser noch nicht in der glücklichen Lage ist, mit den jugendlichen „Heed'lbeerfluck'rn im Ruch'lz'r Wale" auf dem Heimwege singen zu können:

„Huläre, huläre!
Ich habb mein Dubb vull Bäre!" (Topf voll Beeren.)

Möge gleichwohl das Gebotene gezeigt haben, daß trotz der täglich fortgesetzten Rodungen und Lichtungen des mundartlichen Sprachwaldes doch auch an den dornigen Hecken und Büschen um Rochlitz noch mancherlei pflückenswerte Sprachfrüchte reifen.

Möge aber vor allem in der Schule ein Einblick in die erstaunliche Wandlungsfähigkeit, in den unübersehbaren Formenreichtum unsrer Volksmundarten bei Lehrern wie Schülern stets neue Liebe und Begeisterung für unsere Muttersprache, für ihre Reinhaltung und Pflege erwecken und zu eifriger Mitarbeit am mundartlichen Sammelwerk anregen!

Die Montgomery-Scenen in Schillers Jungfrau von Orleans und ihr klassisches Vorbild.

Von Dr. **Eugen Grünwald** in Berlin.

Wilhelm v. Humboldt rühmt in seiner Charakteristik Schillers, wie dieser oft einen geringen Stoff durch Lektüre und Phantasie so zu ergänzen und zu beleben verstand, daß er „eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte", und fährt dann fort: „Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen." Wohl hatte der alte Professor Jahn dem vierzehnjährigen Schiller bei dessen Abgange von der Ludwigsburger Lateinschule das Zeugnis ausgestellt, daß er „das griechische neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit lese", aber diese elementaren und früh abgebrochenen Studien reichten zum Verständnis der Klassiker nicht aus: der Dichter lernte sie in deutschem, französischem [1]) und lateinischem Gewande kennen. Humboldt war über diesen Mangel in Schillers Vorbildung wie wenige unterrichtet; im November 1795 schreibt ihm der Dichter, daß er sich entschlossen habe, das Griechische zu treiben, spricht von seinen geringen Kenntnissen in dieser Materie und bittet den Freund um die nötigen Bücher; „in Absicht auf die zu lesenden Autoren", fügt er hinzu, „würde ich den Homer gleich vornehmen". Diesen Entschluß des Dichters lobt Humboldt in seiner Antwort, „da es ihn oft gerührt habe, zu sehen, mit wie vieler Mühe Schiller aus Übersetzungen schöpfen müsse, was andere, die unmittelbar an der Quelle seien, nicht zu fassen vermöchten". Freilich verhehlt er seine Bedenken nicht, da Schiller kränklich sei und seine Zeit besser benutzen könne, bedauert, daß er selbst ihm nicht in Jena zur Hand gehen könne, und meint: „Vorausgesetzt, Sie blieben ihrem Plane getreu, so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang". Wie Humboldt vorausgesehen hatte, kam Schiller nicht zur Ausführung seiner Absicht, denn im Sep-

1) Unter dem 20. Oktober 1788 schreibt Schiller an Körner, daß er mit der Übersetzung der Iphigenie von Aulis beschäftigt sei, und bemerkt: „Ich habe den griechischen Text, die lateinische Übersetzung und das Théâtre grec von Brumoy dazu". Vergl. auch die Briefe vom 20. August 1788 und vom 8. Juni 1797 an denselben und den vom 26. Oktober 1795 an Humboldt.

tember 1800 schreibt dieser wieder an Goethe, „er habe große Lust, sich in Nebenstunden etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, um nur so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte; er hoffe, wenn Humboldt nach Weimar komme, dadurch eher etwas zu profitieren", und bittet um Auskunft über eine brauchbare griechische Grammatik und Lexikon. Goethe weist ihn in seiner Antwort an Humboldt und macht das für sein Studium der klassischen Schriftsteller interessante Geständnis: „In meiner Arbeit gehe ich nur so nach allgemeinen Eindrücken."[1]) Schiller ist offenbar auch diesmal seinem Vorhaben nicht ernstlich nähergetreten, und wie er 1797 zu dem Chorgesang in den Kranichen eine in der Berlinischen Monatsschrift einige Jahre früher erschienene Übersetzung Humboldts[2]) benutzt hatte, so führen die Anklänge an Homer in der Jungfrau von Orleans (1801) unmittelbar auf Vossens Übersetzung zurück.

In Schillers Briefwechsel ist oft von Homer die Rede; das starke Interesse, das Schiller seit seiner Bekanntschaft mit Vossens Übersetzung für den Vater des Epos gefaßt hatte, wurde durch Goethe wachgehalten. An ihn schreibt Schiller am 31. Januar 1796: „Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen" (um nach Xenienstoffen zu suchen); im April spricht er ausführlicher von Schlegels Abhandlung über das epische Gedicht; im Dezember schreibt er: „Ich habe dieser Tage fortgefahren die Ilias zu studieren"; im April 1798: „Dafür lese ich in diesen Tagen den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen"; am 1. Mai: „Es ist mir dieser Tage in der Odyssee eine Stelle aufgefallen"; aus dem Briefe vom 5. Mai erfahren wir, daß er ein gemeinschaftliches Lesen Homers plante, und aus einigen späteren Briefen, wo auf gemeinsame Lektüre angespielt wird, ist die Homers anzunehmen, da sich Goethe damals gerade mit dem Plane der Achilleis trug.[3]) Wie der damals durch Wolfs Prolegomena (1795) entfachte Streit über Ursprung und Komposition der Homerischen Gedichte auch die Freunde beschäftigte, mag man aus Schillers Distichen „Die Homeriden" und „Ilias" abnehmen.

---

1) Vergl. damit Humboldts Äußerung (an Schiller, Brief vom 6. November 1795): „Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen".

2) Fertig lag diese Übersetzung erst 1805 vor, wie sich aus Humboldts Brief an Goethe vom 5. Juni dieses Jahres ergiebt.

3) Vergl. noch den Brief vom 19. März 1799, den Brief Humboldts an Schiller vom 14. Dezember 1795, wo es heißt: „Die Charaktere Homers, von denen wir manchmal sprachen", und die Rolle, die Homer in „Naive und sentimentale Dichtung" (1795) spielt.

In keinem andern Schillerschen Werke finden sich Lesefrüchte und Anklänge an den „treuen, alten Homer", wie ihn der Dichter einmal nennt, so zahlreich wie in der Jungfrau von Orleans; man hat sie in der Eversschen Schulausgabe im Anschlusse an die Scenenfolge des Stückes beisammen.

In Homer haben nun auch die Montgomery-Scenen ihr Vorbild; sie ähneln der Scene mit dem schwarzen Ritter und „Hektors Abschied" darin, daß der Dichter in diesen drei Fällen eine ganze Homerische Situation nachgeahmt hat. Daß hier die Begegnung Achills mit Priamos' Sohne Lykaon aus dem 21. Buche der Ilias Schillers unmittelbares Vorbild gewesen ist, hätte Boxberger nicht anzweifeln sollen, weil es sich hier nicht bloß um wörtliche Entlehnungen aus der Quelle (Voß) handelt, wie sie Schiller so oft, nicht zum Schaden der charakteristischen Färbung der Darstellung, zu machen keinen Anstand nahm (vergl. Tschudi), sondern weil die ganze Anlage der drei Scenen der Homerischen Handlung entspricht. Zu den in den Scenen verwendeten Trimetern ist Schiller, wie aus dem oben erwähnten Briefe an Goethe aus dem Jahre 1800 hervorgeht, durch eine Faust-Vorlesung des Freundes gekommen; Goethe hat sie im Faust unter anderm am Anfang des dritten Aktes verwandt: diese Scene bildete den Gegenstand jener Vorlesung, wie aus Goethes Brief an Schiller vom 23. September 1800 folgt. Daß aber der Dichter für Scenen, wo wie nirgends im Stücke sonst das Dämonische und Herb-Antike der Jungfrau in die Erscheinung tritt, das Versmaß der alten Tragödie wählte, ist ein neuer Beweis dafür, wie sich bei dem echten Dichter der Gedanke seine adäquate Form sucht.

Wir gehen nun an eine Vergleichung der Montgomery-Scenen mit Homer. Beide Darstellungen ähneln einander also zuerst in ihrer Anlage: wie bei Homer Lykaon voll Schreckens dem Peliden naht und gewissermaßen schon aus der Ferne bangend sein Schicksal aus den Augen des Todfeindes der Troer abliest, dann die Wechselrede zwischen dem um sein Leben flehenden Jünglinge und dem unbarmherzigen Gegner folgt, die mit dem Tode jenes endet, endlich ein Monolog Achills über die That den Beschluß macht — so geht auch von der Jungfrau zunächst eine Wirkung in die Ferne auf den Walliser aus, dann folgt der Kampf mit Worten, schließlich mit Waffen um das Leben, das Montgomery lassen muß, und ein Monolog Johannas, in dem sie über das Geschehene reflektiert, schließt die Episode ab.

Hier wie dort treten sich das Schwache und das Starke, das Wehrlose und das Wehrhafte, das Rührende und das furchtbar Erhabene gegenüber, hier wie dort die Liebe zum Leben und das im Gegner verkörperte unerbittliche Geschick; hier wie dort reizt der zum Tode Bestimmte

den Gegner unbewußt durch unkluge Rede[1]), hält der Daseinsfreude jenes dieser das ihm selbst sichere frühzeitige Ende entgegen, dem er aber fest und stark ins Auge blickt; hier wie dort endlich umschauert uns der erkältende Hauch des grausen Verhängnisses.

Es versteht sich nun von selbst, daß die Regeln dramatischer Darstellung den Dichter zu formalen Abweichungen von seiner epischen Quelle nötigten. Während hier Achill sein Opfer zuerst erblickt und ohne es zunächst zu Worte kommen zu lassen, gleich den — allerdings fehlgehenden — Lanzenstoß nach ihm führt, läßt Schiller Montgomery zuerst Johannas ansichtig werden und seiner Hilflosigkeit und Angst vor dem nahenden „Gespenst der Nacht" Ausdruck geben, womit wir ein neues Bild der Jungfrau in uns aufnehmen und zugleich dramatische Spannung in uns erregt wird. Der Schluß dieses Monologs („Bittend will ich ihre Knie umfassen") ersetzt des Epikers Ankündigung „Aber mit einer Hand umschlang er ihm flehend die Kniee" (V. 71) und macht eigentlich die scenische Bemerkung Schillers „fällt ihr zu Füßen" überflüssig; ebenso treten Montgomerys Worte zu Johanna: „Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild" an Stelle von Homers beschreibender Bemerkung: „Ihn, der entblößt vom Helme, von Schild und Lanze daherkam" (V. 50). Endlich hat der Dramatiker im Sinne seiner Kunst die Wechselrede zwischen beiden Personen vervielfacht und zu einem lebhaften Wortgefechte gestaltet — ganz wie er es dem dramatischen Zuge seiner Dichternatur folgend schon in „Hektor und Andromache" gethan hatte und mit den seinen Balladen zu Grunde liegenden epischen Stoffen überhaupt gern thut. Zuzugeben ist freilich, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, uns den epischen Ursprung dieser Scenen ganz vergessen zu lassen: ist doch schon ihr Umfang derartig, daß er den Fortgang der Handlung — wir sind noch dazu auf dem Schlachtfelde! — in unerwünschter Weise aufhält.[2])

Einschneidender sind nun aber die Unterschiede beider Darstellungen in den Charakteren der Hauptthelden, wie sie sich in ihrem Benehmen gegen ihre Opfer offenbaren. Der Unterschied des Geschlechts der beiden Hauptthelden bleibt allerdings an sich vorerst ohne Belang: sind doch beide allen Bitten um Schonung unzugänglich, und will doch Johanna selbst[3]) ihre

1) Lykaon V. 95 flg.:
Töte mich nicht; denn ich bin kein leiblicher Bruder des Hektor,
Welcher den Freund dir erschlug, so sanftgesinnt und so tapfer!

2) Nur mit dieser Einschränkung sind Wychgrams Worte (S. 437 seiner Schillerbiographie) richtig, daß der Dichter in den Montgomery-Scenen mit sicherem Fuße auf der feinen (?) Grenze der dramatischen und epischen Kunst wandelte.

3) II, 7: Nenne mich nicht Weib!
III, 3: Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?

weibliche Natur über ihrer männlichen Aufgabe vergessen wissen. Aber doch gehen Achill und die Jungfrau schon in ihren Gefühlen bei der That, in ihren Reflexionen nach der That weit auseinander. Achill hat kaum den Königssohn zu Gesicht bekommen, als er racheburstig nach ihm stößt, und nur die ausweichende Bewegung Lykaons, der sich gerade seinem Feinde zu Füßen wirft, bewahrt ihn davor, schon jetzt zu fallen, und giebt ihm noch Raum zu flehender Bitte; Johanna tritt, als sie den Jüngling bemerkt hat, „ihm einige Schritte entgegen und bleibt wieder stehen", und erst „indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch entgegen", gleich als ob es sie einen Entschluß kostete und sie sich ein widerstrebendes Geschäft durch schnelles Handeln erleichtern wollte. Lykaon bittet freilich um sein Leben, ist aber im Grunde ohne Hoffnung (V. 92 flg.) — Montgomery gesteht:

> Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft;
> Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzuschaun.[1])

Achill mordet mit Wollust (V. 33 *δαϊξέμεναι μενεαίνων*), kalt, ohne Mitgefühl, Johannas „Hand ist nicht des Schwerts gewohnt", sie „treibt die Götterstimme, nicht eigenes Gelüsten", „sie muß, sich nicht zur Freude, würgend gehn und den Tod verbreiten". Achill stößt dem ganz Wehrlosen, der auf jeden Widerstand verzichtet, das Schwert durch die Kehle, jauchzt ob des unheldenhaften Heldenstückes und verletzt durch rohe Späße jedes menschliche Gefühl; die Jungfrau fordert den Gegner zu ehrlichem Kampfe heraus und „bleibt", als jener nach kurzem Gefechte gefallen, „gedankenvoll stehen", voll bewundernden Grausens über die dämonische Kraft des Weibes, „dessen Seele in Mitleid schmilzt und dem schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert", man kann geradezu sagen, voll Reue. Achill will Patroklos rächen, will keine Schonung üben — Johanna muß Frankreich rächen, muß Montgomery töten, „denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet sie der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt".

Es heißt, diese Doppelnatur Johannas, auf die der Dichter an vielen Stellen der Tragödie immer wieder hinweist, die der Jungfrau ihren tiefen Fall bereitet, verkennen, wenn man Johanna einen weiblichen Achill genannt hat. Sie ist ein zitterndes Geschöpf, eine zarte Jungfrau, eine Schäferin, unkundig des verderblichen Gefechts, hat die weiche Seele der Hirtin und kann das Herz nicht verhärten, das der Himmel fühlend schuf — aber sie ist berufen zu ganz anderem Geschäft (I, 10),

1) Vergl. dazu aus Raouls Bericht über den Eindruck der Jungfrau (I, 9): „Schön zugleich und schrecklich anzusehn".

sie ist die Gottgesandte (II, 10), die Kriegerin des höchsten Gottes (III, 4), niemand darf dem Geist vorschreiben, der sie führt (II, 4), der aus ihr redet (II, 10), der ihr gebietet (III, 4); sie fürchtet niemand mit dem Schwerte ihres Gottes (III, 9), die heilige Jungfrau wirkt Mächtiges in ihr (II, 8), dieselbe opfert den Feind durch Johanna (III, 10); freilich ein blindes Werkzeug Gottes sollte sie bleiben (IV, 1), und sie verdiente nicht die Gesendete zu sein, wenn sie nicht blind des Meisters Willen ehrte (V, 4): ihre Sendung aber war nicht ihre Wahl (IV, 1).

Johannas Erfolg steht und fällt mit der Überwindung ihrer natürlichen, menschlichen, weiblichen Schwäche; so lange sie dem furchtbar bindenden Vertrage treu bleibt, ist ihr Stern im Steigen, und der Dichter will ihren im dritten Aufzuge erfolgenden Fall vorbereiten, indem er sie nicht ohne gewaltsame Bekämpfung jener ihrer Natur berufstreu bleiben läßt — mögen die Angriffe auf sie von außen (Bewerbungen Dunois' und La Hires, Appell Montgomerys an das „Weib") oder aus der Jungfrau eigenem Innern kommen. Darum ist auch Montgomerys Hinweis auf Johannas Weiblichkeit so bedeutsam und mußte vom Dichter hinzugefügt werden: er hängt mit dem tragischen Grundmotiv des Stückes eng zusammen. Bei Homer ist die Lykaonepisode eine von vielen Kampfscenen, die weder für den Gang der epischen Handlung, noch für die Charakteristik des Helden unentbehrlich ist; dasselbe 21. Buch der Ilias enthält noch eine ganz ähnliche Begegnung Achills mit Asteropaios, und das 22. den Zweikampf des Peliden mit Hektor, der genugsam für die Grausamkeit des Griechen zeugt.[1]) Die Montgomery-Scenen werden so das Gegenstück zu der Lionel-Scene des dritten Aufzugs: dort ist Johanna auf dem Gipfel der Berufstreue, hier ist das natürliche Weib dem unnatürlichen Berufe erlegen. Wie sie sein **soll**, zeigt Johanna Montgomery gegenüber, wie sie nicht sein **darf**, Lionel gegenüber. Ohne die Montgomery-Scenen wäre die Schuld der Jungfrau, der Gelübdebruch, weniger überzeugend, beinahe möchte man sagen weniger groß: wir müssen mit eigenen Augen gesehen haben, daß der furchtbare Vertrag wirklich von einem Weibe gehalten werden kann, daß er bei aller Gegensätzlichkeit zu der Natur des Weibes überhaupt und dieses Weibes insbesondere doch erfüllbar ist, selbst einem unschuldigen Jünglinge gegenüber, der um sein Leben fleht und dessen Existenz für keine der beiden Parteien irgendwie bedeutsam ist, um die volle Wucht der Verantwortung und Wortbrüchigkeit zu ermessen, die einem wehrhaften, gefährlichen, ja dem einzig noch überlebenden Feinde von Bedeutung gegenüber die Waffen streckt und Schonung übt.

---

1) V. 357 sagt Hektor: *ἦ γὰρ σοίγε σιδήρεος ἐν φρεσὶ θυμός.*

Einen weiblichen Achill könnte man also die Jungfrau nur nennen im Hinblick auf die nackte Thatsache der Tötung eines Schwachen, mit Beiseiteschiebung jedes psychologischen Moments: so erklärt man aber keinen Dichter, am wenigsten den dramatischen. Daß Johannas Charakter hier hart an die Grenze des Unweiblichen geht, kann nur der tadeln, der die Scenen nicht aus dem Zusammenhange erklärt — woneben noch Körners Bemerkung in einem Briefe an Schiller vom 18. Mai 1801 Beachtung verdient, er habe, als er das Stück in Gegenwart eines jungen Mädchens vorgelesen habe, nicht den Eindruck gehabt, als ob diesem der Charakter der Jungfrau in den Montgomery-Scenen unweiblich erschienen sei.

Diese Erwägungen bereiten uns nun auch die Bahn, um den antiken und den modernen Geist, der uns aus beiden Darstellungen entgegenweht, zu begreifen. Unsere klassische Dichtkunst ist bei den Alten in die Schule gegangen: das beweisen ja auch Schillers Dichtungen auf Schritt und Tritt, das gesteht er mit Bezug auf sich selbst an vielen Stellen seiner Briefe[1]). „Nichts ist lehrreicher, geist- und herzbildender, als den Ausdruck derselben Empfindungen und Anschauungen bei den verschiedenen Völkern zu vergleichen; poetische Motive in antiker und moderner Poesie in Parallele zu setzen, ist für den Schüler ungemein anregend . . . erst durch die Erkenntnis der feinen Unterschiedsnüancen zwischen dem antiken und deutschen Empfindungsleben wird ihm das eine wie das andere deutlich" (Wiese). Deshalb halten wir Goethes Iphigenie neben ihr euripideisches Vorbild, deshalb geben wir als Aufsatzthema etwa eine Vergleichung Ritter Gozons im Kampf mit dem Drachen und des Konsuls Titus Manlius. Daran merkt der Schüler, daß sich zwischen den Alten und uns die gewaltigste Umwälzung, die die Weltgeschichte kennt, vollzogen, daß als bestimmende Macht das Christentum Denken, Wollen und Empfinden zu durchdringen begonnen hat. Der ungestüme Sohn des Römers verfällt trotz des errungenen Sieges, weil er das Verbot des Vaters übertreten hat, auf dessen eigenes Geheiß dem Beile des Liktors — Gozon erkennt trotz der Milderungsgründe, die sein Vorgehen aufweist, sein Mitgefühl als Beweggrund seines Handelns, seine besonnenen Vorbereitungen, die verhältnismäßige Wirkungslosigkeit seines etwaigen Unterliegens, dennoch demütig die strengen Worte des Meisters als verdient an; seine Demut gewinnt den Richter, der seinen Zweck,

1) Man lese insbesondere Schillers eigenes Urteil über sein Verhältnis zu den Griechen in dem Briefe an Humboldt vom 26. Oktober 1795 und Humboldts Antwort vom 6. November mit der berühmten Parallele zwischen Antiken und Modernen.

das Bekenntnis der Schuld des Ritters und damit die Anerkennung und den Sieg der Ordensdisciplin, erreicht hat und nun von seinem schöneren Rechte der Begnadigung Gebrauch machen kann. Während uns die Antike starr entgegenkommt, schwebt über dem modernen Werke, unbeschadet seiner Tragik, der Geist der versöhnenden Milde. Deshalb läßt der moderne Dichter in „Hektors Abschied" den Helden, um uns nur noch mehr zu erschüttern, seinen Tod vor Augen sehen und für immer Abschied nehmen, aber die Versicherung der Unsterblichkeit seiner Liebe als beruhigendes und versöhnendes Gegengewicht in die Trennungsstunde legen.

Fallen die Montgomery-Scenen aus der modernen Empfindungswelt heraus? Zunächst scheint es so: Johanna ist eben nicht schonender als Achill, ihr Herz ist wie das des Griechen mit Unerbittlichkeit bewaffnet. Hat man doch mit Betonung dieses Umstandes, des Effekts, in den Montgomery-Scenen die Achse der Tragik des Stückes finden wollen! Nein — die Jungfrau ist kein weiblicher Achill: sie ist unerbittlich wider ihre Natur, wider ihren Willen („Dies Herz mit Unerbittlichkeit b e w a f f n e s t du"); die Gottheit ist in ihrem aller menschlichen Kritik überhobenen Auftrage hier die den Frevel rächende Macht. Für diese strafende Gerechtigkeit — die Weltgeschichte ist das Weltgericht — ist im Christentum wohl Raum. Achill handelt innerhalb der ihm vom Schicksal gesetzten Lebensdauer, so lange die Götter nicht eingreifen, frei — Johanna gebunden, als Werkzeug des Himmels, in schmerzlich empfundenem Dualismus ihrer Natur, die von sich beinahe wie Medea sagen kann: video meliora proboque, deteriora sequi d e b e o. Daß sie sich nicht gegen den furchtbaren Vertrag auflehnt, ihn trotz starken Mitgefühls mit dem Gegner hält, ist gerade ihre Pflicht, ja unter den obwaltenden Umständen ihr Verdienst, darin besteht ihr Gehorsam, ihre Berufstreue; als sie ihm ungehorsam wird, ist sie schuldig und fühlt sie sich schuldig (IV, 1: „Die schwere Schuld des Busens"). Achills gefühllose Grausamkeit entspricht seiner Natur, seinem Willen, ist Selbstsucht und Selbstzweck — Johannas Unerbittlichkeit ist höherem Ratschlusse gemäß, dient höheren Zwecken und ist ein Ausfluß demütiger Passivität; dort ist die Erbarmungslosigkeit die antik-natürliche Stellung dem Feinde gegenüber, hier die christlich-moderne Verleugnung des eigenen Willens im Dienste einer höheren Macht; dort haben wir in Wahrheit den naiven, hier den sentimentalischen Dichter vor uns. Daß die Wirkungen, die von beiden Darstellungen ausgehen, den Voraussetzungen entsprechen, unter denen der antike und der moderne Mensch den Objekten ihrer Empfindung gegenübertreten, ließe sich nun an der Hand des Schillerschen Aufsatzes „Über naive und sentimentale Dichtung"

leicht, aber nicht ohne Wiederholung mancher der obigen Ausführungen, nachweisen.[1])

Stellen wir nun den Gewinn unserer Betrachtungen zusammen. Die Montgomery-Scenen haben in Homers Lykaon-Episode ihre klassische Vorlage; neben wörtlichen Anklängen an den Vossischen Text hat der Dichter auch die Anlage seines Vorbildes beibehalten. Aber der Dichter ist kein bloßer Übersetzer und kein blinder Nachahmer: nicht nur daß er, den Grundgesetzen seiner Kunst folgend, den breit und ungehemmt, gleichmäßig und ruhig fließenden Strom der epischen Darstellung in das engere Bett seiner Handlung schloß, dramatisch zuspitzte, spannte und durch vielgestaltige Wechselrede belebte, er entkleidete ein antikes Motiv durch Vertiefung und Komplikation des Charakters des Haupthelden seiner kalten und gleichgültigen Äußerlichkeit und stellte zwischen ihm und seinem Helden die innere Beziehung her, die dem modernen Empfinden gerecht wird und für das sympathische Interesse des Lesers die Voraussetzung bildet: „Die alten Dichter rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit; die modernen rühren uns durch Ideen" (Über n. u. s. D.).

Zum Schluß sei es uns gestattet, an unsere Darlegungen noch eine Folgerung und eine Forderung zu knüpfen. Schon am Ende seiner Ausgabe der Tragödie und ausführlicher in dieser Zeitschrift (XII, S. 113 flg.) hat Evers mit Beredsamkeit die Auffassung vertreten, daß „die Lionelscene und die Verliebung Johannas nicht ihr ausschließliches und Hauptvergehen, sondern nur die gottverhängte Folgeschuld und zugleich Nemesis für das vorhergegangene, viel schwerere Vergehen der Selbstüberhebung (Hybris) sei: nämlich für die in steigender Selbstverblendung (Ate) eigenmächtig vollzogene Überspannung und Übertreibung ihrer ursprünglichen Aufgabe". Nach ihm „erscheinen die Montgomery-Scenen keines-

1) Allerdings war dem späteren Hellenentum der Begriff des Mitleids keineswegs fremd; und zwar handelt es sich dabei nicht um eine politische Tugend, wie es etwa die clementia Cäsars war, die Wieland deshalb „Cäsars Clemenz" nennt, sondern um die moralische: nach Pausanias (I, 17) stand auf dem Marktplatze von Athen ein Altar des Ἔλεος, ᾧ, fügt P. hinzu, μάλιστα θεῶν, ἐς ἀνθρώπινον βίον καὶ μεταβολὰς πραγμάτων ὅτι ὠφέλιμος, μόνοι τιμὰς Ἑλλήνων νέμουσιν Ἀθηναῖοι (man vergleiche auch noch Sophokles' Ö. K. 260 flg.); vielleicht war dieser Altar eine Asylstätte. Und ist nicht nach Aristoteles eine ganze Dichtungsgattung erfunden, um φόβος und ἔλεος zu erwecken! Aber vergessen wir nicht, daß wir uns mit Achill im heroischen Zeitalter befinden und daß jene Empfindungen niemals Gemeingut der Alten gewesen sind. Ein Zweites: Wenn Achill einen solchen Zug nicht hat, so büßt er deshalb nicht an dichterischer Größe ein, weil es ihm nach unserem Gefühl an moralischer gebricht: der antike Dichter stattet seinen Helden mit wenigen großen Zügen aus, die wie elementare Naturgewalten erhaben sein und wirken können.

wegs als bloße Episode, sondern geradezu als Achse der Tragik"; „die vermeintliche Aufgabe, zu der sie sich Montgomery gegenüber als zu einem furchtbar bindenden Vertrage bekennt, ist nur eine Ausgeburt ihrer wahnerhitzten Einbildung". Um dem Kritiker, der jedenfalls nicht ohne Geist und Geschmack an die Erklärung des Dichters tritt, gerecht zu werden, müßte man seiner Beweisführung schrittweise nachgehen, was ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte: hier möchte ich nur darauf hinweisen, daß sich mit der oben dargelegten seelischen Verfassung der Jungfrau in den Montgomery-Scenen der Gedanke einer Selbstüberhebung nicht nur nicht verträgt, sondern eben jene Verfassung, wenn man sie für richtig erkennt, ein durchschlagendes Argument gegen Evers wird. Bemängeln mag man immerhin den technischen Fehler des Dichters, nachdem wir von dem „Vertrage" erst hier erfahren, obgleich man nicht recht einsieht, wozu sich Johanna[1]) ein Schwert beschaffen läßt, wenn sie es nicht gebrauchen will, und warum man die Johanna von der Jungfrau Maria gewordene Weisung (I, 10) „Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde" bildlich nehmen soll, wie es die Worte im Prolog „Den stolzen Überwinder niederschlagen" allerdings vertragen — wenn Johanna jene Weisung wörtlich nahm, kann man es ihr wahrlich nicht verdenken und darf ihr auf keinen Fall aus solchem Mißverständnis einen Strick drehen wollen. Nach unserer Untersuchung zeigt sich die Jungfrau Montgomery gegenüber auf der Höhe ihrer Aufgabe und ist ihr Thun nicht Selbstüberhebung, sondern Selbstüberwindung.

Endlich eine Forderung. Wenn wir der Scene mit Lionel ihre centrale Stellung in der Tragödie wiedergeben, so sehen wir doch in den Montgomery-Scenen ihr erwünschtes, ja notwendiges Gegenstück. Diese auf dem Theater zu unterdrücken, wie wir es erst jüngst wieder erleben mußten, ist nicht nur ein Raub am Dichter, sondern zeugt von Mangel an Einsicht in die Ökonomie des Stückes. Die Schauspielerin sorge nur dafür, nach den Fingerzeigen des Dichters in diesen Scenen über Johanna jenen Hauch der Schwermut auszugießen, der sie ja eigentlich durchgehends ob des „furchtbaren Berufs" umgiebt, bis er nach ihrem Fall ihre Seele ganz umdüstert und in Klagen und Anklagen der Himmelskönigin ergreifende Worte findet.

1) Im Anfange ihrer Laufbahn!

Das tausendjährige Reich auf der Bühne.

Von Direktor Dr. **Bernhard Maydorn** in Thorn.

Im Juni 1878 wanderte ein bayerischer Schneidermeister, Namens Minderlein, mit seiner Familie und 19 anderen Personen aus der Heimat aus, um in der für die nächste Zukunft erwarteten antichristlichen Drangsal in Südrußland eine Zuflucht zu suchen. Durch den „Brüderboten“ des Pastors Clöter in Illenschwang war der Chiliasmus der Offenbarung Johannis ins Volk getragen und im Anschluß an eine Hesekielstelle (39, 1), wo die Wörter Rosch, Mesech und Tubal als Rußland, Moskau und Tobolsk gedeutet wurden, der Ort, da die letztzeitliche Glaubensgemeinde sich vor dem Wüten des Antichrists bergen könnte, in das russische Reich verlegt worden. Der Auszug fand ein frühes Ende, Minderlein starb auf der Reise, der Rest seiner Begleiter traf bereits im Oktober wieder in der Heimat ein. Auch die späteren gleichen Unternehmungen der von Clöter begründeten „Deutschen Auszugsgemeinde“ verliefen ebenso im Sande.

Man wird an diese Vorkommnisse erinnert, wenn uns die dramatische Kunst jetzt einen Schmiedemeister auf die Bretter stellt, der seinen Dorfgenossen schwärmerische Schilderungen von dem tausendjährigen Reiche macht, das unterwegs sei vom Aufgang her und heraufziehe mit dem sengenden Ostwinde: „Steht auf wie ein Mann! Packt eure Siebensachen! Schnürt eure Bündel! Macht euch auf den Weg gen Osten, unserm Herrn und Heiland entgegen ins Morgenland! Steht auf, sag' ich! Steht auf!“ Ob Max Halbe bei seiner neusten Dichtung gerade jenes Vorbild bewußt vor Augen gehabt hat oder nicht, bleibt sich für die Beurteilung im wesentlichen gleich. Die Unternehmungen der bayerischen Chiliasten dienen aber zum Beweise dafür, daß der Dichter sich eine wirklich im Volksleben, und zwar im Leben des niedern Volkes, aufgetretene Geistesrichtung zum Vorwurfe gemacht hat. Damit hätte er also in der That hineingegriffen ins Menschenleben, wenn man auch nicht gerade sagen kann, ins volle Menschenleben; denn dazu war die ganze chiliastische Bewegung, auch soweit sie an anderen Orten durch Wort und Schrift Nahrung erhielt, viel zu eng begrenzt und viel zu sehr Eintagserscheinung.

Das mag denn Halbe auch gefühlt haben, und so begnügt er sich nicht mit dem Motiv vom tausendjährigen Reiche, sondern bringt es in Zusammenhang mit der revolutionären Bewegung des Jahres 1848, indem er dem geistlich erregten Schmiedemeister Drewss in seinem ehe-

maligen, eben von der Wanderschaft zurückkehrenden Gesellen Jörgen, einem Barrikadenhelden vom 18. März, einen politisch aufgeregten Konkurrenten zur Seite stellt. Liegt zwar darin gewissermaßen ein Eingeständnis, daß jenes Motiv allein sich nicht als ausgiebig genug erwiesen habe, daß es also eigentlich dramatisch unzulänglich sei, so könnte man die Verquickung mit einem zweiten, wie sie ja der dramatischen Kunst an sich nicht fremd ist, ohne weiteres gelten lassen, wenn einmal die Verbindung dieser beiden Motive erfahrungsmäßig oder logisch statthaft wäre und ferner, wenn sie eine natürliche und ungekünstelte Verzahnung aufwiese.

Beides trifft im vorliegenden Falle nicht zu. Was das erstere anlangt, so hat der chiliastische Gedanke weder thatsächlich jemals etwas mit politischer Revolution zu thun gehabt, noch auch stehen die beiden Erscheinungen miteinander in einem logischen Zusammenhange. Man mag sonst über den Glauben an ein tausendjähriges Friedensreich, das dem Endgericht über die Welt unmittelbar vorangehen soll, denken, wie man will, von einer innerlichen (log.) oder auch nur äußerlichen (zeitl.) Berührung mit aufwieglerischer Bethätigung wird man seine Anhänger in dem Grade freisprechen können, daß man sie im Gegenteile vielmehr zu den „Stillen im Lande" rechnen muß. Und es dürfte schwer halten, in den dem modernen Chiliasmus zu Grunde liegenden Bibelstellen etwas zu finden, woraus sich, selbst mit Zwang und Gewalt, auch nur der Keim zu einem revolutionären Gedanken ableiten ließe.

Wenn trotzdem durch eine solche Verquickung der Anschein erweckt werden soll, daß die beiden Richtungen eine natürliche Verbindung einzugehen durch irgend ein in ihnen liegendes Gemeinsames geeignet wären, so ist das nur möglich, wenn man beide unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß sie etwas Neues herbeizuführen trachten, das sich im Lichte einer drückenden Gegenwart als etwas Erstrebenswertes darstellt. Dieser Gesichtspunkt wäre nun freilich in Bezug auf den Chiliasmus schief; denn bei ihm handelt es sich nicht um leibliche Drangsal, der man entfliehen will, sondern um geistliche, und ebensowenig um eine gegenwärtige, sondern um eine zukünftige, wenn der Antichrist seine Herrschaft aufgerichtet hat. Aber daß dies der Gedankengang des Dichters gewesen ist, geht deutlich hervor aus den Darstellungen, die der Schmiedemeister vom kommenden Gottesreiche giebt: „Da wird nichts mehr gehört von Herr und Knecht, alles wird sein wie Brüder und Schwestern... Nicht Herr und nicht Knecht, nicht Meister und nicht Gesell, nichts von alledem! Kein Gold mehr und kein Silber, nicht reich und arm, das ist vorüber! ... Und wird ein einig Reich sein, da wird Milch und Honig fließen, und wird dauern volle tausend Jahre". Und

die Art, wie diese Worte des Schmiedes von seinen Zuhörern aufgenommen werden, erweist es noch klarer, daß Halbe hier eine innere Verwandtschaft der beiden Bewegungen angenommen hat, die in Wirklichkeit nicht besteht und niemals bestanden hat.

Man wird demnach in der Verbindung der beiden Motive eine dichterische Freiheit — oder soll man sagen: Willkür? — entdecken können, die jedenfalls ihrer dramatischen Begründung bedarf, wenn sie erträglich sein soll. Da kommt nun zunächst die Grundlage des Stückes in Betracht, insofern sie die Keime bergen muß sowohl für die religiöse Schwärmerei des Schmiedes Drewfs, als auch für die politische Jörgens und seiner Genossen. Das Drama versetzt uns in das Dorf Marienwalde, das wir uns, wie schon den Schauplatz früherer Stücke des Dichters, in dessen Heimat Westpreußen zu denken haben, und zwar in den Monat Mai des Jahres 1848. Gut Marienwalde gehört dem Herrn von Biberstein, einem leichtlebigen, oberflächlichen Junker, der in Wein und Liebe sein Vergnügen haben will, auch wenn es nicht ohne Verletzung von Recht und Gesetz dabei abgeht, der aber doch auch wieder zu schlau ist, um die Ansprüche an seine Gutsunterthanen im Dorfe gegen die neuen Verordnungen aufrecht zu erhalten: „Das Scharwerken hört sich auf!.. Was vom Schloß aus geschehen kann, geschieht! Ich will Frieden haben mit meinen Leuten!" Daß diese Leute dabei doch die Reitpeitsche des Gutsherrn fürchten, würde an sich noch keine revolutionäre Gesinnung begründen, es ist dafür in den Verhältnissen des Dorfes schlechthin kein ausreichender Grund zu ermitteln, ebensowenig wie für die religiöse Schwärmerei des Drewfsschen Kreises, man müßte denn die wochenlange bedrückende Dürre und die daraus entstehende Angst vor einer drohenden Hungersnot als solchen gelten lassen.

So sind denn beide Bewegungen gewissermaßen von außen in die Dorfgemeinde hineingetragen, die religiöse durch den Schmiedemeister, der durch verfehlte Beurteilung persönlicher Lebenserfahrungen zur „Thuerei" und zu „übertriebenem Wesen" gekommen ist, die politische durch den zugereisten Schmiedegesellen, dem es mehr darauf ankommt, sich groß zu thun und eine Rolle zu spielen, als wirklich weltverbessernd aufzutreten. Eine Motivierung aus dem Milieu ist das natürlich nicht, dem letzteren fällt vielmehr in dem Stücke kein wesentlich bestimmender Einfluß zu, und darin zeigt „Das tausendjährige Reich" einen vollen Gegensatz zu den in dieser Hinsicht einheitlichsten Dichtungen Halbes, dem „Eisgange" und der „Mutter Erde", wo gerade die Einflüsse der Umwelt den Anlaß zum Konflikte geben.

Wir haben es im Gegenteile hier vielmehr mit einem Drama zu thun, das man als eine Charaktertragödie bezeichnen könnte, wenn nicht

auch dabei wieder die verhängnisvolle Verdoppelung störend wäre; denn der Fortgang der Handlung und insbesondere der tragische Ausgang beruht nicht auf des Meisters Charakter allein, sondern gegen Ende mit wachsender Überlegenheit auf dem Jörgens. Darin, und in der Thatsache, daß die Motive nicht nebeneinander hergehen, sondern sich ablösen, so daß das eine in voller Wirkung erst einsetzt, nachdem das andere seine Bedeutung verloren hat, liegt ein entschiedener Fehler in der Komposition des Stückes.

Bis zum Ende des dritten Aufzuges steht die Schwärmerei des Schmiedemeisters im Mittelpunkte. Drewfs hat in seinen Nachbarn und Freunden durch die Schilderungen von dem nahenden Gottesreiche phantastische Hoffnungen erweckt und sie dadurch zu blinden Anhängern seiner Person gemacht. Ja manche unter ihnen, wie der Schuster May, haben ihr bißchen Hab und Gut für ein Spottgeld losgeschlagen, um bei dem bevorstehenden Auszuge nach Osten reisefertig zu sein. Widerstand findet er dabei nur wenig. Der Gutsherr läßt ihn gewähren, stellt sich auch der Auswanderung nicht entgegen: „Im übrigen bemerke ich, daß ich niemandem auch nur das Geringste in den Weg lege! Wer gehen will, kann gehen! Meinethalben zu den Hottentotten oder wo der Pfeffer wächst! Mir egal! Die Stellen werden einfach anderweitig vergeben! Da warten Leute genug!" Der neue Pastor, als der berufene Hüter des geistlichen Lebens der Gemeinde, macht zwar salbungsvolle, aber nicht immer geschickte und jedenfalls fruchtlose Versuche, ihn zur Umkehr zu bewegen.

Wirklich im Wege stehen ihm nur sein Weib und seine Tochter, die gegenüber seiner Weltflucht ihr Recht an das Leben mit Entschiedenheit betonen. Aber beide hat er sich innerlich abgeschüttelt, weil er beide im Verdacht unlautern Verkehrs mit dem Gutsherren hat, und so schreitet er über sie rücksichtslos hinweg. Die Frau sucht und findet im Dorfteiche den Tod, um die Tochter kümmert sich der Vater nicht mehr, und so scheint er in der That gegen Ende des 3. Aufzuges am Ziele seines Wirkens zu stehen, auf den nächsten Morgen bestellt er seine Anhänger zum Abzuge in das verheißene gelobte Land.

Einer Steigerung ist dieses Motiv nun nicht mehr fähig, aus der Stellung und dem Einflusse der Gegner läßt sich aber auch ein Umschwung nicht herleiten. Da entzündet ein Blitzstrahl die Schmiede, der Brand äschert das Anwesen des Meisters ein, und der für Zeichen vom Himmel allzeit empfängliche Held ist gebrochen und zu weiterem Handeln unfähig. Im letzten Aufzuge stürzt er sich an derselben Stelle ins Wasser, wo seine Frau ihr Leben von sich geworfen hat. Diese Thatsache allein hätte den 4. Aufzug nicht ausgefüllt, daher wird das Interesse in dieser Scenenfolge nur dadurch rege erhalten, daß nunmehr das

andere Motiv, die umstürzlerischen Gedanken des Gesellen, in den Vordergrund treten.

Wie aber ist dieses eingeleitet? Durch die dem Kreisblatte entlehnten Erzählungen des Schneiders Hinz, während er sich vom Schmiede einen verwundeten Arm besprechen läßt, wird gleich im Anfange des 1. Aufzuges an die Berliner Märzereignisse erinnert. Aber Drewſs weiß sie in seinem Sinne zu deuten als blutige Vorzeichen der nahen Endzeit. Bis im zweiten Aufzuge Jörgen zum Meister kommt und ihm von der Barrikadenschlacht am 18. März erzählt, ist jene Andeutung schon wieder vergessen. Aber auch dieses zweite Anklingen des Motivs verhallt ohne sonderlichen Eindruck, weil es keinen Einfluß auf die Handlung hat. Dasselbe gilt von der episodenhaften Scene vor dem Wirtshause im 3. Aufzuge, wo Jörgen und ein Schustergeselle mit dem Gutsherrn ernstlich aneinandergeraten. Denn die einzige Drohung am Schlusse: „Wir sprechen uns noch“ enthält zwar eine Andeutung des Ausganges, aber auch sie taucht in dem Interesse unter, das gleich darauf das religiöse Motiv wieder in Anspruch nimmt.

So finden wir denn ziemlich unvorbereitet im 4. Aufzuge die Umstürzler in der Schenke versammelt, wo sich erst allmählich Rede und Gegenrede zu bestimmten Anschlägen verdichten. Der durch das „Gottesurteil“ am Ende des vorletzten Aufzuges haltlos gewordene Drewſs läßt sich in das tolle Treiben der Anhänger Jörgens hineinziehen, seine schwermütigen Anwandlungen werden durch die Aufreizungen der Trinkgenossen übertönt, er läßt sich zum Hauptmann beim Angriffe auf das Schloß ausrufen. Aber als seine Tochter ihm entgegentritt, steigt das Vergangene, sein Irrtum, seine Schuld in ihm auf, er stürzt aus der Stube, und zu gleicher Zeit dringt durch eine andere Thür der Gutsherr mit Soldaten ein, um die Rädelsführer festzunehmen. Eine gewaltsame Lösung des Konflikts in beiden Fällen, dort im dritten Akte, wo ein innerlicher Umschwung sich nicht begründen ließ, durch den Blitzstrahl, hier, wo es zu einem thatsächlichen Angriffe noch gar nicht gekommen, durch die bewaffnete Macht. Das sind Theaterwirkungen, die in ihrer losen, unorganischen Beziehung auf den Gang der Entwickelung dem Werte des Stücks notwendig Eintrag thun müssen. Die Aufnahme des Dramas in München und Berlin hat bei allem sonst gezollten Beifalle darüber doch nicht im Zweifel gelassen, daß sich das Theaterpublikum durch solche Äußerlichkeiten nicht will täuschen lassen.

Ist daher in dem Aufbau des Stückes die rechte Einheit zu vermissen, so birgt es doch im einzelnen mancherlei Feinheiten und Vorzüge, die ihm zu verdientem Erfolge verhelfen werden. Die Schilderung der Gebetsversammlung im zweiten Aufzuge vermeidet geschickt das Herab-

ziehen des Religiösen und ist mit all ihren Unterbrechungen lebendig und packend. Auch der dritte Aufzug, der die Dorfbewohner bei der Beerdigung der Frau Drewfs vor dem Friedhofe versammelt zeigt, regt Spannung und Interesse lebhaft an. Von den Wirtshausscenen des vierten Aufzuges könnte man Ähnliches rühmen, wenn nicht hier neben dem Nachlassen der Spannung in der Gesamthandlung das besonders auffällig zu Tage träte, was überhaupt in dem Drama bald mehr, bald weniger unangenehm berührt, die Übertreibung des sprachlichen Ausdrucks.

Was den Hauptpersonen als den Trägern der Handlung abgeht, die innere Lebenswärme und die Notwendigkeit der seelischen Entwickelung, das zeigen im kleinen manche unter den Nebenfiguren in vollendeter Weise, so besonders die unglückliche Frau des Helden. In dieser psychologischen Kleinarbeit liegt der Hauptwert des Stückes, und das ist im wesentlichen dasselbe, was dem Dichter auch früher schon besser gelungen ist als die strenge Formengebung des dramatischen Aufbaus.

Allein zu einem ungetrübten Genusse läßt uns der Dichter doch nicht kommen. Die scharfe Herausarbeitung dieser Charaktere aus dem niederen und niedersten Volke beschränkt sich teilweise auf die mehr oder weniger häufige Anwendung derber Kraftworte. Einzelne Figuren, die offenbar nur zur Ausfüllung dienen, zeigen sich überhaupt nur von dieser Seite, wie z. B. der Pole Sczakrewsky, der überdies, wenn auch in das Milieu eines westpreußischen Dorfkruges sehr wohl passend, nur als Aufwärmung einer recht alten spaßhaften Gestalt erscheint, und noch mehr der Knecht Krause, dessen Bethätigung im Stücke außer drei gleichgiltigen Bemerkungen darin besteht, daß er zwölfmal: „Deiwel auch!" sagt und dabei priemt, spuckt und sich hinter dem Ohre kratzt. Das mag alles recht naturalistisch sein, zeigt aber eben darum eine Schwäche der ganzen Richtung, die viel zu sehr am Äußerlichen hängt und darüber das Wesentliche vernachlässigt.

Solche Personen und solche Reden sollen ja nicht anders wirken als dekorativ, d. h. wie die bis ins kleinste genau gearbeiteten Dekorationen sollen sie möglichst lebhaft in die Situation einführen. Wo sie also in übertriebener Weise sich der Aufmerksamkeit des Zuschauers (oder Lesers) aufdrängen, gilt auch für sie das scharfe Urteil, das A. Feuerbach über die modernen Theaterdekorationen fällt: „Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappendeckel und Schminke nicht hinauskomme. Ich hasse den Dekorationsunfug mit allem, was dazu gehört, von Grund meiner Seele. Er verdirbt das Publikum, verscheucht den letzten Rest von Kunstgefühl und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich abwendet und

den Staub von ihren Füßen schüttelt. Das wahrhaftige Kunstwerk hat stets innerliche Kraft genug, um Situationen zu vergegenwärtigen auch ohne unwürdige, der Kunst zuwiderlaufende Mittel. Es bedarf bescheidener Andeutungen, nicht aber sinnverwirrender Effekte".

Es läßt sich nicht leugnen, daß auf der Bühne diese übertriebene Kleinlichkeit weniger unangenehm berührt, als beim Lesen eines Dramas. Dort wird gerade durch die Fülle der Einzelheiten die Aufmerksamkeit abgestumpft, und was sich nicht allzu sehr in den Vordergrund drängt, bleibt, wenn sich der Geist nicht von der Hauptsache abziehen lassen will, unbeachtet, ein Beweis dafür, daß auch heute noch wenigstens die Auffassung dramatischer Darbietungen in den großen und bezeichnenden Zügen, d. h. im wesentlichen verläuft und nicht zu Nebendingen abschweift. Wer aber ein solches Drama, das sich in Kleinmalerei erschöpft, im Buche liest, muß sich wohl oder übel durch alle die Situationsangaben an der Spitze der Aufzüge, durch alle die Aktionsvorschriften im Dialog, durch alle die Reden, die lediglich der Stimmungsmalerei dienen sollen, hindurcharbeiten, ohne etwas überschlagen zu dürfen. Und da heutzutage, auch von den reinen „Buchdramen" abgesehen, die Stücke mehr gelesen, als gesehen werden, wird sich dieser Übelstand auch um so fühlbarer machen.

Halbes Dramen zeigen bis zum „Tausendjährigen Reiche" in allen drei Beziehungen eine fortschreitende Zunahme in der Betonung der Einzelheiten, und das ist eben kein Fortschritt im Wesen der Sache. Ja, wenn man dem Äußerlichsten eine Wichtigkeit beimessen wollte, die ihm nicht zukommt, dann könnte man in den Buchausgaben Halbescher Bühnenwerke sogar eine Zunahme der Manier im Gebrauch der Lesezeichen wahrnehmen. Man wird, wenn man darauf achtet, erstaunt sein, wie viele an sich gleichgiltige Sätze durch ein Ausrufungszeichen gewissermaßen nachdrücklicher gemacht werden, und wie selten im Vergleiche damit der bescheidene, einfache Punkt zu seinem Rechte kommt; übrigens ein recht bezeichnendes Gegenbild zu jener interpunktionslosen Lyrik unserer Tage, die sich an den Namen des Franzosen Mallarmé knüpft, und die auch in Deutschland ihre gesinnungstüchtigen Vertreter gefunden hat.

Man kann aber daraus ersehen, wie sehr es dem Dichter darauf ankommt, immer schärferen Nachdruck in seine Worte zu legen, immer grellere Lichter aufzusetzen, bis endlich der Beobachter geblendet sich davon abkehrt. Und hierin wäre, wie gesagt, auch bei dem vorliegenden Drama weniger mehr gewesen. Obschon das Ganze, Aufbau und Entwickelung, die doch immerhin ein interessantes Problem aufrollen, davon nicht berührt werden: die Feinheiten des Stückes im besonderen würden

besser zur Geltung kommen, wenn nicht gerade sie von der Menge lediglich situationsmalender Einzelheiten in den Hintergrund gedrängt wären.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. XII, 796. (Die Betonung Hofgárten.)

Nach einer Mitteilung von Dr. Max Jähns in Berlin ist die Betonung Altenmárkt auch in Aachen bekannt. — Rektor Höchstetter in Reutlingen schreibt, der alteingesessene Ulmer lasse sich mit Sicherheit von dem neu Hereingezogenen unterscheiden an seiner Betonung Stadtmaúer[1]), Herrenkéller. Die Betonung Stadtmaúer bestätigen für Ulm auch zwei andere Zuschriften, eine frühere von Oberstudienrat Dr. Pressel in Heilbronn und eine jetzige von Dr. J. Miller in Stuttgart; dieser giebt ferner an: die Betonung Burghálde in Balzheim an der Iller, Hexenbérg in Stuttgart. Seine Erklärung, daß diese zusammengesetzten Wörter so sehr zu Eigennamen geworden sind, daß sie nicht mehr als Zusammensetzungen gefühlt werden und deshalb ihre ursprüngliche Betonung verloren haben, hat viel für sich, wird aber bei weitem nicht für alle Fälle gelten können. Daß aber überhaupt ganz willkürlich damit verfahren wird, beweisen meine aus Elberfeld angeführten Beispiele, sowie auch die von Wilmanns in seiner „Deutschen Grammatik" in § 351 beigebrachten von Ortsnamen (Städtenamen). — Die Oberlehrerin Martha Voigt in Höchst teilt mir mit, daß „an der Nordseeküste in der Nähe von Jever bei sehr vielen Ortsnamen ganz allgemein der Ton auf die letzten Silben gelegt wird, z. B. Rüstersiel, Horumersiel, Schildéich, Oldórf, Heidemühle, Wilhelmsháven, Westerstéde, Neuénde u.s.w. — Professor Dr. Becker in Neustrelitz belegt für Lübeck: Schiffergeséllschaft, für Mecklenburg und Pommern: Bürgermeíster und barmhérzig neben wármherzig und káltherzig; bei barmhérzig sei wohl zu bedenken, daß das einfache barmen statt erbarmen ungebräuchlich oder wenigstens selten sei; er erwähnt ferner: Stralsúnd („die Stralsunder selbst verlangen Strálsund, ob sie es sprechen, weiß ich nicht"), Freienwálde, Fürstenwálde, Rügenwálde, Blankensée, Düsterförde, Stavenhágen, Bredenféld u. a. (Er meint, eine Umfrage verdiene wohl auch „das bekannte Sankt Géorg der Hamburger, die deutsche Betonung des Fremdwortes wie in dem Vornamen Áugust neben dem Monatsnamen Augúst".) Die Betonung Géorg ist

1) Kürzlich hörte ich einen Rheinländer sagen: „als sie in Köln anfingen, die Stadtmaúern abzubrechen".

auch die mir geläufige; ich war als Gymnasiast sehr erstaunt, als ein neuer Lehrer eintrat, der betonte: Johánn Geórg[1]). — Professor Nägele in Tübingen glaubt unterscheiden zu sollen: „1. Attributive Zusammensetzungen; diese werden auch bei uns, namentlich in Stuttgart und östlich davon, bald mit dem Tone auf dem alten Attribut, bald mit dem auf dem alten Hauptwort gesprochen: Rotenbérg, Hexenbérg; auch Feldstétten, Neustétten; nur Namen. 2. Anderweitige Zusammensetzungen: aufmerken — aufmerksam, abteilen — Abteilung. Hier sprechen unsere Schwaben bisher stets den Ton recht. Erst neuerdings kommt eine Unsicherheit auf: Die Nord- und Bühnendeutsch Redenden sagen meist: vollständig, notwéndig, vorzǘglich, und so hört man jetzt vielfach sogar Abteilung, Stadtbaúmeister; namentlich von Politikern und Verwaltungsbeamten." — Mit der Betonung Abteilung beschäftigt sich auch eine Antwort im Briefkasten der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins vom Dezember 1898 (Sp. 238); da heißt es: „Das Wort Abteilung wird thatsächlich vielfach (wie es scheint, vor allem in Norddeutschland) auf der zweiten Silbe betont, allerdings nur in der Bedeutung des Abgeteilten, nicht in der des Abteilens. Ähnlich werden z. B. auch ‚abwarten', ‚abreichen' in manchen norddeutschen Gegenden auf der zweiten Silbe betont. Es sind das freilich alles nicht empfehlenswerte Abweichungen von dem allgemeinen Betonungsgesetze." — Ohne auf diese anderen hier angeführten Betonungen näher einzugehen, will ich nur angeben, wie ich sie (als geborener Elberfelder) betone: Abteilung = das Abgeteilte, Ábteilung = das Abteilen, ábwarten, ábreichen, Stádtbaumeister, vóllständig, nótwendig, vorzüglich, Bürgermeíster, barmhérzig, wármherzig, káltherzig. — Die in den hier ausgeführten Zuschriften beigebrachten Beispiele beweisen ebenso wie die vielen anderen von mir seinerzeit bei meiner Umfrage über Schreibung und Betonung von Straßennamen (bei den Zweigvereinen des Sprachvereins) zusammengebrachten die Thatsache, daß nicht allein zusammengesetzte Namen von Dörfern und Städten vielfach auf dem zweiten statt auf dem ersten Bestandteile betont werden, sondern auch solche von Straßen und Plätzen. — Wie allerdings solche (mehr als jene anderen auffälligen) Betonungen wie Hofgárten, Stadtmaúer, Allerbrücke (in Celle) u. s. w. zu erklären sind, ob auch nur aus dem Gefühle, daß diese Wörter keine Zusammensetzungen mehr seien, ist zum mindesten fraglich.

1) Kommt wohl auch etwa die Betonung Antón vor? Ich kenne nur Anton. Aber sollte nicht die Kürzung Tóni, die hier am Rhein nicht etwa nur Kürzung des Frauennamens Antonie, sondern auch des Männernamens Anton ist, falls sie nicht unmittelbar vom lateinischen Antónius hergeleitet ist, auf solche etwa volkstümliche Betonung Antón hinweisen?

Was Dr. Jahnke (Ztschr. 13, S. 271 flg.) zu dieser Betonungsfrage vorgebracht hat, ist sehr beachtenswert. Die Betonungen Küllenháhn, Hahnerbérg, Käshámmer sind auch mir bekannt; mir fällt jetzt auch noch Burghólz ein; aber Katernbérg habe ich nie gehört, sondern stets nur Káternberg; ich wohnte bis 1883 in der Heimat, sollte seitdem eine Änderung in der Betonung gerade dieser Ortsbezeichnung eingetreten sein, da Dr. Jahnke gerade Katernbérg, nie aber Káternberg hat betonen hören? Daß „die Betonung des Bestimmungswortes um so stärker sein wird, je mehr Gewicht auf das unterscheidende Merkmal gelegt wird", ist ja ganz natürlich; wie erklärt es sich aber, daß der eingeborene Bonner, als es hier noch einen ‚Stadtgarten' gab, sagte: „Heute morgen war ich im Hofgárten, und heute abend will ich in den Stadtgárten gehen?" Ich glaube, daß hier am Rheine die ganze singende Sprechweise des Volkes mit dabei im Spiele ist, wenn so viele Wörter, die der Durchschnittsdeutsche vorne betont, hier hinten betont werden; denn es ist wohl klar, daß sich Hófgarten und Güterbahnhof schwerer und schlechter singend aussprechen läßt als Hofgárten und Güterbáhnhof. Daß aber bei den Städtenamen, und auch bei manchen anderen Ortsnamen, der Umstand, daß sie nicht mehr als Zusammensetzungen gefühlt werden, die Betonung auf das Grundwort hindrängt, ist sicher richtig; ich glaube übrigens, auch den Namen Wúpperfeld meist nicht so, sondern Wupperféld ausgesprochen gehört zu haben.

Auch die anderen Herren, die sich der Mühe unterzogen haben, weitere Beiträge zu geben (Baur S. 268, Weizsäcker S. 428/9, Beckmann S. 429/31, Ahnert S. 431/3 des 13. Jahrganges), bringen außer zahlreichen eigentlichen Orts-, Städte-, Flur-, Wald- und Bergnamen noch eine ganze Reihe von Belegen bei für die unrichtige Betonung auf dem zweiten Bestandteile bei reinen Gattungsnamen und auch bei Eigenschaftswörtern. Ganz erschreckend ist die Menge von falschen Betonungen zusammengesetzter Wörter, die nicht Orts- oder Flurnamen sind, die Oberlehrer Ahnert aufzählt; einige davon, aber doch sehr wenige (es sind 10 von 63) scheinen schon weiter verbreitet zu sein, wenigstens sind sie auch mir ganz geläufig: Waffenstillstand, Perlmútter, Buchweizenméhl, Buchweizenpfánnkuchen, Neujahrsábend (ebenso auch Weihnachtsábend), Bürgermeister, Räuberhaúptmann, gegenseitig, Gegenseitigkeit, vollkómmen; anderseits betone ich folgende drei auf beiden Teilen gleichmäßig: Ríesenerfólg, Tódfeind, Hérzensfreúde.

Die bisherigen Beiträge beweisen übrigens alle, wie überaus willkürlich und verschieden diese Betonungen sind; ein rechter Grundsatz läßt sich nicht finden, und es ist z. B. doch sehr auffällig, daß kein geborener Bonner „Hófgarten" sagt, kein geborener Düsseldorfer aber anderseits „Hofgárten".

Nur für Wörter wie Rippoldsaú, Döppersbérg, Neuenteích, Langenaú u. ä. läßt sich bestimmt sagen, daß die bei der jetzigen Zusammenschreibung falsche Betonung aus der Zeit stammt, da sie richtig war, weil die beiden Bestandteile noch getrennt geschrieben wurden, wie z. B. jetzt noch hier in Bonn Alter Zóll. Oder mit anderen Worten: Da es früher hieß „Ich wohne am neuen Teiche, auf Rippolds Aúe“, so blieb diese Betonung auch dann bestehen, als man zur Vereinfachung der Namen dazu überging, diese Ortsbezeichnungen in einem Worte zu schreiben; da sie aber jetzt zusammengeschrieben werden, müssen sie eben jedem falsch erscheinen, der an die regelrechte Betonung wirklicher deutscher Zusammensetzungen denkt. — Wird aber dieser leider immer mehr um sich greifenden Zusammenschreibung, namentlich der Straßennamen u.s.w.[1]), nicht bald Einhalt gethan, so wird das Machtgebiet dieser falschen Zusammenschreibungen und damit dann auch falschen Betonungen noch immer größer werden, und es wird die Zeit kommen, da wir neben den schönen Wörtern Mainzerlándstraße, Koblenzersträße, Altenmárkt u. ä. auch Koblenzerthór, Alterzóll u. ä. zu lesen bekommen, und dann ist es nur noch ein Schritt bis zum Berlinerthéater, zum Frankfurterbúchhandel u. a. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß es noch so weit kommt, wenn nicht durch bessere Befolgung der deutschen Betonungsgesetze und der deutschen Rechtschreibung bald gerettet wird, was noch gerettet werden kann.

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

2.

Der Plural Banden.

Es ist bekannt, daß in unserer nhd. Schrift- und Gemeinsprache von den Grammatikern manches mit mehr oder weniger Willkür festgesetzt ist, auch über die dem lebendigen Sprachtrieb und der Verschiedenheit der Mundarten gegenüber notwendige Regelung hinaus. Das lebendige Sprachgefühl kehrt sich aber nicht immer an die Vorschriften, und so entstehen Unterschiede zwischen der wirklichen und geforderten Sprache, bei denen es manchmal schwer zu entscheiden ist, wem von beiden man rechtzugeben hätte. Ein solcher Fall stößt mir auf, bei dem

1) Vergl. meine Aufsätze „Ergebnis der Umfrage wegen Schreibung von Straßennamen“ (Ztschr. d. Spr. X [1895] 253/5) und „Die Verwirrung in der Schreibung unserer Straßennamen“ (Grenzboten 1896 Heft 7 und 9); ferner Grenzboten 1896 Heft 9, S. 446/7, Heft 11, S. 512/3, Ztschr. d. Spr. XI (1896) 109/110, Wanderers Freund 1896 Nr. 7, und Prof. Buchruckers Vortrag über die „Elberfelder Straßennamen“ (Tägl. Anz. f. Berg u. Mark v. 7. Nov. 1897).

es dem Sprachhistoriker allerdings kaum zweifelhaft sein kann, wie er sich zu entscheiden hat.

Gelehrt wird, soweit ich sehe, allgemein, daß Band — abgesehen von dem davon abgezweigten der band, plur. die bände — als „Fessel" sowohl im eigentlichen wie im übertragenen Sinne, „die Bande des Blutes u.s.w.", den Plural bande bilde. So z. B. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik³, 1 S. 311: das Band, Pl. die Bande (= Fesseln und = das Bindende in bildlichem Sinne); Weigand³: Pl. die Bänder, doch in der Bed. Fesseln und wo abstrakter Begriff waltet, die Bande; Grimm, Wtb. unter band: von Ketten und Fesseln gilt auch bei sinnlicher Vorstellung bande (nicht bänder), da hier nicht die einzelnen Glieder der Kette, sondern das Ganze in Betracht kommt; Heyne, Deutsches Wörterb.: ebenfalls Plural bande Fessel; Paul, Deutsches Wörterb.: Neben dem sonstigen Pl. Bänder besteht Bande im Sinne von Fesseln. Die Abweichung hängt jedenfalls damit zusammen, daß hierbei der Pluralbegriff weniger scharf hervortritt (vergl. Lande—Länder, Worte—Wörter). Ebenso wird der Pl. Bande gebraucht für unsinnliche Verwendung von Band (Bande der Freundschaft) u.s.w. In Bezug auf Bande im bildlichen Sinne, das übrigens kaum mehr als sprachlebendiges, sondern nur als Litteraturwort angesehen werden kann, wird man den Angaben wohl ohne weiteres vertrauen. Bei Bande im Sinne von Fesseln ist es vielleicht anders. Meinem Sprachgefühl nach ist banden wenigstens ebensogut möglich. Ich zweifle kaum, Formen wie die Banden abstreifen, sich der Banden entledigen häufig gelesen zu haben. Gemerkt habe ich mir leider keinen Beleg, und angegeben finde ich die Form nirgends. Aber mein Nachschlagen hat mir doch wenigstens bestätigt, daß sie in recht charakteristischer Weise wirklich begegnet. Ed. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter S. 192 sagt zwar: „Das Band ist das Bindemittel; die Mehrheit des Wortes lautet Bänder oder Bande mit dem Unterschiede, daß man letztere Form gebraucht im bildlichen Sinne des Wortes, z. B. die Bande der Liebe, Freundschaft, des Blutes, dagegen Sack-, Strumpf-, Hutbänder u.s.w." Dann versieht er sich aber, indem er in unmittelbarem Anschluß daran schreibt: „doch auch in Ketten und Banden legen". Im Gegensatz zu Grimms Angabe sagt Hildebrand im Deutschen Wörterb. unter Kette „in Ketten und Banden legen, und Joh. Leonh. Frisch schreibt unter Band zwar „in Ketten und Bande legen", aber unter Kette „in Ketten und Banden legen". Ein solcher Plural banden ist gewiß nicht zu verwundern. Es wäre schon möglich, daß das Sprachgefühl unter den verschiedenen Wörtern band und weiblichem bande irre würde. Weiter darf man vielleicht in Anschlag bringen den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes im Dat. Plur. in banden,

die n-Plurale der Synonyma Kette, Fessel, Eisen und den niederländischen und niederdeutschen n-Pl. auch vom Neutr. Band. Am ehesten aber scheint mir anzunehmen, daß der Pl. die bande als Femininum umgedeutet wird und einen neuen Pl. banden zeugt, das Wort also in eine Reihe zu stellen ist mit Fällen wie ahd. (und altsächsisch) diu buoh Fem., eigentlich Pl. von daz buoh, ähre, eigtl. Pl. von daz eher, märe „Erzählung", eigtl. Pl. von daz märe, zähre eigentl. Pl. von der zaher, wolke Fem. aus dem Pl. wolken von daz wolken. Für mein Sprachgefühl besteht dieser Sing. die bande für „Fessel" in der That; freilich kann ich nicht sagen, ob auf Grund eigener unbewußter Kombination, oder gedächtnismäßiger Lagerung im Unbewußten. Auch gegen ein Fem. die bande, Pl. banden im übertragenen Sinne „etwas ethisch Bindendes", wendet dies Gefühl kaum etwas ein. Es käme darauf an, diese Sprachformen jetzt weiter aus der lebendigen Sprache zu belegen, was, wenn man darauf achtet, nicht schwer sein dürfte.

Bonn. **J. Franck.**

M. Lenk, Drei Wünsche. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Zwickau, Verlag von Joh. Herrmann. Preis geb. 3 Mark.

Wiederum bietet die so schnell beliebt gewordene Verfasserin der reiferen Jugend zum Weihnachtsfest eine köstliche Gabe. Die Handlung der vorliegenden Erzählung beginnt im Jahre 1798 und reicht bis ins Jahr 1815; man kann sich denken, daß die geschichtskundige Dichterin es nicht unterlassen hat, die gleichzeitigen historischen Ereignisse und Zustände zum wirksamen Hintergrunde ihrer Erfindung zu benutzen. Die Art aber, wie sie dies thut, zeigt wiederum, daß ihr das Poetische d. h. das Reinmenschliche weit über das Geschichtliche geht, und darin bewährt sie wiederum ihren wahrhaft dichterischen Sinn. Wie in ihren früheren Werken (Der Findling, Des Pfarrers Kinder u. s. w.), so ist auch in diesem kein Mischmasch von Geschichte und Dichtung zu finden. Die Ereignisse werden durch gewisse zeitbewegende Ideen und Zustände mitbestimmt, entwickeln sich aber dabei in natürlichster Weise aus den mit Meisterschaft gezeichneten Charakteren der handelnden Personen. Unter diesen ragen als besonders lebensvolle Gestalten ein frisches, frommes Mädchen, Röschen genannt, und ihr Pflegevater, der Major von Stromberg, ein prächtiger alter Brummbär mit einem goldenen Herzen, hervor. Ein feiner, besonders in der ersten Hälfte des Buches köstlich frischer Humor und ein warmes, vor allen Redensarten zurückscheuendes Vaterlandsgefühl durchziehen die immer fesselnde Darstellung. Kurz,

es ist gesunde Kost für die deutsche, christliche Familie, wohl geeignet, der liebenswürdigen Verfasserin zu ihren zahlreichen alten Verehrern neue zu gewinnen.

Bautzen. **G. Klee.**

Dr. Hermann Schiller, Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. I. Band. Geschichte des Altertums. W. Spemann, Berlin und Stuttgart, 1900. 689 S. (Dazu Quellensammlung, 58 S.)

Zu den in neuester Zeit besonders zahlreich erschienenen Weltgeschichten beabsichtigt der hochgeschätzte frühere Gießener Universitätslehrer Geh. Oberschulrat Prof. Hermann Schiller eine neue zu fügen, von der uns der erste Band vorliegt. Die vielverbrauchte Redensart, das neue Werk sei bestimmt, eine Lücke auszufüllen, wird zwar hier nicht angewendet, wäre aber gerade hier am Platze. Denn richtig bemerkt der Verfasser im Vorwort, es fehle „an einer nicht zu kurzen zusammenfassenden Arbeit, die, über die Zwecke des Schulbuches hinausgehend und die Mitte zwischen den großen Weltgeschichten und den grundrißartigen Nachschlagebüchern haltend, die einigermaßen gesicherten Resultate der neueren und neuesten Spezialforschung präzis zusammenstellt und in gefälliger pragmatischer Darstellung zu verwerten sucht". Nimmt man hinzu, daß er von einer solchen Weltgeschichte verlangt, daß sie „zugleich auch geeignet sei, die historische Bildung unseres Volkes zu veredeln und zu vertiefen, indem sie durch eine möglichst objektive, d. h. das eigene subjektive Urteil möglichst wenig aufdrängende Darstellung den Leser in den Stand setzt, aus dem Studium der Weltgeschichte praktische und nützliche Lehren zu ziehen" — so sieht man mit voller Klarheit die Ziele, die sich der Verfasser für sein Werk gesteckt hat. Und wer den vorliegenden ersten Band gewissenhaft und eingehend geprüft hat, der wird behaupten dürfen, daß die Erreichung dieser Ziele in erfreulichster Weise geglückt ist, daß die Hauptvorzüge des Werkes in der pragmatischen und objektiven Darstellung bestehen. Noch ein höchst wichtiger Umstand aber kommt dazu. Wenn Schiller sagt: „Die gleichmäßige Verarbeitung dieses Materials und die einheitliche Gestaltung der daraus gewonnenen Erkenntnis wird ... eher gewährleistet sein, wenn die Aufgabe in eine Hand gelegt wird", so wird ihm dies jeder Einsichtige von vornherein zugestehen, der Kenner anderer, aus mehreren Federn geflossener Weltgeschichten aber aus Erfahrung bestätigen.

Eine glückliche Neuerung scheint es uns auch zu sein, daß diese Weltgeschichte die illustrative Ausstattung auf die Wiedergabe einiger hervorragenden Standbilder und Büsten berühmter Persönlichkeiten be-

schränkt und dafür im Anhang außer den Karten Quellenberichte in einer bisher noch nirgends gebotenen Ausdehnung heranzieht. Es ist somit von Anfang an weniger auf die Unterhaltung und den Schmuck, als auf die wissenschaftliche Bildung und Erkenntnis abgesehen.

In drei einleitenden Abschnitten spricht sich der Verfasser 1. über den Begriff der Weltgeschichte und die Aufgabe dieses Werkes im besonderen, 2. über die Abgrenzung des Stoffes und die Periodeneinteilung und 3. über die Quellen der Weltgeschichte aus, und wir können seine hierin zu klarem Ausdruck gebrachte Anschauung und Methode nur mit freudigster Zustimmung begrüßen. In Übereinstimmung mit Ranke beschränkt Schiller die Weltgeschichte auf die Völker, „die sich ihrer geschichtlichen Vergangenheit klar bewußt sind", und schließt daher mit vollem Rechte die sogenannten Naturvölker davon aus; denn Geschichte ist weder Anthropologie noch Ethnographie und soll uns nicht kurzlebige Hypothesen und Phantasien geben, sondern die gesicherten Ergebnisse der Forschung. Man kann vom Standpunkte des gewissenhaften Historikers aus nicht lebhaft genug gegen jene Erweiterung des Rahmens Einspruch erheben, die man in anderen modernen Weltgeschichten findet und die mit der Geschichtswissenschaft Streckübungen im Prokrustesbett der Anthropologie macht. Aus dem gleichen Grunde ist es ebensowenig zu billigen, wenn die Entwickelung der Weltgeschichte von einem andern als dem rein historischen Gesichtspunkt aus dargestellt wird, wie dies z. B. in der Helmoltschen Weltgeschichte geschieht. Richtig betont dagegen Schiller den lehrhaften Zweck der Geschichte, den sie „nicht bloß für die Jugend und die Masse des Volkes, sondern auch für den praktischen Staatsmann, den Gelehrten, den Künstler" erfüllen soll. Auch darin tritt Schiller einer modernen Übertreibung und ungeschichtlichen Anschauung entgegen, daß er die natürlichen Einwirkungen, die er übrigens weit entfernt ist zu unterschätzen (vergl. z. B., was er S. 64—66 über die Babylonier und Assyrer sagt), nur bis zu einer gewissen Grenze anerkennt.

Die Geschichte hängt nicht nur von Boden und Klima ab, denn sie wird vor allem von Menschen gemacht. Aber da kommt eine andere moderne Richtung, die auch in den Thaten der Menschen nur Massenkräfte und Massenwirkung sehen will. Ihr gegenüber spricht sich Schiller klar dahin aus, daß der entscheidende „geistige Anstoß" stets nur von einzelnen ausgeht.

Weil aber dem Willen des einzelnen und außerdem auch dem Zufall eine große Rolle vorbehalten bleibt, so kann die Geschichte auch keine Gesetze, gleich Naturgesetzen, aufstellen, und eben deswegen ist sie auch nicht im stande, die Zukunft der Staaten und Völker zu enthüllen.

Und wie die Individualität der einzelnen Menschen, so betont er auch die der Völker. Hauptinhalt der Geschichtswissenschaft ist „die Darstellung der fortschreitenden Entwickelung der menschlichen Gesellschaft“, aber „eine Loslösung der Weltgeschichte von der Nationalität“ ist trotzdem „ein Unding“.

Was endlich die berühmte Frage nach dem „Fortschritt“ in der Weltgeschichte betrifft, über den schon Ranke vom König Max von Bayern befragt worden war, so steht Schiller auf dem erfreulichen Standpunkte, daß ein Fortschritt weder auf sittlichem, noch auf physischem, noch auf geistigem, noch auf politischem Gebiete zu leugnen ist. Das Ziel der Geschichte aber sieht er in der „Führung der Menschen zu dem Ideale, das in dem Gottmenschen (Christus) verkörpert war“.

In einem zweiten Paragraphen der Einleitung bespricht Schiller die Abgrenzung des Stoffes und die Periodeneinteilung. So entschieden billigenswert die Abschließung der alten Geschichte mit der Regierung Justinians erscheint, so wenig vermögen wir der Theorie zuzustimmen, daß die mittelalterliche Entwickelung auf allen Gebieten eigentlich erst mit dem Dreißigjährigen Kriege abschlösse; die Bewertung der Zeit Karls V. als ein Stück Mittelalter möchte schwer zu verteidigen sein, und in Rücksicht auf die weltgeschichtliche Bedeutung wird wohl auch künftig in Luthers gewaltiger Erscheinung und Wirksamkeit der tiefere Zeiteinschnitt gefunden werden.

Der letzte Paragraph der Einleitung: „Die Quellen der Weltgeschichte“, zeichnet sich durch knappe, doch lichtvolle Zusammenstellung des unbedingt Wissenswerten aus.

Bei der Darstellung der Weltgeschichte selbst hat sich Schiller, der Absicht seines ganzen, umfangreichen Werkes entsprechend, überall vorwiegend, nicht selten fast wörtlich an die besten Werke über die einzelnen Gebiete angeschlossen, so für die griechische Geschichte meist an Ed. Meyers Geschichte des Altertums, für die römische an Th. Mommsen („Römische Geschichte“ und „Römisches Staatsrecht“), für die Anfänge des Christentums an Ad. Harnacks Lehrbuch der Dogmengeschichte u.s.w. Überall aber bei den einzelnen Kapiteln ist die wichtigere und wirklich bedeutende (auch ausländische) Litteratur verzeichnet. Daß Schiller bei den wichtigeren oder öfter erörterten Problemen der Geschichte, ohne in Einzeluntersuchungen einzutreten, den Leser über den derzeitigen Stand der Forschung in durchaus objektiver Weise teils im Texte, teils in Anmerkungen unterrichtet und die wichtigsten Spezialschriften anführt, die den Leser in den Stand setzen, solche Fragen weiter zu verfolgen, ja daß er mitunter angiebt, wo die bisherigen Untersuchungen zusammengestellt und beurteilt sind (z. B. die über die Varusschlacht, S. 542), ist bei einem so hervorragenden Pädagogen selbstverständlich.

Weitere Vorzüge des Werkes sind die den größeren Abschnitten vorausgeschickten Quellenübersichten (vergl. die §§ 5 Anfang, 8, 14, 19, 30, 52), die Berücksichtigung der Topographie und der Ausgrabungen bei den wichtigsten Stätten der alten Geschichte — so der vortrefflich systematisch-historische Überblick über die Ausgrabungen auf babylonisch-assyrischem Boden § 7, S. 70flg., der über die griechischen § 29, S. 202flg. und der über die römischen § 53, S. 401 Anmerkung —, der vorsichtig zurückhaltende Standpunkt in kritischen Streitfragen, wie in der Frage der Urbevölkerung Babyloniens und Assyriens (§ 7, S. 68) oder in der nach der Entstehungszeit des Avesta (§ 23, S. 172flg.); ja bei der Untersuchung des Wertes der hebräischen Überlieferung spricht sich Schiller klar dahin aus: „Jedenfalls muß man auch bei unwahrscheinlich Klingendem vorsichtig im Verwerfen sein, denn nicht selten wird durch einen neuen Fund gerade zu Gunsten des Verworfenen entschieden" (S. 125). Besonders rühmende Erwähnung verdienen ferner die häufig sich findenden, meist sehr treffenden Vergleiche, die den Blick zum Teil auf ähnliche Erscheinungen der neueren Geschichte hinlenken und dadurch die gewonnene Erkenntnis sowohl klarer, als wertvoller und fruchtbarer machen.

Hierher gehört der gute Vergleich der Kimmerier gegenüber den Assyriern mit den Germanen gegenüber den Römern (§ 11, S. 101), der zwischen Darius und Cyrus (§ 25, S. 179, 2. Absatz), der zwischen der Stellung des Perikles und der Cromwells (§ 41, S. 282), der zwischen den sozialen Forderungen des Aristoteles und denen Lasalles und Louis Blancs (§ 41, S. 283), der zwischen den attischen Seemaßregeln und den Schiffahrtsakten des 15. und 16. Jahrhunderts (§ 41, S. 287), der zwischen den Barkiden und den Oraniern (§ 58, S. 433, 1. Absatz), der des C. Gracchus mit Perikles, Cäsar und Cromwell (§ 62, S. 466) u. a.

Der größte von allen Vorzügen des Werkes aber ist zweifellos die Einheitlichkeit des Gesamtbildes, das wir dadurch von der geschichtlichen Entwickelung erhalten, und wohlthuend für den Freund einheitlicher Weltanschauung, zumal wenn sie so objektiv ist wie hier, sticht dadurch Schillers Weltgeschichte von manchen andern neueren Veröffentlichungen ab, die ihren höchsten Ruhm in der möglichst großen Zahl der Mitarbeiter zu suchen scheinen. Eine der vielen neuesten Darstellungen des 19. Jahrhunderts rühmt es geradezu als ihren Vorzug, daß ihre Mitarbeiter von denselben Erscheinungen eine verschiedene Anschauung haben; so kann es dann kommen, daß in ein und demselben Werke der erste Band eine Sache lobt, die der zweite tadelt. So wird auch hierdurch der Beweis erbracht, daß das einzig Dauernde der Wechsel ist; und das Ganze nennt man dann harmonische Bildung oder unparteiische Geschichtschreibung.

Eine andere Eigenschaft von Schillers Weltgeschichte erweckt dagegen in uns etwas geteilte Empfindungen. Daß den wirtschaftlichen Zuständen innerhalb einer geschichtlichen Darstellung der gebührende Raum gegönnt wird, ist in der neueren Geschichtschreibung ein anerkannter und seit Karl Wilhelm Nitzsch besonders geübter Grundsatz, und Abschnitte wie der über die wirtschaftlichen Zustände Griechenlands seit dem Peloponnesischen Kriege (§ 44) sind nur dazu angethan, von seiner Richtigkeit zu überzeugen. Dennoch will es uns scheinen, als ob diesem Gesichtspunkte in Schillers Werk doch ein etwas zu breiter Raum zugestanden wäre, den wir lieber einer breiteren Darlegung anderer Dinge — z. B. des Theaterwesens, der Trachtenkunde, des Gewerbes u. a. — eingeräumt gesehen hätten. Auch an einigen anderen Stellen ist das rechte Maß nicht ganz glücklich getroffen; die spätere jüdische Geschichte z. B. (§ 74, S. 559—565) ist in einer zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung in keinem Verhältnis stehenden Breite erzählt, und auch für die Darstellung der Anfänge des Christentums sind 20 Seiten (§ 75, S. 566—585) entschieden zu viel; der Verfasser wird hier in einer dem Werke schädlichen Weise breit und verliert über dem Interesse am einzelnen Gegenstande dessen weltgeschichtlichen Wert aus den Augen. Damit wollen wir freilich jenem Extrem keineswegs das Wort reden, das für die Darstellung der Perserkriege von 490 bis 479 weniger als eine Seite für genug hält, wie Rudolf v. Scala in Helmolts Weltgeschichte, der in 40 Seiten die ganze griechische Geschichte abthut; dafür ist aber in diesem Geschichtswerk auch von Eocän und Pliocän (S. 255) die Rede!

Nach dieser allgemeinen Betrachtung des Werkes sei im folgenden unsere Aufmerksamkeit noch einigen einzelnen Punkten zugewendet.

Besonders gut gelungen erscheinen einige Charakterbilder, so z. B. die Würdigung der Größe Sargons II. als Staatsmann (§ 11, S. 95), das Urteil über David und seine Bedeutung (§ 15, S. 133), das Charakterbild des Cyrus (§ 24, S. 176) und die Gesamtwürdigung Alexanders des Großen (§ 47, S. 355 flg.). Hervorhebenswert sind auch die guten Übersichten und Zusammenfassungen größerer Partien, wie z. B. die Übersicht der älteren Geschichte Indiens (§ 47, S. 347—51), das Kapitel über Heldenepos, Kunst und Religion der Griechen nach der Dorischen Wanderung (§ 33), der Rückblick auf die Entwickelung des Griechentums (§ 50) oder die Behandlung der römischen Kulturverhältnisse in der Zeit der Republik (§ 72). Nicht besonders glücklich ist dagegen die Reichsgründung des Darius (§ 25, S. 177 flg.) dargestellt; hier treten die tieferen Gegensätze bei Ranke (Weltgeschichte I, 78 flg.) viel klarer hervor. Die Erscheinung des falschen zweiten Smerdis ist bei Schiller gar nicht erklärt. Die Ausstellungen, die wir wie hier noch an etlichen

anderen Punkten erheben möchten, berühren indes unser günstiges Gesamturteil über das ganze Werk nicht im mindesten.

Nicht beizupflichten vermögen wir der S. 217 unten ausgesprochenen Vermutung, daß das spartanische Doppelkönigtum aus dem Könige „nebengeordneten Beamten" (ein Widerspruch in sich!), die selbst den Königstitel führten, entstanden sei. Es stimmt überdies schlecht hierzu, wenn Schiller selbst S. 238 sagt, das Doppelkönigtum sei von den Agiaden und Eurypontiden bekleidet worden. Wir halten jener Vermutung gegenüber an dem fest, was wir bei Curtius, Griech. Gesch. I, 167 flg. (vergl. auch Anmerkung 26, S. 653) finden.

Wenn es von den Ephoren S. 238, Z. 5 v. u. heißt: „Sie wurden von der Volksgemeinde ... gewählt", so hätte hinzugefügt werden müssen, daß dies erst seit König Theopomp (etwa 720), also lange nach Lykurg so war, daß dagegen früher die Ephoren von den Königen ernannt wurden. (Vergl. Curtius, Griech. Gesch. I, 196.)

In der Vorgeschichte der Perserkriege fällt auf, daß Schiller S. 266 unten nur von der Tötung der persischen Gesandten in Sparta berichtet; warum nicht von ihrer das Völkerrecht nicht minder verletzenden Behandlung in Athen?

Bei der Inhaltsangabe der „Antigone" des Sophokles heißt es S. 291, Z. 9 flg. v. u. ungenau, Antigone bestatte „bei einem furchtbaren Cyklon" ihren Bruder; im Drama berichtet der Wächter, daß Antigone erst nach Abzug des Sturmes (V. 422: -*Καὶ τοῦδ' ἀπαλλαγέντος ἐν χρόνῳ μακρῷ*-) gesehen worden sei.

In der Darstellung des Alexanderzuges vermissen wir S. 345 die Angabe der Gründe, aus denen der Sieger von Issus, statt dem Darius nach Persien zu folgen, erst Phönizien und Ägypten unterwarf, und die man bei Ranke (I, 289 flg.) nicht vergebens sucht.

Unbekannt ist uns, worauf Schiller die Behauptung stützt, Demosthenes sei im Harpalischen Bestechungsprozeß „nach seinem eigenen Geständnis" verurteilt worden (S. 357, Z. 5 flg. v. u.). Curtius, der davon nichts weiß, stellt dem großen Redner (III, 713) das Zeugnis aus: „Er ist durch alle Versuchungen unbescholten hindurchgegangen", und Weber sagt bei der Behandlung des Harpalischen Prozesses (Weltgeschichte III, 246) ausdrücklich, daß der Verdacht gegen ihn „ohne das geringste Beweismoment" erhoben worden sei, und daß „der gänzliche Mangel an speziellen Beweisen" sehr ernstliche Zweifel an der unparteilichen Behandlung der Sache durch den Areopag errege. Auch will uns dem Demosthenes gegenüber der Ausdruck „sein großer Gegner Äschines" keineswegs sachlich gerechtfertigt erscheinen.

In der Erzählung des zweiten Punischen Krieges ist es zu tadeln, daß S. 440 der gewaltige Eilmarsch des Claudius Nero aus Apulien nach dem Metaurus, der den Krieg recht eigentlich entschied, gar nicht erwähnt ist.

Ferner kommt das Thema „Cäsar in Ägypten" S. 496 gar zu kurz weg: nicht einmal der kulturgeschichtlich so wichtige Brand der Alexandriner Bücherei ist erwähnt!

Nach der Erwähnung des Buches Hiob in der Zeit der Ptolemäer (S. 568 oben) scheint Schiller geneigt zu sein, die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo als Entstehungszeit des Buches anzunehmen. Nach Ansicht der meisten neueren Forscher ist es jedoch im fünften oder vierten Jahrhundert entstanden.

Endlich seien noch eine Anzahl von Unrichtigkeiten und Druckfehlern erwähnt.

Die verschiedene Schreibung desselben Namens ist nicht zu billigen; so steht S. 278, Z. 6 v. o. **Kypern**, Z. 5 und 9 v. u. **Cypern**; S. 394, Z. 13 v. u. **Porsenna**, S. 405, Z. 7 v. o. dagegen **Porsena**. Falsch ist die S. 405, 2. Absatz, Z. 6 gebrauchte Schreibweise **brittisch**; falsch ist die S. 494, letzte Zeile, S. 304, Z. 27 und im Register S. 71 gebrauchte Form **Mitylene**; auf der Karte III steht richtig **Mytilene**.

S. 434, Z. 9 v. o. steht, die karthagischen Offiziere in Spanien hätten im Jahre 220 „den **22**jährigen Hannibal" zum Feldherrn berufen. Da aber Hannibal 9 Jahre alt war, als er 236 v. Chr. bei Hamilkars Ausfahrt nach Spanien den Eid ewiger Römerfeindschaft schwur, so war er 220 v. Chr. nicht 22, sondern 25 Jahre alt.

Der Stil des Werkes zeichnet sich durch Ebenmaß, Klarheit und Wohllaut aus; als eine Kleinigkeit sei erwähnt, daß es S. 590, Z. 7 v. u. und ebenso S. 654, Z. 13 v. u. nach sprachlichem Gesetze nicht „wogen.. über", sondern „überwogen" heißen muß.

Druckfehler sind selten. S. 408, Anmerkung, Z. 2 ist statt „befestigte" zu lesen: „befehligte"; S. 553, Z. 17 v. u. muß es heißen: „eintretenden"; S. 597, Z. 6 v. o. statt „Arrian": „Appian"; S. 620, Z. 4 vor „machen" fehlt: „zu"; S. 637, Z. 17 v. u. ist statt „Bruder" zu lesen: „Schwager". In der Inhaltsübersicht muß es S. XII hinter § 30 heißen: „Anfänge der schriftlichen (nicht „christlichen") Aufzeichnung".

Sehr bedauerlich ist es, daß S. 688 letzte Zeile der Satz unvollendet abgebrochen ist; eine Zeile des Druckes ist weggeblieben.

Nicht richtig ist es, daß in dem ganzen Bande hinter den Ziffern nach Herrschernamen der Punkt weggelassen ist; nur dieser macht die Zahl zur Ordnungszahl, und wir sollen doch nicht lesen „Kyros eins", sondern „K. der Erste".

Wir können unser Gesamturteil über den vorliegenden ersten Band von Schillers Weltgeschichte mit Recht in den Ausdruck hoher Anerkennung des Geleisteten und vollster Zustimmung zu den Grundsätzen des hochgeschätzten Verfassers zusammenfassen und harren mit Spannung und Freude der verheißenen weiteren drei Bände dieses vorzüglichen, allen Kreisen warm zu empfehlenden Werkes.

Dresden. Dr. **E. Bassenge.**

G. Voigt, Die Dichter der Aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Groß-Lichterfelde. Ostern 1899. 39 S. gr. 8°.

Mit vollem Recht überträgt Voigt das Urteil, das Neumeister in seinem Specimen dissertationis de poetis Germanicis (1706) S. 94 über die Leistungen eines aus dieser Gesellschaft, nämlich Schneubers, fällt, auf die Leistungen aller Dichter der „Aufrichtigen Tannengesellschaft" zu Straßburg: 'Sunt mala mixta bonis, sunt bona mixta malis'. Die „Aufrichtige Tannengesellschaft" wurde in Straßburg im Jahre 1633 gegründet. Ihre Wirkung ist zwar lange nicht eine so nachhaltige gewesen, wie die der Fruchtbringenden Gesellschaft, weil sie nur kurze Zeit bestanden zu haben scheint und ihren Satzungen gemäß nur wenige Mitglieder zählte. Uns interessiert die Gesellschaft aber doch, weil sie an der Westmark des Reiches sich dem Übergreifen der welschen Sprache energisch entgegenstellte, auch ihr „Vorsatz und Absehen" war: „alter Teutscher Aufrichtigkeit und rainer Erbauung der währten Muttersprach sich zu befleißen". Wer der eigentliche Begründer der Vereinigung gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Als Angehörige der Aufrichtigen Tannengesellschaft erfahren wir aus dem Gedicht Joh. Heinr. Boeclers bei Rumpler S. 230 und verschiedenen Andeutungen in Gedichten Rumplers und Schneubers die Namen Esaias Rumpler von Löwenhalt, Joh. Matthias Schneuber, Joh. Freinsheim, Peter Samuel Thiederich und Andreas Hecht, der auch Lucius genannt wurde. Aus der Teilnahme der drei letzteren hat man geschlossen, daß die Mitglieder der Gesellschaft zum größten Teile Studenten der Straßburger Hochschule gewesen sind. Als eigentlichen Begründer der Reform in der deutschen Dichtung sahen sie Weckherlin an. „Die Lesung" von Weckherlins Oden und Gesängen sei „nachmals dem Martin Opitz zur Nachfolge gar wohl bekommen". Doch schließen sich diese Männer in der Form ihrer Dichtungen durchaus an die von Opitz aufgestellte Verstheorie an, deren Annahme Weckherlin sich widersetzte. Von dessen Arhythmie ist in den Erzeugnissen der Straßburger nichts zu finden, der Wechsel von

Hebung und Senkung, die Übereinstimmung von Vers- und Wortton ist bei ihnen streng durchgeführt.

Die nur dürftig überlieferten Lebensschicksale der Mitglieder der Straßburger Tannengesellschaft behandelt der Verfasser S. 10 flg. Das Haupt war wohl Esaias Rumpler von Löwenhalt, der eine Sammlung seiner zu verschiedenen Zeiten entstandenen Gedichte unter dem Titel herausgab „Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte. Getruckt zu Strasburg bei Joh. Phil. Mülben, in dem 1647ten jar Chrl.er Z." Voigt erwähnt dann noch einzelne Gedichte. Ein zweites Mitglied war Johann Matthias Schneuber, den 1648 auf Empfehlung Harsdörffers die Fruchtbringende Gesellschaft als „den Riechenden" in ihre Reihen aufnahm. Als Sinnbild erhielt er das Benzoin und folgenden Spruch:

Man reucht das Benzoin, weil, auf und ohne feur,
Dem in dem Indjerland das Tieger sich gepahret;
Daher ist dieses hartz in unsern landen teur,
Weil obgedachtes thier dasselbe stark verwahret.
Weit geht auch mein geruch, ja wird auch immer neur,
Wie meiner süßen schriftgeschmack es offenbaret.
Der Riechend' heiß ich drum: Es soll mein federkiel
Fort riechen, reichen auch hin zum fruchtreichen Ziel.

Er veröffentlichte zwei Bände deutscher Gedichte. Als drittes Mitglied der Tannengesellschaft schrieb Johannes Freinsheim während seines Straßburger Aufenthaltes seinen „Teutschen Tugendspiegel oder Gesang von dem Stammen und Thaten des Alten und Newen Teutschen Hercules", ein Gedicht, welches im Druck 61 Folioseiten einnimmt und eine Verherrlichung Herzog Bernhards von Weimar ist. Von Peter Samuel Thiederich und Andreas Hecht (Lucius) wissen wir wenig, poetische Erzeugnisse von ihnen sind uns nicht überliefert. S. 16 flg. behandelt der Verfasser die Dichtungen Rumplers. Dem Zuge der Zeit folgend, sind ein Teil der Gedichte Rumplers Gelegenheitsgedichte. In den übrigen herrschen religiöse und moralische Themata vor. Solche werden behandelt in „Die Ewigkeit", „Betrachtung des himmlischen Hailands an dem kreuz", „Weyenächtliche himmel-botschaft", „Spiegel täglicher Bus", „Reichtum in Armut". Auch die Gedichte „Zumm Einngang des 1627ten jars" und „Zeitgedanken zwischen dem 1636ten und 1637ten jar" enthalten moralische Betrachtungen. Andere sind Paraphrasen von Sprüchen aus dem Alten und Neuen Testament, z. B.: „Manassisches Gebät", „Die Lieb ist stärker dan der Tod" (nach Hohelied 8,6), „Wir sollen verlaugnen das ungötliche wäsen" (nach Titus 2,12). Es finden sich auch einige Morgen- und Abendlieder, auch einige patriotische, wie „Das rasend Teutschland" und „Teutschlands Tobsucht". Er

hat dem Stoffe nach Lehrgedichte, Elegien, Hymnen, Oden, Lieder und Sprüche geschrieben. In Vers- und Strophenformen zeigt er sich als Vertreter der Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts. Dabei zeigt er auch die Mängel dieser Periode. Lehre, Erbauung und Sittenbesserung sind die Hauptzwecke seiner Dichtung, ermüdende Breite, Neigung zu weitschweifigem Ausmalen beeinträchtigen an vielen Stellen den Wert seiner Poesie. Ausrufe und Fragen sollen belehrend wirken, machen aber meist die Darstellung nur noch weitschweifiger (vergl. die Beispiele S. 17 und 18). Viele Gedichte sind überaus nüchtern. So sagt der Verfasser S. 19 ganz mit Recht, daß das Gedicht „Männschlichen Lebens Eitelkeit" nur aus einer ausgeklügelten Aufzählung von Dingen besteht, mit welchen das eitle Leben zu vergleichen ist, z. B. Strophe 4:

„Waß ist das eutel leben,
In dem wir männschen schweben,
Und preisen es für sein?
Ein falsch vergöldtes wesen,
Ein härtling, der imm lesen
Nichts gibt, als sauren wein;
Ein tampf, der bald vergehet,
Ein tau, der nicht bestehet
Imm haizen sonnen-schein."

und Strophe 9:

„Waß ist das eutel leben,
In dem wir männschen schweben,
Daß uns so wolgefällt?
Ein kriegs-schiff, daß verbrochen,
Ein luftball, so durchstochen,
Ein schabbuth für die kält,
Ein zündschloß, daß versaget,
Ein hund, der nichts erjaget,
Ein arm-brust, daß nichts hällt."

Geringer noch an Wert als die Dichtungen Rumplers sind die des Joh. Matthias Schneuber. Wenn auch im einzelnen Dichtungen vorkommen, die über das Durchschnittsmaß der dichterischen Produktion jenes Jahrhunderts hinausragen, so sind doch von unserem heutigen Standpunkt aus die beiden Mitglieder der „Aufrichtigen Tannengesellschaft" nicht als bedeutende Dichter zu bezeichnen.

Voigt hat aber mit Recht durch die vorliegende Programmarbeit auf ihre Thätigkeit aufmerksam gemacht, weil sie gerade in Straßburg auf die Vorzüge der deutschen Muttersprache hinwiesen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

R. Toeppen, Des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi Marienburgische Chronik 1696—1726. Teil III. Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Marienburg. Ostern 1899, S. 150—236. Kl. 8°.[1])

In dem vorliegenden dritten Teil seiner interessanten Veröffentlichung behandelt Toeppen die Jahre 1712 bis 1716. Besonders der Sprache wegen gebe ich wie früher einige Proben. 1712. Am 25. November ist die Spitze auf dem Thurm zu S. George in hiesiger Vorstadt gebohret worden von 12 bis nach 1 Uhr zu Mittage, und ist die Spitze 48 Schuh, die eiserne Stange aber 20 Schuhe hoch, in der Fahne ist der Ritter S. George, der kupferne Knopf ist $^5/_4$ Ellen hoch und breit, in derselben aber zum ewigen Andenken in einer langen kupfernen und verzinneten Büchse folgende auf Pergamen geschriebene Schrift nebst unterschiedener Münze eingeschlossen zu finden, als 1. Ducaten und 1 Rth. Spec. von unserem itzt regierenden Könige Augusto. 17 Achzehner oder, wie sie sonst seit dem vorigen schwedischen Kriege genannt worden, Timpfen, welchen Namen sie von dem Münzmeister selbigen Namens bekommen, jeder von besonderem Schlage oder Gepräge. 12 Sechser dito. 15 alte silberne und 9 neue schlechtere Dütchen. 7 Zweigröschen. 5 Creuzgroschen. 13 Stück allerhand Groschen. Item Schillinger, wovon 3 auf einen Groschen gehen von allerhand Gepräge. Noch ist auch hiebei gefüget etwas Russische oder Moscovitische Münze, welche und sonderlich die Moscovitische Timpfen in dem jetzigen verderblichen Kriege an unserem Orte nicht sonder Schaden des Commercii bekannt worden. Das Monumentum aber lautet also: D. O. M. S. Cum memoria eorum, quae hoc in orbe bene gesseris, cita evanescat, etc. Es folgt der lateinische Text bis S. 156. Aus demselben Jahre 1712 ist folgende Notiz gedruckt: Am 20. December hat der schwedische General Steinbok die Dänen im Meklenburgischen bei Gustrau nebst etzlichen Regimentern Sachsen geschlagen, 2 bis 3000 Mann nebst vielen Ober- und Unter-Officiers gefangen, viele auf dem Platz erleget, die ganze Armee zerstreuet und alle Artillerie erbeutet, wobei denn auch die Schweden, welche nur 20000 Mann, die Dänen und Sachsen aber über 25000 stark und vorteilhaftig postiret waren, viel erlitten. (Vide versus den 25. Febr. 1713.[2]) Am 21. December ist in einer Stadt in Böhmen, Policzka genannt, eine Bürgerfrau $^1/_4$ Jahr über ihre Zeit großen Leibes gegangen und gestorben. Es folgt ein Bericht über eine Mißgeburt. Im

1) Vergl. auch: R. Töppen, Chronik der vier Orden von Jerusalem. Programm des Gymnasiums zu Marienburg, Ostern 1895. — Dazu Herrigs Archiv XCVII, S. 401—404.

2) Späterer Nachtrag.

Jahre 1713 findet sich ein Bericht über den Frieden zu Utrecht zwischen Frankreich und England. Darauf am 21. Febr. ist auf Anhalten des Herrn Obristen Weyers von des Herrn General-Lieutenant Flemmings allhie in der Vorstadt einquartirten Regiment zur Execusion eines Adjutanten, welcher mit 4000 fl. polnisch Geld echappiret gewesen, ein neuer Galgen gebauet worden, wobei der Aufzug folgendergestalt verrichtet worden: 1. gieng der Stadtwachtmeister mit einem kurz Gewehr, ihme folgte 2. eine Reihe Stadt-Soldaten von 4 Mann mit ihrem Gewehr, 3. ein Trummelschläger, 4. 3 Reihen Stadt-Soldaten, jede zu 4 Mann, 5. Herr Valentin Damm, Stadtrichter, zu Pferde, 6. ein Raths- und Gerichtsdiener zu Pferde, 4 Ambtsdienere zu Fuß, 7. der Erb[are] Meister Jacob Boran, Stadt-Zimmermann, 8. ein Zimmerjunge mit dessen Beil, 9. ein Trummelschläger, 10. 4 Reihen Zimmerleute mit Degen an der Seite und Beilen auf den Schultern à 5 Mann, 11. der Werkmeister mit der Fahne, 12. 4 Reihen Zimmerleute, wie oben, jede Reihe à 5 Mann. Den Troup beschloß der Brücken-Zimmermann mit einem kurzen Gewehr. Nachdem sie sich vor des Herrn Stadtrichters Thüre versamlet hatten, und in gedachter Ordnung die Hauptwache vorbei passirten, traten die polnische Soldaten heraus, machten eine Parade und präsentirten ihr Gewehr. Einer von denen Rathsdienern, Lorenz Schmid, verwaltete dabei das Ambt eines Adjütanten, und besorgete, daß alle in ihrer richtigen Ordnung blieben. Nachdem sie nun bei das Stadt-Gericht kamen, stieg der Herr Stadt-Richter vom Pferde, hielte eine kurze Rede, worin er Erwähnung that, daß im Namen des ganzen Magistrats, nachdem der alte Galgen baufällig und nicht mehr zu gebrauchen wäre, ein neuer zu Handhabung der heil. Gerechtigkeit zum Schrecken und Bestrafung derer, so wider das siebente Gebot Gottes handeln, gebaut werden solle. Damit nun denen Zimmerleuten Niemand dieser Arbeit wegen einigen Vorwurf zu thun sich unterstehen möchte, wolle er den ersten Hieb alter Gewohnheit nach in das dazu beigefügte Holz thun. Gestalt er denn auch den ersten Spahn abhieb und darauf die Handschuh nebst dem Beil dem Stadt-Zimmermann überlieferte, auch demselben ein Glas Wein auf die Arbeit zutrunk, welchem seine Leute Bescheid thaten, und sind dabei 9 Stoff Frantzwein und eine Tonne Bier ausgetrunken worden. Das Beil hörete dem Stadt-Zimmermann zu, weil ein neues so geschwinde nicht konnte angeschaffet werden".

Der Delinquent, der in der Nacht verstorben ist, wird am andern Morgen durch den Henkersknecht tot an den Galgen gehängt. In ähnlicher Weise werden auch für die nächsten Jahre interessante und weniger bedeutende Begebenheiten bunt durcheinander erzählt.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 21. Jahrgang, Nr. 10. Gliese, Einführung in das Studium des Gotischen, bespr. von Jantzen. — Geuther, Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin, bespr. von Helm. — Wigand, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes, bespr. von Helm. — Langmesser, Jakob Sarasin, der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers u. a., bespr. von Sulger-Gebing. — Reinhard, Schillers Einfluß auf Körner, bespr. von Sulger-Gebing. — Böhme, Zur Geschichte der sächsischen Kanzleisprache, bespr. von Socin.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 15. Jahrgang, Nr. 11. Max Jähns. Von Präsident a. D. Otto v. Mühlenfels. — Die Gedächtnisfeier für Herm. Riegel. Von Dr. Karl Scheffler. — Ein Schreiben des Herzoglich Meiningischen Staatsministeriums. — „Schriftsteller". Von Prof. A. Heintze. — Der Wortschatz der Bauern. Von Prof. Dr. B. Kahle. — Eine eigentümliche Anschauung von den deutschen Blumennamen. Von Dr. Boschulte. — Die neue „Deutsche Speisekarte". Von F. Wappenhans. — Opening Day. Mahnung für deutsche Geschäftsleute und Kunden. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Deutsche Schulzeitung, II, Nr. 26: Dr. J. W. Nagl, Über die Schreibung der e und ä.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang 1900, V. und VI. Bandes 8. Heft. I. Abteilung (5. Band). Die Heimat der Cherusker. Von Dr. Ernst Devrient in Jena. (Mit einer Kartenskizze.) — Hauck Kirchengeschichte Deutschlands. Von Privatdozent Lic. theol. Dr. Heinrich Böhmer in Leipzig. — Das Alter einiger Schlagworte II (von 1848 bis auf die Gegenwart). Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin.

—— II. Abteilung (6. Band). Der Politiker Herder nach der ursprünglichen Fassung seiner Humanitätsbriefe. Von Dr. Theodor Matthias in Zittau. — Die deutschen Pflanzennamen in der Schule und im Leben. Von Realschul-Direktor Prof. Dr. Franz Buchenau in Bremen. — Was ist Bildung? Von Dr. Otto Stock in Eldena i. Pomm.

—— 9. Heft. I. Abteilung (5. Band). Homer als Charakteristiker. Von Direktor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Erich Schmidts Lessing. Von Gymnasiallehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig.

—— II. Abteilung (6. Band). Die Bedeutung des Geschichtsunterrichtes für die Erziehung. Von Dr. Karl Reichardt in Wildungen. — Der erste altphilologische Ferienkursus in Bonn 1900. Von Prof. Dr. Bernhard Huebner in Köln. — Das Censurenfinden bei der Reifeprüfung. Ein Interpolationsverfahren. Von Prof. Dr. Eduard Böttcher in Leipzig.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Herausgeg. von Prof. Dr. G. Holzmüller. 12. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Die Zulassung der Realgymnasiasten zur juristischen Laufbahn. Vom Oberbürgermeister Dr. Adickes, Frankfurt a. M.

Euphorion. Herausgegeben von August Sauer. 7. Band. II. Heft. Inhalt: Aus den „Litterarischen Monaten" 1776/77. Mitgeteilt von Erich Schmidt in Berlin. — Der Schuhu in Goethes Vögeln. Von Max Morris in Charlottenburg. — Zu den Briefen Hubers an Schiller (1786—1796). Mitteilung von Ludwig Geiger in Berlin. — Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark". Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans. Von

Robert Riemann in Leipzig. — Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller in München. D. Faszikel 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken. E. Korrespondenz. Nachtrag. Resumé. — Grillparzerreliquien. Mitgeteilt von Anton E. Schönbach in Graz.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Herausgegeben von Fridrich Pfaff. Neue Folge Band 1 (28) Heft 1/2. Inhalt: Dr. Fridrich Pfaff, Bibliothekar, Freiburg i. B.: Bruchstücke einer altdeutschen Übersetzung von Einharts Vita Caroli Magni. — Prof. Dr. Karl Bohnenberger, Bibliothekar, Tübingen: Die Grenze vom anlautenden k gegen anlautendes ch (mit Karte). — Derselbe: Die Mundart von Schwenningen und Umgebung.

Pädagogische Monatshefte. Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen. Jahrg. 1 (1899), Heft 1. Inhalt: Goethe (Festgedicht) von Dr. H. H. Fick. Goethes Vermächtnis an Amerika von Dr. Kuno Francke. Die Methoden des modernen Sprachunterrichts von Dir. Emil Dapprich.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1900. Heft 11. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Lobsien, Die Vorstellungsreihe. — Gebler, Der zweite Artikel im Religionsunterricht des Schullehrerseminars (I).

Die Mädchenschule. Herausgegeben von K. Hessel. 13. Jahrgang. X. Heft (November). Inhalt: Der Ausbau der deutschen höheren Mädchenschule. Von Dr. phil. P. Schirlitz.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Prahl, Das deutsche Studentenlied. Heft 5 der „Burschenschaftlichen Bücherei." Berlin W., Carl Heymann, 1900. 54 S. Preis 60 Pf.

Ernst Heim, Benedix, Doktor Wespe. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 4. Auflage. Dresden, L. Ehlermann, 1900. 151 S.

Dr. Arthur Peter, Schiller, Wilhelm Tell. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 2. Auflage. Dresden, L. Ehlermann, 1900. 187 S.

Dr. Heinr. Begemann, Bemerkungen zu altsprachlichen Lehrbüchern. Beilage zum Bericht des Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Neu-Ruppin über das Schuljahr 1896/97. Neu-Ruppin, E. Buchbinder, 1897. 24 S.

Veit Valentin, Schuldramen. 1. Bändchen: Joseph, der Sohn Jakobs. 31 S. 2. Bändchen: Aschenbrödel. 32 S. 3. Bändchen: Schneeweißchen. 44 S. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. Preis jedes Bändchens 60 Pf.

Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Leipzig, 1900. R. Voigtländer. 178 S.

Fritz Jonas, Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Berlin, 1900. Georg Reimer. 176 S.

Ernst Martin, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. 1. Teil: Text. (Germanist. Handbibliothek, IX.) Halle a. S., 1900. Waisenhaus. 315 S. Preis 5 M.

Karl Müller-Wölfickendorf, Das Preußenbuch. Eine Festschrift zum 200jähr. Krönungsjubiläum der preußischen Könige. Berlin, 1901. Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes, C., Sophienstr. 19. 48 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Nüchterne Erwägungen über Goethes Spinozismus.

Von **Theodor Vogel** in Dresden.

Goethes Spinozismus ist eine von den Scheidemünzen bedenklich vermischten Gepräges, mit denen im deutschen Unterrichte wie in den mehr populären Schriften über den Dichter vielfach hantiert wird. Niemand kann dies verwunderlich finden. Nach unzweideutigen Äußerungen Goethes und anderer ist ein nicht geringer Einfluß des Amsterdamer Philosophen auf des Dichters Gedankenwelt für gewisse Jahre außer Zweifel. Pantheistische Auffassungen treten zudem dem Leser beim alten Goethe wie beim jungen vielfach entgegen. Wie verzeihlich, daß Derartiges in Litteraturgeschichten, Biographien, Kommentaren — schon um der Kürze willen — gern mit dem Stichworte Spinoza abgethan wird! Das Gebaren mit Scheidemünzen von halb unkenntlichem Gepräge bleibt aber doch ein Notstand, der gehoben werden möchte, wenn möglich. Dies der Anlaß der nachfolgenden nüchternen Erwägungen.

Zur Verdunkelung des Sachverhaltes hat G. einigermaßen selbst beigetragen durch die beiden schönen dem Spinoza gewidmeten zusammenhängenden Auslassungen in Buch XIV und XVI von D. und W. aus den Jahren 1814 und 1815.[1]) In pietätvoller Würdigung der von Sp. erhaltenen, zum Teil lange nachwirkenden Anregungen hat der damals 64—67jährige Dichter Früheres und Späteres einigermaßen ineinanderfließen lassen, so daß man, will man den Sachverhalt genau feststellen, sich nicht buchstäblich an jene Äußerungen, wenigstens nicht an sie allein, halten darf.

In den Briefen, die von G.s Innenleben so getreulich Kunde geben, wird der Weise vom Haag vor dem Dezember 1783 nur zweimal flüchtig erwähnt (unter dem 7. Mai 1773 und 26. April 1774), später in der langen Zeit vom August 1786 bis 1805 nur einmal obenhin (unter dem 27. Dezember 1788), dagegen oftmals in den Briefen der Jahre 1784 bis 1786.

In den Tages- und Jahresheften wird nur mitgeteilt (Nr. 797, Ausg. v. Biederm.), daß der Dichter 1811 gegen die Angriffe in Jacobis

---

1) Hemp. A. 22, 168; 23, 5.

Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" eine willkommene Schutzwaffe in Sp.s Ethik gefunden habe.

In den Gesprächen, herausgegeben von Biederm., wird Spinoza vor den beiden Unterredungen mit Boisserée 1815 (III, 191, 250) nur dreimal gestreift: I, 207, II, 178, 198, später erst wieder in der inhaltreichen Unterredung mit Eckermann vom 28. Februar 1831, die W. v. Biedermann aus mir nicht ersichtlichen Gründen nicht wiedergegeben hat.

Bei jedem anderen als Goethe würden aus einer derartigen Zusammenstellung Schlüsse nicht gezogen werden können. Nicht abzuweisen sind sie bei einem Schriftsteller, der alles ihn nachhaltig und tief Bewegende im Verkehr mit Vertrauten zu beichten ein unabweisliches Bedürfnis fühlte. Schon nach der eben gegebenen Statistik wird man Bedenken tragen müssen, einen durch ein halbes Leben sich hinziehenden tiefen Einfluß des Sp. auf G., wie manche ihn annehmen, anzuerkennen. Gehen wir der Sache nun weiter nach.

Von einem ernstlichen „Spinozismus" G.s vor 1783 zu sprechen, halte ich mit Suphan (Festschrift des Friedr.-Werderschen Gymnasiums, Berlin 1881) u. a. für unberechtigt. Die neuerlichen Ausführungen von R. Hering (Spinoza im jungen Goethe, Leipziger Diss., 1897) über diese Materie haben mich vollends davon überzeugt. Mit Hering erkenne ich an, 1. daß Spinoza schon in den Straßburger Ephemeriden (Weim. A. I, Bd. 37 S. 90) flüchtig erwähnt, 2. der theologisch-politische Traktat des Philosophen von G. wahrscheinlich bei Abfassung seiner Dissertation benutzt worden ist, 3. daß G. im Mai 1773 sich von Höpfner eine Schrift von Sp. leiht (Briefe, IV. Abt., 2. S. 85), 4. an dessen Ethik anklingt im bekannten Briefe an Lavater und Pfenniger vom 26. April 1774 (ebendas. S. 155), 5. im Juni desselben Jahres Lavater während der Postfahrt über Sp. unterhält, 6. noch angelegentlicher seinen Freund F. Jacobi wenige Wochen darauf in der Laube zu Bensberg, den letzteren mit so zündender Begeisterung, daß dieser als Betagter (Brief vom 28. Dez. 1812) das Andenken an jene Stunden noch warm bewahrte.

Ein großer Unterschied besteht aber doch zwischen der jugendlichen Schwärmerei für die Person eines Philosophen, auch für einzelne seiner Aufstellungen[1]), und einer wirklichen Anhängerschaft auf Grund eingehender Studien. Mit Hering gebe ich für die Zeit vor Ende 1783 nur das erstere bei G. zu. Auf seine Darlegungen verweisend und mich stützend, leugne ich ab, daß Mahomet, der Urfaust, Werther, der ewige

1) Dicht. und Wahrh. XIV (H. 22, 168) bezeugt G. ausdrücklich, daß er im Vergleich zu dem wesentlich geförderten Jacobi damals nur unvollständig und wie auf den Raub mit Spinoza sich beschäftigt gehabt habe.

Jude, Prometheus mit Spinozas Gedankenwelt mehr gemein haben als den großen Zug ins Ganze und eine gewisse pantheistische Auffassung. Ich behaupte, daß keins dieser Werke ausgesprochen spinozistisch gehalten ist. In allen diesen aus jugendlicher Verzückung heraus geborenen Schöpfungen gärt vielerlei durcheinander, Christliches, Kabbalistisches und Heidnisches, wie es damals eben nach des Dichters verschiedentlichen Selbstzeugnissen in seiner Brust durcheinanderwogte, mit einer überwiegenden Neigung zwar zur Gleichstellung von Gott und Natur, aber doch so, daß eine klarbewußte Entscheidung nach dieser Seite noch nicht getroffen war.

Abgesehen davon, daß von 1774 bis Ende 1783 Spinozas im Briefwechsel Erwähnung nicht geschieht, fällt auch ins Gewicht, daß die eingehende Beschäftigung des Dichters, der Frau v. Stein und Herders mit Spinozas Ethik in den Jahren 1784 bis 1786, von der jeder Goethekenner ausreichend Kunde hat, in keiner Weise auf vorausgegangene Spinozastudien des Dichters Bezug nimmt, im Gegenteil sich so einführt, als werde die hohe Bedeutung der Ethik von allen dreien erst jetzt recht entdeckt.[1])

Mit der Erinnerung an diese auch sonst ihm unvergeßlichen Jahre lebte bei G. die dankbare Würdigung des seelenerhebenden und seelenreinigenden Einflusses fort, den Sp.s Ethik damals auf ihn ausgeübt hatte. Indem die beiden warmgehaltenen Auslassungen in D. und W. XIV (von 1813) und XVI (von 1815?) dies zum Ausdruck brachten, übertrugen sie — der Kürze halber, oder weil das Einzelne in der Erinnerung sich zusammengeschoben hatte, — manches, was für 1784—86 mit voller Berechtigung ausgesprochen werden konnte, bona fide, aber nicht ganz wahrheitsgetreu in die Jahre 1774 und 75. Das wird man wohl aussprechen mögen.

In den Jahren 1784 bis 1786 aber hat Spinoza auf Goethe, wie aus den Tagebüchern und Briefen hervorgeht, ganz vornehmlich ethisch eingewirkt. Belege für diese Behauptung anzuführen, ist den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber nicht vonnöten. Das Anschauen aller Vorgänge der Natur und des Menschenlebens sub specie aeternitatis, die ruhige „intellektuale" Liebe zu Gott und den Menschen, die nur ein Teil der unendlichen Liebe ist, mit der Gott sich selbst anschauend liebt, — dies und Ähnliches wirkte beschwichtigend und sittlich reinigend auf des Dichters leidenschaftlich gärendes Gemüt. Indem er sich bemühte, nach den Lehren und dem Vorbilde des holländischen Weisen sich „im ganzen zu resignieren"

1) Dicht. und Wahrh. XVI (H. 23, 5): ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun wurde ich durch Widerrede zu ihm getrieben.

als ein nichts für sich Begehrender, half er über die mancherlei schweren Verzichte, die die damaligen Jahre ihm auferlegten, sich hinweg durch einen großen Generalverzicht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß G. lediglich den Ethiker Spinoza auf sich habe wirken lassen; das wäre gar nicht möglich gewesen bei ernstlichen Studien in dessen Ethica, wie G. sie zeitweilig thatsächlich betrieben hat.

Wie jeder Goethekenner weiß, hat der Dichter in reiferen Jahren entschieden dahin geneigt, 1. Gott und Welt, Geist und Materie als eins, alles Bestehende somit als eine Alleinheit, 2. alle Vorgänge innerhalb dieser Alleinheit als unwandelbar gesetzliche, naturnotwendige, 3. die allgemeinen Begriffe als subjektive Vorstellungsarten, 4. das Böse überwiegend als einseitige, verkrüppelte Entwickelung aufzufassen und 5. eine Welterklärung ohne den „ärmlichen Notbehelf“ der Endursachen anzustreben. Als Nicht-Philosoph ist G. keiner dieser Auffassungen bis zu ihrer vollen Konsequenz nachgegangen, im Denken nicht, noch weniger in seinen nach Anlaß und Zweck so verschiedenartigen litterarischen Kundgebungen. Die bezeichnete Richtung hat sein Denken aber dauernd sich bewahrt; insoweit hat er sich in der Tiefe immerfort mit Spinoza berührt.

Aber auch nur insoweit. Der tiefen angeborenen und angewöhnten Anschauungsweise, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, die er geradezu als „den Grund seiner ganzen Existenz“ bezeichnet[1]), ist G. zwar treu geblieben bis zu seinem Tode, ausgebaut hat er aber seine pantheistisch-monistische Weltanschauung, soweit es nicht durch eigne Denkarbeit geschah, in Anlehnung an andere Führer als Spinoza. Zwar greift er 1811, als der Streit zwischen Jacobi und Schelling entbrannt war, zu Wehr und Waffen gegen den ersteren auf Wochen wieder zu der ihm vertrauten Ethik Spinozas, in den folgenden Jahrzehnten aber bekennt er sich wohl in ehrenden Wendungen zu der mächtigen Wirkung, die dieser Philosoph ehedem auf ihn ausgeübt hatte, aber als ein von derselben Grundanschauung aus nunmehr andere Gedankenwege Verfolgender.

Kein Wunder. Denn so großartig und tief Spinozas pantheistische Weltauffassung auch ist, so wenig geeignet ist sie zur Erklärung der Weltvorgänge und des Weltbestandes im einzelnen, wie sie denn auch mit der Naturseite des All-Eins sich nur ganz obenhin befaßt. Das Schauen, 'wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt', mochte dem jugendlichen Dichter genügt haben in Stunden der Verzückung, ja eben

1) Tages- und Jahreshefte unter 1811 (H. 27, 203).

dadurch für ihn so erhebend-beglückend gewesen sein, daß er bei dem Baden der ird'schen Brust im Morgenrot alles Kleine, Alltägliche tief unter sich fühlte. Der Forscher Goethe wollte aber nicht mehr schwelgen und schwärmen, vielmehr in saurer Arbeit ab herbis et lapidibus, wie er sich gelegentlich wohl ausdrückt, zur Erfassung des Naturganzen Schritt für Schritt aufsteigen, vom Einzelnen zum Allgemeinen sich anschauend und denkend weitertastend. In Weihestunden gestattete er sich wohl Ausblicke sub specie aeternitatis, im gewöhnlichen Verlaufe der Arbeit blieb aber die scharfe Auffassung des Einzelnen sein Hauptanliegen. Von Jahr zu Jahr wurden ihm dabei als einem „am Gürtel der großen Göttin Diana mühsam arbeitenden Goldschmiede"[1]) die Zusammenhänge klarer, auf Grund derer mit notwendiger Folge das Zusammentreffen gewisser Bedingungen zu gewissen Wirkungen führt, Einfaches sich zu Zusammengesetztem gestaltet. Zu den 'Dingen an sich' grübelnd durchzudringen, fühlte der Antimetaphysiker G. nie ein Verlangen[2]); das hatte er mit seiner ersten Faustperiode abgethan. In der sichtbaren und tastbaren Welt aber trat dem Forscher neben dem πάντα ῥεῖ des Ganzen doch so viel Starrheit, Beständigkeit im einzelnen entgegen, schon beim Einzelding, noch mehr bei den Arten und Gattungen, daß das Weltgeschehen sich ihm denn doch anders darstellte als das leichte Wellengekräusel eines unendlichen Ozeans. Der Subjektivität der menschlichen Auffassung blieb er sich bei seiner Naturforschung ja wohl bewußt, daneben aber ward ihm klar, daß eine außer ihm liegende, ihren Gesetzen folgende Welt dem Menschengeiste den Erfahrungsstoff liefert, den dieser gleichsam nur in seine Sprache umsetzt.

Das waren Gedankenpfade, auf denen Spinoza ein Führer und Förderer nimmermehr sein konnte. Seit etwa 1790 hat G., immer dabei freilich im Anschauungskreise eines pantheistischen Monismus sich haltend, philosophische Anregungen von verschiedener Seite erhalten. Gewisse Grundgedanken, so den von der Urpolarität aller Wesen (Campagne in Frankreich, November 1792, H. 25, 132), hat ihm zugestandenermaßen Kant nahegeführt; manches hat er sich angeeignet von der Leibnizschen Monadenlehre (Monas und Entelechie kehren öfters in den Schriften, vornehmlich denen aus den Jahren 1822—1830, wieder); einen entschiedenen Zug zu Schellings Lehre bezeugt er im Briefe an diesen vom 27. September 1800 u. s. w. Im wesentlichen hat aber G. sich selber von Erkenntnis zu Erkenntnis durchgerungen ohne Sorge darum, ob aus alledem sich ein einheitliches System aufbauen lasse. Getreu

1) An Jacobi, den 10. Mai 1812.

2) Unterh. mit Kanzler Müller vom 16. Juli 1827; an Jacobi, den 5. Mai 1786; Gespräch mit Eckermann den 4. Februar 1829.

ist er sich dabei das ganze Mannes- und Greisenalter hindurch in gewissen Grundanschauungen geblieben. Abgelehnt hat er zu jeder Zeit einen außerhalb der Welt stehenden, „von außen stoßenden"[1]), wohl gar wunderthätig in diese eingreifenden Gott; wo immer er sich gegenteilig ausdrückt, hat er sich nur weitverbreiteten, ihm von der Kindheit her ehrwürdigen Anschauungen angepaßt. Eine unvollziehbare Vorstellung war und blieb für ihn wie eine Materie ohne Geist, so ein Geist ohne jeden Zusammenhang mit der Materie. Absurd erschien ihm die Frage nach dem Zwecke der Welterscheinungen, ja der Welt selbst, unannehmbar die Voraussetzung eines radikalen Bösen, thöricht das Grübeln über die keiner Forschung zugänglichen Urgründe alles Seins und Geschehens.

Jedenfalls aber hatte das Weltbild, wie es allmählich ihm erwuchs, wenig genug mehr gemein mit dem sich stets gleichen All-Einen Spinozas, dem gegenüber die Einzeldinge als wesenlos ganz zurücktreten, ja fast als bloße Phantasmen erscheinen. Vor diesem Mysticismus Spinozas ist G. bewahrt geblieben durch seine gesunde, überall hellen Auges herumspähende Sinnlichkeit, noch mehr dadurch, daß er frühzeitig, den Spuren des großen Leibniz nachwandelnd, seine Natur- und Geschichtsforschung unter den beherrschenden Gesichtspunkt der Entwickelung zu stellen sich gewöhnte. Jede Entwickelung hat zur Voraussetzung, daß, während Teile eines Gebildes sich allmählich wandeln, andere mit einer gewissen Widerstandskraft suum esse conservant. Je energischer G. diesen Gedanken verfolgte (mit wie glänzendem Erfolge, ist bekannt), um so mehr hatte er von Schritt zu Schritt mit den beharrenden, Widerstand leistenden Elementen im Strome des Werdens zu rechnen. Naturgemäß gelangte er dadurch zu einer höheren Schätzung des sich selbst behauptenden Individuellen, auf geistigem Gebiete dazu, daß er in der Persönlichkeit, in dem Bleiben, was man ist, geradezu das „höchste Glück der Erdenkinder" sah.[2])

— Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

So schrieb G. in den 1816 gedichteten, 1820 veröffentlichten 'Urworten' (H. 2, 242), den Grundgedanken seiner Entwickelungslehre damit schön andeutend. Das Bild von dem ewig flutenden Meere des Geschehens in Natur und Geschichte braucht ja G. wohl auch später, aber dieses Meer schlägt nicht nur müßig Welle auf Welle, nein, 'flutend strömt's gesteigerte Gestalten'. Damit ist das Neue ausgesprochen.

1) Proömion, Str. 3 (H. 2, 228).

2) Schön ausgeführt von G. Jellinek (Die Beziehungen G.s zu Spinoza, Wien 1878) S. 21 u.s.w.

Sein Hinausgewachsensein über den Spinozismus der Jugendzeit bezeugt G. selbst in dem denkwürdigen Schreiben an den Kanzler v. Müller vom 24. Mai 1828 (Zur Naturw. im allg. H. 34, 145). Indem er sich in diesem über den im Tiefurter Journal von 1783 zuerst abgedruckten Aufsatz 'Die Natur, Aphoristisch' ausläßt, bekennt er, daß dessen Grundgedanken in der That seiner jugendlichen spinozistischen Denkweise entsprochen hätten, wenn er sich auch nicht erinnern könne, ihn verfaßt zu haben. Daran schließt er eine Vergleichung des 50 Jahre später von ihm eingenommenen Standpunktes mit dem früheren, indem er den ersteren, froh des gemachten Fortschrittes, als einen Superlativ bezeichnet im Vergleich zu dem früheren als Komparativ. Den Unterschied zwischen beiden findet er in der mittlerweile ihm aufgegangenen Erkenntnis zweier Triebräder aller Natur, der Polarität und der Steigerung.

Auf das erstere hatten Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, in denen Anziehungs- und Zurückstoßungskraft als zum Wesen der Materie gehörig behandelt worden waren, ihn aufmerksam gemacht (Campagne in Frankr. 1792, H. 25, 132). Der für die Entwickelungslehre so wichtige Begriff der Steigerung aber war nahegelegt worden durch die von Leibniz gelehrte Rang- und Stufenfolge der Monaden nach dem Grade ihres Wachsseins und der Klarheit ihrer Vorstellungen.

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, daß G. den ehedem so hoch gehaltenen Spinoza in den späteren Jahrzehnten seines Lebens nur ganz selten, in sämtlichen naturwissenschaftlichen Schriften nur einmal beiläufig erwähnt, nämlich (Zur Morphol. I, 1817, H. 33, 478) in der bekannten Stelle, wo er bekennt, daß nach Shakespeare und Spinoza — in jungen Jahren — die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen sei.

Das Endergebnis wird wohl sein dürfen, daß G. zwar in der ersten Weimarischen Zeit vor der italienischen Reise von Spinoza, vornehmlich ethisch, mächtig angeregt worden ist, einen gewissen Zug zu dessen Grundgedanken sich auch später bewahrt, in den letzten vier Jahrzehnten seines Lebens aber sich unter verschiedenen Einflüssen eine Weltanschauung allmählich ausgebaut hat, die als spinozistisch nicht bezeichnet werden kann.

Weg und Gelände in der Sprache.

Von Prof. Dr. **Th. Becker** in Neustrelitz.

(Schluß.)

Es wird sich lohnen, an dem erreichten Punkte noch einen Augenblick innezuhalten; denn wir können jetzt ohne Schwierigkeit neuen Stoff in unsere fernere Untersuchung aufnehmen. Wenn es nicht erforderlich ist, daß ich mit meinen eigenen Füßen das Gelände betrete, um es aus seiner starren Ruhe aufzuschrecken, wenn es genügt, daß ich es mit dem Auge, dem Geiste durchwandere, so ist mir alles zugänglich: pfadlose Flächen, steile Hänge, hohe Berge und tiefe Abgründe. Und in der That ist das alles für die Sprache in derselben rastlosen Unruhe wie der Weg. Natürlich muß auch hier alles, was auf Augentäuschung beruht, ausgeschieden werden. Sie liegt zu Grunde, wenn Ovid, Met. I, 345 das Sinken der Gewässer bei der Sündflut beschreibt: Surgit humus, crescunt loca decrescentibus undis. Das ist zunächst ein einmaliger Vorgang, während die Ausdrücke, denen wir nachspüren, dauernde Zustände oder Beschaffenheiten schildern. Und bei der Darstellung jenes einmaligen Vorganges liegt — abgesehen von dem Bilde des lebenden Wesens, das sich erhebt, und der Pflanze, die wächst — die Täuschung zu Grunde, daß der Wasserspiegel sich gleich bleibe, der Erdboden dagegen in aufsteigende Bewegung gerate.

Aber ganz in den Vorstellungskreis, den wir behandeln, hinein gehören folgende Bezeichnungen, die sich leicht noch bedeutend vermehren ließen: Zu beiden Seiten des Flusses *erheben sich* steile Felswände; ihre schroffen Hänge sind an sich immer da, aber für den Sprachgeist richten sie sich eben erst jetzt empor, wenn mein Auge, das des Leibes oder des Geistes, das Gelände an den Ufern durchwandert. Ähnlich sagen wir: die Hochfläche *steigt an*, *hebt sich*, sie *senkt sich*; ihre Ränder *fallen* oder *steigen* oder *stürzen* in die Tiefe; Schiller im Spaziergang spricht von „des Berges Fuß, der jählings unter mir *abstürzt*", ja er wagt sogar die Wendung: andere *Dörfer*, „vom Rücken des Berges *stürzen* sie jäh dort herab". Jene Hochfläche hat sich bisher mit mir, dem Wanderer, sicher und gleichmäßig in ungefähr horizontaler Richtung fortbewegt; nun ist sie mit mir an eine Schlucht gekommen, da verliert sie gleichsam den Boden unter den Füßen und stürzt hinab; und zwar ist sie wieder, wie oben, nicht früher einmal abgestürzt, sie thut das *jetzt*, jedesmal wenn ich ihr in Gedanken folge. Ob ich sage, die Wand *fällt* hinab oder *steigt* hinab, das ist für unsere

Frage gleichgültig; es sind zwei bildliche Ausdrücke für dieselbe Sache; aber es ist häßlich, wenn sie durcheinandergewirrt werden, wie von Riehl in der Novelle „Werke der Barmherzigkeit" (Ges. Gesch. u. Nov., Cotta 1879, II, 129): „In fast senkrecht jähem Fall steigt ein bewaldeter Berg der Schmiede gegenüber zu dem ... Wasserspiegel nieder." — Ein Gebirge, welches sich hier dem Ufer genähert hat, tritt dort zurück; und die Wände eines Thales entfernen sich voneinander oder treten auseinander, wo es sich erweitert. W. Jensen, In Zwing und Bann, sagt I, 2: „Über den Gewässern heben sich an beiden Seiten, bald vorspringend, bald zurückweichend, ... ungeheure Felsmassen in die Luft", aber an die Stelle der Felsschlucht tritt, wenn man weitergeht, ein gewelltes Hügelland. Anderswo stößt ein Stück Land an den Wald; es führt seinen Stoß aus jedesmal, wenn ich hinsehe. Auf eine trockene Strecke folgt ein Sumpf. „Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne." Ein Gebirgszug, eine Ebene dehnt sich aus, erstreckt sich bis an irgend ein Ziel, oder auch eine Hochfläche zieht sich am Rande des Thales entlang, und „der Pappeln stolze Geschlechter ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher". Auch Bäume erheben sich hier und da aus der Ebene (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 12. 6. 98.), und „wo ihr euch an die Mauern (der Ruine) andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche ... mit Schaft und Wurzeln entgegen" (Goethe, Novelle). Die Bäume eines Waldes schieben sich aus der Ferne gesehen zusammen (H. Seidel, Gesammelte Schriften, 1894, I, 175); sie bilden dann gleichsam ein Gewebe, einen Vorhang, der die Ferne verhüllt; durchschreite ich den Wald, so heißt es: „Aber plötzlich zerreißt der Flor." Vom Meere sagt Bismarck in einem Briefe aus San Sebastian vom 1. August 1862: Zwischen beiden Felsen „bringt das Meer etwa 500 Schritt breit ein und bildet im Lande eine ... Bucht" (Bismarckbriefe, hg. v. H. Kohl, 257). Besonders häufig ist, wie wir schon gesehen haben, das Bild des Sicherhebens. So sagt denn auch Riehl in der erwähnten Novelle: „Rechts im Vordergrunde erheben sich auf Felsklippen die Trümmer des Schlosses", und Schiller: „Aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt." In der Stadt springen nicht nur Häuser oder Ecken vor und zurück, es heißt auch: „Schützend springen die Dächer vor" (Schiller, Pompeji und Herkulanum). Besonders kühn sagt derselbe Dichter: „Leicht ... hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom." Das erscheint uns kühn, weil es, wenn auch dem Geiste der Sprache gemäß, doch frei geschaffen ist. Im übrigen ist es ebenso kühn, was alle sagen: Ein Gebirge hat Ausläufer, die sich in die Ebene hinein erstrecken. Das Gebirge ist als eine fest geschlossene Heeresmacht gedacht; von ihr sondern

sich einige unternehmende Vorkämpfer ab und laufen furchtlos in die Ebene hinaus! Aber auch hier ist natürlich nicht das Bild als solches das Eigentümliche, sondern die Vorstellung der immerwährenden Bewegung.

Diese ganze Art des Sprechens ist nun auch in unserer älteren Sprache vorhanden. Ich merke aus dem in Schaufflers Quellenbüchlein 64 abgedruckten Virginal folgende Ausdrücke an: niden drumbe (um die Festung) gienc ein hac; der vels..., der sich ûf gegen den lüften zôch; vil rotschen ungehiure stiezen umbe und umbe dran; durch den hals so gienc ein grabe; darüber ein schoeniu brucke gie; aus Wolframs Parzival 589, 1: ûf durch den palas eine sît gienc ein gewelbe niht ze wît,... sinwel sich daz umbe zôch.

Ebenso ist die Ausdrucksweise den klassischen Sprachen vertraut. Bei Thucydides erstreckt sich eine Insel vor dem Hafen von Pylos (*ἡ νῆσος παρατείνουσα* IV, 8, 6). Bei Xenophon kommt ein Bergzug bis mitten in die Ebene hinein, eigentlich hinauf, worüber unten zu handeln ist (*τὸ δὲ ὄρος εἰς μεσόγαιαν... ἀνήκει ὅσον ἐπὶ εἴκοσι σταδίους* Anab. VI, 4, 5), bei Thucydides kommt ein Land bis ans Meer hinab (*ἐστὶν ἐπὶ θάλασσαν καθήκουσα* II, 27, 2), bei Herodot ein Gebirge (VII, 22) oder ein Volksstamm (*Ἀνσχῖσαι... καθήκοντες ἐπὶ θάλασσαν* IV, 171). Bei Homer lief, *θέε*, die Gruppe der Häuser für Gesinde und Wirtschaft rings um das Haus des Laertes herum (Od. 24, 208), ebenso lief um den Schild ein dünner Erzrand (Il. 20, 275) und über den Rücken eine Ader (Il. 13, 547). Dasselbe gilt für die Lateiner. Ein Hügel neigte sich dem Flusse zu, sagt Cäsar; nicht er hatte sich geneigt und blieb nun in dieser Stellung, sondern er neigte sich, wenn man hinkam oder -blickte (collis ab summo aequaliter declivis ad flumen Sabim... vergebat II, 18, 1); und ebenso stieg ein anderer von ihm auf (ab eo flumine pari acclivitate collis nascebatur § 2). Wieder ein anderer Berg kehrte allmählich in die Ebene zurück, aus der er also beim Aufsteigen entwichen war oder sich entfernt hatte (paulatim ad planiciem redibat II, 8, 3). Der Parnaß trachtet mit zwei Gipfeln die Sterne zu erreichen, strebt auf sie zu (mons ibi verticibus petit arduus astra duobus, Ovid, Met. I, 316), und eine Klippe erhebt sich aus dem stillen Meer (Vergil, Än. V, 127: immota attollitur unda). Das Gebiet eines Volksstammes tritt nahe an das des anderen heran, ad alteram partem (Sueborum) succedunt Ubii (Caes. b. g. IV, 3, 3). Aufgetürmte Klippen entsenden Felsrücken, gleichsam Arme, welche eine doppelte Mauer bilden sollen, gemino demittunt bracchia muro turriti scopuli, Verg. Än. III, 535. Wälder treten zwischen die beiden Gegner: silvarum, quae intercederent inter ipsos et Ariovistum (Caes.

b. g. I, 39,6), und auf dem Schilde des Äneas ging das Bild des Meeres zwischen die anderen Scenen, haec inter tumidi late maris ibat imago (Verg. Än. VIII, 671). Endlich kennt Vergil auch die von einem Felsen vorspringenden Klippen, die Ausläufer: saxis in procurrentibus, Än. V, 204.

So zieht sich und schiebt sich und dehnt sich und streckt sich im Gelände teils alles träge durcheinander, teils geht es und läuft, springt und hüpft, steigt und fällt und stürzt. Wahrlich, Lessing könnte zufrieden sein; denn was er vom guten Dichter verlangt, daß er das Nebeneinander in ein Nacheinander, das zu beschreibende ruhige Dasein in eine zu erzählende Geschichte verwandelt, der Sprachgeist hat es hier in seiner Weise bis zur höchsten Vollendung durchgeführt.

Wandern wir nun aber durch diesen Hexentanz auf unserem Wege weiter. Da sehen wir in der Ferne vor uns eine Hecke zur Seite des Weges. Natürlich nimmt sie an der allgemeinen Bewegung teil; sie kommt uns entgegen, nähert sich, und bald sind die ersten Sträucher, aus denen sie besteht, an uns vorüber. Aber geben wir genauer acht auf das, was die Sprache von ihr sagt, so müssen wir an ihr noch eine zweite Bewegung anerkennen, der ersten genau entgegengesetzt: sie begleitet uns, geht also mit uns vorwärts. Daher sagt Schiller im Spaziergang: „Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung", und im Wanderliede heißt es: „Begleitest mich, du lieber Fluß, bist traurig, daß ich wandern muß", wobei es, wie wir noch genauer sehen werden, gleichgültig ist, ob ich stromaufwärts oder stromabwärts wandere, immer begleitet er mich. Jene erste Bewegung der Hecke ist ja unverkennbar die oben geschilderte subjektive Täuschung. Aber wie steht's mit der zweiten?

Es giebt ja noch eine andere Art subjektiver Täuschung, auf die jemand verfallen könnte. Während die nahen Gegenstände bei der Eisenbahnfahrt an mir vorbei nach rückwärts sausen, bewegen sich die weiter entfernten wieder scheinbar vorwärts, sie begleiten uns also auf unserer schnellen Fahrt. Aber daran ist doch hier nicht zu denken. Die Gärten, die Hecken, von deren vertrauter Begleitung Schiller spricht, befinden sich offenbar ganz nahe neben dem Wanderer! Es muß anders gemeint sein.

Das Rätsel löst sich, wenn wir uns die Frage vorlegen: Was heißt in solchen Ausdrücken „die Hecke"? Während ich vorwärtsschreite, läuft „die Hecke" wie ein Hund als Begleitung nebenher. Das kann doch nicht die ganze, vielleicht mehrere Kilometer lange Hecke sein! Zu einer so umfassenden Vorstellung erhebt sich das Volk gar nicht oder, wenn es zu bestimmtem Zweck, etwa wenn es gilt, sie zu beschneiden, auch die

ganze Hecke vorstellt, für gewöhnlich erhält es sich doch nicht bei dieser nur durch eine gewisse geistige Anstrengung zu gewinnenden umfassenden Anschauung. Ihm ist vielmehr „die Hecke“ immer das Stückchen der Hecke, welches dem Wanderer jedesmal gerade unmittelbar zur Seite ist. Eine Unterscheidung, daß jetzt dieses, jetzt ein anderes Stück der Hecke sich neben ihm befindet, liegt ihm fern; es ist in seiner Vorstellung immer dasselbe Wesen, welches er neben sich hat; so kann er sagen, daß die Hecke ihn begleite. Was also ihm zur Seite mit ihm in gleichem Schritte vorwärtsläuft, das ist weder die ganze lange Hecke, noch auch ein Teil von ihr; es ist das Gebilde einer psychologisch eigentümlichen Anschauungsweise, welcher in dem Teile stets auch das Ganze gegenwärtig erscheint, und welche, da sie weder Grund noch Zweck hat, die Teile der Hecke voneinander zu unterscheiden und zu sondern, in dem neuen Teile immer den alten, wenn auch vielleicht in leiser Umwandlung, erblickt. (Nur nebenbei will ich erwähnen, daß selbstverständlich die Annahme metonymischer Redeweise, des pars pro toto hier ausgeschlossen ist.)

Sehen wir uns zur Bestätigung dieser Deutung nach ähnlichen Redewendungen um, so erinnere ich zunächst an die oben schon besprochene Straßenfront, welche an einer Stelle zurückspringt. Wer springt denn da zurück? Ganz gewiß doch nicht die ganze, langgedehnte Häuserlinie, sondern ein einzelnes, kleines Stück, das, zu welchem ich gerade gekommen bin, und in welchem für mich in diesem Augenblick die Front gleichsam verdichtet oder der Allgemeinbegriff der Front verkörpert erscheint. Mehr werden wir nicht nur zur Bestätigung, sondern auch zur Vertiefung der gefundenen Erklärung gewinnen, wenn wir einen Spaziergang durch einen Wald machen, der nicht, wie die Hecke, die Häuserfront, im großen und ganzen sich gleich bleibt, sondern die größten Unterschiede aufweist; und trotzdem ist jedes kleine Stück der Wald! Jetzt, so sage ich, wird der Wald sumpfig, jetzt wieder trocken; hier ist er schön, dort langweilig; eine Zeit lang begleitet mich dichtes Unterholz oder besteht er aus dichtem Unterholz, dann lichtet er sich! In Wahrheit komme ja ich in den sumpfigen, schönen, lichteren Teil des Waldes. Aber die Sprache behandelt den Wald als ein Wesen, das in jedem Teile ganz gegenwärtig ist, das mich also, wie oben die Hecke, begleitet, das aber entsprechend den Gegenden, durch die ich komme, sich immerfort verändert und vor meinen Augen die Eigenschaften annimmt, welche seine Teile stets haben. Dieses unaufhörliche Sichverwandeln und -umbilden ist nur möglich, wenn nicht die nur durch verwickelte Denkthätigkeit zu gewinnende Gesamtvorstellung dieses Waldes als Subjekt zu Grunde liegt, sondern wenn nach der vorher charakterisierten Anschauungsweise der Teil des Waldes,

den ich gerade sehe oder betrete, der Wald ist. Die Volksphantasie zerlegt auch hier nicht das Ganze in seine Teile, sondern findet das Ganze in jedem seiner Teile. Der Sprachgeist behandelt also den Wald, die Hecke ganz wie ein Ich, wie ein mit Selbstbewußtsein begabtes Wesen; dieses hat eben jene Eigenschaft, in jedem Teile ganz vorhanden zu sein. Ich bin blond, heißt es, obgleich nicht das ganze Ich mit all seinen Zugehörigkeiten blond ist, sondern nur das Haupthaar. Ich stehe mit einem Fuß im Schmutze, drückt das genauer aus: äußerlich befindet sich nur der eine Fuß im Schmutze, aber mit und in diesem Fuße fühlt sich das ganze Ich besudelt. So ist mit und an dieser Stelle der ganze Wald sumpfig.

Damit ist denn auch wohl die Erklärung gefunden für Ausdrücke wie das lateinische in summa arbore, auf der Spitze des Baumes, nicht auf dem höchsten Baume, oder haec, illa Gallia bei Caes. b. g. I, 44, 8 für diesen und jenen Teil Galliens. Ich habe in meinem Programm über „das Deutsche im altsprachlichen Unterricht" (Gymnasium zu Neustrelitz 1894) S. 22flg. Entsprechendes aus der deutschen Sprache zusammengestellt: der erste Frühling für den ersten Teil des Frühlings, die früheste Jugend, das höchste Alter, das nördliche Europa, das mittlere Deutschland, also nicht, was man erwarten sollte, das mittlere von drei Ländern, die Deutschland heißen, sondern die Mitte des einen Deutschland. Ja, Schiller sagt im Ring des Polykrates: „Das nimm und wirf's in dieses Meer", eine genaue Parallele zu Cäsars haec Gallia. „Dieses Meer" ist also der Teil des Meeres, den wir hier das Meer nennen, in dem sich für uns das Meer verkörpert. Wenn ich in jeder Erscheinung der Jugend die Jugend sehe, so giebt es sozusagen viele Jugenden, weil die Jugend im Laufe der Jahre in ihrer Erscheinung sehr wechselt; und wenn es viele Jugenden giebt, so ist eine die erste. In den Bismarckbriefen, 6. Auflage, hg. von H. Kohl, 261, findet sich ein Ausdruck, der wie mit Bewußtsein geschaffen zu sein scheint, um diese Logik des Sprachgeistes zu erläutern, der das ganze Land in einem Teile verkörpert erscheint, so daß es sich wandelnd in immer neuen Verkleidungen und Gestaltungen erscheint. Bismarck schreibt aus Luchon in den Pyrenäen am 9. September 1862: „Das Land der Kastanien und Palmen (also das ganze Spanien) zeigt sich hier als Felsenkessel" u. s. w. Anderswo also kann sich das Land etwa als Hochebene oder als Sumpf, überall in anderer Verkörperung zeigen.

Genau dasselbe gilt nun auch vom Wege. Wenn er sich schlängelt und windet, steigt und sich senkt, geht und läuft, so beruht das auf der Vorstellung, die nun wohl genügend geklärt ist, daß ich in dem kleinen Stück Weges vor mir den Weg sehe; und wenn wir das jetzt Ge-

fundene zusammenbringen mit dem, was wir XIV, S. 336 zur Lösung des psychologischen Rätsels vorbrachten, so möchte wohl das Geheimnis der die Sprache schaffenden Volksseele aufgeklärt sein.

Will man noch ein Bild haben zur weiteren Erläuterung, so kann die Hecke, der Wald, der Weg mit einer schnell dahingleitenden Wasserwoge verglichen werden. Sie eilt vorwärts über die Meeresfläche, es ist immer derselbe Wasserberg, den wir in seiner Bewegung weithin verfolgen können; und doch ist er in jeder Sekunde ein anderer, da er andere Wasserteile in sich faßt, mit sich hebt und dann niedersinken läßt. Verkehrt aber wäre es, wollte jemand an einen Geist, einen Dämon des Weges denken oder von einer Personifikation sprechen. Dazu passen die Eigenschaften nicht, die man diesen Gestalten beilegt, wie wenn der Wald sumpfig oder licht wird, dazu passen auch die immer wechselnden Bilder nicht, unter denen sie vorgestellt werden, der Weg als sich windende Schlange, als steigender Wanderer, als niederstürzender Gießbach u. s. f. Wir müssen uns dabei beruhigen, daß es sich um eine ganz eigentümliche Vorstellungsweise handelt, die sich in keinem der bekannten Fächer unterbringen läßt.

Prüfen wir die gewonnene Erkenntnis an einer neuen Gruppe von Ausdrücken. Dieser Weg führt Sie sicher ans Ziel, sagt man dem ortsunkundigen Wanderer, und dieser ist dem Wege dankbar, der ihm in unbekanntem Gelände ohne Entgelt und zuverlässig die Dienste leistet, für die er sonst gegen teures Geld sich einen menschlichen Führer dingen müßte. „Ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor", sagt wieder Schiller im Spaziergang. Und bei diesem Führeramte geht der Weg voran: wir folgen der Landstraße eine Strecke, um sie dann wieder zu verlassen, wir verfolgen einen Pfad, und er bringt uns nach der Stadt, liefert uns dort richtig ab als Führer, vielleicht auch als Träger. Denn auch diesen Dienst leistet uns ein Weg oder eine Brücke, die natürlich vom Sprachgeist ebenso behandelt wird. Über eine Schlucht „trägt ein geländerter Steg sicher den Wandrer dahin" (Schiller, Spaziergang), als hätte er ihn auf den Arm oder den Rücken genommen. Dieselbe Ausdrucksweise gilt auch in der alten deutschen Sprache. Der Weg, der zur Verdammnis abführt, oder der zum Leben führet (Ev. Matth. 7, 13), ist gotisch vigs sa brigganda (ἀπάγουσα) in fralustai, in libainai, und ebenso sagt Wolfram im Parz. 442,12: daz dich ein slâ (Weg) dar bringe, aldâ du Munsalvaesche sihst; Hartmann im Iwein 274: einen stîc ich dô gevienc; der truoc mich ûz der wilde, ... dem volgte ich eine wîle; 3827: und volget einer strâze; 5576: unz daz in der wec truoc, dâ er eine burc sach. Oder die Wege und Steige weisen den Wanderer ans Ziel;

359: die mich gewîset heten dar; ja der Weg belehrt den Wandrer; 4370: nû kom mîn her Jwein dar, als in der wec lêrte. Man kann aber dabei die Bemerkung machen, daß heutzutage die Redeweise uns näher liegt, als den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Das ergiebt sich, wenn wir San Martes Übersetzung zum Parzival mit dem Urtext vergleichen. San Marte sagt 516, 21: Es führt der Weg sie beide auf eine lichte Heide, Wolfram: si riten dannen beide ûf eine liehte heide; San Marte 535, 3: und folgt das Paar der Straße nach, Wolfram: da engein er unt diu frouwe reit; 354, 7: floß ein schiffbarer Fluß vorüber, eine steinerne Brücke führte darüber, ein schefrach wazzer für si (die Stadt) flôz durch eine brücke steinin grôz; 442, 26: und folgt dem neuen Pfad, dô kêrter ûf die niuwen slâ; 457, 10: Der Weg, dem ich gefolgt, bis ich euch fand, ich reit sîn slâ, unz ich iu vant; 610, 27: Da anders keine Brücke führt übers Wasser euch zurücke, irn mugt niht anderr brücken hân. So kindlich und alt diese Äußerungen des Sprachgeistes scheinen, sind sie doch nur langsam mehr und mehr in Aufnahme gekommen.

Und wieder, zum Zeichen, daß wir es mit allgemein menschlicher Psychologie zu thun haben, nicht mit besonderen Eigenheiten des deutschen Sprachgeistes, dieselben Ausdrücke auch in den alten Sprachen. Wenn Luther 2. Petri 2,15 übersetzt: Verlassen den richtigen Weg und folgen nach dem Wege Balaams, so entspricht das genau dem Griechischen: ἐξακολουθήσαντες τῇ ὁδῷ τοῦ Βαλαάμ. Bei Thucydides III, 24, 1 trägt der Weg nach Theben, τὴν ἐς Θήβας φέρουσαν ὁδόν, bei Vergil, Aen. I, 401 führt er, qua te ducit via, VI, 295 trägt er, hinc via, Tartarei quae fert Acherontis ad undas, XI, 521 ist beides vereint: qua semita ducit angustaeque ferunt fauces. Oder er weist uns vorwärts, gleichsam mit dem Finger Richtung und Ziel andeutend, qua semita monstrat I, 418, und wir folgen ihm, vestigia sequor II, 754; ja, was die Vorstellung schon etwas abgeblaßt erscheinen läßt, Äneas folgt sogar unwegsamem Gelände, avia cursu dum sequor II, 736, und die Römer folgen, wenn sie nach Osten ziehen, der Morgenröte, Auroram sequi VII, 606. Dies alles erklärt sich aus den vorher entwickelten Anschauungen von selbst.

Es ist hierbei nun ferner von Wichtigkeit, daß wir auch die Tempora der Darstellung beachten; sie sind an sich auffallend genug, ohne daß wir, durch die Gewohnheit abgestumpft, doch darauf achteten. Will ich schildern, was immer so ist, so muß ich doch vernünftigerweise das Tempus der Gegenwart anwenden, auch da, wo sonst die Erzählung in der Vergangenheit verläuft. Ich muß also beispielsweise sagen: Nun gelangten wir an die Stelle, wo der Weg umbiegt, wo an den Weg ein Wald

stößt. Und in der That ist das ja auch eine ganz gewöhnliche Ausdrucksweise; man gebraucht sie, wenn ich nicht irre, besonders da, wo man im Gefühl den Zusatz macht: wo, wie ihr ja wißt, der Weg umbiegt. Aber man sagt doch ebenso oft: wir kamen an die Stelle, wo der Weg umbog, wo an ihn der Wald stieß. Auch diese Form der Vergangenheit ergiebt sich nunmehr für uns von selbst. Der Wanderer, gleichsam ein Entdecker, der in unbekannte Länder eindringt, folgt dem Wege, ohne daß er schon im voraus etwa nach der Generalstabskarte eine Vorstellung von seinem weiteren Verlauf hätte. So wird für ihn jede Biegung des Weges ein Ereignis, welches sich jetzt neu und unerwartet zuträgt; als er an die Stelle kam, da vollführte plötzlich der Weg die Biegung, wie nach dem schon S. 335 Ausgeführten in dem Augenblicke, wo der Wanderer an die bestimmte Stelle der Straße kam, das Haus zurücksprang. An die Stelle der Schilderung des Dauernden ist eben im vollsten Ernst die Erzählung des Geschehenden getreten. Ja, wenn das Präsens benutzt wird, so habe ich die Vermutung, daß es dann auch nicht anders gemeint ist: die Stelle, wo jedesmal, wenn wir den Weg entlang gehen, er seine Biegung macht. Auch hierfür ein paar Beispiele! Rosegger, Waldheimat I, 143 sagt: „Besonders in Angst war ich, so oft ein Pfad quer über die Straße ging, weil das ein Kreuzweg war"; er konnte auch sagen: so oft er geht, denn die Kreuzung ist doch stets da, aber den Dichter wie das Volk beschäftigt nur das persönlich Erlebte, es liegt ihm nichts ferner, als daraus ein belehrendes Bild des Geländes, welches auch anderen eine richtige geographische Anschauung schaffen könnte, zu gewinnen. Wenn Cäsar im Gallischen Krieg II, 18 die Gegend der Nervierschlacht schildert, drückt er sich so aus: Loci natura erat haec... Ab eo flumine collis nascebatur. Dem Feldherrn, der die Schlacht geleitet hat, ist es gleichgültig, wie heute das Land beschaffen ist; für ihn ist nur von Bedeutung, wie es damals war, wie es in dem Drama des blutigen Ringens seine Rolle spielte. Und ebenso spricht der Grieche Xenophon Anab. III, 4, 24: Der Weg lief zwischen Reihen hoher Hügel, welche von dem Berge herabkamen (καθῆκον); auch ihm ist nicht von Bedeutung, ob das noch jetzt so ist, sondern nur daß es damals geschah, auch ihm wird aus der Beschreibung eine Erzählung.

Auch sonst ist der Sprachgeist weit davon entfernt, auf der Höhe geographischer Bildung zu stehen. Möge das am Wasser und seinen Straßen erläutert werden. Ich denke auch hier weniger an den subjektiven Schein, den wir zum Ausdruck bringen, wenn wir sagen: die Wogen des Meeres trugen das Schiff dahin. Man könnte das ja auffassen als ein neues Beispiel jener Ausdrucksweise, die wir vorhin bei Weg und Brücke fanden, die uns auch dahintrugen zum Tartarus oder

über einen Abgrund. Aber hier kommt doch die fortschreitende Wellenbewegung hinzu, welche so leicht die Täuschung erzeugt, als bewegte sich mit der Welle das Wasser vorwärts und führte das Schiff mit; und es ist in der That auffallend, einen wie hohen Grad von Naivität in der Beziehung noch ein so gebildeter Dichter wie Vergil zeigt, wenn er von dem das Schiff des Äneas durch die Meereswogen verfolgenden Polyphemus III, 671 sagt: nec potis (est) Ionios fluctus aequare sequendo, er kann den Wellen, die das Schiff davonführen, nicht an Schnelligkeit gleichkommen. — Weit bezeichnender ist die Art, wie die Sprache einen Flußlauf, einen Bach behandelt, als ob es gar keinen geographischen Unterricht in der Volksschule gäbe. Wilhelm Jensen schreibt in dem schon oben erwähnten Roman In Zwing und Bann I, 2: „Der Reisende folgt der Alb von ihrer Mündung an aufwärts", als wenn der Bach bergauf liefe! Und S. 5 noch einmal: „Wer dem Lauf des Albflusses von seiner Mündung bis zum Ursprung folgt." Der gebildete Verstand hat eine klare Vorstellung von der Richtung des fließenden Wassers; er ist also geneigt, dem Flusse stromabwärts zu folgen. Aber stromaufwärts? Da geht man ihm ja entgegen! Daher heißt jenes mit etwas anderer Anschauung im Lateinischen flumine secundo, wenn die Strömung uns folgt, dieses flumine adverso, wenn die Strömung uns entgegengerichtet ist. Und doch ist sicherlich Jensens Ausdrucksweise dem Geiste der Sprache durchaus angemessen. Dem Wanderer am Ufer des Baches ist es ganz gleichgültig, ob das Wasser hierhin oder dorthin fließt; für ihn ist der Fluß wie eine Straße, die ihm zeigt, wo er zu gehen hat, der er auch aufwärts folgt. Ebenso spricht deshalb Goethe in der „Novelle" von einem „aufwärts leitenden Wiesenthal". Freilich, wer in einem Kahn auf dem sanfter fließenden Strom fährt, dem ist es keineswegs gleichgültig, ob er sich mit der Strömung oder gegen sie bewegt; aber trotzdem kann auch er dem Flusse aufwärts folgen, wenn er nur daran denkt, daß derselbe mit seinem Bette ihm Richtung und Weg angiebt. — W. Jensen schildert dann S. 10 weiter den Lauf der Alb: Wenn man aufwärts gehe, so spalte sich der Fluß in zwei Ursprungsarme (in Wahrheit fließt er aus ihnen zusammen), der eine sei nördlich gerichtet (er kommt von Norden her), der andere westlich; jener steige zum Feldberg hinan u. s. f. Alles ist wie die umgekehrte Welt, als hätte der Dichter die Absicht gehabt, der Schule ein Schnippchen zu schlagen, die wahrlich genug Arbeit davon hat, in den Köpfen der Kinder klare Vorstellungen zu erzeugen und dagegen zu kämpfen, daß sie gelegentlich einen Fluß bergan laufen lassen. Aber in der Sprache ist das nicht mangelnde Klarheit, sondern andere, wenn auch kindlichere Auffassungsweise. Übrigens ist es nicht wesentlich anders, wenn ich Spuren folge.

Logisch betrachtet kann ich ihnen folgen nur in der Richtung, die der schreitende Mensch, das laufende Tier innegehalten hat; sonst gehe ich ihnen eben entgegen. Und doch sagt Vergil Aen. II, 753: vestigia retro observata sequor, und Müllner, Die Schuld, in der 3. Scene des 3. Aktes in bildlichem Sinne: „Just hier, in diesem kleinen Orte... schwindet meines Ursprungs dunkle Spur, der ich mühsam nachgegangen"; er ist, um seine Herkunft zu erfahren, in der Zeit zurückgegangen. — —

Alle jene mannigfaltige Bewegung, in welche der Sprachgeist die Natur versetzt, hatte ihren letzten Anstoß darin, daß der Mensch die Lande durchwandert oder sich wenigstens auf solcher Wanderung denkt, sie vielleicht auch nur mit den Augen vornimmt. Fällt für ihn diese eigene Bewegung weg, so gewährt er auch Häusern und Städten, Berg und Ebene, Wald und Flur mehr Ruhe; das alles steht und liegt dann ruhig da, wenn wir es nicht gar mit dem allerfarblosesten ist abfertigen: hier ist eine Schlucht u.s.f. Das ist ebenso bei den Alten, ebenso im Mittelalter; nur kleine Schwankungen zeigt die deutsche Sprache zwischen der Anschauung des Stehens und des Liegens. Wolfram sagt im Parz. 522, 9: hie nâhen stêt ein spitâl, und San Marte übersetzt: Hier nahe liegt ein Hospital; der eine denkt mehr an die senkrechte Erhebung, der andere an die Ausdehnung in Länge und Breite. Recht auffallend ist uns Parz. 629, 20: in Secundillen lande stêt eine stat heizet Thasmê, jetzt liegt sie dort; nur wenn wir an die kommende Zerstörung der Stadt denken, sagen wir: sie steht noch. Umgekehrt heißt es Parz. 229, 28: hundert pette er ligen vant, während unsere Betten stehen; Wolfram denkt an die liegenden Kissen, wir an die stehenden Pfosten.

Wenn ich es unternahm, über die Wege, die unsere Sprache bei der Schilderung von Örtlichkeiten wandelt, Gedanken niederzuschreiben, denen ich schon lange mit Liebe nachgegangen war, so war mir das bisher Ausgeführte über die seltsame Unruhe, in welche die Sprache das Ruhende versetzt, allerdings das Wichtigste. Doch giebt es auf diesem Gebiete auch sonst Anregendes genug zu beobachten. Es sei gestattet, davon noch einiges vorzutragen.

1. Vielen wird es wohl noch in der Erinnerung sein, wie auffallend es ihnen einst war, als sie im Ovid etwa in der Geschichte von Dädalus lasen: me duce carpe vias (Met. VIII, 208, vergl. III, 12. Verg. Än. VI, 629), oder von Perseus: aëra carpebat stridentibus alis (IV, 618). Wir mußten uns ja beruhigen, aber im Grunde des Herzens blieb der Ärger zurück, daß es denn doch ein Unsinn sei: er pflückte den Weg. Und doch ist es offenbar ganz wörtlich gemeint, sei es, daß der sprachbildende Geist sich dabei vorgestellt hat, um vorwärtszukommen, müsse man von der zu durchwandernden Wegstrecke ein Stück nach dem andern

abreißen und beiseitewerfen, um für sich selbst Raum zum Vorwärtsschreiten zu gewinnen, als wenn die Straße uns da sozusagen im Wege gewesen wäre, — sei es, daß wir an Vieh zu denken haben, welches Gras abrupfend und den Weg abweidend langsam fortschreitet. Ich denke, das erste ist gemeint; denn Ausdrücke wie carpe diem (Horaz, Od. I, 11, 8), oscula und ähnl., bei denen sicher das zweite Bild zu Grunde liegt, haben sehr klar ausgeprägt noch den Nebensinn des Genießens. Jedenfalls zeigt sich auch hier wieder, daß uns in fremder Sprache auffällt, was in der eigenen alltäglich ist und deshalb der Beachtung entgeht. Denn ist es viel anders, wenn ich im Deutschen den Weg zurücklege? Das heißt doch, ich ergreife das vor mir liegende Wegstück, hier als der Weg bezeichnet, und lege es hinter mich. Vor mir hemmte es meine Bewegung, war mir hinderlich, lag mir im Wege (ein Ausdruck, der in diesem Zusammenhange ja seltsam genug erscheint, aber doch auch hier die Sache richtig bezeichnet); deshalb muß es weggenommen werden, damit ich weiterschreiten kann. Es kann ja so etwas im Leben unter Umständen wirklich vorkommen. Soll ich z. B. durch eine Masse dicht zusammengeschobener Stühle hindurch, ohne die vielleicht frisch polierte Sitzfläche zu betreten, so ist das nur dadurch möglich, daß ich den jedesmal vor mir stehenden Stuhl weghebe und hinter mir wieder niedersetze, einen nach dem andern. Das ist genau dasselbe wie das Zurücklegen des Weges. Verwandt ist jedenfalls auch die Vorstellung, die andern lateinischen Ausdrücken zu Grunde liegt, wie corripere viam (Verg. Än. I, 418), campum (V, 145), spatia (V, 316). Zunächst sagen sie, daß ich die vor mir befindliche Strecke schnell an mich heranreiße, ohne daß dabei ausgesprochen wird, was ich mit der herangerissenen mache; möglich, daß ich sie „zurücklege" oder beiseitewerfe, möglich auch, daß ich sie wie ein Tau aufwickele oder wie ein Netz zusammenlege; sicher ist nur, daß es eine Thätigkeit sein muß, bei der ich dem Ziele näher komme. — Anders und vielleicht noch kühner ist das Bild, wenn unsere Sprache die Fortsetzung eines Weges, eines Marsches kennt. Fortsetzen heißt vorwärtssetzen. Es ist gemeint, wie wenn ich eine schwere Last auf Schienen bewege. Dazu brauche ich im Notfall nur zwei Schienenpaare; wenn die Last sich auf dem vorderen Stück befindet, dann wird das hintere Stück davorgesetzt und so also der Weg für die Last „fortgesetzt". Oder ist es noch anders gemeint? Etwa so, daß ich das Stück Weges, auf dem ich mich befinde, mitsamt mir, dem Reisenden, aufhebe und eine Strecke weiter vorwärts wieder niedersetze, wie Münchhausen sich selbst an seinem Zopfe aus dem Sumpfe zog?

2. Bot sich uns bisher das eigentümliche Schauspiel, daß zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die gleiche,

allgemeinmenschliche Anlage zu den gleichen Auffälligkeiten in den Ortsbezeichnungen geführt hatte, so finden wir im Gegensatz dazu Verschiedenheit, Unsicherheit und Schwankungen, nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch innerhalb eines Volkes, wenn wir die Frage aufwerfen: Was ist bei Ortsbeschreibungen oben und unten?

a) Der Deutsche spricht vom hohen Norden, von hoch oben im Norden und von tief unten im Süden. Und während wir uns sonst auf diese allgemeinen Ausdrücke beschränken, bildet Herder die Vorstellung nach allen Seiten hin aus. Er sagt in den Ideen: „Ostwärts zur Rechten", „das Europa über den Alpen", „der untere Teil von Deutschland längs der Donau" (man würde das heute schon deshalb meiden, weil nach seiner Erhebung über den Meeresspiegel Süddeutschland gern Oberdeutschland heißt), „die Araber hatten sich oberhalb ihrer Halbinsel verbreitet"; in der Ebräischen Poesie II, 115 (Suphan) heißt es von Judäa: „Oben schützte es der Libanus, zur Rechten der Jordan . . ., unten die Wüste und zur Linken das Meer." Schwerlich zweifelt jemand, daß dies, so bis ins Äußerste durchgeführt, nicht volkstümlich ist, sondern seinen Ursprung in der Betrachtung der Landkarte hat. Man behauptet das ja gewöhnlich auch von den zuerst angeführten allgemeinen Ausdrücken mit hoch und tief. Ich kann mich nicht davon überzeugen; denn es sagt doch niemand: hoch auf der Karte, sondern oben, nicht tief auf der Karte, sondern unten. Etwas Entscheidendes vermag ich für den Ursprung nicht beizubringen. Doch vermute ich, daß dies Oben und Unten, Hoch und Tief = Nord und Süd seinen volkstümlichen Ursprung hat von der Betrachtung des Himmelsgewölbes und der Bewegung der Sonne an ihm während des Jahres. Indem die Sonne im Sommer auf die nördliche Himmelshalbkugel übertritt, steigt sie höher, nähert sich mehr dem Zenith; überschreitet sie gegen den Winter hin den Äquator nach der südlichen Halbkugel hin, so sinkt sie nach unten. Hier ist also in der That je weiter nach Norden, desto höher, je weiter nach Süden, desto tiefer; und der sonstige Sprachgebrauch, der hohen und tiefen Sonnenstand kennt, stimmt durchaus dazu. Und um den Zweifel an der Herkunft auch dieser Wendungen von der Landkarte noch weiter rege zu machen, erinnere ich an lateinische Ausdrucksweisen: Das Meer östlich von Italien, das adriatische, ist für die Römer das obere, superum, das westliche, tyrrhenische, ist das untere, inferum. Hier haben wir also eine ganz andere Vorstellungsweise, die sicher mit der Landkarte nichts zu thun hat; der Osten ist oben, der Westen unten. Und zum Zeichen, daß dies auch zu seiner Zeit in der Sprache noch durchaus lebendig war, daß also nicht in jenen Eigennamen nur erstarrte Überreste aus früheren

Jahrhunderten vorliegen, sagt Cäsar b. g. IV, 28, 2: aliae (naves) ad inferiorem partem insulae, quae est propius solis occasum, . . . deicerentur; er spricht ebenda § 1 von einem portus superior, und 36, 4 berichtet er von einem Teile der zurückkehrenden Schiffe: paulo infra delatae sunt. Natürlich handelt es sich dabei nicht um Kompaßbestimmungen, sondern als Osten muß auch Nordosten und Südosten mitgelten. Freilich könnte der Einwand erhoben werden, der 28, 1 erwähnte portus superior liege in Wahrheit vielmehr im Norden, so daß hier wieder der Norden oben wäre. Darauf ist zu erwidern, daß Cäsars sämtliche Ortsbestimmungen nach rechts verschoben sind, so daß er einen im Norden gelegenen Punkt nach Nordosten verlegt und also den nördlichen Hafen als ungefähr im Osten liegend den oberen nennen kann. Das geht klar hervor aus I, 1, wo z. B. Belgien, das von Rom oder der Narbonensischen Provinz aus zweifellos nach Norden liegt, sich inter septentrionem et orientem solem befindet. Die Frage ist also: wie kommen die Römer zum hohen Osten?

b) Die im Griechischen so lebendige Vorstellung, daß die Küste unten sei und von dieser tiefsten Linie aus sich nach der einen Seite das Land (ἀνάβασις, κατάβασις), nach der anderen das Meer erhebe, scheint im Deutschen nur da vorhanden zu sein, wo die Anschauung sich jedem ohne Ausnahme aufdrängt, bei der „hohen See". Es fällt, soviel ich weiß, keinem Binnenländer ein, zu sagen: ich gehe an das Meer hinab. Etwas anderes ist es, wenn der Besucher eines Seebades „an den Strand hinab" geht; dabei denkt er nur an die kurze Strecke von der hohen Düne bis zur Strandwelle. In der That kann auch in unserm flachen norddeutschen Küstenlande gar nicht die Rede davon sein, daß dem einfachen Manne, der ohne gelehrtes Studium von der Küste aus das Land betrachtet, der Gang ins Binnenland als fortwährende Steigung erschiene. In dem bergigen Griechenland wird das anders sein.

c) Merkwürdig verschieden sind Anschauung und Ausdruck bei einem dritten Falle, wo auch von oben und unten die Rede ist. Versetze ich mich in den Mittelpunkt eines Landgebiets, etwa in die Hauptstadt oder wohin mich sonst der Zufall führt, so ist die Frage: liegt dieser Punkt oben oder unten? Denke ich mich auf der Spitze eines Kegels, dessen Seiten sich nach allen Seiten hin senken? Oder im Grunde eines Trichters, dessen Wände sich ringsum erheben? (Von einer Berücksichtigung der wirklichen Meereshöhe ist dabei ganz abzusehen.) In der Sprache begegnen wir beiden Anschauungen. Und wenn wir nach ihrem Ursprung forschen, so möchte ich vermuten, daß die Kegelvorstellung von der Betrachtung des Himmelsgewölbes stammt, also eigentlich als Kugelvorstellung gelten müßte; denn am Himmelsgewölbe ist der Punkt über unserm Kopfe

der höchste, von dort senkt es sich nach dem Horizont zu; daher zieht ein Gewitter, das sich nähert, zu uns herauf. Umgekehrt ist die Trichtervorstellung dann irdischen Ursprungs; denn in der That steigt für das Auge das Gelände ringsum an, was desto auffälliger ist, je höher der Punkt ist, an dem wir uns befinden, und was auf hohen Bergen uns so sehr beherrscht, daß wir nur mit großer Anstrengung dahin kommen, einen Meereshorizont in der Ferne, vielleicht vom Pik von Teneriffa aus, nicht für hoch am Himmel stehende Wolkenstreifen zu halten, die wir von unten betrachten. Und wer sich selbst beobachtet, fühlt es ja leicht an den Muskelbewegungen seiner Augen, daß er sie hebt, sobald er sie von einem Orte kurz vor seinen Füßen in die Ferne wandern läßt, selbst wenn diese Ferne, ihrer Erhebung über den Meeresspiegel nach, tiefer liegt als die Nähe. — Um nun zu Beispielen überzugehen, so sagt man im Englischen up to London, down to Scotland, down to Brighton, so daß London als die Spitze der Erhebung erscheint, um die herum weiter unten die anderen englischen Städte und Landschaften liegen. Ob im Deutschen ein ähnlicher fester Sprachgebrauch besteht, darüber bin ich nicht sicher. Im Niederdeutschen ist es ganz gewöhnlich: Wi willn mal na Berlin rup führen. Ein gewisses Schwanken verriet ein Gespräch zwischen zwei Handlungsreisenden, das ich in diesem Sommer in der Bahn anhörte. A.: Jetzt gehe ich nach Gransee. — B.: Und dann gleich hinauf (rauf) nach Berlin? — A.: Ja, dann so schnell wie möglich nach Berlin hinunter (runter). Ob es irgend einen Grund in der inneren Empfindungswelt hatte, daß der eine Berlin oben, der andere Berlin unten dachte, das kann man natürlich nicht wissen. — Im Mhd. scheint die Trichtervorstellung zu herrschen; wenigstens bedeutet hôhe weit weg, zurück, und Hartmann sagt z. B. im Iwein 5303: sus muose der lewe hôher stân, d. i. sich entfernen, abseitsgehen, so daß also die Ferne als Höhe gedacht ist. Umgekehrt stellt sich der Franzose bei seinem là-bas, da unten = dahinten, wieder auf die Spitze des Kegels. Im Lateinischen und Griechischen sind beide Vorstellungen nebeneinander vollständig ausgeprägt. Aus dem landläufigen Ausdruck sub monte, unter dem Berge = unten am Berge (ὑπὸ τῷ Ὀλύμπῳ Thuc. IV, 78, 6) entwickelt sich zunächst für sub die etwas weiteren Spielraum lassende Bedeutung: in der Nähe, z. B. Rhenum subesse, Caesar b. g. V, 29, 3, oder complures... minores subiectae insulae existimantur, V, 13, 3. Und dies verliert am Ende so sehr alle Beziehung zu der Höhe des Berges, um dessen Fuß herum das Nahe gedacht ist, daß sogar umgekehrt von einem Berge gesagt wird, er liege unten an einer Ebene; und ein solcher Ausdruck, der in Bezug auf die Höhe über dem Meeresspiegel die Welt auf den Kopf stellt, ist doch gewiß ein nicht zu

bezweifelnder Beweis für das Vorhandensein der ausgebildeten Kegelvorstellung. Cäsar spricht so b. g. I, 25, 5: In der großen Helvetierschlacht haben die Helvetier die auf halber Höhe des Berges stehenden Römer vom Thale her angegriffen; sie sind zurückgedrängt worden, also wieder ins Thal gekommen, und nun heißt es: et quod mons suberat circiter mille passuum spatio, eo se recipere coeperunt. Cäsar meint natürlich einfach, der Berg sei in der Nähe gewesen, aber die Sprache bezeichnet die Nähe so, daß der Berg unten am Thale liegt. Wer aber vom Thale aus einen Berg unter sich sieht, bei dem ist alle Erinnerung an Meereshöhe verschwunden, er fühlt sich auf der Höhe eines stumpfen Kegels. Übrigens kommt dasselbe im Griechischen vor an der schon berührten Stelle aus Xenophons Anab. VI, 4, 5: τὸ δὲ ὄρος εἰς μεσόγαιαν μὲν ἀνήκει ὅσον ἐπὶ εἴκοσι σταδίους, der Berg zieht sich hinauf in das an sich doch tiefer gelegene Binnenland! Im ganzen scheint es, als gelte diese Kegelvorstellung im Lateinischen nur bei nicht großer Entfernung. Blicken wir weiter, so steigen rings die Trichterwände an: wenn es von den Statthaltern ganz allgemein heißt decedere ex (de) provincia, vom Feldherrn decedere Romam ad triumphum, so ist die Ferne eben das Hohe. Die griechische Sprache zeigt auch ein gewisses Schwanken. Bei weitem das Gewöhnlichste von der Rückkehr in die Heimat ist ja κατελθεῖν, κατιέναι, aber es giebt doch auch genau das Entgegengesetzte. Von Poseidon sagt die Odyssee 5, 282: ἐξ Αἰθιόπων ἀνιών, von Odysseus 10, 332: ἐκ Τροίης ἀνιόντα, und als die Kämpfe bei Pylos beendigt sind, berichtet Thucydides IV, 39, 3: οἱ Ἀθηναῖοι καὶ οἱ Πελοποννήσιοι ἀνεχώρησαν τῷ στρατῷ ἐκ τῆς Πύλου ἑκάτεροι ἐπ' οἶκον.

Es ist ein ziemlich weiter Weg geworden, den wir auf der Suche nach den Mitteln der Sprache zur Ortsschilderung zurückgelegt haben. Wir haben manche Blume gepflückt und Seltsamkeiten in ihrem Bau aufgezeigt, die das Auge des flüchtigen Wanderers leicht übersieht. Dennoch wird noch vieles fehlen, manche Pflanze noch nicht gefunden sein und manche Eigenheit des Baues noch nicht erkannt sein. Auch gilt es noch einmal das Gleiche für die Bezeichnungen der Zeit zu unternehmen. Das muß der Zukunft verbleiben.

Socialpolitische Randbemerkungen zu Goethes „Götz von Berlichingen".

Von Dr. **Max Hodermann**, Oberlehrer am Fürstlich Stolbergschen Gymnasium zu Wernigerode a. H.

Während man in pädagogischen Kreisen anfangs der Ansicht war, daß es lediglich Sache des geschichtlichen Unterrichts sei, die Schüler über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen zu belehren[1]), scheint sich im Laufe der Zeit mehr und mehr die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß auch andere Unterrichtsgegenstände sehr wohl geeignet sind, für das Verständnis der socialen Ideen vorzubereiten. So kommen z. B. nach dem Urteile K. Fischers[2]) — außer Geschichte — in Betracht: Religion, Deutsch, Geographie, Naturwissenschaften, Rechnen, fremdsprachliche Lektüre und Gesang. Inwieweit die angegebenen Fächer socialpolitischen Belehrungen als Ausgangspunkte dienen können, soll hier nicht erörtert werden.[3]) Die Aufgabe, die auf den folgenden Seiten gelöst werden soll, ist eine viel einfachere und anspruchslosere; an einem einzigen Drama, an Goethes „Götz von Berlichingen", soll nachzuweisen versucht werden, daß auch der deutsche Unterricht, insbesondere die dramatische Litteratur, deren planmäßiger Betrieb eine der wesentlichsten Forderungen der „neuen Lehrpläne" darstellt[4]), eine nicht geringe Menge socialpolitischen Materials umschließt, welches ungezwungen als Grundlage für wirtschaftliche und gesellschaftliche Belehrungen verwendet werden kann[5]), ohne daß der deutsche

1) Wie sich unter anderem aus den Verhandlungen der 5. Direktoren-Versammlung der Rheinprovinz S. 101 und der 7. Direktoren-Versammlung der Provinz Hannover S. 253 ergiebt.

2) Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik, Eisenach 1892, S. 312.

3) In welch engen Beziehungen Religion, Deutsch und Geschichte, „die ethischen Unterrichtsfächer in auszeichnendem Sinne", zu einander stehen, hat Stutzer in seiner lehrreichen Abhandlung „Konzentrationsaufgaben aus den ethischen Unterrichtsfächern" (Lehrproben und Lehrgänge, 45. Heft [1895], S. 46 flg. theoretisch und praktisch an einigen für das sociale und wirtschaftliche Leben wichtigen Begriffen nachgewiesen. Auch in unserer Abhandlung sehen wir gerade diese drei Fächer des öfteren ineinander greifen.

4) Lehrpläne S. 53 u. 54.

5) Fischer a. a. O. S. 360 empfiehlt, was den deutschen Unterricht betrifft, namentlich Lessings „Laokoon" und „Dramaturgie", sowie die kleineren Abhandlungen über „Fabel" und „Epigramm". Im „Anhang" (Eisenach 1896) S. 38 flg. führt er eine größere Anzahl socialpolitischer Dramen an, unter denen sich aber „Götz von Berlichingen" nicht befindet.

Unterricht dadurch zum „Hausknecht" für socialpädagogische Unterweisungen erniedrigt wird.

Mag immerhin im „Götz von Berlichingen" mit Historischem entschieden Unhistorisches gemischt sein¹), so lehrt doch eine auch nur einigermaßen eingehende Beschäftigung mit dem Drama, daß es in hervorragendem Sinne ein historisches ist.²) Und zwar sind es nicht nur gesellschaftlich bevorzugte, gleichsam auf den Höhen der Menschheit wandelnde Persönlichkeiten, an denen sich des Dichters gestaltende Kraft erprobt, sondern in gleichem Maße kommen die wirtschaftlichen Daseinsformen der Volksgenossen, das Denken und Thun auch des kleinen Mannes zu lebenswahrer Darstellung.³) Welche Partien des Dramas nun im besondern von socialpolitischem Werte sind, bez. welche Kapitel der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen im Anschluß an die Lektüre erörtert werden können, soll im folgenden des genaueren untersucht werden.

Um zunächst das den Hintergrund der dramatischen Handlung bildende Zeitalter in Rücksicht auf seine politischen und socialen Verhältnisse dem Verständnis des Schülers näher zu bringen, wird der Lehrer nicht umhin können, einige Belehrungen über Kaiser und Reich vorauszuschicken. Dabei wird er am einfachsten von der Thatsache ausgehen, daß der Dichter, lediglich um ein Bild des Niedergangs, der Schwäche und des Verfalls zu zeichnen, die Persönlichkeit des Kaisers Maximilian, des „letzten Ritters", in denkbar ungünstigster Beleuchtung erscheinen läßt. Denn nur so versteht man, was der Dichter will, wenn er z. B. (I 3) sagt: „die entfernte Majestät kann sich selbst nicht schützen"; wenn (III 1) „der Kaiser unmutig auf sein vergangenes Leben blickt": „so viel halbe,

1) In welchem Maße dies der Fall ist, weist O. Willmann in seiner Abhandlung über Goethes „G. v. B." (Lehrpr. und Lehrg., 34. Heft [1893] S. 98 flg. im einzelnen nach. Lehmann, Der deutsche Unterricht (Berlin 1890), S. 277, macht aber mit Recht darauf aufmerksam, daß ein Vergleich der thatsächlichen historischen Verhältnisse mit der Darstellung des Dichters für den Aufsatz manche geeignete Themen abgeben dürfte.

2) O. Frick, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen — Aus deutschen Lesebüchern V 1, 205 flg. — will G. v. B. als ein geschichtliches Drama mit zeitgeschichtlicher Färbung angesehen wissen.

3) Daß dies der einzig richtige Weg im geschichtlichen Unterrichte ist, um ein rechtes Erfassen des historischen Werdegangs zu erzielen, hat K. Schenk in seinen vortrefflichen Lehrbüchern der Geschichte (Leipzig 1898 flg.) durch die That bewiesen. Auch E. Dahn hat an geeigneten Stellen seines Lernbuchs für den Geschichtsunterricht: IV (Braunschweig 1898) Belehrungen über Volkswirtschaft und sociale Fragen eingefügt.

so viel verunglückte Unternehmungen"; denn „trotz ein vierzig Landfrieden ist das Reich eine Mördergrube" (I 4); wenn er sich manchmal „lieber tot wünscht, als noch länger die Seele eines so krüppeligen Körpers zu sein" (III 20); wenn es (IV 3) heißt: „die Befehle des Kaisers haben sie schändlich mißbraucht", „mit unserem Kaiser spielen sie (die Fürsten) auf eine unanständige Art" (I 3), und „er ist nur der Schatten (von einem Kaiser), er wird alt und mißmutig; er verliert den Geist eines Regenten" (IV 4). Gleichwohl wird der Lehrer daran erinnern müssen, daß der Kaiser, ursprünglich oberster Heerführer, Richter und Lehnsherr, seitdem die hohen Lehnwürden der Herzöge, Grafen nach und nach erblich geworden waren, in seiner Macht gegen früher wesentlich beschränkt war. In Übereinstimmung mit diesen Thatsachen läßt uns der Reichstag in Augsburg — die erste Ausgabe des Dramas von 1771 brachte eine wirkliche Reichstagsverhandlung des Kaisers mit den Fürsten — die unsicheren Zustände im Innern wenigstens im Umriß erkennen; er muß uns als eine staatliche Einrichtung erscheinen, die sich längst überlebt hat und nur als notwendiges Übel in die neue Zeit mit herübergeschleppt wird. Über den Modus der Einberufung und der Beteiligung von seiten der Fürsten, Grafen und freien Herren ist das Wesentlichste ins Gedächtnis zurückzurufen.

An diese allgemeinen Bemerkungen anschließend, wird der Lehrer mit einigen Worten angeben, wie das deutsche Reich, das vielgeteilte, ohnmächtige Wahlreich, auch in den folgenden Jahrhunderten unablässig von inneren und äußeren Feinden bedrängt wurde, bis endlich 1806 Napoleon I. das Ende desselben herbeiführte. Wie sodann der Zeit der kläglichen Erniedrigung die Zeit der ruhmreichen Erhebung unter Kaiser Wilhelm I. folgte, der den Sehnsuchtstraum der Deutschen in ungeahnter Weise erfüllte, ist, obgleich allgemein bekannt, nur der Vollständigkeit wegen anzudeuten. In dem Hinweis auf die Machtfülle des Kaisers im neuen Reiche, der, Oberbefehlshaber des deutschen Heeres wie der Marine, das Reich nach außen vertritt, Krieg erklärt, Frieden schließt, den Bundesrat wie den Reichstag beruft u.s.w., können die in Form einer gegenüberstellenden Betrachtung zu erteilenden Belehrungen ihren Abschluß finden.[1])

Was nun die Beschaffenheit des Reiches im besondern betrifft, mit Rücksicht auf die wichtigsten Faktoren, die für das Ganze gleichsam be-

1) Das geeignete Material in übersichtlicher Darstellung bietet E. Wolff in seinem „Grundriß der preußisch-deutschen socialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte" (Berlin 1899), S. 137 flg. Fragen z. B. wie: Was stellt der Reichstag dar? Aus welchen Wahlen geht er hervor? muß jeder angehende Staatsbürger zu beantworten im stande sein.

stimmend sind, so erklärt bekanntlich Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ (XXII, 93), daß „den genausten Einblick in dieselbe die Beschaffenheit der Heere und Gerichte giebt“.

Die vom Dichter vorgeführte Scenengruppe, die der Illustration des Heerwesens dienen soll (III 3, 7, 8, 10, 12, 14 u. 16), läßt freilich Reminiscenzen an Selbsterlebtes bez. an Geschehnisse, die in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in aller Erinnerung lebten, nicht verkennen. Denn wollte er den geschichtlichen Thatsachen gerecht werden, dann mußte er die tapferen Landsknechte, die in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts — u. a. in der berühmten Schlacht bei Pavia (1525) unter Georg von Frundsberg — ihre höchsten Triumphe feierten, in Thätigkeit treten lassen; gilt doch der Kaiser Maximilian selbst als ihr erster Werber und Drillmeister! Daß aber diese reckenhaften Gestalten sich dem dichterischen Zwecke nicht unterordnen konnten, liegt klar zu Tage. Betrachten wir nun das Heerwesen, wie es in der Dichtung geschildert wird, so kann unser Urteil nur dahin lauten, daß sowohl die Offiziere wie die Soldaten der Reichsarmee weit hinter den Erwartungen zurückbleiben, die man an die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit einer Truppe zu stellen berechtigt ist. Prahlerei und Treulosigkeit auf seiten der Führer, Mutlosigkeit und Feigheit auf seiten der Untergebenen, mit einem Worte: ein an Haupt und Gliedern kranker Organismus, ein Heer, wie es nicht sein soll, zusammengesetzt aus „Mietlingen“, die, aller Ideale bar, nur um schnöden Gewinnes willen sich zusammengefunden haben. Die ganze Erbärmlichkeit dieses bewaffneten Haufens kommt uns so recht zum Bewußtsein, wenn wir ihm die kleine, aber tapfere Schar der Getreuen um Götz — Leute vom Schlage eines Lerse und Georg — entgegenstellen, „ein Häufchen, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben“ (III, 4). Hier erkennen wir auf den ersten Blick, daß „ein guter Hirte“ an der Spitze steht, der mit seinem Geiste das Ganze durchdringt und auch den letzten Mann mit sich fortreißt. Die Dispositionen des vortrefflichen Chefs lassen in allen Punkten kluge Berechnung, schlagfertiges Urteil und kühnen Wagemut erkennen; straffe Manneszucht, mit natürlicher Intelligenz gepaart, gewährleistet die gewissenhafteste Ausführung der erteilten Befehle und ist von anerkennenswertem Erfolge, der unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen erreicht wird, gekrönt. Zugleich aber lehrt uns das Ringen der ungleichen Gegner, daß noch immer die sittlichen Momente eine gewaltige Wirkung geübt haben und daß, um mit Fichte zu reden[1]), immer und notwendig die Begeisterung

1) Reden an die deutsche Nation, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1871, S. 105. Möchte doch auch der „durch das räuberische Vorgehen der Briten“ den friedfertigen Buren aufgedrungene Kampf die Wahrheit des Fichteschen Wortes erweisen!

über den siegt, der nicht begeistert ist. „Denn nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft." Betrachtet der Lehrer die inhaltlich nicht gerade hervorragenden Kampfesscenen des 3. Aktes unter diesem Gesichtspunkte, so ergiebt sich ihm ungesucht die Nutzanwendung auf die Thatsachen unserer Zeit. Warum kommt keine Armee der Welt der unsrigen gleich? Weil sie das Volk in Waffen darstellt, dessen einzelne Glieder, auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht zu einem großartigen Organismus zusammengefügt, die beste Friedensbürgschaft bilden.[1]) Das gemeinsame Band, welches alle fest umschlingt, ist die Liebe zu König und Vaterland, die einen jeden, den ältesten Offizier wie den jüngsten Gemeinen, instinktiv das thun heißt, was er als braver Soldat von Rechts wegen thun muß. Und mögen immerhin auf irgend einem Gebiete der Waffentechnik die wetteifernden Völker auf kurze Zeit einen Vorsprung gewinnen: der Geist der deutschen Truppen wird ihnen stets überlegen sein; denn, wie Fürst Bismarck einst so treffend gesagt hat, unseren Leutnant und unseren Unteroffizier können sie uns nicht nachmachen.[2]) Ein trauriger Anblick aber ist es, ein ursprünglich hochgesinntes Volk, wie die Franzosen, dem unausweichbaren Verfalle entgegengehen zu sehen, wenn die schlechten Instinkte des Herzens im Heere mehr und mehr zum Siege gelangen. Nicht dadurch ist das Prestige dieses Volkes verloren, daß es auf dem Schlachtfelde in tapferem Ringen dem Gegner unterlegen ist, sondern dadurch, daß sein Land der Schauplatz von Ereignissen geworden ist, wie sie die Affaire Dreyfus in so erschreckender Fülle zu Tage gefördert hat.[3])

In das Rechtsleben der Zeit des ausgehenden Mittelalters gewährt uns vor allem die Tafelunterhaltung im bischöflichen Palaste zu Bamberg (I 4) einen lehrreichen Einblick. Wir ersehen aus ihr, wie das Corpus iuris, welches der humanistisch gebildete Olearius mit beredten Worten preist, im Kampfe liegt mit dem beim „Pöbel" in großem Ansehen

---

1) In den hohen Militärbudgets sieht E. v. Hartmann die einzig wahre Versicherungsprämie gegen den Krieg. S. „Gegenwart", Bd. 56 (1899), S. 1 flg.

2) Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Gelegenheit der großen Verdienste gedacht wird, welche sich in erster Linie die Könige aus dem Hause Hohenzollern im Bunde mit ihren bewährten Ratgebern vom Großen Kurfürsten an bis auf unsre Zeit um den Ausbau des preußischen bezw. deutschen Heerwesens erworben haben; die wichtigsten Thatsachen sind an der Hand des geschichtlichen Lehrbuchs ins Gedächtnis zurückzurufen und im Hinblick auf die Veränderungen der jüngsten Zeit, die u. a. E. Wolff in seinem Grundriß S. 128 flg. geschickt zusammengestellt hat, zu ergänzen.

3) Vorliegende Arbeit wurde in den Monaten September und Oktober 1899 verfaßt.

stehenden „Schöppenstuhl". Unter der Verwirrung, die dieser Kampf erzeugt hat, leidet in erster Linie der Stand der Juristen selbst, in denen die Menge, unfähig, die Person von der Sache zu trennen, Verwirrer des Staates und „arge Beutelschneider" erkennen zu müssen meint. In dieser Auffassung bestärkt durch die selbst am Sitze des Reichskammergerichts[1]) herrschende Rechtsverschleppung und Rechtsverderbnis, der, wie die Bauernhochzeitsscene (II 10) unzweideutig uns zu verstehen giebt, selbst kaiserliche Visitationen nicht Einhalt zu thun vermögen, wird das Volk allmählich an der Autorität der Gerichte irre und greift schließlich in seiner Verzweiflung zur Selbsthilfe. Daß in einem solchen Zeitalter der Anarchie nur scharfe Mittel sich als wirksam erweisen, lehrt uns die Femgerichtsscene (V 11), in der es aber die Rechtsprechung der Laien, also der Schöppenstuhl ist, welcher der Gerechtigkeit zum Siege verhilft. Alles in allem erscheint uns also auch das Gerichtswesen im Zustande der Ohnmacht und des Verfalls. Und dies entspricht durchaus dem Grundgedanken der Dichtung. Denn rechtsbildende Kraft zu beweisen, ist nur einem Volke möglich, dessen Entwicklung sich in aufwärtssteigender Linie bewegt. Die Wahrheit dieses Satzes hat das deutsche Volk aufs glänzendste durch das dargelegt, was es in den Zeiten seiner zweiten Reichsbildung auf dem Gebiete der Rechtspflege geleistet hat. Denn in einem Zeitraume von noch nicht 30 Jahren wurden nicht nur vom Norddeutschen Bunde übernommene Gesetzbücher, wie das Reichsstrafgesetzbuch, das Handelsgesetzbuch, die Civilprozeßordnung, erneuert, bez. ins Leben gerufen, sondern es kam auch nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich zum Abschluß, welches mit dem 1. Januar 1900 in seinem ganzen Umfange in Kraft getreten ist. Im allgemeinen baut sich dasselbe auf dem Boden des römischen Rechts auf, doch sind auch Grundsätze des deutschen Rechts in ihm zur Geltung gekommen.[2]) Es dürfte sich im Interesse der allgemeinen Bildung empfehlen, daß der Lehrer an die Erwähnung des Schöppenstuhls und Reichskammergerichts anknüpfend auf die vier Instanzen aufmerksam macht, in welche heutzutage unsere Gerichte abgestuft sind: die Amtsgerichte, mit denen die Schöffengerichte verbunden sind, die Landgerichte, an denen die Schwurgerichte gebildet werden, die Oberlandesgerichte und das Reichsgericht in Leipzig. Über die Kompetenzen dieser Gerichte muß das Wesentlichste mitgeteilt werden, damit jeder junge Mann rechtzeitig mit

1) Wann wurde es eingerichtet? Wann sollte es in der Regel berufen werden? Wo tagte es der Reihe nach? Worüber sollte es in erster Linie aburteilen?

2) Vergl. E. Wolff, Grundriß S. 143 flg.

den Aufgaben bekannt wird, die demnächst an ihn als Staatsbürger herantreten. In Frankreich legt man mit Recht gerade auf diesen Teil der Jugendbildung großen Wert. Die Scene des heimlichen Gerichts dagegen mit Strang, Schwert und sonstigen mittelalterlichen Folterrequisiten (V 11) weckt die Erinnerung an den segensreichen Einfluß, den zwei große preußische Könige im 18. Jahrhundert auf die Rechtspflege ausgeübt haben: Friedrich Wilhelm I. schränkte den Gebrauch der Folter wesentlich ein und Friedrich der Große hob sie nach seiner Thronbesteigung sofort auf.[1]) Was endlich die Bestätigung bez. Kassierung des Todesurteils betrifft, deren in einigen Scenen des letzten Aktes (V 5, 9, 10) gedacht wird, so mag darauf hingewiesen werden, daß die Bestätigung der Todesurteile in Preußen bis 1877 dem Könige vorbehalten blieb, daß aber die Strafprozeßordnung des Deutschen Reichs diesen letzten Rest der oberstrichterlichen Gewalt des Königs beseitigte und an seine Stelle das Begnadigungsrecht setzte.

Zu den beiden genannten Momenten gesellt sich, in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung durchaus gleichwertig, als drittes das der Erziehung und des Unterrichts[2]), welches durch die Gegenüberstellung der alten und neuen Praxis vortrefflich beleuchtet wird. Die Gesichtspunkte, die das Elternpaar in seiner erzieherischen Thätigkeit leiten — es kommt ausschließlich die Scene auf Jaxthausen (I 3) in Betracht —, lassen zur Genüge erkennen, daß es ihm vor allem darauf ankommt, seinen Sohn für das reale Leben vorzubereiten und zu einer selbständigen, urteilsfähigen Persönlichkeit zu erziehen. Himmelweit verschieden aber ist das pädagogische Verfahren der Tante Maria, die durch fromme Märchen den zarten Sinn ihres Zöglings für die geistliche Laufbahn empfänglich machen möchte, unbekümmert darum, ob er zum rechten Erfassen des Inhalts durchdringt oder nicht. Während die Eltern an die unmittelbare Anschauung und an die wirklichen Verhältnisse des Lebens anknüpfen und gewissermaßen durch induktive Methode das Urteil des Kindes in geschicktester Weise zu schärfen suchen — diesem Zwecke dient doch offenbar die Geschichte vom Schneider —, wendet sich Maria ohne weiteres an den noch unentwickelten Verstand und die noch dürftigere Phantasie des Knaben. Daß ihre Versuche, da sie gegen die Grundregeln der Pädagogik gröblich verstoßen, nur klägliche Resultate zeitigen, wird in erheiternder Weise dem Leser vor Augen geführt. Mag nun auch Goethe, dem Zuge des Herzens folgend, irgend welche pädagogische Verirrungen seiner Zeit-

1) Vergl. E. Wolff, Grundriß S. 39 u. 40.

2) Auch der große Nationalökonom Adam Smith brachte der Pädagogik lebhaftes Interesse entgegen, worauf E. Hermann im „Pädagog. Archiv", Bd. 40 (1898), S. 341 aufmerksam macht.

genossen durch diese Scene haben geißeln wollen[1]), so werden doch die leitenden Gedanken, insofern sie sehr wohl ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, mit einigen Bemerkungen zu erläutern sein. Ohne auf Beispiele aus der Geschichte der Pädagogik unmittelbar Bezug zu nehmen, entwickle der Lehrer die fundamentale Wahrheit des Satzes, daß alles verstandesmäßige Lernen, welches der sinnlichen Anschauung entbehrt, mehr oder weniger wertlos ist[2]); er weise auch darauf hin, daß die Schule der Jetztzeit in richtiger Erkenntnis dieser Thatsache vor allem darauf Wert legt, möglichst in allen Gegenständen des Unterrichts durch die Anschauung des Objekts selbst oder durch zweckmäßig ausgewählte Abbildungen den Vortrag zu unterstützen und zu beleben. Die moderne Pädagogik unterschreibt also das Programm der durch Götz und Elisabeth vertretenen alten Schule bedingungslos, auch insofern, als sie den Wert gesunder Leibesübungen, die einen wesentlichen Teil der ritterlichen Erziehung ausmachten, gebührend würdigt und in diesen ein wirksames Gegengewicht gegen übertriebene Verstandesübungen geschaffen hat. Denn die Heimstätte des gesunden Geistes ist ein gesunder Körper.

Was die Stände des alten Reichs betrifft, so bietet sich dem Lehrer mehrfach Gelegenheit, während des Lesens auf dieses Thema näher einzugehen. In Betracht kommen, um dies im voraus zu bemerken, für unsere Dichtung: 1. der Adel, bestehend aus den Fürsten (Priester- und Laienfürsten) und dem niederen Adel (Grafen, freie Herren und Ritter), 2. die Bürgerschaft, 3. die Bauernschaft und 4. die Unehrlichen oder Enterbten (die Zigeuner).

Wenig erfreulich ist das Bild, welches der Dichter von den Fürsten entwirft. Weit davon entfernt, die Interessen des Kaisers und des Reichs mit den ihrigen zu identificieren, sind sie vor allem darauf bedacht, ihren eigenen Vorteil zu wahren und ihre Stellung zu einer möglichst unabhängigen zu gestalten. „Was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinter her und gloriieren von Ruh' und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unterm Fuße haben", ruft Götz aus (I 3); er will sogar darauf schwören, „daß mancher (Fürst) in seinem Herzen Gott dankt, daß der Türk' dem Kaiser die Wage hält". Ihre aus Herrschsucht entspringenden Intriguen sind in gleicher Weise nach oben wie nach unten gerichtet. „Den Bauern ziehen sie", wie Sievers klagt (I 1), „die Haut über die Ohren"; „daß sie ihrer Leute und Länder Bestes im Auge haben und auf Mittel sinnen, Deutschland zu beruhigen, Recht

1) Dies nimmt u. a. G. Wustmann, Goethes „G. v. B.", Leipzig 1871, Einl. S. 37, an.

2) „Es ist nichts im Verstande", sagt Comenius, „es sei denn vorher gewesen in den Sinnen".

und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden Großen und Kleinen die Vorteile des Friedens genießen zu lassen", das glaubt der sophistische Weislingen doch wohl selbst nicht; denn „die Ruhe und den Frieden, den sie begehren, begehrt", wie Götz mit Recht entgegnet, „jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren" (I 3). Kaiserliche Verordnungen, die ihnen unbequem sind, werden, wenn das Privatinteresse es geboten erscheinen läßt, dreist umgangen, wie die Handlungsweise des Bischofs von Bamberg (I 3) klar und deutlich erkennen läßt, und selbst der Eid scheint Leuten vom Schlage dieses geistlichen Fürsten nicht heilig zu sein, wenn er die eigenen Interessen durchkreuzt. Mit ihrer Herrschsucht kann sich höchstens ihre Genußsucht und Schamlosigkeit messen. Man werfe einen Blick in das Innere des Bamberger Palais, um sich zu überzeugen, daß in diesen Räumen, in denen ein sittenloses Weib wie Adelheid von Walldorf ihre Triumphe feiert und man andächtigst den saftigen Späßen und schlüpfrigen Witzeleien eines Liebetraut lauscht, von der Pflege idealer Interessen wenig zu bemerken ist, daß vielmehr der nackteste Egoismus, gepaart mit innerer Hohlheit und öder Oberflächlichkeit, das Scepter führt.

Aber trotz des sittlichen Niedergangs gelang es doch dem Reichsfürstentum in den folgenden Zeitläuften, sich immer fester in den Sattel zu setzen, und „während das Kaisertum — zur Zeit des Westfälischen Friedens — im Zustande der Agonie lag, die Kraft und der Stolz des Bürgertums gebrochen, der Bauer ruiniert, das ganze Volk beispiellos entnervt und fast bettelarm war, stand der Reichsfürstenstand fast souverän da".[1]) Daß das deutsche Reich damals 289 Staaten umschloß, von denen 234 reichsunmittelbar waren, verdient nur der Merkwürdigkeit wegen angeführt zu werden. Die Entwicklung der fürstlichen Gewalt noch weiter zu verfolgen, erübrigt sich, da es bei der Verschiedenheit der Verhältnisse in späterer Zeit an geeigneten Berührungspunkten naturgemäß fehlt.

Im Heerlager des sog. niederen Adels bekämpfen einander zwei Parteien mit diametral entgegengesetzten Lebensanschauungen. Der vornehmste Vertreter der einen ist der Held des Dramas selbst, „das Muster eines Ritters", in dessen Persönlichkeit sich ebenso, wie in der der ebenbürtigen Gattin Elisabeth, die Traditionen der alten Zeit verkörpert haben[2]), während Adalbert von Weislingen und die seiner würdige

1) Vergl. K. Schenk, Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen (Leipzig 1896), S. 154 u. 155.

2) Die entstellenden Züge im Bilde des wahren Götz brauchen nicht mit so sichtbarem Behagen ausgebreitet zu werden, wie dies z. B. Baumgartner gethan hat.

Adelheid die neue Ära mit allen ihren Schwächen und Unzulänglichkeiten repräsentieren. Die Anhänger der älteren Richtung — außer Götz Franz von Sickingen und Hans von Selbitz — sind sich des Wertes eines freien Rittersmannes, der nur dem Kaiser unterthan ist (I 3), trotz des Wandels der Dinge allzeit bewußt geblieben; sie sind nach wie vor „fest entschlossen zu sterben eh, als jemandem die Luft zu verdanken außer Gott . . .“ In ihrem Handeln bestimmt sie als suprema lex die Forderung der Gerechtigkeit, der sie nach oben wie nach unten mit der dem Deutschen eignen Charakterfestigkeit unter allen Umständen zum Siege zu verhelfen suchen. Mit diesen Tugenden zugleich pflegen sie die von ihren Altvorderen überkommene Einfachheit und Schlichtheit der Lebensführung, der wir in Götz' behaglichem Heim auf Jaxthausen auf Schritt und Tritt begegnen. Hier fühlen wir uns wohl, weil wir uns in einer fast bürgerlichen Sphäre bewegen, und wir verstehen es durchaus, daß selbst dem von der Unnatur und Blasiertheit des Hoflebens angekränkelten Weislingen das Herz aufgeht ob dieser „einfachen, einzigen Glückseligkeit“ (I 5).

Je mehr wir uns aber innerlich zu Götz und den ihm gleichgesinnten Genossen hingezogen fühlen, um so mehr stoßen uns sein Widerpart Weislingen und die ihm ebenbürtigen Vertreter der Aristokratie ab. Thatkräftigem Handeln abhold, opfern sie als elegante Nichtsthuer ihre Zeit und Kraft dem „unglücklichen Hofleben, dem Schlenzen und Scherwenzen mit Weibern“ von der sittlichen Beschaffenheit einer Adelheid, die in demselben Augenblicke, wo sie, des angetrauten Gatten überdrüssig, ihre Augen zum Nachfolger des Kaisers erhebt, sich an einen untergeordneten Bedienten wegwirft. Und anstatt, wie es eines freien Rittersmannes würdig wäre, durch selbständiges, rastloses Handeln sich anderen nützlich zu machen und unter Umständen „seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dranzusetzen“ (III 20), verkriechen sie sich in kläglicher Selbsterniedrigung zu Hofschranzen eigensinniger Fürsten und Pfaffen. Da es ihnen nicht möglich ist, durch ehrliche Arbeit im Leben vorwärtszukommen, scheuen sie auch verwerfliche Mittel nicht, um sich die Gunst ihres kaiserlichen Herrn zu erschleichen, wie Weislingens Beispiel zeigt, der seinen besten Freund „mit falschen, widrigen Vorstellungen bei Hofe zu vernichten trachtet“. Während aber Leute von Weislingens Art nach oben sich kriechend und rückgratlos gebärden, entblöden sie sich anderseits nicht, wie wir aus der ersten Scene des Bauernkrieges erfahren, die gesellschaftlich unter ihnen stehenden schlichten, ehrlichen Bauern rücksichtslos und brutal zu behandeln, so daß die harte Strafe, die einem Dietrich von Weiler, einem Helfenstein, einem Eltershofen und Genossen zu teil wird, schwerlich unser Mitleid erwecken kann. Dem-

gegenüber will es nicht viel besagen, wenn ein Mann wie Olearius sich erhebt, um in salbungsvoller Rede den sprichwörtlich gewordenen Fleiß der Deutschen von Adel zu feiern; werden doch seine Ausführungen von der Tischgenossenschaft selbst teils mit Staunen, teils mit Skepsis aufgenommen.

Anknüpfend an die Bemerkung desselben: „es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doktores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich sein, die ersten Stellen damit besetzen zu können", mag der Lehrer in kurzem die sociale Stellung, die der Adel in den folgenden Zeiten, vor allem unter den preußischen Königen des 18. Jahrhunderts, eingenommen hat, charakterisieren. Über diesen Gegenstand äußert sich E. Wolff etwa folgendermaßen[1]): „Der Adel des Landes lieferte den Königen die Offiziere, und diese waren deshalb immer darauf bedacht, den Adel wirtschaftlich zu stützen und seinen Bestand zu erhalten. Die Bürgerlichen, vom Offiziersstand nicht ausgeschlossen, verschwanden unter Friedrich dem Großen fast ganz daraus. Ein eigentliches Recht auf die Offiziersstellen hatte auch der Adel nicht. Im Civildienste dagegen überwog unter Friedrich Wilhelm I. das bürgerliche Element; für die oberen Ratstellen in der Verwaltung ernannte er fast doppelt soviel Bürgerliche als Adlige. Friedrich der Große aber bevorzugte den Adel mehr als sein Vater. Ihm behielt er die Offiziersstellen, die Stellen im diplomatischen Dienst und die Sinekuren vor, während er im Beamtentum nur das Verdienst berücksichtigte und zu seinen Kabinettsräten nur Bürgerliche wählte." Betreffs der Neuzeit verdienen vor allem die von edler Unbefangenheit zeugenden Äußerungen Hardenbergs in seiner Denkschrift: „Über die Neuordnung des preußischen Staates"[2]) Beachtung, die von dem Grundgedanken ausgehen, daß jede Stelle im Staate ohne Ausnahme nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienste, der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen sei[3]), eine Forderung, die im Prinzip so treffend ist, daß auch die Neuzeit keine Veranlassung hat, derselben aus dem Wege zu gehen.[4]) Gerade in der Zeit der socialen Erschütterungen, in der wir leben, ist es in doppeltem Maße das nobile officium derer, die ihre Geburt auf die Höhen des Lebens weithin sichtbar gestellt hat, durch ihre Thaten zu erweisen, daß

1) Grundriß S. 79 flg.

2) Vergl. Schenk, Belehrungen S. 330 flg.

3) Wer erinnert sich da nicht des trefflichen Dichterworts: „den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand!" (K. Gerok.)

4) Den „Kriegsartikeln" zufolge steht dem schlichten Soldaten nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und Kenntnisse der Weg zu den höheren und selbst zu den höchsten Stellen im Heere offen (Art. 64).

sie das, was ihnen der Zufall bot, umwandeln zum persönlichen Verdienst. Gewisse Vorkommnisse der jüngsten Zeit, wie die Spielerprozesse von Hannover und Moabit, sind, wie auch „das deutsche Adelsblatt" rückhaltslos zugiebt, nur dazu angethan, das sociale Ansehen dieses „ersten der historischen Volksstände" aufs schwerste zu schädigen.

Kehren wir zu den Tischgenossen im bischöflichen Palaste zu Bamberg zurück, so treffen wir daselbst außer dem Herrn des Hauses noch einen anderen charakteristischen Vertreter des geistlichen Standes an, den Abt von Fulda, einen Geistlichen, dessen äußere Erscheinung — das Weinfaß von Fuld — uns hinreichend erkennen läßt, wes Geistes Kind er ist. Noch ungebildeter als der aufgeblasene, wichtig thuende Bischof, vermag er aus dem dürftigen Schatze seines theologischen Wissens nur die eine Phrase „eine Hiobspost" zu schöpfen, während er der zumeist auf politischem und socialem Gebiete sich bewegenden Unterhaltung infolge mangelhafter allgemeiner Bildung nur mit Mühe zu folgen im stande ist und nur hie und da einmal sich täppisch in dieselbe einmischt. Und doch ist gerade er als der Typus der Geistlichkeit seiner Zeit anzusehen, nicht der den Druck seines Standes schmerzlich empfindende und innerlich nach Erlösung von dem Joche der widernatürlichen Gelübde sich sehnende Bruder Martin, mit dem uns eine der ersten Scenen des Dramas bekannt macht. Weit davon entfernt, ein Vorläufer seines großen Namensvetters zu sein, deutet er nur schüchtern auf die „Jämmerlichkeiten" des geistlichen Standes hin, gegen die Luther mit dem Heldenmute eines erleuchteten Gottesstreiters zu Felde zog. Der Kampf aber, den der fromme Bruder in seiner Seele kämpft, ist, wenn wir das Drama als einen Spiegel der Zeit auffassen, gewiß von mehr als individueller Bedeutung. Handelt es sich doch, wie wir sehen, um einen Kampf der menschlichen Natur, „der besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen", gegen den willkürlichen Zwang menschlicher Satzungen! Und finden wir nicht, daß dieser Kampf auch in den folgenden Jahrhunderten immer und immer wieder entbrannt ist, bis er in unsren Tagen in der uns stammverwandten Bevölkerung der habsburgischen Monarchie zu jener gewaltigen Bewegung der Geister geführt hat, die in dem Schlagworte: Los von Rom! gipfelt. Für diese in kulturgeschichtlicher, wie socialpolitischer Beziehung so wichtigen Vorgänge in den Herzen der deutschen Jugend verständnisvolle Teilnahme zu wecken, ist eine dankbare Aufgabe der Schule; sie in angemessener Form zu lösen, ist freilich um so schwerer, je bestimmter von seiten der deutschen Regierung die Erklärung abgegeben worden ist, daß aus Rücksichten der Staatsraison an eine thatkräftige Unterstützung unserer Stammesgenossen von Reichs wegen nicht zu denken ist.

Noch wichtiger aber als Adel und Geistlichkeit, was thatsächliche Bedeutung anbelangt, vielleicht der wichtigste Stand überhaupt, war, wie bekannt, um die Wende des 15. Jahrhunderts das Bürgertum, welches schon im Zeitalter Karls IV. seine größte Blüte und höchste Macht erreicht hatte. Das stolze Selbstbewußtsein und den kühnen Wagemut, der den deutschen Kaufmann namentlich im Süden des Reichs beseelte, konnte aber unser Dichter für die Darstellung eines im Niedergange begriffenen Zeitalters nicht verwerten; dem Rahmen seiner Dichtung entsprechend schuf er daher Gestalten wie die jener Nürnberger Kaufleute, die sich in Augsburg eingefunden haben, um die Kaiserliche Majestät fußfällig anzuflehen, „auf ihre bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen und sie gegen die Vergewaltigung einiger ihrer Stadt feindlich gesinnten Ritter zu schützen" (III 1). In einem fast noch traurigeren Lichte aber erscheinen die Bürger von Heilbronn mit ihren Ratsherren an der Spitze (IV 2). Von ihrer Stärke und Tapferkeit, die der devote Vater der Stadt mit so herrlichen Worten preist, merkt man im Verlaufe der Handlung herzlich wenig; nachdem der wackere Berlichingen einen von ihnen mit seiner eisernen Hand zu Boden geschlagen hat, halten die übrigen die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit; „die guten Leute" treten auf Götzens Rat geschlossen den Rückzug an; sie haben den Schaden und brauchen für den Spott nicht zu sorgen.

Dieser dichterischen Fiktion gegenüber muß jedoch im Interesse der geschichtlichen Wahrheit betont werden, daß es gerade die Städte gewesen sind, die den alten germanischen Freiheitssinn durch die Zeiten des Mittelalters bewahrt und, jeweilige Schwankungen abgerechnet, ihn der Neuzeit zugetragen haben. Daß ohne Freiheit und Unabhängigkeit der Besitz keinen Wert und das Leben keine Würde habe, erkannte, wie E. Wolff treffend bemerkt[1]), kein Staatsmann klarer als Freiherr von Stein, der den Bürger zuerst wieder mit neuer, inniger Liebe zu seiner Stadt und dadurch zum öffentlichen Leben, zu Staat und Vaterland überhaupt, erfüllte. Er war es auch, der den Bürger lehrte, sich als einen lebendigen Teil seines Gemeinwesens zu fühlen, dessen Verwaltung als ein Ausfluß seines Willens erschiene. Damit war der Grundgedanke der neuen Städteordnung gegeben; es war der der Selbstverwaltung, der sich, wie die erfreuliche Entwickelung der kommunalen Verhältnisse unseres Vaterlandes erkennen läßt, in der Praxis der folgenden Jahrzehnte bestens bewährt hat. Denn wer aufmerksam und unbefangen die moderne Entwickelung der Dinge verfolgt, der kann nicht verkennen, daß mehr und mehr die großen Städte die Sammelpunkte der treibenden geistigen Kräfte,

1) Grundriß S. 108—118.

der Schauplatz der sich vollziehenden Wandlungen, mit einem Worte: die Träger und Stützen der Vervollkommnung und des Fortschritts geworden sind. Und während man jahrzehntelang der — heutzutage rückständigen — Ansicht gehuldigt hat, daß die „sociale Frage" gleichbedeutend mit der „Arbeiterfrage" sei, ist in den meisten europäischen Ländern während der letzten Jahre die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß die Mittelstandsfrage auf dem Gebiete der Socialpolitik eine mindestens gleichberechtigte Stellung wie die Arbeiterfrage einzunehmen hat. Denn die heutige Kultur ist im wesentlichen das Erzeugnis der Arbeit der mittleren Bürgerklassen; die Zerstörung des Mittelstandes bedeutet daher eine Gefährdung der europäischen Volkswirtschaft überhaupt.

In beklagenswerter Lage dagegen erscheint, übereinstimmend mit den Thatsachen der Geschichte, der Bauernstand. Im Zeitalter der Hohenstaufen noch leistungsfähig und lebensfroh, ist er später infolge irriger Anwendung des auch in die Handlung unseres Schauspiels eingreifenden römischen Rechts nicht nur unzufrieden und freudlos, sondern auch wirtschaftlich tiefer und tiefer gesunken.[1]) Welch gewaltiger Zündstoff sich infolge jahrelanger Bedrückung in den Gemütern der bäuerlichen Bevölkerung angesammelt hat, das lehrt uns sogleich die erste Scene des ersten Aktes, in der Sievers den unfrommen Wunsch ausspricht: „dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen!" In dem gleichen Zeichen des Mißbehagens und der Unzufriedenheit steht die oben bereits erwähnte Schlußscene des zweiten Aktes, die eine Bauernhochzeit darstellt. Willkür und Unzuverlässigkeit seitens der Richter im Vereine mit unerhörter finanzieller Ausbeutung bilden den Grundton des Klageliedes, welches der Brautvater und der Schwiegersohn einmütig anstimmen. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die wüsten Scenen des Bauernkriegs im Anfang des fünften Aktes, so können wir nicht umhin, sie als einen Akt der Notwehr, als eine berechtigte wirtschaftliche Reaktion zu beurteilen, wenn wir auch die Greuelthaten des „wütigen Haufens", dessen Terrorismus uns geradezu den Vergleich mit anarchistischen Velleitäten nahelegt, aufs schärfste verdammen müssen.

Und ohne Zweifel trifft Götz den Nagel auf den Kopf, wenn er an Kohl und Wild die Frage richtet: „Warum seid ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wiederzuerlangen?" Um welche Punkte es sich in jenem Kampfe der Interessen im einzelnen handelte, ergiebt sich aus den im Jahre 1525 abgefaßten zwölf Artikeln.[2]) Ergänzend mag der Lehrer

1) Vergl. Schenk, Belehrungen S. 162.

2) Im Auszug mitgeteilt von Frick im „Wegweiser" S. 253, vollständig von Schenk in den „Belehrungen" S. 164.

noch hinzufügen, daß auf die bewaffnete Auflehnung der Bauern und ihre maßlosen Ausschreitungen ein nur noch tieferer Sturz folgte, daß, um mit ein paar Worten die weitere Entwickelung der Dinge zu kennzeichnen, auch Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, so redlich er auch bemüht war, Zahl und Wohlstand der Bevölkerung, vor allem in der Landwirtschaft, zu heben, für die Verbesserung der traurigen Lage derselben nur wenig gethan hat; ließ er es doch am „Bauernschutze" völlig fehlen. Erst seine Nachfolger waren es, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, die mit kundigem Blicke und kräftigem Arme eingriffen und unermüdlich für die Hebung der Landwirtschaft sorgten.[1]) Heutzutage aber bildet dieser Zweig des Erwerbslebens, wenn er auch nicht ausschließlich die erste Stelle für sich beanspruchen darf angesichts des riesenhaften Aufschwungs der Industrie, für das Gedeihen und die Sicherheit der Nation zweifelsohne die solideste Grundlage. Denn Deutschland ist im wesentlichen doch ein Ackerbau treibendes Land; es wird es auch bleiben, wenn nicht schwere sociale Krisen über unser Vaterland hereinbrechen. In der gesunden Kraft des Landvolkes finden Thron und Altar nach wie vor ihren zuverlässigsten Rückhalt; „der Bauernstand ist", wie einer der begeistertsten und befähigtsten Landwirte, unser unvergeßlicher Fürst **Bismarck** es offen erklärt hat, „der Felsen, an dem das Gespensterschiff der Socialdemokratie zerschellen wird, wie die Armee der Wall ist, vor dessen Mauern die Trompeten von Jericho vergeblich Alarm blasen werden."[2])

Offenbar von der Absicht geleitet, den Kreis der menschlichen Gesellschaft im weitesten Umfang zu umschreiben, um ein nach allen Seiten hin abgerundetes Bild des socialen Lebens zu entwerfen, läßt der Dichter inmitten der Greuel des Bauernkrieges (V 7) die Zigeuner auftreten. Wenn auch ihre Handlungsweise im gegebenen Falle eines gewissen ritterlichen Anstrichs nicht entbehrt, was niemand dankbarer anerkennt als der unglückliche, schwerverwundete Götz selbst, wenn er ausruft: „Räuber beschützen deine Kinder, o Kaiser. Die wilden Kerls, starr und treu!", so dienen sie in der Hauptsache dem Dichter doch nur als der Typus der **Unehrlichen** oder **Enterbten**. Daß sie schon in damaligen Zeiten eine arge Landplage waren, ist bekannt, und wiederholt wurde ihnen seit dem Jahre 1497 aufgegeben, Deutschland zu verlassen.[3]) Die nationale Gefahr aber, die aus der Ausbreitung derartiger fremdartiger Elemente

---

1) Vergl. E. **Wolff**, Grundriß S. 17, 51, 87, 164 flg.

2) Vergl. A. **Memminger**: „Ein Kolleg beim Fürsten Bismarck". Separat-Abdruck aus der Neuen Bayerischen Landeszeitung, Würzburg 1898, S. 10.

3) Vergl. **Wustmann** a. a. O. S. 40, 41, **Düntzer**, Erläuterungen (Leipzig 1881), S. 134.

auf deutschem Boden erwächst, muß unser Augenmerk auf das zahlreiche Vorhandensein slavischer Arbeiter inmitten reindeutscher Gegenden, wie z. B. in der Provinz Westfalen, lenken. Hier handelt es sich um einen socialgeschichtlichen Vorgang, der in seiner Tragweite leider noch viel zu wenig gewürdigt wird, obgleich die preußische Regierung in höchst anerkennenswerter Weise durch Kundgebungen wie Maßnahmen seit langem schon der richtigen Einsicht von der Größe der Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiete die Wege gebahnt hat.[1])

Wenn wir uns so die einzelnen Stände in ihren socialpolitischen Lebensäußerungen ansehen, so kann es uns nicht entgehen, daß teilweise schon innerhalb derselben sich verschiedene Strömungen geltend machen. Noch schärfer aber treten die Gegensätze hervor, wenn wir die Stellung der einzelnen zu einander ins Auge fassen. „Die weltlichen Stände“, so klagt der Bischof (II 5), „haben alle einen Zahn auf mich“; die Bauern freuen sich auf eine Gelegenheit, einmal „an die Fürsten zu dürfen, die ihnen die Haut über die Ohren ziehen (I 2)“, und auch Götz ist nicht abgeneigt, mit einem betrügerischen Vertreter der juristischen Fakultät kurzen Prozeß zu machen, „wenn er ihm nur über die Ohren dürfte“. Daß gerade diesen Stand eine weite Kluft von dem Volke trennt, lehrt uns vor allem die Scene im bischöflichen Palais; wir erfahren aber auch zugleich, wie es zu dieser Entfremdung gekommen ist. Ist es nämlich des Dichters Absicht, in Olearius weniger eine individuelle als vielmehr eine typische Persönlichkeit auftreten zu lassen, so gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es vor allem die grenzenlose Überhebung ist, welche die gesellschaftliche Kluft zwischen den Juristen und dem Volke erzeugt hat. Mit welcher Geringschätzung mag wohl ein Olearius in seiner Eigenschaft als Richter Leuten aus dem Volke begegnet sein, wenn er mit Vorliebe die Bezeichnung „Pöbel“ im Munde führt und mit souveräner Verachtung auf alle herabsieht, die nicht in die Geheimnisse des Corpus iuris eingedrungen sind. Gesellt sich nun zu dieser Verachtung noch Ungerechtigkeit und Herzenshärte, wie es bei dem Assessor Sapupi der Fall ist, der, selbst in glänzenden Verhältnissen lebend, dem bedrängten Bauersmann unbedenklich seinen letzten Gulden abnimmt, dann darf es uns nicht wundern, wenn das Volk, da es nun einmal zu verallgemeinern liebt, dem ganzen Stande offene Feindschaft entgegenbringt. Und wenn ebendieselbe Quelle der Verstimmung und des Verdrusses auch in der ersten Scene des Bauernkriegs aufgedeckt wird, in der Metzler mit ungeheuchelter Freude berichtet: „da war ein

---

1) Genauere Nachweise findet man u. a. in Nr. 236 der Leipz. N. Nachr. vom 26. August 1899.

Rixinger; wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und den weiten Naslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde u. s. w.", so ist dies gewiß keine zufällige Übereinstimmung.

Daß unsere Zeit von allen diesen Schwächen frei sei, wird niemand zu behaupten wagen; alle Schichten der Gesellschaft leiden mehr oder weniger an exklusivem Wesen, welches mitunter sogar recht grobe Formen anzunehmen droht. Wenn man von der Schule erwartet, daß sie ohne Unterstützung des Elternhauses gegen die mannigfachen Regungen der Selbstsucht und des Standesdünkels mit Erfolg ankämpfe, so überschätzt man entschieden den Einfluß derselben. Immerhin jedoch ist es wertvoll, die Augen der Jugend für dieses sociale Übel zu öffnen und daran zu erinnern, daß nächst dem Materialismus der Egoismus die Hauptschuld an den heutigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mißständen trägt und daß es daher eines jeden Pflicht ist, seine Selbstsucht zu überwinden und sich selbst zur Nächstenliebe zu erziehen. Denn, wie E. Wolff in seiner Schlußbetrachtung so treffend bemerkt[1]), „nur die Macht des sittlichen Gedankens kann den brutalen Kampf ums Dasein, der auf dem Gebiete des natürlichen Lebens mitleidslos herrscht, zu einem Kampfe ums höchste Gut, d. h. um wahres Menschenglück umgestalten". Im übrigen berührt sich in diesem Punkte die Thätigkeit des Deutschlehrers mit der des Religionslehrers, weshalb auch wohl von der Anführung biblischer Belege an dieser Stelle abgesehen werden kann.

Im Gegensatz zu der unüberbrückbaren socialen Kluft, welche die einzelnen Stände voneinander scheidet, herrscht in der Häuslichkeit des Ritters Götz eine uns aufs angenehmste berührende Harmonie zwischen Herrschaft und Gesinde. An der Spitze des Hauswesens stehen zwei einander ebenbürtige Charaktere: Der Herr, der gerade in dieser Eigenschaft reichlich Gelegenheit findet, die edlen Seiten seines Wesens zu offenbaren, erteilt (z. B. I 2) ruhig und gelassen seine Befehle; kein rauhes, barsches Wort kommt über seine Lippen, selbst nicht in der Stunde der Bedrängnis. Für die ihm unterstellte Dienerschaft, zu der wir in Übereinstimmung mit der Auffassung des Dichters auch Lerse und Georg zu rechnen haben, sorgt er in der rührendsten Weise, indem er nicht nur auf ihr leibliches, sondern auch auf ihr geistiges Wohl allzeit eifrigst bedacht ist. In jener prächtigen Scene, die das letzte Liebesmahl auf Jaxthausen darstellt (III 20), kommt das ideale Verhältnis zwischen ihm und seinen „lieben Getreuen" so recht zum Ausdruck. Frei von kleinlicher Selbstsucht verschmäht er es, die letzte Flasche Wein, welche die

1) Grundriß S. 232.

liebende Gattin beiseite gesetzt hat, für sich in Anspruch zu nehmen; er teilt sie vielmehr freudig mit denen, die seiner Sache dienen, da er als guter Christ sehr wohl weiß, daß ein Arbeiter seines Lohnes wert ist (Luc. 10, 7). Die Ideale, die seine Brust erfüllen: Kaisertreue, Freiheit, Edelmut, Freude an harmloser Geselligkeit bemüht er sich auch denen einzuimpfen, die mit ihm durch das Band der gemeinsamen Interessen verknüpft sind. Daß seine Arbeit nicht erfolglos ist, ersehen wir deutlich aus der Art und Weise, wie ihm von seinen Untergebenen gedient wird. Willig und pünktlich kommen sie seinen Befehlen nach und sind, wie es vor allem Lerses und Georgs Beispiel lehrt, stolz darauf, einem so ritterlichen Herrn dienen zu dürfen; ihre Treue wankt auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick. „Wie ein Löwe wehrt sich Georg um seine Freiheit" und besiegelt seinen Eidschwur mit seinem Herzblute, eingedenk der Lehre des Meisters. Treue um Treue!

Dem Herrn des Hauses steht Elisabeth zur Seite, „ein edles Weib", welches in dem ihr durch die Natur angewiesenen Berufe der Frau und Mutter völlig aufgeht, dem Grundsatze getreu: My house is my castle! Sie strebt thatsächlich nach keiner anderen Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Treu und unablässig beschäftigt sie sich mit ihrem Kinde und ist gewissenhaft darauf bedacht, nichts zu versäumen, was zu seinem Wohle zu dienen scheint.

Unermüdlich sorgt sie in guten und bösen Tagen für die Ihrigen, indem sie geschäftig in Küche und Keller waltet. In eigner Person steht sie am Herde und kocht für den heimkehrenden Gatten und sein Gefolge weiße Rüben und einen Lammsbraten. Nichts entgeht ihrem haushälterischen Blick. An sie muß der Knecht sich wenden, als der ihm überwiesene Kohlenvorrat auf die Neige gegangen ist, und sie ist, wie wir sehen, sehr genau über die Bestände unterrichtet. Indem sie so in allen Einzelheiten des häuslichen Betriebs sich praktisch tüchtig erweist, lehrt sie durch ihr schönes Vorbild ihre Untergebenen, daß ehrliche Arbeit in dem von Gott dem Menschen anvertrauten Berufe auch der Edelfrau nicht zur Unzierde gereicht.

Die einzelnen Züge zu sammeln, welche das Bild dieser idealen Häuslichkeit vervollständigen, dürfte aus mehr als einem Grunde eine erfreuliche und — auch für den Religionslehrer — lohnende Aufgabe sein; handelt es sich doch hier zugleich um ein Thema der christlichen Ethik, dessen Bedeutung weit über den engen Rahmen der Dichtung hinausreicht. Auch wird wohl niemand, der selbst mitten im Kampfe des Lebens steht, es zu bestreiten wagen, daß die Gesindefrage gerade in unsrer Zeit ein wichtiges Kapitel der großen socialen Frage darstellt; ist sie doch für viele Frauen geradezu die sociale Frage. Die Lehre

aber, die wir aus den vorstehenden Betrachtungen ableiten können, dürfte sich kurz zu folgenden Leitsätzen formulieren lassen: Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft beruhe nicht lediglich auf einem kaufmännischen Kontrakte, bei dem die Leistung des einen Teils einfach durch klingende Münze von seiten des anderen beglichen wird, sondern vor allem auf dem Grunde eines moralischen Verhältnisses. Sache der Herrschaft ist es, in humaner Gesinnung für das leibliche und geistige Wohl der Dienerschaft Fürsorge zu tragen; Pflicht der Dienerschaft aber ist es, sich mit willigem und freudigem Gehorsam allen von Rechts wegen ihr zufallenden Aufgaben zu unterziehen. Wenn Mann und Frau selbst in den christlichen und socialen Tugenden wie: Nächstenliebe, Bescheidenheit, Fleiß, Pünktlichkeit und Sachkenntnis ihrem Gesinde mit gutem Beispiele vorangehen, werden sie sich nur selten über die entgegengesetzten Eigenschaften ihrer Untergebenen zu beklagen haben. Denn auch hier bewahrheitet sich das Wort der heiligen Schrift: „was der Mensch sät, das wird er ernten", ein Wort, für dessen Richtigkeit auch der tragische Untergang der Götz feindlichen Partei (Adelheid, Weislingen und Franz) in der ergreifendsten Form Zeugnis ablegt.

So bieten sich uns, in Übereinstimmung mit der Forderung Wendts[1]), bei der Lektüre des „Götz von Berlichingen" auf Schritt und Tritt Anknüpfungspunkte an bereits früher erschlossene Vorstellungskreise, und richtig benutzt fördert die Verknüpfung mit dem schon Bekannten, sowie der Hinweis auf die Aussichten, die das Neugewonnene eröffnet, eine erwünschte Erweiterung des Gesichtskreises. Was die methodische Behandlung des Stoffes betrifft, so dürfte es sich empfehlen, die einschlägigen Fragen im Anschluß an die Besprechung einzelner Scenengruppen zu erörtern, das Ergebnis nach Erledigung eines oder mehrerer Akte zusammenzufassen und es so in die Form eines Systems zu bringen. Der Zeitaufwand, den derartige „Randbemerkungen" und gelegentliche Zusammenfassungen beanspruchen, ist keineswegs bedeutend; es bleibt vielmehr dem Lehrer, wie sich Verfasser durch die Praxis des Unterrichts selbst überzeugt hat, nach wie vor hinreichend Zeit, das Drama nach Inhalt und Form genau zu besprechen und den Anforderungen gerecht zu werden, die von seiten der Methode in Bezug auf Vorbereitung, Darbietung, Vertiefung, Verwertung, Belehrung über Technik des Dramas

1) Der deutsche Unterricht, in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre III, 7 S. 66.

u. a. mit vollem Rechte gestellt werden.[1]) Nicht unwesentlich muß endlich, abgesehen von dem Werte derartiger Belehrungen an sich, der praktische Nutzen erscheinen, der sich aus einem solchen Betriebe des Unterrichts ergiebt. Denn die im vorstehenden angeregten Fragen liefern ein vortreffliches Material zu Aufsätzen bezw. Ausarbeitungen, welches sich auch dadurch empfiehlt, daß es in gemeinsamer Arbeit des Lehrers und Schülers aus dem Unterrichte selbst gewonnen ist. Folgende Themata dürften sich auf diese Weise ungesucht ergeben:

1. Die kaiserliche Gewalt im alten und im neuen Reiche.
2. Welche Fragen der Socialpolitik werden im bischöflichen Palais zu Bamberg erörtert?
3. Wie äußert sich Goethe in seinem „G. v. B." über Adel, Bürger- und Bauernstand?
4. Wie ist der geistliche Stand im „G. v. B." vertreten?
5. Welche Wandlungen haben sich in Bezug auf die sociale Stellung des Adels vollzogen? (Mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Geschichte.)
6. Warum trennt die Stände des ausgehenden Mittelalters eine so weite sociale Kluft?
7. Bruder Martin, ein Herold der Bewegung: Los von Rom!
8. Die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere giebt die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reiches (Goethe in „Dichtung und Wahrheit" XXII, 93). (Eine Vergleichung zwischen einst und jetzt.)
9. Herrschaft und Gesinde auf Jaxthausen. (Eine sociale Betrachtung.)

Die Litteratur der Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen ist, wie bekannt, in der neuesten Zeit so stark ins Kraut geschossen, daß man beim besten Willen nicht von allen Veröffentlichungen Kenntnis nehmen kann. Schließlich ist es auch Nebensache, ob das eine oder das andere von diesen Themen sich in einem derartigen Buche bereits vorfindet oder nicht. Hauptsache ist und bleibt es vielmehr, daß durch bewußte Bezugnahme auf wichtige socialpolitische Tagesfragen das Interesse des Schülers geweckt, durch vergleichende Betrachtung der alten und der neuen Zeit sein Blick für die ihn umgebenden Realitäten des Lebens, mit denen er bald selbständig handelnd bekannt werden soll, geschärft und er sich des so gewonnenen Besitzes als einer Bereicherung seines inneren Lebens, eines κτῆμα εἰς ἀεί, bewußt wird. Denn das moderne

1) Vergl. Lehmann, Der deutsche Unterr. S. 11 flg., Unbescheid, Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre (Berlin 1891), S. 5—10, Wendt a. a. O. S. 70 flg.

Leben stellt, wie J. Kalle vor kurzem in seinem Aufsatze: „Zur Frage der socialen Erziehung" treffend ausgeführt hat[1]), erhöhte Anforderungen, weniger an das Wissen als an den Willen. „Die Schule muß, abgesehen davon, daß sie noch zielbewußter als bisher dahin zu streben hat, das Verständnis für die socialen Verhältnisse zu entwickeln, um die zu zweckmäßiger Lebensführung erforderlichen Kenntnisse zu vermehren, vor allem in der Jugend den Willen stärken, überall den Geboten der Sittlichkeit und Nächstenliebe zu folgen, und zwar derart zu stärken, daß er fest bleibt auch gegenüber späteren Versuchungen."

Zu den Eigennamen im Deutschen.

Von Dr. **Wilhelm Schwarz** in Krefeld.

1.

Goethe oder Göthe?

Man wird vielleicht erstaunt sein, daß über dieses viel behandelte Thema noch Worte verloren werden. Wenn es trotzdem geschieht, so mag die an und für sich betrübende Thatsache, daß die Deutschen nicht einmal in der Schreibung des Namens ihres größten Dichters einig sind, eine Entschuldigung sein. Handelte es sich hier nur um eine Doktorfrage, so wäre diese Thatsache weniger betrübend; aber auch die Schule hat ein Interesse an der Lösung der Frage, und gerade dies macht die Unsicherheit in der Schreibung des Namens des Dichterheros doppelt beklagenswert. Daß die Frage noch immer eine offene ist, wird dem klar, der unsere Lesebücher und die Schulausgaben seiner Meisterwerke durchblättert: meist findet er die Form Goethe, weniger oft liest er Göthe.

Letztere Schreibung kann für sich zwei gewichtige Gründe ins Feld führen. Goethe müßte strenggenommen, wie z. B. Soest lehrt, Gōthe ausgesprochen werden. Der Dichter sprach aber ö; deshalb wäre, wenn der lautphysiologische Standpunkt allein in Betracht käme, Göthe richtiger als Goethe. Dies hat manche Gelehrte veranlaßt, Göthe zu schreiben. Auch die neue Orthographie empfiehlt diese Form. Früher war bei der sogenannten lateinischen Schrift, sowie bei den großen Buchstaben der deutschen Schrift die Wiedergabe von ä, ö und ü durch ae, oe und ue ganz allgemein. Die heutige Orthographie verwirft diese Zerlegung. Die Älteren unter uns halten naturgemäß noch an der früheren Methode fest; daher liest man noch oft Hoelzel, Koehler u. a.; besonders konser-

1) In der Zeitschrift: Die Gegenwart, Bd. 56 (1899), S. 209—211.

vativ sind in dieser Beziehung die wissenschaftlichen Zeitschriften, in denen z. B. als Name der Niloase recht oft Aegypten zu lesen ist. Je länger die neue Rechtschreibung im Gebrauch ist, um so mehr wird sie diese veraltete Schreibweise verdrängen. Ist nicht aus dem orthographischen wie lautphysiologischen Grunde die Schreibung Göthe allein richtig?

Scheinbar darf diese Frage nur bejaht werden, und doch steht dem ein gewichtiger Einwand entgegen. Die Schule hat die Verpflichtung, die Texte, die sie ihren Schülern in die Hand giebt, in der Orthographie zu bieten, welche sie lehrt; sie würde sich einen schweren Verstoß gegen die Pädagogik zu schulden kommen lassen, wollte sie aus Pietät die orthographische Eigenart eines Prosastückes oder Gedichtes erhalten. Aber ein Recht, Eigennamen, zumal Familiennamen, nach (neuen) orthographischen Grundsätzen zu modeln, hat die Schule nicht. Würden die Nachkommen des Fürsten Bismarck nicht entschieden Verwahrung einlegen, wenn man dem Namen des großen Toten im Interesse der Orthographie Gewalt anthun wollte? Soll der Dichterfürst Goethe weniger Anrecht auf Berücksichtigung von Eigentümlichkeiten in der Schreibung seines Namens haben als der Fürst unter den Staatsmännern, ja, als jeder andere Sterbliche? Wir haben demnach nicht die Frage zu entscheiden: wie muß nach lautphysiologischen, bez. orthographischen Gesetzen der Name Goethe geschrieben werden, sondern nur: wie schrieb der Geistesheros selbst seinen Namen?

Alle von dem Dichter selbst besorgten Ausgaben seiner Werke tragen die Namensform Goethe. Dies ist freilich kein unbedingt zwingender Beweis für die Richtigkeit dieser Schreibung, da der Drucker im Interesse des Satzes ö in oe aufgelöst haben könnte. Wenig wahrscheinlich wäre es aber, daß immer, noch dazu bei deutschen Buchstaben, oe statt ö gesetzt worden sein sollte. Ebenso ist die Unterschrift Goethe kein zwingender Beweis, da der Dichter nach der Gewohnheit der früheren Zeit bei Verwendung von runden Buchstaben oe für ö gebraucht haben könnte. Deshalb ist es ein Glück, daß wir von Goethe auch Unterschriften in sogenannten deutschen Buchstaben haben. In diesen finden wir immer oe, nicht ö. Wir haben infolgedessen gar keine Wahl: der Dichter schrieb Goethe, und so haben auch wir seinen Namen zu schreiben. Ganz nebensächlich ist es dabei, ob der Dichter ein Recht hatte, seinen Namen so zu schreiben. Stünde oe zu Unrecht in dem Namen, so wäre übrigens nicht der Dichter an der unrichtigen Schreibung schuld, da schon sein Vater und seine Mutter nachweisbar oe geschrieben haben. Aber ist es unmöglich, daß der Name der Familie Goethe ursprünglich Gothe lautete, d. h. ein niederdeutscher war und daß erst

im mitteldeutschen Sprachgebiete aus der Familie Gothe eine Familie Göthe wurde? Des Dichters Großvater war ursprünglich ein aus Artern im Mansfeldischen nach Frankfurt eingewanderter Schneidergeselle. Er war demnach dort zu Hause, wo das mitteldeutsche Sprachgebiet an das niederdeutsche stößt. Liegt nicht die Vermutung nahe, daß die Familie Goethe aus dem benachbarten niederdeutschen Gebiete nach Artern gezogen ist?

2.

Fremdnamen.

Auf wenigen Gebieten herrscht so große Willkür wie auf dem der Fremdnamen. Es gab einmal eine Zeit, da gehörte es auf den Gymnasien zum guten Ton, alle griechischen Eigennamen griechisch auszusprechen; etwas später kamen die Neuphilologen und verlangten für französische und englische Namen strengste Orthoepie. Damals war der Lehrer ein Bildungsbarbar, der in der Erdkunde, unter vollständiger Mißachtung der Orthoepie, Fremdnamen deutsch-fremdsprachlich aussprechen ließ. Kann man aber von dem Geographen verlangen, daß er Französisch, Englisch, Holländisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Polnisch, Schwedisch, Dänisch u.s.w. u.s.w. kennt? Dabei würde die bloße Kenntnis gar nicht genügen, vielmehr müßte der Geograph in diesen und noch vielen anderen Sprachen so zu Hause sein, daß er sie phonetisch richtig sprechen könnte. Daß dies unmöglich ist, ist selbstverständlich; übrigens ist es auch keineswegs erstrebenswert, da der Unterricht sonst etwas Unnatürliches, Affektiertes erhielte. Hat der Geograph z.B. die Namen Nancy, Reims u.a. deutsch-französisch oder orthoepisch aussprechen zu lassen? Für mich kann die Antwort nur lauten: Deutsch-französisch. Freilich wird man erwidern, diese Aussprache sei falsch; aber wohin kämen wir, wenn wir alles phonetisch richtig nach den Gesetzen der betreffenden Fremdsprachen aussprechen wollten! Dann würden wir orthoepisch Paris und London aussprechen müssen, wir würden uns nicht mehr in einer Restauration erfrischen, sondern in einer restauration u.s.w. Wäre es nicht im höchsten Grade unnatürlich, dies und vieles andere orthoepisch auszusprechen? Hat unsere Sprache nicht dasselbe Recht wie jede andere, sich Fremdnamen mundgerecht zu machen? Also weg mit der Orthoepie in allen den Fällen, in denen die deutsch-fremdsprachliche Aussprache den Vorzug vor der reinfremdsprachlichen verdient! Man verstehe mich nicht falsch: Paris ist zu einem Wort unserer Sprache geworden, es wird deutsch ausgesprochen; aber Châlons ist französisch auszusprechen, nur handelt es sich in der Erdkunde

nicht so sehr darum, wie dieses Wort phonetisch richtig gesprochen wird, wie darum, was für ein Begriff mit ihm zu verbinden ist. Der Geograph muß die Erdkunde samt einer großen Zahl von Grenzgebieten mehr oder weniger gründlich beherrschen; ist er dabei noch sehr sprachkundig, um so besser, unbedingt nötig ist es nicht. Das von der Erdkunde Gesagte gilt von jeder anderen Disciplin: Eigennamen aus Fremdsprachen sind im Deutschen deutsch auszusprechen, wenn sie in unserer Sprache heimisch geworden sind, dagegen möglichst nach den phonetischen Gesetzen der Fremdsprache, wenn dies nicht der Fall ist.

Es ist in den irdischen Verhältnissen begründet, daß einer Übertreibung die Reaktion auf dem Fuße folgt. Weckt eine übertriebene Forderung nicht die schlummernde Oppositionslust? Es gab eine Zeit, da sprach man jeden griechischen Eigennamen lateinisch aus. Als die griechischen Studien bei uns einen gewissen Höhepunkt erreichten, trat man ziemlich allgemein mit der Forderung hervor, die griechischen Eigennamen müßten griechisch ausgesprochen werden. Diese Forderung war übertrieben; die Gegner hielten deshalb um so fester an der lateinischen Aussprache, weil die griechischen Namen uns durch das Lateinische zuerst bekannt geworden seien. Eine Mittelpartei suchte die Gegensätze zu versöhnen und acceptierte teils die griechische Endung, teils den griechischen Stamm der Eigennamen. Das Mißliche für den Unterricht ist hier viel größer als in dem oben berührten Falle, wo es sich nur um phonetisch richtige Aussprache handelt. Ob man die Schüler Nancy deutsch-französisch oder phonetisch richtig aussprechen läßt, ändert an der Schreibweise des Wortes nichts. Anders ist es dagegen mit den griechischen Eigennamen; ob man Homer oder Homeros, Boiotien oder Böotien u. s. w. für richtig ansieht, ist ein großer Unterschied.

Es giebt nach dem Obigen heute vier Richtungen für die Aussprache und Schreibung der griechischen Eigennamen, Richtungen, die mehr oder weniger friedlich nebeneinander bestehen. Die eine vertritt die reingriechische Wortform (z. B. Kyzikos), die andere die lateinische (Cyzicus), die dritte behält den griechischen Stamm bei (Kyzikus) und die vierte die griechische Endung (Cyzicos). Daß dies, gelinde ausgedrückt, sonderbare Zustände sind, ist leicht einzusehen. Verschlimmert werden sie dadurch, daß viele Lehrer ihre Schüler konsequent das Gegenteil von dem lernen lassen, was die von ihnen benutzten Lehrbücher bieten. Am geringsten wäre das Übel, wenn der Lehrer die Methode des Lehrbuchs als die allein richtige unbeanstandet passieren ließe, selbst gesetzt den Fall, daß sein wissenschaftliches Gewissen sich dagegen regte. Aber wie viele Lehrer, zumal jüngere Pädagogen, besitzen so viel Selbstverleugnung? Besonders schwer wird dies jedem Lehrer, wenn er in der Methode

eines Buches die unbedingt nötige Konsequenz vermißt. In einem weit verbreiteten Lehrbuch der griechischen Geschichte für Obersekunda ist die lateinische Aussprache der griechischen Eigennamen ziemlich streng durchgeführt; gleichwohl findet sich neben Cythera Kyzikus. Was den Verfasser des Buchs veranlaßt hat, diese halbgriechische Form zu nehmen, ist leicht zu sehen; aber klingt das einer großen Zahl Obersekundaner schon aus Ciceros Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompejus bekannte Cyzicus wirklich so unschön, daß man deshalb inkonsequent werden muß? Daß es im Interesse der Pädagogik liegt, dieser Systemlosigkeit abzuhelfen, braucht nicht weiter dargelegt zu werden. Es wäre übertrieben, wollte man verlangen, daß alle griechischen Eigennamen griechisch und alle lateinischen lateinisch ausgesprochen werden; ebenso übertrieben wäre es, die griechischen Eigennamen ohne Ausnahme lateinisch aussprechen zu lassen. Vielmehr müssen alle griechischen und lateinischen Eigennamen, die eine deutsche Prägung erhalten haben, die, mit anderen Worten, deutsches Gut geworden sind, diese Form behalten; alle anderen dagegen müssen in der Form übernommen werden, die sie in der Ursprache gehabt haben. Es gilt demnach von der Form dieser Fremdnamen dasselbe, was oben von der Aussprache der Eigennamen aus Fremdsprachen gesagt wurde.

Für mich giebt es nur einen Homer, Hesiod, Äsop, Herodot, eine Stadt Athen und eine Landschaft Böotien, einen Peloponnes, Thermopylen u. a. Viele griechische Wörter sind in der lateinischen Umprägung zu deutschen geworden; auch diese Wortformen sind, weil sie deutsches Sprachgut geworden sind, beizubehalten. Ich kenne deshalb nur einen Thucydides, Äschylus, Alcäus u. a. Dagegen giebt es für mich nur einen Kylonischen Fluch, Städte des Namens Kyrene und Kyzikos, eine Anhöhe Epipolai bei Syrakus, eine Schlacht bei Aigospotamoi, eine solche bei Kynoskephalai u. a. Daß auch jetzt noch Zweifel entstehen können, ob die lateinische oder die griechische Wortform eines griechischen Eigennamens im Deutschen die richtigere ist, leugne ich nicht, aber bei einem gewissen Sprachgefühl wird man sich leicht für die eine oder andere entscheiden können; in den meisten streitigen Fällen wird übrigens die griechische Form der lateinischen vorzuziehen sein.

Auf einzelnes habe ich noch näher einzugehen. Die lateinischen Eigennamen mit k statt mit c zu schreiben, liegt kein Grund vor, dagegen ist in den griechischen, die ihre griechische Form auch im Deutschen wahren, k beizubehalten; ich ziehe deshalb Cato der Schreibung Kato vor und Kallikratidas der Form Callicratidas. Ob das lateinische c vor i und e in der klassischen Zeit hart oder weich gesprochen worden ist, ist für seine heutige Aussprache vollständig einerlei; die weiche

Aussprache des c vor i und e ist etwas historisch Gewordenes. Deshalb ist es im Deutschen vor den angegebenen Vokalen immer weich zu sprechen, nicht nur in den Worten, die, wie Cicero, deutsches Sprachgut geworden sind und infolgedessen hinsichtlich ihrer Aussprache keinem Schwanken mehr unterliegen. Aus ähnlichen Gründen ist im Deutschen nur die Form Virgil richtig. Es steht fest, daß man in der klassischen Zeit nur Vergilius gesagt hat; erst verhältnismäßig spät wird es durch Virgilius immer mehr zurückgedrängt. Allmählich ward diese Form die allgemein gebräuchliche, und dies hatte zur Folge, daß es für den Deutschen nur einen Dichter Virgil gab. Als die Wissenschaft nachwies, der Verfasser der Äneis habe Vergilius, nicht Virgilius geheißen, machte man aus dem deutschen Virgil einen Vergil, aber mit Unrecht: im Lateinischen heißt der Dichter Vergilius, im Deutschen nur Virgil. Die neue Ausgabe des Dichters von Fickelscherer verdient Dank, daß sie diese allein richtige deutsche Form wieder zur Geltung bringt. Noch in einem anderen Falle hat die jüngere, schlechtere Form eines Fremdnamens der deutschen Umbildung zu Grunde gelegen. Die Rachegöttin des Altertums heißt *'Ερῖνύς*, erst später findet sich *'Εριννύς*. Nach dieser, nicht nach jener Form hat man das deutsche Wort Erinnye geschaffen. Es ist nicht richtig, wenn hin und wieder in Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibykus" Erinye geschrieben wird; denn daß der Dichter das i kurz sprach, also zwei n gesetzt hat, geht daraus hervor, daß er in dem Gedichte „Der Ring des Polykrates" die Form Erinne verwendet.

Welche wunderbaren Resultate das Streben nach Orthoepie gezeitigt hat, kann man an dem Namen des ersten Perserkönigs sehen. Man begegnet den Formen Cyrus, Kyros, Cyros und Kyrus. Ohne Zweifel ist Cyrus ein deutsches Wort geworden. Weshalb man geglaubt hat, die griechische Wortform vorziehen zu müssen, ist mir unerfindlich; denn Cyrus war kein Grieche. Mit demselben Rechte, mit dem der Vertreter des Griechischen Kyros gesagt haben will, könnte der Assyriologe verlangen, daß man den assyrischen Namen des Gründers des Perserreichs acceptiere. Selbst der eigentlich allein richtige Name des Cyrus, der persische, kann nicht Anspruch darauf erheben, daß er in der deutschen Sprache Aufnahme findet, weil die lateinische Wortform bei uns schon Bürgerrecht erlangt hat. Dieser Eigenname wie viele andere, die in der griechischen, bez. lateinischen Sprache Fremdwörter sind, dürfen nur in der Wortform derjenigen Sprache ins Deutsche übernommen werden, die uns ihre Bekanntschaft vermittelt. Dies wird meist das Lateinische sein, weil es uns in kulturgeschichtlicher Beziehung am nächsten steht, kann aber auch das Griechische sein. Etwas anders liegt der Fall für moderne Namen,

bei denen wir die Möglichkeit haben, die richtigste Form sofort zu übernehmen. So werden wir chinesische Namen möglichst in der chinesischen Wortform lassen; mit englischen oder französischen Umbildungen hierfür vorlieb zu nehmen, liegt kein Grund vor.

Die Geschichte der Sprachbildungen lehrt, wie konservativ man den Eigentümlichkeiten mancher Wortformen gegenüber sein muß. Unkraut scheint manches dem Verfechter der strengen Orthoepie, was historisch berechtigt ist. Man würde dem Sprachgeist Gewalt anthun, wollte man diese scheinbaren Auswüchse der sprachbildenden Kraft im Volke beseitigen. Dafür ein Beispiel! Genie und genial sind, abgesehen von der Endung, in Bezug auf das Wortbild gleich, in Bezug auf die Aussprache dagegen sehr verschieden. Jenem Worte kommt der deutsch-französische Laut zu, der dem französischen weichen g entspricht, diesem das harte deutsche g. Trotzdem fehlt es nicht an solchen, die in übertriebener Orthoepie — in diesem Falle würde man richtiger von Schablonisierung reden — genial wie Genie aussprechen. Siegten sie, so würden sie einen vollberechtigten Unterschied tilgen. Das Wort Genie ist aus der französischen Sprache in die deutsche gekommen, genial dagegen ist eine Kunstbildung des Humanismus. Da letzteres nach dem Lateinischen gebildet wurde, kommt ihm das harte g zu. Daß es nicht aus dem Französischen stammt, folgt auch daraus, daß es in dieser Sprache kein Adjektiv genial giebt; daß unser Wort genial eine Kunstbildung ist, erhellt daraus, daß es nicht die Bedeutung des lateinischen Wortes genialis, von dem es zu kommen scheint, besitzt, sondern die eines Adjektivs von dem Substantiv Genie. Wie in diesem Falle die Verschiedenheit in der Aussprache zu wahren ist, mag sie auch anfangs ganz unberechtigt erscheinen, so ist manche Eigenart der Fremdnamen zu wahren, die mehr oder weniger angefochten worden ist. Ich möchte mich zum Schluß noch mit einer solchen beschäftigen.

Jede Sprache hat das Recht, Fremdnamen sich mundgerecht zu machen, sie muß deshalb auch das Recht haben, ein Fremdwort der Geschlechtsklasse zuzuweisen, der es nach ihren Gesetzen angehört. Die deutschen Flußnamen haben mit sehr wenigen Ausnahmen weibliches Geschlecht. Infolgedessen wurde Tiberis, das im Lateinischen ein Maskulinum ist, im Deutschen ein Femininum, die Tiber, und aus dem französischen le Rhône das Femininum die Rhone. Gegen das weibliche Geschlecht des zuerst genannten Flusses hat der Humanismus der neueren Zeit Front gemacht und die Form der Tiber geschaffen. Dieselbe hat sich eine gewisse Anerkennung errungen, weil es deutsche Flußnamen auf -er giebt, die männliches Geschlecht haben (vergl. z. B. „der Bober"), und wird deshalb von den Wörterbüchern als eine jüngere, aber zu Recht

bestehende Nebenform angeführt. Strenggenommen ist nur das Femininum die Tiber richtig, doch widersteht unserem Sprachgefühl das Maskulinum der Tiber nur wenig. Aber verletzt wird dasselbe durch Bildungen wie der Rhone. Schlimm ist, daß solche unschöne Bildungen ihren Einzug in weitverbreitete Schulbücher gehalten haben. Muß durch solche Formen in den Schülern nicht das Gefühl für Sprachschönheit leiden? Weniger gefährlich geworden sind Bildungen wie die Peloponnes und die Chersones, weil sie weniger Anklang in Schulkreisen gefunden haben. Begegnet man ihnen auch hin und wieder noch in wissenschaftlichen Abhandlungen, so haben sie doch starke Konkurrenz an den Formen die Peloponnesos und die Chersonesos, bez. der Peloponnes und der Chersones. Das gesunde Sprachgefühl wird ihnen schon den Todesstoß versetzen und hoffentlich allmählich auch bei denen siegen, die noch heute von den beiden Formen der Rhone und die Rhone jene für die bessere halten. Das Volk geht über eine solche Kunstschöpfung wie über alles Unnatürliche einfach zur Tagesordnung über.

Sprechzimmer.

1.

Zu dem Aufsatz von Prof. Dr. Th. Becker-Neustrelitz „Weg und Gelände in der Sprache", Bd. 14, Heft 5, S. 331—337.

Die Wendungen „ein Weg läuft, kommt, klimmt, senkt sich, schlängelt sich, wird verschlungen" sind bildlich, und zu den Vergleichungen geben Wanderer, Vögel, Schlange u. a. den Stoff her. Diese Bemerkung Beckers ist sicher richtig. Wenn er dann aber fortfährt „nicht das Bild als solches verlangt hier die Aufmerksamkeit, sondern daß Bilder des Bewegten gewählt sind für das Unbewegte, muß uns auffallen" und zum Schluß eine Erklärung des psychologischen Vorgangs versucht, so scheint er dabei den richtigen Weg zu verlassen.

Ein Blick abseits vom „Wege" auf die Natur in jeder Form bietet uns die Möglichkeit einer andern Erklärung. Einige Beispiele: Ein Berg erhebt gigantisch sein Haupt, die Wolken stürmen am Himmel dahin, der Mond blickt freundlich zur Erde, die Blätter des Waldes flüstern, man lauscht dem Plätschern der Wellen, der Donner grollt in der Ferne u. a. Diesen Ausdrücken liegt offenbar das Bestreben des menschlichen Geistes, zumal beim Naturvolk, zu Grunde, die uns umgebende Natur zu beleben, zu personifizieren. Beim Plätschern der Wellen plaudern die Najaden, beim Rauschen der Blätter die Dryaden,

deren Leben an das der von ihnen bewohnten Bäume gebunden erscheint, in Grotten und Klüften leben Oreaden; im Rauschen der Eiche zu Dodona spricht Zeus, aus dem Rauschen der Eichen suchen die Germanen den Willen ihrer Götter zu erkennen. Für auffallende Bildungen des Gebirges, des Waldes und des Meeres sucht das Personifizierungsbestreben ebenfalls Erklärungen; ich erinnere an Rübezahls Handschuh und Waschbank, an die Fußspur des Patriarchen Abraham auf dem ihm von Ismael während des Baues der Kaaba untergeschobenen Stein, an Ovid, Met. VIII 714 ff.

... frondere Philemona Baucis
Baucida conspexit senior frondere Philemon;
.... Ostendit adhuc Tyrieïus illic
Incola de gemino vicinos corpore truncos.

An den für die Schiffer gefährlichen Stellen der Straße von Messina hausen Scylla und Charybdis.

So erscheint auch der Weg in den oben genannten Ausdrücken lebendig. Wie ein Mensch geht er durchs Dorf und steigt einen Abhang hinauf, wie eine Schlange windet er sich, wie ein Vogel senkt er sich, er schlängelt sich durch den Wald wie ein Mensch, der sich mühsam, oft im Zickzack durch Gestrüpp Raum sucht. Der Weg vor ihm ist ein Lebewesen, bald Mensch, bald Vogel, Schlange u. a., das eine Aufgabe gelöst hat, die ihm selbst noch bevorsteht. Wie der Weg personifiziert erscheint, so bei den Alten die Bäche und Flüsse, Wind und Sturm; der Schritt vom einen zum andern ist nicht groß. Es sind also Bilder des Belebten gewählt für das Unbelebte.

Mir scheint, daß diese Betrachtung eine richtigere Erklärung für den erwähnten psychologischen Vorgang bietet, als die Beckers, richtiger, weil einfacher. Diese Tendenz zum Personifizieren oder Anthropomorphosieren erinnert offenbar an den pantheistischen Zug in der menschlichen Natur.

Charlottenburg. Dr. **Ernst Wiehr.**

2.

Zu sich knieen (Ztschr. 14, 318) habe ich zu bemerken, daß das Wort auch in der hiesigen rheinischen Mundart nur reflexiv gebraucht wird; gelegentlich kommt das auch in der niederdeutschen Mundart bei Magdeburg vor. „Spannen" (ebenda S. 324) im Sinne von scharf aufpassen, besonders wenn es gilt, etwas sich nicht entgehen zu lassen, habe ich in Köthen in Anhalt und in Mühlberg a. d. Elbe kennen gelernt.

Düsseldorf. **G. Krause.**

3.

Grammatische und stilistische Bemerkungen zu häufig vorkommenden Stilfehlern.

Ich fürchte nicht, daß man mir den Vorwurf macht, ich beeinträchtige die Freiheit der sprachlichen Bewegung, wenn ich vor gewissen Verirrungen warne. So bedaure ich die Unsicherheit, die im Gebrauch der Tempora eingerissen ist. Häufig habe ich in Zeugnissen gelesen: „N. N. besuchte die hiesige Anstalt und trat heute aus". Das ist entschieden falsch. Das Tempus für die Feststellung einer Thatsache ist im Deutschen wie im Lateinischen das Perfekt. Wenn man in einem solchen Falle das Imperfektum, das Tempus der Erzählung und Schilderung, setzt, so schreibt man einfach norddeutschen Dialekt. In Norddeutschland zeigt das Imperfektum die Tendenz, die Alleinherrschaft für die Vergangenheit an sich zu reißen, und in der That verliert dort das Perfektum auch in der Schriftsprache immer mehr an Boden. Die süddeutschen Dialekte dagegen kennen das Imperfektum kaum; man braucht dort auch in der Erzählung die langatmigen Perfektformen. Die Erzählung erscheint als eine fortlaufende Konstatierung von aufeinanderfolgenden Handlungen, genau dieselbe Anschauung, die dem lateinischen historischen Perfekt zu Grunde liegt.

Es ist ein Unfug, wenn in deutschen Grammatiken immer noch von einem Futurum exactum im Sinne der lateinischen Grammatik die Rede ist. Äußerlich scheint ja die Form dem ersten Futurum analog gebildet zu sein in Sätzen wie: „Bald wird der Sturm ausgetobt haben" oder „Bis dahin wird der Friede geschlossen sein". Es ist jedoch das Futurum von sein mit einem Particip des Zustandes. In dem Satze „Der Baum wird auf Befehl des Försters niedergehauen worden sein" drückt „werden" eine Vermutung aus = D. B. ist wahrscheinlich a. B. d. F. niedergehauen worden.

Die Verwendung des sogenannten zweiten Futurs in einem temporalen Vordersatz aber ist ein grober Latinismus, der daherkommt, daß die Lehrer durch die wörtliche Wiedergabe der lateinischen Form die Regel den Schülern mundgerecht zu machen suchen. Es ist also falsch, zu sagen: Wenn Sie wieder zu Hause angelangt sein werden, werde ich Sie besuchen. Auch das einfache Futur ist zu vermeiden. Es muß heißen: „Wenn Sie wieder angelangt sind" oder mit leichter Modifikation: Wenn Sie (anlangen) zurückkommen.

In Norddeutschland ist die Unsitte eingerissen und droht von dort aus weiteren Boden zu gewinnen, beim Perfektum Passivi das Participium „worden" auszulassen. Das erscheint als eine schwere Schädigung unsrer

Muttersprache, weil durch das Weglassen dieses Wortes der Unterschied zwischen einem bestehenden Zustande und einer vergangenen Handlung verwischt, d. h. die Genauigkeit des Ausdrucks beeinträchtigt wird. Man wird es verstehen, wenn man liest: „N. N. ist gestern zum Bürgermeister gewählt", weil das Adverbium die Handlung als eine vergangene bezeichnet; aber es ist nicht genau. Stünde „gestern" nicht dabei, so hieße das: N. N. ist gewählter Bürgermeister.

Manche Österreicher sind in der Anwendung der Tempora in der obliquen Rede nicht sorgfältig; sie setzen das Imperfektum resp. Plusquamperfektum statt des Präsens resp. Perfektums. So sagt z. B. Fournier in seinem übrigens gediegenen Buche „Napoleon I": Man hätte den Feind nicht auf dem Halse, die Armee würde sich in Wiasma aufhalten können. Es muß heißen: man habe und die Armee werde. Denn in der obliquen Rede steht dasselbe Tempus wie in der direkten.

Derselbe Schriftsteller erlaubt sich auch manchmal einen Gallicismus, z. B. Er wird Macdonald stehen lassen — Napoleon faßte den Entschluß, M. stehen zu lassen. Oder: Wird, was die Hitze verschonte, nicht jetzt die Kälte wegraffen? ohne die einleitende Form: Man legte sich die Frage vor, ob nicht u. s. w. Sollte sich dieser Gebrauch einbürgern, so wäre das nicht schade; denn trotz der undeutschen Form lesen sich solche Ausführungen glatt; der Ausdruck gewinnt an Kürze und bleibt doch verständlich. Vielleicht hätte ich statt Gallicismus sagen sollen Romanismus. Denn auch im Italienischen finde ich eine ähnliche Ausdrucksweise; z. B. Columbus sah sich genötigt zu dem Versprechen, nach Europa zurückzukehren, wo man ihn wegen seines verunglückten Unternehmens verspotten wird.

In Bezug auf die Modi möchte ich eine Ausdrucksweise tadeln, die man wohl in manchen Kreisen für vornehm hält, die aber nichtsdestoweniger falsch ist. Der sächsische Vogtländer sagt: Wenn Du stachst, gewannen wir. Hochdeutsch muß im Vorder- und Nachsatz der Konjunktivus Plusquamperfekti stehen wegen des irrealen Konditionalsatzes in der Vergangenheit. Freilich sagt Uhland: Es war auch schade um das Kleid, im Sinne von „es wäre gewesen". Aber was sich der Dichter erlauben darf, steht nicht jedem frei.

Unstatthaft erscheint ferner die neuerdings überhandnehmende Sitte, im Vordersatz des irrealen Konditionalsatzes der Gegenwart statt des Konjunktivus Imperfekti die Umschreibung durch den Infinitiv „und ich würde" zu setzen, z. B. Ich müßte mich schämen, wenn ich das thun würde. Es muß schlechterdings heißen: wenn ich das thäte. Man versuche nur, wie es lauten würde, wenn man diese Umschreibung im Passivum anwenden wollte, z. B. Wenn ich beleidigt werden würde, würde ich mich

wehren. Übrigens glaube ich, daß diese Umschreibung eben durch den Anklang an das passive Imperfektum oder auch durch den Nachsatz, wo die Umschreibung des Konjunktivs des Imperfekts durch „ich würde" und den Infinitiv am Platze ist, veranlaßt worden ist.

Ferner möchte ich vor gewissen stehenden Redensarten warnen, die ihren Stammbaum meist auf irgend eine Kammerrede zurückführen. Die Zeitungsleser greifen solche Redewendungen auf, und diese verbreiten sich so nach allen Richtungen, bis sie allmählich wieder aus der Mode kommen. So ist es z. B. eine Zeit lang Mode gewesen, das Substantivum Dank als Präposition zu verwenden. Das gab in manchem Zusammenhang einen guten Sinn, z. B. in Sätzen wie: Die Rettung gelang Dank der Ausdauer der Mannschaft. Wenn man aber dann liest: „Dank der Indolenz des Statthalters breitet sich die Hungersnot immer weiter aus", so ist hier „Dank" nicht etwa ironisch aufzufassen, sondern lediglich ein abgeschmacktes Schlagwort. Augenblicklich erfüllt jeder seine Pflicht „voll und ganz"; ohne diesen Pleonasmus geht es gar nicht. An und für sich sind ja Pleonasmen bis zu einem gewissen Grade berechtigt, weil sie der Deutlichkeit dienen und eigentlich vor das Forum des Geschmackes, nicht der Sprachrichtigkeit gehören. Auch die Klassiker haben sich solche Wendungen erlaubt. So lesen wir bei Cäsar bell. gall. 1, 35, 3: Sequanisque permitteret, ut voluntate eius reddere illis liceret. Warum sollte man also nicht sagen dürfen: Er bat um die Erlaubnis, einen Revolver tragen zu dürfen? Auch bei Livius finden sich Pleonasmen häufig, und Goethe sagt unbedenklich: Billig seid ihr zu den guten Wirten zu zählen statt werdet ihr gezählt. — Statt: „Diese Ärzte werden gern gesucht" muß es heißen: „werden gerne aufgesucht" oder „sind gesucht". Alle diese Beispiele haben gemeinsam, daß sich ein besonders gewichtiger Begriff vordrängt und so nach psychologischen Gesetzen eine doppelte sprachliche Gestalt erhält.

Einen Pleonasmus habe ich stets bekämpft, weil er mir besonders abgeschmackt erschien. Sehr häufig setzen nämlich die Schüler zu einem Substantivum mit dem pronomen possessivum einen Relativsatz, der berechtigt wäre, wenn statt des Possessivums der Artikel stünde. Neulich habe ich aber auch von der Kanzel herab den Satz vernommen: Seine schneeweißen Marmorblöcke, aus denen er erbaut war (nämlich der Tempel), schimmerten auf die Stadt herab. Entweder sollte der Relativsatz fehlen oder stehen: Die Marmorblöcke.

Häufig ist mir auch aufgefallen die Verwechslung der Verba dürfen und müssen, und nicht nur bei Schülern. Auch in amtlichen Zeugnissen habe ich gelesen: Der Schüler darf sich zusammennehmen (statt darf in seinem Fleiß nicht nachlassen oder muß sich zusammennehmen),

wenn er das Klassenziel erreichen will. Die Verwendung des nur in einem negativen Satze anwendbaren Verbums „dürfen" in einem positiven ist unstatthaft. Sätze wie: „Meine jungen Leute sind aufs Fest gefahren. Wenn ich auch etwas davon sehen will, darf ich zu Fuß hinlaufen" enthalten eine feine Ironie; diese geht aber im Hochdeutschen verloren.

Es ist eine Forderung der sprachlichen Korrektheit, nach einem Komparativ die Vergleichungspartikel „als" und bei Gleichsetzung die Partikel „wie", das Korrelativum von „so", zu setzen. Auch das Adjektivum „anderer" ist als Komparativ zu behandeln, da es einen komparativen Begriff enthält. In dem Satze „Die Antwort ist nicht so leicht zu finden, wie wir dachten" wäre besser „als wir dachten", weil der Komparativ „schwerer" vorschwebt.

Wollte jemand von einer Dame sagen, sie habe eine unscheinbare Gestalt, so hätte er sich richtig ausgedrückt, falls er meinte, sie sehe nach nichts aus, mit dem Nebengedanken, daß ihre innere Gediegenheit für den äußern Mangel entschädige. Wollte er aber von einer andern Dame das Gegenteil behaupten mit den Worten: „Sie hat eine scheinbare Gestalt", so wäre das ganz unverständlich. Denn der Gegensatz von „unscheinbar" ist „stattlich", während der Gegensatz von „scheinbar" wirklich ist. Wenn man richtig von den numerisch überlegenen Persern spricht, so ist der analog gebildete gegenteilige Ausdruck, den ich neulich las, „das numerisch unterlegene Hellas" schon wegen der Zweideutigkeit nicht zu billigen.

Der Satz: „Eine Beseitigung dieses Notstandes ist in unabsehbare Ferne gerückt" ist vollkommen korrekt und enthält ein durchaus klar gedachtes Bild. Wenn aber eine Zeitung berichtet: „Eine Erweiterung des Bahnhofs ist in absehbarer Zeit zu erwarten", so ist erstens die Vermengung des Bildes (absehbar) mit dem eigentlichen Ausdruck unschön, sodann lautet der Gegensatz von unabsehbar nicht absehbar — was gar kein Wort ist —, sondern es muß heißen in nächster, binnen kürzester Zeit. Unabsehbar ist etwas, was ich, trotzdem ich meine Sehnerven stark anstrenge, nicht zu erblicken, zu entdecken vermag. Eine solche Anstrengung (das liegt in ab) ist aber nicht nötig, wenn etwas in der Nähe oder nicht allzu fern ist. Induktiver Schluß: Nicht alle mit un privativum zusammengesetzten Adjektiva können durch Weglassung dieser Silbe in solche mit positivem Sinn umgewandelt werden. Der Gegensatz von einem unbescholtenen Lebenswandel ist doch nicht ein bescholtener!

Der Boden, da du stehest, ist heiliges Land. Statt der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein. Dieses da ist ein Archaismus; denn da ist heute ausschließlich Demonstrativum. Aber auch wenn man dieses da durch wo ersetzen wollte, wäre der Ausdruck noch nicht

korrekt. Nach dem heutigen Sprachgebrauch muß es heißen „auf dem" und „in die"; wo aber ist lediglich korrelativ zu dem ganz allgemeinen da. Häufig wird auch dadurch gefehlt, daß Zusammensetzungen wie: „wobei, wozu, woran" aufs Substantiv bezogen werden. Solche Zusammensetzungen stehen für die Präposition mit dem Pronomen was resp. das, namentlich wenn dasselbe einen substantivierten Infinitiv vertritt, z. B. Ich weiß nicht, ob ich studieren soll oder nicht. Wozu rätst du mir? Ich kann dir dazu d. i. zum Studieren nur raten. Aus derselben Regel folgt, daß es falsch ist, Sätze zu bilden wie: Mit was sollen wir anfangen.

In Unterfranken hört man häufig den Ausdruck: Ich hab' es schon ausgemacht, daß es hier einen guten Wein giebt. Dieses Verbum existiert im Hochdeutschen in dieser Bedeutung nur für die Jagdsprache. Man sagt vollkommen richtig: einen Hirsch, einen Auerhahn ausmachen, d. h. ausfindig machen, wo er sich aufhält. In jedem andern Zusammenhange aber sagt man für das, was der Unterfranke sagen will, herausbringen oder herausfinden. Denn „ausmachen" bedeutet hochdeutsch 1. übereinkommen, 2. beendigen, 3. als Facit ergeben.

Karl Albert kehrte in seine Hauptstadt zurück, um dort zu sterben. Auf den ersten Anblick erscheint es, als ob in diesem Satze der finale Infinitiv ganz unorganisch wäre, und doch hat er seine volle Berechtigung. Man braucht nur den Gedanken etwas anders zu formulieren, so zeigt sich das finale Verhältnis als vollkommen berechtigt: Das Schicksal trieb ein so grausames Spiel mit ihm, daß es ihn nur heimkehren ließ, um ihn sterben zu lassen. So wird mit ungemeiner Feinheit die Ironie des Schicksals, das tragische Geschick des unglücklichen Fürsten hervorgehoben. — Es liegt auf der Hand, daß solche Wendungen nur da angebracht sind, wo wirklich ein tragisches Schicksal vorliegt. Ist dies nicht der Fall, so ist der Ausdruck sinn- und geschmacklos. Deshalb sollten sich Schüler, die kein feines Sprachgefühl haben, solcher Wendungen ganz enthalten.

Berthold Riehl schreibt: Die Werkstatt des Altars wird wohl sicher in Bozen zu suchen sein. Wenn solche Wendungen in einem kunstgeschichtlichen Werk vorkommen, so hat das nicht viel auf sich. Bei Schülern aber habe ich stets davor gewarnt, zwei Ausdrucksformen, einen für die Wahrscheinlichkeit und den andern für die sichere Bestimmtheit, in einem Satze zu vereinigen.

Bei einer längeren Erzählung kann man den Schülern statt des Propriums oder des Pronomens nicht warm genug die Antonomasie empfehlen. Wie kläglich nimmt es sich aus, wenn seitenlang immer dasselbe Subjekt wiederkehrt! So habe ich einst einer Predigt zugehört, in der fast immer „wir" Subjekt war, und zwar stets in einem andern

Sinn. Einmal war es = wir Christen, dann = wir Menschen, dann = wir Gemeindeglieder, oder = wir Zeitgenossen, oder = Einwohner dieser Stadt oder dieses Landes. Aber dringend muß davor gewarnt werden, die Antonomasie da zu verwenden, wo sie nicht durch den Inhalt des Satzes oder das Vorausgehende begründet ist. Heißt z. B. das Subjekt „der Held", so muß von ihm etwas Heldenhaftes berichtet werden oder wenigstens etwas, was diesem Begriffe nicht widerspricht. Es lassen sich freilich auch Fälle denken, wo diese Forderung nicht erfüllt wird und doch die Antonomasie am Platze ist. Hier spielt die Ironie eine bedeutende Rolle. Z. B. der tapfere Markgraf schlief seinen Rausch aus. Sinn: Dem tapfern Markgrafen begegnete auffallenderweise etwas Menschliches.

In neuerer Zeit lese ich öfters auch in besser redigierten Zeitungen die Pluralformen: die Vergnügen, die Unternehmen, die Verfahren. Das ist falsch, weil diese substantivierten Infinitive keinen Plural haben. Wenn ein solcher notwendig wird, bediene man sich der Formen: Vergnügungen, Unternehmungen, Verfahrungsweisen u. s. w.

Nürnberg. **Spälter.**

L. Wolfram, Die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung. Auf Grund aktenmäßigen Befundes dargestellt. I. Teil. Beilage zum Programm des königl. humanistischen Gymnasiums in Erlangen, Ostern 1899. 44 S. 8°.

Die interessante Studie Wolframs ist auch für den Philologen von Wert wegen der darin reichlich verarbeiteten, bisher unzugänglichen Aktenstücke und Urkunden. Der große Aufschwung aller geistigen Bestrebungen in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde besonders im Kurfürstentum Bayern durch den Jesuitenorden gehemmt. Es war ein großer Nachteil für jede geistige Regung, daß Jesuitismus und Katholizismus hier identisch geworden waren. Der günstige Einfluß des Pietismus auf den Norden Deutschlands wurde dadurch vom Süden ferngehalten. Der Stifter des Illuminatenordens war Joseph Johann Adam Weishaupt, dem sich bald Lorenz Westenrieder anschloß. Die Streitigkeiten Weishaupts mit der jesuitischen Partei, sowie sein Umschwenken interessieren uns hier nur insofern, als er nach so vielem Ärger das Leben unter Menschen am besten in einem freigesinnten Geheimbunde bethätigen zu können glaubte. Im ersten Kapitel (S. 15 flg.) behandelt Wolfram die Grundzüge einer Ordensgeschichte bis zum Verbote vom 22. Juni 1784. In Ingolstadt hatte sich eine

studentische Verbindung aufgethan gehabt, in der sich auch die sonst dort unbekannt gewesenen Stammbücher[1]) einbürgerten; die Mitglieder gingen sogar damit um, sich förmliche Uniformen anzulegen. Der junge Herr von Massenhausen war Mitglied gewesen. Von anderer Art, mit den auf Goldmacherei zielenden alchemistischen Bestrebungen der Rosenkreuzer zusammenhängend, wenn nicht direkt in deren System eingegliedert, war eine Loge, die ein Infanterieoffizier in Burghausen errichtete. Da entschloß sich der Professor Weishaupt, rasch sein eigenes Projekt zur Ausführung zu bringen. Am 1. Mai 1776 gründete Weishaupt mit den Studierenden Franz von Massenhausen und Maximilian von Merz einen Geheimbund, dem der Professor zunächst den Namen der „Perfectibilisten" gab. Weishaupt hieß Spartacus, Massenhausen wurde Aiax, Merz Tiberius genannt. Bald kamen die Studierenden der Rechte Bauhof (Agathon) und Steeger (Shaftesbury) hinzu, ferner der damalige Anatomie-Prosektor Will (Agrippa) und der juristische Student Xaver Zwack (Danaus). Die geschmeidige Glätte gerade der zu bekämpfenden Jesuiten war das πρῶτον ψεῦδος, auf welches Weishaupt seinen Orden gründete. Für die nun folgende Darstellung erwies sich als äußerst fruchtbringend ein noch unbenutzter Akt des Königl. Geheimen Staatsarchivs, enthaltend „Briefe an den Geh. Rath J. G. von Lori betr. die Universität zu Ingolstadt 1771—1779". Schließlich brachte man den Illuminatenorden in enge Beziehungen zu der Loge „Theodor zum guten Rat". Es kam so weit, daß jeder Illuminat Freimaurer, nicht aber jeder Freimaurer Illuminat war. Endlich wurde auch Westenrieder unter dem Namen Pythagoras aufgenommen. Groß-Illuminat konnte nur werden, wer in der Loge den Meistergrad errungen hatte. Interessant ist die Thätigkeit Utzschneiders und des Freiherrn von Knigge für den Orden, die dann beide austraten. In Bayern wurden 1784 alle geheimen Gesellschaften aufgehoben. Für Bayern hatte sich die Gesellschaft als ein Staat im Staate erwiesen. Einem Mann wie Utzschneider hatte das „unteutsche System" derselben und das „beständige Predigen wider Patriotismus" Ekel an ihrem Thun und Treiben erweckt. Immerhin betont der Verfasser gerechterweise schon am Schlusse dieses allgemeineren Teils seiner Darstellung, daß die moralischen Defekte Weishaupts und anderer keine Schlüsse auf die Gesamtheit zulassen, und daß auch die großen Gedanken des 18. Jahrhunderts hier in Umlauf kamen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

---

1) Solche Stammbücher waren am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts allgemein auf den deutschen Universitäten im Gebrauch. In Wismar befindet sich noch eins im Privatbesitz, in das u. a. Goethe sich noch eigenhändig mit einem kurzen Spruch eingetragen hat.

Dr. E. Bardeys Lehr- und Übungsbuch der deutschen Sprache. Des „Praktischen Lehrbuchs der deutschen Sprache" zweiter Teil: vollständige Elementargrammatik. Dritte, verbesserte Auflage von Dr. O. Weise. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1900. VI u. 180 S. 8°. geb. 1,80 M.

Im einzelnen nach Möglichkeit „mit den Forderungen der Wissenschaft in Einklang gebracht", wird hier eine auf einem älteren Standpunkte fußende Elementargrammatik „für die unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen, für Bürgerschulen und höhere Töchterschulen" sowie für den Selbstunterricht wieder angeboten. Das Buch behandelt in zwei gesonderten Teilen nacheinander Formlehre (S. 1—94) und Satzlehre (S. 95—180), und zwar immer so, daß in jedem Abschnitt Beispiele voranstehen, daran zu veranschaulichende grammatische Bemerkungen folgen und den breitesten Raum trotz Beschneidung an einzelnen Stellen immer noch sehr reichliche Aufgaben einnehmen. Wie ersichtlich, will das Buch — außer dem Selbstunterricht — den Lehrern und Schulen dienen, die eine tüchtige grammatische Schulung getrennt vom Lesebuche und in möglichst kurzer, zu „induktiver Methode", zum Diktieren von Regeln und Aufgaben nicht ausreichender Zeit erzielen wollen. Diese Aufgabe wird sich an seiner Hand auch recht wohl lösen lassen.

Soll ich einige Wünsche für eine neue Auflage angeben, so sind zunächst die sachlichen folgende: Die Benutzung der fremden und der einheimischen Bezeichnung der Fachausdrücke möchte einheitlich geregelt werden, am besten so, daß die eine — und zwar immer dieselbe — an erster, die andere an zweiter Stelle in Klammern angeführt wird. S. 9 kann die Angabe über die schwache Deklination genauer gefaßt, und S. 46 sollte schärfer „Bedingungshauptsätze" statt „Bedingungssätze" gesagt werden. S. 74 ist die Bezeichnung der Adverbien der Modalität als solcher, welche eine Beziehung des Redenden zur Rede ausdrücken, viel zu abgezogen und S. 101* die Bestimmung der Apposition irreführend; auch muß es dort wohl Nr. 62 statt 61 heißen. S. 99 fehlt der Accusativ beim Adjectivum. Am wenigsten genügt, wie so oft, die Darstellung des zusammengesetzten Satzes. Sie ist vor allem äußerlich; des zum Beweise die Behauptung: „Nach den verschiedenen Arten der Konjunktionen unterscheidet man folgende Gattungen der konjunktionalen Nebensätze" (S. 158). Als ob nicht vielmehr z. B. ein so vieldeutiges Wort wie da, daß, während seine Bedeutung umgekehrt erst aus dem Satzverhältnisse erhielte! Sie ist unzureichend, insofern gerade die schwersten Dinge, wie das Wesen und der Unterschied z. B. der Konzessiv- und der Adversativsätze, der konsekutiven und

finalen Substantivsätze, gar nicht erörtert werden. Sie teilt endlich mit vielen Grammatiken die namentlich auch für den Unterricht in den fremden Sprachen gar nicht fördernde Unklarheit, daß die Bezeichnung der Nebensätze nach ihrer Geltung als Satzteil (Subjekts-, Objektssatz u. s. w.) und nach ihrem Inhalt gleichgesetzt wird. Wieviel wäre dagegen gewonnen, wenn die Schüler neben der mechanischeren Unterscheidung der Nebensätze nach den durch sie vertretenen Satzteilen die geistigere, innerlichere nach dem Inhalte oder ihrer Bedeutung lernten! Wer in zwei solchen Sätzen: „Die Mutter schreibt, daß die Schwester krank ist" und: „Die Mutter schreibt, daß die Schwester zurückkommen möchte" gleichmäßig bloß anzugeben braucht, daß der Nebensatz ein Objektssatz ist, der hat vom Inhalte so gut wie nichts erfaßt und einen Stein in der Hand; wer dagegen scheiden muß zwischen einem urteilenden und einem heischenden Objektssatz, — oder wie man nun sagen will —, der hat — Brot, wenn nicht gar Fleisch, das auf der ganzen weiten Strecke durch die lateinischen ut- und Accusativus cum infinitivo-Fügungen noch nahrhaft bleibt.

Technisch möchte die überaus oft vermißte Unterscheidung des Satzes für Text und Lemma (vergl. S. 30* und 31*) sorgfältiger durchgeführt werden.

Zittau. **Theodor Matthias.**

Matthias, Dr. Adolf: Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. München 1901, C. H. Becksche Buchh. X, 476 S. gr. 8°. 8 M.

Wenn wir nach langer Wanderung eine Paßhöhe oder den Rand einer Hochebene erklommen haben, so versäumen wir nicht, vor dem Weiterwandern einen längeren Rückblick auf die durchwanderten Strecken zu werfen, selbst wenn es nur einförmige Ebenen oder gar öde Halden gewesen sind; noch weniger aber, wenn es prangende Gefilde mit mancherlei Kulturen oder dichtbevölkerte Landstriche mit allerlei Gewerbe gewesen sind, oder auch vielgewundene, liebliche oder wildromantische Thäler und aussichtsreiche Vorberge. Ein ähnliches Bedürfnis hat auch Matthias, wie er im Vorwort andeutet, empfunden, nachdem er im letzten Frühjahr als Vortragender Rat ins preußische Kultusministerium berufen worden war, und deshalb die Aufsätze und Vorträge gesichtet und gesammelt, die er in beinahe zwei Jahrzehnten als Gymnasiallehrer in Klein- und Mittelstädten, als Gymnasialdirektor in einer nichtpreußischen Kleinstadt und als Leiter eines großen Gymnasiums und Realgymnasiums in einer preußischen Großstadt und zuletzt als Provinzial-

Schulrat und Vorsitzender der Bonner Wissenschaftlichen Prüfungskommission verfaßt und in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften niedergelegt hatte. In diesen hatte Referent den weitaus größten Teil der Aufsätze seiner Zeit schon gelesen und von manchen noch den ersten Druck zur Hand. Wie er sie nun in dem stattlichen Bande alle in der ursprünglichen Form und Fassung wiederfand, obgleich der Verfasser im Rheinlande, wo er zumeist gewirkt hat, sich durchaus nicht den Ruf der Unzugänglichkeit und Unbelehrbarkeit erworben hat, so erschien das dem Referenten schon äußerlich als ein Beweis, daß die Ansichten und Vorschläge des Verfassers nicht von der Zeit überholt worden sind. Im Gegenteil, wenn wir die Entwickelung des preußisch-deutschen Schulwesens im letzten Jahrzehnt überblicken und an deren Ende gerade jetzt „die Gesichtspunkte" des Königlichen Erlasses vom 26. November 1900 genau ins Auge fassen, so werden wir finden, daß in diesen gesammelten Aufsätzen das „Kommende" oder Gekommene vielfach geradezu vorausgeschaut worden ist.

So ist vor allem die erste und einschneidendste Norm jenes Erlasses, die hoffentlich endlich die Humanisten und Realisten unter uns veranlassen wird, die so lange mit manchmal blindem Eifer und deshalb zu großem Schaden der Schule und des Standes geschwungenen Kriegsbeile zu begraben oder vielleicht — an die „höheren Fakultäten" weiterzugeben, also die Gleichberechtigung der drei Hauptarten der höheren Schule ist von Matthias im 6. Aufsatz (Vortrag auf der Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens, Düsseldorf 1897) ausgesprochen und ausführlich begründet worden. Und schon 8 Jahre vorher war er als eifriger Anwalt der lateinlosen höheren Bürgerschule aufgetreten (Nr. 5) und hatte sich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer des Realgymnasiums sogar gegen dessen eigenen Schutzpatron, den Professor Paulsen, lebhaft angenommen (Nr. 4: Die Pflege humanistischer Bildung an den Realgymnasien), wie er, der Mann der Praxis, und zwar seinem Amtsgange nach einer äußerst vielseitigen, sich überhaupt durch keine Autoritäten der Theorie verblüffen läßt. Hier, in diesem 4. Aufsatze, spricht er seine später mehrfach wiederkehrende Erfahrung aus: „Die Gymnasien waren vielfach — apodiktisch, wie Mephisto's „hereintretender Philosoph", spricht er fast nie — weltabgewandt, die Realschulen weltzugewandt"; hier und diesmal in Übereinstimmung mit Paulsen auch den Leitsatz, für den diese Zeitschrift und vorab ihr Herausgeber so oft eingetreten ist: „Der Strang, an dem das Gymnasium und das Realgymnasium beide ziehen sollen, ist das Deutsche", und zwar einschließlich des Mittelhochdeutschen, das man,

wie Oskar Jäger — ihm und dem Danziger Provinzialschulrat Kruse ist das Buch gewidmet — mit Verleugnung seines preußischen Unterthanenverstandes gesagt habe, per nefas lesen müsse, wenn es per fas nicht gehe.

Was Matthias in Nr. 4 als erweislich, aber von Paulsen nicht genügend erwiesen bezeichnet, den Wert auch des Französischen (und m. m. des Englischen) „für formale Geisteserziehung", das holt er in möglichster Kürze bei Nr. 6 nach, wo wir nur, auch ehe uns die Verwischung mancher das Nachdenken herausfordernden Unterschiede durch den neuesten „orthographischen" Erlaß des französischen Unterrichtsministers bekannt war, nicht recht verstanden haben, daß „im Französischen die Verwendung des Particips einen weit schärferen Ausdruck angenommen habe als im Latein", S. 98.

In Nr. 6 werden auch schon die Schwächen und Gefahren des früheren Gymnasialunterrichts (Grammaticismus u. s. w.) kurz, aber scharf hervorgehoben, während Nr. 1 (Die Gymnasien und die öffentliche Meinung, 1888) und 2 (Die Masseneingabe für durchgreifende Schulreform, 1888) und besonders 3 (Über die Heidelberger Erklärung in betreff der humanistischen Gymnasien, 1889) zwar noch mehr konservativ und verteidigend gehalten sind, aber doch auch schon am Schluß des 3. den Kernsatz enthalten: „Zugeständnisse mag das G. immerhin denjenigen machen, die auf Vereinfachung seiner Organisation und seines Lehrverfahrens dringen, nur keine Zugeständnisse den Fanatikern der Nützlichkeit, die das allein für lernenswert halten, was im Geschäft, wo das Geld im Kasten springt, oder in der Unterhaltung des Salons, wo die leere Phrase klingt, zu gebrauchen ist."

Spielt hier wie an manchen früheren Stellen schon der Humor mit hinein, so sind Nr. 7 (Harmlose Plaudereien über die Berliner Schulkonferenz und über Schulreform: Köln. Zeitg., Jan. 1891) und 8 (Die neuen Lehrpläne, Lehraufgaben und Prüfungsordnungen für unsere höheren Schulen: Köln. Zeitg., Febr. 1892) damit geradezu durchwoben, wenn er oder richtiger die Ironie auch manchmal zunächst nur für den Fachmann erkennbar ist, z. B. S. 119, wo gar ernsthaft von einem „unter Führung eines Arztes gefaßten Beschlusse über die Methode und die bessere pädagogische Vorbildung der Lehrer" gesprochen wird. Kein Wunder „in der Zeit der Salon- und Parkettpädagogik"! S. 131. Solcher kräftigen Schlaglichter und Kernworte finden sich überhaupt hier noch mehr als sonst in dem Buche, während es hohlen Mode- und Schlagwörtern, auch denen aus der Lehrerwelt, möglichst aus dem Wege und manchmal scharf zu Leibe geht.

Wie aus dem I. Abschnitt von 7 („Die Segenswünsche von Tausenden von Müttern für die Mitglieder der Schulkonferenz. — Die Entlassungsprüfung der Zukunft. — Das Zeugnis für den einjährigen Dienst") ganz deutlich das schalkhafte Gesicht von Benjamins[1]) Vater herausschaut, so ist es eben auch sonst immer Matthias selbst, der spricht und schreibt, frisch, fromm, froh und frei nach allen Seiten hin. Vergl. gegenüber einem bekannten Vorwurfe gegen den Geschichtsunterricht S. 125: „Als das Geschlecht, das 1864, 1866 und 1870 ins Feld gezogen, in der Schule heranwuchs, durften die Lehrer nicht viel von Deutschlands Einheit und vom neuen deutschen Reiche sprechen, wenn sie nicht in den Ruf kommen wollten, als demokratische oder republikanische Jugendverführer angesehen zu werden", mit seinen noch freimütigeren Worten in den „Verhandlungen u. s. w." der Berliner Dezemberkonferenz [1891] S. 282.

Bekanntlich hat Matthias an dieser Konferenz hervorragenden Anteil genommen und so schon damals mitgeschafft „an dem sausenden Webstuhl der Zeit", der heute eben auch für die Schule über den früheren langsamen Handbetrieb hinausgekommen zu sein scheint. Dafür hat denn auch ein Stück des damaligen Gewebes wieder aufgetrennt werden müssen, nämlich die Abschlußprüfung, und richtig hat auch Matthias, wie S. 146 und noch mehr 133 zeigt, schon damals seiner Haltbarkeit nicht recht getraut. Den Progymnasien hingegen und ihresgleichen wird allem Anschein nach die entsprechende, aber für sie schon bisher mit weit mehr Kautelen und Ceremonien umgebene Prüfung bleiben, obgleich sie heute genau dieselben Lehrpläne und wohl ebenso tüchtige Lehrkräfte haben und anderseits auch für ihre Untersekundaner sowohl in Rücksicht ihres Alters wie der Störung des Unterrichtsganges diejenigen Bedenken obwalten, welche jüngst Dr. Beumer im Abgeordnetenhause so grell ausgemalt hat. Hoffentlich geben sie Matthias in seiner jetzigen Stellung Veranlassung, das Urteil, das er nach S. 134 noch im Jahre 1892 über die Progymnasien gehabt hat, zu verbessern und dann auch diese Schulen nach Platens goldenem Worte zu behandeln, das er S. 159, leider mit vollem Rechte, vielen Lehrern gegenüber ihren Schülern einschärft: Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend. Allerdings mögen ja früher manche jener Schulen eine Art Einjährigenfabriken gewesen sein.

Als tröstender Prophet geradezu in einer Zeit, wo manchen Stämmen Israels das Mene Tekel Upharsin an einer hohen Wand

1) Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter, von A. Matthias. 2. Aufl. München, Beck, 1898. Vergl. meine Besprechung in Ztschr. f. d. d. U., 13. Jhrgg. 771 flg.

geschrieben stand, hat sich Matthias erwiesen bezüglich des Fortbestandes der Realgymnasien und auch uns anderen in der „Zeit der Richter" verschiedenster Herkunft und Geltung den Mut neu zu beleben gesucht durch Bekämpfung von „allerhand Pessimismus unter uns" (Nr. 9, 1896).

Ihm vor allem, der selbst fast nur an Simultananstalten gewirkt und zuletzt bei seinem Übertritt ins rheinische Provinzial-Schulkollegium für die Leitung einer der größten die laute Anerkennung aller Konfessionen geerntet hat, stehen auch die Worte gut, welche er am Schlusse seines Aufsatzes über den Wert der höheren Simultanschulen (Nr. 10, 1883) aus dem Munde eines „angesehenen katholischen Schulmannes" herübergenommen hat. Wir glauben darin den damaligen Direktor des Essener Simultangymnasiums Dr. Edmund Vogt zu erkennen und bedauern nur, daß sich Matthias wohl gerade durch seine innigen Beziehungen zu dem leider zu früh verblichenen, aber trotz seiner nur kurzen Wirksamkeit als Provinzial-Schulrat der rheinpreußischen Schulwelt unvergeßlichen Manne, einem gentleman in jeder Beziehung, hat abhalten lassen, beim Abdruck dessen Namen zu veröffentlichen.

Dagegen ist es ein „überwundener Mann" — „Standpunkt" kann man leider noch nicht mit Wilhelmine Buchholtz sagen —, mit dem sich Matthias weiterhin beschäftigt, der „Pädobiologe" Preyer (Nr. 11, Naturforschung und Schule, 1888). Der Aufsatz ist in der Hauptsache gewissermaßen auch medizinisch, eine Sektion der gleichnamigen Broschüre, in welcher der „logische Harras" mit möglichster Sachunkenntnis Vorschriften für Inhalt und Methode des Gymnasialunterrichts zu geben die Kühnheit gehabt hat. Noch schärfer als in Nr. 2 wird hier gegenüber den bei Nr. 4 erwähnten mehr positiven Aufstellungen der Wert der Naturwissenschaften für sittliche Erziehung und allgemeine Bildung abgegrenzt.

An diese Skizze der Abteilung A „Allgemeine Schulfragen" schließen wir gleich C „Pädagogisches".

Nr. 23, „Ein Kapitel für sich", ist unseren Lesern aus dem Ergänzungsbande zur Ztschr. f. d. d. U., der zu Rudolf Hildebrands 70. Geburtstage herausgegeben worden ist, genügend bekannt. Nr. 24, „Kinder-Individualitäten und Kinderfehler" (hauptsächlich Eigensinn, Lüge und Dummheit), und Nr. 25, „Über Anlagen und Begabung" (in intellektueller und namentlich in ethischer Beziehung), nähern sich wieder nach Ton und Inhalt manchen Abschnitten des Buches vom kleinen Benjamin.

Auch die Abteilung D Vaterländisches umfaßt nur 3, und zwar kurze Stücke: Nr. 26 Der Wert politischer Parteikämpfe — eine eigenartige, geistvolle, aber für die Nation der querelles allemandes

vielleicht noch etwas verfrühte Erörterung, deren Grundgedanke Heraklits bekannter Spruch bildet: Der Kampf ist der Vater der Dinge; Nr. 27 Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I. und Nr. 28 Gedächtnisrede bei der Trauerfeier für den Fürsten Bismarck (in der Coblenzer Stadthalle am 26. März 1899), beides gehaltvolle Muster des genus medium dicendi.

Bleibt also noch das für diese Zeitschrift wichtigste Drittel des Buches: B Aus dem deutschen Unterricht, der, wie es im Vorwort heißt, von allen Seiten aus gutem Anstand mit ästhetisierendem und ethisierendem[1]) Lobe bedacht wird, aber thatsächlich die Pflege und Wertschätzung noch immer nicht genießt, die ihm neben seinen fremdländischen Schwestern gebührt. Ihm hat ja auch Matthias den größten Teil seiner vielseitigen litterarischen Thätigkeit gewidmet.

Bei Nr. 12, Die Stellung der Schule im Kampfe gegen „Sprachdummheiten" und „Sprachverwilderung", war es dem Referenten eine Genugthuung, daß Matthias im ganzen und in den meisten Einzelheiten zu denselben Ergebnissen gelangt ist wie er selbst in seiner Abhandlung „Heiteres und Weiteres aus der Wustmann-Litteratur" Ztschr. f. d. d. U. 1893 S. 293—355, und daß auch Matthias unter den vorausgegangenen Kritikern Wustmanns einen Journalisten, den Hauptleiter der Köln. Zeitg., Dr. Aug. Schmits, am höchsten gestellt hat. Freilich sein günstiges Urteil über Minors Broschüre „Allerhand Sprachgrobheiten" kann ich nach meinen bisher unangefochtenen Ausführungen (a. a. O. S. 316—37) über den Gebrauch von welcher und der, den Hauptteil jener Broschüre, nicht ohne starke Einschränkung unterschreiben.

Nr. 13, Deutsches Lesebuch in Prima oder nicht? gelangt zu dem Ergebnis: „Ein litterarhistorisches Lesebuch ist kein dringendes Bedürfnis; wo ein Lehrerkollegium nicht ohne dasselbe fertig werden kann, mag es gute Dienste leisten. Daß es seelenverderberisch wirke, ist wohl kaum anzunehmen. Ein rhetorisch-stilistisches (d. h. dessen Abschnitte zugleich als Muster für Aufsatz und Disposition dienen können), oder, sagen wir besser: ein philosophisches (d. h. ein solches, das den sonst so oft auf verwaschenes und verflüchtigendes Gerede hinauslaufenden philosophisch-propädeutischen Unterricht ersetzt und auch der Hodegetik dient) Lesebuch werden wir kaum entbehren können. Die Frage, wie ein solches philosophisches Lesebuch eingerichtet sein soll, ist noch nicht voll-

1) Das Ethos, das Ethische in der Schule und für die Schule ist dem Verf. auch da maßgebend, wo er ridendo dicit verum. Aber zuwider ist ihm das ewige Klingeln oder auch Läuten mit diesem Worte, zumal da, wo das Ethos ganz selbstverständlich ist. Vergl. die Ausführung S. 139 u. 140.

ständig gelöst." Einige dem Ziele nahekommende nennt Matthias und stellt treffliche Kanons auf für Propädeutik und Hodegetik. Schon deren Titel zeigen, daß er, sonst der geschworene Feind alles Verstiegenen, hier hohe Anforderungen an die Fassungsgabe der Schüler stellen will, damit sie nicht durch glatte und seichte Abhandlungen zu oberflächlichem Gerede verführt werden. Ob freilich die dort genannten, für ein Lesebuch doch meist nur bruchstückweise zu verwendenden Abhandlungen auch alle als Muster für den Schüleraufsatz selbst eines Primaners dienen könnten, das scheint uns nicht über allen Zweifel erhaben.

Nr. 14 schlägt vor, „allgemeine, freie, moralische Themen, die vielleicht fast immer ein Übel sein mögen, aber ein notwendiges Übel sind", so mit litterarischen zu verbinden, wie es Matthias an dem Beispiel zeigt: Inwieweit gilt der Spruch: „Es leitet dich auch die Natur zum Wahren, Guten, Schönen" von Goethes Liedern? Denselben Vorschlag hat Max Zöller in demselben Jahre Ztschr. f. d. Gw. 1889, S. 65 flg. gemacht. Seit der Zeit sind zu den im Vorwort meiner „Ausführl. Dispositionen und Musterentwürfe zu d. Auff." (Teubner 1890) aufgeführten bedingten oder unbedingten Verteidigern der allgemeinen Themen mir noch ziemlich viele begegnet, vor allem die 8. sächsische Direktoren-Konferenz, aber ich erinnere mich keiner weiteren Versuche oder Vorschläge in obigem Sinne. Wenn das nicht etwa bloß Zufall oder meine Schuld ist, so scheint die Sache doch ihre eigenen Schwierigkeiten für die Schüler befürchten zu lassen. Und wenn man von manchen der beim letzten Goethe-Jubiläum gedruckten Skizzen oder besser Konglomerate schließen darf, so dürften solche Aufsätze ja auch nicht jedem Lehrer so meisterhaft gelingen wie Matthias. An sich aber erscheint der Gedanke ansprechend und weiterer Versuche wert. Übrigens bringt Matthias selbst ein uns noch mehr zusagendes, nur kürzer behandeltes Beispiel unter Nr. 19, S. 331: Inwiefern läßt sich Goethes Wort: „Was man ist, das blieb man anderen schuldig" auf den Dichter selbst (besonders mit Rücksicht auf seine Knabenjahre) anwenden? Eine bessere Verwendung der (dort als private gedachten) Lektüre von Dichtung und Wahrheit läßt sich kaum denken.

In Nr. 15, Die Behandlung der Schuld und die erhebenden Eindrücke bei der Erklärung des Tragischen in der Schule erörtert Matthias in Anlehnung an Volkelt und A. Biese, wie man diese Eindrücke auch ohne „Schuldschnüffelei" erreichen könne. In dieser heikeln, übrigens auch von der Wissenschaft sogar für die antike Tragödie oder besser für manche antiken Tragödien noch nicht abgeschlossenen Frage hat jüngst Aly (Ztschr. f. d. Gw. 1900, Dezember-Heft) gerade für die Schule doch wieder eine rückläufige Bewegung vertreten; aber wo die früher nicht seltene „Splitterrichterei" bei der Schullektüre

von Tragödien noch heute vorkommen sollte, da könnte der fragliche Aufsatz doch heilsame Wirkung thun.

Nr. 16, Walther von der Vogelweide, eine wohlgelungene „Lehrprobe", wie „Litteratur(und Kultur)geschichte in Anlehnung an den Schriftsteller gelehrt werden kann und wie litteraturgeschichtliche Notizen nicht vor der Behandlung eines deutschen Klassikers als fertige Gedanken dem Schüler geboten werden müssen, sondern wie der Schüler das Stück Litteraturgeschichte, das ihm in diesem oder jenem vaterländischen Dichter vorgeführt wird, sich selber bilden kann."

Nr. 17 erklärt den Gedankengehalt und die Gestaltung der einzelnen Charaktere in Lessings Nathan, sowie daß Lessing gerade darum einen Juden zum Träger der werkthätigen Liebe gemacht hat, weil diese gerade ihm in seiner Religion weniger als den Christen vorgeschrieben war und anderseits das Judentum von Haus aus als die Religion des „auserwählten" Volkes „die stolzeste von allen Religionen", aber zur Zeit der Kreuzzüge am verachtetsten war.

Nr. 18 handelt in anregendster und sichtlich praktischer Weise über deutsche Schülervorträge in Prima, und zwar im Anschluß an Goethesche und Schillersche Gedichte, besonders die Gedankenlyrik und die kulturgeschichtlichen Gedichte; Nr. 19 über Lektüre deutscher Prosa in Prima (in Anknüpfung an Goethes Dichtung und Wahrheit, Buch I: privatim gelesen und dann in angesetzter Stunde besprochen).

In Nr. 20, Deutsches Christentum und griechisches Heidentum in Goethes Iphigenie, faßt Matthias die Heilung des Orest, wie er in einem besonderen Schriftchen (Die Heilung des Orest, 1887) ausgeführt hatte, als einen wesentlich religiösen Vorgang, eine Gnadenwirkung, als ein deshalb nicht in allen Einzelheiten erforschliches Geheimnis, „ohne den Vorwurf eines psychischen Wunders zu scheuen", wie er denn auch mit einer warmen Verteidigung von Goethes religiösem Gefühl schließt.

Nr. 21 und 22 schildern sehr lebendig Uhlands lyrische und epische Dichtungen mit engster Beziehung auf seine Heimat, sein Leben und seine Studien.

Von den sehr wenigen Versehen und Druckfehlern heben wir nur die Schreibung Epikuräer S. 393. 398. 454 und haben st. hat S. 116 Z. 6 v. u. hervor.

So dürfen wir wohl, auch ohne zu den im Vorwort erwähnten „Freunden im Westen unseres Vaterlandes, mit denen Verfasser in frischer und freimütiger Arbeit zum Besten unserer Schule und unserer Jugend zusammengewirkt hat", zu gehören, Herrn Geheimrat Matthias versichern, daß weit über deren ohnehin nicht kleinen Kreis hinaus seine

Gesammelten Aufsätze willkommene Aufnahme, ihren Lesern aber, besonders den Lehrern des Deutschen, daß sie darin Anregung, Belehrung und Genuß im reichsten Maße finden werden.

Boppard. **Karl Menge.**

Georg Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. (Mit 21 Bildnissen.) Berlin, G. Bondi, 1900. Preis 10 M., in Halbfrzbd. mit Goldschn. 12,50 M.[1])

Der Verfasser, dem wir außer einer Reihe streng wissenschaftlicher Veröffentlichungen auch eine vortreffliche „Geschichte der deutschen Universitäten" und eine leider viel zu wenig bekannte „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" verdanken, ist ein gescheiter, sachkundiger und grundehrlicher, deutschgesinnter Mann. Deshalb liest man seine Darstellung mit dem behaglichen Gefühl, einem zuverlässigen Führer zu folgen, und auch wo man sich vielleicht seiner Auffassung nicht anschließen mag, empfindet man doch den Gewinn, den das wohlbegründete und offene historisch-politische Bekenntnis eines so charaktervollen, feinsinnigen und klugen Mannes dem Leser bringt, und die Person des Verfassers wird einem wert. Kaufmann steht mit seinem Herzen und seiner Überzeugung auf der Seite des gemäßigten nationalen Liberalismus, und es war recht sehr an der Zeit, daß die Entwickelung unserer politischen Geschichte im vergangenen Jahrhundert wieder einmal von diesem Standpunkt aus betrachtet würde. Allzu lange schon sind die verdienstvollsten, jedenfalls selbstlosesten und ehrlichsten unter den Mitarbeitern am Ausbau des deutschen Staatswesens nicht nur im politischen Tagesleben, sondern auch in der Geschichtschreibung unbillig an die Wand gedrückt worden. Doch Kaufmann gehört ja nicht etwa unter die einseitigen Parteimänner, die für den Gegner nur leidenschaftliches Absprechen, für den politischen Gesinnungsgenossen nur überschätzendes Lobpreisen haben; vielmehr ist die ruhig abwägende Gerechtigkeit seiner Urteile besonders rühmenswert. Nur Eigennutz und eitle Hohlheit fertigt er mit gebührender Schärfe und Verachtung ab. Das Tüchtige, Mannhafte, die Persönlichkeit, die um der als recht erkannten Sache willen sich selber einsetzt, schildert er mit edler Wärme; und so wird er einem Lasker, ja einem Marx ebensowohl gerecht wie einem Bismarck oder Roon. Am freudigsten natürlich geht

1) Band IV des großen, prächtig ausgestatteten Sammelwerkes „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung", herausgegeben von Paul Schlenther, dessen frühere Bände ich in dieser Zeitschrift bereits angezeigt habe.

ihm das Herz auf, wo das persönlich Tüchtige sich mit dem wahrhaft Vaterländischen vereinigt; da hebt sich seine stets bewegte Rede zu belebterem Wellenschlag, aber auch da — das ist besonders köstlich — verirrt sie sich niemals zu prunkendem Pathos, dessen wir in den letzten Jahrzehnten schon zu viel über uns haben ergehen lassen.

Zu dem klaren Blick, der hohen Gesinnung und unbedingten Ehrlichkeit, die dem wahren Geschichtsforscher eigen sind, treten nun aber bei Kaufmann auch die Eigenschaften, die jenen zum Schriftsteller machen: die Fähigkeit, den ungeheuren Stoff zu wirksamen Gruppen zusammenzufassen, reine Umrisse zu zeichnen, den entworfenen Bildern die Farbe und Fülle des Lebens zu verleihen, und vor allem die Sicherheit des Künstlers, die in jedem einzelnen Falle das treffendste, anschaulichste Wort findet und über dem Einzelnen doch niemals den Blick aufs Ganze verliert. Höhepunkte des Buches bezeichnen die „Einleitung" (Deutschland in der tiefsten Erniedrigung), das sechste Kapitel („Die Reaktion von 1850 bis 1858") und das zehnte („Kaiser und Reich") mit der wundervollen Schilderung Wilhelms I., des „alten guten, lieben und doch allezeit hohen Herrn", und der nicht minder gelungenen Bismarcks, dessen Charakteristik in folgenden Schlußsätzen (die zugleich als Probe von Kaufmanns Stil hier stehen mögen) zusammengefaßt wird: „Wer Bismarck verstehen will, der darf nie versuchen, ihn von den harten und scharfen Zügen seines Wesens zu lösen und von all den Gaben des Erdgeistes, die ihm zugleich mitgegeben waren neben den im idealen Glanze leuchtenden Gaben, deren Zauber sich auch die Gegner nicht leicht zu entziehen vermochten. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! Das ist der Spruch, der über seinem Leben steht: 'Wenn mir der Himmel seine Legionen weigert, so biete ich die Hölle auf'. Er hat die Reptile bis in ihre Höhlen verfolgt, wie er einmal von der welfischen Presse und Agitation sagte, aber er hat sie auch dressiert für seinen Dienst und gelegentlich 'die ganze Meute' losgelassen; er hat gegen Österreich wie gegen Frankreich die Revolution aufbieten wollen, sobald es nötig schien; er hat mit Lasalle sicher nicht bloß um seiner geistreichen Unterhaltung willen Beziehungen gepflogen und bei der Entscheidung für das allgemeine Wahlrecht gewiß auch dem Gefühle Einfluß gestattet, daß es gelte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Ungenierter noch nutzte er die Mittel und Werkzeuge der reaktionären Abteilung der politischen Unterwelt aus. Auch die Leidenschaftlichkeit seines Hasses, die schonungslose Art, mit der er jeden abschüttelte, der ihm nicht länger nützen konnte, und mit der er die Dinge immer nur so sah, wie es ihm nützlich war, erinnern an die Nachtseite des Lebens. Aber das alles ist nichts als Schlacken und Beiwerk, wie es die Erde

fordert mit ihrem Staube — der Kern seines Wesens war Licht und Kraft. Er ist durch das Leben gegangen mit hellem Auge und reichem Herzen, mit dem gewaltigen Willen, der die Berge versetzt, vor denen alle andern Halt machten, und Ströme des Hasses und des Zweifels wandelt in Ströme der Liebe und thatkräftiger Hoffnung, und endlich mit jenem Ahnungsvermögen des Genius, der im Dickicht den Weg findet. Wir alle gingen in die Irre, voll Sehnsucht nach einer Einigung des deutschen Vaterlandes, wir waren mit dieser Sehnsucht und mit unserer Arbeit die Träger der großen Entwickelung, wußten aber nicht viel anderes zu thun, als in festlichen Stunden unsere Gesinnung zu pflegen und einander dann zu versichern, daß wir die Verwirklichung unseres Traumes nicht mehr erleben würden. Da befreite Bismarck Schleswig-Holstein, wies Österreich aus dem Bunde und erbaute auf der Basis des Zollvereins und mit dem Gedanken der Frankfurter Kaiserpartei das Deutsche Reich." In diesem Sinne und in solcher Sprache ist das ganze Buch geschrieben. Es ist ein Buch voll Geist und Charakter, ein Werk gründlicher Forschung, heller Einsicht und wahrer Vaterlandsliebe, wie wir deren wenige besitzen. Wer es einmal gelesen hat, der wird es immer wieder gern zur Hand nehmen und immer wieder Belehrung und Erquickung daraus schöpfen. Der Geschichtslehrer kann es gar nicht entbehren; ich möchte aber auch, daß man es recht vielen Primanern und Studenten zu lesen gäbe. Herz und Geist würden sicherlich bessere Nahrung darin finden als in jenen Geschichtsbüchern im Hurra-Stil, die den verständigen Leser nur verstimmen. Wollte Gott, die Gesinnung, die das Buch durchweht, dränge auch in die weiteren Kreise des deutschen Volkes! Es wäre ein Segen für Kaiser und Reich, und unsere Jungen könnten wirklich mit Recht singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Bautzen. **G. Klee.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 15. Jahrgang Nr. 12. Dezember 1900. Anleitung zur Bezeichnung des Satztones. Von Dr. W. Reichel. — Snobs. Von Prof. Dr. Herm. Dunger. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

—— 16. Jahrgang Nr. 1. Januar 1901. Die Bekämpfung der Fremdwörter durch die Volksschule. Von Rektor Richard Wiener. — Deutsche Geheimsprachen. Von Prof. Dr. Friedrich Kluge. — Kleine Mitteilungen.

The Modern Language Quarterly. Vol. III. July 1900, Nr. I. Karl Breul, Karl Adolf Buchheim. Mit Portrait.

Modern Language Notes. Vol. XV. Dezember 1900, Nr. 8. Veit Valentin, Die Antecedentien der Helena in Goethes Faust.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. Jahrgang I. Heft 3. Inhalt: Westerzgebirgisch und Südostthüringisch. WE und SOTh. Mundartstudie aus dem Herzen des deutschen Sprachgebietes von E. Gerbet. — Volkstümliche Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg von Oskar Weise. — Zur Geschichte des j von Wilhelm Horn. — Zur Statistik der Fremdwörter im Deutschen von Philipp Lenz. — 7 Sätze über Sprachbewegung von Karl Haag. — Lautbestand der Wiener Mundart von Theodor Gartner. — Wortdeutungen von Eduard Schwyzer. — Ein Zeugnis für å aus mhd. ei im Nordosten des hochalemannischen Gebietes von Eduard Schwyzer. — Kinder- und Buhlerlieder (Schnadahüpfln) aus Deutsch-Gießhübl bei Iglau von Josef Stibitz. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten von Wilhelm Unseld (Fortsetzung). — Texte in alemannischer Mundart von Otto Heilig (Fortsetzung). — Zur Mundart der „Sieben Gemeinden" von Th. von Grienberger. — Zur zimbrischen Mundart von Otto Heilig. — Die hebräischen Fremdwörter der Rappenauer Mundart von Othmar Meisinger

Neu erschienene Bücher.

Martin Greif, General York. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten (Schulausgabe). Leipzig, 1900. C. F. Amelang. 88 S. Preis 75 Pf.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., herausgegeben von Karl Herm. Prahl. Leipzig, 1900. Wilh. Engelmann. 348 S. Preis 7 M.

Dr. E. Barbeys Lehr- und Übungsbuch der Deutschen Sprache. 3. Aufl. von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig, 1900. B. G. Teubner. 180 S.

Friedr. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. 23. (der neuen Folge 6.) Auflage von Dr. Konr. Duden. München, 1901. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 222 S. Preis 2 M.

Dr. Hugo Gruber, Pädagogische Irrtümer in Schule und Haus. Essen, 1900. G. D. Baedeker. 72 S. Preis 1 M. 20 Pf.

Dr. Rud. Schlößer, Rameaus Neffe. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, XV. Berlin, 1900. Alex. Duncker. 292 S. Preis 7 M. 20 Pf.

Dr. Heinr. May, Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, XVI. Berlin, 1900. Alex. Duncker. 130 S. Preis 3 M. 30 Pf.

Dr. Stephan Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, XVII. Berlin, 1900. Alex. Duncker. 133 S. Preis 3 M. 40 Pf.

Dr. Adolf Matthias, Aus Schule, Unterricht und Erziehung. München, 1901. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 476 S. Preis 8 M.

Dr. Gustav Baumann, Die klassische Bildung der deutschen Jugend. Berlin, 1900. Otto Salle. 53 S. Preis 1 M.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 421.

Deutsche National-Denkmäler.

Rede gehalten zur Sedanfeier am 1. September 1900.

Von Dr. **Edmund Bassenge** in Dresden.

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe!“

So klang am 3. September 1870 des Dichters begeistertes Lied durch alle Gaue des deutschen Landes, feiernd die That, die als des unvergleichlichen Siegeslaufes der deutschen Waffen herrliche Krönung und ruhmvolles Ende erschien; feiernd das Band, das Blut und Eisen im Donner der männermordenden Feldschlacht um all' die Stämme der Deutschen geschmiedet, will's Gott, für die Ewigkeit; feiernd und preisend die wunderbare Gnade des Herrn im ewigen Himmel, der nach den langen Zeiten der Trauer und Schmach so Großes an uns gethan. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ „Ehre sei Gott in der Höhe!“ So dürfen, so sollen wir auch heute wieder rufen, nachdem uns drei Jahrzehnte köstlichen Friedens beschieden gewesen sind seit jenem ewig denkwürdigen Feldzug, der nach dem Willen unsres Feindes zur Vernichtung des deutschen Volkes führen sollte, nach Gottes Willen aber zur Errichtung des Deutschen Reiches geführt hat. Der Erinnerung gilt unsre heutige Feier; aber nicht in Freude und Jubel, nicht in Festgeläut und Triumphgesang bestehe sie: es ist ernste Zeit! Zum ersten Male seit dreißig Jahren hat das deutsche Schwert die bergende Scheide verlassen, zum ersten Male ist des jungen Reiches treffliche Marine hinausgezogen in schweren Kampf, und zu den Grabhügeln auf Frankreichs blutgetränkten Feldern hat sich schon mancher im fernen Osten Asiens gesellt. Die höchste Ehre aber denen, die unter diesen Hügeln ruhn! Es sind die besten Söhne unsres Volkes! Freudig sind sie hinausgezogen, durchdrungen von allem, was unsre Nation Edles besitzt und was sie so groß gemacht hat, und gleich dem auf dem Felde von Sedan wird der Stein auf ihrem Grabe am Gestade des Gelben Meeres für uns und unsre Nachkommen ein Nationaldenkmal sein, das noch in spätester Zeit zu allen Deutschen davon reden möge, was ihrer Ahnen Kraft und Größe war.

Denn eine Sprache hat auch der Stein, und oft ist sie erhabener und herzbewegender als Menschenwort. Viele solcher ehrwürdigen Steine stehen ragend in deutschen Landen, Standbilder und Bauwerke so gut wie schlichte Grabmäler, Herolde deutschen Ruhms und deutscher Herrlichkeit. Wohlan, machen wir uns drum auf, im Geiste zu dieser stolzen Reihe deutscher Nationaldenkmäler zu pilgern, um sinnenden Gemüts ihrer weihevollen Sprache zu lauschen! Das mag Gewinn werden nicht nur für uns, sondern für das Vaterland, nicht nur für heute, sondern für alle Zeit!

Wer immer nur die Straßen der großen Städte durchschreitet, der wird die gewaltigsten Nationaldenkmäler Deutschlands nicht alle schauen. Wenn wir aber aus der Hauptstadt des Lippeschen Landes hinaufsteigen durch den Bergwald, den man den Teutoburger nennt, da leuchtet uns durch die Bäume ein vierundzwanzig Fuß hohes, blankes Schwert entgegen, und wenn wir droben stehen auf dem Teutberge, da erhebt sich vor uns auf einem säulengetragenen Kuppelbau ein gewaltiges, wundervolles Erzstandbild, eine jugendschöne, kraftstrotzende Gestalt mit der altgermanischen Brünne, im Flügelhelm, die Linke auf den Schild gelegt, in der hocherhobenen Rechten das blitzende Schwert. Wir kennen ihn, ja: das ist der Cheruskerheld, der einst in dieses Waldes dunkeln Thälern die römischen Legionen vernichtete und seinem deutschen Vaterlande die Freiheit vom römischen Joche erhielt: das ist Armin! Seine unsterbliche That ist für die ganze Entwicklung germanischer Volksgeschichte entscheidend gewesen, und alle germanischen Stämme haben ihm das zu danken. Wie aber ist dieser glänzende Sieg über die stolzen Waffen der mächtigen Römer möglich geworden? Das lehrt uns die Inschrift auf dem Schwerte dieses herrlichen Standbildes, und das ist die Sprache dieses Denkmals; sie lautet:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke, —
Meine Stärke Deutschlands Macht!"

Siebenunddreißig Jahre ist an dem erhabenen Denkmal gearbeitet worden, bis am 16. August 1875 in Gegenwart des ersten Kaisers des geeinten Deutschen Reiches und der Vertreter aller deutschen Stämme die Hülle davon fiel, um jene That Armins sichtbar zu preisen und seine Mahnung hinauszurufen in alle Welt. Denke daran, du deutsches Volk!

Und daß es daran gedacht hat, als es an der Zeit war, des zum Zeichen steht ein anderes Denkmal auf einem andern Walde. Wer von Koblenz her den grünen Rhein herauffährt, den grüßt schon von weitem aus lichter Höhe das stolzeste und schönste aller deutschen Denkmäler, Germania vom Niederwald. Am Rheine steht sie, am deutschen Rheine, an dessen siegreiche Verteidigung gegen feindliche Eroberungslust

sie uns und spätere Geschlechter erinnern soll, und aus eroberter Geschützbronze ist sie nach des Kaisers Bestimmung gegossen, kriegerische Werkzeuge in ein Denkmal des Friedens verwandelnd. Es ist das größte und edelste Werk des Dresdner Meisters, den wir mit Stolz den unsern nennen, Johannes Schillings. Wem hätte sie nicht das Herz aufs tiefste ergriffen, der sie gesehen da oben, wie sie von lichter Bergeshöhe die schönen, gesegneten Fluren überschaut, gestützt auf das lorbeerumrankte Schwert, in der Rechten die Kaiserkrone hoch emporhaltend, das Symbol der in heiligem Kampfe für den heimischen Herd wiedergefundenen Einigkeit aller Deutschen! Wie herrlich zeigt schon ihr Standort am Rheine, wo Nord und Süd sich berühren, diese Vereinigung an! Wie schön kommt sie auch zum Ausdruck in den Gestalten des Vater Rhein und der lieblichen Mosel, die nach dem siegreichen Kampfe von jenem wieder das Wachthorn übernimmt! O sie könnte gar Gewaltiges erzählen, diese hehre Germania, und stundenlang kann tiefbewegten Herzens lauschen, wer ihr zu Füßen sitzt. Und redet sie denn nicht eine deutliche Sprache auch in den schlichten Worten, die wir an ihrem Sockel lesen: „Zum Andenken an die einmütige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches“ und in dem herrlichen, ebenfalls daran zu lesenden Liede, das in dem Treuschwur ausklingt: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“? Es ist eine Sitte der strenggläubigen Mohammedaner, daß jeder einmal in seinem Leben eine Wallfahrt macht nach Mekka zu dem Heiligtum der Kaaba; o möchte so jeder Deutsche einmal nach dem Niederwald pilgern, um das beste Gut seines Vaterlandes gleichsam verkörpert vor Augen zu sehen! Wer es gesehen, dem wird das wundervolle Bild unvergeßlich bleiben. Wird es auch die Sprache dieses Bildes? — Denke daran, du deutsches Volk! —

Vorüber ist die Zeit der großen Helden, die uns das neue Reich auf dem Schlachtfelde errungen, die die Welt in staunende Bewunderung versetzt durch ihre glänzenden Thaten, vorüber Deutschlands Heldenzeit. Nicht ununterbrochen kann die Natur eine gleiche Fülle bedeutender Menschen erzeugen, nicht ewig kann ein so ungewöhnlich begeisterter Aufschwung einer ganzen Nation anhalten, und wie in den Wogen des Meeres der Flut die Ebbe folgt, so ist auch für uns nun eine Epigonenzeit angebrochen, und viele der großen Helden schlummern schon längst in der kühlen Erde. Da ruht nun auch der alte Kaiser aus von seiner Arbeit, denn seine irdische Sendung ist erfüllt: er braucht nicht mehr mit halboffnem Auge auf dem Stuhle von Elfenbein am marmelsteinernen Tische drunten im Kyffhäuser verzaubert zu sitzen, nicht mehr zu lauschen auf den Flug der Raben. Aus der roten Feuersglut seines

Bartes haben die Jahrhunderte ein ehrwürdiges Weiß gemacht, leer ist das unterirdische Schloß, und friedlich schlummert der Heldengreis in der stillen Kaisergruft. Aber das Volk hat ihn nicht vergessen: hat er ihm doch wiedergebracht des Reiches Herrlichkeit! Und wie er uns im treuen Gedächtnis steht, die wir ihn selber schauen durften, so wollen wir ihn der Nachwelt erhalten, der er in mythischer Größe erscheinen wird, so steht er nun in seiner Hauptstadt in ebenso übermenschlicher Größe: da mögen Stein und Erz von ihm zu Kindern und Enkeln reden! Das, mögen sie sagen, das ist der Mann, der wieder zuerst die Kaiserkrone getragen über Nord und Süd, über Ost und West, daß freudiger Stolz uns erfüllt, wenn man uns fragt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und wir mit jubelndem Herzen antworten dürfen: „Das ganze Deutschland ist's!"

Und dort zu Worms am Rheine, da steht ein anderer, der uns ein anderes altes Reich von neuem gegeben, nicht ein politisches, sondern jenes, von dem der Herr gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Dort zu Worms steht der Mann, der erst in dunkler Klosterzelle das Buch der Bücher las, der es später im kleinen Wartburgstübchen in sein geliebtes Deutsch übersetzte und dann hinuntertrug mitten ins Volk: „Da hast du es wieder, dein seliges, heiliges Evangelium!" Ja, das war eine nationale Großthat, die größte, auf die der Deutsche stolz sein darf, und ein nationales Denkmal ist es, das dort zu Worms am Rheine steht, wo Luther gerufen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!", jenes Wort der heiligsten Überzeugung; dort steht das Denkmal, als wolle es sühnen, daß von dort aus die Reichsacht über Luther erging von einem fremden Kaiser, der ihn so wenig als sein Volk verstand. Aber der schlichte Mönch im Kloster zu Erfurt, der verstand sein Volk, der begriff sein dunkles Sehnen und Fragen und gab ihm die richtige Antwort: daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben! Da war sie vorbei, die finstre Nacht, die Jahrhunderte hindurch auf den Herzen gelegen, und aus ihrer eignen unergründlichen Tiefe hatte die Seele des Volkes das verlorene Kleinod seiner Heilsgewißheit wieder emporgehoben ans Tageslicht, so daß nun geendet war alle Seelennot und alle Furcht vor dem höllischen Fegefeuer und alle, die sich zu ihrem Heiland und seinem Evangelium bekannten, singen durften mit jubelnder Brust: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Am 25. Juni 1868, am Jahrestage der Überreichung der Augsburgischen Konfession, wurde dem Sänger dieses unsterblichen Liedes das Denkmal zu Worms enthüllt; das redet fürwahr dieselbe gewaltige Sprache wie jenes Lied, und auch das hat ein Dresdner Meister geschaffen: Ernst Rietschel. Da steht in der Mitte auf hocherhobenem Sockel Martin Luther selbst, der große Reformator, und an den vier Ecken der ganzen

Gruppe seine fürstlichen und seine geistlichen Genossen und Helfer: Friedrich der Weise und Philipp der Großmütige, Philipp Melanchthon und Johannes Reuchlin. Da sehen wir auch die reformatorischen Geister anderer Nationen: Petrus Waldus und John Wiclef, Johann Huß und Savonarola. Und wer sind dort die weiblichen Gestalten? Das sind die großen Städte der Reformationsgeschichte: hier Speier, die Geburtsstadt des Protestantismus, da das trauernde Magdeburg, die Märtyrerin des Evangeliums, und endlich dort Augsburg mit der Friedenspalme in der Hand, die Siegesstadt des Luthertums. Wahrlich, das ist nicht toter Stein, das sind lebendige Gestalten, die laut zu uns reden, die uns mahnen: „Halte, was du hast!" Und hören wir sie, bleiben wir fest und treu, dann werden wir fühlen die Wahrheit dessen, was der in der Mitte dort zu uns spricht: „Das Reich muß uns doch bleiben!"

Und aus desselben Meisters Hand war schon elf Jahre zuvor ein Denkmal zweier anderen Reformatoren hervorgegangen und aufgestellt worden in der Stadt, die dereinst nicht in politischer, sondern in idealer Beziehung, im Reiche der Geister die Hauptstadt unseres Vaterlandes gewesen ist. Zu Weimar stehen auf einem Sockel, die Hand an einem Lorbeerkranze haltend, zwei allen wohlbekannte, von allen gleich verehrte Gestalten; oder wer kennte sie nicht, die klassisch-schönen und gedankenreichen, edlen Züge unsrer beiden Dichterfürsten Schiller und Goethe! Wahrlich, die sind ein Gut unsrer ganzen Nation, ja ein Schatz der gesamten Menschheit, höher und herrlicher als das Gold Kaliforniens und die Diamanten Afrikas und Indiens. Köstlicher und reicher liegen nirgends die Edelsteine, als in den unsterblichen Werken dieser gottbegnadeten Könige der Poesie. Wer hat in so wundervollen Versen von so erhabener Bedeutung des Menschen Wesen und Schicksal besungen wie Goethe? Wer hat mit so begeistert idealem Sinne, mit so göttlicher Kraft so mächtig und so innig zugleich in die Seele des Volkes gegriffen wie Schiller? Wieviele auch nach ihnen das Flügelroß bestiegen, mit diesen beiden verglichen, ist's uns, als hätten sie alle das wunderbare Reich der Poesie nur von ferne geschaut, und darum können wir nicht oft genug zu diesen beiden zurückkehren, um aus ihren goldenen Bechern am parnassischen Quell uns zu laben. Und wie verschieden sie auch im einzelnen sind — wie dort zu Weimar des Künstlers Hand sie gebildet, so standen sie auch im Leben auf einem Grunde, und gemeinsam wie der Lorbeerkranz, den sie dort halten, war auch ihr Wirken und ist ihr Ruhm. Denn nimmer wird das deutsche Volk seinen Schiller von seinem Goethe trennen, und dankbar wird es stets beim Anblicke jenes Lorbeerkranzes des Ruhms gedenken, den diese beiden großen Geister ihm im Kreise der Völker erworben.

Die bisher genannten Denkmäler sind, wenn auch nicht immer das Werk eines Mannes, doch das Werk eines Menschenalters gewesen. Aber wir haben auch Denkmäler der deutschen Nation, an denen viele Generationen gearbeitet haben, und in Rücksicht hierauf ist das größte von allen jenes gewaltige Bauwerk, an dem mehr als sechs Jahrhunderte rüstig geschaffen und dessen herrliche Formen sich spiegeln in den Fluten des deutschesten unserer Ströme. Aus weiter Ferne schon grüßt es den Fremden, hoch aufragend über den Häusern der volkreichen Stadt mit den zwei prachtvollen Türmen: das ist der Dom zu Köln. Ja, auch dieses stolze Bauwerk ist ein erhabenes nationales Denkmal, das das deutsche Volk sich selbst, seinem Glauben und seiner Kunst gesetzt hat: es ist das bedeutendste moderne Werk gotischen Stils, das heute sich in unserm Vaterlande findet, und ehrfurchtsvoll schauen wir hinauf an dem stolzen Riesenbau, der die Höhe der Pyramiden erreicht, ehrfurchtsvoll treten wir hinein in die erstaunlich hoch gewölbten, in weihevoller Stille ruhenden, heiligen Hallen des größten und schönsten von allen Gotteshäusern im deutschen Lande. Es war am 14. August 1248, als man den Grundstein dieses herrlichen Gebäudes in die Erde senkte, eine Zeit, zu der noch Friedrich II. der Hohenstaufe die deutsche Kaiserkrone trug. Fast genau 200 Jahre später, 1447, war der Bau soweit fortgeschritten, daß der südliche Turm die Glocken aufnehmen konnte. Dann geriet das Werk ins Stocken, und es wurde zweifelhaft, ob es je vollendet werden könnte, wie der ursprüngliche Plan es zeigt. Die wechselnden, oft sehr traurigen Geschicke unseres Vaterlandes gingen auch an dem Dome zu Köln nicht spurlos vorüber, ja 1796, in der schrecklichen Zeit, da aus dem Blutbade der französischen Revolution der Völkerknechter Napoleon hervorging, wurde das hohe Gotteshaus von den Franzosen zum Fouragemagazin erniedrigt. Die Stunde der Vergeltung dafür sollte nicht ausbleiben! Es gelang dem Einflusse rühriger Männer, den edlen Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. für die Vollendung des großen Werkes zu begeistern, und nachdem dieser das Gebäude durch Schinkel hatte untersuchen lassen, wurde 1841 der Dombauverein gegründet und im Jahre darauf der Fortbau begonnen, den seit 1863 die mehrfach wiederholte Dombaulotterie wesentlich förderte. Und als nun 1870 all die alte Schmach in den herrlichsten Siegen getilgt war, da ward zu den alten Glocken im Kölner Dome die neue, aus eroberten französischen Kanonen gegossene „Kaiserglocke" aufgehängt. So hatte dieses Denkmal eine weithin vernehmbare, mächtige Stimme erhalten. Am 15. Oktober 1880 wurde die Vollendung des ganzen, gewaltigen Werkes gefeiert, und auch diese Feier vollzog sich in Gegenwart des Deutschen Kaisers und vieler deutschen Fürsten. Viele Tausende haben im Verlauf der Jahrhunderte dazu mit Hand angelegt, der

Schöpfer des Ganzen aber ist der Dombaumeister Gerhard von Rile. Er hat es nur gedacht, wir schauen es selbst, das erhabene Werk, und freuen uns seiner. Katholiken und Protestanten versammeln sich hier zu gemeinsamer Andacht, gleich teuer ist allen die heilige Stätte, und weithin über die Lande verkündet der eherne Mund der gewaltigen Glocken Frieden und Eintracht, und uns ist es, als hörten wir's tönen: „An einen Gott nur glauben wir!"

Und was ist das dort in der engen Gasse zu Nürnberg hinter dem einfachen Thorbogen mit der stolzen Inschrift: „Eigentum des deutschen Volkes"? Ist das nicht auch ein deutsches Nationaldenkmal? Ja, auf diesen Ehrentitel hat gewiß eine Anstalt Anspruch, die gegründet und bestimmt ist, „die Kenntnis der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, namentlich die bedeutsamen Denkmale der deutschen Geschichte, Kunst und Litteratur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern". Diese Anstalt aber ist das von dem Freiherrn Hans von und zu Aufseß 1851 gegründete Germanische Nationalmuseum, und es war zu Dresden, wo im August 1852 die Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher diese Anstalt für eine nationale erklärte und den Regierungen, sowie dem Volke zur Unterstützung empfahl. Dieser bedeutsame und weittragende Beschluß war vor allem dem der Versammlung vorsitzenden Prinzen Johann von Sachsen zu danken, und so darf Sachsen sich rühmen, einen hervorragenden Anteil an dem Zustandekommen dieses nationalen Werkes zu haben, zu dessen erstem Direktor man seinen Begründer, den Freiherrn von Aufseß, wählte. Die Sammlung war anfangs so klein, daß sie im Turme des Tiergärtnerthors untergebracht werden konnte; aber schon nach vier Jahren hatte sie sich durch die Fürsorge der Regierungen und die reichlich zufließenden freiwilligen Beiträge des Publikums so ansehnlich vermehrt, daß sie in das gotische Kartäuserkloster übersiedeln mußte, in dem sie sich noch heute befindet. Ihr Wachstum aber war so groß, daß alsbald das daneben in Trümmern liegende alte Augustinerkloster als Anbau wieder aufgerichtet werden mußte, und heute verdient die großartige, alle Zweige des deutschen Kulturlebens umfassende, in manchen Partien geradezu glänzende Sammlung in der That den Namen eines Nationalmuseums ersten Ranges. Es ist nicht nur für den Historiker, sondern für jeden Deutschen ein erhabener Genuß, diese einfachen, aber durch ihren Inhalt so verehrungswürdigen Räume zu durchschreiten und das Gefühl zu empfinden, als ob die begrabenen Jahrhunderte, von denen uns sonst nur die Bücher melden, lebendig an unserm Auge vorüberzögen. Da erschließt sich uns germanische Kraft, Gemütstiefe und Verstandesgröße, daß wir Achtung ge-

winnen für unsere Vorfahren und lieben lernen das Land, das wir mit gerechtem Stolze unser Vaterland nennen. Das erweckt in der Brust uns begeistertes Hochgefühl und läßt uns als wahr empfinden, was wir singen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Wie glücklich sind wir, daß wir heute mit vollem Rechte so singen dürfen! Es gab auch Zeiten, wo Deutschland, zerrissen in, wie es schien, unheilbarem Hader, das elendeste und unglücklichste aller Länder war, die Gottes Sonne beschien, wo es zertreten lag unter dem Hufschlag aller civilisierten und barbarischen Stämme Europas, ein Kampfplatz aller gegen alle, eine Plünderungs- und Brandstatt dreißig entsetzliche Jahre lang! Da sanken ganze Generationen ins Grab mit der gräßlichen Verzweiflung im Herzen, daß aus den Ruinen, die dieser jammervolle Krieg geschaffen, nie wieder neues Leben blühen werde. Und wenn damals unser Vaterland nicht völlig von den Geiergriffen der Jünger Loyolas erwürgt ward, wenn ihm noch eine bessere Zukunft bevorstand als dem beklagenswerten Reiche, in dem damals die Sonne nicht unterging, so hat daran ein großes Verdienst auch ein Held, dessen das deutsche Volk immerdar dankbar gedenken wird, wenn seine Wiege auch auf fremdem Boden stand. Wer wie er selber einst von Nürnberg durch Franken und Thüringen nordwärts zieht und in die weite Ebene tritt, die zwischen Saale und Elster sich öffnet, der sieht unfern von Lützen dicht am Waldesrande ein kapellenartiges Bauwerk, von dessen Spitze ihm ein Kreuz entgegenleuchtet und unter dem ein unbehauener Feldstein liegt; die Leute nennen ihn den Schwedenstein; es stehen nur zwei Buchstaben und eine Jahreszahl darauf: G. A. 1632. Das ist die Stelle, wo der edle Schwedenkönig Gustav Adolf, der Retter des deutschen Protestantismus, sein kaum erst 38jähriges Heldenleben als Sieger auf dem Schlachtfeld endete. Wenn es auch sicher ist, daß ihn neben den religiösen auch politische Ziele in den Krieg wider Habsburg führten — daß er deutscher Kaiser habe werden wollen, ist eine thörichte Erfindung —, so ist doch ebenso zweifellos, daß er sein Schwert in erster Linie für die Erhaltung des Protestantismus in Deutschland zog und daß seine Erscheinung in der Geschichte seiner Zeitgenossen mit edler Hoheit darthat, daß es noch Höheres gebe als die Güter dieser Welt und die Herrschaft auf den morschen Thronen dieser vergänglichen Erde, ja daß er geradezu gewappnet erschien mit den herrlichen Worten seines Feldliedes: „Gott ist mit uns und wir mit Gott, den Sieg woll'n wir erlangen!" Dem von der schlimmsten spanisch-klerikalen Reaktion bedrohten deutschen Lande erschien der „Löwe aus Mitternacht" als ein wahrer Retter und Erlöser, und mit heiligerem Sinne ist nie ein Held in die Schrecken der Schlacht gezogen als er, der seine Leute vor dem ent-

scheidungsvollen Kampfe bei Lützen das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ anstimmen ließ, der ihnen selbst das schöne Lied gedichtet: „Verzage nicht, du Häuflein klein“ und der vor der Schlacht betete: „Jesu! hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ So hat er gestritten und seine heilige Überzeugung mit seinem Blute besiegelt und für die Freiheit des evangelischen Glaubens in deutschen Landen sein Leben gelassen. Darum ist auch der Schwedenstein für uns ein Nationaldenkmal, und mit den großen Geschicken unseres Volkes wird der Name Gustav Adolfs in ruhmvoller Verbindung bleiben für alle Zeit.

Und auf derselben weiten Ebene steht bei einer andern Stadt ein andrer Stein, der die Stelle bezeichnet, wo auch ein mächtiger Gebieter fiel, zwar nicht sein Leben beschließend, wohl aber die grausame Tyrannenherrschaft über die Welt, die ihm das Leben war, der Mann, mit dessen Namen die bittersten Thränen und die heftigsten Verwünschungen unsres von ihm bis aufs Blut gepeinigten Volkes verknüpft sind. Wer von Leipzig gen Südosten wandert, der trifft nicht weit von Probstheida dicht bei dem heutigen Südfriedhofe den Napoleonstein. Das ist die Stelle, von der aus der furchtbare Gebieter der Welt, den man mit Recht die Gottesgeißel der Neuzeit genannt hat, seine letzte große Schlacht auf deutschem Boden leitete. Es war der größte Kampf, in dem er je gestanden. Eine halbe Million betrug die Zahl der Krieger, die hier um die Entscheidung über die Geschicke einer Welt drei lange Tage miteinander rangen. In den letzten Tagen des August 1813 hatte Napoleon bei Dresden noch einmal seine Gegner überwunden; dann aber zogen sich die Heeresmassen der Verbündeten immer bedrohlicher um ihn zusammen, und als er am 18. Oktober vormittags 11 Uhr von jenem Platze aus, den heute der Stein bezeichnet, den Befehl zum Rückzuge gab, da war die Stunde der Vergeltung für all das namenlose, unbeschreibliche Leid und Elend, das er über Deutschland gebracht hatte, gekommen. Die Ostpreußen waren's, die zuerst die Thore von Leipzig erstürmten: das war die Rache für Tilsit! Und wenn auch 51000 Mann von den Verbündeten verwundet oder tot die Walstatt deckten, so durften doch die Sieger rühmen:

„Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand“ . . .
„Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.“

Ja, Deutschland war frei von Schmach und Not durch die unerhörteste Kraftanspannung und den überwältigendsten Opfermut seiner

Männer und Frauen, Greise und Kinder. Lernet daran, ihr Söhne und Enkel, und seid jede Stunde bereit wie jene, fürs Vaterland alles zu leisten, alles zu opfern!

„O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonne Strahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht."

Und ziehen wir nun mit den ersten Erstürmern der Thore Leipzigs nach ihrer nordischen Heimat, so grüßt uns an der Nogat eine der ältesten und stolzesten deutschen Burgen, die Marienburg, die Heimstätte, die sich der Deutsche Ritterorden im Jahre 1274 in dem damals noch heidnischen Preußenlande gründete, dessen Bevölkerung dem Christentum zu gewinnen er sich zum Ziele gesetzt hatte. Hier galt es den Kampf des Evangeliums gegen das Heidentum und zugleich den Kampf des Deutschtums gegen das Polentum. Hier ward das Kreuz das Zeichen, in dem den Deutschen der Sieg verheißen war. Aber der Kampf war schwer und führte auch hier wie stets bei unserm Volke erst durch Nacht zum Licht. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erlebte unter dem berühmten Hochmeister Winrich von Kniprode die herrliche Marienburg ihre Glanzzeit (1351—82). Aber in eben dieser Zeit festigte sich auch der Bund der Polen mit den Litauern gegen die verhaßten Deutschen, und schon 1410 erlag der Orden dem Ansturm der vereinten Gegner in der furchtbaren Schlacht bei Tannenberg. In diesem Jahre hielt sich zwar die Marienburg noch unter dem tapfern Heinrich von Plauen gegen die Übermacht der Belagerer, doch 1457 fiel auch sie in die Hände der Polen, und mit dem Frieden zu Thorn (1466) begann die ruhmloseste Zeit des Ordens und des Deutschtums im fernen Preußenlande. Doch sie sollte nicht lange dauern: noch war kein halbes Jahrhundert um, da stieg über jenem Ordenslande der Stern empor, der hundert Jahre früher auch Brandenburg aus einer Wüste zu einem Kulturstaate zu machen begonnen hatte, der Stern, der auch heute wieder der Civilisation im fernsten Osten leuchtend Bahn bricht: Hohenzollern! 1525 machte der neue Hochmeister Albrecht von Brandenburg, nachdem er das Luthertum angenommen, aus dem geistlichen Ordenslande ein weltliches Herzogtum Preußen, etwa hundert Jahre später (1618) ward dieses mit Brandenburg in Personalunion verbunden, dann (1660) befreite es der Große Kurfürst aus der unwürdigen polnischen Lehnsherrschaft, und am 18. Januar 1701 erglänzte zum ersten Male in Königsberg auf dem Haupte des Hohenzollern Friedrich III. die preußische

Königskrone. Und an dem gleichen Tage fügte dazu 170 Jahre später die Gnade des Allmächtigen auch noch die deutsche Kaiserkrone! Wahrlich, eine Entwicklung von überwältigender Größe, die wohl keiner von den Gründern der Marienburg geahnt hat. Halten wir sie fest im ehrenden Gedächtnis, halten wir sie fest mit starker That! Und hören wir, was die in unsrer Zeit in neuem Glanze hergestellte Burg uns lehrt: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut!"

Noch zwei Jahrhunderte älter als sie, allen Deutschen wohl am besten bekannt, ist eine andere, das Juwel unter Deutschlands Burgen: die Wartburg. Welch eine Fülle von Erinnerungen erwacht in unserm Gedächtnis, wenn man nur ihren Namen nennt! Kein Wunder, daß sie uns so lieb und wert ist, daß es auch den, der sie noch nie gesehen, mit magischer Gewalt nach ihrer waldigen Höhe, ihren altersgrauen Mauern, ihren Söllern und Sälen zieht. Sind doch deutsche Geschichte und Sage, Kunst und Wissenschaft, Religion und Politik aus alter und neuer Zeit durch tausend Fäden mit ihr verknüpft! In allen Perioden seit ihrem Bestehen hat sie an der realsten Wirklichkeit den lebendigsten Anteil gehabt, und dennoch schimmert von ihren Türmen ein Zauber der Poesie, als sei sie eben dieser „gemeinen Wirklichkeit der Dinge" zu allen Zeiten wie in ein fernes Wunderland entrückt gewesen. Und doch wieviele wohlbekannte Gesichter schauen aus ihren Fenstern uns an! Stehen sie wirklich droben im Palas und in der Kemenate, auf dem Bergfried und im Burghofe, im Ritterhause und im Sängersaal, oder spiegelt nur unsre Phantasie uns ihre hohen Gestalten und ihres Angesichts vertraute Züge vor? Hier Ludwig der Springer und Heinrich Raspe, Landgraf Hermann und die heilige Elisabeth, die Wettiner Albrecht der Entartete und Herzog Karl August; dort der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch und der uns wohlbekannte Junker Jörg — es ist kein Geringerer als der Reformator Martin Luther —; dort wieder Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen und der Zauberer Klingsor von Ungarland, der Tannhäuser, Frau Holda und der getreue Eckart; darüber schauen Goethe und Richard Wagner, Karl Simrock, Novalis und Moritz von Schwind herein, und draußen auf dem Burghof steht um einen großen Scheiterhaufen die deutsche Burschenschaft. Die Flammen sind erloschen, der Sänger Harfen längst verklungen; am Hörselberge aber ist's dem Wanderer, als hörte er noch immer singen „von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit", und aus der Wartburg stillen Bogenfenstern tönt es „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt".

Und diesen beiden Burgen reiht sich ein Denkmal einziger Art an, das vom nördlichsten Knie des Donaustroms gen Süden nach den Alpen

schaut, ein Tempel deutschen Ruhms und deutscher Größe, errichtet von König Ludwig I. von Bayern: die Walhalla. Nach des kunstsinnigen Herrschers Befehl wurde dort in der Nähe von Regensburg am 18. Oktober 1830 der Grundstein zu einem von Klenze nach dem Muster des Parthenons zu Athen entworfenen Tempelbau gelegt, der die Büsten der größten, um ihr Vaterland verdientesten Deutschen enthalten sollte. In herrlicher Gemeinschaft sind hier unsres Volkes bedeutendste Helden und berühmteste Männer und Frauen vereinigt, in Gruppen geteilt, zwischen denen Siegesgöttinnen stehen, die Rauchs Meisterhand geschaffen; von außen schmückte Schwanthaler den stattlichen Bau mit prachtvollen Giebelgruppen. Am 18. Oktober 1842 fand die Einweihung statt; in bedeutsamer Weise war dazu wieder wie bei der Grundsteinlegung der Tag der Leipziger Schlacht gewählt worden, ein weihevoller Gedenktag unsres Volks. 101 Büsten und Gedenktafeln befinden sich heute in diesem Ruhmestempel, und wer unter sie tritt, den erfaßt derselbe Eindruck, den der Gesandte des Pyrrhus vom römischen Senat empfing: es ist wie eine Versammlung von Königen. Wie sich der altnordische Germane Wotans Himmelshalle dachte, so umschließt auch dieser Tempel, der ja den Namen von jener entlehnt, die Besten unserer Nation und wirkt wie ein lebendiges Buch der Geschichte: der Anblick dieser Gestalten erfüllt uns mit Stolz auf den Ruhm und die Größe des deutschen Volkes; aber hören wir auch, was sie alle uns zurufen mit Donnerlaut: „Eifert uns nach, ihr spätern Geschlechter!"

Das ruft uns besonders der Eine zu, dessen wir heute mit Thränen der Wehmut, doch auch der Freude — „denn er war unser!" — und mit dem ewig erneuten Gelübde unaussprechlicher Liebe gedenken. Und das liebste aller unsrer Nationaldenkmäler wird ewig bleiben die schlichte Kapelle, die über seinem Grabe sich erhebt dort auf dem stillen Hügel zwischen des Sachsenwalds rauschenden Eichen. Bismarcks Grab! Das wird die Stätte sein, wo noch nach hundert, noch nach tausend Jahren deutsche Männer die Kraft sich holen werden zum rastlosen Kampfe gegen alle Feinde ihres großen, herrlichen Vaterlandes, wo sie sich weihen werden zu solchem Streit mit dem heil'gen Gelöbnis, im Dienst des Vaterlandes sich freudig zu verzehren wie er: „patriae inserviendo consumor!" — Bismarcks Grab! Das wird die Stätte sein, wo jeder Kleinmut schwindet, der an des Deutschen Reiches Zukunft zweifeln will, der nur mit Zittern und Zagen den Blick ins Dunkel kommender Jahrhunderte lenkt. Hier wird sich dieser Kleinmut wandeln in die freudige Zuversicht, daß der Lenker der Welt ein Gebäude, zu dessen Errichtung er einen Riesen gesendet, nicht stürzen lassen wird, als wär's Pygmäenwerk; daß er ein Volk, das seine allmächtige Hand wiederholt aus der Trübsal finsterster

Nacht emporgehoben zu leuchtender Herrlichkeit, ein Volk, dem seine Gnade einen Wilhelm, einen Bismarck und einen Moltke geschenkt hat zu einzigem Bunde, niemals verlassen wird, solang' es ihn nicht verläßt! — Bismarcks Grab! Das wird die Stätte sein, wo jeder Hader der Zwietracht erlischt, der am Wohle des Ganzen nagt wie ein schleichendes Gift und ach! so traurig oft Stahl gegen Stahl hat blitzen lassen, daß deutsches Blut von deutschen Schwertern floß. Hier werden Nord und Süd es fühlen: „ein einzig Volk von Brüdern"; hier wird sich Aug' in Auge tiefer senken, Hand um Hand sich fester schlingen und alle deutschen Herzen sich verstehn. Hier wird der Enkel Armins frei werden von Ausländerei und Parteiinteresse; denn aus des Sachsenwaldes stiller Gruft tönt eine Stimme, der die Welt gelauscht, mit heil'ger Mahnung ernstem Ton herauf: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Es ist derselbe Ton, der uns aus all diesen Denkmälern entgegenklingt, und wohl uns, wenn wir ihn bewahren im Herzensgrund; wohl unserm Vaterlande, wenn wir ihn bewähren in all unserm Denken und Thun! Dann sind diese Denkmäler nicht vergebens errichtet, dann sind sie nicht nur stummer Stein und totes Erz, sondern lebendige „Rufer im Streite" der Völker und Führer zu einer großen, schönen, der Vergangenheit und unsrer Ahnen würdigen Zukunft. Denn wir dürfen uns nur dann mit dem Bewußtsein erfüllen, dem edelsten und größten Volke anzugehören, wenn wir auch Ernst damit machen, die edelsten und größten Pflichten daraus für uns abzuleiten. Und dazu soll uns auch diese Stunde helfen, das soll der Segen dieser Feier sein. Aufs neue sollen wir uns inne werden der Größe unsrer Aufgaben, aufs neue uns stärken durch begeisterte Liebe zu unserm Vaterlande und mit des Dichters herrlichen Worten sprechen:

„Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo neu geschärft erglänzt
Das Heldenschwert der Väter und wo deutsche Hand
Noch beides weiß zu führen — Gott segne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du heil'ges, wohlauf im Morgenrot!
Für dein Banner gehn wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinsam weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land!"

Der Entwurf, betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst, und die deutsche Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Im 3. Hefte des Jahrganges 1900 unserer Zeitschrift haben wir gegen den § 23 des neuen Urheberrechtsgesetzes Stellung genommen, unter Hinweis darauf, daß durch die damals vorliegende Fassung dieses Paragraphen, nach der Änderungen an einzelnen Aufsätzen oder kleineren Teilen eines Schriftwerkes, die in Sammlungen zum Schulgebrauch aufgenommen werden, nur mit Zustimmung der betreffenden Autoren gestattet werden sollten, unsere ganze Lesebuchlitteratur, und damit unsere gesamte nationale, ästhetische und sprachliche Erziehung und Schulung schweren Schaden erleiden müßte.

Die vom Börsenverein deutscher Buchhändler unterstützten Vorstellungen der bedeutendsten deutschen Verleger von Schulbüchern fanden damals an maßgebender Stelle auch Beachtung, so daß der § 23, in dem nun vorliegenden neuen Entwurfe § 24, dahin abgeändert wurde, daß dem Bedürfnisse des Unterrichts durch Gestattung von Änderungen ohne weiteres Rechnung getragen wurde. Bei der Beratung des Entwurfes im Reichstage aber, die im Jannar d. J. stattfand, wurde gegen diese neue, dem Unterrichtsbedürfnis gerecht werdende Fassung von einigen Rednern so entschieden Stellung genommen, daß leider die zur Prüfung des Entwurfs niedergesetzte Reichstagskommission nunmehr beschlossen hat, die ältere Fassung des § 24 wiederherzustellen und die Zulassung von Änderungen in Lesebüchern wieder von der Genehmigung der Autoren abhängig zu machen.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß bei den betreffenden Mitgliedern des Reichstages ganz und gar falsche und verkehrte Anschauungen über die Abfassung eines Lesebuches herrschen, die sich freilich mit dem decken, was viele dem Schulleben fern Stehende fälschlich noch heute, trotzdem die Kenner eine ganz andere Auffassung über diese Fragen und die Bedeutung der Schullitteratur haben, über Schulbücher und pädagogische Thätigkeit wähnen. Einer der Redner, selbst ein früherer Schulmann, spricht schlechtweg von „Schulbücherfabrikanten", als ob eine höhere geistige Arbeit mit der Zusammenstellung eines Lesebuches gar nicht verbunden sei. Ein anderer bezeichnet die Verfasser von Lesebüchern überhaupt als Leute, die sich „absolut darauf capricieren, daß sie zu

ihren Schullesebüchern alles zusammenstehlen müssen". Ich will die Abfassung von Schulbüchern nicht zu weltumwälzenden Geistesthaten aufbauschen, aber gegen eine solche Behandlung einer wichtigen, ernsten und segensreichen Geistesarbeit, wie sie die Abfassung eines guten Lese- oder Schulbuches darstellt, muß ich doch aufs entschiedenste Verwahrung einlegen. Sicherlich haben gute Schulbücher, wie die Gesellschaft für Schulgeschichte schon heute nachgewiesen hat, zuweilen die Geistesrichtungen ganzer Perioden befruchtet und tiefer greifend bestimmt, als zahlreiche Bändchen von Gedichten und Romanen gewisser sogenannter produktiver oder selbstschaffender Geister, deren einst vielgerühmte Schöpfungen ein Hauch verweht hat und die, ohne eine tiefere Spur hinterlassen zu haben, sang- und klanglos aus der Welt verschwunden sind. Speziell zur Abfassung eines Lesebuches gehört eine solche Belesenheit, Litteraturkenntnis, eine solche Fülle von Geschmack, Sach- und Kunsturteil, Beherrschung der Sprach- und Kulturgeschichte und der stilistischen und poetischen Formen, eine solche tiefeindringende klare Anschauung von der Entwickelung der Kindesseele und ihren Bedürfnissen, daß die Schöpfung eines guten Lesebuches als eine achtunggebietende Geistesthat bezeichnet werden muß. Die Frage nach einem guten Lesebuche ist von so gewaltiger Bedeutung, daß sich an der Lösung dieses Problems von jeher auch große Gelehrte versucht haben. Ich erinnere nur an Männer wie Goedeke, dessen elf Bücher deutscher Dichtung sich geradezu klassischen Wert errungen haben, Wackernagel u. a.; ich weise nur darauf hin, daß der Geheime Hofrat Bernhard Suphan, der feinsinnige Schillerforscher Ludwig Bellermann und zahllose andere wahrhaft bedeutende und feinfühlige Gelehrte sich nicht für zu gut erachtet haben, Schullesebücher zu verfassen. Wer wird nicht gern eine Anthologie von Theodor Storm, Ferdinand Avenarius oder Karl Busse zur Hand nehmen und sich an dem köstlichen Künstlergeiste dieser Männer, wie er sich in der Auswahl und Gruppierung offenbart, nicht von Herzen erfreuen? Etwas mehr Sachverständnis und Sachkenntnis hätte man doch wohl bei den Reichstagsrednern voraussetzen können, da es doch heute jedem leicht möglich ist, sich auch über ein fernliegendes Gebiet, wie das der Lesebuchlitteratur ja gewiß für die Herren sein mag, einigermaßen wenigstens zu orientieren, ehe er mit blindem Eifer darauf losschlägt.

Die Herren würden dann auch erkannt haben, daß die Witze, die sie über Änderungen in Lesebüchern zum Besten gaben, doch schon ein so ehrwürdiges Alter erreicht haben, daß ein geschmackvoller Redner sie eigentlich heute nicht mehr gebrauchen sollte. Da wird von einem Redner z. B. folgendes zum Besten gegeben: „Man hat z. B. das schöne Volkslied:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat, [1])

bekanntlich so abgeändert, daß, damit die Jugend nicht verderbt werde, das „Liebchen" verschwunden und dafür der Onkel eingetreten ist. — (Heiterkeit.) Man hat das schöne Volkslied:

Kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
Hat ein'n Zettel im Schnabel,
Von der Liebsten einen Gruß

so abgeändert, daß statt der Liebsten die Mama gesetzt ist. — (Heiterkeit.) Gestrichen hat man bekanntlich in dem Liede „Heil Dir im Siegerkranz" den Vers:

Nicht Roß, nicht Reisige
Schützen die steile Höh',
Wo Fürsten stehn u. s. w.

Man hat natürlich gedacht: zu was soll die Jugend bereits derartige demokratische Gedanken bekommen? und hat infolgedessen diesen Vers gestrichen. — (Hört, hört! links.)

Heute ist mir erst wieder ein neues Beispiel, wie mit den Autorwerken umgegangen wird, zugekommen. Das schöne Gedicht von Johann Wolfgang Goethe: Über allen Gipfeln [2]) ist Ruh

ist in einer wirklich klassischen Weise in einem Liederbuche verhunzt worden. Der erste Vers [3]) ist vollständig geblieben, wie er ist; Goethe hat ja auch keinen weiteren dazu geschrieben. [4]) Nun geht es aber weiter:

Unter allen Monden ist Plag
Und alle Jahr und alle Tag
Jammerlaut!
— (Heiterkeit.) —

Das Laub verwelket im Walde,
Warte nur, balde,
Welkest auch du!
— (Große Heiterkeit.) —

Auch der dritte Vers ist frei erfunden, und am Schlusse heißt es dann: nach Johann Wolfgang Goethe von Johann Falk. — (Heiterkeit.) So, das heißt durch § 24, werden derartige Lächerlichkeiten, Verhunzungen und Verballhornisierungen einzelner Autoren gewissermaßen zur Regel gemacht werden."

1) Solche Willkürlichkeiten, wie sie sich hier der Redner erlaubt, gestattet sich ein gutes Lesebuch nicht. Eichendorff hat gedichtet:

„Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat".

2) Dem Redner passierte leider das kleine Mißgeschick, daß er sich selbst die böse Verballhornung zu schulden kommen ließ:

„Über allen Wipfeln ist Ruh."

3) Der Redner meinte die erste Strophe.

4) Der Reichstag nahm diese Belehrung ruhig hin, obwohl doch die Voraussetzung des Redners, daß die Reichstagsmitglieder nicht wüßten, aus wie viel Strophen unser großartigstes deutsches lyrisches Gedicht besteht, beschämend genug war.

Hierzu ist folgendes zu bemerken. Alle die genannten Änderungen, die vor 60 oder 70 Jahren entstanden sind und sich in ganz unbedeutenden kleinen Liederheften und sogenannten „Liederkränzen" finden, die von Musiklehrern für den Gesangunterricht zusammengestellt und für den übrigen Unterricht durchaus bedeutungslos waren, finden sich heute in keinem deutschen, im Schulgebrauche befindlichen Lesebuche mehr, und zwar schon seit vielen Jahren nicht mehr. Der Geist wissenschaftlicher Kritik, der gegenwärtig unsere ganze Schulbuchlitteratur durchzieht, hat sie längst daraus vertrieben, und auch jene Liederheftchen sind wohl schon seit mehr als zwanzig Jahren aus den meisten Schulen verschwunden. Wozu also diese Citate, die vor Jahren einmal in den Grenzboten wieder aufgewärmt wurden und dann als willkommenes Lesefutter durch alle Zeitungen gingen, immer wieder aufs neue hervorziehen? Was soll diese ewige crambe recocta nützen? Lebten solche Änderungen heute noch in der Schule, so hätte sie sich Otto Ernst für seinen „Flachsmann als Erzieher" zur Schaffung eines weiteren Schulmeistertypus, nämlich des miserabeln moralisierenden Litteraturverbesserungsschusters, gewiß nicht entgehen lassen. Aber dieser Typus ist von dem neuen Geiste, der unsern Lehrerstand erfüllt, bereits so vollständig hinweggeweht worden, daß ihn Otto Ernst aus eigener Anschauung wohl kaum noch kennen gelernt hat. Die Verse Nicht Roß, nicht Reisige u. s. w.
fehlen in jenen Liederheften nicht aus politischen Gründen, sondern weil jene Geister, die solche „Liederkränze" zusammenstoppelten, in den Worten:

Nicht Roß, nicht Reisige
Schützen die steile Höh,

einen barbarischen Reim erblickten. In den Lesebüchern aber findet sich das Gedicht vollständig. Hat man doch früher aus derartigen Gründen auch in dem alten sächsischen Landesgesangbuch solche verwässernde Änderungen vorgenommen, die aber in dem neuen sächsischen Landesgesangbuch gleichfalls schon längst verschwunden sind und dem ursprünglichen Texte weichen mußten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Sucht nach solchen geistlosen und albernen Änderungen für unsere heutige Schule ein vollständig überwundener Standpunkt ist. Die beiden von Johann Falk vor ca. 50 Jahren gedichteten Strophen zu dem Goethischen „Über allen Gipfeln u. s. w." hat Falk lediglich für den Komponisten des Liedes gedichtet, und diese Hinzudichtung findet sich allerdings noch in Sammlungen für Männergesangvereine, nicht in Schulsammlungen. Sie entsprang dem Umstande, daß die eine Strophe dem Komponisten zu kurz war. Heute wird aber die Falksche Verböserung selbst von den Vereinen, die in ihrer Sammlung das Falksche Denkmal seiner Geschmacklosigkeit noch haben, gewöhnlich nicht mehr gesungen; man hilft sich vielmehr

damit, daß man den Goethischen Originaltext zweimal hintereinander singt, wodurch die Komposition breiter ausklingt, als wenn nur eine Strophe gesungen würde. Also irgendwelchen nur irgendwie berechtigten Grund zu ihren Ausführungen hatten die Redner im Reichstage nicht.

Wohl aber ist es ein beklagenswerter Eingriff in die Rechte der Schule, wenn man Änderungen, die der weitblickende Erzieher trotz aller philologischen Genauigkeit, zu der ihn heute sein wissenschaftliches Gewissen treibt, doch hie und da in Lesestücken vornehmen muß, von der Zustimmung der Verfasser abhängig macht, also von Männern, die meistens gar keine Vorstellung davon haben, welche psychologischen Gesetze und pädagogischen Grundsätze solche Änderungen schlechterdings notwendig machen. Wie ein Bühnenleiter durchaus und mit Recht fordert, daß er in einem aufzuführenden Drama Striche und Änderungen anbringen darf, wo solche sich nötig machen, um die Bühnenwirkung zu erhöhen und dem Theater einen Erfolg zu sichern, so muß ebenso die Schule verlangen, daß ihr gestattet sei, an den Abschnitten aus modernen Dichtungen, Aufsätzen u. s. w. zu kürzen oder zu ändern, je nachdem es die Wirkung auf die Kindesseele erfordert. Und die Bühne dient doch nur der Welt des Scheins, die Schule aber der Welt des Seins! Die Erziehungskunst hat es mit dem größten und höchsten aller Kunstwerke, dem wirklichen, lebendigen Menschen zu thun, und sie hat daher ein Recht, mindestens dieselbe Rücksichtnahme auf ihre eigentümlichen Zwecke und Lebensbedingungen zu fordern wie die Bühnenkunst. Noch niemand hat sich darüber aufgehalten, daß auf allen unseren großen Bühnen in Wien, München, Berlin, Dresden, Leipzig u. s. w. in Goethes Faust Valentin zu seiner Schwester Gretchen nicht sagt, wie Goethe geschrieben hat:

„Du bist doch nun einmal eine Hur",

sondern:

Du bist 'ne schlechte Kreatur.

Wenn das in einem Lesebuche stünde, wie würden da die Herren sich über die traurigen Schulmeister lustig machen, die so etwas verbrochen hätten! Aber da es auf der Bühne vorkommt, so ist es Kunst, hohe Kunst — und die Herren verbeugen sich respektvoll, sie könnten sonst in den Geruch kommen, Kunstbarbaren zu sein. Und mit solchen Beispielen, wo die Bühne ähnliche Änderungen ihren Zwecken entsprechend vornimmt, könnte ich zu Hunderten aufwarten: die Litteratur ist noch nicht daran zu Grunde gegangen, ja die Zuhörer sitzen ruhig im Theater und merken die Änderungen nicht einmal. Aber Erziehungsbarbar zu sein, scheut man sich nicht. Es giebt vielmehr auch dem geistig Schwachen den Anstrich hohen Geistesfluges, wenn er gelegentlich über die banausische Kärrnerarbeit der Schulmeister und Schulbücherfabrikanten sich weidlich lustig macht. Aber die Wetterzeichen der Zeit deuten darauf, daß sich allmählich

in unserer Volksseele ein großer Wandel vollzieht und daß man beginnt, der Erziehung und der Thätigkeit der Schule einen lebendigen Anteil zuzuwenden, wie man ihn noch vor zehn Jahren so allgemein und nachhaltig niemals erträumt hätte. Schon beginnen, was man in Frankreich und England schon seit zwanzig Jahren gethan, auch deutsche große Künstler ihre beste Kunst unmittelbar in den Dienst der Schule zu stellen, schon nehmen große deutsche Gelehrte innigsten Anteil an der Frage der Volksbildung und Volkserziehung, und vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr so fern, wo es in Deutschland als eine Schande gelten wird, ein Erziehungsbarbar zu sein, wo die ganze Nation sich mit hingebendem Eifer in den Dienst der Heranbildung der künftigen Generation stellen wird, wo sie mit Klarheit erkennen wird: da liegt allein das Heil der Nation! Dann freilich wird man auch in den der Schule fernstehenden Kreisen erkennen, daß man mit einem Gesetze, das Änderungen in Lesestücken nicht als notwendig anerkennen sollte, sich schwer an der Zukunft der Nation versündigt, zu Gunsten eingebildeter Rechte einiger kleinen Geister. Denn der große Geist wird gern seinen Tribut zur Bildung der künftigen Generation zahlen und die Änderungen an kleinen Teilchen seiner Werke in Lesebüchern willig denen überlassen, die diese allein vom Standpunkte der gesunden Entwicklung der Kindesseele aus richtig zu beurteilen vermögen. Der Schule gebührt dieselbe Beachtung und dasselbe Recht wie der Bühne. Ich meinesteils, wenn es mir gestattet ist, hier einmal von meinen persönlichen Erfahrungen in dieser Frage zu sprechen, habe es immer nur mit Freude empfunden, daß man aus meinen Gedichten sowie aus meinen Prosaschriften vieles für Lesebücher ausgewählt hat, und wo man es im Interesse der Erziehung für nötig gehalten hat, an meinen Arbeiten zu ändern, habe ich solche Änderungen vom Standpunkt der Erziehung auch wirklich berechtigt gefunden und mit Dank begrüßt.

Mit Recht haben sich die deutschen Verleger von Schulbüchern mit einer neuen Eingabe in dieser Angelegenheit an den Bundesrat gewandt. Der Entwurf läßt ja in seiner jetzigen Fassung die Aufnahme einzelner Gedichte, Aufsätze von geringem Umfang oder kleinerer Teile eines Schriftwerkes in solche Sammlungen zu, hat aber den beschränkenden Zusatz gemacht, daß solche Sammlungen nur für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt sein dürfen. Da aber Lesebücher und Anthologien oft Haus- und Volksbücher werden, so würde dadurch die beste Wirkung guter Lesebücher und Gedichtsammlungen geradezu unterbunden. Daher berücksichtigt die Eingabe der Verleger zunächst diesen Punkt und wendet sich dann in zweiter Linie auch der Frage der Änderungen in solchen kleinen Aufsätzen und Teilen von Schriftwerken zu. Wir fügen zum Schluß diese Eingabe ihrem Wortlaute nach bei:

An

den Hohen Bundesrat,

Berlin.

Die ganz ergebenst unterzeichneten Verleger von Schulbüchern gestatten sich einem hohen Bundesrat folgendes in Sachen des Entwurfes, betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst, vorzutragen.

Sie glauben auf eine Veränderung in § 19 (früher § 18) Abs. 3, die dieser in dem letzten Entwurfe des erwähnten Gesetzes erst erfahren hat, das Augenmerk im Interesse des Unterrichtes richten zu müssen, da dieselbe die Herausgabe einer großen Anzahl von Schulbüchern zu verhindern geeignet erscheint. Während der erste Entwurf in Übereinstimmung mit dem bisherigen § 7 es für zulässig erklärt, „wenn einzelne Gedichte, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach dem Erscheinen in eine Sammlung aufgenommen werden, in der Werke einer größeren Zahl von Schriftstellern für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch vereinigt sind", so beschränkt der letzte Entwurf dies — gewiß unbeabsichtigt — außerordentlich, indem er es nur noch für zulässig erklärt, „wenn einzelne Gedichte, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach dem Erscheinen in eine Sammlung aufgenommen werden, die Werke einer größeren Zahl von Schriftstellern vereinigt und ihrer Beschaffenheit nach **nur** für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt ist". Es ist danach also erforderlich, daß die betreffenden Sammlungen **ausschließlich** für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt sind.

Ohne irgendwie darauf einzugehen, ob die gegen das bisherige Gesetz durch den neuen Entwurf getroffene einschneidendste Änderung, indem die Aufnahme in Sammlungen, die „zu einem eigentümlichen litterarischen Zwecke veranstaltet werden", ohne Genehmigung des Urhebers nicht mehr gestattet ist, im Interesse der Schriftsteller und der Allgemeinheit zweckmäßig oder wünschenswert erscheinen muß, so glauben die Unterzeichneten darauf hinweisen zu müssen, daß das pädagogische Bedürfnis durch die Absicht, jeden etwa möglichen Mißbrauch der durch § 19 Abs. 3 gegebenen Freiheit im Sinne der jetzigen Bestimmungen auszuschließen, in keiner Weise gefährdet werden darf.

Diese Gefährdung liegt aber in hohem Maße vor, wenn als Erfordernis für die Freiheit der Benutzung angesehen wird, daß die betreffenden Bücher ihrer Beschaffenheit nach **ausschließlich** für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt sein müssen, eine anderweite Benutzung also ausschließen. Inwiefern

eine derartige Bestimmung das Bedürfnis des Unterrichts auf das Ernstlichste gefährden würde, gestatten wir uns nachstehend durch einige Beispiele darzulegen.

Vorangestellt werden darf, was Bünger sagt in der bedeutendsten geschichtlichen Darstellung des **deutschen Lesebuches**, in der „Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuches" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung): „Das Lesebuch, dessen Inhalt in früheren Zeiten dem Schüler innerlich fremd und gleichgültig geblieben war, konnte jetzt des Kindes Freund werden, und kein Haus liegt so einsam auf sandiger Nehrung, daß nicht das Lesebuch hier seinen Einzug hielte und jung und alt des Abends immer wieder um seine Botschaften versammelte. Mit der Geschichte der glorreichen Gegenwart empfing das Lesebuch das letzte Merkmal eines Buches, das Elternhaus und Kinderschule in Verbindung brachte. Alle Gegenstände der Unterhaltung und Belehrung am häuslichen Herde für den Kindesgeist: aus Religion und Konfession, Sprache, Vaterland und Natur, Erzählung und Gesang erhielten im Lesebuche ihre Vertiefung und Erklärung. So kamen die schönen Lesebücher zu stande, auf die stolz zu sein wir ein Recht haben."

Bereits der Titel des „Lehr- und Lesebuches für ländliche Fortbildungsschulen von Hugo Weber" sagt: „Zugleich als Volksbuch herausgegeben."

In der Bearbeitung dieses Buches für städtische und gewerbliche Verhältnisse durch Hofrat Stötzner führt dieser über den Zweck des Buches aus: „Dadurch hat dasselbe zugleich das Gepräge eines Volksbuches erhalten, das auch außerhalb der Schulräume zur Pflege eines gesunden Volkslebens dienen wird."

Bezirksschul-Inspektor Schreyer in Annaberg sagt im Vorwort zu seiner Bearbeitung des „Weber'schen Lesebuches für Fortbildungsschulen mit Gewerbe und Landbau treibender Bevölkerung": (Die einzelnen Stücke) „sind der Zahl und dem Umfange nach so reichlich bemessen, daß sie für einen dreijährigen Lehr-, Lese- und Lernkursus nicht bloß ausreichen, sondern auch noch Stoff genug für die häusliche Lektüre der Schüler und deren Angehörige bieten werden."

Das „Deutsche Lesebuch für städtische und gewerbliche Fortbildungsschulen, zugleich als Haus- und Familienbuch für Handwerker und Gewerbtreibende herausgegeben von Ernst und Tews" will nicht nur ein Schulbuch, „sondern auch ein Haus- und Familienbuch sein, das dem Lehrling über seine Lehrzeit hinaus, dem Gesellen in der Werkstätte und auf der Wanderschaft, dem Meister im Geschäft, im

staatsbürgerlichen und sozialen Leben als guter Freund zur Seite steht".

Dieselben Verfasser schreiben im IV. Bande ihres Lesebuches für Mädchenschulen: „Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß diese Sammlung die Arbeit in der Schule erleichtern und der aufwachsenden weiblichen Jugend sowie dem deutschen Hause zum Segen gereichen möge, empfehlen wir dieselbe dem Wohlwollen der Fachgenossen."

Putzger und Rasche sagen im Vorwort ihres „Deutschen Lesebuchs für Volksschulen" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung): „Hierbei galt es, auf die praktischen Bedürfnisse der Schule und des Lebens in einem solchen Grade Rücksicht zu nehmen, daß das Buch sprachlich und sachlich als ein Lehrmittel volkstümlicher Art gelten darf", und fügen im Begleitworte desselben hinzu: „. . . und am Lesebuche werden dann außer den Kindern auch Erwachsene Gefallen finden, so daß ihm kein Hindernis mehr im Wege steht, seinem letzten Ziele, ein Volksbuch zu werden, nahezukommen."

In dem Vorwort zu dem Deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten von Direktor Evers und Professor Walz (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig) sagen die Verfasser ausdrücklich: „Kurz, das Lesebuch soll mehr als ein Schulbuch sein, es soll zum Hausbuch werden, zu dem der Schüler auch aus eigenem Antriebe greift, mit dem er sich wirklich vertraut machen kann." Die Verfasser erstreben also in pädagogischer Absicht ausdrücklich, daß das Buch nicht nur unmittelbar zum Schulgebrauch bestimmt sei, sondern daß der Schüler es auch außerhalb des Schulgebrauches benutzt.

Im Vorwort von Meyer-Nagel „Deutsches Lesebuch für Realschulen und verwandte Lehranstalten in Anschluß an die preußischen Lehrpläne von 1891", Gedichtsammlung (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung), wird gesagt: „Daß diesen Jünglingen die Sammlung, die sie drei Jahre hindurch in der Schule benutzt haben, lieb und vertraut geworden sei und ihnen ein guter Freund fürs Leben bleibe, ist unser aufrichtiger Wunsch."

Pfalz, „Die **Geschichte** in ihren Grundzügen" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung), sagt im Vorwort: „Das vorliegende geschichtliche Lehr- und Lesebuch ist aus der Schulstube hervorgegangen, dies möge sein Erscheinen rechtfertigen und ihm eine freundliche Beachtung in Schule und Haus gewinnen helfen."

Ähnlich steht es mit den Lehr- und Lesebüchern für den **neusprachlichen** Unterricht. Verfolgt dieser nach den neueren Bestrebungen überhaupt das Ziel, die Jugend nicht nur mit trockenen grammatischen Belehrungen, sondern durch ein Einführen in das Leben und den Geist des fremden Volkes nicht nur mit der Sprache, sondern mit

den ganzen Lebensgewohnheiten und seinen Einrichtungen bekannt zu machen, so erhellt ohne weiteres, daß ein derartiges Buch auch anders, als zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch benutzt werden kann. Wir gestatten uns auch hierfür einige Beispiele anzuführen:

In dem von den namhaftesten Vertretern der neueren Richtung im neusprachlichen Unterricht bearbeiteten englischen Lesebuch von Prof. Vietor und Dir. Dörr (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig) wird in den Vorworten zu den verschiedenen Auflagen ausdrücklich ausgesprochen: „Wir haben uns dabei bemüht, durch die von uns ausgewählten Sachen zu ermöglichen, daß der Lehrer, welcher das Buch benutzt, seine Schüler in das Leben englischer Kinder einführe. Dieser Absicht entspricht die Anordnung nach inhaltlich zusammengehörigen Abschnitten, welche das Leben des Kindes in Haus und Schule, Hof und Garten, Feld, Wiese und Wald, in Stadt und Land und zur See, in Scherz und Ernst vorführen"... „Die Bilder sollen wie der Text durchaus englisch sein und dem Betrachter helfen, sich besser vorzustellen, wie es drüben über dem Kanal aussieht, wie man wohnt und ißt und trinkt, spielt und arbeitet. Wir sind darauf gefaßt, daß so wie gegen unsere Kinderverse und Märchen, auch gegen manche dieser Bilder der Vorwurf wird erhoben werden, sie seien nicht ernsthaft und schulmäßig genug. Unser Zweck ist nun aber einmal, in das Leben zunächst des englischen Kindes einzuführen, und von da in das englische Leben überhaupt, und Scherz und Laune fehlen auch bei unseren ernsthaften Vettern nicht ganz. Wer Nursery Rhymes und Fairy Tales nicht kennt, dem fehlt ein wesentliches Moment zum Verständnis des englischen Lebens überhaupt. Das mag nicht jedem würdigen Schulmanne, dem vor allem „Ernst" und „strenge geistige Zucht" wichtig sind, so recht zusagen; es ist aber einmal so, und die Schule verliert nichts, wenn auch etwas Sonnenschein hineinfällt."

Es dürfte auch hieraus ohne weiteres erhellen, daß ein derartiges Buch sehr gut als nicht ausschließlich zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt angesehen werden kann.

In ähnlicher Weise spricht sich das Vorwort der Oberstufe des weitverbreiteten französisch-englischen Unterrichtswerkes von Oberlehrer Dr. Boerner und Prof. Dr. Thiergen aus: „Nachdem in dem „Lehrbuche der englischen Sprache" der Schüler mit seiner Umgebung vertraut gemacht und in den Stand gesetzt worden ist, sich über die Dinge und Vorkommnisse des täglichen Lebens zusammenhängend zu äußern, haben wir in der „Oberstufe" den Versuch gewagt, ihn nach England zu führen, ihm aus dem Leben in der Hauptstadt, aus der Geographie des Landes

aus Geschichte und Litteratur des Volkes charakteristische Züge vor Augen zu führen. Der Schüler soll gleichsam mit uns in England leben, und indem er englische Verhältnisse, das Leben und Treiben der Hauptstadt u.s.w. beobachtet, auch die Regeln der Sprache beobachten lernen, wie einer, der sich im Lande selbst aufhält. Wir erfüllten damit zugleich die Hauptforderung des jetzigen neusprachlichen Unterrichtes, daß Grammatik und Lektüre Hand in Hand gehen sollen auch in Bezug auf die Gegenstände, die sie behandeln."

Diese Beispiele lassen sich reichlich vermehren.

Wir bitten deshalb, der hohe Bundesrat wolle dem § 19 Abs. 3 nur in der nachstehenden oder einer ähnlichen Fassung seine Zustimmung erteilen:

> wenn einzelne Gedichte, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach dem Erscheinen in eine Sammlung aufgenommen werden, die Werke einer größeren Zahl von Schriftstellern vereinigt und ihrer Beschaffenheit nach für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt ist.

Es scheint uns diese Fassung völlig genügend, um den Mißbrauch nach der Richtung der im jetzigen Gesetz gestatteten, in dem neuen aber nicht gestatteten Freiheit zu verhindern, in dem eine derartige Sammlung in erster Linie ausdrücklich ihrer Beschaffenheit nach für den Kirchen-, Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmt erscheinen muß. Es wird dadurch aber vermieden, daß als Erfordernis einer derartigen Sammlung angesehen werden kann und werden soll, daß sie ausschließlich ihrer Beschaffenheit nach für diesen Gebrauch bestimmt sein muß, wodurch, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, eine ernste Gefährdung der pädagogischen Bedürfnisse in größerer Ausdehnung eintreten würde.

Die Unterzeichneten erbitten eine gütige Berücksichtigung ihrer Ausführungen im Vertrauen auf die Beachtung, die in dankenswertester Weise bei der Gestaltung des letzten Entwurfes des in Frage stehenden Gesetzes zu § 24 (früher 23) die von ihnen im Interesse des Unterrichtes vorgetragenen Bedenken gefunden haben, indem in diesem Paragraphen dem Bedürfnisse des Unterrichtes, daß an einzelnen Gedichten, einzelnen Aufsätzen, oder kleineren Teilen eines Schriftwerkes, die in eine Sammlung zum Schulgebrauch aufgenommen werden, die für diesen Gebrauch erforderlichen Abänderungen vorgenommen werden, durch Gestattung dieser Rechnung getragen worden ist.

Sie gestatten sich gleichzeitig gegenüber den Bedenken, die neuerdings gegen diese letzte Fassung des § 24 erhoben worden sind, Nachstehendes einer geneigten Beachtung zu unterbreiten. Sie greifen dabei einerseits auf ihre in dieser Angelegenheit an die

deutschen Unterrichtsverwaltungen gerichtete Eingabe zurück, andererseits auf eine Besprechung derselben, die einer der sachkundigsten Beurteiler der Frage, der Herausgeber der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" Stadtschulrat Professor Dr. Otto Lyon im 3. Heft des Jahrgangs 1900 in der genannten Zeitschrift veröffentlicht hat.

Es darf den ausgeführten Bedenken gegenüber mit Recht behauptet werden, daß in neuerer Zeit seitens der Pädagogik selbst die Forderung erhoben und befolgt worden ist, alle unnötigen Abänderungen des Urtextes zu vermeiden. Stadtschulrat Lyon führt in dieser Beziehung aus:

„Wenn früher in den Lesebüchern oft in unglaublicher Weise an den Lesestücken geändert wurde, so daß häufig starke Entstellungen des Sinnes und bedauerliche Verwässerungen der ursprünglichen Schöpfungen entstanden, so konnte man es begreiflich finden, daß sich mancher Schriftsteller über derartige Willkürlichkeiten empörte. Heute aber herrscht doch ein ganz anderer Geist in unserer Lesebuchlitteratur. Ein strengerer philologischer Geist durchzieht heute die ganze Lehrerschaft, und dieser giebt sich auch darin kund, daß man zu Änderungen der Lesestücke nur greift, wenn es die unterrichtliche und erziehliche Aufgabe der Schule unbedingt fordert."

Die Freiheit der notwendigen Abänderungen kann aber heute umsoweniger entbehrt werden, als man neuerdings immer mehr bestrebt ist, neben dem bewährten Alten auch Wertvolles aus der neueren Litteratur in die Schule einzuführen, so namentlich auch Lesestücke, die die gegenwärtigen Zustände des staatlichen, wirtschaftlichen und gewerblichen Lebens behandeln, die einer fortwährenden Veränderung unterliegen, der wieder in den Lesestücken Rechnung getragen werden muß. In dieser Beziehung führt Stadtschulrat Lyon aus:

„. . . Denn der mächtigste Fortschritt in unserer Lesebuchlitteratur und damit in unserm Schulwesen überhaupt: die Hereinziehung der Schöpfungen unserer lebenden Dichter und Schriftsteller in den Unterricht, die dadurch ermöglichte Erziehung unserer Jugend zur Teilnahme an dem litterarischen Leben unserer Zeit, die Einprägung der Sprache der Gegenwart an den besten lebenden Meistern und Mustern, die unbedingt der immer mehr veraltenden Sprache der Klassiker gegenüber gefordert werden muß, das alles würde uns durch ein solches Gesetz in außerordentlicher Weise erschwert, ja zum Teil unmöglich gemacht. Unsere ganze Lesebuchlitteratur, und damit unsere gesamte nationale, ästhetische und sprachliche Erziehung und Schulung würde dadurch . . . unermeßlichen Schaden erleiden."

Würde aber die in dem letzten Entwurf vorgesehene Freiheit der Änderung nicht zugelassen, so würden ja auch die geringsten Änderungen bezüglich der Vermeidung eines Fremdwortes, kleine Auslassungen, die Einführung einer gleichmäßigen Interpunktion ohne ausdrückliche Zustimmung des betreffenden Urhebers unmöglich gemacht. Es liegt auf der Hand, daß es damit thatsächlich in die Hand eines jeden Schriftstellers gegeben wäre, die Aufnahme in die Bücher für den Unterricht von seiner Zustimmung zu den Änderungen und damit thatsächlich zu der Aufnahme selbst abhängig zu machen, so daß damit die im Interesse der Schule ausdrücklich nach dem Gesetz bestimmte Freiheit vollständig illusorisch würde. Wir dürfen aber auch hier vor allem auf die Worte Stadtschulrats Lyon verweisen, der schreibt:

„. . . . Dieses Recht zu ändern muß aber, unter der angegebenen Einschränkung, der Schule durchaus gewahrt bleiben. Denn in der Schule ist der höchste Richtstuhl, vor dem alle Fragen entschieden werden müssen, die Seele des Kindes. . . .“

„. . . . Die Erziehung des jungen Geschlechts ist eine Aufgabe der gesamten Nation, keineswegs etwa bloß der Schule und der Lehrer. Jeder Schriftsteller und Dichter sollte daher freudig das Seine dazu spenden, wenn es gilt, die jungen Seelen in gesunder Weise zu nähren und zu fördern. Und wie kann er denn dieser großen und wichtigen Pflicht bequemer und leichter genügen, als dadurch, daß er ein kleines Teilchen eines oder einiger seiner Werke einem Lesebuche überläßt, auch wenn nun daran einige Sätze geändert oder gestrichen werden müssen. Er sollte sich sagen: das ist ein Tribut, den du der Seele des Kindes, der Zukunft deiner Nation und der Menschheit zahlst. Hat doch der Schriftsteller von diesem Tribut sogar noch Vorteil; denn durch die Aufnahme ins Lesebuch wird er mit einem Schlage im ganzen Volke bekannt, und seine Wirkung wird um so größer und eindringlicher, in je mehr Lesebücher oder Anthologien Stücke seiner Werke aufgenommen werden. Viel wichtiger als das Stück selbst ist doch dabei der Umstand, daß nun der betreffende Schriftsteller oder Dichter nach seinem Lebensgang und seiner Bedeutung in allen Schulen geschildert wird und daß seine Werke nach ihrer Stellung in der Litteratur und im Volksleben eingehend gewürdigt werden. . . .“

„. . . . Jeder, der die knorrige, eigenwillige Art unserer Litteraturgrößen, der das geringe Verständnis für Erziehung und Unterricht bei diesen, der die Neigung der Dichter, sich auf sich selbst zurückzusetzen und für die Gesamtheit kaum etwas von ihren vermeintlichen selbstherrlichen Rechten des Individuums und der Persönlichkeit zu opfern, genauer kennt, jeder, der zugleich aber auch weiß, wie dringend nötig Änderungen um der höchsten er=

ziehlichen Zwecke und der heiligen Unantastbarkeit der Kindesseele und der jungen, sprossenden Geistestriebe willen oft sogar in Meisterwerken sind, vermag die Gefahr zu erkennen, die in einem solchen, unserer Meinung nach verfehlten Gesetze schlummern würde."

Eines besonderen Hinweises bedarf der Umstand, daß bei dem Fehlen einer Bestimmung, wie sie der letzte Entwurf vorsieht, auch für die neueren Auflagen der vorhandenen Lesebücher eine völlige Umgestaltung unvermeidlich sein würde, da voraussichtlich eine ganze Anzahl Urheber die in ihre Hand gegebene Zustimmung nicht geben würden. Das würde aber eine außerordentliche Störung des ganzen Unterrichtsbetriebes bieten, der kaum etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden könnte. Wir dürfen daher wohl bezüglich § 24 die Bitte aussprechen

> diesem Paragraphen nur in der Fassung des letzten Entwurfes seine Zustimmung zu erteilen,

mit dem begründeten Hinweise darauf, daß einen Schutz gegen Änderungen, wie er neuerdings von manchen Seiten für notwendig erachtet worden ist, die Stellung der Pädagogik selbst zu den in Betracht kommenden Fragen als unnötig erscheinen läßt, daß aber die Schule die Freiheit der notwendigen Änderung haben muß, wenn das ihr im Gesetz zugestandene Recht, Schriftwerke für ihre Zwecke nutzbar zu machen, nicht völlig illusorisch werden soll.

Indem wir aus diesem Grunde wiederholt um eine geneigte Berücksichtigung unserer Bitte ersuchen, zeichnen wir

eines hohen Bundesrats

in ausgezeichneter Hochachtung ganz ergebene

(folgen die Unterschriften).

Wir wünschen dieser Eingabe glücklichen Erfolg. Wichtiges und ganz Bedeutendes steht auf dem Spiele. Unkundigen, die heute meist keinerlei Anteil an der Schule und ihrer Arbeit nehmen, soll die Entscheidung darüber anheimgegeben werden, was in die Lesebücher und ähnliche Sammlungen aufgenommen werden darf und welche Änderungen daran vorgenommen werden können. Die Arbeit der Schule soll damit einer unverantwortlichen Kontrolle unterstellt werden, und Unberufene sollen entscheiden, wie der Schulmann seine Arbeit, für die er allein doch die schwere und hohe Verantwortung trägt, einzurichten hat. Wir dürfen daher wohl diese Angelegenheit mit lebhaftem Anteil verfolgen und der Eingabe der Verleger die eingehendste Berücksichtigung an der maßgebenden Stelle wünschen. Möge man des Wortes eingedenk sein, das einer der Reformatoren unseres Volksschullesebuches, Georg Heydner, im Jahre 1899 schrieb: „Uns kann die Pietät nicht abhalten, Kritik

zu üben. Höher als ein einzelner Mann steht uns die Zukunft unseres Volkes. Die Ehrfurcht vor unserem Volke, vor der uns anvertrauten Jugend ist größer als jede andere, und wer sich bewußt ist, aus ihr heraus zu sprechen, der führt den Kampf auch gegen gefeierte Namen mit leichtem Herzen; denn er weiß, daß der Kampf gut ist."

Die „Hauptsache" beim Deutschunterrichte.

Von **Edwin Wilke** in Quedlinburg.

I.

Unter den vier Leitsätzen, die Rudolf Hildebrand in seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterrichte" näher ausführt, steht folgender obenan: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen" (S. 6), und S. 11 desselben Buches bezeichnet er diesen Grundsatz vom Inhalte der Sprache ausdrücklich als die „Hauptsache". Die Durchführung dieses Satzes erschien ihm geeignet, „für das Hauptleiden des deutschen Unterrichts, jenes Gefühl der Leere, die gründlichste Abhülfe zu gewähren" (S. 6). Allein er sah auch voraus, daß sich gerade der Durchführung dieses Gedankens in der Praxis die meisten Schwierigkeiten und Bedenken entgegenstellen würden. Wegen der großen Bedeutung, die der Meister diesem Gedanken beimaß, einerseits, sowie wegen der von ihm erwähnten „Schwierigkeiten und Bedenken" andrerseits wird es gut sein, diesen Gedanken immer im Auge zu behalten, ihn gleichsam das Glas sein zu lassen, durch das man den Deutschunterricht in seiner praktischen und theoretischen Ausgestaltung betrachtet und bewertet. Im nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, diesen Satz auf die einzelnen Zweige des Deutschunterrichts anzuwenden und daran die neuere Litteratur über Methodik dieses Faches zu messen. Dabei sehe ich von der Fibelstufe ab. Einerseits hat Ernst Linde bereits 1891 in seinem Büchlein: Die Muttersprache im Elementarunterricht (Leipzig, Julius Klinkhardt) unter vollem Beifalle Hildebrands gezeigt, wie der Grundsatz vom Inhalte der Sprache auf der Fibelstufe durchzuführen ist — und es ist bezeichnend für die „Schwierigkeiten und Bedenken", daß dieses Büchlein noch immer seiner 2. Auflage harrt —, andrerseits ist gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften und Aufsätzen erschienen, die sich alle, mehr oder weniger von Hildebrand beeinflußt, mit dem Unterricht im ersten Schuljahre und unserm Thema beschäftigen. So habe ich selbst 1897 in den „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht" (Heft III S. 254—270)

eine Arbeit über „die Grundfrage bei der Reform des Deutschunterrichts" veröffentlicht und dabei eine Reihe neuerer Erscheinungen auf dem Gebiete der Fibellitteratur in Betracht gezogen.

Als Vorfrage wäre noch die zu erledigen, was unter dem Inhalte der Sprache zu verstehen sei. Nach Hildebrand (a. a. O. S. 7) verhält sich der Inhalt zur Form wie der Kern zur Schale. Zur Form der Sprache gehört alles, was von ihr sinnlich wahrnehmbar, also hör- und sichtbar ist, demnach die Bildung der Laute, ihre Zusammensetzung zu Silben und Wörtern, die Fügung der Wörter zu Sätzen, Wort- und Satzbetonung, die Schnelligkeit des Sprechens (der Rhythmus), der hörbar werdende Ausdruck des Gefühls, weiter alles, was hiervon schriftlich darstellbar ist, also vor allem die Rechtschreibung und Zeichensetzung. Der Sprachinhalt, die innere Sprachform ist das, was diesem allen seelisch entspricht, also vor allem die Vorstellung dessen, was durch die Sprache bezeichnet wird, die „innere Anschauung". Vielfach weckt nun die gehörte und noch mehr die gelesene Sprache nur abgeblaßte Bilder, tote, schattenhafte Begriffe, ja manchmal, namentlich in jedem schlechten Unterrichte, fast nichts mehr; es bleibt von der Sprache nur noch die Form übrig. Dann entsteht das, was man verständnisloses Hersagen nennt, was Christus als „Plappern" (Matth. 6,7), Pestalozzi als „Maulbrauchen" (Werke III, Langensalza 1870, S. 169, 225[1]) bezeichnete. Solch ein Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch der Sprache erzeugt in jedem Unterrichte das „Gefühl der Leere", Langeweile. Demgegenüber forderte Hildebrand, daß die Sprachform in der Seele volle, farbige Bilder erstehen lasse, daß mit den Vorstellungen auch Gefühle und Empfindungen lebendig werden, wie sie etwa die Sache selbst beim ersten Eindruck hervorrief; die innere Anschauung soll zur „Anschauung des Gemüts" werden (a. a. O. S. 10). Der Sprache die Kraft zu geben, anschauliches Denken — anschaulich in diesem erweiterten Sinne genommen — zu erzeugen oder wenigstens rege zu machen, war das Ziel seiner Thätigkeit als Sprachforscher und Pädagog. Den deutschen Unterricht aber hielt er vor allem andern dazu berufen, die Jugend auf den Weg zu diesem Ziele zu bringen.

1) „Es ist indessen unabsehbar, wie tief das Verderben der Sprache, das Maulbrauchen, in alle Welterscheinungen unserer Zeit eingegriffen, wie es im guten Ton, im Hofton, im Canzleistyl, im Bücherstyl, im Comödiantenton, in Journalen, in Tagblättern, kurz allenthalben in unsrer Mitte in der ganzen Kraft seines Verderbens dasteht. Es ist notorisch, daß es in unsern Tagen mehr als je von der Wiege aus angereizt, durch die Schulen belebt, durch das Leben bestärkt, ich möchte sagen, sich von den Kanzeln und Ratstuben bis auf die Schenkhäuser und Bierstuben hinab, unter uns allenthalben gleich ausspricht." (Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, XII. Brief.)

II.

Das Kind hat die Fibelstufe hinter sich. Es kann lesen, d. h. in diesem Falle: es ist imstande, für die Buchstaben die Laute anzugeben und diese zu verbinden; es ist auch, namentlich wenn es nach der Normalwörtermethode unterrichtet wurde, von vornherein angeleitet, hinter den Laut- und Buchstabengruppen einen Sinn zu suchen. Das „Zusammenlesen" der Buchstaben und ihr Übersetzen in Laute muß nun zur Fertigkeit werden, und zwar so sehr, daß sich die ganze Aufmerksamkeit des Schülers dem Sinn, dem Inhalte zuwenden kann. Es fehlt uns jeder Anhaltspunkt, um zu entscheiden, wann diese Fertigkeit erreicht wird. Meines Erachtens gehören noch Jahre dazu, ja, ich fürchte, bei vielen Kindern fast die ganze Schulzeit. Ist dieses Ziel erreicht, so haben die Kinder erst ganz lesen gelernt. Sie besitzen dann im Lesen die Kunst zu lernen, den Schlüssel zu den Schätzen des Wissens, sie sind dann fähig, ihr eigener Lehrer zu werden. Wie — so lautet nun die Frage — üben wir die Kinder im Lesen so, daß sie fertig und mit Verständnis lesen lernen? In dem Begriff der Fertigkeit liegt die Sprachform, in dem des Verständnisses der Sprachinhalt; denn nur der liest fertig, der die verschiedenen Sprachformen — Laute, Wortformen, Satzformen — richtig und schnell aufzufassen und nachzubilden vermag, und nur der liest mit Verständnis, dessen Seele bei jedem Worte und Satze die entsprechenden Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen erzeugt. Dabei erkennen wir zugleich den innigen Zusammenhang von Sprachform und Sprachinhalt: aus der Sprachform, z. B. aus der Endung des Wortes, aus der Wortstellung, aus dem Satzbau, schließt der Leser, der fertig und mit Verständnis liest, auf den Inhalt. Auch eröffnet sich uns hier ein Blick in die Weite der Lesekunst. In diesem Schließen aus der Form auf den Inhalt lernt so leicht keiner aus.[1]) Der geistreiche, gebildete Erwachsene erschließt viel mehr aus demselben Lesestoffe, als der Schüler; jener ist weiter in der Kunst gekommen, „zwischen den Zeilen zu lesen"; er nimmt beim Lesen nicht nur auf, was der Schriftsteller für ihn niederlegte, sondern er ergänzt auch Lücken, schafft Unebenheiten hinweg, er baut das Gedankengebäude in seinem Geiste neu auf.

Nach dem Verlassen der Fibelstufe liegt für das Kind die Gefahr nahe, daß es sich gewöhnt, nur mit Auge und Mund zu lesen, oder nur an einzelnen, sein Interesse besonders weckenden Punkten des Lese-

1) „Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre!" Goethe, Gespräche mit Eckermann, Reclamsche Ausgabe III, S. 198.

stoffes mit ganzer Seele thätig zu werden. Diese Gefahr wird unterstützt durch die Unterscheidung von drei Lesestufen, den Stufen des mechanischen, logischen, ästhetischen Lesens, die die Methodik im allgemeinen auf die drei Stufen der Volksschule, die Unter-, Mittel- und Oberstufe, verteilte. Dadurch wurde der Irrtum großgezogen, daß auf der Unterstufe vor allem das mechanische, dagegen das logische, das Lesen mit Verständnis, später zu pflegen sei. Diesen Irrtum verstärken zwei andere Ausdrücke der Methodik: kursorisches und statarisches Lesen. Das mechanische Lesen wird, das lehrte die Erfahrung, durch Viellesen befördert; darum las man auf der Unter- und Mittelstufe möglichst viel kursorisch. Zwei äußerst gelehrt klingende Bezeichnungen hatte man so für eine schlechte Sache, die zum Teil auf unrichtige Forderungen der Revisoren, zum Teil auf Schlendrian zurückzuführen ist. Es giebt nur ein Lesen, und das ist das Lesen mit Verständnis; denn nur dieses berücksichtigt Form und Inhalt der Sprache. Was man mechanisches Lesen nennt, ist kein Lesen, nicht einmal ein halbes. Es berücksichtigt nur die Form der Sprache, und auch diese nur in der äußerlichsten Weise. Das ästhetische Lesen verdient nicht, wenigstens nicht für die Volksschule, als besondere Stufe des Lesens oder gar als Ziel besonderer Schuljahre bezeichnet zu werden. Denn es ist teils ein Bestandteil des sogen. mechanischen Lesens, teils des logischen. Schön liest der Schüler, der die Laute richtig bildet, die Silben und Wörter richtig betont. Jenes gehört zum mechanischen Lesen und ist, soweit es nötig erscheint, durch die ganze Schulzeit zu üben; dieses, die richtige Betonung, hängt vom Verständnis des Gelesenen ab. Und wenn man vom ästhetischen Lesen weiter fordert, daß es Gefühle und Stimmungen wiedergebe, so ist es in seinen Anfängen auch in das Lesen mit Verständnis eingeschlossen. Soweit es das nicht ist, gehört es nicht für Volksschulkinder, sondern ist eine Kunst für Recitatoren und Schauspieler. — Das kursorische Lesen unterscheidet man vom statarischen durch das Maß von Erläuterungen. Halten wir fest, daß es in der Schule nur ein Lesen mit Verständnis geben soll, so leuchtet die Hinfälligkeit dieser Unterscheidung ein, denn das Maß der Erläuterungen muß sich eben nach der Art jedes einzelnen Lesestückes und nach der geistigen Reife des Schülers richten. Es besteht also in Bezug auf das Maß der Erläuterungen ein allmählicher Übergang von dem Stück, das keiner Erläuterungen bedarf, bis zu dem, das für das betreffende Kind die meisten nötig haben würde. Der Schaden, den diese Unterscheidung gebracht hat, liegt darin, daß viele, denen kursorisches Lesen vorgeschrieben war, auf jede oder fast jede Erläuterung zu verzichten sich für berechtigt hielten und die Aufgabe des statarischen Lesens darin sahen, möglichst viel zu erläutern, ohne

sich die Frage vorzulegen: Wieviel Erläuterungen braucht dies Stück für diese Kinder? Wir müssen den Begriff des Schullesens tiefer fassen, dann brauchen wir jene verwirrenden Bezeichnungen nicht. Wir haben ein Lesenlernen auf der Fibelstufe und Leseübung auf den weiteren Stufen.

Es ist in den letzten Jahren wiederholt auf die Beseitigung jener Unterscheidung hingewiesen worden. 1893 veröffentlichte Ph. Heß im Österreichischen Schulboten (Nr. 2 S. 52 flg.) einen Aufsatz: „Etwas vom richtigen Lesen". Sehr energisch fordert er dort, daß die Methodik jene drei Stufen aufgebe. „Drei verschiedene Stufen des Lesens figurieren in Büchern und Lehrordnungen, das mechanische, das logische und das ästhetische. Das erstere ist für sich allein ein der Schule nicht würdiges Unding, das letztere ein über die Schulsphäre hinausliegendes Höheres; das logische Lesen schließt das mechanische, soweit es Berechtigung hat, ein und nimmt vom ästhetischen herüber, was schulmöglich ist. Mit einem Worte: in der Schule giebt es nur ein logisches Lesen. — — Der Schüler lernt in dem ersten Abschnitt seiner Schulzeit mechanisch lesen, d. h. er lernt mit einer möglichst falschen Betonung, d. h. er lernt sinnlos lesen. Denn es müßte doch ein merkwürdiger Zufall sein, daß ein Schüler das sinngemäß betonte, was er seinem Sinne nach gar nicht kennt und versteht. Dabei bildet sich erfahrungsmäßig ein ganz eigenartig falscher, nach seiner Allgemeinheit zu schließen aber irgendwie psychologisch begründeter Tonfall des Lesens aus. Ich erinnere die Wissenden beispielsweise nur an jene widerwärtige Betonung der Schlußwörter und der letzten Silben eines Satzes (Der liebe Frühling ist wiedergekommen!). Diese falsche Betonung wird selbstredend dem Schüler allmählich zur Gewohnheit und andern Natur." Auch Oberschulrat von Sallwürk verwirft jene Bezeichnungen. „Es ist ja eine bekannte Erscheinung der Volksschulpädagogik[1]), daß sie gerne das Einfache verwickelt und das Leichte in umständliche und schwerfällige Akte zerlegt; daß aber selbst die Lesefertigkeit in drei verschiedenen Stufen geübt werden soll als mechanisches, logisches und ästhetisches Lesen, könnte, zu anderen Erscheinungen gehalten, das Urteil rechtfertigen, als wollte man aus den ersten Volksschuljahren alle geistige Bildung möglichst ausschließen. Ästhetisch wird das Lesen unsrer Schüler sein, wenn es dem Laute ganz gerecht wird; das aber bezweckt unser erster Sprachunterricht. Wir möchten aber auch auf höheren Stufen dem Ästhetischen im Lesen kein größeres Recht zugestehen, als ihm schon zu teil geworden ist, wenn die Schüler lautrichtig und sinngemäß lesen." In betreff der Unterscheidung

1) Nur dieser?

von kursorischem und statarischem Lesen mahnt von Sallwürk: „Es ist die höchste Zeit, daß die Pädagogik zur Einfachheit und Natur zurückkehre.“ (Die formalen Aufgaben des deutschen Unterrichts. Langensalza 1895, S. 22 flg.) Auch Georg Heydner (in Nürnberg)[1]) kennt wenigstens für die Unterklasse, eigentlich müßte ich sagen gerade für die Unterklasse (1. bis 3. Schuljahr), nur ein Lesen mit Verständnis des Inhalts. (Zur Theorie des Unterklassen-Lesebuches. Nürnberg 1895. Vergl. bes. S. 14 flg.)

Wie nun das eine Ziel: Fertigkeit des verständigen Lesens erreichen? Vor allen Dingen, so wird neuerdings immer wieder hervorgehoben, gehört dazu sorgfältige Auswahl des Lesestoffes. „Um lesen zu lernen, muß man Freude am Lesen haben, und Freude am Lesen, das bedeutet beim Kinde Freude am Lesestoffe“ (Heydner a. a. O.). Heydner verlangt daher, daß die Lesebuchstoffe stark gesichtet werden. Der Lesebuchverfasser müsse in der Klasse erproben, was das Kind gern hört und liest; das werde es auch gut lesen. Werde nach diesem Grundsatze verfahren, so werde das Lesebuch an Umfang bedeutend verlieren. Nach sorgfältiger Durchforschung der einschlägigen Litteratur berichtet Heydner, daß er für das zweite Schuljahr höchstens 80, für das dritte höchstens 120 Seiten des besten Lesestoffes habe finden können. Nicht auf das Viellesen komme es an, sondern darauf, daß mit Interesse und wiederholt gelesen werde. „Interesse heißt das Zauberwort. Ich bin kein Prophet; das aber getraue ich mir doch zu behaupten, daß die Klagen über mangelhafte Lesefertigkeit so ziemlich verstummen werden, wenn die Kinder ein Lesebuch von mäßigem Umfang und von einer Güte, daß sie es von A bis Z mit Vergnügen lesen können, haben werden.“ (Zur Theorie des Unterklassen-Lesebuchs S. 15.)

Heydners Forderung bezüglich der Auswahl der Lesebuchstoffe wird bei allen denen freudige Zustimmung finden, die seit Jahren über die Dickleibigkeit, Schwierigkeit und Zahl der Lesebücher klagen. Etwa 30 Musterstücke jährlich schreiben die „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. Oktober 1872 für preußische Schulen zur Behandlung vor.

1) Die Schriften Georg Heydners gehören neben einigen Aufsätzen Fritz Lehmensieks wohl zu dem Besten, was in den letzten Jahren im Hildebrandschen Sinne über Leseunterricht geschrieben worden ist. Ich führe sie, soweit sie mir bekannt geworden sind, hier auf: 1. Das Lesebuch in der Volksschule. Naturgemäße Forderungen. Nürnberg 1891. 2. Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. Leipzig 1894. 3. Die theoretischen Grundlagen des Lesebuchs. Leipzig 1895. 4. Zur Theorie des Unterklassen-Lesebuchs. Nürnberg 1895. 5 Lesebuch für das zweite Schuljahr. Nürnberg 1894. 6. Lesebuch für das dritte Schuljahr. Nürnberg 1895. — Die Lesebücher hat H. unter Mitwirkung anderer Lehrer herausgegeben.

Auch Lesebücher, die nur für ein Schuljahr berechnet sind, thun es heutzutage nicht unter 200 bis 300 Stücken. Natürlich kann höchstens der fünfte Teil gelesen werden. Und wie hoch über dem Standpunkte der Klasse liegen viele, oft die meisten dieser Stücke! „Man wählt", so klagt Rudolf Brückmann („Vorschläge zur Reform des Volksschulunterrichts", Königsberg i. Pr. 1896, S. 24), „Sprachstücke zur Behandlung, die weder für Kinder geschrieben sind, noch für dieses Alter geeignete Dinge behandeln, also auch wieder die Kinder nur langweilen müssen", und er erklärt jedes Lesestück für ungeeignet, von dem das Kind nicht nach dem ersten Lesen den Inhalt angeben kann (a. a. O. S. 59). An der Schwierigkeit der Lesebuchstoffe haben wohl auch die „Allgemeinen Bestimmungen" schuld, indem sie für das Lesebuch schlechthin fordern, daß es „auch in den geschichtlichen und realistischen Teilen nicht eigene Ausarbeitungen der Herausgeber, sondern Proben aus den besten populären Darstellungen der Meister auf diesem Gebiete gebe." Das könnte höchstens für die Oberklassen-Lesebücher gefordert werden. Die „Meister" haben eben nicht für Volksschüler, am wenigsten für Volksschüler der Mittelklassen geschrieben. Der Verfasser der „Allgemeinen Bestimmungen" hat da die Schwierigkeit der Form für das Kind unterschätzt. Sie verhindert gegenwärtig vielfach, daß die Kinder zum Inhalte hindurchdringen, oder macht so viel Erläuterungen nötig, daß die Zeit zum Lesen selbst fehlt und so die Lesefertigkeit leidet. — Auch in betreff der Zahl der Lesebuchbände macht sich eine Wendung zum Bessern bemerkbar. Für jedes Schuljahr ein Lesebuch herauszugeben, wagt heutzutage wohl kaum noch jemand. Die neueren Lesebuchverfasser beschränken sich meistens auf drei Teile, je einen für die Unterstufe (2. und 3. Schuljahr), die Mittel- und Oberstufe. Die Unnatur des jährlichen Lesebuchwechsels, zumal bei der Inhaltsfülle unserer Lesebücher, scheint immer mehr erkannt zu werden. Am weitesten geht in dieser Hinsicht wohl Karl Strobel. Er fordert für das statarische Lesen nur ein Buch für alle Klassen. Dieses soll etwa 200 poetische und prosaische Stücke enthalten. „Die Einrichtung der bestehenden Lesebücher ist ganz zu verwerfen, weil sie für mehrklassige Schulen in mehrere Teile gegliedert sind, die folgende Klasse dadurch nicht auf die in den früheren Klassen besprochenen Stücke zurückgehen kann und die Oberstufe dann viel zu wenig kleinere Stücke enthält, welche sich gerade in ihrem geringen Umfange zu einer fruchtbaren, die charakteristische Schreibweise des Dichters recht hervorkehrenden Besprechung eignen." (Vergl. Karl Strobel, Ausführlicher Entwurf zu einem Lehrplan für den deutschen Unterricht in einer siebenklassigen Volksschule, Berlin 1895, S. 10 u. 20.) Das Mindeste, was gefordert werden muß, ist jedenfalls, daß eine große Anzahl von Kinderliedern, Volksliedern, Prosa-

stücken sich in jedem Teile des Lesebuches finde, von der Unterstufe bis zur Oberstufe. Alle Jahre ein neues Lesebuch mit vollständig neuem Stoffe — um diese Erfindung wird uns ein zukünftiges Zeitalter mit mehr pädagogischer Einsicht wahrlich nicht beneiden. Zu erwägen ist auch ein Gedanke, den ich bei Georg Heydner gefunden habe und für den viel spricht. Heydner wirft die Frage auf, ob es nicht rätlich und ausführbar sei, die Stücke für ausführliche Behandlung auf einzelne Blätter drucken zu lassen, diese im Schulschranke aufzubewahren und erst dann dem Kinde zu übergeben, wenn der Lehrer es für richtig hält.

Neben jenem einen Lesebuche für „statarisches Lesen" fordert Strobel allerdings noch für jede Klasse ein Lesebuch für „kursorisches Lesen": für die VI. Klasse Grimms Kinder- und Hausmärchen, für die V. Lokalsagen oder Sagen der heimatlichen Provinz, für die IV. Lokalsagen oder Sagen und Geschichten der heimatlichen Provinz von nur einem Verfasser, für die III. eine Auswahl der deutschen Heldensagen nach den Gebrüdern Grimm, für die II. und I. Klasse einen Auszug aus Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit in einem Bande. Strobel befindet sich in der Forderung zusammenhängender Klassenlektüre in Einklang mit vielen andern, namentlich mit Albert Richter, der im „Praktischen Schulmanne" den Kampf gegen die „Häppchenkost-Litteratur" unserer Lesebücher führte. Der Einfluß der Herbartschen Schule mit ihrer Betonung der „klassischen Lektüre" und „großer zusammenhängender Gedankenmassen" ist hier unverkennbar. Für die ersten Schuljahre hat der Gebrauch zweier Lesebücher nebeneinander jedenfalls viel praktische Bedenken gegen sich. Aber auch hier sind zuviel kleine Stücke vom Übel. „Es ist mir immer eine Wohlthat", schreibt Heydner (Zur Theorie des Unterklassen-Lesebuchs S. 19), „wenn wir nach dem leidigen Kleinkram zu einem Stück kommen, das uns eine Woche oder länger beschäftigt, und wie mir, so wird's gar manchem gehen. Es ist das ähnlich, wie wenn nach Tagen zerstückelten Lebens eine größere Arbeit an uns herantritt und uns ganz in Anspruch nimmt. Ein großes Lesestück bedeutet eine geistige Sammlung für Lehrer und Schüler; in den größeren Stücken steckt darum ein großes Stück gesunder Reform." Vor allen Dingen aber sollte danach gestrebt werden, daß die Oberklasse größere Ganze in der Klasse liest. Das Verhältnis des Lesebuchs zur Schülerbücherei ist noch nicht genügend untersucht; in der Praxis wird an eine Verbindung beider kaum gedacht. Jedenfalls bedürfen auch Strobels Vorschläge für die Klassenlektüre noch sorgfältiger Prüfung.

Der Schaden der vielen Einzelstücke wird in etwas gemildert durch ihren Anschluß an den Religions- und Sachunterricht und aneinander. Das Eindringen in den Inhalt des Lesestückes wird durch beides wesentlich

erleichtert. Daß die Auswahl der Stücke zu eingehender Behandlung sich nach dem Religions- und Sachunterricht oder nach den Naturerscheinungen des Jahres richtet, ist jetzt wohl ziemlich allgemeiner Brauch. „Die Sprach-(lese-)stunde greift", wie K. Heinemann schreibt, „Stoffe aus allen Wissensgebieten auf, um sie nach der idealen Seite hin weiter zu verarbeiten, zu vertiefen, zu verinnerlichen." (Die einklassige Volksschule in den Grundzügen ihrer Eigenart. 2. Aufl. Gera 1897, S. 119.) Den Anschluß der Lesestücke aneinander suchen neuere Lesebücher, wie die von Ernst und Tews, Ehrecke und Hammermann, Steger und Wohlrabe, Aug. Heinecke, Mietley und Sühring, schon dadurch zu fördern, daß sie inhaltlich verwandte Stücke unter gemeinsame Überschriften stellen, z. B. 1. Teil: Kindesleben im Hause. Guten Morgen! In der Schule. Am Mittagstisch. Die kleine Hauswirtin. Spiel und Lust. Entdeckungsreisen durch Hof und Garten. Am Abend u. s. w. 2. Teil: Kindesleben in der Natur u. s. w. (Ernst und Tews). Steger und Wohlrabe haben die Hauptabschnitte: I. Der Mensch im Verhältnis zum Menschen. II. Der Mensch und die Natur. III. Der Mensch im Verhältnis zu Gott. — Über den Wert solcher Überschriften kann man geteilter Meinung sein. Für das Kind sind sie nach meiner Kenntnis der Kindesnatur und nach den Erfahrungen im Gebrauche eines solchen Lesebuches wertlos. Dem Lehrer können die Gruppierungen das Aufsuchen verwandter Stücke erleichtern und ein Antrieb sein, sich eine Gruppierung der Stücke zu suchen, die er für seine Schüler auswählt. Sicherlich sind auch auf diesem Gebiete die einfachsten Gliederungen die besten. Recht einfache Gruppierung haben sich Engelien und Fechner bei der Neubearbeitung ihres „Deutschen Lesebuches" angelegen sein lassen (Berlin 1899).

Heydner hat auf Überschriften der Gruppen ganz verzichtet. Er ordnet die Stücke nach der „Wichtigkeit" der Stoffe. Darum stellt er die humanistischen oder Gesinnungsstoffe voran und läßt die realistischen folgen. Auf das Stück von Campe „Die drei Goldfischlein" folgen das Güllsche Gedicht „Das Fischlein und der Geier" und die Heysche Fabel „Fischlein", ferner Wichs „Geschichte vom Daumenlang" (Daumenlang fällt ins Wasser und wird von einem Hechte verschluckt. Diesen fängt ein Fischer. Die Köchin befreit Daumenlang), zwei Stücke über Gänse und Enten, Rückerts Märchen vom „Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen" und das kleine (verkürzte) Gedicht von Enslin „Das Schifflein". (Lesebuch für das 2. Schuljahr Nr. 26—33). Die Stücke ethischen Inhalts, die die Hauptpunkte des Weges angeben, ordnet Heydner gleichfalls nach der Wichtigkeit: Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler (Schülertugenden), Verhältnis zu den Eltern, zu den Nebenmenschen, zu Gott. Einen besonderen

Abschnitt am Schlusse jedes Lesebuches bilden die Stücke, die auf die Tages- und Jahreszeiten besonders Bezug nehmen. Heydner ist keineswegs der Ansicht, daß seine Reihenfolge beim Lesen innegehalten werden müsse. Für notwendig hält er nur, „daß die inneren Beziehungen der einzelnen Stücke aufgedeckt und einander gegenübergestellt werden" (Zur Theorie des Unterklassen-Lesebuchs S. 47). Wie das zu machen ist, hat neuerdings Schuh in seinen Lehrproben für die Mittelstufe (Paderborn, Schöningh) gezeigt. Ein Band für die Oberstufe ist gefolgt.

Auswahl und Gruppierung der Lesestoffe können viel beitragen zur Erfassung des Inhalts. Ob alles? Brückmann scheint, wie oben erwähnt, dieser Ansicht zuzuneigen. Er verlangt vom Lehrer nur, daß er Nachrichten über den Dichter gebe, die Situation bei Gedichten klarlege und alles mitteile, was zwischen den Zeilen zu lesen ist (S. 60 a. a. O.). Ähnlich denken Wigge und Martin: „Die Gedanken an der Hand des Lesebuches zu erarbeiten, wird nie gelingen; denn ein Mittel zur Bildung des Gedankenkreises ist das Lesebuch nun einmal nicht (?), ja es wirkt als solches geradezu nachteilig, wenn es in den Händen der Schüler ist" (Die Unnatur der modernen Schule, Leipzig 1888, S. 297). Wer diesen Standpunkt folgerichtig vertritt, muß zu einer ganz andern Behandlung des Lesebuches gelangen, als sie bisher üblich war. Diesterweg unterscheidet für die Behandlung der Lesestücke folgende Stufen: a) der Schüler liest das Stück zu Hause durch, b) der Lehrer überzeugt sich davon, indem er den Inhalt frei (ohne Buch) darstellen läßt, c) nun sofortiges Lesen, wenn genügendes Verständnis vorhanden ist, oder satzweises Lesen unter Erläuterung (Anleitung zum Gebrauche des 1. Teiles des Schul-Lesebuches. 3. Aufl. 1842, S. 287 flg.). Schon Friedrich Otto (Anleitung, das Lese-Buch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln, 5. Aufl, Erfurt und Leipzig 1857) ging einen Schritt weiter. Er gliedert die Behandlung in folgende Stufen: 1. die Vorbereitung der Auffassung, 2. das Vorlesen und Auffassen, 3. die Reproduktion (a. a. O. S. 36). Bei der Vorbereitung unterscheidet er a) Erläuterung des Einzelnen (schwieriger Wörter und Sätze, unklarer, zweifelhafter Beziehungen), b) Richtung des innern Auges (der Schüler soll in die Stimmung versetzt werden, die dem Stücke entspricht), c) Darreichung eines Netzes (Verabreichung einer Disposition bei längeren Stücken). Durch die Herbart-Zillersche Lehre von den Formalstufen wurde die Notwendigkeit einer Vorbereitungsstufe genauer begründet und allgemeiner anerkannt. So finden wir in den zahlreichen Erläuterungswerken Herbartischer Richtung (z. B. von Dietlein, Polack und Gosche, von Eberhardt, Gräve) auch Anleitungen, die Auffassung des Stückes

vorzubereiten. Sie verfolgen dabei im einzelnen ungefähr dieselben Zwecke wie Otto. Auf die Vorbereitung folgt dann aber die Darbietung des Lesestoffes entweder durch Vorlesen des Lehrers (Otto, Dietlein, Polack und Gosche u. v. a.), oder durch eigenes Lesen der Schüler (Rein, Pickel und Scheller).

Wer nun aber überzeugt ist, daß das Kind nur lesen dürfe, was es bereits kennt, der muß noch weiter gehen; der muß die Vorbereitung soweit ausdehnen, daß sie auch den ganzen Inhalt des Lesestücks mit behandelt; er muß sie so gestalten, daß sich das Kind das Lesestück dem Inhalte und möglichst auch der Form nach erarbeitet, ehe es ihm zum Lesen dargeboten wird. Diese Art der Behandlung hat man mit einem Herbartischen Ausdrucke — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht zu untersuchen — darstellende Unterrichtsweise genannt. Bezeichnender wäre vielleicht der Ausdruck „aufbauende Unterrichtsweise“. Für eine solche Behandlung treten Wigge und Martin in ihrem angeführten Werke ein. Dietlein, Polack und Gosche haben in ihr bekanntes Erläuterungswerk einzelne Lektionen der Art aufgenommen, auch Eberhardt wendet diese Unterrichtsweise hie und da an. Die Behandlung aller oder fast aller Lesestücke in dieser Weise fordert neuerdings Fritz Achenbach (Präparationen zur Behandlung deutscher Gedichte in darstellender Unterrichtsweise, I. Teil, Mittelstufe, Hilchenbach 1896; II. Teil, Oberstufe, 1897). Er unterscheidet folgende Stufen: 1. Zielangabe. 2. Darstellung des Inhaltes durch entwickelndes Lehrverfahren und Entwickelung der Gliederung. 3. Stilles Durchlesen des Stückes seitens der Kinder. 4. Lautes Lesen und Wiedergeben der einzelnen Abschnitte. 5. Lesen des Ganzen nach Überschriften. 6. Vorlesen des Lehrers. 7. Lesen im Zusammenhange und Chorlesen.

Einwendungen gegen die allgemeine Anwendung der darstellenden Methode liegen nahe. Es sind nicht alle Stoffe geeignet, entwickelt zu werden. Auch die Verfasser der Schuljahre geben eine Einschränkung nach dieser Richtung zu. „Er (der darstellende Unterricht) ist für alles Geographische, Naturkundliche, sowie nicht minder für alles Historische, welches nicht aus klassischer Lektüre in Prosa und Poesie geschöpft wird, die geeignetste Unterrichtsform.“ (Erstes Schuljahr, S. 113.) Aber auch wenn die Verhältnisse, die in dem Lesestücke vorkommen, dem Erfahrungskreise des Kindes allzu fern liegen, wird man gut thun, von einem Aufbau abzusehen. Das Entwickeln wird dann zu künstlich, ist zu sehr auf entfernte Ähnlichkeiten angewiesen. Da wird es richtiger sein, das Ganze darzubieten, weil dann die dem Kinde unbekannten Verhältnisse durch den ganzen Zusammenhang in ein helleres Licht gerückt werden. Ein Frage- und Antwortspiel wird die darstellende Methode vielfach

werden, solange wir den Kindern das ganze Lesebuch in die Hand geben und nicht, wie Heydner vorschlägt, einzelne Stücke. Die Kinder nämlich, die das Stück schon vorher durchgelesen haben, wissen im voraus, was der Lehrer mühsam entwickelt. Endlich widerstrebt die ausschließliche Anwendung der darstellenden Unterrichtsweise dem eigentlichen Zweck des Leseunterrichts: den Schüler zu befähigen, sich eines gedruckt vorliegenden Stoffes selbständig zu bemächtigen. Diesen Haupteinwand sieht Achenbach voraus. „Es könnte nun noch jemand fragen: Hat denn die Regel (Behandlung der Gedichte nach darstellender Weise!) keine Ausnahme? Wenn sich der Schüler später mit Lektüre beschäftigt, arbeitet er doch nicht unter Leitung des Lehrers! Da tritt gleich der Text an ihn heran! Und nun muß er den Weg der Selbstforschung betreten. Wird der Schüler auch fähig sein, sich an der Hand des Textes den Inhalt selbständig zu erarbeiten? — Die Frage läßt sich ohne weiteres bejahen. — — — Der darstellende Unterricht ist der beste Weg, die Kraft des Schülers zur selbständigen Erfassung eines poetischen Produkts zu stärken. Trotzdem ist es empfehlenswert, auf der Oberstufe eine kleine Anzahl Gedichte so zu behandeln, daß man vom Text ausgeht. Nur darf aber nicht das übliche Zerpflücken folgen." (Achenbach a. a. O. S. XVII flg.)

Die Anwendung der darstellenden Methode auf die Behandlung der Lesestücke stellt das äußerste Ende einer Gedankenreihe dar. Ausgangspunkt ist der Gedanke: Wie bringen wir die Kinder zur lebendigen Erfassung des Inhalts? Die Form, in der der Lesestoff auftritt, erscheint als etwas Nebensächliches (bei Achenbach) oder sogar als etwas Hinderliches (bei Wigge und Martin). Demgegenüber konnte die Gegenwirkung nicht ausbleiben. Sie geht von dem Gedanken aus: Durch die Form zum Inhalte. Sie sieht die Aufgabe des Unterrichts in nichts anderem, als darin: das Kind anzuleiten, nach und nach immer schwierigere Stücke — nach Form und Inhalt — mit Verständnis und innerer Beteiligung oder mit Kopf und Herz zu lesen. Schon Diesterweg hatte die Frage: Wie gelangt man zum Verstehen des Lesestoffes? dahin beantwortet: „Doch nur dadurch, daß man den Sinn jedes einzelnen Wortes auffaßt (Wortverständnis)." (Anleitung zum Gebr. des 1. Teiles des Schul-Leseb. S. 234). Dörpfeld hatte dann auf die Bedeutung der Wortkunde (Onomatik) nachdrücklich hingewiesen. In sie soll der Schüler im engsten Anschlusse an die Lektüre und den gesamten übrigen Unterricht eingeführt werden. „Dies geschieht nun zunächst in der Weise, daß alle im Lesebuche wie im Sach- und Formenunterricht vorkommenden unbekannten Wörter und Redefiguren kurz erklärt werden — sei es mit Hilfe stammverwandter oder synonymer Ausdrücke, welche den Schülern bereits bekannt sind, oder durch Umschreibung" (Zwei dringliche Reformen,

2. Aufl., Gütersloh 1884, S. 25). Rudolf Hildebrand zeigte dann in seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" und in seinen Beiträgen in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", wie man ohne Etymologie und gelehrtes Sprachwissen den Inhalt, den sinnlichen Hintergrund der Wörter dem Kinde aufschließen könne, und Georg Heydner, C. Krumbach u. a. (vergl. z. B. Heydner, Das Lesebuch in der Volksschule S. 13 flg., Hildebrandsche Sprachbilder von C. Krumbach in der Festschrift zum 70sten Geburtstage Rudolf Hildebrands, Leipzig 1894, S. 151—165) sind dem Hildebrandschen Gedanken weiter nachgegangen. Namentlich zeigt Heydner meisterhaft, wie der Lehrer beim Lesen durch einen Einwurf, eine kurze Frage das Kind immer wieder anleitet, den Inhalt des Gelesenen sich lebendig vorzustellen. Im Anschlusse an ein Hildebrandsches Wort giebt er an, worauf es ihm ankommt: „Einzig darauf, den lebendigen Inhalt eines Lesestücks aus meiner Seele in die Seele der Kinder hinüber zu arbeiten, das, was unausgesprochen zwischen den Zeilen liegt, lebendig zu machen; kurz: ich will den Kindern das Eindringen erleichtern.[1]) Sind sie in einen Stoff eingedrungen, lebt er in ihnen wie im Urheber, so wird sich 'das Aufwachen und Wachsen der Gedanken und Kräfte des Herzens' (J. Grimm) nach und nach von selbst ergeben." (Das Lesebuch S. 16.) Daher ist Heydner auch gegen die sofortige Ableitung einer Lehre aus den Lesestücken. „Die sittliche Wirkung ist auch mir das Höchste; aber ich glaube, daß der Eindruck das Beste wirkt, und glaube nicht, daß der sofortige Anschluß der moralischen Sentenz das den Kindern Gemäße, Zuträgliche ist" (a. a. O. S. 17[2]).

Durch stärkere Betonung des Wortverständnisses geht die Methodik wieder mehr auf die Betrachtung der Form zurück. Diese macht sich noch in anderer Weise beim Leseunterricht geltend. Diesterweg hatte sein Lesebuch nach rein formalen Gesichtspunkten aufgestellt: erst Übung im Lesen der Laute und Silben, dann der Wörter, der Sätze und zuletzt erst zusammenhängender Lesestücke. Dabei hatte er im Auge gehabt, alles Formale, Bildung der Laute, Wortton, Satzton, gründlich auszubilden. Die Methodiker nach Diesterweg legten, wie wir gesehen haben, immer

1) Diese Worte würde auch Diesterweg mit Freuden begrüßen. Vor allem ist es nötig, daß der Inhalt des Stückes im Lehrer lebt. Darum fordert D., daß auch die Vorbereitung des Lehrers sich in drei Stufen vollziehe: a) Auffassen des Inhalts durch langsames Still- und Lautlesen, b) Zergliederung des Ganzen, Verhältnis der Glieder zu einander und zum Ganzen, c) nochmaliges lautes Lesen. Es finden sich überhaupt in Bezug auf den Deutschunterricht viel Berührungspunkte zwischen Hildebrand und Diesterweg, trotz einer grundsätzlichen Verschiedenheit in ihrer Lebensauffassung.

2) Vergl. hierzu Ernst Linde, Persönlichkeits-Pädagogik (Leipzig 1897), Abschnitt 7. Gegenständliches Denken (S. 51 flg.).

mehr Wert auf den Inhalt und betrachteten schließlich das Formelle als Nebensache. Die Erfahrungen mit dem Leseunterrichte haben aber gezeigt, daß die Form auch ihr Recht hat. So sehen wir denn heute wieder formelle Sprech- und Leseübungen ihren Einzug in die Schulen halten. C. Krumbach schrieb 1893 seine „Deutschen Sprach-, Lese- und Schreibübungen" (Leipzig, Teubner). In Nr. 9 der „Deutschen Schulpraxis" (Leipzig, E. Wunderlich, 1900) rät ein Ungenannter, der Behandlung jedes Lesestücks ähnlich wie der Einübung einer Melodie Vorübungen vorauszuschicken; diese sollen die Schwierigkeiten in der Aussprache, in der Betonung, im Ausdruck im voraus beseitigen. Und K. Hessel (in Koblenz) hat in Reins Encyklopädischem Handbuche (7. Bd. S. 481—506) eine sehr wertvolle Arbeit über den „mündlichen Vortrag und seine Pflege im Schulunterricht" geliefert, in der er theoretisch und praktisch zeigt, wie man, stets vom Äußern, von der Betonung, dem Ausdruck, dem Rhythmus ausgehend, nicht nur den mündlichen Vortrag vorbereitet, sondern auch den Inhalt des Gedichts oder sonstigen Musterstücks den Kindern erschließt. „Das Einüben ist eben gleichzeitig ein Erfassen des Gedichts von seinem Centrum, seinem geistigen Mittelpunkte aus; ja, ich behaupte, man kann diesen geistigen Mittelpunkt nur erfassen durch Nachschaffen im Vortrag. Darum schließt die Einübung zum Vortrag im Grunde die Gesamterklärung der Dichtung in sich: sie ist ein Erfassen ihrer Essenz, die wahre Apperception." (S. 500.)

III.

Am schwierigsten ist der Grundsatz vom Inhalt der Sprache auf den Teil des Deutschunterrichts anzuwenden, der es mit der Form allein zu thun zu haben scheint, auf den grammatisch-orthographischen Unterricht. Er ist daher seit langer Zeit das umstrittenste Gebiet und hat noch heute, wie zur Zeit Grimms und Wackernagels, Beckers und Wursts, ebenso eifrige Gegner wie Freunde. Hildebrand kannte die Schwierigkeiten dieses Unterrichts aus seiner Gymnasialpraxis; in betreff des Volksschulunterrichts gab er zu (a. a. O. S. 11), daß ihm die praktische Erfahrung fehle. Er empfahl einen anlehnenden Unterricht in der Sprachlehre. Beim Lesen, so riet er, greife man eine Einzelheit auf und zeige ihren nächsten Zusammenhang, so daß das große grammatische Ganze partienweise nach und nach den Schülern vor die Augen tritt (S. 20). Er verwarf für die Volksschule die systematische, „philosophische" Grammatik und verlangte entwickelndes Unterrichtsverfahren, stärkere Berücksichtigung der gesprochenen und gehörten Sprache, Anschluß an die Volks- und Haussprache. Aber ein gewisses Maß grammatischer Kenntnisse hielt er auch für die Volksschule für unentbehrlich.

Es ist ein Unterricht, der jede besondere grammatisch-orthographische Unterweisung überflüssig macht, wenigstens denkbar. Wenn der Sachunterricht, einschließlich des gesinnungbildenden, jede Sache, jeden Gedanken zur vollständigen Klarheit brächte, die Sache mit dem richtigen Worte bezeichnete, den Gedanken mit den richtigen Worten ausspräche, jedes Wort von Anfang an mit seinen richtigen Lauten einprägte, das Kind stets an die richtige Verbindung der Wörter gewöhnte, es allmählich nur durch den Gebrauch zum Verständnisse immer schwierigerer Wort- und Satzfügungen führte, immer mit dem mündlichen Ausdrucke den schriftlichen in Parallele zu erhalten wüßte, dann wäre die Zeit gekommen, wo man dem grammatisch-orthographischen Unterricht endgültig die Thür weisen könnte. Dann würde das Kind richtig sprechen und schreiben und sprachliche Gebilde verstehen lernen, wie es greifen und gehen lernt und wie Kinder in gebildeten Familien thatsächlich richtig hochdeutsch sprechen lernen nur durch den Gebrauch. Die Volksschule ist von diesem Ideale weit entfernt. Sie hat stets Reste aufzuarbeiten, die ihr das Haus oder frühere Schuljahre gelassen haben. Die Sprache, die Welt der Begriffe dringt zu plötzlich auf das Kind ein, die Sprache des Elternhauses ist ihm schon zu sehr zur zweiten Natur geworden, die in den vielen Stunden außerhalb der Schulzeit immer wieder Verstärkung erfährt. Selbst in der Rechtschreibung, die doch fast ganz das Werk der Schule allein ist, will es nicht gelingen, des Kindes Fertigkeit lückenlos zu steigern, obgleich das der Methodik als erreichbares Ziel gesteckt werden muß, und es sind neuerdings mehrere ernstliche Versuche gemacht worden, ihm näher zu kommen. Hier ist zunächst festzustellen, daß trotz aller Anfeindungen die Sprachlehre einen Platz in der Schule behauptet hat und auch behaupten muß. Sie ist ein notwendiges Übel, aber eben unentbehrlich. Wir brauchen neben der Sprachübung die Sprachlehre. Wir müssen das Kind anleiten, die Spracherscheinungen genau ins Auge zu fassen, und können dafür eine gewisse Zahl grammatischer Begriffe nicht entbehren. Wir müssen auch hier und da zu Regeln unsere Zuflucht nehmen, um dem Kinde eine Krücke zu geben, mit deren Hilfe es Unsicherheiten im Sprechen und Schreiben überwindet. Wir müssen das Neue, das ihm die hochdeutsche Schulsprache, der schriftliche Ausdruck bietet, mit möglichst vielen Ketten an sein Inneres befestigen, also nicht bloß durch praktische Übung, sondern auch durch denkende Betrachtung, begriffliche Festsetzung.

Dieser Zweck der Sprachlehre ist in neuerer Zeit immer klarer erkannt worden. Es sind folgende Forderungen daraus hervorgegangen: 1. Das grammatische System ist möglichst zu beschränken und zu vereinfachen. 2. Das Hauptgewicht ist auf die Übung im richtigen Sprechen und Schreiben zu legen. Was dieses nicht fördert oder das Sprach-

verständnis erleichtert, gehört nicht in die Volksschule. 3. Die Sprachlehre muß stets von der Sprache ausgehen, die das Kind spricht, also auch die Mundart berücksichtigen. Es sind neben und nach Hildebrand Albert Richter, Nowack, Kern, Dörpfeld, Kahnmeyer und Schulze, die das Verdienst haben, diesen Sätzen in weiten Kreisen Anerkennung verschafft zu haben.

Eine Ergänzung der herkömmlichen Sprachlehre durch die Wortkunde oder Onomatik hat unter anderen schon Dörpfeld für unerläßlich erklärt. Er hält diesen Teil der Sprachlehre „für das Sprachverständnis wie für die Bildung überhaupt" für weit fruchtbarer als die Grammatik, zumal in der Volksschule („Zwei dringliche Reformen", 2. Aufl., 1884, S. 24). Mit großem Nachdruck hat Rudolf Hildebrand die Erschließung des Wortinhalts gefordert und an einer Reihe von Beispielen gezeigt, wie er sich die Ausführung in der Praxis denkt. Ich habe bereits im vorigen Abschnitte darauf hingewiesen, daß die Wortkunde besonders bei Behandlung des Lesebuchs zu pflegen ist. Auch der Sachunterricht muß auf Schritt und Tritt Wortkunde treiben. Die Sprachlehre hat diesen Unterricht dadurch zu unterstützen, daß sie gewisse Begriffe, wie Stamm, Endung, Vorsilbe, Verwandtschaft der Wörter, entwickelt und klärt, daß sie den Sinn für Wortverwandtschaft durch Zusammenstellung von Wortfamilien pflegt und von Zeit zu Zeit Reihen von Erscheinungen unter bestimmte Gesichtspunkte bringt (bildliche Redewendungen, altertümliche Ausdrücke, Schallnachahmungen u. dergl.). Überhaupt fällt der Sprachlehrstunde die Aufgabe zu, den wortkundlichen Stoff, der in andern Stunden erarbeitet worden ist, zu ordnen, zu sichten und einzuprägen. Die Führung eines besonderen Wörterheftes, wie Dörpfeld will, scheint dazu unentbehrlich zu sein.

Neuerdings ist Oberschulrat von Sallwürk lebhaft für den Ausbau dieses Teils des Sprachunterrichts eingetreten. (Vergl. Die formalen Aufgaben des deutschen Unterrichts. Langensalza, 1895.) Er nennt ihn „Idiomatik" und stellt ihm die Aufgabe, „den Vorstellungskreis des Schülers nach der sprachlichen Seite hin (zu) erweitern, welcher die sachliche Erörterung nicht ohne weiteres gerecht werden kann. Bringt der Sachunterricht das zusammen, was man an den Dingen wahrnimmt, so fügt der idiomatische Sprachunterricht hinzu, was man von den Dingen sagt" (S. 26 flg.). von Sallwürk unterscheidet 1. das Lehrstück oder „die Durcharbeitung eines konkreten Falles der Regel oder des Satzes" (Herbarts Stufe der Klarheit), 2. die Erweiterung, bei der der Schüler über den einzelnen Fall hinausgeführt, an Verwandtes erinnert wird (Herbarts Stufe der Association), 3. das Ergebnis (Herbarts Stufe des Systems). Die Idiomatik findet ihre

Stelle bei der Erweiterung, „weil das Formale immer zur Aufhellung des Sachlichen dienen muß und weil bei dieser Anordnung die Hauptsache, d. i. eben das Sachliche, durch alle didaktischen Stufen hindurch maßgebend und leitend bleibt" (S. 25 flg.). Auf dieser Stufe soll der idiomatische Unterricht nicht bloß gelegentlich betrieben werden, sondern von Sallwürk fordert eine „breite und besondere Behandlung" (S. 28). Ist z. B. im Sachunterrichte vom Schiffe gesprochen worden — von Sallwürk nimmt an, in der Erzählung von Robinson —, so läßt der Lehrer bei der Erweiterung zunächst alles angeben, was die Kinder vom Schiffe wissen. Im idiomatischen Unterrichte wird sodann, am besten in Form einer Erzählung, das Schiff von unten an aufgebaut. Dabei lernt das Kind die Ausdrücke Kiel, Rumpf, Verdeck u. s. w. kennen. Dann wird das Schiff „vom Stapel gelassen", es wird auf seiner Fahrt begleitet, bis es „Schiffbruch erleidet". Es sind alle dem Verständnis des Kindes zugänglichen Ausdrucksmittel und Wendungen zu berücksichtigen (S. 30). Um das Verständnis der Abstrakta vorzubereiten, „muß der ganze große Kreis der Synonymik erschöpft werden" (S. 37). Bei bildlichen Ausdrücken muß man den „zu Grunde liegenden unbildlichen Gegenstand und Vorgang in der Vorstellung sich wiederholen lassen" (S. 38). Außer der sachlichen ist auch die sprachliche Verwandtschaft der Wörter zu benutzen: Wortfamilien sind zu behandeln, die Bedeutung ist durch Zurückgehen auf den Stamm aufzuhellen. — Gleichfalls auf die Stufe der Erweiterung gehören nach von Sallwürk Phonetik und Schematik. Unter dieser versteht er alles das, was man sonst als Wort- und Satzlehre bezeichnet.

Den umfassendsten praktischen Versuch, die gesamte Sprachlehre an den Sachunterricht anzuschließen, haben neuerdings Hache und Prüll gemacht. In ihrem dreibändigen Werke „Der gesamte Sprachunterricht in der Volksschule im Anschluß an den Sachunterricht" (Dresden, 1895) bieten sie Aufsätze aus allen Sachgebieten und verbinden damit Worterklärungen (Idiomatik), Sprach- und Sprechübungen (Phonetik und Schematik). Vom zweiten bis vierten Schuljahre stellen sie die sachunterrichtlichen Aufsätze vor allem in den Dienst der Rechtschreibung. Der Unterschied zwischen ihnen und von Sallwürk besteht hauptsächlich darin, daß dieser den formalen Sprachunterricht unmittelbar an den mündlichen Sachunterricht anschließen will, jene aber das Mittelglied des Aufsatzes einschieben, und daß von S. den idiomatischen Unterricht anders betrieben haben will. — „Materialien zu einer elementaren Onomatik und Phraseologie" veröffentlichte Gustav Rudolph (Dr. Rudolf Schubert) in seiner „Wortkunde im Anschluß an den Sachunterricht" (Leipzig 1898). Er geht von dem Gedanken aus, man müsse bei Bildung des kindlichen

Wortschatzes von dem ausgehen, was uns im Leben entgegentritt, worauf wir bei Schritt und Tritt wieder stoßen können; das ist so eigentlich der Stoff, an dem der Geist zu üben ist, der aber auch die Gewähr in sich birgt, daß die Erinnerung an die daran geknüpften Belehrungen öfters wieder auftaucht und die Erfolge so dauernde werden (S. IV). Darum giebt Rudolph wortkundliche Stoffe im Anschluß an erdkundliche Begriffe, wie Berg, Thal, Ebene, und an gesellschaftskundliche wie gehen, stehen, sitzen, schneiden, mahlen. Sein Buch entspricht durchaus Hildebrandschen und Sallwürkschen Gedanken und ist ein wertvolles Hilfsmittel, um Sach- und Sprachunterricht in natürliche Verbindung zu bringen. Wenn dies noch immer trotz solcher Hilfsmittel nicht in wünschenswertem Maße geschieht, so liegt das an der leidigen Überschätzung des Wissens und der daraus folgenden Überfülle der Lehrpläne, die zur Berücksichtigung des sprachlichen Ausdrucks, zur Bereicherung des Wortschatzes nicht genügend Zeit lassen.

Der Wunsch, der Sprachlehre mehr Inhalt zu geben, zeigt sich auch deutlich in dem Streben nach Sprachganzen. „Diktate in Aufsatzform" zur Einübung der Rechtschreibung hat in größerem Umfange wohl zuerst A. Kleinschmidt geboten (Leipzig, 1887). Derselbe veröffentlichte dann „Deutsche Sprachlehre auf Grundlage von Sprachstücken in Aufsatzform" (Leipzig 1889). Der amtliche Lehrplan für einfache Volksschulen des Königreichs Sachsen sagt: „Die Diktate sind so auszuwählen oder zu bilden, daß sich ihr Inhalt dem Unterrichtsstoff anschließt und in ihrer Form solche Spracherscheinungen zum Ausdrucke kommen, welche vom Schüler bereits erkannt und in Regeln gefaßt worden sind." Werden in diesen Worten auch nicht geradezu Diktate in „Aufsatzform" gefordert, so lag es doch nahe, sie in dieser Form zu bieten, um die Beziehung auf den „Unterrichtsstoff" in der ganzen Sprachübung festzuhalten. Seitdem sind sowohl für Rechtschreibung, als auch für Grammatik mehrere Hilfsmittel erschienen, die dem Lehrer für beide Gebiete Sprachganze zur Verwendung anbieten, so von Ernst Hesse (Diktate in Aufsatzform mit Verknüpfung der Unterrichtsstoffe, 3 Hefte; Grammatische Arbeiten in Aufsatzform, 3 Hefte, Dresden 1896) und Paul Th. Hermann (Diktatstoffe I. zur Einübung und Befestigung der deutschen Rechtschreibung; II. zur Einübung und Befestigung der deutschen Satzlehre, 3. u. 2. Aufl., Leipzig 1898 u. 1899).

Die genannten drei Werke (von Kleinschmidt, Hesse, Hermann) bieten eine Fülle von Diktierstoffen, von denen der Lehrer nur einen geringen Teil wird verwenden können. Denn immer mehr dringt die Ansicht durch, daß Diktate mehr (oder ausschließlich) zur Prüfung zu verwenden seien als zur Übung. von Sallwürk redet von ihnen nur,

„um unsere Schulen von dieser öden Placerei zu erlösen" (a. a. O. S. 51). Er will an Stelle des Diktierens für den „konventionellen Teil" der Rechtschreibung das verständige Abschreiben setzen. Zu einem ähnlichen Schlusse kommt W. A. Lay in seinem „Führer durch den Rechtschreib-Unterricht" (Karlsruhe, 1897).[1]) Lay hat mit Volksschülern und Seminaristen eine große Anzahl von Versuchen angestellt, um den Wert der herkömmlichen Rechtschreib-Übungen festzustellen. Auf Grund dieser Versuche urteilt er: „Das Diktieren wird vom Lesen um das Dreifache, vom Abschreiben um das Sechsfache übertroffen. Es kann nur als Prüfungsmittel Anwendung finden, und als solches erfüllt es vollkommen seine Aufgabe" (S. 174). Positiv gelangt Lay zu der Forderung: „Begriffsvorstellung, Sprech- und Schreibbewegungsvorstellung eines Wortes müssen in eine möglichst feste Association treten, d. h. die Bedeutung, die Aussprache und das Schreiben des Wortes müssen möglichst gleichzeitig auftreten und im Unterricht als Einheit aufgestellt und behandelt werden" (S. 160 flg.). Es ist also eine innige Verbindung von Form und Inhalt, die sich auch bei Lay als Kernpunkt ergiebt. Das ist um so beachtenswerter, als Lay auf ganz anderem Wege, nämlich durch psychologische Versuche und Verwertung der physiologischen Psychologie, zu diesem Satze gelangt ist. Lays methodischen Forderungen für den Rechtschreib-Unterricht dürfte in der Praxis etwa das von Hache angegebene Verfahren entsprechen (Der gesamte Sprachunterricht u. s. w., I. Teil).

Daß die Sprachlehre an den Sachunterricht anzuschließen sei, kann nur dann als allgemeingültiger Satz anerkannt werden, wenn man zum Sachunterrichte auch die Behandlung des Lesebuchs rechnet. Wird der Sprachformenunterricht an das Lesebuch angeschlossen, so ergiebt sich der — auch durch Lays Versuche bestätigte — Vorteil, daß der Auffassung der Form durch das Lesen bereits vorgearbeitet worden ist. Sie ist dem Kinde durch Auge und Ohr, wenn auch flüchtig, nahe gebracht. Ist bei Anknüpfung an den Sachunterricht i. e. S., an die sogenannten Realien, die Auffassung des Sprachinhalts erleichtert, so bei der Anknüpfung an das Lesebuch die der Sprachform. Darum wird man keine der beiden Grundlagen verwerfen dürfen. Für den Lehrer ist, wie mir scheint, die Anknüpfung an das Lesebuch das Leichtere, da er hier einen bestimmten Stoff vor sich hat. Indes ist zu bemerken, daß von dieser Anknüpfung Dr. Friedrich Otto 1863 urteilte: „Da die Anknüpfung der Grammatik in befriedigender Weise nur geschickten Händen

1) Vergl. die Kritik in Heft 4 des II. Bandes der „Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der päd. Psychol. und Physiologie" von Schiller und Ziehen (Berlin, Reuther & Reichard).

und einer sorglichen Vorbereitung gelingt, so hat sie allezeit viel Gegner gefunden, und man zieht es vor, dem grammatischen Unterrichte statt des Lesebuchs eine geordnete Sammlung von Beispielen, hauptsächlich unserem Sprichwörterschatze entnommen, zu Grunde zu legen" (Kehrs Geschichte der Methodik, 2. Aufl., I, S. 386). Daß wir heutzutage etwas suchen, was den Gesetzen der Geistes- und Sprachentwickelung in einer Hinsicht noch mehr entspricht, als die Anknüpfung ans Lesebuch, aber auch noch schwieriger ist, beweist, daß wir im pädagogischen Denken fortgeschritten sind. Aber die Praxis hält dabei nicht gleichen Schritt, wie es scheint. Ottos Bedenken müssen noch heute erhoben werden. — An das Lesebuch schließen neuerdings den gesamten Sprachformenunterricht an unter anderen Gustav Rudolph (Der Deutschunterricht in ausgeführten Lehrproben. 2 Teile, Leipzig 1889 und 1890), Ferdinand Münch (Der Unterricht im Deutschen in der Volksschule, Köln 1893), Dr. H. Göhl (60 Volksschulaufsätze als Ergebnis je 14tägiger Lese-, Rede-, Aufsatz-, Sprachlehre- und Rechtschreibübungen. Angeschlossen an Lesestücke aus den Jütting-Weberschen Lesebüchern, Meißen 1893).

Allen erwähnten Bestrebungen gemeinsam ist die Forderung, daß der orthographisch-grammatische Unterricht nicht ein Spiel mit leeren Wortformen sein dürfe, sondern jederzeit die entsprechenden Vorstellungen wachrufen müsse. Man darf die Wörter nicht bloß um ihrer Form, ihrer Vorsilbe, Endung, Schreibung willen gebrauchen, die Sätze nicht bloß nach einer bestimmten Formel bilden lassen, sondern immer und immer wieder muß der Blick des Kindes auf den Inhalt gelenkt werden. Auch der Sprachformenunterricht ist eben Sprachunterricht, d. h. er hat es mit der Erweiterung und richtigen Verwendung des Sprachschatzes zu thun. Aber immer wieder muß auch mit Nachdruck gefordert werden: Die Sprachformen müssen gründlich geübt werden. Wenn W. A. Lay (a. a. O. S. 158) findet, „daß die Schreibbewegungsvorstellung beim Rechtschreiben die wichtigste Vorstellung ist", so darf man ohne weiteres behaupten: Die Ausbildung der Sprechbewegungsvorstellung ist für das richtige Sprechen die Hauptsache. Nur die Wortformen, Wortverbindungen, an die das Kind gewöhnt ist, die seine Sprechwerkzeuge mechanisch erzeugen, wird es, sich selbst überlassen, hervorbringen. Spricht es beim Eintritt in die Schule: „Gieb mich dem Federkasten!", so muß es das Wort geben solange in richtiger Verbindung hören und sprechen, bis ihm diese zur Gewohnheit geworden ist. Daß das nicht auf einmal, etwa in einer Stunde zu schaffen ist, ist nur zu natürlich, verdient aber hervorgehoben zu werden. Um eine Gewöhnung abzugewöhnen, gehört dauernde, beharrliche Einwirkung. Bei der Übung aber muß Abwechselung, Vielerlei der ergänzenden Wörter eintreten. Alle möglichen dem Kinde bekannten Be-

zeichnungen für Personen und Dinge müssen gebraucht werden. „Ohne Variation, ohne Vielerlei in Sätzen und Worten ist keine Sprachübung möglich", sagt O. Willmann (Päd. Vortr., Leipzig, 3. Aufl., 1896, S. 114 [1]). Bei jedem einzelnen Übungsworte oder -satze die Vorstellung des Inhalts besonders zu wecken, ist nicht möglich. Wir müssen dem regsamen Kindesgeiste vertrauen, daß er es bis zu einem gewissen Grade selbständig thut, und wir dürfen es, wenn der Unterricht im allgemeinen anregt, mit Sachvorstellungen zu arbeiten und nicht mit Wörtern zu klappern. Es muß immer auch einmal die ganze Aufmerksamkeit des Kindes auf die Form gelenkt werden, um Gewöhnung an das Richtige zu erzeugen.

Für jeden Sprachlehrer bleibt demnach die Aufgabe bestehen, deren Lösung er in jeder Stunde versuchen muß: den Sprachinhalt zu seinem Rechte kommen zu lassen, ohne die Sprachform zu vernachlässigen. Diese zu üben erfordert aber Zeit, und darum sucht die Methodik gegenwärtig noch eine andere Frage zu beantworten: Wie ist der Stoff der Sprachlehre zu Gunsten der Sprachübung zu beschränken? Nowack, Kern, Kahnmeyer und Schulze sind in dieser Hinsicht bahnbrechend gewesen. Am weitesten ist wohl El. Scheiblhuber in der Forderung der Beschränkung gegangen. Er verlangt z. B. in der Wortlehre nur Kenntnis von drei Wortarten: des Artikels, Substantivs und Fürworts (Der Sprach-Unterricht in der Volksschule nach dem psychol. Verlaufe der Sprachaneignung, Straubing 1893, S. 93), führt dann aber (S. 97) als Lehrstoff auch Übungen mit Präpositionen, Adjektiven und Verben auf. Wenn aber mit den Kindern derartige Übungen angestellt werden, kann man von ihnen auch die (deutschen) Namen dieser Wortarten merken lassen. Man darf auch nicht allzu ängstlich in dieser Hinsicht sein. Vermeide ich den Namen, brauche aber die Sache, so bin ich oft zu Umschreibungen genötigt, und statt der erstrebten Beschränkung des Stoffes tritt eine Erschwerung und Verbreiterung des Unterrichts ein.[2]) Auch von Georg Heydner dürfen wir Beiträge zur Beschränkung des grammatischen Stoffes erwarten. Er verheißt sie in seiner Schrift „Die theoretischen Grundlagen des Lesebuches" (Leipzig, Klinkhardt, 1895, S. 29 Anm.).

---

1) „Nötig sind dazu freilich Beispiele, deren Inhalt den Schüler wirklich interessiert, am liebsten aus seinem eigensten Leben, denn bei Gelegenheit etwa andere Kenntnisse mit einprägen zu wollen ist ein Mißgriff, der die Aufmerksamkeit ablenkt, statt sie auf den einen Punkt zu sammeln." Hildebrand a. a. O. S. 19.

2) Vergl. Ernst Lüttge, Beiträge zur Theorie und Praxis des deutschen Sprachunterrichts (Leipzig 1899), 9. Die grammatischen Fachausdrücke in der Volksschule (S. 133—145).

IV.

Man hat lange Zeit gemäß einem Worte, das meines Wissens von Eisenlohr stammt, die Aufsatzhefte als das Gesicht der Schule bezeichnet. Nachdem man aber so viele geschminkte Gesichter gesehen hat, glaubt man heutzutage nicht mehr recht an die Wahrheit jenes Wortes. Mindestens steht fest, daß die Aufsatzhefte vielfach wohl ein Bild von dem Fleiße des Lehrers geben, nicht aber von dem Standpunkte der ganzen Schule oder von der Fertigkeit der Schüler im freien schriftlichen Ausdrucke. Auch im Aufsatzunterrichte macht sich daher, angeregt durch Hildebrand, die Herbartianer, Schießl und Stempfl u. a., gegenwärtig ein Streben nach Verbesserung bemerkbar. Und auch dabei ist die Frage, wie der Sprachinhalt mit der Sprachform zu vereinigen sei, die Grundfrage.

Das Ziel des Aufsatzunterrichts kann kein anderes sein, als dieses: Befähigung des Schülers zum freien schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken. Dabei braucht man sich nicht an den Ausdruck „seiner Gedanken" zu stoßen. Daß vierzehnjährige Schüler nicht eigene, neue Gedanken erzeugen, bedarf keines Beweises. Wohl aber haben sie eigene Gedanken, und beim Austritte aus der Schule sollen sie so weit sein, diese Gedanken in sprachrichtiger Form niederschreiben zu können. Ziemlich allgemein ist heutzutage wohl die Erkenntnis, daß dies Ziel nur erreicht werden kann, wenn der Aufsatzstoff sich aus dem Gesamtunterrichte ergiebt. In der Theorie wenigstens ist man darüber einig, daß der Aufsatzunterricht, um mit Supprian zu reden, nicht wie ein „Einspänner mit Scheuklappen" neben dem übrigen Unterricht einhergehen darf. „Aller stilistische Unterricht hat dem Konzentrationsprinzip gemäß in erster Linie der Lektüre und sodann ferner den Stoffen des Sachunterrichts einschließlich des im Unterrichte verwerteten Selbsterlebten nachzugehen und in dieser Anlehnung die wirksamste Stütze für sein Gedeihen zu suchen." So Pickel in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik (I, S. 635). Zu einem ähnlichen Schlusse kommt Dr. Wohlrabe in seiner Schrift „Die Stellung des Aufsatzes im Gesamt-Unterricht" (Halle a. d. S., 1892). Daß aber die Aufsatzsammlungen, die Sprachhefte mit Stilübungen noch immer zahlreicher werden und noch immer Abnehmer finden, beweist, daß die Praxis auch hierin hinter der Theorie zurück ist.

Von Einfluß auf die Auswahl der Aufsatzstoffe ist in neuerer Zeit namentlich auch der Leipziger Schuldirektor Dr. Friedrich Sachse gewesen. Er kann der bedeutendste Schüler Hildebrands auf diesem Gebiete genannt werden. Hildebrand hatte alle moralisierenden und philosophierenden Themen verworfen, desgleichen Aufgaben aus dem Sachunterrichte, deren Lösung für den Schüler nur eine „Gedächtnisprobe" ist. „Ja", fährt er dann fort, „wenn man an dem realen Stoffe irgend eine

Seite, einen Punkt finden kann, von dem anzunehmen ist, daß er den Schüler zum Selbstdenken angeregt hat, so daß seine eigenen Gedanken zu Tage kommen! Die Schüler denken und fühlen aber bei allem, das sie gelehrt bekommen, etwas Eigenes in sich, und in diesen stillen Gefühlen und Gedanken, die neben denen des Lehrers heimlich nebenher laufen, sitzt das Ich des Schülers, das zu bilden ist, darin sitzt die Zukunft des Schülers, und da hinein zu greifen mit ordnender Hand, das ist die höchste Aufgabe des Lehrers. Das und das allein ist auch die wahre Aufgabe der Stilübung: erst den eigenen Inhalt der Schülerseele herauszulocken und daran die Form zu bilden; jeder andere Weg hat etwas von dem Sprachunterricht, den man Papageien giebt." (Vom deutschen Sprachunterricht S. 54 flg.[1]) Demgemäß fordert Sachse: „Die Wahl der Themen ist natürlich von besonderer Wichtigkeit; bloße Reproduktionen naturwissenschaftlicher, geschichtlicher und geographischer Stoffe fördern den angedeuteten Zweck nicht. Beim deutschen Aufsatz soll das Kind sich nicht lediglich erinnern, was und wie es der Lehrer gesagt hat, sondern es soll darüber nachsinnen, wie es die Gedanken, die es in sich dunkel fühlt, zum möglichst klaren und schönen Ausdrucke bringt. Die Themen müssen daher so beschaffen sein, daß es Eigenes dabei denken kann, und sein Denken muß durch Andeutungen in die rechte Bahn gebracht werden." (Zur Schulreform. Leipzig, 1891, S. 113.) Eine weitere Ausführung dieses Gedankens bot er in seiner Schrift: „Zum Aufsatzschreiben in der Volksschule. Anregungen und Gesichtspunkte" (Leipzig, 1898). Von Sachse beeinflußt, veröffentlichten die Leipziger Lehrer Dietel und Göhler „Aufsatzstoffe für die Volksschule. In Themen, Skizzen und ausgeführten Arbeiten" (Leipzig, 3. Aufl., 1900). Dies Büchlein, das die Feststellung der Form im allgemeinen der gemeinsamen Arbeit von Schüler und Lehrer überläßt und diesem nur bei Wahl und Gestaltung der Themen ein Führer, bei ihrer Bearbeitung ein Helfer sein will, verdient bei weitem den Vorzug vor den üblichen Aufsatzsammlungen.

Werden die Aufsatzthemen im Anschluß an die Stücke des Lesebuchs gewählt, so muß doch für sie dasselbe gelten, was für die Themen aus dem Sachunterrichte gefordert wurde: sie müssen den Schüler nötigen, bis zu einem gewissen Grade Eigenes niederzuschreiben. Das ist z. B. nicht der Fall bei der Umwandlung von Poesie in Prosa. von Sallwürk nennt das die „abgeschmackteste Schreibübung"; „denn hier soll der Schüler sein besonderes Bemühen darauf richten, etwas Schlechteres zu-

1) Vergl. auch den Hildebrandschen Aufsatz „Die Stilübung als Kunstarbeit", Ges. Aufs. u. Vortr. S. 127—135.

wege zu bringen, als sein Muster dargeboten hat" (a. a. O. 34). Auch Dr. Gustav Wendt verwirft derartige Aufgaben für die unteren Gymnasialklassen (Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts, München, 1896, S. 102) und will sie nur als freiere Umarbeitungen zulassen, z. B. auf die Fragen: Was hat Roland schon erlebt, ehe ihn Frau Bertha in die Stadt schickte? Wie wird Möros in Versuchung geführt und wie besiegt er sie? Jedenfalls sind zu verwerfen die Inhaltsangaben in Form der Berichterstattung: Das Gedicht versetzt uns — Dieser Abschnitt erzählt uns u. s. w. Eine solche Darstellung ist durchaus unkindlich; das Kind soll aus der Sache heraus schreiben, nicht über eine Sache altklug reflektieren oder gar kritisieren. Auch den „Nachahmungen von Gelesenem" kann von Sallwürk keinen Geschmack abgewinnen. Die neueren Werke von Rudolph und Göhl (s. III!), die die Aufsätze aus dem Lesestoffe gewinnen, bemühen sich im allgemeinen, Themen im Sinne Hildebrands und Wendts zu bieten.

Die Sorge für den Stoff ist zwar beim Aufsatzunterrichte die wichtigste, aber nicht die einzige. Soll das Kind niederschreiben können, was seine Seele bewegt, so muß es auch Herr der Form sein. Was gehört dazu? 1. Es muß seine Vorstellungen in Worte kleiden können. Es muß also einen angemessenen Wortvorrat besitzen und im stande sein, aus ihm die richtigen Wörter auszuwählen. 2. Es muß diese Wörter richtig schreiben können, wozu die Vorbedingung ist, daß es sie richtig spricht. 3. Es muß im stande sein, die Wörter richtig aneinanderzufügen. 4. Es muß die einzelnen Gedanken überschauen, so daß es sie in richtige Verbindung und richtige Reihenfolge zu bringen vermag. Überblickt man diese Reihe, so wird klar, daß man allen Grund hat, den Aufsatz als Krone, als Frucht des gesamten Unterrichts anzusehen. Wird das aber anerkannt, so folgt daraus unmittelbar zweierlei: 1. der eigentliche Aufsatzunterricht darf nicht zu früh beginnen; 2. er muß sorgfältigst vorbereitet werden, damit der Schüler nach und nach die formellen Schwierigkeiten überwinde.

Was den Anfang des Aufsatzunterrichts, d. h. den Zeitpunkt anlangt, wo man von dem Schüler schriftliche Niederlegung eigner Gedanken verlangen kann, so greift nach meiner Überzeugung Sachse viel zu tief, wenn er ihn schon in das dritte Schuljahr verlegt (a. a. O. S. 113). Sachse, so scheint mir, kann die Erfahrung, auf die er sich bei dieser Behauptung sicherlich stützt, nur in sehr günstigen Schulverhältnissen gemacht haben. Dr. Gustav Wendt behauptet a. a. O., daß von eigentlichen Aufsätzen auch in Quarta noch gar nicht die Rede sein könne. Und in Volksschulen, deren Schüler im Durchschnitt sprachlich weit ärmer und unbeholfener sind als Gymnasiasten oder Realschüler, sollte man sie schon

im dritten oder vierten Schuljahre erreichen? Nach meiner Ansicht sind die schriftlichen Übungen, die im dritten und vierten, wohl auch noch im fünften Schuljahre möglich und notwendig sind, nicht als Aufsätze zu bezeichnen. Sie müssen im wesentlichen den Zweck haben, die oben erwähnten formellen Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Daß sie in Form von Aufsätzen, als Sprachganze auftreten, macht sie noch nicht zu Aufsätzen. Sie sind eben nichts anderes als Aufschreibeübungen, Niederschriften von Sätzen, die nach Form und Inhalt dem Schüler eingeprägt sind oder für die ihm beides durch Fragen und Stichwörter gegeben ist. Das Hauptmerkmal des Aufsatzes, die freie Wahl der Form, um auszudrücken, was gedacht und gefühlt wird, fehlt. Solche Aufsätze kann man meines Erachtens nur von Kindern des sechsten bis achten Schuljahres erreichen. Auf dieser Stufe sollte der Aufsatz in diesem Sinne aber auch mit dem größten Nachdrucke gepflegt werden. Die orthographischen Übungen, namentlich die Diktate, die Schönschreibeübungen, sollten nun nur noch ab und zu nötig sein. Weil man in der Mittelstufe sich an unerreichbaren Zielen abmüht und das für diese Stufe Notwendige und Nützliche hintenansetzt, geschieht es noch bis auf den heutigen Tag, daß auch in der Oberstufe der Aufsatz wörtlich eingeprägt, im Entwurfe vom Lehrer verbessert und dann „ins Reine" geschrieben wird. Das giebt dann manchmal ganz hübsche Gesichter der Schule, aber welchen Gewinn hat das Kind fürs Leben? Die Entschuldigungszettel, die uns die Eltern schicken, zeigen ihn und klagen uns an. Auf der Oberstufe sollten die meisten Kinder dahin kommen, daß sie, wenn sie Stoff in Fülle besitzen, ein darauf bezügliches Thema einigermaßen frei und gewandt bearbeiten. Bekanntschaft, Vertrautheit mit dem Stoffe, ein Von-ihm-ergriffensein ist immer die Voraussetzung. Sehr richtig sagt von Sallwürk hierüber: „Der Schüler braucht viel mehr Stoff für seine Ausarbeitungen, als er wirklich verarbeitet; er muß durchaus aus dem Vollen schöpfen können. — — Der gesittete Mensch setzt so viel Nahrung auf seinen Tisch, als er für einmal zu sich nehmen kann; das Raubtier reißt einen ganzen Ochsen nieder, verzehrt, was es gerade erraffen kann, und läßt den größten Teil der Beute unbenutzt liegen. So machen es unsere kleinen Stilisten auch, und wir können ihnen vorerst nichts andres lehren" (a. a. O. S. 32).

Von diesem Standpunkte aus ist mit Freuden ein Büchlein zu begrüßen, das im Jahre 1897 aus dem Verlage von Ernst Wunderlich in Leipzig hervorgegangen ist: „Der stilistische Anschauungsunterricht. Anleitung zu einer planmäßigen Gestaltung der ersten Stilübungen auf anschaulicher Grundlage. Von Ernst Lüttge". Der Verfasser fordert eine Arbeitsteilung in der Weise, daß „die sprachliche Gewandtheit, also

das eigentliche stilistische Moment, im Mündlichen erstrebt wird, während die schriftlichen Übungen sich darauf beschränken müssen, die äußeren Bedingungen der schriftlichen Mitteilung, die Vertrautheit mit der schriftlichen Form zu vermitteln". Er findet den „Schwerpunkt aller Stilbildung in der Pflege der mündlichen Rede" (S. 18) und behauptet, daß das Ohr „der eigentliche Sprachsinn, der natürliche Wächter der Sprachgesetze" sei. „Das Stilgefühl zieht aus ihm den besten Teil seiner Kraft." Als Anschauungsstoff sieht Lüttge die Stücke des Lesebuchs an. Bei ihrer Behandlung soll der Lehrer den einzelnen Ausdruck betrachten lassen — Wortkunde treiben —, aber auch auf den einzelnen Satz, die Verbindung der Sätze, die Gedankenfolge des Kindes Blick lenken. Lüttge hat eine größere Anzahl von Beispielen für solche stilistische Betrachtung von Lesestücken geboten. Er läßt ihnen stets mehrere Aufgaben zu schriftlichen Aufsatzübungen folgen. Da das ganze Buch vor allem die Mittelstufe im Auge hat, so würde es meines Erachtens mehr im Einklange mit der vorhin angedeuteten „Arbeitsteilung" stehen, wenn diese Aufgaben zu mündlicher Verarbeitung bestimmt wären. Es würde auch dem entsprechen, was Lüttge S. 18 schreibt: „Solange sie (die Kinder) mit den Regeln der Orthographie, Grammatik und Stilistik auf fortwährendem Kriegsfuß stehen, müssen Aufsatzübungen, bei denen den Schülern Selbständigkeit sowohl in Gewinnung der Gedanken als auch in der sprachlichen Formulierung derselben zugemutet wird, stets mißlingen, weil die Aufmerksamkeit fortwährend zwischen Form und Inhalt geteilt ist und daher nach keiner Seite hin etwas Ganzes geleistet wird." Mit von Sallwürk stimmt Lüttge besonders darin überein, daß er durch sorgfältigen Betrieb der Wortkunde dem Kinde zu einem Reichtum an Ausdrücken und zur Herrschaft über dieselben verhelfen will. von Sallwürk verwirft dagegen den Anschluß an das Lesebuch und fordert stete Verknüpfung mit dem Sachunterrichte (Vergl. u. a. S. 34 Anmerkung der angeführten Schrift[1]).

von Sallwürk würde daher vielleicht mehr Beifall einer andern kleinen Schrift zollen, die gleichfalls Beachtung verdient: „Schriftliche Übungen für den täglichen Gebrauch in den vier ersten Schuljahren. Eine Vorschule zu jeder Aufsatzsammlung von C. Reim" (Breslau 1896). Schon der Titel zeigt, daß hier der Gedanke, den Aufsatzunterricht vorzubereiten, maßgebend gewesen ist. Reim bietet im I., wichtigsten Teile „Zusammenhängende Gedankenreihen". Den Stoff dazu nimmt er aus dem nächsten Anschauungskreise des Kindes und aus der Heimatkunde:

---

1) Alle Zweige des Deutschunterrichts behandelt Lüttge in seinen „Beiträgen zur Theorie und Praxis des deutschen Sprachunterrichts" (Leipzig 1899).

„Welche Schulsachen ich habe. Was hast du in der Schule gelernt? Unser Stundenplan. Wie sich die Tiere verteidigen. Der Nutzen der Haustiere. Der Garten im Winter. Wie das Haus gebaut wurde" u. dergl. Solche Themen oder vielmehr Zielpunkte führen zu Stoffen, an denen die Kinder einige sachlich zusammenhängende Sätze schreiben lernen. Dabei wird der notwendige Stoff aus der Grammatik und Rechtschreibung eingeübt. Bei der Aufgabe „Unser Stundenplan" z. B. lernen die Kinder Wörter mit pf, Pf, B kennen, bei der Aufgabe „Wie sich die Tiere verteidigen" üben sie die Verhältniswörter mit, zu, bilden die Mehrzahl, den Wenfall u. s. f. Der II. Teil des Reimschen Büchleins bietet Beschreibungen und Erzählungen, an denen allerlei Umbildungen formaler Art vorgenommen werden sollen. Auch hier, wo es sich um Vorbereitung des Aufsatzunterrichts handelt, muß noch einmal auf das Hache-Prüllsche Werk, namentlich auf seinen I. Teil, hingewiesen werden.

Die Herbartianer machen den Aufsatz zum Mittelpunkte des Deutschunterrichts, indem sie an ihn alle formalen Übungen anschließen. Theoretisch ist diese Methode neuerdings in Reins Encyklopädischem Handbuche (I S. 632 flg.) dargestellt worden, praktische Beispiele bieten die „Schuljahre", sowie die mehrfach angeführten Schriften von Rudolph und Göhl. Die Auffassung des Aufsatzes, die wir bei Hildebrand, Sachse, von Sallwürk fanden, führt zu einer andern Methode. Nicht am Aufsatze lernen die Kinder orthographisch und grammatisch richtig schreiben, sondern erst wenn sie durch Sachunterricht, Behandlung des Lesebuchs, mündliche und schriftliche Sprachübung in der mündlichen Rede und im Gebrauche der schriftlichen Formen genügend geübt sind, können sie Aufsätze machen. Was sie bis dahin schreiben, sind keine Aufsätze, darum soll man es auch nicht so nennen. Bei dem Unterrichtsgange der Herbartianer liegt die Gefahr nahe, daß der Aufsatz in ähnlicher Weise zu grammatischen Zwecken gemißbraucht werde wie das Diktat zu orthographischen, wenn man es benutzt, um Fehler hervorzurufen, wie H. Schiller sagt (von Sallwürk a. a. O. S. 51).

Für den Betrieb des Aufsatzunterrichts auf der Oberstufe scheint die „darstellende Methode" eine Zukunft zu haben. Sie ist in hohem Grade geeignet, eine Fülle von Vorstellungen wachzurufen, so daß, wenn der formale Sprachunterricht seine Aufgabe genügend gelöst hat, der Schüler im stande ist, nach von Sallwürks Ausdruck „aus dem Vollen zu schöpfen". Ich verweise in dieser Hinsicht auf das im II. Abschnitte bei Besprechung des Achenbachschen Buches Gesagte.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. 13, S. 64flg. (Neue Wörter.)

a) Zu großmächtlich.

In einem Aufsatze der Bonner Zeitung über den Friedens-Antrag des russischen Kaisers hieß es (am 1. September 1898): „Verschiedenartig ist der Charakter der großmächtigen Heere", also doch wieder die alte Form.

b) Zu offensichtlich.

In R. Wossidlos „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen" heißt es auf S. IV ganz richtig: „offensichtlich echte und alte Stücke"; ich habe ihm also mit dem Ausrufungszeichen hinter der Form „offensichtliche" Unrecht gethan; dieses gebührt vielmehr dem Setzer einer Zeitung, in der jener Satz so angeführt von mir gefunden wurde. Das Wort „offensichtlich" scheint übrigens Wossidlo ganz geläufig zu sein; auf S. 326 u. heißt es in der Anmerkung zu 980: „mit offensichtlicher Anlehnung an das Ilo-Rätsel". Ferner fand ich es noch zweimal in der Bonner Zeitung und zweimal in der Kölnischen Zeitung: B. Z. 22. 11. 98: „weil die heutige Fechtweise mit manchen offensichtlichen Mängeln behaftet ist"; 18. 4. 99: „die wohlklingende Stimme, die der Künstler im Lauf dieses Winters durch offensichtlich fleißiges Studium ganz beträchtlich geschult hat"; K. Z. 12. 1. 98: „Mit offensichtlichem Stolz über seine Geriebenheit fügte er hinzu, daß ...", und „1. 6. 99: ‚wohin das in der städtischen Verwaltung führen wird, ist offensichtlich'[1]); — auch in der Ztschr. des Sprachvereins (1899, Sp. 137) in einem Aufsatze von O. S.: ‚Lag doch in dem winzigen i der offensichtliche Nachweis, daß der Schreiber sein Französisch gelernt und wohl behalten hatte'. — Nun ist mir noch

---

1) Inzwischen habe ich es noch häufiger in beiden Zeitungen gefunden. — Das Bedauerlichste ist bei solchen an sich nicht tadelnswerten Neubildungen, daß sie sehr bald die guten gleichwertigen und ähnlichen alten Bezeichnungen des Begriffes zu überwuchern und zu verdrängen pflegen, wozu der bekannte allzugroße Einfluß der Zeitungssprache auf den Nachahmungstrieb der guten Deutschen viel beiträgt. So droht ‚offensichtlich' „offenbar, ersichtlich, offenkundig, augenscheinlich, wahrnehmbar" u. a. zu verdrängen; so liest man jetzt schon viel häufiger „ungezählt" als „unzählig, zahllos, zahlreich"; und neben „bewerten" und „einschätzen", den neuesten Lieblingen der Zeitungssprache und leider auch schon der Sprache angesehener Schriftsteller, sucht man schon fast vergebens nach „schätzen, achten, würdigen". Berufene und Unberufene suchen ja förmlich etwas darin, solche neuen Errungenschaften möglichst oft, wenn auch oft ganz falsch, anzuwenden.

eine Neubildung vor Augen gekommen, die auch gar nichts Neues bedeutet, und die ich daher gleichfalls für überflüssig halte: „Je offenhelliger es wird, daß der Welfe damit dem Reichskanzler eine Falle gelegt hat" (B. Z. 23. 12. 98); das Wort fehlt bei Grimm. Ist es etwa irgendwo gebräuchlich? Zu dem ersten bei Grimm aufgeführten „hellig = müde, matt, auffätzig, böse" kann es natürlich nicht gehören; vielleicht zu dem zweiten = laut, hallend, das in Bayern auch für „geständig, zugestanden, offenbar" vorkommen soll?

c) Zu blödwitzig.

„blödwitzig" habe ich nochmals in der Bonner Zeitung gefunden in ihrem Leitartikel „Unser Reichstag" am 21. 1. 99: „Warum unterbrach denn nicht jetzt wenigstens ein Einziger die endlose Langeweile der Etatsberatungen mit einem kräftigen Worte über jenen blödwitzigen Kerl aus Kentucky, der im Washingtoner Repräsentantenhause uns Prügel androhte", und dann nochmals am 16. 5. 1899: „man müßte denn ein Verbot des Dungausfahrens gerade am Karfreitag als eine Verletzung der bürgerlichen Freiheit, als einen Verstoß wider Satzungen der katholischen Kirche, als eine protestantische Feier des Karfreitags auslegen, wie das heute thatsächlich ein Teil der klerikalen Presse blödwitzig thut".[1])

d) Zu durchwuchten.

Dieses Wort habe ich nochmals in der Bonner Zeitung gefunden, 4. 9. 1898: „N. N. hielt in bekannter klar durchdachter Form und von schöner Begeisterung durchwuchteter Sprache die Hauptrede des Abends".

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

2.

Der Morgen — die Morgende.

Von bergischen Landsleuten habe ich in letzter Zeit mehrfach im schriftlichen und im mündlichen Verkehre die Mehrzahlform „die Morgende" gelesen und gehört, und zwar nicht etwa von Ungebildeten, sondern von solchen, die höhere Schulen besucht haben; z. B. „die Morgende werden mit Fußwanderungen ausgefüllt". Ich finde diese Form neuhochdeutsch nirgendwo in den großen Wörterbüchern belegt. Es entsteht die Frage: wie ist sie zu erklären, die offenbar nur deshalb gebildet wird, um die Mehrzahl deutlicher zu machen? Ich vermute, daß sie durch Angleichung an ‚der Abend, die Abende' entstanden ist; diese Erklärung liegt wenigstens am nächsten. — Auf derselben Angleichung beruht auch jedes Falls die Form ‚morgends', die ich gleichfalls kürzlich

1) Und seitdem habe ich es noch recht häufig in der B. Z. gefunden.

im Briefe eines Gebildeten las: „Er beschäftigt sich von früh morgends bis spät abends", wenngleich sie hier vielleicht nur ein Schreibfehler ist, die häufige Verbindung „morgens und abends" u. a. kann ja leicht dazu verführen, diese beiden Wörter, die ohnehin in der alltäglichen Sprache ganz gleich ausgesprochen werden, nun auch gleich zu schreiben.[1]) Vielleicht wird auch an die scheinbar partizipiale Eigenschaftswort-Form ‚morgend' gedacht, die (seit dem 16. Jahrhundert) dadurch entstanden ist, daß man das Adverb als Eigenschaftswort gebrauchte. Man vergleiche auch die Adverbien ‚eilends, zusehends, durchgehends' u. a., von denen gar nicht feststeht, ob sie wirklich partizipiale Bildungen sind (s. Wilmanns, D. Gr. I. § 153); ferner mit unorganischem d das Eigenschaftswort ‚morgendlich', die schweizerischen mundartlichen Formen ‚morndes' und ‚morndrig'. Ist nicht etwa auch ‚morgendes Tages' aus ‚morgen des Tages' entstanden (wie umgekehrt aus ‚währendes Tages' während des Tages geworden ist)? und dadurch überhaupt erst das Eigenschaftswort ‚morgend'? Das wäre wohl einmal der Untersuchung wert.[2]) Vergl. dazu Vernalekens „Deutsche Syntax" I. S. 160.

Sanders erwähnt beim Hauptworte ‚Morgen' (Wtb. II, 1, S. 333b): „mundartlich: Heut morgend noch. F(riedr). Müller F(austs Leben 1778) 115, 81 u.s.w."; bei Grimm[3]) aber heißt es: „ mhd. morgen, später auch mit angetretenem d oder t morgend, morgent; vergl. unten unter morgend"; dort heißt es dann: „... Antritt eines schließenden, etymologisch nicht berechtigten d an die Adverbialform ‚morgen', das sich bisweilen auch an der Substantivform findet: ich solte mich alle morgent gsegnen. Th. Plater 17. Boos; am morgend. 18; des morgends erzehlte er. Simplic. 4, 232 Kurz; des morgends esse ich nie. Stieler 2375; daß es nichts zu morgend ißt. Der junge Goethe 2, 57; tirolisch Morgend (nach Abend gebildet). Schöpf 443". — Wie leicht überhaupt vor s und st ein d eintritt in Aussprache und in Schrift, das zeigt Sanders auch bei ‚eigen' in der Anm. (I, S. 349c).

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

---

1) In einem alten Arzneibuche unserer Familie finde ich bei einer Verordnung des Arztes: „Morgends und abends 1 Eßlöffel voll zu nehmen".

2) Unabhängig von mir ist ja auch A. Bauer inzwischen auf den gleichen Gedanken gekommen, s. Ztschr. 13. 835flg.

3) Hierauf hat Stickelberger (Ztschr. 14. 727) jetzt schon aufmerksam gemacht; St. will Bauers mit der meinigen gleichlautende Vermutung, daß „morgendes Tages" aus „morgen des Tages" entstanden sei, nicht gelten lassen. Aber auch Vernaleken (Syntax I. 160) denkt ganz ähnlich, und ich meine, es sei sehr wohl denkbar, daß diese Entwickelung, ebenso wie auch wohl das d in Abend, die Festsetzung des d in Morgend beeinflußt hat.

3.

Zu Ztschr. 13, S. 139 (es erübrigt sich).

Ich habe vier weitere Belege gefunden für die Anwendung von „sich erübrigen" = überflüssig sein: Köln. Ztg. Nr. 336 (7. 4. 98): „Von den gesundheitlichen Gefahren des gegenwärtigen Zustandes zu sprechen, erübrigt sich beinahe". — Bonner Ztg. 17. 1. 99: „Unserm Herrn B. einen erfolgreichen Ehrenabend zu wünschen, dürfte sich bei der großen Wertschätzung, die er sich in Bonn errungen hat, erübrigen". — Aufsatz von Asmus über „den antiken Theatertypus" im 4. Jahrgange der „Deutschen Dramaturgie" auf S. 39: „Es mag sich dabei erübrigen, bei jedem Detail anzudeuten, welche Abweichungen ... bestehen". — Bericht von Leonhard Lier im selben Blatte auf S. 121: „Auch von der Kunst der Schlierseer hier nochmals zu reden, erübrigt sich wohl".[1]) — Ich deutete damals an, daß leicht eine Verwechselung mit „erübrigen = noch übrig sein" eintreten könne; ein Beispiel dafür, das ich gelesen hatte, war mir entfallen. Nun teilt mir Gymnasialdirektor Dr. Pohl in Kempen am Rheine, der „übrigens die ganze Neuerung für überflüssig und zweifelhaften Wertes hält", ein solches aus einem von der Kgl. General-Kommission zu Düsseldorf 1898 ausgefertigten Aktenstücke mit: „Der Berufungskläger hat Ausführungen darüber erbracht, wie eine Zusammenlegung ausgeführt werden müsse, und daß diesen Grundsätzen hier in N. nicht entsprochen worden sei. Es erübrigt hierauf einzugehen, weil es nur darauf ankommt, ob die Beschwerden des p. (wann fällt dieses thörichte Kanzlei-„p." endlich mal ganz weg?) N. über die ihm zugeteilte Abfindung begründet sind oder nicht." Dr. Pohl schreibt dazu: „Also falsch ‚Es erübrigt' statt ‚Es erübrigt sich'. Da ich einen tüchtigen Juristen über diesen mir unbekannten Ausdruck befragte, erhielt ich die Auskunft, daß derselbe im heutigen Juristendeutsch ‚gäng und gäbe' sei. Ich erkläre mir seine Entstehung aus der Verbindung ‚etwas (Geld) erübrigen' in dem Sinne von ‚etwas ersparen', woraus sich dann der Begriff des ‚Überflüssigen' ergab." — Jedes Falls steht die bedauerliche Thatsache fest, daß durch diese Neuerung, gleichviel ob Juristen oder Tagesschriftsteller ihre Erfinder sind, ein neuer heilloser, aber hoffentlich nicht unheilbarer Wirrwarr ins Sprachleben eingeführt worden ist; und gerade die Juristen hätten doch alle Ursache, sich so deutlich

1) Inzwischen fand ich es noch dreimal in richtiger Anwendung: „Die frommen Ratschläge, deren Wiedergabe sich erübrigt" (Köln. Ztg. 8. 9. 99); „Durch Ihre Farbeneinteilung erübrigt sich für diese Teile eine Photographie" (aus einem Briefe); „Über die Schreibart des Verfassers noch etwas zu sagen, erübrigt sich" (Bonner Ztg. 8. 10. 99).

wie eben möglich auszudrücken! — Und der Fehler verbreitet sich leider wirklich schon. In einem Romane von Arthur Zapp „Ehrlos?" heißt es (Bonner Ztg. vom 28. 5. 99): „Dann, dann erübrigt — jedes weitere Wort", — wo also sehr auffällig das „sich" fehlt.[1]) — Blümner in seinem Büchlein „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" (Zürich 1892) geht sogar so weit, auch das intransitive „es erübrigt" gleichwie Wustmann als „Modewort" scharf zu tadeln. „Der ältere Sprachgebrauch" — sagt er auf S. 22 o. — „kennt nur das transitive ‚etwas erübrigen', d. h. ersparen, übrig behalten; jetzt ist es aber fein, zu sagen: ‚es erübrigt uns noch, den letzten Punkt zu besprechen'; ja, selbst die Bildung: ‚es übrigt mir noch' kann man bisweilen finden".[2])

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

4.

Zu Ztschr. 12, 747. (bereits = fast.)

Zu „bereits" = „fast" habe ich drei Mitteilungen erhalten. Aus Fulda schreibt mir jemand, dessen Namen ich leider nicht zu entziffern vermag: „In Oberbayern wird ‚bereits' = ‚ungefähr' allgemein gebraucht. ‚Wie lange wird's dauern?' Antwort: ‚Bereits ¾ Stunden'." — Aus Erlangen schreibt Gymnasialprofessor Dr. Herding: „Als ich vor einigen Jahren noch Lehrer am Gymnasium zu Bamberg war, las ich in den dort erscheinenden Tagesblättern oft genug Anzeigen wie: ‚Ein bereits noch neuer Schrank ist zu verkaufen'." — Dr. Max Jähns in Berlin teilte mir mit, daß es in der Vorrede zur „Geschichte des Krieges von 1866" von Lettow-Vorbeck an einer Stelle heißt: „Die Rücksichten, welche eine amtliche Darstellung bereits mehr als die einer Privatperson zu nehmen gezwungen ist, fallen nach so langer Zeit fort." Der Verfasser stammt nach Kürschner aus Treptow an der Rega, demnach wäre also diese Bedeutung von ‚bereits' auch im Norden bekannt. Man vergl. auch Prof. Spälters Beitrag in dieser Ztschr. (13, 268), sowie den von Dr. Holzgräfe (13, 428), die diese Bedeutung für Altbayern und für Westfalen feststellen[3]). Das von Dr. Holzgräfe erwähnte „bereits

1) Die falsche Anwendung habe ich mittlerweile nochmals gefunden, in einer Rede von Bebel im Reichstage (Köln. Ztg. Nr. 933 v. 28. 11. 99): „Dadurch erübrigt für mich jede weitere Bemerkung."

2) In Heinrich Seidels „Erzählenden Schriften" (Stuttgart, Cotta, 1899) heißt es jetzt II. 178 (in einem Briefe): „Es fehlt nur noch, Dir zur Vervollständigung des Bildes mitzuteilen, daß ich zu alle diesem eine lange Pfeife rauche". In der früheren (Liebeskindschen) Ausgabe aber stand: „Es erübrigt nur noch u. s. w."

3) Man vergl. jetzt auch noch Ztschr. 13, 513, 637, 640, 695 (Nr. 4), 839; 14, 146, 661.

schon" habe ich früher auch in Elberfeld gehört, aber für eine „Tautologie" gehalten; z. B. in der Antwort: „Ist bereits schon geschehen", wenn etwas nicht etwa fast schon geschehen war, sondern wirklich und völlig. — Bereits = ‚fast, beinahe' fand ich neuerdings auch in Gotthelfs ‚Uli der Knecht' (Vettersche Ausgabe, Reclam, S. 86): „es friert mich bereits, daß ich meine Füße gar nicht mehr fühle." — In H. Blümners Schriftchen „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" (Zürich 1892) heißt es auf S. 22 u. von dieser Bedeutung, sie sei „wesentlich zürcherisch", und weiter: „‚Eine bereits neue Nähmaschine ist zu verkaufen' liest man täglich. Zur Verteidigung dieses Gebrauches dürfte sich schwerlich etwas anführen lassen, selbst Grimm weiß sich dafür auf nichts anderes, als auf zürcherische Zeitungen zu berufen." — Im Paulschen Wörterbuche heißt es bei ‚bereits': „südwestdeutsch = fast"; Sanders aber belegt es im Ergänzungsbande als „süddeutsch" aus den Fliegenden Blättern, Über Land und Meer, der Neuen Zürcher Zeitung, aus Osenbrüggen und G. Keller; er erwähnt übrigens auch noch eine Abschattung der Bedeutung, die ich hier in Bonn gleichfalls (mündlich) schon beobachtet habe — und die sich ja auch (gerade wie bei fast) sehr leicht erklärt —, mit den Worten: „auch bei quantitativen Angaben, sie als etwas Belangreiches zu bezeichnen, im Gegensatz von ‚nur, bloß' (kaum, knapp): ‚bereits [= gut, reichlich] zwei Stunden oder acht Kilometer' ebd. (also bei Keller)."

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

5.

Zu Ztschr. 12, 748. (Schubert Franz.)

In einer Anzeige der städtischen Verwaltung in der Bonner Zeitung waren Firmen, die Anschlüsse ans Elektricitätswerk herstellen dürfen, wie folgt aufgezählt: „Ludwig H. — Jansen Theodor. — Eggermann & Lange. — Gottlob Jakob" — u.s.w. Soll man sich da wundern, wenn jemand Bestellungen bei der Firma ‚Gottlob Jakob' macht statt bei ‚Jakob Gottlob'? Wofür sind die Satzzeichen denn da, wenn sie nicht benutzt werden?

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

6.

Voller.

Griechische Sprachforscher glauben die Beobachtung gemacht zu haben, daß das griechische Adjektiv für voll πλήρης in späterer Zeit, z. B. im griechischen Alten und Neuen Testament, in der Form des Masculinum Singularis undekliniert für alle Geschlechter und Numeri gebraucht worden

sei. Die neueste Erörterung knüpft an die Stelle Ev. Joh. 1, 14 an: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller (πλήρης) Gnade und Wahrheit". Frühere Ausleger haben sich damit geholfen, daß sie den Satz „und wir sahen seine Herrlichkeit" u.s.w. als Parenthese nahmen und dann konstruierten: Das Wort (ὁ λόγος) ward Fleisch und wohnte unter uns ... voller Gnade und Wahrheit. Da dies gezwungen ist, wird nach diesen neuesten Forschern der Nominativus Masculini πλήρης mit dem Accusativus Feminini τὴν δόξαν αὐτοῦ verbunden: „wir sahen seine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit". (Siehe über die Frage im Griechischen C. H. Turner in The Journal of Theological Studies, London 1899, I, 120 flg., mit Berufung auf Blaß, Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch, S. 81.) In der Grammatik von Blaß habe ich S. XII auf den deutschen Gebrauch von „voller" hingewiesen, der sich mit diesem griechischen Gebrauch völlig zu decken scheint: „eine Arbeit voller Fehler, eine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit". So nach der gewöhnlichen Erklärung der Form „voller".

Bauer-Dresden (Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik, 21 A., München 1891): § 35. Im Mhd. wurden die prädikativen Adjektive noch flektiert, .. auch im Nhd. zeugt noch dafür das formelhaft gewordene für alle Geschlechter gebrauchte voller, z. B. (Er) ist voller Lieb und Lust (Paul Gerhardt).

Mich. Geistbeck (Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache, Leipzig 1882): Syntaktisches I, 1: „Das einzige Adjektiv, das als Prädikat seine Flexion beibehalten hat, ist voller, z. B. Er ist ein Mann voller Ehre. — Im übrigen ist dieser Ausdruck zur stehenden Formel geworden und wird auch auf Feminina und Neutra bezogen, z. B. Die Welt ist voller Widerspruch. Das Faß ist voller Wein.

Behaghel (Die deutsche Sprache, Leipzig 1886, S. 208): „Umgekehrt wurde in altdeutscher Zeit die starke Form auch im Prädikat verwendet: daz glas ist vollez = das Glas ist voll, und im Attribut auch dann, wenn es dem Substantiv nachstand: ein Glas voll Wasser konnte im Mittelhochdeutschen auch heißen: ein glas vollez wazzers. Daraus erklärt sich die seltsame neuhochdeutsche Ausdrucksweise: eine Schüssel voller Kirschen. Voller ist ursprünglich Nominativ des Singularis des Maskulins; es hieß also ganz richtig etwa: ein Tisch voller Kirschen, plenus cerisiarum. Als solche Nachstellung nicht mehr möglich war, faßte man in derartigen Verbindungen voller als Genitiv und wendet es jetzt nach Substantiven aller Geschlechter, bei Singularen

und Pluralen, an. Ähnlich erging es den alten Nominativen halber und selber, die jetzt fast adverbial gebraucht werden."

Hier ist der Hinweis auf den ähnlichen Fall mit halber und selber wichtig; dagegen ist die Beschränkung auf die Verwendung „nach Substantiven" nicht richtig, falls Behaghel dabei nicht den prädikativen Gebrauch mit einschließt, wie: sie ist voller Freude, wir sind voller Hoffnung.

Die Vergleichung des beiderseitigen Sprachgebrauchs ist sehr lehrreich; es giebt griechische Grammatiker, denen die oben angeführte Deutung nicht bloß noch ganz unerhört ist, sondern ganz unmöglich dünken wird; umgekehrt scheint mir auch der deutsche Sprachgebrauch noch einer Untersuchung bedürftig. Denn ich glaube die Beobachtung gemacht zu haben, daß die Form voller (fast) nur vor weiblichen Hauptwörtern und vor der Mehrzahl gebraucht wird, wo sie also aus „voll der" zusammengezogen sein könnte.[1]) Luther jedenfalls hat in seinem Neuen Testament, soweit ich sah, es so gehalten. Man vergleiche außer der Stelle, von der wir ausgehen, Matth. 23, 25: inwendig aber ist's voll Raubes und Fraßes (ebenso Luk. 11, 39) mit Vers 27 inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats; Vers 25 inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend. Luk. 2, 40 ward stark im Geist und voller Weisheit; 16, 20 voller Schwären; aber voll Zorns, voll Aussatzes, voll Schlafs, voll Trauerns u. s. w. Ich habe alle Stellen seines Neuen Testaments in Bindseil-Niemeyers Ausgabe nachgeschlagen, in welcher die Abweichungen aller Originaldrucke des Lutherschen Neuen Testaments verzeichnet sind, und an keiner Stelle in dieser Hinsicht ein Schwanken gefunden. (Ein Schwanken findet nur statt zwischen „voll Zorns" und „voll Zorn", und Joh. 16, 6 voll Trauerns, wo Luther früher meist „Trauerns voll" hatte.) So gestatte ich mir die Frage, ob diese Beobachtung sich auch sonst bewahrheitet, daß voller wesentlich vor der Mehrzahl und vor weiblichen Hauptwörtern gebraucht wird, ob trotzdem die herkömmliche Erklärung zweifellos richtig ist und wie es sich psychologisch erklärt, falls bei diesem Begriff auch im Griechischen der Nominativus Singularis stereotyp wurde.[2])

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

1) Die oben angeführten zwei Beispiele von Geistbeck sind mir nicht beweisend: „voller Widerspruch" ist schon unlogisch, jedenfalls entstanden aus voller Widersprüche"; das andere „das Faß ist voller Wein" fällt mir nicht gut ins Ohr.

2) Ich bemerke noch für griechisch gebildete Leser, daß, wenn die alttestamentlichen Stellen für den Gebrauch von πλήρης nicht wären, man die Johannesstelle auch nach der Gewohnheit erklären könnte, die beim Verfasser der Offenbarung Johannis aus dem Hebräischen herstammt, die Apposition zu jedem Kasus

7.

Mandel = Anzahl von 30 Stück.

Im ostpreußischen Masuren wird merkwürdigerweise die Mandel in gewissen Verbindungen nicht im Sinne von 15, sondern von 30 Stück gebraucht. Während man hier, wie überall, unter einer Mandel Eier, Fische u.s.w. 15 Stück versteht, bedeutet eine Mandel Leinwand, Zeug, Flickerdecken oder irgend welcher anderer „selbstgeworkener" Stoffe ein Stück von 30 Ellen, also eine Doppelmandel. Zum Weben bedient man sich hier der alten einfachen Handstühle mit vier Tritten, doch wird das Weben allgemein Wirken genannt, was technisch eine ganz verschiedene Art des Verfertigens von Stoffen bedeutet. Um der Bedeutung von Mandel = 30 Stück auf den Grund zu kommen, ist es sehr wissenswert, ob in anderen Gegenden sich derselbe Gebrauch feststellen läßt.

Elbing. Dr. **Friedrich Graz.**

8.

In dem Artikel R. Sprengers „Zu Goethes Hermann und Dorothea" (7, 492) stellt der Verfasser die Behauptung auf, daß in den alten Ausgaben der Dichtung VII, 35 flg. („denn ein jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfnis schnell zu befried'gen") das Komma nach nur fehlt. Ein genauer Vergleich zeigt jedoch, daß dieses Komma in allen maßgebenden Ausgaben aus Goethes Zeit vorhanden ist, wie z. B.:

a) Erste Ausgabe von 1797 (Vieweg, Berlin).
b) Ausgabe von 1799 (Vieweg, Braunschweig).
c) „ „ 1808, Werke Bd. 10 (Cotta).
d) „ „ 1817 (Cotta).
e) „ letzter Hand, 1830; Werke, Bd. 40 (Cotta).

Es ergiebt sich hieraus, daß die Auffassung: jeglicher „denkt nur an sich selbst" nicht haltbar ist, da die Grundlagen hierfür fehlen.

Evanston, Illinois, U. S. A. **J. T. Hatfield.**

9.

Zu Körners „Zriny".

In den meisten Körnerausgaben finden sich die Schlußworte des Solimanschen Monologs (Akt I, Vers 117—118) in folgender Textesfassung gedruckt:

---

im Nominativ zu setzen, der deutschen Unsitte auf Büchertiteln ähnlich „von X. Y., ordentlicher Professor. In der Offenbarung heißt es z. B. gleich 1, 4 *ἀπὸ Ἰησοῦ Χριστοῦ ὁ μάρτυς ὁ πιστός*, von Jesus Christus, der treue Zeuge, oder 2, 20 *τὴν γυναῖκα Ἰεζάβελ ἡ λέγουσα*, die Frau Isabel (Accusativ), die sagende (Nominativ). Vergl. über diesen Sprachgebrauch meine Einführung in das Griechische Neue Testament (2 Aufl. S. 262).

„Die Welt soll wissen, daß der Löwe stirbt,
Und Wien soll ihm als Todesfackel brennen!"

Körner könnte zwar an sich so geschrieben haben; aber er hat nicht so geschrieben, wenigstens nicht ursprünglich. Herr Hofrat Dr. Peschel, der auf meine direkte Anfrage schon vor längerer Zeit die Güte hatte, das Zrinymanuskript für mich an der betreffenden Stelle einzusehen, teilte mir mit, daß sowohl im Manuskript als auch in der ersten gedruckten Zrinyausgabe (Fr. Hartknoch, Leipzig) sich Vers 118 in folgender Fassung findet:

„Und Wien soll seine Todesfackel brennen!"

Diese letztere Textesfassung, die übrigens auch in der Tomanetzschen Zrinyausgabe (Wien bei Graeser) steht, ist meines Erachtens nicht nur die ältere, sondern auch durchaus korrekt und sprachlich sehr wohl möglich. „Seine Todesfackel" ist Nominativ, soviel wie „als seine Todesfackel". Dieses „als" braucht keineswegs dazustehen, ja es wäre vom Standpunkte der Sprachforschung aus nicht einmal richtig, hierbei an eine „Auslassung" von „als" zu denken. Im „Ernst von Schwaben" (3. Aufzug, Vers 1246) läßt Uhland den Adalbert von Falkenstein zur Gisela sagen: „Ein Warner komm' ich dir!", d. h. „als ein Warner nahe ich dir". In gewissen häufig wiederkehrenden Verbindungen ist diese nominativische Redeweise zu festen Formeln erstarrt, namentlich in „Wache stehen", „Gevatter stehen" u. dergl., s. Zeitschr. f. deutschen Unterr. Jahrg. 1894, S. 787—788 (Hildebrands letzte Arbeit!). Wie man in manchen Gegenden Verbindungen wie „Bote gehen", „Kurier reiten" kennt, sagt man z. B. in meiner Heimat (Gegend von Uckro-Luckau): „Jeder Verstorbene muß vor der Beerdigung drei Tage lang Leiche liegen."

Wurzen. Dr. **P. Wagler.**

10.

Zu Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XIV, 15 flg.

Zu den von Beyschlag angeführten Beispielen volkstümlicher Onomatopoesie hier einige Ergänzungen.

Aus der Kindersprache stammt: „Mach mal zipp zapp" = „zupf mich mal" (am Ohre u. dergl.). Beim Abzählen giebt es in Göttingen die Formel: „de ribbe de rabbe, de sipp de sar, de ribbe de rabbe de knoll." Ähnlich heißt es in Köln: „söll de söll, de sipp de sapp, de ribbel de rabbel de knoll". In Göttingen auch folgende Formel: „ene mene ming mang, kling klang, use puse packe dek, eier weier wek". Kinderreime sind: „ri ra rutsch, wir fahren in der Kutsch, wir fahren in der Eisenbahn, ri ra rutsch" (Köln); oder: „lirum larum löffelstiel, ...

kann nicht viel" (ebenda); „klitsche klatsche Kuchen, der Bäcker hat gerufen" oder mit der Variation: „pitsche patsche Kuchen" u.s.w. (ebenda). Ein beliebtes Laufspiel, „letzte Reihe vor" oder „Müller von hinten", wird bei Göttingen auch „hisch husch hasch" genannt. Dort giebt es auch ein Kartenspiel „schnipp schnapp schnurr banselorum". Damit ist verwandt der Ausdruck „schnipp schnapp schnorum", den ich aber vergebens versucht habe aus meinem Gedächtnisse nach Bedeutung und Lokal zu bestimmen. Hierher gehört wohl auch der bekannte Kehrreim: „Jupheidi, jupheida, jupheidi heidallala". Aus dem Volksliede muß hier angeführt werden das XIV, S. 28 von Beyschlag abgedruckte: „habts alls votitschlt und votatschlt". Neuere Bildung ist, wie es scheint: „Bimmelbammel", z. B. „er hat einen wahren B." = „er hat eine nicht geringe Angst". Eigentümlich ist eine mir aus der Provinz Hannover geläufige Wortbildung: „er wiegewagt", d. h. „er hat einen besonders stark wiegenden Gang". Um Oschersleben sagt man von einem, der von einer Sache gar nichts versteht: „hei versteit von kiks un kaks nist." Auch zur komischen Namenbildung wird diese Onomatopoesie verwandt. So heißt der vorsichtige Freier in einem Märchen bei Grimm, K. u. H. M., Recl. II S. 190 in der Paderborner Fassung: „Pif Paf Poltrie", in der Bremer (III S. 208): „Pichelpachelpaltrie".

Elberfeld. Oberlehrer **K. Schmidt.**

Dr. Robert Franz Arnold, Die deutschen Vornamen. 2. Aufl., Wien, 1901, Adolf Holzhausen, 70 S. und 5 S. Register.

Ein am 9. Februar 1901 im Wiener Wissenschaftlichen Klub gehaltener Vortrag, der auf das Dreifache des Umfangs erweitert ist, bildet die Grundlage dieser neusten Schrift auf einem Gebiete, dem sich das allgemeine Interesse erfreulicherweise in steigendem Maße zuwendet. Dem Verfasser, der mit seinem Büchlein zu ähnlichen Arbeiten anzuregen wünscht, schwebt als Ziel aller solchen eine umfassende Darstellung der deutschen Taufnamen vor, von denen er selbst die bei dem deutschen Volke zu Ende des 19. Jahrhunderts geläufigen zu behandeln unternimmt. Daß es sich dabei teilweise um besonders deutsch-österreichische Zustände handelt, wie beispielsweise das starke Vorherrschen der Namen Joseph und Franz, darf bei dem zu Grunde gelegten Beobachtungsgebiete — Wiener Volksschulen — nicht wundernehmen und thut der Sache im allgemeinen keinen Eintrag.

Der Verfasser giebt in der ersten Hälfte seiner Schrift (S. 1—35) in großen Zügen eine Geschichte unseres Namenvorrates, welche zum

Teil wiederholt, was aus früheren Werken über den gleichen Gegenstand bekannt ist. Er zeigt, wie im Mittelalter durch die Kirche und später durch die sozialen Gegensätze, in der Neuzeit durch die Renaissance und die Reformation unser Namenvorrat entnationalisiert wurde, so daß wir statt der 7000 altdeutschen Namen heute höchstens 300 einigermaßen geläufige besitzen. Besonders schlecht ist es den altdeutschen Frauennamen ergangen, von denen „derzeit gerade bloß zehn nach Stamm und Ableitung rein nationale in allgemeinerem Gebrauche" sind: Adelheid, Bertha, Emma, Gertrud, Gisela, Hedwig, Hilde(gard), Ida, Klothilde, Mathilde. Daß die Männernamen sich besser erhielten, wird sehr gut daraus erklärt, daß „Großvater, Vater, Sohn immer derselben, Großmutter, Mutter, Tochter normal drei verschiedenen Familien angehören." Diejenigen Namen, die „unser Volk durch seine ganze Geschichte treu begleitet" haben, nennt der Verfasser den „eisernen Bestand"; es sind traurigerweise nur ein Dutzend: Friedrich, Heinrich, Hermann, Karl, Konrad, Ludwig, Otto, Wilhelm; Adelheid, Gertrud, Hedwig, Mathilde.

In ausführlicher Erörterung gedenkt Arnold der seit dem 16. Jahrhundert immer von neuem unternommenen Versuche, unserer Namengebung wieder ein nationales Gepräge zu verleihen: Fischart, Moscherosch, Philipp von Zesen, Jean Paul, Beneken, sowie Christian Hinrich Wolke aus Jever und Johann Gottlieb Radlof aus Lauchstädt werden nacheinander behandelt. Daß ihre Wirkung so erstaunlich gering war, erklärt sich einmal dadurch, daß die Wiederbelebung alter Namen sich „fast nur unbewußt, fast nie auf direkte Einführungsversuche hin" vollzieht, zum andern aber auch durch das nicht minder erstaunliche, höchst geschmacklose Ungeschick, mit dem die gute Sache verfochten ward. Denn wer möchte an Wolkes „Artigine, Blumine, Duldine" oder „Eila, Wara, Trauta" u. s. w. Geschmack finden? So verfügen wir denn derzeit in unseren geläufigen Namen nicht etwa über einen, wenn auch noch so stark zusammengeschrumpften, rein nationalen Schatz, sondern über den sonderbarsten Mischmasch von der Welt. Da wir auch hierdurch unserm nationalen Empfinden ein äußerst beschämendes Zeugnis ausstellen, so ist jeder von Geschmacklosigkeiten freie Beitrag zu einer Besserung der herrschenden Zustände als ein verdienstliches Werk mit Freude und Dank zu begrüßen.

Der zweite Teil von Arnolds Schrift (S. 35—62) untersucht nun, was die Wahl der Taufnamen von seiten der Eltern leitet, und bedient sich dabei der Kürze halber des der Psychologie entlehnten Kunstausdrucks „Hilfe". Arnold unterscheidet zehn solcher „Hilfen", nämlich die der Tradition, die ethische, die religiöse, die dynastische, die politische, die litterarische, die euphonische, die der Nachbarschaft, die der Originalität und die der Unauffälligkeit. Am reichsten fließt die Quelle der littera-

rischen Hilfe, in welche auch die Oper einbezogen ist, und darum sind ihrer Betrachtung allein 15½ Seiten gewidmet. Man muß gestehen, daß die Behandlung, die Arnold der Sache hier zu teil werden läßt, außerordentlich geschickt und im allgemeinen wohlbegründet ist; ja auf die merkwürdige Beliebtheit manches Namens fällt erst durch sie das rechte Licht, und der klaren, weitschauenden Umsicht des überall gut bewanderten Verfassers gebührt hohe Anerkennung. An einigen Stellen freilich leuchten seine Folgerungen vielleicht nicht jedem ohne weiteres ein; ob z. B. wirklich Werke wie Gutzkows „Ritter vom Geiste" und Müllners „König Yngurd" so volkstümlich gewesen sind, daß auf sie die Verbreitung der Namen Melanie und Irma zurückzuführen wären, dürfte zweifelhaft erscheinen. Aus der Thatsache, daß in der älteren, nicht gedruckten Fassung eines Bauernfeldschen Lustspiels — also nur in der Dichtung, nicht im Leben! — ein Mädchen Jerta heißt, weil ihre Mutter für diesen Charakter aus Müllners „Schuld" geschwärmt hatte, den „starken Einfluß der Schicksalstragödie auf die deutsche Namengebung" folgern, heißt denn doch aus einer Schwalbe — noch dazu einer erdichteten! — einen ganzen Sommer machen. Mit Recht sagt Arnold, daß das Thema der litterarischen Hilfe eine weit umfassendere und eingehendere Behandlung verdient, doch liegt für den Bearbeiter dieses Themas eine große Gefahr darin, daß es zu willkürlichen Schlußfolgerungen leicht verleitet.

Zum Schlusse teilt der Verfasser die Ergebnisse einer in den westlichen Bezirken Wiens an mehreren Volksschulen vorgenommenen Namenzählung mit, die 700 Knaben und ebensoviel Mädchen betraf. Es ergab sich dabei, daß die männlichen Namen zur Hälfte, die weiblichen zu dreiviertel entnationalisiert waren. Hieraus geht deutlich hervor, welch ein reiches Feld zu bestellen ist, wenn das deutsche Nationalgefühl wieder triebkräftige Wurzeln schlagen soll. Denn sehr im Irrtum ist, wer da meint, die Namengebung habe mit dem Nationalgefühl nichts zu schaffen; und treffend sagt Arnold: „Ein wissenschaftlich angelegtes Namenbuch müßte dem, der zwischen all den Wörtern zu lesen verstünde, wie ein lakonischer Grundriß unserer Kulturgeschichte erscheinen".

Arnolds Schrift enthält eine Anzahl feinsinniger Bemerkungen, die den Genuß daran wesentlich erhöhen. Schade, daß auch in diesem so gut deutschen Werkchen eine Reihe durchaus entbehrlicher, zum Teil recht häßlicher Fremdwörter Platz gefunden haben! Mobil, kombinieren, Nomenklatur, Konservierung, Diskussion, Popularität, ephemer, stigmatisieren, Première, analog, variabel, importieren, Phänomen, Kontinuität, Induktion, à travers les siècles und nun gar „eine Geburtsanzeige ex 1876"! Wozu die fremden Federn? Auch hier findet der Deutsche noch Arbeit.

Dresden Dr. **E. Bassenge.**

Neue Quellen. Aus neueren deutschen Dichtern. Für die deutsche Jugend herausgegeben auf Veranlassung des Altonaer Prüfungsausschusses für Jugendschriften von Johannes Henningsen, Lehrer in Altona, 1900. Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig. 178 S. geb. 2 Mark

Dieses Buch verdankt seinen Ursprung zwei verschiedenen Bewegungen unsrer Tage. Die eine versucht, Erzeugnisse moderner Dichtung möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen, ein Bestreben, dem insbesondere der früh vollendete Jacobowski sich mit hingebendem Eifer gewidmet hat. Seine prächtige kleine Anthologie „Neue Lieder fürs Volk", von der nur eine etwas besser ausgestattete Nebenausgabe zu wünschen wäre, wird man hoffentlich nicht müde werden, in Kreisen zu verbreiten, die sich für moderne Kunst interessieren oder deren Interesse erst durch sie geweckt werden soll. Mit dieser dankenswerten Propaganda vereint sich in den „Neuen Quellen" das löbliche Streben pädagogischer Kreise, insbesondere Hamburg-Altonaer Lehrer, eine Säuberung unserer Jugendschriften vorzunehmen. Sie haben unsere Jugendlitteratur lediglich und allein vom ästhetischen Standpunkt aus kritisch gesäubert; von der großen Einseitigkeit dieses Standpunkts abgesehen, wird man zugeben müssen, daß das Wort vom Elend unsrer Jugendlitteratur berechtigt und das Streben, ihm abzuhelfen, sehr segensreich ist. Nachdem man Schriften von Storm, Rosegger, Liliencron u. a. in billigen Ausgaben der Jugend dargeboten hat, giebt der Herausgeber unseres Buchs eine Sammlung von Gedichten neuerer deutscher Dichter, aus der unsere Jugend eine Ahnung vom Reichtum unsrer modernen Poesie bekommen soll. In der Blütenlese sind mit Recht vorwiegend Gedichte epischen Charakters aufgenommen, als Autoren finden sich Avenarius, Bulcke, Conrad, Dehmel, O. Ernst, Falke, Fontane, Fitger, Keller, Liliencron u. a Die Auswahl, über die sich nach Natur der Sache streiten läßt, trägt trotz Keller und K. F. Meyer einen norddeutschen Charakter, Dichter wie O. Ernst weisen auf den Kreis hin, aus dem der Plan dieser Sammlung hervorging. Aber der Leser erhält ein falsches Bild, wenn die Meister der Ballade wie Meyer und Fontane mit 5 bez. 6, Liliencron mit 8, Otto Ernst dagegen mit 9 und Avenarius mit 6 Gedichten vertreten sind; gegen die Aufnahme von Seidels Hymnus „Das Schwein" darf man mit Rücksicht auf den Leserkreis, der diesen wie manches andre nicht verstehen wird, protestieren. Vieles andere wird man vermissen, z. B. Fontanes „Wo Bismarck liegen soll", dem auch der neuste Echtermeyer mit Recht einen Platz gegönnt hat, Männer wie Dahn, Lingg fehlen ganz. Doch was frommt das Vermissen und Tadeln, das so leicht ist! Man muß dem Herausgeber für seinen Versuch aufrichtig dankbar sein.

Möge man nun versuchen, dem Buche bei gereifteren Schülern Leser zu gewinnen. Aber auch mancher Ältere mag an dieser Sammlung wieder sehen, was für einen Schatz wahrer Dichtung wir an Erzeugnissen unsrer Tage besitzen. Was bedeutet ein Gedicht wie Liliencrons „In einer Winternacht" gegenüber dem leeren Pathos der Gelegenheits-Reime patriotischer Tendenz, was kann der Historiker — um mit unserm Herausgeber etwas in der Zeit zurückzugehen — über die Stimmung deutscher Patrioten der Reaktionszeit lernen aus Storms Lyrik, z. B. den hier aufgenommenen „Im Herbste 1850", „Gräber in Schleswig"! Und Tertianer, die Mühlers „Otto I. und Heinrich" kennen gelernt haben, werden doch einen Hauch großer Kunst verspüren müssen, wenn man ihnen darauf Konrad Ferdinand Meyers prachtvoll bewegte Gestaltung desselben Stoffs vorliest, den der große Schweizer so zu verinnerlichen und zu beseelen gewußt hat. Alle, denen der Gedanke einer Anthologie für Schüler unserer höheren Bildungsanstalten am Herzen liegt, mögen aus den „neuen Quellen" schöpfen lernen, zur eigenen Bereicherung und zur Freude ihrer Jugend!

Göttingen. Dr. Haynel.

Albert Waag, Dr., Oberschulrat. Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von Hermann Pauls „Deutschem Wörterbuch" in den Haupterscheinungen dargestellt. Lahr i. B., Moritz Schauenburg, 1901. XVI und 200 S. 3 M.

Der vorliegende Versuch, die Entwicklung der Bedeutung der einzelnen deutschen Wörter, insbesondere den inneren Zusammenhang derselben aufzuhellen und darzustellen, ist mit um so größerer Freude zu begrüßen, als man bisher auf Grund der Arbeiten von Döderlein: „Erläuterungen zu dem Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht", 1862, S. 56; Heerdegen: „Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie" (Erlangen, 1875—1881) und: „Lateinische Semasiologie" (Berlin, 1890); M. Hecht: „Die griechische Bedeutungslehre, eine Aufgabe der klassischen Philologie" (Leipzig, 1888), sowie der älteren von Karl Reisig: „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft", 1839, und Friedrich Haase anzunehmen schien, es sei dies nur für die klassischen Sprachen durchführbar. Die Arbeit von Waag zeigt nun ganz deutlich, daß die Ausführung dieses Gedankens gerade im Deutschen leichter möglich ist als in irgend einer andern Sprache. So gewinnt man denn thatsächlich durch die Schrift, welche durchgehends den von Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" und den „Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie" aufgestellten Grundsätzen folgt und daher eine treffliche Ergänzung zu Pauls „Deutschem Wörterbuch" (Halle,

Niemeyer, 1897) bietet, einen durchaus klaren und richtigen Einblick in das geistige Leben der Wörter im Sinne des großen Germanisten Rudolf Hildebrand.

Verfasser, ein hervorragender Schüler von Paul, Osthoff und Behaghel, geht gleich ersterem von dem Grundgedanken aus, daß der Bedeutungswandel sich nach einzelnen, allerdings teilweise ineinander übergreifenden Kategorien vollzieht, und behandelt in acht Abschnitten die Verengung und Erweiterung des Bedeutungsumfangs, die Metapher, besonders unter Benutzung von Alfred Bieses „Philosophie des Metaphorischen" (1893), die Metonymie, andere Arten des Bedeutungswandels, namentlich die Übertreibung und Abschwächung, Derbheiten, die Litotes und den Euphemismus aus Schamgefühl, aus religiöser oder abergläubischer Scheu oder aus Höflichkeit und Schmeichelei, die Aufeinanderfolge verschiedener Arten des Bedeutungswandels, den Bedeutungswandel an Wortgruppen und die Anpassung an die Kulturverhältnisse.

Sachliche Irrtümer oder Fehler irgend welcher Art sind dem Berichterstatter nirgends aufgestoßen.

Als Gesamtresultat der Schrift ergiebt sich, daß die deutschen Wörter nicht nur in ihrem Bedeutungsinhalt sich den veränderten Begriffen der jedesmaligen Kulturstufe anpassen, sondern auch in dem Wandel ihrer Bedeutung die ganze Entwicklung des Denkens und Fühlens unseres Volkes ausdrücken.

Das Buch wird sich auch in den deutschen Lehrstunden, in denen nach R. Hildebrands wohl beherzigenswerter Bemerkung in seiner musterhaften Schrift: „Vom deutschen Sprachunterricht", 4. Aufl., 1890, S. 229 die Schüler unbedingt auf das Verschieben der Bedeutung wichtiger Wörter hinzuweisen sind, vortrefflich bewähren und verdient entschieden die weiteste Verbreitung, zumal auch die vorangeschickte Inhaltsangabe und das am Schlusse beigefügte Wortregister die Benutzung wesentlich erleichtern.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. Jahrgang I. Heft 4/5. Inhalt: Die deutschen Verwandtschaftsnamen von Wilhelm Schoof. — Über die mundartliche Herkunft einiger von Luther gebrauchten Worte von Karl von Bahder. — Aus Nordthüringen von R. Reichardt. — Lautlehre der Mundart von Oberschopfheim mit besonderer Berücksichtigung von K. Heimburgers „Grammatischer Darstellung der Mundart des Dorfes Ottenheim" von Adolf Schwend. —

Wortdeutungen von Valentin Hintner. — Gereimte Volkssprüche, gesammelt in und um St. Georgen im Schwarzwald von Rudolf Wintermantel.

—— Heft 6. Inhalt: Der Umlaut im Ostthüringischen von Oskar Weise. — Etymologisches aus Niederhessen von Daniel Saul. — Aus dem Sprachschatz des Nordthüringer Landmannes von R. Reichardt. — Die Flexion des Verbums in der alemannischen Mundart von Kenzingen von Otto Heilig. — Texte zur Mundart von Oberschopfheim von Adolf Schwend. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten von Wilhelm Unseld. — Montavonerlied von Paul Beck. — Sätze und Redensarten in Leitmeritzer Mundart von Josef Stibitz.

Das litterarische Echo, 3. Jahrgang, 7. Heft, Januar 1901. Inhalt: Johannes Proelß. Für Ludwig Pfau. — Georg Polonsky. Ein Proletarierdichter. — Georg Steinhausen. Kulturgeschichtliches. — Walther Wolff. Jahrbücher fürs Haus. — Th. Achelis. Philosophisches. — Richard Weitbrecht. Ein Schildbürger-Epos.

—— 8. Heft, Januar 1901. Inhalt: Wolfgang Kirchbach. Buchdramen. — Gerhart Hauptmann. Zwei Dichtungen. — Richard M. Meyer. Goetheschriften. — Wilhelm Holzamer. Merlindichtungen. — Ernst von Wolzogen. Das Überbrettl.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 12. Jahrgang, 3. Heft. Inhalt: Fortsetzung der Schulreform in Preußen. Von Prof. Dr. Holzmüller.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang, Nr. 1. Januar. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus, bespr. von Panzer. — Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, bespr. von Behaghel. — Lecoutere, Middelnederlandsche geestelijke Liederen, bespr. von Helm. — Heusler, Die Geschichte vom Hühnerthorir, bespr. von Gebhardt. — Hans Sachs, Gemerkbüchlein, hrsg. von Drescher, bespr. von Muncker. — Drescher, Nürnberger Meistersinger-Protokolle, bespr. von Muncker. — Euling, Die Jakobsbrüder von Kunz Kistener, bespr. von Helm. — Zöllner, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, bespr. von Helm. — Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts, bespr. von Hoffmann-Krayer.

—— Nr. 2. Februar. Kißling, Lautmalende Wurzeln der indogermanischen Sprache, bespr. von Bartholomae. — Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, bespr. von Behaghel. — Wilser, Germanischer Stil und deutsche Kunst, bespr. von Sauer. — Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters, bespr. von Helm. — Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen, bespr. von Golther. — Borinski, Lessing, bespr. von Sulger-Gebing. — Drosihn, Deutsche Kinderreime, bespr. von Schläger.

„Die Deutsche Schule". 5. Jahrgang, Heft 2. Inhalt: Entstehung und Ziele der experimentellen Pädagogik. Von Prof. Meumann. — Storms „Pole Poppenspäler" als Klassenlektüre. Von E. Wilke. — Die pädagogische Opposition des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Rudolf Dinkler. — Umschau. — Mitteilungen (Soziale Pädagogik — Die Kunst in der Erziehung — Die deutschen Schulen in Bukarest — Ansichten und Anregungen — Personalien). Litteratur: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Otto Schmidt) — Litteratur des Deutschunterrichts (E. Wilke) — Physik und Chemie (Gerike) — Litterarische Notizen — Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrgang, Nr. 2. Februar 1901. Deutsche Geheimsprachen (Schluß). Von Professor Dr. Friedrich Kluge. — Das vergleichende „als" in der deutschen Schriftsprache. Von W. Feldmann. — Juristendeutsch. — Elementarlehrer. Von Gottschalk. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neu erschienene Bücher.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. 21. Jahrg. 1899. 2. Abteil. Dresden-Leipzig, C. Reißner, 1900.

Dr. Franz Fuhse, Deutsche Altertümer. Sammlung Göschen. Leipzig, 1900. 176 S. Preis geb. 80 Pf.

Oskar Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. I. Aus Marsch und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 170 S.

Keller, Stehle und Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. IV. Teil (8., 9. und 10. Schuljahr). Leipzig, G. Freytag, 1900. 536 S. Preis 5 M.

Dr. Rob. F. Arnold, Schillers dramatischer Nachlaß. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. März 1901, Nr. 270. Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Prag. 18 S.

Eugen Grünwald, Der Burggraf von Nürnberg, Festspiel zum 200 jährigen Gedächtnis der Erhebung Preußens zum Königreiche. Theaterverlag Ed. Bloch Berlin C, 1901. 60 S. Preis 1 M.

F. Perktold, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen. III. Teil. Wien, 1900, Manz'sche Hofbuchhandlung. 195 S.

E. Kuenen, Schillers Jungfrau von Orleans. 4. Auflage. Leipzig, 1901. Verlag von Heinrich Bredt. 94 S.

Otto Albrecht, Die Jugendlitteratur der Gegenwart. Mit 8 Farbendruckbildern. Leipzig, 1901. Verlag von E. Kempe. 28 S. Preis 50 Pf.

Dr. Robert Franz Arnold, Die deutschen Vornamen. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien, Adolf Holzhausen, 1901. 75 S.

Erich Michael, Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1901. Verlag von Adolf Baum. 72 S. Preis 1 M.

Dr. Max Koch, Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte, 1. Band, Heft I. Berlin, Alex. Duncker, 1901. 144 S.

Adolf Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Sechste, verbesserte und erweiterte Auflage. 1. Bändchen, Aufgaben 1—125. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1901. 147 S.

Wilhelm Flachsmann, Irrwege in Lesebüchern für Volksschulen. Zürich, E. Seidel, 1900. 125 S. Preis 1 M. 60 Pf.

Richard M. Meyer, Hundert Schlagworte. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 94 S.

Dr. Ph. Wegener, Das Verhältnis der Realschule und Mittelschule in Preußen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1901. 20 S.

Prof. Dr. Hermann Unbescheid, Aus den Akten einer deutschen Familie. 2. Heft. Kahla i. Th., Wellers Verlag, 1901. 85 S.

Dr. H. Schmitt, Shakespeares Julius Cäsar. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1901. 206 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42[I].

Adolf Bartels' erstes Lutherdrama.

Von **Karl Reuschel** in Dresden.

Manche geschichtlichen Stoffe üben, dem sagenhaften Magnetberge gleich, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Sie reizen sowohl den berufenen Vertreter des Faches als auch den Dichter, der, innerem Drange folgend, das Geschichtsbild so, wie es sich seiner Phantasie darstellt, entrollt und gerade deshalb in vielen Fällen besonders geeignet ist, Kenntnisse von entschwundenen Zeiten zu vermitteln. Seit Aristoteles hat man es oft ausgesprochen, die Poesie sei im stande, ein treueres Abbild vergangener Tage zu liefern, als selbst die Geschichtschreibung; im Grunde heißt das nichts anderes als die Betonung der Wahrheit, daß der echte Erforscher des Gewesenen ein Stück Dichter sein, d. h. den überkommenen Akten Leben einhauchen und die Verwirrung, die der Parteien Gunst und Haß unbewußt oder absichtlich in die klare Erkenntnis der Thatsachen und ihres Zusammenhanges gebracht hat, von der höheren Warte des Richters aus bemerken und schlichten muß. In vollendeterer Weise kann kein Dichter als der dramatische die verflossenen Zeiten vor unserem Geiste erstehen lassen, denn die Gegenwart verlangt von ihm noch mehr als Lessing, nichts Geringeres, als daß auch in der Dichtung der Wahrheit keine Fessel angelegt werde. Nun gehen die Meinungen über das Wesen geschichtlicher Wahrheit auseinander, jedoch über gewisse Grenzen hinaus darf der heutige Dramatiker feststehende geschichtliche Erkenntnisse nicht beiseiteschieben. Will er ein großes Zeitbild entwerfen, so kann es sich um die sogenannte historische Treue bei Einzelheiten schon deshalb nicht handeln, weil selbst die strenge Forschung nicht bis zur völligen Durchleuchtung der verborgensten Winkel gelangt: der Charakter der geschichtlichen Persönlichkeit darf, wie schon Lessing urteilte, nicht entstellt werden. Es hieße auch Unrecht thun, wollte man für wichtige Entscheidungen im Geschick des Helden eine andere Begründung versuchen als die von der Wissenschaft sicher ermittelte. Der geschichtliche Sinn hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts bei den Gebildeten so sehr vertieft, daß man auf ihn mehr Rücksicht nehmen muß als früher. Aber auch heute behält Lessing recht, wenn er im 24. Stück der Hamburgischen Dramaturgie äußert: Des Dichters „Werk mit der Chronologie in der Hand untersuchen, ihn vor den Richterstuhl der Geschichte

führen ... heißt ihn und seinen Beruf verkennen." Er behält um so mehr recht, als die gegenwärtige Entwickelung der Geschichtsforschung dazu neigt, mehr die inneren Zusammenhänge zu ergründen, also den Historiker zum mitfühlenden Teilnehmer der Begebenheiten, in gewisser Art zum Dichter zu machen. Gilt das Gesagte im allgemeinen von den historischen Stoffen, die für dramatische Behandlung geeignet sind, so muß es etwas einschränkender gefaßt werden, sobald anderes als reine Bewunderung vor geschichtlicher Größe oder tragischem Schicksal die Anziehungskraft des Stoffes ausmacht, namentlich politische oder religiöse Gründe. Es darf dann dem Dichter ebensowenig wie dem Geschichtschreiber verziehen werden, wenn er mit dem Vergrößerungsglase der Parteilichkeit den erwählten Helden in unrichtigen Verhältnissen, namentlich in verkehrter Stellung zu seiner Umgebung sieht. Je fester das geschichtliche Bild im Herzen der Menge wurzelt, um so schwieriger wird für den Dichter die poetische Darstellung, und was bei geschichtlichen Stoffen, die von dem Volksempfinden weiter abliegen, der dichterischen Einbildungskraft erlaubt ist, beschränkt sie hier oft in fast beängstigender Weise. Es gilt dann die zarte Pflanze religiösen oder vaterländischen Gefühls nicht mit derber Hand zu berühren, festgewurzelte Erkenntnisse nicht umzustoßen, Überzeugungen nicht zu verletzen und manchmal selbst im Beiwerk der Phantasie keinen Spielraum zu gewähren. Es ist das Bedenkliche an solchen Vorwürfen, daß sich der Dramatiker bei ihnen oft auf die bescheidenere Rolle des Chronisten herabdrücken muß.

Die Persönlichkeit unseres deutschen Reformators steht so fest im Herzen und Sinne des Volkes eingeprägt, daß es als ein gewagtes Unternehmen gelten darf, sie auf der Bühne vorzuführen. Selbst der eindringenden Forschung kann es heutzutage nicht mehr gelingen, völlig neue Anschauungen über Luther zu gewinnen. Und trotz der Schwierigkeit des Stoffes liegt ein immer neuer Anreiz für Dichter und Dichterlinge darin! Von der Zeit ab, wo ältere Leute noch Augenzeugen der gewaltigen Erscheinung Luthers waren, bis in die jüngste Gegenwart ist der Reformator ein Dramenheld geblieben, die „Lutherspiele" sind eine besondere Art innerhalb der Gattung des Dramas geworden. Ohne die Geschichte der Lutherdramen, über die bereits ein Buch vorliegt[1]) und über die der Verfasser dieses Aufsatzes eine ausführliche Untersuchung zu veröffentlichen gedenkt[2]), genauer verfolgen zu wollen, sei nur bemerkt,

1) Gustav Adolf Erdmann, Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwickelung, Zweck und Bedeutung für die Bühne. Wittenberg, Herrosé, 1888.

2) Eine Art Vorstudie bildete der Vortrag auf der 1897er Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, s. Verhandlungen der 44. Versammlung, S. 129—131.

daß die große Zahl der dramatischen Bearbeitungen des Gegenstandes, die seit über drei Jahrhunderten in Deutschland, Frankreich, England und Italien erschienen sind, in zwei Gruppen zerfallen, in solche, die des Reformators Leben ganz oder nahezu vollständig behandeln, und in solche, die sich nur mit der Darstellung irgend eines Hauptabschnittes aus Luthers Lebensgang beschäftigen. Unter den Stücken der ersten Art sind die von Devrient und Herrig besonders bekannt geworden; von denen der zweiten Gruppe seien der „Martin Luther" von Zacharias Werner, eine greuliche Verdrehung geschichtlicher Wahrheiten, verbunden mit völliger Verkennung von Luthers Wesen, und Wilhelm Henzens Schauspiel genannt. Wo man nur Teile von Luthers Leben auswählte, nahm man meistens den Ausschnitt 1517 bis 1521 oder 1524. Nur selten ist der junge Luther in einem selbständigen Drama behandelt worden, d. h. die Zeit vor 1517. Und doch mußte es besonders reizvoll erscheinen, den Entwickelungsgang des Reformators bis zum Thesenanschlag aufzuzeigen und Fragen zu beantworten wie die folgenden: Warum ging Luther ins Kloster? Wie verhielt er sich in Rom? Wie rang er sich zu seinen reformatorischen Überzeugungen durch? Die angedeuteten Schwierigkeiten, die einer dichterischen Gestaltung Luthers im allgemeinen entgegenstehen, fallen für die dramatische Bearbeitung der Jugendzeit so gut wie ganz fort, weil sich dieser Lebensabschnitt auch dem Historiker nicht in heller Beleuchtung darbietet und dem Laien erst recht nur in seinen verschwommeneren Umrissen erscheint. Es darf schon als ein günstiges Vorzeichen gelten, wenn ein Dichter sich diese Periode von Luthers Lebensgeschichte zum Vorwurfe nimmt, weil er dadurch Einsicht in das Wesen des geschichtlichen Dramas und Erkenntnis des besonderen Wesens gerade dieses Stoffes verrät. Das neueste der Lutherspiele, „Der junge Luther" (L. in Erfurt), Leipzig, 1900, hat Adolf Bartels, den feinsinnigen Beurteiler der neueren deutschen Litteratur, zum Verfasser. Aus der letzten Auflage der „Deutschen Dichtung der Gegenwart" erfährt man übrigens, was im Drama selbst nicht angedeutet wird, daß der Dichter das Schauspiel als ersten Teil einer Trilogie aufgefaßt wissen will.

Der Inhalt dieses jüngsten der Lutherdramen erscheint uns ebenso wie die Ausführung bedeutend genug, eingehendere Würdigung zu erfahren. Die Handlung versetzt uns ins Jahr 1505. Der erste Akt spielt im Gasthofe des Dorfes Ilversgehofen bei Erfurt. Wir sehen den Vater Luther im Gespräche mit seinem eben zum Magister ernannten Sohne. Der Vater hat diesem einen Besuch in der Universitätsstadt gemacht. Jetzt, beim Abschied, giebt er noch einmal seiner Freude über Martins Erfolg Ausdruck. Im Geiste sieht er seinen wackeren Sohn einer ehrenvollen Zukunft entgegengehen. Nachdem er seinem Martin

mit warmem Händedruck Lebewohl gesagt hat, erscheinen dessen Freunde und Studiengenossen in der zuversichtlichen Erwartung, Luther werde nach dem väterlichen Besuche geneigt sein, zur Stärkung seiner Kumpane ein Glas zu spenden. Es sind Johann Lange und Johann Jäger, genannt Venatorius, aus Dornheim. Mit ernster Miene kommt Luther zu ihnen; er ist trübe gestimmt und gedenkt wehmütig seiner freudlosen Kinderzeit. Auch die Gesellschaft der fröhlichen Studenten kann ihn nicht recht aufheitern. Als Johann Jäger, einer der eifrigsten unter den Erfurter Humanisten, auf das klassische Altertum mit seinen edlen Menschen das Glas erhebt, erfährt er Luthers Widerspruch; offen erklärt dieser, die in alle Ewigkeit verdammten Heiden würden ihm nie vertraut werden. Einmal in trauriger Erinnerung an die Knabenzeit befangen, erwähnt er des drückenden Gefühls, das ihn beim Bettelsingen beschlichen habe, und gedenkt des neuen Lebens, das in ihm erwacht sei, als Ursula Cotta sich seiner annahm. Nie wolle er der schönen, tiefen Worte vergessen, mit denen die herrliche Frau einst von der Liebe sprach:

„Nichts Lieberes auf Erden,
Als edler Frauen Lieb', wem sie mag werden".

Gerade bei diesem Sprüchlein tritt ein fahrendes Weib, Regine Möller, in die Wirtsstube. Sie bittet, den Spruch noch einmal vernehmen zu dürfen, doch Luther weist sie schroff ab; von edlen Frauen handelten die Worte, nicht von gemeinen Landfahrerinnen. Ihr gebühre ein Platz im Winkel. Unterdessen sind zwei weitere Studenten hereingekommen, Alexius von Dennstedt und Eobanus Hessus. Jäger begrüßt sie, den hochgemuten Junker und den Lateindichter von begründetem Rufe. Alexius ist dem Magister Luther sehr wert, namentlich seit dem Augenblicke, wo dieser ihm das Leben gerettet hat. Die Humanistenjünglinge bringen das Gespräch auf das Ziel ihrer Sehnsucht, und so nimmt Luther Gelegenheit, sein Ideal aufzustellen; auch ihn zieht es nach Italien, aber der heiligen Stätten wegen. In Alexius lernen wir einen Gegner der humanistischen wie der religiösen Schwärmerei kennen; er will weder die Spuren vergangener Herrlichkeit bewundern, noch die Gnadengüter der Kirche erlangen: in Rom das Leben zu genießen, das dünkt ihm gut. Über diese weltmännische Ansicht gerät der ernstere Luther außer sich und äußert im Eifer Gedanken, die dem Junker wie die eines Pfaffen erscheinen. Doch glaubt Alexius sicher zu sein, daß den Freund sein Weg nicht ins Kloster führen werde. Auch über das mönchische Leben erheben sich Meinungsverschiedenheiten unter den Studenten: Lange wünscht es sich der litterarischen Muße wegen, Jäger würde die Pfründe eines Kanonikus vorziehen, Eoban möchte vorerst nicht Ruhe, sondern sich mitten ins Menschenleben hineingestellt sehen, später wohl Weib und

Kind sein eigen nennen, Alexius vertritt den Standpunkt des rücksichtslosen Genußmenschen. Einem solchen aber muß die bestrickende Gegenwart des feilen Weibes gerade recht sein, und so sucht er sich ihr zu nähern. Mit den schärfsten Worten verurteilt dagegen Luther ihr Gewerbe. Aber gerade darum soll er, der so ganz anders ist, als seine leichtfertigen Genossen, bald der Zielpunkt ihrer Bemühungen werden. Da stürzt ein Landsknecht in die Stube; nach Regine forscht er, die ihm einst angehört hat. Sie weigert sich entschieden, fernerhin mit ihm zu ziehen. Mit dem Schwerte dringt er auf sie ein. Alexius kommt der Bedrängten zu Hilfe und stößt den Söldner nieder. Das Seelenheil des tödlich Verwundeten macht Luther die schwerste Sorge, und mit Entsetzen vernimmt er, daß jener den Trost der Kirche mit höhnischen Worten abweist. Mit furchtbarem Grauen erfüllt ihn die Gewißheit, daß der Ermordete zu ewiger Verdammnis eingehen muß.

Der zweite Akt beginnt mit einem idyllischen Bilde. Meister Trillhase, ein ehrsamer Erfurter Schuhmacher und Luthers Wirt, sitzt nach erledigtem Tagewerk vor seinem Hause. Auch der Magister hält sein Feierstündchen ab, er preist den Alten glücklich, da er sein gutes Auskommen und dazu ein wackeres Töchterlein besitze. Und doch befindet sich Meister Trillhase nicht behaglich; die städtische Verwaltung erregt seinen Unwillen. Er giebt sogar die Absicht zu erkennen, einen Aufruhr gegen die Obrigkeit anzuzetteln. Luther mahnt zur Besonnenheit, man solle Gott die Bestrafung der Schuldigen überlassen, die ein blühendes Gemeinwesen durch Mißwirtschaft zu Grunde richteten. — In traulichem Gespräche sitzen dann der Magister und Ännchen, Trillhases Töchterchen, auf der steinernen Bank. Sie ist etwas in Sorge wegen der Pläne ihres Vaters; Luther spricht ihr Mut zu und bittet sie, auf Gott zu vertrauen und sich, wenn Not kommen sollte, auf seine brüderliche Hilfe zu verlassen. Nun erscheint Alexius und sucht Ännchens Gunst zu gewinnen. Sie fertigt ihn schnippisch ab. Auch von dem Magister muß sich der leichtlebige Junker eine Absage gefallen lassen, als er den Wunsch äußert, Luther möge sich mit ihm im Kreise froher Studenten aufheitern. Mißgelaunt über die scharfe Abweisung seiner mit dem Gefühl selbstverständlicher Erhörung vorgetragenen Liebeserklärung begegnet er Reginen und sucht sich bei ihr schadlos zu halten, sie aber giebt deutlich zu verstehen, sie wolle Luthers Zuneigung, an seinesgleichen könne ihr nichts gelegen sein.

Mitten hinein in die wogende Menge, die zum Maifeste zusammengeströmt ist, führt der dritte Aufzug. Auch Luther bewegt sich in dem frohen Getriebe, und seine zechlustigen Genossen fehlen nicht. Eine besondere Ehre soll der Erfurter Humanistenschar zu teil werden: Konrad

Mut, der berühmte Neulateiner Mutianus Rufus, ihr geistiges Oberhaupt, hat sein Erscheinen bei dem Feste zugesichert. Luther erklärt dem erlauchten Humanistenführer offen, er komme sich im Reiche der klassischen Studien wie der Bauer Corydon vor. Es entspinnt sich ein Gespräch über die Kirche und das Leben der Pfaffen, und Crotus Rubianus (Joh. Jäger) benutzt die Gelegenheit, einem dicken Domherrn recht deutlich die Meinung zu sagen. Luther vertritt mit Entschiedenheit den Standpunkt, es dürften wertvolle Erkenntnisse nicht im Schoß der Gelehrten bleiben, sondern müßten ins Volk getragen werden. — Den Bemühungen des Alexius um Ännchens Gunst ist inzwischen wenigstens ein kleiner Erfolg beschert gewesen; sie hat sich entschlossen, mit ihm das Fest zu besuchen, zunächst allerdings noch in der Absicht, möglichst bald Luther dort zu finden. Schon aber bemerkt man, wie sich ihr Sinn dem kecken Junker zuwendet. Auch Doktor Faust taucht in Begleitung seines Dieners und Reginens unter der frohen Menge auf; der Dichter benutzt diese Gestalt, um ein Bild des Aberglaubens auch der oberen Stände zu zeichnen und Luther eine große Zukunft verkünden zu lassen, zugleich aber anzudeuten, wie eine finstere Macht, in dem üppigen Weibe verkörpert, sich an ihn herandrängt.

Zwei Monate sind seit dem Maitage vergangen. Noch immer grübelt Luther über das damalige rätselhafte Verschwinden jenes Höllenzauberers und will von dem wackeren Lange eine natürliche Erklärung des Vorganges nicht hören. Er fürchtet die bösen Geister und bezweifelt selbst die Wirksamkeit des Gebetes als Schutzmittel gegen sie. Mit bangster Furcht erfüllt ihn die Möglichkeit, Regine könnte mit ihren leidenschaftlichen Versuchen, ihn an sich zu fesseln, doch Macht über sein besseres Selbst gewinnen. Die Gefahr ist näher, als er ahnt. Kaum hat Lange den Freund verlassen, da kommt die Dirne durchs Fenster hereingesprungen. Die Worte Luthers von dem köstlichsten Erdenschatz, dem liebenden Weibe, haben sich ihr tief ins Herz geprägt und jedes edlere Gefühl in ihr erweckt. Nicht durch Beichte vor dem Priester, sondern durch eine reine Liebe zu Luther will sie ihre Vergangenheit sühnen. Sie mahnt den strengen Sittenrichter an die Nachsicht des Heilands gegenüber der Sünderin. Aber wie einen Geist der Hölle stößt Luther sie von sich, denn er hält die Bußfertigkeit nur für Schein und für das schlimmste Verführungsmittel. Noch ist diese Anfechtung nicht vorüber, da stürzt Ännchen in Luthers Gemach, ihr Vater in furchtbarstem Zorn hinter ihr her. Jenes Maifest hat dem unerfahrenen Mädchen die Ehre gekostet, und der schwer gekränkte Vater will sein Kind aus dem Hause jagen. Doch es soll ihn ein weiterer Schlag treffen. Der Bürgermeister hat von Trillhases Verschwörung gegen die Stadtobrigkeit Kunde erhalten und erscheint jetzt selbst, um seine Ge-

fangennahme zu verfügen. Vergebens bittet Luther um Gnade für den doppelt Bedauernswerten; dieser wird von den Stadtknechten fortgeschleppt. Ännchen klagt Luther ihre Schuld und ihr Herzeleid. Der fassungslose Mann erhält durch Regine den Beweis geliefert, wie sehr eine reine Liebe veredelt: Sie verspricht, sich der Verstoßenen anzunehmen, und Luther erkennt den guten Kern des geächteten Weibes und empfiehlt Ännchen ihrem Schutze. Sein sittliches Pharisäertum ist gerichtet. Was Regine erst ganz unmöglich schien, auf die Vereinigung mit dem Geliebten zu verzichten, das führt sie, in einem Augenblicke zu heldenhafter Größe emporwachsend, jetzt aus. Wie Doktor Faust hat auch sie erkannt, der Magister werde noch zu Hohem bestimmt sein.

„Ihr seid aufgespart,
Noch vieler Menschenseelen Heil zu werden —
Wer bin ich, daß ich Euch für mich verlangte?"

Kaum ist so Ännchen an Reginens Hand einem ungewissen Schicksal entgegengezogen, da erfährt Luther, wer dem arglosen Mädchen die Ehre geraubt hat. Alexius, den er seinen Freund nannte, ist es gewesen, und trunkenen Mutes rühmt er sich noch der That. Brüderliche Zuneigung zu der Armen veranlaßt Luther, den Schändlichen zum Zweikampf herauszufordern. Vergebens macht ein Mönch ihn auf den Frevel aufmerksam, den er begehen will, um einen Frevel zu rächen, vergebens ermahnt er ihn, als Sünder dem Sünder die Hand zur Versöhnung zu reichen, vergebens erinnert er ihn an das ewige Verderben, dem er entgegengehen werde, und fleht ihn an, für sein Seelenheil im Kloster zu sorgen, die Schmach, die Alexius dem geliebten Wesen angethan hat, ist zu groß: mit dem Schwerte soll sie bestraft werden.

Der letzte Aufzug spielt im Steigerwalde bei Erfurt. Ein Versöhnungsversuch scheitert. Die nochmalige Warnung des Mönches fruchtet nichts. Der Kampf beginnt. Da vernichtet ein Blitzstrahl den Schänder der jungfräulichen Ehre. Aufs tiefste erschüttert, gelobt Luther Mönch zu werden. Er nimmt Abschied von den Genossen und vom Vater, der alles aufbietet, um ihn von dem verhängnisvollen Schritte zurückzuhalten, ihn an alle Zeichen elterlicher Liebe erinnert und darauf hinweist, auch als Weltkind könne man ein Gott wohlgefälliges Leben führen. Lieber scheidet der Sohn vom Vaterhause und Vaterherzen, als daß er sein Gelübde bricht. Mit dem Abschiedsgesang der trauernden Freunde schließt das Stück.

Damit wäre der ergreifende Inhalt des Dramas mit groben Strichen gezeichnet. Suchen wir uns die Bedeutung des Schauspiels klarzumachen! Zunächst ist festzustellen, daß sich Bartels von Beeinflussung durch andere Lutherspiele nahezu völlig freihält. An einer einzigen Stelle ergiebt sich die Vermutung, er habe sich an Zacharias

Werner angelehnt. Es sind die Worte Reginens (Akt IV, Sc. 2), in denen sie Luther als ihren Heiland, ihren Retter und Erlöser bezeichnet. Ganz ähnliche Äußerungen legt Werner der Katharina von Bora in den Mund, und doch ist die Situation nur wenig ähnlich. Wie Regine, so hängt sich allerdings Katharina an Luther, aber sie thut es, weil das in ihrem Geiste ersonnene Christusbild für sie in dem Gottesmanne Körperlichkeit gefunden hat, weil sie in ihm ihr Urbild erkennt, zu dem sie sich mit magischer Schicksalskraft hingezogen fühlt. An keiner wichtigen Thatsache erlaubt sich Bartels eine Änderung, seine Phantasie ist, wie das nach dem oben Ausgeführten für die Verfasser von Lutherdramen die Regel sein sollte, weniger gestaltenbildender als kombinatorischer Art, d. h. sie schafft Übergänge in den Fällen, wo die geschichtliche Überlieferung Lücken läßt. Was wir über Luthers Universitätszeit wissen und für den Gang der dramatischen Handlung in Betracht kommt, ist in aller Kürze folgendes[1]): 1501 als Student immatrikuliert, im Herbst 1502 mit dem niedrigsten akademischen Grade, dem eines Baccalaureus, versehen, hat Luther im Anfange des Jahres 1505 die Magisterwürde als zweiter unter siebzehn Bewerbern erlangt und dann, dem Wunsche des Vaters gehorchend, mit dem Studium der Rechte begonnen, ist aber bereits im Juli dieses Jahres ins Kloster gegangen. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Schritte war das Gelübde, das er bei dem Gewitter in der Nähe von Stotternheim gethan hatte. Als nähere Freunde Luthers werden Johann Jäger (Crotus Rubianus) und Johann Lange aus Erfurt genannt. Der humanistischen Richtung, die, wenigstens im Erfurt-Gothaer Kreis, mit einseitiger Wertschätzung des klassischen (römischen) Altertums eine Ablehnung alles Kirchlichen und Verkennung des Volkstümlich-Nationalen verband, schloß er sich nicht an, und bezeichnete sich noch 1516 dem Führer der Humanisten gegenüber als den klassischen Bauern Corydon.

Koestlin, an dessen Behandlung sich Bartels offenbar zumeist angelehnt hat, entwirft ein fesselndes Bild vom Zustande der Universität und der Stadt Erfurt. Er führt aus, wie „Luther als Student zugleich Zeuge größerer bürgerlicher und politischer Verhältnisse wurde" (S. 40), wie Erfurt scheinbar blühte, während doch der Magistrat nicht zu wirtschaften verstand und das Gemeinwesen in Schulden stürzte. Solche Angaben sind für Bartels die Anregung gewesen, seinen Meister Trillhase zu schaffen. Wie packend weiß er uns diese Gestalt vor Augen zu malen als die eines Mannes, der in seinem Berufe und in der

1) Vergl. Julius Köstlins großes Werk: Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften³. Elberfeld 1883, 2 Bände; Th. Kolde. Martin Luther. 2 Bände I. Gotha 1884, II. Gotha 1889.

Liebe zum Kinde nicht aufgeht, sondern; ein echter Vertreter stolzen, selbstbewußten Bürgertums, seine geliebte Stadt nicht durch die Mißverwaltung eines herrischen Oberhauptes zu Grunde gerichtet sehen will. Als ein Beispiel für die kombinatorische Phantasie des Verfassers kann die Verwendung der Figur des Alexius dienen. Es ist bekannt, daß Luther einst auf einer Reise in die Heimat sich durch ein Versehen den Degen in die Pulsader des Schenkels stieß. Nur mit Aufbietung aller Kraft gelang es ihm, durch Zusammendrücken der Wunde eine Verblutung zu verhindern (Koestlin I, 55; Kolde I, 42). Mit ihm reiste ein Freund, der schleunige Hilfe besorgte. In geschicktester Weise hat Bartels als diesen Genossen den Alexius eingeführt, der zwar nicht geschichtlich beglaubigt ist, den aber die evangelische Legende kennt. In diesem Alexius wird die Hauptperson des Gegenspiels verkörpert. Trotz gänzlich abweichender Lebensanschauung hält Luther ihm, seinem Lebensretter, die Treue. Als einen der Beweggründe für den Eintritt ins Kloster erwähnen die Lutherpredigten des Johannes Mathesius den Tod eines Freundes, der erstochen worden war. Das sind die dürftigen Mitteilungen, die sich in der Phantasie des Dramatikers zu der in ihrer Charakterzeichnung durchaus einheitlichen Gestalt des Junkers Alexius verdichtet haben. Wie deutlich tritt uns der nur weltlichem Genuß ergebene adlige Student entgegen, wie er das Bild jugendlicher Reinheit zerstört und sich mit frechen Worten hinterdrein darob noch brüstet! Es wird vollkommen begreiflich, warum Luther in dem schweren Kampfe der Pflichten sich dafür entscheidet, der Rächer der geraubten Unschuld zu werden an dem Manne, dem er das Leben dankt. Wahrlich, nur ein echter Dichter kann die stummen Zeugnisse vergangener Tage also zum Reden zwingen! Und wenn er vor dem späteren geschichtlichen Urteil auch sein Verfahren nicht zu rechtfertigen vermöchte, etwas Wahres liegt doch in den Worten des Prologs zu Werners „Weihe der Kraft“: „Was im Gemüt gelebt, ist dagewesen.“ Nicht bloß als künstlerische That an sich verdient die Formung der Alexiusgestalt unsern Anteil, sondern vornehmlich auch deshalb, weil durch sie den Gründen für Luthers Weltflucht ein neuer, schwerwiegender beigefügt wird. Wie Luther allmählich diese Absicht hat reifen lassen, haben die Biographen mit Hilfe der unbestimmten geschichtlichen Angaben zu erklären versucht. Immerhin können sie nur mehr oder minder wahrscheinliche Mutmaßungen darüber anstellen, wie es kam, daß aus dem „hurtigen und fröhlichen Gesellen“ ein Mönch wurde.[1]) Um ganz gerecht zu sein, muß man beachten, daß

1) Auch Arnold E. Berger [Martin L. in kulturgeschichtlicher Darstellung I, Berlin 1895], der dieser Frage vielleicht die eingehendste Arbeit widmet, gelangt trotz vieler Mühe nicht zu einem lückenlosen Ergebnis.

der von dem Dichter gewählte Ausgangspunkt der Handlung (knapp ein halbes Jahr vor dem Eintritt ins Kloster) eine Darstellung dieser Wandlung erleichterte, weil der Beginn des Umschwungs schon dem Drama vorausliegt. Der Teil dieser Entwicklung, der in den Rahmen des Stückes fällt, wird aber meisterhaft gezeichnet. Da bemerken wir, wie der junge Magister sich über des Vaters Mahnung zum Genuß der Jugend verwundert, weil eine freudenarme Jugend dem Charakter ihren Stempel aufgedrückt hat, wie der furchtbare Anblick eines unbußfertigen Sterbenden den ernsten Jüngling rührt, wie es ihm schwer wird, der gleißenden Verführung zu widerstehen, wie er gelegentlich selbst bedauert, nicht des Alexius leichte Lebensauffassung zu besitzen, wie dann das Geschick des armen, leichtgläubigen Mädchens ihn rührt, wie seine Begriffe von Sittlichkeit einer erheblichen Veränderung unterworfen werden und wie schließlich der Herr ihm mit Donnerstimme zuruft: „Die Rache ist mein, ich will vergelten." So verdunkelt sich die Seele des jungen Mannes immer mehr. Ein hemmendes Moment bildet dabei die dann und wann auftauchende Ahnung einer großen Zukunft. Die Überzeugung von der eigenen Sündhaftigkeit und die Furcht vor dem strafenden Gott in Verbindung mit den immer erneuten Mahnungen des Mönches führen endlich den Entschluß herbei, im Dienste des Herrn zu wandeln.

Mit nicht minderem Geschick und nicht geringerer historischer Treue sind die übrigen Gestalten des Dramas behandelt. Da ist zunächst Luthers Vater in seiner männlichen „Sicherstelligkeit", seiner vernünftig-praktischen Lebensansicht. Daß er im Jahre 1505 zweimal den Sohn besucht habe, ist nicht wahrscheinlich, geradezu unhistorisch aber die Unterredung mit dem Sohne unmittelbar vor dem Eintritt ins Kloster. Jedoch war sie poetisch notwendig und wird in höherem Sinne geschichtliche Wahrheit, da ihr Inhalt durchaus der Stellung des alten Luther zu dem Schritte seines Sohnes entspricht. Am nächsten in den Anschauungen steht Johann Lange dem jungen Magister. Koestlin berichtet (S. 47), er sei seit Luthers öffentlichem Auftreten als einer seiner nächsten Freunde erschienen: „er war nachher auch im Kloster mit ihm zusammen". Diese Thatsachen und einige Angaben aus Langes und seines Freundes Luther Munde rechtfertigen durchaus die wichtige Rolle, die Bartels dem jungen Erfurter zuerteilt. Auch Luthers Stellung zu den Humanisten ist durchaus geschichtlich treu geschildert. Eine trefflich gezeichnete Gestalt ist, wie schon angedeutet wurde, der Meister Trillhase. Die Einführung seines Töchterchens, einer völlig frei erfundenen Persönlichkeit, giebt Gelegenheit, die innersten Regungen eines zarten Gemütes in Luther aufzudecken. Wunderbar fein ist dieses Ännchen gezeichnet: wie sie zuerst den gefährlichen Brecher von Mädchenherzen kalt abweist, dann trotz ihres schnippischen

Wesens doch Anteil an ihm verrät, wie sie sich halb unbewußt seinen Lockungen hingiebt, wie sie dann durch die Untreue des Liebsten völlig gebrochen ist, das wird mit Meisterschaft dargestellt. Die Sorgfalt liebevoller Ausführung erstreckt sich auch auf die übrigen Personen, so auf den Crotus Rubianus mit seiner Begeisterung für Altrom und Altgriechenland und seiner gutmütig-leichtsinnigen Natur, oder auf den Bacchusverehrer Eobanus Hessus oder den im Vollbewußtsein seiner Würde einherschreitenden Obervierherrn, oder auf den Humanistenführer Mutianus Rufus, der die Anschauungen des sich vom Volke ängstlich abschließenden, nur für die oberen Zehntausend schaffenden, ängstlich jeder näheren Berührung mit Gewissensfragen ausweichenden Teiles der Gelehrten vertritt, deren Wahlspruch bildet: Das Beste, was du weißt, darfst du den Leuten doch nicht sagen. An der sorgfältigen Charakteristik haben auch ganz unbedeutende Nebengestalten, wie Grefenstein, der Domherr[1]) und der Mönch Anteil.

Ein glücklicher Gedanke des Dichters war es, sich gelegentlich des Volksliedes und der Vagantenpoesie zu bedienen, wie auch das Mailied Walthers von der Vogelweide vorzüglich stimmungschaffend wirkt. Gegenüber solchen Vorzügen kommen ein paar fühlbare Mängel wenig in Betracht. Der Umschwung, der in Regine — übrigens einer durchaus lebenswahr gezeichneten Gestalt — vor sich geht, so daß sie auf den Besitz ihres „Heilandes" verzichtet, ist denn doch etwas zu plötzlich, wenn auch nicht unmöglich.

Als Gesamturteil kann man über das Drama etwa folgendes äußern: Es erfüllt seine Aufgabe, die Veranlassung zur Weltflucht Luthers darzustellen, in dichterisch beinahe vollkommener Weise. Wer bei ernster und tiefer Naturanlage seinen geliebten Freund zum Schurken werden, wer ein blühendes, mit herzlichem Anteil begleitetes häusliches Glück zerstören sieht, in wessen Herz ein furchtbares memento mori eingegraben wird und wer noch dazu im aufgezwungenen Berufe keine Befriedigung findet, wie der junge Luther, der kann in einer religiös bewegten Zeit wohl zu dem Entschlusse kommen, zu dem Luther gelangte. Die Verknüpfung der verschiedenen Fäden zu dem bestimmten Knoten ist dem Dichter trefflich gelungen. Er hat ein Drama geliefert, wie es dem geschichtlichen Sinne unserer Tage und dem jetzt schärfer gefaßten Begriff des historischen Dramas entspricht. Es dürfte in der langen Reihe von dramatischen Werken über den Reformator einen der ersten, wenn nicht den vornehmsten Platz einnehmen und der Bühnenaufführung in viel höherem Maße fähig und würdig sein als so manche, als Erzeugnisse protestantischen Geistes gewiß recht achtbare, aber dichterisch eben nicht wertvolle Lutherspiele.

1) Vergl. zu S. 74: Wenn ich so von hinnen muß u. s. w. Koestlin S. 53 u.

Zur Rudenzhandlung in Schillers Wilhelm Tell.

Von Dr. **E. Grünwald** in Berlin.

Die empfindlichen Mängel in der Einheit der Handlung von Schillers Wilhelm Tell hat bisher keine noch so scharfsinnige oder wohlwollende Auslegekunst hinwegzudisputieren vermocht: Bellermann nennt das Stück mit vornehmer Zurückhaltung die loseste Komposition Schillers. Mag man nun aber die dem Dichter nicht gelungene Verknüpfung der Volks- und der Tellhandlung mit Rücksicht auf seine Quelle noch hingehen lassen, die, hier Geschichte und Sage mischend, an demselben Fehler krankt, auch beide Handlungen für so kräftig und hinreißend halten, daß man wohl den dramatischen Nachteil als aufgewogen betrachten mag, so ist doch der Rudenz-Einschlag in die Kette der Ereignisse immer als eine Störung des Gewebes empfunden worden und harrt noch des überzeugenden Anwalts. Der unreife Junker, der dem alten Bannerherrn ein collegium politicum des vaterlandverleugnenden Nützlichkeitsprinzips hält (II, 1), der der Geliebten mit verblüffender Naivetät erklärt, all sein Ehrgeiz sei nur seine Liebe gewesen (III, 2), der uns in seinem Wortwechsel mit Geßler durch auffallend männliche Sprache an einen Ausbruch lange gewaltsam zurückgedämmter Gefühle glauben machen will (III, 3), der endlich am Totenbette des Oheims ein nationales Pathos anhebt, aus dem sich schließlich die Sorge um das Schicksal der Geliebten und die Aufforderung zu ihrer Befreiung herausschält (IV, 2) — der Mann ist keine dramatische Figur. Dies gilt nun natürlich nicht in dem Sinne, als ob dem Dichter die Einführung solch haltloser, wetterwendischer Charaktere nicht zustünde, als ob ein sittliches Mißbehagen notgedrungen zu einem ästhetischen werden müßte, aber hier fehlt der Person mit der Überzeugungskraft ihrer Wandlung die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Charakters, die das Relief rechtfertigten, in das der Dichter die Person zuletzt innerhalb der Handlung treten läßt. Wir dürfen billig fragen, ob Rudenz' wiedererwachte Liebe zum Vaterlande aus einem Konflikt mit der Liebe zu dem Fräulein siegreich hervorgehen würde, der sie doch anfangs unterlegen war.

Der Versuch Gaudigs aber, der dies Bedenken richtig heraushebt, eine ästhetisch befriedigende Rudenzhandlung zu konstruieren, bei der das in ihr verborgene „hochbedeutsame dramatische Motiv" erhalten und verwertet werde, dieser Versuch scheint mir immer noch nicht zur Beseitigung des Hauptanstoßes zu führen. Wenn er vorschlägt: Nachdem Rudenz sich dem Feinde des Vaterlandes zugeneigt hat, erfährt er, daß er nicht

außerhalb seines Vaterlandes und durch Unterstützung der österreichischen Pläne, sondern nur in einem freien Vaterlande die Geliebte besitzen kann; diese Erkenntnis führt ihn zu einer Revision seiner Urteile über Vaterland und Freiheit u. s. w. — so, meine ich, leidet dieser Rudenz immer noch zu sehr an dem Egoismus und handelt unter dem Drucke seiner Liebe.

Nun wäre es freilich verfehlt, dies Liebesmotiv zu sehr abzuschwächen oder gar zu unterdrücken — verdanken wir ihm doch die beiden Gestalten von Rudenz und Bertha; aber um dramatisch zu werden, mußte ihm in Rudenz' Innern ein mindestens ebenbürtiger Gegner erstehen, an dem sich in hartem Kampfe die Selbstsucht zerreibt. Es erweckt bei den Schülern lebhafte Teilnahme, nach Klarlegung jener Mängel und dieser Forderungen einen Charakter zu zeichnen, der den dramatischen Bedingungen entspricht und sich für die straffere Anziehung der Handlung des Schauspiels geeignet erweist; man braucht damit nicht dem pietätlosen Vorwitz unserer Jugend Vorschub zu leisten.

Ich denke mir einen dramatischen Verlauf der Rudenzhandlung wie folgt.

Rudenz gehört in dem Stücke zu den Vertretern des Schweizer Adels und nimmt als solcher Stellung zu den Freiheitsbestrebungen des Volkes: während Attinghausen bedingungslos zu seinen Landsleuten hält, Wolfenschießen abgefallen ist und, wie sein Angriff auf Baumgartens Weib bezeigt, ganz im Geiste der willkürlichen Vögte handelt, tritt Rudenz vorübergehend auf Österreichs Seite, ist aber, „nachdem er sein Herz gefunden hat", wieder für die Sache der Schweizer gewonnen. Diese Umkehr, dies Sichwiederfinden verläuft aus dramatischen Rücksichten nicht ohne innere Kämpfe.

1. „Die Jugend ist die Zeit der Unruhe, das Alter die der Ruhe ... Der Jüngling wird gereizt von der bunten Welt und ihren vielfältigen Gestalten: sofort macht seine Phantasie mehr daraus, als die Welt je verleihen kann. Daher ist er voll Begehrlichkeit und Sehnsucht ins Unbestimmte ... Im Alter hat sich das alles gelegt ..., weil Erfahrung über den Wert der Dinge und den Gehalt der Genüsse aufgeklärt hat, wodurch man die Illusionen, Chimären und Vorurteile, welche früher die freie und reine Ansicht der Dinge verdeckten und entstellten, allmählich losgeworden ist." (Schopenhauer, Vom Unterschiede der Lebensalter.) Rudenz ist ein „Verblendeter"; „vom eitlen Glanz verführt", strebt der thatendurstige, ehrgeizige, von einer starken Leidenschaft ergriffene Jüngling aus den beschränkten Verhältnissen seiner engen Heimat „in die Weite": da winkt Kampf, Ehre, Ruhm, da ein prächtiges Hofleben mit feiner höfischer Sitte, da ein unwiderstehlich mächtiger Herr, da endlich

Bertha, die der Junker liebt, ohne es ihr bis jetzt gestanden zu haben. Ist das des „fremden Zaubers" nicht genug, um sein Ohr gegen die werbende Stimme des menschen- und dingekundigen alten Freiherrn zu verschließen? Es ist der aus Familienchroniken nur allzu bekannte Antagonismus zwischen Alten und Jungen, der sich in unserm Schauspiele als drohendes Gewölk über die Haupthandlung lagert. Also Rudenz wird „Sklave Österreichs".

2. Nun macht der Ritter seine Schule „auf der Seite des Verrats" durch. Er hat in Geßler einen Lehrmeister, der unter der Voraussetzung, daß Rudenz „trotz sich selber gut und edel" ist, daß er „eine Binde vor den Augen" hat, die besten Hoffnungen auf eine baldige Umkehr des Abtrünnigen machen kann. Freilich ist ein Stück seines Herzens, wie er wenigstens wähnt, auf österreichischer Seite, ja die Geliebte, die ihn nicht gerade zurückstößt, aber kühl behandelt, erscheint ihm unerreichbarer als je — aber anderseits sind doch die Worte seines Oheims, die der täglich wachsende Übermut der Vögte in schmerzliche Beleuchtung rückt, ein Stachel in seiner Seele, wider den es ihm schwer wird zu löcken. Wir erfahren beiläufig, daß Bedenken, die er schon anläßlich des Baues von Zwing Uri Geßler gegenüber geäußert hat, von diesem in verletzender Weise zurückgewiesen worden sind. Da kommt es zu der Apfelschußscene, die dem Faß den Boden ausschlägt; wohl mäßigt sich der Jüngling zunächst in Berthas Gegenwart, unter den kalten und höhnenden Worten des Vogtes aber lösen sich des Junkers „Natur und Ritterpflicht" aus ihrer Erstarrung: er kämpft den Kampf zwischen Vaterland und Liebe — jenes siegt, und er sagt „dem Unterdrücker seines Volks" den Dienst auf.

3. Das Fräulein ist Zeuge dieses Kampfes gewesen, aber Rudenz empfindet das Bedürfnis, der Geliebten in einem Zwiegespräch die Beweggründe seines Handelns und den Schmerz über den durch die Kollision der Pflichten und Gefühle ihm aufgedrungenen Verzicht darzulegen. Da erhält der Sieg des Jünglings, der sich selbst bezwungen, den unerwarteten und beglückenden Lohn: Bertha gesteht ihm, daß auch sie „mit dem Schweizervolke leide, denn sie müsse es lieben", daß ihr kühles Benehmen nur Ausfluß ihres Schmerzes über Rudenz' Verkennung seiner heiligsten Pflichten gewesen sei, bestärkt den Jüngling in seiner edlen Parteinahme und Selbstbesinnung und verhehlt ihm nicht mehr ihre Liebe.

4. Tell ist verhaftet, Bertha verschwunden. An Attinghausens Sterbelager steht ein entmutigtes, ratloses Volk: „Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt; der Mund der Wahrheit ist stumm — das seh'nde Auge geblendet"! Da erscheint Rudenz, der wieder sehend geworden ist

und „den Irrtum seiner Jugend“ überwunden hat: mit Flammenworten verdammt er, was er kurzsichtig angebetet hatte, ruft die Zagenden aus ihrer Betäubung, findet zunächst in Melchthal einen entschlossenen Gesellen und reißt endlich das ganze Volk zu energischem, wenn auch der auf dem Rütli beschlossenen Politik des Abwartens widersprechendem Handeln hin.

5. Die Burgen sind gefallen, die Vögte verjagt. Rudenz' „frische Jugend hat den Schweizern geleistet, was ihnen Attinghausens greises Alter schuldig blieb“, er hat sich als würdigen „Lehensherrn und Schirmer“ bewiesen; sein Lohn ist Berthas Hand und seines Volkes Liebe.

So scheint mir der Charakter unanstößig, folgerichtig, dramatisch.

Ich bin auf den Einwurf gefaßt, daß durch eine solche Herausarbeitung des Charakters das Stück einen zweiten Helden bekomme, ja, wenn man mit Strzemcha (in der Einleitung zu seiner Ausgabe, S. 8) als den Helden des Dramas das gesamte Volk der Schweiz betrachtet, vielleicht einen dritten. Nun, an dramatischer Kraft brauchten die Rudenzscenen hinter den anderen nicht zurückzustehen — an dramatischer Bedeutung würden sie wenigstens die Tellhandlung nicht übertreffen oder auch nur erreichen; was aber ihr Gewicht der Volkshandlung gegenüber betrifft, so darf man nicht vergessen, daß Rudenz den Stein nur ins Rollen bringt und daß die imposante Masse, besonders im letzten Aufzuge, sich durch ihn schwerlich erdrücken ließe. Daß aber die Ökonomie der Gesamthandlung auch bei der vorgeschlagenen Durchführung des Rudenzdramas von den Fehlern, die ihr unleugbar anhaften, nicht befreit werden würde, wollen wir nicht verkennen.

Fragen wir uns zum Schluß, wie sich die oben skizzierte Handlung in das Schauspiel am besten einfügen würde. Berthas erstes Auftreten (I, 3) kann sehr wohl bleiben und dient dem Hörer zur vorläufigen Orientierung über ihre Stellung. Die Auseinandersetzung zwischen Oheim und Neffen (II, 1) behält auch ihren Platz: wie dort Bertha, so erhält hier Rudenz gewissermaßen seine erste Lektion. Die Bekehrung des Jünglings durch die Bruneckerin (III, 2) fiele natürlich fort; statt ihrer erwartete man etwa nach der Apfelschußscene die Aussprache zwischen beiden Liebenden, die mit der reuigen Rückkehr des Junkers zweifellos einen wirksameren Aktschluß geben würde; in dem vorhergehenden Auftreten Rudenz' gegen Geßler aber eine Andeutung, daß ein Zwing Uri betreffender Einspruch des Junkers schon früher von Geßler beleidigend abgewiesen worden ist. Rudenz' Aufforderung zum Losschlagen ferner (IV, 2) müßte die Sorge um die Geliebte hinter der Entrüstung über den neuesten Anschlag des Vogtes auf Tell mehr zurücktreten lassen. Danach würde

dann endlich in Melchthals Bericht (V, 1) Rudenz eine andere Aufgabe zugewiesen werden müssen, womit zugleich die anstößige Übergehung der „Herrenburg“ in Altorf und der in Küßnacht — wo man in erster Linie Rudenz nach Bertha suchen lassen möchte — wieder gut gemacht werden könnte.

Und nun, wer wagt es, Rittersmann …? Oder wer fürchtete nicht das Kleine neben das Große zu stellen, wenn er eine so durchgreifende Umgestaltung eines Werkes übernähme, das trotz aller technischen und sonstigen Mängel dem deutschen Volke wie kein anderes lieb geworden ist und seine unversiegliche Lebenskraft bei jeder Aufführung aufs neue bewährt? Alle Schöpfungen des Genies haben, wie es Suphan vom Demetrius einmal sagt, „unnahbare Hände“. Aber zur Belehrung und Einführung unserer Schüler in die Dramaturgie können solche Betrachtungen und Versuche, mit gebührender Scheu und Achtung vor dem kritisierten Dichter angestellt, immerhin einigen Nutzen stiften.

Unempfänglichkeit für die Poesie bei unseren Volksschülern.

Von Dr. L. Grimm in Elsterberg.

Wer auf das wünschenswerte Gesamtresultat der Erziehung schaut, wird nach Konzentration des Unterrichts auf sittlicher Basis hinstreben. Dem Weltbürger die Grundlagen einer moralischen Weltanschauung zu geben, ist schließlich doch wohl aller Pädagogik Ziel.

Gewiß hat die Schule Jahrhunderte lang fast nur das Feld des Verstandes methodisch bearbeitet. Aber sie durfte sich diese Beschränkung auferlegen, weil Elternhaus und Gemeindebewußtsein, Volkscharakter und konfessionelle Begeisterung eine starke erzieherische Einwirkung auf die Heranwachsenden ausübten. Heute trennt überhandnehmende Arbeitsteilung die Familienglieder, zersplittert Parteiung auch die kleinste Gemeinde. Fremde Elemente drängen sich in unser Volkstum, und ängstliche Höflichkeit oder stolze Freigeisterei wirken religiösen Indifferentismus. Der gemeinsame Hausgesang verstummt in den Familien; Leute wie der alte Eberhard Stilling, der beim Anblick des sinkenden Tagesgestirns in stiller Beschaulichkeit an den Schöpfer der lieben Sonne denkt, werden selten in unserer hastenden Zeit.

Aber je weniger heute Familie und Haus, Gemeinde und Volksstamm für die Bildung zum Schönen und Guten in der einstigen halb unbewußten Weise thun, desto weitere und tiefere Maßnahmen sollte das immer wichtiger werdende öffentliche Unterrichtswesen ergreifen zur Verbreitung ästhetischer und ethischer Bildung. Ist die Wirkung des einen

Faktors geschwächt, so muß die des andern gesteigert werden, wenn das Gesamtprodukt nicht ein geringeres werden soll. Das ist der Grund, weshalb man immer wieder darauf hinweisen darf und muß, wie sehr die Pflege des geistlichen und des weltlichen Liedes, der gesungenen, gesprochenen und gelesenen Dichtung immer sorgfältiger geübt werden muß.

Giebt es doch leider auf den eigenen Bahnen der Erziehung Hindernisse für das Erwachsen und Erblühen jener sinnigen Empfänglichkeit, aus welcher der ästhetische Genuß und die Zartheit des moralischen Empfindens geboren werden; kommt es doch nicht selten vor, daß Anlagen, die im Kinde ruhen, unterdrückt oder übersehen werden, wo nicht gar dem guten Willen des Erziehers die rechten Mittel und die passende Gelegenheit zu ersprießlichem Wirken verweigert werden!

Die Entwickelung vieler Kinder zeigt unleugbar eine absteigende Linie, soweit man die poetische Empfänglichkeit auf verschiedenen Altersstufen betrachtet. Man schaue auf die spielenden Kinder vorschulpflichtigen Alters! Wie wirken auf die kleinen Sänger schon Rhythmus und Reim unwiderstehlich, mit welchem Jauchzen nehmen sie den Inhalt der ersten schlichten Lieder in sich auf! Wer hätte nicht schon bemerkt, daß solche vierjährige Kinder naturgemäßer betonen, hingebender singen als ihre sechs Jahre älteren Geschwister! Was hat bei diesen jene ursprüngliche Frische abgestreift? Es hat wohl für sie zu viele Kinderlieder gegeben, bei denen sich nichts denken und empfinden ließ. Und durch diese ward das Kind gewöhnt, nur mehr mit dem Munde statt aus voller Seele heraus zu singen. Namentlich die in Kindergärten erklingenden Lieder bestehen die Probe einer pädagogischen Kritik nur selten. Das Breite, Unkindliche, Abstrakte, das Süßliche und Tantenhafte hat ja schon seit der Gründung der Kindergärten einen Stammsitz darinnen. Hier muß aber einmal mit den Resten aus der reimklingelnden Periode aufgeräumt werden; dringend bedürfen die Kindergärten der pädagogischen Beaufsichtigung. Man hat den Geistlichen mit Recht eine Vertretung in der Schulverwaltung zugestanden, sollte nicht dem Lehrer ein Plätzchen im Aufsichtsrate der Kindergärten gebühren?

Freilich ist der Unfug mit der Poesie, den manche Kindergärten treiben, nur e i n Stein des Anstoßes neben anderen. Auch für das poetische Empfinden des unverdorben zur Schule kommenden Kindes giebt es eine Gefahr. Die äußeren Leseschwierigkeiten lenken die Aufmerksamkeit des ABC=Schützen vom Inhalte der Lektüre ab. Erst mit der Zeit erweitert sich die Enge des kindlichen Bewußtseins. Darum werde der anfänglichen Leseübung nur jene Auswahl übersichtlichster Wort= und Satzbildungen gegeben, die ihr geziemt; nicht zu früh Lied und Spruch

aus dem Buche gelernt. Wird der poetische Stoff dem Elementarschüler noch bloß durchs Ohr vermittelt, dann wird schwerlich das bekannte Drängen zum Satz- und Versende in der Betonung aufkommen, bleibt vor allem aber dem Kinde das Gefühl erhalten, wie die Poesie etwas — ich möchte sagen — Feiertägliches sei. Diesen Eindruck kann die Singstunde, wird bald auch der Religionsunterricht verstärken.

Es ist wirklich erquicklich, wenn man die neueren Liederbücher mit solchen vergleicht, die noch vor wenigen Jahrzehnten erschienen. Deutlich wirken hier die Fortschritte herüber, die auf dem Gebiete der Lesebuchfrage vor Augen liegen. Die Poesie wird auch nicht mehr zur Sklavin der Töne gestempelt. Kinder des Binnenlandes singen nicht mehr von der Sonne, die sich ins Meer senkt; ausgeschlossen als Gesang für Kinderlippen ist die sentimentale „Erinnerung an die Kindheit", der „Preis der Hoffnung" oder der „Blümlein Bescheidenheit, Demut und Unschuld". Auch bei der Auswahl der Choräle ist das inhaltlich Angemessene berücksichtigt worden. Daneben haben die Melodien die ihnen in der Barockzeit zugesetzten Schnörkel abgestreift, und so lebt heute in den für Unter- und Mittelstufe bestimmten Gesängen jene Schlichtheit, die dem kindlichen Empfinden ebenso wie dem Volksgesange angemessen ist. Werden diese einfachen Weisen samt den Texten durch alljährliche Wiederholung, die sich passend an den Wechsel der Jahreszeiten und die Feier der kirchlichen Feste anschließt, zum unverlierbaren Eigentum der Kinder, wird bei jeder neuen Durchnahme immer nachdrücklicher auf Veredelung des Tons, gefühlsmäßiges Erfassen des Textinhalts hingearbeitet, so mag wohl eine tiefgründige, fürs ganze Leben anhaltende Liebe zur gesungenen Dichtung bei unseren Zöglingen und endlich auch wieder im ganzen Volke erwachsen.

Die vorschreitende Lesefertigkeit der Kinder ermöglicht endlich auch Vermittelung poetischer Stoffe durch das Auge. Hier tritt das Lesebuch voll in sein Recht, und immer mehr muß es sich zum Volksbuch gestalten. Schon darum ist die Textauswahl auf ästhetische Prinzipien zu stellen, die Tendenzdichtung beiseite zu lassen. Kinder und Erwachsene belehrt und erzieht man auch sonst am besten, wenn man die Absicht dazu nicht auf Schritt und Tritt verrät. Für die Poesie aber ist der Schein gouvernantenhafter Tendenzen doppelt verhängnisvoll.

Gewiß müssen Gedichte, die man acht- bis zwölfjährige Kinder lesen läßt, in den jugendlichen Vorstellungs- und Gefühlskreis hineinpassen. Aber ein Irrtum ist's, anzunehmen, daß sich die Schüler in besonderem Maße für Schule und Kindheit interessieren, daß sie sich gern beschreiben lassen, was ihnen überall im Wege steht, oder daß ihnen eine gereimte Moral am Schlusse einer Geschichte merkenswürdig wäre. Wie

Wurzeln und Zweige einer jungen Pflanze streben die kindlichen Anschauungen ins Tiefe und Breite, nach allen Elementen und jedem Sonnenstrahl. Aber alles und jedes wird auch individuell verarbeitet und umgestaltet. Das Kind sieht in Steckenpferd und Puppe nicht Holz und Porzellan, im Haustier nicht die nützliche Milch- oder Eierspenderin schlechtweg: es belebt alles, personifiziert überall, stattet mit dem Phantasieüberschuß, der in ihm wuchert, auch die armen Dinge der Wirklichkeit aus rings um sich her. Dies thut aber auch der Dichter: nur daß er dabei meist konsequenter verfährt, sorgfältiger und maßvoller bleibt. Darum dient er dem Kinde als geeignetster Führer im ewig frühlingsgrünen Lande der Phantasie. Er leitet es auf blumigen Pfaden dahin, läßt es die Reiche der poetischen Welt und ihre Herrlichkeit schauen und spricht zur Erklärung doch immer nur das aus, was auch ein Kind verstehen kann. In dem Wunderlande, das die beiden durchschreiten, sprechen die Tiere und reden die Blumen, wandeln Riesen und Zwerge einher und werden selbst die Engel des Himmels sichtbar. Den inmitten grüner Blätter schlafenden Apfel zu wecken, hilft die liebe Frau Sonne und der befiederte Sänger dem Kinde, das junge Stürmchen ist ihm besonders befreundet, und der Bach im Thal antwortet auf des Kindes Frage ebenso bereitwillig wie der Kirchturm auf dem Hügel des Heimatdorfes. Der Frosch erhält ein Lob um seines herrlichen Gesanges willen, die Birke im grünen Schleier wird als schöngeschmückte Braut bewundert, im Wiesengrunde gehn die Blumen zum Tanze, und im Ährenfelde feiern Käfer und Schmetterlinge fröhliche Kirmes. Glückliche Kinderaugen, denen die Poesie solche Bilder malt!

Freilich — die Augen lernen mit der Zeit schärfer beobachten. Wenn das Kind einmal Spielzeug und Puppen beiseite legt, will es auch nichts mehr wissen von der poetischen Märchenwelt, in der es bisher lebte. Viel später erst kommt es auf einem weiten Umwege und von einer anderen Seite zu ihr zurück. Der reifere Knabe, das heranwachsende Mädchen verlangen nach Wirklichkeit selbst in der Poesie. Aber um dieselbe Zeit thut sich auch Vaterland und weite Welt vor ihnen auf, wird ihnen jener Reichtum von Schönheit, welcher in der erhabenen Natur und der ehrwürdigen Vergangenheit ruht, verständlich, dämmert eine Ahnung von der Gefühlswelt des eigenen Busens leise in ihrem Bewußtsein auf. Alle diese Gebiete hat aber auch der Dichter durchstreift. Im Liede lebt die große That fort und baut sich vor uns auf, was die Fremde Staunenswürdiges bietet; — die dunklen Gefühle, die im Herzen wunderbar schliefen, läßt nichts so rein in die Erscheinung treten, als die Zauberin Poesie. Handelte es sich früher — abgesehen von den geistlichen Liedern — zumeist um phantasiemäßige Einkleidung

an sich unbedeutender Dinge, so gewinnt jetzt auch in der schönen Litteratur des Lesebuches der Stoff für sich eine höhere Bedeutung.

An dieser Stelle des Lehrgangs findet sich noch einmal eine Gabelung, bei der sich entscheiden muß, an welcher Auffassung von der Dichtung der Schüler festhalten soll sein ganzes Leben lang. Läßt man ihn hier in der Litteratur bloß die glatte Bearbeitung gefälliger Stoffe schauen, gewöhnt man ihn an kaleidoskopischen Wechsel reizender Bilder, die zunächst nur unterhalten sollen, ohne anzustrengen, so wird der Zögling bald genug zu jener bunten Menge gehören, die nach dem Glänzenden greift, ohne das Echte zu schätzen zu wissen.

Wer die Schüler seiner Oberklasse einmal aufgefordert hat, ihre Lieblingsgedichte zusammenzustellen, der wird bemerkt haben, wie den im Bewußtsein wachsender Kraft stehenden Knaben am meisten die Lieder von Krieg und Sieg, Tod und Blutvergießen anziehen: je mehr passiert, desto lieber ist der Knabe dabei. Selbst bei Mädchen, die häufig fromme Lieder als ihre Lieblingslektüre bezeichnen, findet man weit seltener die schlichten Weisen Julius Hammers und Sturms oder gar die innigen Lieder Spittas bezeichnet, als die stark rhetorischen Schöpfungen Karl Geroks. Das stolz einherschreitende Gedicht, dessen Inhaltswucht und Formenglanz in die Augen stechen, reizt eben den noch wenig gebildeten Geschmack. Aber wo grelle Farben und Töne auf die Sinne einstürmen, leidet das feinere Empfinden. Schon das Kind muß der gepfefferten Speise und des überwürzten Trankes entwöhnt werden, wenn nicht der Erwachsene Geschmack finden soll am Ragout des Kolportageromans und dem betäubenden Fusel der Tingeltangelweisen. Sinnig verweilen lernen muß deshalb das Kind an der Hand des Lehrers auch bei der schlichten Blüte; schärfen soll sich sein Auge selbst für die zunächst verborgene Schönheit; unerläßlich ist es, daß ihm neben dem Gegenstande auch die Kunst, mit der dieser dargestellt ist, begreiflich gemacht wird.

Mit diesem Ziele ist jene darstellende Methode schwer vereinbar, die das Gedicht zum Ausgangspunkte für die Mitteilung bestimmter Stoffe macht. Gewiß soll im Geschichtsunterrichte das historische Volkslied anklingen und die lebhafte Schilderung des Dichters uns Vorgänge aus der Vergangenheit veranschaulichen. Gern lassen wir unserer Heimat und ihres Herrschers Preis in den Worten des Dichters vor unseren Kindern erschallen, und in geförderten Klassen wird man sogar noch weiter gehen dürfen. Der politischen Dichtung Walthers von der Vogelweide läßt sich ein Platz anweisen, wo vom Kampfe der Welfen mit den Waiblingern, deutscher Geradheit mit welschem Trug die Rede ist; nord- und süddeutsche Dialektdichtungen aus den Kriegsjahren 1870 und 1871 können in überzeugender Weise die Verschmelzung der deutschen Stämme

im nationalen Feuer beurkunden; unsere sächsischen Mundarten kommen zur poetischen Geltung, wo auf der Oberstufe die Vaterlandskunde wiederkehrt, um zum Verständnis zu leiten für Volksentwickelung und Stammeseigenart. Aber auch da, wo die deutsche Dichtung in solche Beziehungen tritt, soll sie mehr verklären als erleuchten. Über das vom Schüler schon vorher Angeschaute und Erkannte soll sie ihren Schimmer gießen, auf daß die Wirklichkeit einen neuen Glanz davon empfange. Auf eine höhere Stufe, ins Reich der Ordnung und waltenden Vernunft hebt die echte Dichtung den Ablauf des Geschehens und das Gewordene: wird der Schüler in diesem Reiche bekannt und — soweit das einem Werdenden möglich ist — heimisch, so ist er selbst auf eine höhere Stufe des Menschentums gehoben. In der Fähigkeit, sich an edlen Genüssen zu erquicken, ruht ja doch allein die wahrhaft „feinere Bildung".

Der Mensch als fühlendes und denkendes Wesen kann nicht anders, als in sich verarbeiten, was ihm vor die Sinne und die Seele tritt. Für solche gedanken- und gefühlsmäßige Umformung des Gegebenen bietet die sinnige Tochter des Geistes und der Empfindung, bietet die Poesie ihm freundliche Hilfe. Mag sie unseren Zöglingen auf ihrem Entwickelungsgange niemals fehlen mit ihren geistlichen und weltlichen Gaben!

Zwei Lehrerspiegel.

M. Dreyers Probekandidat und O. Ernsts Flachsmann als Erzieher.

Von Dr. **L. Koch** in Bremerhaven.

Seit Jahrzehnten nun tobt — muß man sagen — der Kampf gegen und um die Schule. Nicht bloß gegen das humanistische Gymnasium wurde Sturm geläutet — Guerre à outrance! ist thatsächlich der Schlachtruf aller Feinde dieses Systems geworden. Auch an dem Gebäude der anderen Schulformen ward gerüttelt und nicht derer geschont, die in so schwankender Zeit ihren Beruf treu erfüllten, der deutschen Lehrer. In Humoresken und Satiren nicht nur — mit menschlicher Milde gegenüber menschlichen Schwächen —, nein, mit Haß und Erbitterung in Pamphleten unerhörter Sprache geißelte man als Schwächen und Gebrechen eines ganzen Standes, was gewiß mit Recht an einzelnen, vielleicht an einem zu großen Teile desselben zu tadeln war. Und wie immer machte sich die Tagespresse

— die große Sünderin — mit wenigen Ausnahmen zur Mitschuldigen an diesem gehässigen Treiben, indem sie, allen Kreisen des Volkes, auch der Jugend selbst leicht zugänglich, Verwirrung und Unruhe und Enttäuschungen hervorrief durch Veröffentlichung vieler ganz unreifer Auslassungen gegen Schulzustände und der wunderlichsten Vorschläge zu weitgehenden Reformen. Aus der tiefen Verstimmung allein, die sich so unserer Nation gegenüber der Schule bemächtigt hat, ist es zu verstehen, daß zwei Dramen, die um das Ende des Jahrhunderts gedichtet wurden, vom Publikum durch einen Beifall ausgezeichnet werden konnten, wie er weit wertvolleren, an echter Poesie reicheren Werken in diesem Maße nicht zuerkannt worden ist: ich meine Max Dreyers Probekandidat und O. Ernsts Flachsmann als Erzieher, jenes als Drama, dieses als Komödie von den Verfassern bezeichnet.

Ich halte es für durchaus unangebracht — es ist das freilich meine persönliche Auffassung —, mit souveränem Achselzucken an diesen Spiegeln, die unserm Stand da vorgehalten werden, vorüberzugehen; viel richtiger ist es, standzuhalten der Wahrheit, die aus den Spiegeln niederschlagend oder erhebend uns anschaut. Und das um so mehr, als diese Stücke der dramatische Ausdruck der Gesinnungen des Volkes gegen uns sein wollen, und wie die Zustimmung derer, die es im Schauspielhaus gesehen, beweist, auch sind, und weil ihnen als Agitationen für eine wichtige gute Sache von Männern, deren Urteil uns nicht gleichgiltig lassen kann, ein sehr beträchtlicher Wert zugesprochen wird. Und agitatorisch wollen beide wirken. Darüber lassen sie selbst nicht den leisesten Zweifel zu. Am Schlusse seines Dramas läßt Dreyer den Freund des gescheiterten Probekandidaten diesem zurufen: „Für das freie Wort ist auch anderswo Platz ..... Hast du schon mal von Preußen gehört? Da hat jeder das verbriefte Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Geh du nach Preußen!" — Paul Benefeldt spricht diese Worte, er, dessen Ironie nichts, auch er selbst nicht heilig ist. Ohne sie zu nennen, trifft er mit der Spitze dieses Pfeiles die Urheber der lex Heinze und andere Dunkelmänner, die in Preußen ihr Wesen treiben. Und die Bemerkung, die der Held O. Ernsts seinem Schulrat gegenüber macht: „Wenn Sie einmal darauf achten wollten, dann würden Sie erstaunlich viele Flachsmänner finden. Sie würden finden, daß die Flachsmänner und die Weidenbäume in niederträchtiger Üppigkeit gedeihen, daß sie die deutsche Schule zur Drill- und Dressuranstalt erniedrigen und jede junge schöne Regung mit schleichender Bosheit ersticken" — enthält die Quintessenz aller der Vorwürfe, genau in die Form der Schlagwörter gekleidet, die überall uns in den Streitschriften begegnen.

Und wie in der Tendenz, so haben beide Dramen auch in den Einzelheiten der Anlage, der Charakteristik viel Gemeinsames. Wir dürfen sie daher nicht voneinander trennen, wenngleich M. Dreyers Probekandidat, wie der gewählte Titel erraten läßt, dem höheren Lehrerstand gilt, Ernsts Flachsmann sich gegen den Volksschullehrer richtet. Die beide Stände sondernden prinzipiellen Unterschiede in der Ausbildung, die grundverschiedenen Methoden, die beide in der Ausübung ihres Berufes anzuwenden haben, ebenso der ganz verschiedene Lehrstoff, der hier und dort der Behandlung wartet, — all das kommt für beide Verfasser gar nicht in Betracht, die ihr Können lediglich an der Darstellung des Lehrers der Gegenwart erproben wollten. Diese allein ist es, die nicht nur unsere, der Lehrer, Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sondern das große Publikum anzieht. Die Handlung selbst ist in beiden gleich unbedeutend und würde so wenig wie die sonst am Spiel teilnehmenden Figuren ein so großes Interesse hervorgerufen haben. Dreyers Stück spielt in einer kleinen frommen Stadt Mecklenburgs, in welcher Muckerei und Strebertum sich die Hand zum Bunde reichen und den darwinistisch gesinnten Probekandidaten, der die Schöpfungsgeschichte nach orthodoxem Bibelglauben nicht anerkennen kann, in der unglaublichsten Weise zum Widerruf zwingen wollen. Der Widerstand, den der Kandidat diesem Ansinnen entgegensetzt, bringt ihn um Lehrthätigkeit und Stellung — wenigstens in seiner Heimat. In Flachsmann als Erzieher wird gezeigt, wie dieser fürchterlichste aller Schulmonarchen, nachdem er allem Lebendigen in „seiner" Schule den Erstickungstod gedroht und dreißig Jahre lang hat wüten können, als ein elender Betrüger entlarvt wird und sein Laster der Tugend seines besten Lehrers das Feld räumen muß. In der Entwickelung dieser Aktionen verraten beide Dichter ungleiche Begabung. Ich stehe nicht an, der Ernstschen Dichtung den Vorzug zu geben, und man wird diesem Urteil zustimmen, nicht als ob Ernsts Drama etwas wesentlich Größeres bedeute als das Dreyers, sondern deshalb, weil Ernst trotz aller Zugeständnisse, die er in vielen, recht billigen Witzen dem ziemlich unfeinen Geschmack des lachlustigen Publikums macht, nicht nur verneint wie jener, sondern, von erfreulicher Wärme, ja von Begeisterung für die gute Sache erfüllt auch positive und nicht zu verachtende Anregungen giebt.

Und nun die Augen auf den Spiegel gerichtet!

In Dreyers Probekandidat zunächst treten auf:

„Der Direktor Eberhard ist eine kraftvolle Erscheinung mit soldatischer Haltung, nicht frei von Pose. Die Züge sind hart und energisch, das Auge ist kalt und hat oft etwas Lauerndes. In der Stimme ist ein näselnder Ton." — So der Dichter bei des Direktors erstem

Auftreten. — Dieser Zeichnung seines Äußeren entspricht sowohl die Schätzung, deren sich dieser führende Geist bei „seinen" Lehrern erfreut, als die Gesinnung, die seine eignen Worte verraten. Benefeldt weiß von ihm zu berichten (S. 27): „Wenn man sieht, wie unser ehrwürdiges Oberhaupt sich jetzt dem Kirchentum in die Arme geworfen hat. Das heißt selbstverständlich aus ganz innern Beweggründen." Auf der nächsten Seite erfahren wir, welche Beweggründe das sind: Der Vater des Präpositus ist Minister! Vor anderthalb Jahren, als der alte Pastor Rademacher einen offiziellen Schulgottesdienst einrichtete, erklärte der Direktor, daß er nicht gesonnen wäre, seine Lehrer und Schüler in die Kirche zu kommandieren. Jeder könne über den Sonntag nach eigenem Befinden verfügen. Zufällig war damals das alte Ministerium mit seinen gemäßigten Anschauungen noch im Amte. Für diese Entwickelung zur Gesinnungstüchtigkeit erntet der Direktor vom Kollegen Störmer die lieblichen Titel Kriecher, elender Streber und Schleicher, schleimiger Halunke. Benefeldt rühmt ironisch das Regietalent, mit dem der Alte die Buße des Probekandidaten in Scene setzt, und findet für diese Bemerkung die Zustimmung des Kollegen Vollmiller: „Wie der Alte die Sache zu deichseln weiß! Den Rummel versteht er!" Wichtiger jedoch als die Stimmen der hinter seinem Rücken räsonnierenden Lehrer sind für die Beurteilung des Direktors seine eigenen Worte, namentlich in der Unterredung mit dem Probekandidaten, mit dem Präpositus und in der Konferenz. Danach ist er ein Anhänger der neuen Methode, ist entschieden für das Sichausleben der Persönlichkeit, für die individuelle Freiheit des Lehrenden — natürlich nun kommt die Einschränkung — streng im Rahmen des Bestehenden und Erlaubten. Trotzdem oder gerade darum ist er außer sich darüber, daß der Probekandidat sich über das im Lehrbuch festgelegte Pensum hinweggesetzt hat, ist er fest entschlossen, der von jenem vertretenen darwinistischen Weltanschauung entgegenzutreten. „Sein" Probekandidat, für dessen Seelenheil er sich verantwortlich fühlt und dem die Hand zu reichen er sich verpflichtet glaubt, wird sich fügen und selbst den unheilvollen Einfluß seiner Äußerungen vor der Klasse durch die Erklärung aufheben, daß er nur citiert, beileibe nicht seine eigne Überzeugung ausgesprochen habe. Solche Zuversicht in den Erfolg seiner Anordnungen giebt ihm der Glaube an den zwingenden Geist seiner Anstalt, den Geist strenger Gläubigkeit, der alle Grundbedingungen für die äußere Umkehr und innere Wandlung des Sünders in sich schließt. Dieser Geist der Gläubigkeit verbannt die Wissenschaft aus der Schule, verbietet, daß jeder Lehrer seinen Glauben und seine Philosophie den Jungen unter die Nase reibt, will die Schüler nicht zu eigner Anschauung führen, sondern zu Staatsbürgern erziehen, die da müssen; die denken können, was sie

wollen, aber — wie der Direktor — ihre Weltanschauung für sich behalten. Bei aller Energie, mit der der Direktor Gehorsam und Rückkehr zur Ordnung seiner Anstalt vom Probekandidaten verlangt, ist er doch ängstlich bemüht, den Zwischenfall nicht zur Veranlassung eines der Obstruktionspartei erwünschten Schulskandals werden zu lassen, und atmet erleichtert auf, als der junge Lehrer sich zu einem pater peccavi vor versammelter corona bereit erklärt. Also Hochmut und Despotismus nach unten, alleruntertänigste Ergebenheit nach oben sind die Grundzüge seines Charakters. Wenn er auch vorgiebt, alle internen Angelegenheiten nicht mit amtlicher Kälte und amtlichem Hochmut, sondern im Geiste der Liebe behandelt zu haben, die Härte des Tones, die Kürze seiner Rede, in denen er den Lehrern gegenüber sich bewegt, die Wut der Enttäuschung darüber, daß der Sünder sich nicht hat zwingen lassen, verraten die gegenteilige Gesinnung.

So ist es kein Wunder, daß unter seinem Scepter das ganze Kollegium an Seelenverkalkung leidet, die Lehrer aus Individuen Maschinen geworden sind. An der Spitze marschiert der kleine vergilbte Pedant Professor Holzer, der Hüter der heiligen Geschäftsordnung der Konferenz, der aus der Reihe der großen Schweiger, wie Benefeldt das Kollegium nennt, nur heraustritt, wenn eine Anordnung des Direktors einem Paragraphen der Schulordnung zu widersprechen scheint. Professor Riedermöller, dessen Vertretung der Probekandidat übernehmen soll, wird als ein Mann von so guter Gesinnung geschildert, daß die Jungen bei ihm einfach geschlafen haben. Sodann Professor Vollmiller, ein epikureischer Durchschnittsmensch, der seiner satten Gedankenlosigkeit sich freut, Skat und Braunbier als die höchsten Güter dieses Daseins preist. Oberlehrer Störmer ist der heimliche Choleriker mit dem „malkontenten" Gesicht, der nur vor Gleichgesinnten es wagt, sich seiner Galle, die das Treiben des Vorgesetzten anschwellen ließ, zu entledigen, scharfe Kritik an abwesenden Kollegen übt und nur einmal seiner Feigheit sich schämt — nach der Heldenthat des Probekandidaten. Schließlich Dr. Balduin, ein aalglatter Streber, der „ekelhafte Speichellecker", das „schleimige Gewürm", der es sich nicht nehmen läßt, dem Herrn Direktor den Ausdruck der tiefgefühlten Verehrung auszusprechen für die warmherzige Behandlung der Angelegenheit des Probekandidaten. Würdig reiht sich an diese Oberlehrerschaft der wissenschaftliche Hilfslehrer Paul Benefeldt an, ein Biergesicht mit vielen Schmissen und spärlichem Haar- und Bartwuchs. Er ist blasiert, „es ist ja alles so schnuppe" —, selbstironisch nennt er sich einen Idioten, dessen Wahlspruch: „Alles verachten, sich selbst natürlich auch". Durch „Bier und Weiber" ist er fähig geworden, sich in die Atmosphäre der frommen Stadt, des Kollegiums der Schweiger leicht zu acclimatisieren,

und nun erbost, durch einen Kandidaten sich daran erinnern lassen zu müssen, daß auch er einmal nichts gefürchtet, auch er Idealen nachgestrebt habe; voll der frohen Zuversicht, daß auch seines Freundes Fritz Persönlichkeit im großen Wurstkessel der Anstalt untergehen wird. Und nun der Dr. Fritz Heitmann selbst, der Sohn eines Vaters, der treu zu Thron und Altar steht, den aber das Studium der Naturwissenschaften zum Heiden gemacht hat. Er, unter all den Larven die einzige fühlende Brust, der einzige Denker und begeisterte Arbeiter. „Es giebt nichts Schöneres auf der Welt, als Schulmeister zu sein." „Wie den Jungen die Augen aufgehen — durch mich!" Ein guter Sohn, der schwer unter dem Laster seines Vaters leidet, dessen erster Gedanke die Sorge um seine Mutter ist, ein *καλὸς κἀγαθός* im wahrsten Sinne des Wortes, ein wahrer Freund der Jugend, die ihn darum auch abgöttisch liebt; und doch ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist. Das zeigt er in seiner Verliebtheit für die recht kindische, hübsche Gertrud, die Tochter des wohlhabenden, aber ganz ungebildeten Maurermeisters. Von einem Manne, dem so viel Geist zu eigen ist, wie der Dichter ihm nachrühmt, dürfte man erwarten, daß er seine Liebe nicht an ein Wesen verschenkt, das ihn nie verstehen wird und darum nicht dauernd beglücken kann.

So ist Fritz Heitmann die einzige Gestalt, die Sympathie nicht nur durch ihre Gesinnung erweckt, sondern weit mehr durch die Festigkeit und Mannhaftigkeit, mit der sie ihrer Überzeugung auch um den Verlust einer ihr liebgewordenen Thätigkeit treu bleibt.

Das ist also die Darstellung der akademischen Lehrerschaft um 1900. Man hat wohl gefühlt, daß der Dichter zu weit gegangen sei in der Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse, man hat ausdrücklich hervorgehoben, daß der norddeutsche Kleinstaat, in dem das Stück spiele, Mecklenburg sei, dessen Schulzustände man gar nicht grau genug schildern könne. Aber wird darum die Sache besser? das Verschulden des Verfassers geringer? Seine Dichtung blieb nicht auf den Bühnen Mecklenburgs — das war auch nie des Dichters Absicht —, sie schritt über die Bühnen Deutschlands und Österreichs und fand die bereits früher erwähnte, warme Aufnahme — wie s. B. die Abderiten Wielands, der in dem angehängten Schlüssel zum Verständnis der Schrift verriet, wie dem Verfasser von allen Seiten zustimmende Bemerkungen über die Trefflichkeit der Zeichnung der Abderiten, jener Erznarren, zugegangen seien. Ja, wie es überall Abderiten giebt, so auch in unserm Stande, und nicht nur in der Lehrerschaft der Provinzialstädte. Wir haben Streber und Heuchler, Genußmenschen und Egoisten, Pedanten und Nörgler unter den vielen Tausenden unseres Standes; Neid und Hochmut gegeneinander,

Grobheit und Lieblosigkeit gegenüber den Schülern sind nicht seltene Untugenden auch des höheren Lehrerstandes. Wer wollte das leugnen? Aber sind diese Fehler in dem Verhältnis uns eigen, wie M. Dreyer seine Leser glauben macht, wenn er ein ganzes Kollegium aus Idioten bestehen läßt und nur den Probekandidaten als noch Menschen darstellt, der, das einzige Licht, aus dem grauen Bilde alsbald ausscheidet? Wo sind in seinem Stück die Zierden der Lehrerschaft, die Männer ernster, tiefgehender Beschäftigung mit der Wissenschaft, deren Hand sie vor dem Versinken in den Abgrund schablonenhafter Ausübung ihres Berufes bewahrt, wo die Lehrer, denen ihr Herz die Wahl des Berufes vorgeschrieben, die in ihm aufgehen, weil sie die Jugend verstehen und sich der Verantwortlichkeit ihrer Stellung dauernd bewußt sind, wo die Männer, die durch Wort und Schrift und That fördernd eingreifen in die Lösung großer wirtschaftlicher, sozialer nnd politischer Fragen? Giebt es viele Verhältnisse zwischen Direktor und Kollegium, ähnlich dem, das M. Dreyer schildert, wo der Direktor nicht als primus inter pares sich fühlen kann, sondern meint, mit allen Mitteln der patria potestas seine Lehrerfamilie leiten und für sie denken zu müssen, sie als „seine Angestellten" rücksichtslos behandeln und beleidigen zu können? Eine derartige Subordination der Lehrer unter den Direktor ist nicht mehr militärisch, sie ist sklavisch.

Angesichts der von Dreyer gewählten Lehrertypen muß jedem der Humor vergehen, Schaudern muß den Hörer befallen, stellt er sich vor, daß solchen Menschen die Jugend neun der besten Lebensjahre ausgeliefert ist. Mißgestimmt über den Sieg dieses hassenswerten Geistes, dem in M. Dreyers Drama das edle Streben nach Wahrhaftigkeit erliegt, wird man das Schauspielhaus verlassen oder das Buch aus der Hand legen. Als vor wenigen Jahren ein Berliner Theaterkritiker sich unziemliche Bemerkungen über das Äußere des Dichters Ruseler, eines Volksschullehrers in Oldenburg, erlaubt hatte, der, den Hervorrufen Folge zu leisten, auf der Bühne erschienen war, reichte der Deutsche Lehrerverein eine Klage auf Beleidigung des Lehrerstandes ein. Und wir sehen ruhig mit an, daß nicht das Äußere, nicht die Lachlust reizende Manieren, nein, daß das innere Wesen, der Charakter, die Seele des höheren Lehrers auf der Bühne verhöhnt, verzerrt werden darf. Wo ist da das Ehrgefühl des Standes, das sich jetzt so gewaltig in dem Verlangen nach Titeln und Würden und äußerer Gleichstellung mit anderen gleichgebildeten Ständen regt? Ist es richtig, das Pamphlet niedriger zu hängen, wenn man es nicht mit dem rohen Pöbel, sondern mit dem gebildeten Teile der Nation zu thun hat, wenn nicht Einfalt und Spottlust, sondern Bosheit trotz besserem Wissen den Angriff verursachte?

Doch wenden wir uns dem zweiten Spiegel zu: Flachsmann als Erzieher von O. Ernst. Der Dichter führt uns in die Knabenvolksschule einer kleinen Provinzialstadt, ohne deren Lage genauer anzudeuten. Er will also seiner Darstellung der Lehrerschaft noch allgemeinere Geltung beilegen. Über den gleißnerisch freundlichen, im Grunde aber hochmütigen, unfähigen, lüsternen Schulmonarchen, der weder Goethe noch Gottfried Keller liest, da Poesie ihm Nebensache ist, könnten wir um so eher mit Stillschweigen hinweggehen, als er eigentlich von Haus aus gar kein Lehrer ist, sondern sich mit Hilfe der Papiere seines verstorbenen Bruders seine Stellung erschwindelt und dreißig Jahre die Regierung getäuscht hat. Aber der Dichter behauptet, wie vorher erwähnt, daß es erstaunlich viele Flachsmänner bei uns giebt, wenn sie auch nicht alle falsche Papiere hätten — so bleibt nichts übrig, als auch diesen Typus sich anzusehen. Die Kritik seiner Kollegen mag auf sich beruhen, seine Grundsätze hören wir von ihm selbst. Zunächst fehlt ihm der Zug der Frömmelei, der dem Direktor Eberhard zu eigen war, gänzlich. Er ist in erster Linie Pedant, der sich darüber aufregt, daß eine Mütze statt auf dem oberen Haken auf dem unteren hängt, daß die schwarze Tinte auf seinem Tisch nicht rechts, die rote nicht links steht, wie er angeordnet, dem es wichtiger ist, durch fortgesetzte Übung zu erreichen, daß die Tische nicht klappen, daß die Finger beim Melden nur in Kopfhöhe gehoben werden, als daß die Kinder zu denkenden und fühlenden Menschen werden. Durch eine Million von Verfügungen glaubt er den rechten Unterricht anordnen zu können, alle willkürlichen, wenn auch noch so berechtigten und begründeten Abweichungen vom Lehrplan rügt er als ungehörig im schärfsten Tone. Für Neuerungen, die frische junge Lehrer in seiner Schule einführen wollen, fehlt ihm jedes Verständnis. Pestalozzi und Rousseau haben für ihn nicht gelebt. Daher genügt es, um von seiner eignen Lehrthätigkeit sich ein Bild machen zu können, das Urteil des Schulrats über ihn zu hören, der ihm das Kompliment macht: „Sie eignen sich zum Schulmeister wie das Mouflon zum Gedankenleser!" Wie dem Direktor Eberhard ist ihm für seine Stellung zum Kollegium der Satz maßgebend: „Der Lehrer soll sich der vorgesetzten Autorität fügen." Freilich erlaubt ihm seine Vergangenheit nicht, ihn allen Kollegen gegenüber mit der gleichen Strenge anzuwenden. Dagegen scheut er sich nicht, über mißliebige Lehrer sowohl den Schuldiener als die Eltern der Kinder, ja diese selbst auszuhorchen und ihnen aufzulauern. Wesentlich für die Erkenntnis seines Geistes ist weiterhin folgende Bemerkung über das außerdienstliche Verhalten eines Lehrers: „Ein Lehrer soll sich ganz auf die Arbeit in seiner Klasse beschränken und dem öffentlichen Leben überhaupt fern bleiben. Das erhält ihm die Achtung der Bürger und ist für ihn sicherer." Aber

er hat nichts dagegen zu erinnern, daß seine Kollegen die Stunden von 7 bis 12 höchstens im Skatspiel versinken oder schlafen, wenn sie sich nur nicht bemerklich machen.

Auch diesem Leiter stehen einige kongeniale Lehrertypen zur Seite: der bauernschlaue, intriguante, feige Fälscher Dircks, vor dem die Schüler zittern; der hagere Hypochonder Weidenbaum, der — angeblich — seine Pflicht thut und sich sonst um nichts kümmert, in Wahrheit in der Klasse der größte Menschenschinder und voller Neid gegen begabtere Kollegen ist, über deren Bestrebungen er sich in wüstem Schimpfen ergeht; und der verbauerte Riemann, der nur Skatkarten und vielleicht Zeitungen in die Hand nimmt, in pädagogischen Dingen nicht fortschreitet und so — wie der Schulrat richtig folgert — zum Mörder, zum Seelenmörder wird. In der Mitte steht Kollege Vogelsang, der joviale Spötter, dem die Einsicht in seine Unzulänglichkeit nicht fehlt und dessen Humor den Kindern die Schulstube sonnig erscheinen läßt. Ihm verwandt ist der nur jugendlichere, temperamentvolle Römer; ganz Reformer in Kleidung und Pädagogik, aber Feuer und Sturm im Herzen, verspricht er ein vortrefflicher Lehrer zu werden, wenn er mehr Maßhaltung gelernt hat. Zuletzt — von den beiden Vertreterinnen der weiblichen Lehrerschaft zu schweigen — das Ideal eines Lehrers, Jan Flemming. Während Direktor Eberhard den einzigen Lehrer in Dreyers Probekandidat, der Anerkennung verdient, nicht ganz unrichtig pädagogisch unreif nennt, und der Dichter auch das geringe Lob, das er der höheren Lehrerschaft spendete, noch einschränkte, stellt Ernst in seinem Flemming einen Vertreter des Volksschullehrerstandes hin, dessen Licht selbst die Schattenseiten seiner Kollegen überstrahlt. Er braucht es uns gar nicht zu sagen, daß für ihn sein Beruf, Volksschullehrer, das Höchste ist, daß, wenn er mal kein Lehrer mehr sein dürfte, es aus mit ihm wäre. Seine Art, mit den Kindern zu verkehren, die Dankbarkeit der Eltern, die Bewunderung seiner Freunde im Kollegium, der Haß seiner Feinde ebenda, die Anerkennung seiner Leistungen durch den Schulrat sind Zeugnis dafür, daß wir es mit einem hervorragend begabten nnd geschickten Schulmanne zu thun haben. Durch eigne Kraft und wahre Lust zum Beruf aus dem Handwerk zum Jugendbildner aufgestiegen, erhält er sich des Lebens Frische, ist im öffentlichen Leben ein ganzer Mann, vergeudet seine freie Zeit nicht mit Tändeleien, sondern treibt ernste wissenschaftliche Arbeit, und hat ein warmes, empfängliches Herz für all' die Bestrebungen, unserm Volke den Sinn für das Schöne zu öffnen. Ernst lebt in Hamburg, inmitten einer den Anregungen Alfred Lichtwarks mit Begeisterung sich hingebenden, regsamen Lehrerschaft, und die Eindrücke, die auf jeden Eingeweihten das fröhlich blühende Leben dort macht, spiegeln sich in seinem

Flemming wieder. Dazu kommt manche beachtenswerte Eigenschaft, die dem Dichter als Lehrer selbst zu eigen ist, um den herzerquickenden Typus eines Lehrers zu schaffen, der fähig wäre, unserm Volke wieder Mut zu machen und Liebe zu seiner Schule einzuflößen. Nur einen Zug tadle ich an diesem Lehrerbild: Flemming erklärt, es gäbe hochmütige und devote Schulmeister. Er wolle die Zahl der stolzen vermehren. Schade, daß sein Stolz sich so unangemessen äußert, daß er dem Schulrat, und noch dazu einem so wohlgesinnten und sachkundigen Schulrat gegenüber einen Ton anschlägt, wie er wohl der Frechheit ansteht. Stolz zu sein hat nur der Vornehme das Recht. Geistige Vornehmheit fehlt Ernsts Idealbild.

Sehen wir nun von diesem ab, so wiederholt Ernst die Vorwürfe, so bestätigt er die Beschuldigungen, die Dreyer gegen den Lehrerstand erhoben hat. Dem Direktor Eberhard giebt sein Flachsmann in der Heuchelei und dem Hang zur Tyrannei nichts nach, in Dircks verkörpert er wie Dreyer in Dr. Balduin das Strebertum, die Pedanterie haftet Weidenbaum in nicht geringerem Maße als Professor Holzer an, an der Skatseuche und allgemeinen Genußsucht leidet Professor Vollmiller wie Riemann, für die Bequemlichkeit und den geistigen Rückgang sind Dr. Störmer und Vogelsang vollgültige Zeugen, und endlich die Lust am Räsonnieren teilt der wissenschaftliche Hilfslehrer Benefeldt mit dem jüngsten Kollegen Römer. An besonderen Schwächen treten uns bei dem einen oder dem andern noch die Feigheit, das Mißtrauen und die Langweiligkeit entgegen. Aber neben den mit solchen Fehlern behafteten Dunkelmännern, die wir weder unter dem Stand der Lehrer im allgemeinen, noch unter den Lehrern der Provinzialstädte allein suchen dürfen, zeigt Ernst auch Lichtgestalten. Die ganze Atmosphäre, in der sein Stück spielt, ist freier, sonniger, trotz aller Wolken, die schwer genug vom Himmel herabhängen. Besonders ist der Abschluß der Handlung befriedigend, versöhnend. Im ganzen: Ernst ist bei allen Übertreibungen, die auch ihm entschlüpfen, wahrer. Daher werden auch die Angehörigen des höheren Lehrerstandes die Mahnungen nicht unbeachtet lassen wollen, die aus seinem Mund an alle ergehen und die auch durch Pädagogen wie Münch und Lehmann noch in jüngster Zeit an die deutsche Lehrerschaft gerichtet worden sind.

Tyrannei, Strebertum, Heuchelei und Trägheit sind Charakterfehler, die, wie gesagt, uns nicht allein anhaften und die durch keine Verordnungen, aber auch nicht durch Dramen wie die beiden hier besprochenen je werden beseitigt werden. Insofern ist Ernsts Komödie nicht bedeutender als das Drama Dreyers. Aber dem Materialismus, dem alles wissenschaftliche Streben erstickenden Wohlleben läßt sich steuern durch Ein-

schränkung des kostbare Zeit raubenden täglichen Wirtshausbesuches und Spieles und durch Anregungen, die eine Entfremdung von idealem Streben verhüten. Schon in seinen gesammelten Essays (Offenes Visier, Hamburg 1895) ist Ernst für das künstlerische Prinzip im Unterricht eingetreten, hat er die Notwendigkeit eines universellen Interesses beim Lehrer bewiesen und die Vorteile der Beziehungen des Lehrers zur Kunst, insbesondere zur Litteratur dargelegt. Kein Lehrer sollte diesen Aufsatz Ernsts ungelesen lassen. Für ihn wie für die Anregungen, die Ernst durch seinen Flemming giebt, können wir ihm gewiß von Herzen dankbar sein. Darin hat er recht: sind erst die Lehrer zunächst der deutschen Litteratur gewonnen und zu wahrer Freundschaft für sie durchgedrungen, dann werden Typen wie Benefeldt, Dircks, Weidenbaum u. a. verschwinden oder doch zu Seltenheiten werden. Die Macht der Dichtung auf das Gemüt, ihre reinigende, erhebende Wirkung läßt keinen Zweifel an der Verwirklichung dieser Hoffnungen zu.

Einem zweiten Mahnruf Ernsts lege ich noch höheren Wert für die Hebung unseres Schullebens bei, das ist die Forderung: Der Schulmeister sei ein Mensch! Das Höchste in seiner Kunst erreicht man nur, so lange man Mensch ist. Ist nicht auch unserer höheren Schulen Ziel die Ausbildung zu echter Menschlichkeit, zur humanitas? Wie wäre sie zu erreichen, wenn die Führer auf dem Wege zu ihr nicht selbst sich Menschen fühlten! Dieses Sich=Mensch=fühlen schließt aber auch das Verständnis der Jugend in sich, oder doch das Verstehenwollen. In seinem eben veröffentlichten Werke „Erziehung und Erzieher" (Berlin, Weidmann 1901) beklagt Rudolf Lehmann, daß zu wenige unter uns die inneren Gründe bemerken, aus denen Hemmnisse in der Entwickelung eines Schülers eintreten, daß sie nicht zu raten noch zu helfen wissen; daß eindringende Beobachtung, intimere Kenntnis der Individualität selbst da fehlen, wo sie wegen der geringen Schülerzahl wohl möglich wären. Also auch Lehmann fordert, daß wir nicht alle Schwächen der Schüler mit einem schnell zufahrenden Urteil abthun, daß wir dem werdenden Menschen das Verständnis des gereiften, aber sich seiner eignen Entwickelung noch erinnernden und bewußten Menschen entgegenbringen.

Und das Dritte, das wir in Ernsts Ausführungen beherzigen können, ist die Forderung, daß der Lehrer seiner geistigen Ausbildung, seiner rednerischen Übung wegen sich dem öffentlichen Leben nicht entziehen soll, sondern um so mehr seine staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten gebrauchen und erfüllen soll, als tüchtige Leistungen auf diesem Gebiete ihm und seinem Stande mehr Achtung gewinnen und vor allem ihm für seine erzieherische Arbeit förderlich sein werden. Ich glaube, Ernst findet mit dieser Forderung den Beifall der großen Mehrheit der Kollegen,

und viele Stimmen betonen die Notwendigkeit, daß wir, denen nach langem Ringen eine Reihe wichtiger Zugeständnisse gemacht worden sind, nun auch nicht in unserer Weltfremdheit beharren, sondern in den Kämpfen des Tages unsern Mann stehen. In seinen vortrefflichen Aphorismen über „Jenseits der Schule" (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum und Deutsche Litt. und Pädag. 1901, 5. u. 6. Band) bemerkt Schulrat Münch mit Recht: „Ein Mangel ist es, daß die Lehrer, die Vorbilder sein sollen, von der Jugend fast gar nicht handelnd gesehen werden, wenigstens nicht in großen Bahnen, im öffentlichen Leben, wo sich ihr Mut, ihre Charakterstärke, ihre Mannesreife zeigen könnte." Ich glaube, diese Worte werden namentlich die Jungen unter uns nicht in den Wind schlagen. Sie werden nicht nur Sturm laufen, wie sie bisher gethan, um ihrem Stande die ihm gebührende Stellung im Staate zu sichern, sondern, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, durch Thaten im öffentlichen Leben beweisen, daß sie nicht nur niederreißen, sondern auch in Gemeinschaft mit andern aufbauen können. Von Erfolg wird solche Arbeit und solches Streben aber nur dann gekrönt sein, wenn man auch den beiden vorher erwähnten Mahnungen Gehör schenkt und über dem Kampf um persönliche Ehren und soziale Anerkennung nicht vergißt, die idealen Aufgaben des Lehrerstandes zu pflegen und die vielfach zum Handwerk gewordene Berufsarbeit wieder zur Kunst zu erheben. Haben wir im Kampf um die Anerkennung der Bedeutung unseres Standes im Staatsleben den Sieg errungen und wenden wir uns dann wieder mehr der Erfüllung unserer höchsten und heiligsten Pflichten zu, die uns anvertraute Jugend nicht allein zu bilden, sondern auch zu erziehen, dann werden die Typen mehr und mehr verschwinden, die uns zur Unzierde gereichen, und ein neuer Lehrerspiegel wird dereinst weniger Erschreckendes wiederzugeben haben als die beiden, die uns im Jahre 1900 vorgehalten worden sind.

Ein ungedruckter Brief Nikolaus Lenaus.

Mitgeteilt von **Walther von Arx** in Solothurn.

Er ist im Besitze von Frau Dr. Sieber im Attisholz bei Solothurn, die ihn von Verwandten des Adressaten erhalten hat, und ich ließ ihn buchstabengetreu abschreiben. Der Brief, dessen Adresse ich an den Anfang der Kopie schrieb, zeigt kein Datum die Jahreszahl 1838 ist vom ersten Besitzer hinzugefügt worden.

Herrn Ludwig von Post
Hochwohlgeboren.
care of M. Caspar Meier & Cy. New=York.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe Ihnen noch verbindlichst zu danken für die Güte, mit welcher Sie den von mir an Sie empfolnen Missionär empfangen haben. Ebenso danke ich Ihnen aufs Herzlichste für Ihre thätige Theilnahme in Betreff meines kleinen Landbesitzes in den Freistaaten. Als ich das Land kaufte, konnte ich noch nicht ahnen, daß ich einen Freund finden würde, der in tausendmeilenweiter Ferne mit edler Sorgfalt über die Sicherheit meines Besitzes wacht, und mir dadurch eine Beruhigung gibt, als wohnte ich selbst in Amerika. Diesen Freund habe ich in Ihnen gefunden, ohne das geringste Verdienst von meiner Seite; wodurch ich wieder auf die alte Wahrheit gewiesen werde, daß der Mensch das Beste nicht verdienen könne, sondern als ein freies Geschenk des Himmels hinnehmen müsse. Sollte mir aber jemals eine Gelegenheit werden, Ihnen oder Ihren Kindern nützlich werden zu können, so würde ich dieselbe gewiß auf eine Weise ergreifen, daß sich Ihre mir bewiesene Freundschaft meines freudigen Diensteifers nicht zu schämen haben würde.

Das neueste Erzeugnis meiner poetischen Thätigkeit erlaube ich mir Ihnen, diesem Briefe beiliegend, zu übersenden. Ich habe darin den großen florentinischen Reformator Savonarola, einen der geistvollsten und von der Idee des Christenthums durchdrungensten Vorläufer Luthers besungen. Was diesen großartigen Charakter besonders anziehend macht, besonders einem glücklichen Republikaner, das ist die innige Verschmelzung religiöser mit politischen Interessen, welche das Herz dieses Mannes erfüllt und ihn zum Heldentode auf dem Scheiterhaufen geführt hat. Ich wünsche mit dieser Gabe Ihnen und vielleicht Ihren Fr. Schwestern ein paar angenehme Stunden zu bereiten. Ich habe dem Buche mein in Stahl gestochenes Bildniß beigelegt, damit ich, wenn ich in Ihr Haus trete, von Ihren Schwestern als ein nicht völlig Unbekannter empfangen werden möge. Der Gedanke nach Amerika zu reisen, beschäftigt mich immer lebhafter, je länger es wird, daß ich dort gewesen, und je leichter und schneller sich das Reisen dahin gestaltet. Mein Freund Graf von Württemberg trägt gleichfalls ein Verlangen sich Lunge und Herz mit republikanischer Luft zu erfrischen, und so wäre es möglich, daß ich mit ihm im Laufe des nächsten Jahres den Boden der Freiheit betrete. Doch er ist Vater von drei Kindern, und ich bin Vater von vier Büchern, und so sehr wir auch die Reise wünschen, könnten doch ihn seine häuslichen, mich meine literarischen Familienverhältniße davon abhalten.

Was sich in Deutschland Neues zugetragen, werden Sie, so weit es von Interesse ist, bereits aus öffentlichen Blättern ersehen haben. Die Zerwürfnisse des Erzbischofs von Köln mit der preußischen Regierung, welche bei ihrem Ausbruche eine Miene machten, als ob sie von weithingreifenden welthistorischen Folgen sein müßten, verlaufen sich, wie es scheint, im Sande. Unsere Zeit laborirt an einer gewissen Impotenz was ideale Dinge betrifft. Die politischen Kämpfer gingen auseinander, bevor sie sich als solche legitimirten; die religiösen gehen auch auseinander. Vielleicht will die Weltgeschichte sich früher eine tüchtige industriell-materielle Basis legen, auf der sie dereinst ihre großen idealistischen Kämpfe ausführt. —

Philipp Huber schrieb mir, das Land in Ohio, in der Gegend meines Besitzes, sei im Werthe dermaßen gestiegen, daß dort der Acker bereits für 12—15 Dollars verkauft werde. Wenn sich das so verhält, so bin ich sehr geneigt meine 400 Acker für 4000 Dollar hintanzugeben. Fügen Sie gefälligst Ihren bisherigen freundschaftlichen Bemühungen noch die hinzu, sich über diesen Punkt einige Notiz zu verschaffen, und mir über die etwaige Möglichkeit eines Verkaufes gütige Nachricht zu geben; mir auch im letztern Falle zu schreiben, ob ich Ihnen eine besondere Vollmacht und in welcher Form auszustellen haben würde, damit Sie das Land in meinem Namen veräußerten. Der Umstand, ob und wann ich nach Amerika reisen werde, kann in dieser Beziehung als gleichgültig erachtet werden, da ich in jedem Falle, diese Reise mag zu Staude kommen oder nicht, so frei sein muß behufs eines Verkaufs meines Landes, Ihre gütige Freundschaft in Anspruch zu nehmen, und das ganze Geschäft Ihrer Einsicht und Leitung zu überlassen, wenn ich nicht zu unbescheiden erscheine, daß ich Sie so lang und konsequent damit belästige, für einen unpraktischen Poeten das Amt eines geplagten Freundes, Ratgebers und Stellvertreters zu führen. Indem ich mich Ihrem Andenken empfehle verharre ich mit herzlicher und dankbarer Hochachtung Ihr

ergebenster v. Niembsch.

Julius Mosen in der Schule.

Von **Walter Gehl** in Dresden.

Der Name Julius Mosen ist heute von den breiten Schichten des Volkes beinahe vergessen. Sehr mit Unrecht! Sind doch Mosens Epen von keinem Geringeren als Uhland zu den besten in Deutschland gezählt worden, und hat doch einst das Volk seine Lieder so stürmisch begehrt, daß eines von ihnen kurz nach seinem Erscheinen in wenigen Tagen mehr-

mals aufgelegt worden ist! Wer aber erfreut sich jetzt noch an diesen herrlichen Dichtungen, in denen das Lied mit seinen „Riesentakten“ den Gang der Weltgeschichte begleitet? Wer erhebt noch seine Seele an der Großartigkeit der Idee und der schöpferischen Urkraft der Sprache, die dem Epos „Ahasver“ den Stempel des Genius aufdrücken? Und wie kommt es, daß Mosens meisterhaft ausgeführte Novellen „Ismael“ und „Das Heimweh“ nicht mehr die Beachtung finden, die sie bei ihrer Vortrefflichkeit verdienen? Ein goldenes Gemüt, ein köstlicher, herzerquickender Humor und eine Stärke der Leidenschaft spricht aus ihnen in den rührendsten Tönen, sodaß der Hörer mit bewegter und doch gehobener Seele der Erzählung lauscht, die ihre Figuren so plastisch zeichnet wie das alte Testament die Patriarchen.

Es ist eine Ehrenpflicht für das deutsche, besonders für das sächsische Volk, Mosens Andenken nicht völlig in Vergessenheit sinken zu lassen. Ich habe mich oft mit dem Gedanken beschäftigt, ob die Schule nicht noch kräftiger als bisher auf die Erreichung dieses Zieles hinarbeiten könnte. Aber wenn ich auch in Mosens Werken manches fand, was für Kinder der Volksschule geradezu von unschätzbarem Werte sein kann, so zwangen mich doch immer pädagogische Bedenken zu der Annahme, daß man von einer Lektüre der großen Dichtungen Mosens in höheren Schulen absehen müsse. Das war bis jetzt meine Ansicht. Nun fand ich aber vor kurzem eine Beurteilung der neuen vorzüglichen, von Herrn Dr. Zschommler in Plauen i. V. besorgten Ausgabe der Werke Mosens (Leipzig, A. Strauch, 4 Bände, 12 M.). Ein an einer höheren Schule wirkender Lehrer redet darin der Behandlung des Epos Ahasver warm das Wort. Mir wollte es bis jetzt immer scheinen, als ob der ganze Geist dieser Dichtung, der gnostische Dualismus, der in ihr zum Ausdrucke gelangt, die Lektüre dieses Werkes selbst für obere Klassen höherer Schulen verböte. Mit um so größerer Freude begrüße ich daher das Urteil eines Mannes, der durch seine Erfahrung meine Befürchtung widerlegt. Daß Mosens Ahasver auf jedes empfängliche, junge Gemüt einen tiefgehenden Einfluß ausüben muß, ist mir stets klar gewesen. Erinnere ich mich doch noch recht gut, wie mich diese Lektüre im 18. Lebensjahre entzündet hat! Der ewige Jude mit seinem ewigen Leide, der die Todessehnsucht bergehoch türmt und auf den die Jahrhunderte im Donnerschritt einherstürmen, war der stete Begleiter meiner Träume, und noch heute packt mich der Zauber dieser Dichtung, obwohl ich ihr nicht mehr wie damals kritiklos gegenüberstehe. Einen ähnlichen, wenn auch nicht ganz so starken Eindruck hat früher auf mich der „Ritter Wahn“ ausgeübt. Gewiß ist, daß der Eingang dieser beiden Epen, ihr schneller Fortschritt in der Handlung, ihre treffenden Vergleiche, ihre

farbensatten Bilder bei knappem Ausdrucke in unsrer Epenlitteratur nur wenig ihresgleichen haben. Mosen hat in beiden ein ganz ungewöhnliches Darstellungstalent bekundet und eine poetische Schöpferkraft und ein dichterisches Gestaltungsvermögen weltbewegender Gedanken in so hohem Maße entwickelt, daß er in dieser Beziehung an Dantes Größe heranreicht. Darum dürfen beide Epen für eine unterrichtliche Behandlung an höheren Schulen wohl empfohlen werden. Hiermit scheint mir aber die Verwendbarkeit Mosenscher Dichtungen im Unterricht oberer Gymnasialklassen erschöpft zu sein. Denn Mosen hat seine Dramen anscheinend selbst nicht für die Lektüre, sondern nur für die Aufführung berechnet, bei der das Wort schnell verhallt. Daher ist auch bei ihnen dieselbe Erscheinung zu bemerken, die den Erfolg noch mancher anderen bedeutenden Bühnendichtung beim Lesen lähmt: der Blankvers knechtet in ihnen die deutsche Sprache. Sie gleicht oft infolge der häufig auftretenden falschen Stellung des Zeitwortes nicht einmal dem Ton der angeregten, schnellen Unterhaltung, bei der man durch nachgetragene Ergänzungen oder Umstandsbestimmungen den zu knapp ausgedrückten Gedanken weiter ausführt. Sollte man trotzdem den Dramatiker Mosen in der Schule zum Worte kommen lassen wollen, so dürfte sich des Stoffes wegen „Der Sohn des Fürsten" am meisten zur Lektüre empfehlen.

Man ersieht aus dem Vorstehenden, daß die Oberklassen höherer Schulen im Grunde nur wenig zur Belebung des Interesses an Mosens Dichtungen beizutragen vermögen. Desto mehr können die Unterklassen und die Volksschule dafür thun. Gehört doch Mosen zu unseren besten Volksdichtern! Seine poetische Kraft „wurzelte tief in seinem Volke". Er war ein Geistesverwandter Uhlands, Arndts und Hebels, ohne jedoch deren Nachahmer zu sein. Seine Werke zeugen im Gegenteil von seiner ausgeprägten Eigenart.

Denn selten hat ein Dichter den einen eigentümlichen Grundzug des deutschen Wesens, das Heimatsgefühl, so rein und schön zum Ausdrucke gebracht wie gerade Mosen. Wie lebt sein Vogtland mit dem ganzen heimlichen Waldeszauber in seinen Liedern! Wie spricht des Vogtländers herbe, verhaltene Kraft, seine Derbheit, sein Biedersinn, sein reiches Gemüt, seine sinnige Naturbetrachtung aus Mosens Prosaschriften! Gerade diejenigen seiner Schöpfungen, in denen die Sehnsucht nach dem Lande seiner Jugend ergreifend zum Ausdrucke kommt, gehören zum Schönsten, was er als Dichter überhaupt geschaffen hat. Sie sind es darum wohl wert, daß man sie nicht in Vergessenheit sinken läßt, und die Schule sollte vor allem mit dafür wirken. Muß doch gerade in unserer Zeit jeder Erzieher in seinen Zöglingen ein starkes Heimatsgefühl zu wecken suchen, in einer Zeit, da die Vaterlandslosigkeit der Massen offen gepredigt wird, da

der Sinn vieler Kinder der Großstädte in einem heimischen Boden gar nicht einwurzeln kann, weil die Eltern bald hier, bald da ihren Wohnsitz nehmen! Wie soll im Gemüte solcher beklagenswerten Kinder ein Heimatsgefühl emporsprossen, das ein fester Grund in den späteren Stürmen des Lebens werden kann? Die Schule allein ist im stande, das zum Teile wieder gut zu machen, was das Leben an solchen Kindern sündigt. Ein Versenken in Mosens Poesie kann dazu eins der vornehmsten Mittel werden.

Im Schulunterricht aber ist Mosen bisher sehr vernachlässigt worden. In der Volksschule kommen im Anschluß an den Geschichtsunterricht meist nur zwei seiner Gedichte zur Behandlung, und zwar das Lied von Andreas Hofer und das vom Trompeter an der Katzbach. Einige Lesebücher enthalten auch noch das Gedicht „Aus der Fremde" und das vom Kreuzschnabel (das dritte der Sammlung). So räumt man selbst in Sachsen, dem Vaterlande Mosens, im Unterricht seinen Gedichten nur ein ganz bescheidenes Plätzchen ein. Achtlos geht man auch hier an dem Zauber vorüber, den sein reiner Natursinn in herrliche Lieder gegossen hat. Und doch spricht aus allen eine tiefe Naturseligkeit, auch aus denen, die in der Großstadt entstanden sind. Der Lockruf der Vögel in den Wäldern seiner Heimat, der Ton der Kirchenglocken seines Heimatdorfes, das Rauschen des Nußbaumes vor seinem Vaterhause, das Plätschern des Baches, der die Mühlräder im heimatlichen Thale dreht, das Flüstern der Halme auf den Feldern, über denen die heiße, blaue Sommerluft zittert, tönen auch noch im Gemüte des Mannes fort, der längst schon sein Haus in fremdem Lande aufgerichtet hat. Trotzdem sind diese Lieder keine Volkslieder geworden, obwohl sie deren Ton treffen und obwohl ihre Stoffe ganz aus dem Leben des Volkes genommen sind. Nur das Lied von Andreas Hofer hat das Volk in treuem Gedächtnis bewahrt; auch heute noch tönt es ungeschwächt aus sangesfroher Kindesbrust. Dieses Lied allein hat „den erstarrenden Hauch" der Jahrzehnte überdauert. Selbst die letzten Zehn vom vierten Regiment, von denen es einst hieß, sie hätten den Polen mehr Nutzen gebracht als ganze Armeen, sind von dem eisigen Lufthauche der Zeit getroffen worden. Es wäre vergebliche Mühe, wenn wir die Toten mit künstlichen Mitteln zu einem Scheinleben erwecken wollten. Es muß vielmehr wirklich zugegeben werden, daß Mosens Vaterlandslieder zum größten Teile in der Volksschule nicht zu verwerten sind. Denn in vielen von ihnen herrscht gemäß den Verhältnissen der Jahre, in die Mosens Entwickelung als Dichter gefallen ist, ein dumpfes Brüten über die Kleinheit der Zeit, die sich zu kühnen Thaten nicht aufraffen kann. Es fehlt ihnen der freudige Schwung. Auch die Heldenlieder besingen nur in Not und Schmach untergegangene Söhne des

Vaterlandes. Darum enthalten sie auch nicht die mutige Zuversicht auf den Sieg der Freiheit, weder das kühne Vorwärtsstürmen der Lieder von Leier und Schwert, noch die Gewalt von Arndts begeisterndem Aufruf an das Vaterlandsgefühl.

Aber die Volksschule sollte es sich nicht entgehen lassen, Mosen im Geiste in seine vogtländische Heimat zu begleiten, wie sie in den rührend schön geschriebenen „Erinnerungen" lebt. Da liegt sein Geburtsort mitten im Wiesen- und Ackerland, eingerahmt von einem düster-ernsten Nadelwald. Da leben die Menschen noch in frischer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, der Vater, dem als unwillkommnes Erbe seiner Vorfahren das Schulscepter zugefallen ist; der Großvater, der den Ärger seines Amtes mit fröhlichen Pirschgängen wettmacht; der Pate, dessen imposante Prälatengestalt die Magisterwürde so trefflich zu wahren versteht. Ganze Teile der „Erinnerungen" sollten in unsere Lesebücher für Volksschulen übergehen, sehr zu deren Nutzen. Was für eine Freude würden unsre zwölf- bis vierzehnjährigen Zöglinge empfinden, wenn sie von Mosens Großvater, dem gewaltigen Nimrod und gefürchteten Hexenmeister, erzählen hörten! Sie würden sogar einmal auf Stunden ihre wilden Träume vom Lederstrumpf und von blutigen Feindesskalpen vergessen und den Tomahawk begraben, und das wäre kein Schade! In diesen Erzählungen tritt freilich nicht eine Lehre eifernd und polternd hervor; aber das Gemüt wird durch sie mächtig angeregt und heller Sonnenschein in die jungen Herzen getragen werden. Soviel ich aber weiß, enthalten unsre Lesebücher überhaupt keinen Aufsatz Mosens; nur die Erzählung Blankmeisters „Der Kantor von Marienei" ist in der „Muttersprache" zu finden.

Von der Lektüre und Behandlung andrer Prosadichtungen Mosens muß die Volksschule leider völlig absehen. Ich möchte auch nicht empfehlen, diese Werke in Jugendbibliotheken aufzunehmen. Selbst „Ismael" und „Das Heimweh", diese beiden Meisterwerke der Novellistik, könnte man höchstens der reiferen Jugend darbieten, aber auch nur dann, nachdem man einige Stellen unterdrückt hätte. Wenn diese beiden Werke durch einen solchen Eingriff auch noch keineswegs verstümmelt wären und auch nichts von ihrem bestrickenden Zauber einbüßen würden, so hätte man doch der Meinung des Dichters entgegengehandelt, der seine Dichtungen eben nicht dem kindlichen Auffassungsvermögen angepaßt hat. Bei der Auswahl von Jugendlektüre muß der erste leitende Grundsatz der sein, ja nichts zu verfrühen. In der Absicht, den jugendlichen Sinn an litterarisch wertvollen Werken sich erstarken zu lassen, geht man heute ohnedies schon zu weit. Enoch Arden, Haufs Lichtenstein, Peter Schlemihl, Michael Kohlhaas, Das Nest der Zaunkönige bilden keine bekömmliche Kost für zwölf- bis vierzehnjährige Kinder, wie der Hamburger Prüfungs-

ausschuß für Jugendschriften meint. Denn das muß man bei der Auswahl von Jugendschriften doch ganz besonders bedenken, daß es im Triebleben eine gewisse Sphäre giebt, die normal entwickelten Kindern selbst noch weit über das vierzehnte Lebensjahr hinaus in Dunkel gehüllt bleibt. In diese darf der Erzieher nicht vorzeitig mit der Fackel der Erkenntnis hineinleuchten. Schon die ungekürzte Lektüre von Hermann und Dorothea in der obersten Klasse der Volksschule erscheint mir als schwerwiegender Mißgriff, als eine Versündigung sowohl am Kinde, als auch am Geiste der Dichtung. Wollen wir etwa die Kinder zu der Unart erwachsener Leserinnen erziehen, die vom ersten Kapitel eines Romans zum Schluß mit Sturmesschritten eilen, nur um zu sehen, ob „sie sich kriegen"? Denselben Stoffhunger habe ich an dreizehnjährigen Mädchen bei Storms „Pole Poppenspäler" beobachten können. Darum kann ich mich auch nicht dazu verstehen, „Ismael" und „Das Heimweh" als Lektüre für die reifere Jugend zu empfehlen. Mosens Andenken würde bei einem verfrühten Lesen dieser reizenden Dichtungen keineswegs gedient. Aber man sollte eine Volksausgabe von Mosens Werken schaffen, die sich dann auch der gemeine Mann für billiges Geld erwerben könnte. Wie wenige laben sich jetzt an dem Jungbrunnen der Poesie Mosens, und wie viele könnte er erquicken!

Sprechzimmer.

1.

Eine bestrittene Fälschung des großen Fälschers Jakob Michael Lenz.

Was man nicht alles erlebt! In meiner 1891 erschienenen Schrift „Zur Goethe-Forschung" glaube ich erwiesen zu haben, daß die Versicherung von Lenz, Klinger habe ihm berichtet, er sei von dem jungen Goethe 1774 zu Gießen mit Geld unterstützt, später ganz unterhalten worden, in das Kapitel seiner vielen Flunkereien gehöre. Zu meiner staunenden Verwunderung mußte ich dieser Tage erfahren, daß Klingers Großneffe Max Rieger, der kenntnisreiche, gewissenhafte und scharfsinnige Forscher, dem ich für seine allseitige Unterstützung bei Erforschung des Lebens und Wirkens des unglücklichen Merck, des um Goethe verdientesten und tiefblickendsten Freundes, zu unendlichem Danke verbunden bin, sich zur Erklärung gedrungen fühlte, Lenz habe die Wahrheit gesagt, meine Anfechtung beruhe auf Mißverständnis. Die Sache selbst und die Wahrung meiner wissenschaftlichen Ehre zwingen mich, dem darinliegenden Vor-

wurf entgegenzutreten, obgleich ich kaum irgend einen Mann der Wissenschaft kenne, mit dem ich weniger gern auf dem Fechtboden erschiene, als dem edlen Rieger, der mir einige Zeit so nahe gestanden und die bedeutendsten wissenschaftlichen Dienste erzeigt hat. Mir wurde Anfang Februar die unter dem Datum „August 1899" und „zumal im Angesicht der diesjährigen Goethe-Feier" veröffentlichte Notiz zugesandt, die schon 1896 zur Aufnahme unter Riegers „Nachträge" vorgesehen, aber „im entscheidenden Zeitpunkte durch Übereilung schmählich vergessen worden war". So ernst und wichtig schien ihm also die Frage, ob der unter der Aufsicht seines Vaters zum Borgen gezwungene Haussohn Wolfgang seine Schulden dadurch leichtfertig vermehrt habe, daß er mit Geld, das er nicht besaß, Klinger unter die Arme griff. Mir scheint die Art, wie er sich wirklich zu helfen wußte, viel bezeichnender und keinen Deut weniger ehrenvoll: aber hier kommt es überhaupt nicht darauf an, was ihm größere Ehre bringe, sondern auf die Wahrheit. Auch kann ich nicht zugestehen, daß diese außerordentliche, seine Kräfte übersteigende Unterstützung wesentlich beitrage zum Verständnisse der lebenslangen, warmen Anhänglichkeit Klingers an Goethe, so wie es zum Charakterbilde Goethes einen erfreulichen Beitrag liefere. Selbst wenn es wahr wäre, könnte dies gar nichts beweisen, doch bei näherer Ansicht ergiebt es sich als völlig haltlos. Dagegen glaube ich mich vollberechtigt, von dem jetzt mit dem Jugendbilde Klingers weniger frisch vertrauten Rieger an den darin viel inniger lebenden von 1891 mich zu berufen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß er damals so entschieden meiner Ansicht von Lenzens toller Fälschung beistimmte, wie er sie jetzt bekämpft, ja, daß jede Spur seiner damaligen Meinung untergegangen sein könne, scheint mir ein halbes Rätsel. Aber wie frisch gegenwärtig mir auch die Erinnerung an seine damalige zuversichtliche Zustimmung vorschwebt, man könnte mir entgegnen, meine Erinnerung könne mich ebenso täuschen, wie ich bei Rieger ihr wunderbares Verschwinden annehmen muß. Doch littera scripta manet. Befand sich denn nicht unter Riegers damaligen Briefen an mich auch derjenige, der seine Zustimmung mit den klarsten Worten entschieden aussprach? Als ich im Juni 1891 ihm Vorrede und Inhalt meiner Schrift „Zur Goethe-Forschung" mitteilte, antwortete er mir, daß er besonders begierig sei auf meine Auskunft über Goethes Unterstützung Klingers. Der Brief, den er mir nach endlichem Erscheinen des Buches, am 12. Oktober 1891, zukommen ließ[1]), spricht so entschieden, als ob er zur Entlastung des Vorwurfs aus Goethes Jubeljahr bestimmt wäre. Er beginnt: „Diesen Morgen ist

1) Wohlerhalten liegt er unter meinen Autographen.

Ihr Brief und freundliches Geschenk angekommen, und ich beeile mich, Ihnen aufs verbindlichste zu danken. Sie können sich denken, daß ich sogleich den auf Klinger bezüglichen Aufsatz durchgelesen habe. Meine Befriedigung war groß, den Lenzischen Briefauszug von Ihnen so bündig auf seinen wahren Wert zurückgeführt zu sehen. Als ich ihn seinerzeit las, fühlte ich mich ganz verwirrt, und demnächst kam er mir verdächtig vor; doch legte ich ihn bei seite, um später darauf zurückzukommen. Ich dachte meinen zweiten Band über Klinger mit einigen Nachträgen zu eröffnen. Ich zweifle nun keinen Augenblick mehr, daß Lenz in seiner ersten Zeit zu Weimar, ehe Klinger da war, dieses Phantasiestück aus Erinnerungen seiner Begegnung mit Klinger in Frankfurt und eigenen Arabesken geschmiedet hat, um sich der Stein wichtig zu machen." Ich bin weit entfernt, mich auf dieses vor so vielen Jahren gegebene Urteil steifen zu wollen; es wäre ja immer möglich, daß Rieger seine Ansicht auf dringende Gründe hin geändert und die zur Begründung meiner Verdächtigung angeführten Beweise widerlegt hätte. Aber nach angestellter Prüfung muß ich beides leugnen und annehmen, nur der äußere, dazu haltlose Grund sei maßgebend gewesen, daß es ihm so schön geschienen, wenn Goethe aus Liebe zu Klinger das Alleräußerste, ja mehr als dieses gethan habe.

Unmöglich konnte Goethe zur Zeit, wo er an Geldmangel litt, sich gegen Klinger wie ein reicher Lord benehmen, ebensowenig dieser, der nach demselben Gewährsmanne lieber sterben wollte, als ein Geldgeschenk annehmen, sich dazu verstehen, eine solche Aufopferung ruhig zu leiden. Sonderbar hält der Gegner (denn zu meinem Bedauern sehe ich den von mir dankbar verehrten Mann auf meiner Gegenseite) sich nur daran, daß Goethe nach mir die 100 Flotin aufgebracht habe, gedenkt mit keinem Worte der viel bedeutendern Unterstützung, wonach Klinger seit dem zweiten Gießener Jahre ganz „von seines Freundes Güte gelebt habe". Er hat demnach meinen Aufsatz neuerdings entweder nicht wieder gelesen oder nicht berücksichtigt. Klinger konnte unmöglich nach seiner angeblichen früheren stolzen Weigerung, sich Geld schenken zu lassen, eine solche fortwährende Unterstützung des immer geldlosen, auf Schuldenmachen angewiesenen Freundes sich ruhig gefallen lassen, wenn er auch einmal 1775 eine Karoline, die Wolfgang zu seinem Geburtstage erhalten hatte, annahm oder sich die Handschrift von Goethes „Puppenspielen" gefallen ließ, um von einem Verleger dafür ein Honorar zu erhalten, aber nimmermehr sich ganz von ihm unterhalten lassen, da er selbst Mittel und Wege wußte, sich einiges Geld zu erwerben, wie er es schon in Frankfurt gewöhnt gewesen war und auf einer Hochschule ihm noch leichter sein mußte. Die Nichterwähnung dieses

späteren Eintretens Goethes ist eine entschiedene Lücke in Riegers Versuche, mich zu widerlegen, ja dieser Punkt allein erweist schon die völlige Unzuverlässigkeit des ganzen Berichts, den auch Klinger höchstens mündlich, nicht schriftlich hätte geben können. Das war eben nur die unverschämteste Aufschneiderei! Aber auch „die 100 Florin", die Klinger mit nach Gießen brachte, müssen wir näher untersuchen. Hören wir den seltsamen Bericht! „Nun wollte ich auf Akademien gehen." Dies deutet auf den Herbst 1772, wo er das Gymnasium verlassen hatte. Arme junge Leute suchten schon auf dem Gymnasium sich eine kleine Summe zu erwerben, um auf der Hochschule leben zu können. Wir wissen, daß Klingers Mitschüler Anthäus, der bei Klingers Mutter wohnte, sich auf dem Gymnasium soviel erworben haben soll, daß er drei Jahre in Halle studieren konnte. Klinger bediente sich dazu der Zeit nach dem Verlassen des Gymnasiums, wo er durch Stundengeben, Dichten und manche andere Leistungen Geld verdiente, aber immer wollte es ihm nicht gelingen, die erwünschte Summe zusammenzubringen, da er mittlerweile auch seine arme Mutter unterstützen mußte. Daß 100 Florin als hinreichend zum Besuche der Hochschule betrachtet wurden, mag Lenz gewußt haben. Wenn Klinger erst nach dem Verlassen des Gymnasiums Goethe kennen gelernt haben soll, so scheint dies etwas spät zu sein, da der arme, aber schöne und mutig entschlossene Knabe schon frühe in Frankfurt allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Als er 1774 zwanzig Jahre alt war, ließ er sich nicht länger von Gießen zurückhalten. Im April wurde er immatrikuliert. Hier wird gesagt, die Zeit, wo er Goethe kennen gelernt, sei die erste frohe Stunde seiner Jugend gewesen; dies scheint darauf deuten zu sollen, daß ihm das Anerbieten von Goethes Hülfe große Freude gemacht habe. Seltsam und unbestimmt heißt es, er habe Goethe nicht alles gesagt, wie gar schlimm es mit seinen gesammelten Fonds stehe, da er auch seine Mutter noch fortwährend unterstützen müßte. Ich denke, meine Deutung ist wenigstens ebenso richtig, wie die mir entgegengehaltene, er habe ihm nicht volle Klarheit über seine Verhältnisse gegeben. „Ging so" heißt nicht, wie Rieger sagt, „reiste ab, ohne etwas von Goethe angenommen zu haben", sondern „schied von Goethe, ohne ihm alles gesagt zu haben". Rieger meint freilich, man müsse auf der Mainspitze geboren sein, um diese Äußerung zu verstehen, aber sprachlich ist sie keineswegs schwierig, sondern nur durch die Unvollkommenheit des Ausdrucks, und so habe ich sie auch richtig verstanden. Weiter heißt es, irrig behaupte ich, Goethe habe die 100 Florin gegeben, es stehe da, „Klinger habe etwas weniger, als die 100 Florin aus eigenen Mitteln gehabt", noch weniger, woher er den Rest erhalten. Wirklich wird vielmehr gesagt, er habe „keine 100 Florin gehabt"; daß

er diese später erhalten, ergiebt sich nur aus den Worten: „Die 100 Florin waren bald all." Rieger liest aus den Worten heraus, was nicht in ihnen liegt, er habe etwas weniger als diese Summe aus eigenen Mitteln gehabt, es ist nur davon die Rede, daß er die 100 Florin nicht besessen; wieviel er gehabt, wird gar nicht angedeutet. Aber wenn die Bekanntschaft Goethes als ein freudiges Ereignis für Klingers Besuch der Hochschule bezeichnet wird, so muß sie doch das Zusammenbringen des Geldes gefördert haben, was nur infolge der hastigen Darstellung übergangen wird; es ist erstickt durch die Lenzische Renommisterei, er hätte lieber sterben wollen, als sich Geld schenken lassen. Das ist echter Lenz! Höchst seltsam schließt sich an den Satz: „Die 100 Florin waren bald all" sprungweise die Ausführung: „Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun lebe ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte", wo das Anerbieten Goethes ganz vergessen worden ist. Das Ganze ist ein Ragout, das Lenz aus dem Gerüchte und seinen eigenen willkürlichen Zusätzen zusammengebraut und mit Klingers Stempel gefälscht hat. Ich wiederhole nicht, was ich a. a. O. S. 68 flg. über Lenzens Lügenhaftigkeit bemerkt habe. Riegers Schwamm kann es nicht auswischen; auch nicht die Behauptung, es trage entschieden Lenzens Gepräge, wovon Rieger selbst früher das Gegenteil behauptete. Sein Gefühl beim ersten Lesen des Lenzianums war ganz wahr, er ahnte die Unechtheit und wurde 1891 durch meine Beweisführung überzeugt; erst nachdem ich seine Gunst, ich weiß nicht wodurch, verloren, hat er seine Meinung geändert, ohne irgend einen erheblichen Grund dafür vorzubringen.

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

2.

Zu Schillers Wilhelm Tell 1,2.

An dieser Stelle führt Stauffacher als die Worte Geßlers den folgenden Vers an: Ich werd' mich unterstehn, Euch das zu wehren. Wohl mit Recht habe ich bisher den Ausdruck „mich unterstehn" ironisch aufgefaßt. Da lese ich nun den Bericht des Domherrn Georg von Giech vom 17. Juli 1476 im Ratsprotokollbuch zu Würzburg und finde hier in einem Zusammenhang, der jede Ironie ausschließt, die Worte: sie würden sich unterstehen, den (Jüngling) mit Gewalt zu erlangen. Möglich also, daß Schiller den Landvogt im Ernst sprechen lassen wollte.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

Neue und seltene Wörter und Wendungen.

Vergl. XIII. S. 64—66 und die Nachträge dazu (XV. S. 199 flg.).

7. abträglich. Dieses Wort, das den Gegensatz von „zuträglich" bezeichnet, fand ich mehrmals in der Bonner Zeitung, so am 19. Januar 1899: „Dazu kommt die Anlage der Tribüne, die sich an einer Seite des Saales hinzieht und einer geordneten Berichterstattung geradezu abträglich ist", sowie am 14. April: „daß er durch eine der öffentlichen Wohlfahrt abträgliche Haltung seine Maßregelung erzwungen habe". Das Wort fehlt in den Wörterbüchern von Heyne und Paul, ist aber nach Sachs-Villatte ein süddeutscher landschaftlicher Ausdruck für „schädlich". Im Grimmschen Wörterbuche findet es sich mit der Erklärung „nocivus, Abtrag thuend" und mit einem Belege aus Kirchhofs „militaris disciplina" (1602): „es sollte ihm nicht abträglich, sondern in viel weg nützlich und bequem erscheinen"; Sanders aber bringt Belege aus des Olearius Reisebeschreibung (1696) und einen aus der Nationalzeitung, ferner im Ergänzungsbande solche aus „Salon" und „Gegenwart" mit dem Zusatze „u. o." und mit der einmal belegten Nebenform „abträgig". — Wenn also auch nicht ganz neu, so ist das Wort doch zum mindesten selten, und zwar ist es eine treffliche und empfehlenswerte Bildung zu „Abtrag thun = Abbruch thun". — — In einer ganz anderen, ja geradezu gegensätzlichen Bedeutung findet sich „abträglich" in Gotthelfs „Uli der Knecht" (Vettersche Ausgabe, Reclam, S. 31): „Nun hätte mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte"; es stellt sich hier zu „abtragen" im Sinne von „einbringen", das nach Sanders in der Schweiz sehr gewöhnlich ist, a. a. O. z. B. S. 81, 91, 138 vorkommt; Sanders bringt auch diese Bedeutung des Eigenschaftswortes mit mehreren Belegen aus Gotthelf, und mit einem aus Pestalozzi für „Geld-Abträglichkeit".[1])

8. Anwurf. „Anwurf", das etwas zarter als „Schmähung", schärfer als „Vorwurf" zu sein scheint, finde ich häufig in der Bonner Zeitung, z. B. 22. 12. 1898 „Es ist für einen ernsten Mann eine Zumutung, auf derartige Anwürfe zu antworten"; 24. 1. 1899 „Anwürfe gegen Luther"; 16. 2. 1899 „Organe der amerikanischen Regierung fordern die Presse auf, die freundschaftlichen Worte des deutschen Staatssekretärs nicht mit neuen Anwürfen gegen Deutschland aufzunehmen'; am 25. 2. 1899 war einmal von „Vorwürfen" die Rede, und dann hieß es weiter: „daß durch solche Anwürfe seine ohnehin schwierige Stellung noch mehr erschwert wird"; 17. 3. 1899 in einer wörtlich an-

1) Vergl. auch Ztschr. XIV. 315 (bei ertragen) und 781/2.

geführten Rede des Abgeordneten Noske im niederösterreichischen Landtage: „Anwürfe gegen die frühere Landesverwaltung weise ich zurück." — Die verschiedensten Bedeutungen von „Anwurf" stehen in den Wörterbüchern von Grimm, Heyne und Sanders, aber nur dieser letzte giebt die obige „= Vorwurf, Tadel" mit den Belegen: „z. B. Gegenwart 17, 397a; Romanzeitung 19, 3, 693 u. s. w.". Diese Bedeutung von „Anwurf" ist also jedes Falls neu, aber nicht zu tadeln, weil sie sehr bezeichnend ist.

9. aufklaren. Über diese aus der Seemannssprache in die neuere Schriftsprache übergegangene Nebenform von „aufklären", die intransitiv gebraucht wird, habe ich in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins XIII (1898) S. 197f., XIV (1899) S. 20 gehandelt. — Wie wenig aber diese Form noch bekannt ist, lehrt die Bonner Zeitung fast täglich; sie druckt die „Wetteraussichten" der Kölnischen Zeitung mit deren Genehmigung ab; wenn es aber in der Kölnischen Zeitung „aufklaren" heißt, so machen die Setzer der Bonner Zeitung regelmäßig „aufklären" daraus, da ihnen nur dieses allein geläufig ist, das andere dagegen wahrscheinlich als fehlerhaft erscheint.

10. balladesk. Karl Bleibtreu gebraucht dieses Wort in seinem Aufsatze „Meine dramatischen Versuche" (im 3. Jahrgange [1896/97] der „Deutschen Dramaturgie" auf S. 72): „In Kontinuität, balladesk, entrollte ich das Napoleonsleben — vom armen Leutnant bis zum Prometheus auf St. Helena — in der Sammlung „Heroica", meiner dichterischesten Geschichtsdarstellung." — Über dieses schöne, offenbar ganz neue Fremdwort läßt sich nur sagen, daß es sogar in dem überreichen Fremdwörterbuche von Heyse-Lyon nicht zu finden ist, ebensowenig aber auch — etwa als „balladesque" — im französisch-deutschen Wörterbuche von Sachs-Villatte und dessen Ergänzungsbande. — Vergl. auch 17. Japaneske.

11. dicht bei dicht. Aus der Bonner Zeitung entnehme ich folgende Belege für diese Wendung und ähnliche: 27. 10. 1898 „Keine so dicht an dicht gedrängte Zuhörerschaft, wie die Konzerte des vorigen Winters zeigten". — 29. 11. 1898 „Auf den Galerien hatten dicht bei dicht die Damen Platz genommen". — 9. 7. 1899 „und dicht bei dicht füllten die Bonner und namentlich die Bonnerinnen Galerien und Saal des Stadttheaters".[1]) — 18. 12. 1898 „Erst zaghaft, dann ein bei ein flogen die bunten Feuer in die Nacht". — Ganz anschaulich ist diese Verbindung ja, aber sprachlich kaum zu verteidigen; man sagt zwar „Kopf an Kopf", „Brust an Brust", „Schulter an Schulter", „Schar

1) So noch ganz ähnlich wieder am 8. 11. 1899 und am 28. 1. 1900.

bei Schar", „Hause bei Hause", um das Dichte und Massenhafte anschaulich zu bezeichnen, aber „dicht" selbst wurde bisher kaum so gebraucht, wie überhaupt wohl kein Eigenschaftswort (s. Grimms Wörterbuch I, S. 287 und 1354); so ließe sich auch „ein bei ein", das stark an das englische „one by one" erinnert, nur verteidigen, wenn man „ein" hauptwörtlich faßt. Das englische „one by one" bedeutet aber auch „einer nach dem andern", etwas Allmähliches, wofür man im Deutschen (nur mundartlich?) sagt „ein für ein" (vergl. Schritt für Schritt), während in jenem letzten Beispiele aus der Bonner Zeitung „ein bei ein" nicht das allmähliche Auffliegen hintereinander bezeichnen soll, sondern vielmehr daß die bunten Feuer „Schlag auf Schlag", „bei Hunderten" flogen. — Bei Sanders heißt es bei „dicht" als Adverb am Schlusse zwar: „zuweilen auch in der Verbindung „dicht an dicht" (vergl. Kopf an Kopf u.s.w.): „lagen gewaltige Fässer dicht an dicht" Hagen, Norica (1855) 142; „dicht an dicht mit Menschen erfüllt", Stahr, Nach 5 Jahren (1857) 2. 265 u.s.w.", aber ich glaube annehmen zu dürfen, daß der durch „u.s.w." angedeuteten Fälle nur sehr wenige sind.

12. dortseitig. Dieses Wort habe ich am 12. 4. 1899 in der Bonner Zeitung gefunden, leider ohne mir die Stelle auszuschreiben; es wird wohl in etwas Amtlichem gestanden haben. Diese neue Bildung stellt sich würdig dem herrlichen Kanzleiwort „diesseitig" an die Seite; das entsprechende „dortseits" belegt übrigens schon Heyne einmal aus Poschingers „Preußen im Bundestag", während Sanders bei „seitig" und „seits" noch keine Zusammensetzung mit „dort" kennt. Kann man sich denn überhaupt etwas Unsinnigeres denken als folgenden Anfang einer behördlichen Bekanntmachung: „Es ist zur diesseitigen Kenntnis gelangt, daß ...." — oder gar: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß ...", was auch schon eine Kanzlei fertiggebracht haben soll? Hat schon jemand etwas von jenseitiger Kenntnis oder jenseitigen Ohren gehört? Denn die muß es doch wohl auch geben, wenn es diesseitige giebt! Was heißen aber jene beiden Wendungen denn überhaupt anders als: „Es ist zu meiner (oder unserer) Kenntnis gelangt"? Oder noch einfacher und schöner: „Wir haben erfahren", wofür ja allerdings heutzutage nach Kanzlei-Begriffen auch nur gesagt werden darf: „Wir haben in Erfahrung gebracht". — Und was heißt z. B. „Die Beamten sind Ihrem Antrage entsprechend diesseits mit[1]) Weisung versehen worden" anders als: „Wir haben den Beamten Ihrem Antrage entsprechende Weisung gegeben"? — Dieses „diesseitig" ist übrigens nicht

1) Man wundert sich, daß hier wirklich „bezgl." oder „betr." fehlt! Vergl. hierüber Blümner, „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" S. 24 f.

neu, ich finde es schon in Karl Coutelles „Elberfeld" (E., 1853) auf S. 77: „Die diesseitigen Baukosten wurden durch Emission von Stadt-Obligationen gedeckt"; Sanders belegt es ebenso wie „diesseits" sogar aus Goethe. — Vergl. über seitens, -seits und -seitig Wustmanns „Sprachdummheiten"[2] S. 381 ff. ([1]S. 247 ff.). Nun kommt zu diesen schönen alten und neuen Errungenschaften noch „dortseitig"; da dürfte denn auch die Zeit nicht fern sein, da man „hierseitig" u. ä. zu lesen bekommt.

13. Erstlingstag. In dem Kirchlichen Anzeiger für die evangelischen Gemeinden in Bonn und Umgegend (Nr. 35, 1899) teilt ein „vorbereitendes Comite[1]) zur Veranstaltung eines Bazars" mit, daß dieser „in den Erstlingstagen des Novembers Statt finden soll". „Erstlingstage", das klingt zum mindesten sehr gesucht; weshalb in aller Welt denn nicht einfach: „in den ersten Tagen d. N."? Bei Grimm fehlt das Wort, und die anderen Zusammensetzungen mit „Erstling" sind mit einer Ausnahme aus Gedichten belegt; ebenso fehlt es bei Heyne, Paul, Sachs, Sanders. — Da Erstling das zuerst Erzeugte bezeichnet, so steckt auch in den neuerdings immer häufiger auftauchenden Ausdrücken „Erstlingswäsche", „Erstlingsausstattung" ein logischer Fehler, denn „Erstling" soll hier natürlich nicht nur „für Erstgeborene" bezeichnen, sondern „für die erste Lebenszeit Neugeborener"; immerhin ist „Erstling" auch in diesem weiteren Sinne, also = Säugling, schöner als das alberne englische „Baby", das sich unsere deutschen Mütter doch endlich wieder vom Halse schaffen sollten.

14. fehlsam. „Ihr neues Organ in München spricht es offen aus, daß die Staatsregierung das Vertrauen der Mehrheit nicht mehr besitze, daß man aber die Krone für das fehlsame Verhalten der Regierung nicht verantwortlich mache" (Bonner Zeitung vom 18. 12. 1898). Es ist dieses „fehlsam" zwar kein neues, aber ein ganz veraltetes Wort, das nach Grimm nur bei Leibniz und Goethe vorkommt; Wilmanns in seiner Wortbildungslehre kennt es nicht. Heyne, Paul und Sachs haben das Wort gar nicht; Sanders belegt es aus Goethe und allerdings auch zweimal aus dem 16. Bande der Roman-Zeitung.

15. Gewese. Zweimal fand ich in der Bonner Zeitung den Ausdruck „Fabrikgewese", am 14. und am 28. 6. 1899. „Gewese", eine nicht üble Bildung, in der Bedeutung „größeres Besitztum" (vergl. An-

1) So wie hier findet man dieses thörichte Fremdwort, das längst ganz durch Ausschuß u. ä. verdrängt sein sollte, sehr häufig geschrieben, aber auch Commité, Commite, Kommittee (das soll dann deutsch sein!), selten nur noch richtig: Comité. — Den Fluch der Fremdwörter kennzeichnet es — beiläufig bemerkt — auch schön, wenn ein Bankbeamter aus einer „Commerzbank" eine „Commersbank" macht.

wesen, und Wesen selbst), fehlt bei Heyne und Paul, ist aber bei Sachs-Villatte als norddeutscher Provinzialismus bezeichnet. Sanders belegt das Wort, aber erst im Ergänzungsbande, aus dem Bazar, der Romanzeitung, Westermanns Monatsheften und Unserer Zeit; im Hauptwerke findet man allerdings bei Anwesen (II, 1586b) auch einen Beleg für „das Gewesen" aus H. Smidts „Meeresstille und hohe See". — Da Wesen, Anwesen, und wohl auch Gewese, in der Regel Großes bezeichnen, ist folgende Stelle aus Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt" bemerkenswert (I. Abt. 2. Aufz. 8. Auftr., Reclamsche Ausg. S. 33): „...so will ich mit dir ziehen .... und will dir dein Wesele einrichten" (Bärbel zur Lorle).

16. (Handarbeit,) handarbeiten. Während schon „Handarbeit" in dem Sinne, wie unsere Frauenwelt das Wort gebraucht, mit seinen vielfachen Zusammensetzungen in den Wörterbüchern von Grimm, Heyne, Paul, Sachs-Villatte und Sanders fehlt oder wenigstens nur oberflächlich gestreift wird, sucht man vollends das dazu gebildete Zeitwort „handarbeiten" in allen überhaupt vergebens.

17. Japaneske. In der Köln. Ztg. war am 10. 9. 1899 in Nr. 711 unter dem Striche eine Kleinigkeit abgedruckt mit der Aufschrift: „Katta-Kottu. Japaneske von Paul Scheerbart". Ist dieses Wort wieder mal eine der vielen Nachahmungen des Englischen, in denen sich die Deutschen jetzt leider nicht genug thun können? Das Englische wenigstens hat ein Eigenschaftswort „japanesque" (nach Muret-Sanders = „den Japanern ähnlich oder verwandt; japanische Kunst nachahmend")[1]), während im Französischen nach Sachs-Villatte nichts Ähnliches vorhanden ist. Oder ist es eine Nachahmung von „Arabeske"? Kaum! Denn wer denkt bei diesem Worte noch an seinen Ursprung! Oder soll es etwa eine Zusammenziehung aus „japanische Humoreske" sein? Wo bliebe da denn aber der Humor? Und wohin würde solch böses Beispiel führen? Zu Australeske, Afrikaneske, Berlineske? Das könnte ja hübsch werden! — Vergl. auch 10. balladesk. — Und weshalb eigentlich nicht „balladisch, japanisch", da die französische Endung -esque wie die italienische -esco dem Germanischen entlehnt ist? (Vergl. Wilmanns D. Gr. II, § 355. 2.)

18. offenhellig. S. Ztschr. XV, S. 200.

19. offensichtig. Neben dem schon früher getadelten „offensichtlich" (vergl. Ztschr. XIII, S. 65 und XV, S. 199) erscheint jetzt richtig auch ein, natürlich ganz falsch gebildetes, „offensichtig": Bonner Zeitung

1) Nach dem soeben ausgegebenen neuesten Hefte von Murrays New English Dictionary auch ein Hauptwort „japanesque" = „a design or ornament in Japanese style".

10. 9. 1899 „So werden jetzt auch die offensichtigen Mißbräuche von 1899 eine Remedur erzwingen". „Remedur" ist übrigens schön! Hätte der Schreiber das gute alte „offenkundig" gebraucht, so hätte er diesen „offenbaren" (auch noch ein Wort dafür!) Schreibfehler vermeiden können.[1]) Bei Sanders findet sich unter den vielen Zusammensetzungen mit „sichtig" keine einzige, in der dieses passiven Sinn hat. „Offensichtig" ist natürlich in keinem Wörterbuche zu finden.

20. Prinz-Sohn. Bei Besprechung der — genau genommen logisch falschen — Zusammensetzungen Prinz-Regent, Dichter-Komponist, Königin-Witwe u. ä. fragt Wustmann (Allerh. Sprachdummh.[2] S. 207 o.): „Kann man sich da wundern, wenn die Dienstmädchen in Leipzig und auch von einem Prinzen, der in Leipzig studiert, sagen: „Dort fährt der Prinz-Student"? Es fehlt nur noch die Kaiserin-Großmutter und die Königin-Tante." Diese beiden fehlen auch jetzt noch, aber mit drei anderen neuen Bildungen dieser Art kann ich aufwarten: Am 15. 12. 1899 stand in der Bonner Zeitung zu lesen vom „Graf-Staatssekretär Posadowski"; weshalb denn nicht vom „Staatssekretär Grafen Posadowski"?! Und als im Jahre 1892 unserm Kaiserpaare ein Töchterchen geboren worden war, da hieß es in den Zeitungen: „Die hohe Wöchnerin und die neugeborene Prinzessin-Tochter befinden sich wohl"; als ob eine Prinzessin nicht immer eine Tochter, und die Tochter einer Kaiserin nicht immer eine Prinzessin wäre! Am 28. 2 1899 fragte ich in einem Vortrage bei Erwähnung dieser Wortbildungen: „Ob wir wohl auch noch „Prinzen-Söhne" zu lesen kriegen?" Lange brauchte ich nicht darauf zu warten: Am 13. 7. 1899 stand in der Bonner Zeitung folgende Drahtnachricht aus München: „Die Kaiserin mit den drei ältesten Prinzen-Söhnen ist hier eingetroffen".[2]) Der überhandnehmende Byzantinismus unserer Zeit trägt wohl mit die Schuld an diesen Wortbildungen; aber dürfen denn in einem gut monarchischen Staate in einem gut monarchischen Blatte die Söhne einer Kaiserin nicht mehr einfach ihre „Söhne" genannt werden?! Daß sie Prinzen sind, weiß doch jedes Kind! — Nach Prinz-Regent ist jetzt auch für Lippe ein Wort „Graf-

1) Es scheint doch kein Schreibfehler gewesen zu sein, denn am 31. 12. 1899 stand in derselben Zeitung: „Der offensichtige Beweis".

2) Auch in der Köln. Ztg. vom 31. 12. 1899: „Mit den Prinzen-Söhnen und der Prinzessin-Tochter". — Vergl. auch in Raabes Hungerpastor S. 376 u. ö.: Pastor-Adjunkt. — In Philippis Schauspiel „Der goldene Käfig" scheint (nach einem Berichte der Köln. Ztg. darüber) neben „Herzogin-Mutter" die schöne Zusammensetzung „Herzog-Bruder" vorzukommen. — Eine „Kaiserin-Tante" spukt ja seit dem Beginne der chinesischen Wirren nun auch in allen Blättern; und Kurt Eckberg nennt einen Roman, der seit kurzem in der Bonner Zeitung erscheint, „Gräfin Witwe", aber ohne Bindestrich.

Regent" entstanden; dies läßt sich noch eher verteidigen als „Prinz=Sohn", denn nicht jeder Graf ist Regent, aber jeder Prinz ist ein Sohn.

21. rahmen, Rahmung. In den Zeitungsanzeigen liest man jetzt immer häufiger von „gerahmten Bildern", davon daß die „Rahmungen meist in eigener Werkstatt (oder auch „in eigenen Ateliers") hergestellt" werden u. ä. Bisher wurden Bilder „eingerahmt", aber nicht „gerahmt", bisher machte man keine „Bilderrahmungen", sondern „Bilderrahmen"; aber was einfach und natürlich ist, das wird ja heutzutage über Bord geworfen, und Neues und möglichst Gesuchtes tritt an seine Stelle. Beide Wörter fehlen bei Heyne und Paul; Sachs=Villatte und Sanders[1]) kennen ebenfalls „Rahmung" gar nicht, und das Zeitwort „rahmen" fast nur in Bedeutungen, die mit „Rahm = Sahne" zusammenhängen, zwar auch in der anderen, für die Sanders aber nur je einen Beleg aus Gerstäcker und der National=Zeitung (allerdings mit dem Zusatze „rc.") beibringt; bei Grimm fehlt gleichfalls „Rahmung" ganz; rahmen wird zwar erwähnt, aber ohne Beleg. Jedes Falls sollte das Eindringen dieser Neuerungen in die Schriftsprache verhindert werden.

22. Sprengbold. Die Kölnische Zeitung wandte einmal im Jahre 1894 für Anarchisten, die blindlings ihre Bomben werfen, den trefflichen Ausdruck Sprengbold an. Eine ähnliche, mir auch bisher unbekannte Zusammensetzung mit —bold, die ich kürzlich las, ist mir leider wieder entfallen. Die Bildung „Sprengbold" scheint ganz neu zu sein, sie fehlt bei Heyne, Paul, Sachs=Villatte und Sanders; dieser verzeichnet bei —bold außer den bekannten Raufbold, Trunkenbold, Tückebold, Witzbold die selteneren Hexenbold, Kurzbold, Lügenbold, Muckebold, Reimbold, Saufbold, Schillebold, Schlagbold und Zankbold und im Ergänzungsbande noch folgende, „meist scherzhaften Neubildungen": Besitzbold, Buß= und Betbold, Spielbold, Tisch= und Gästebold, Richtebold, Dunkelbold, Durstbold, Freibold, Haubold, Hulkenbold, Neidbold, Preßbold, Rechenbold, Schimpfbold, Schmückebold, Streitbold, Tugendbold, Ziebold, Zierbold.

23. unentwegbar. „Mit unentwegbarer Sicherheit und großem Schwunge leitete Kapellmeister M. die Aufführung", so stand kürzlich einmal in der Köln. Ztg. — Wenn von dem schweizerischen „entwegen" „unentwegt" gebildet werden kann, von dem Wustmann (2, S. 352) meint, es „habe seine Rolle ziemlich ausgespielt", so darf man natürlich auch „unentwegbar" bilden. Wilmanns nennt „unentwegt" in § 117, 1

1) Jetzt auch Muret=Sanders.

bei den Intransitiven, „in denen das substantivische Stammwort auf den Gegenstand hinweist, von dem das Subjekt sich trennt", nämlich: entarten, enterben, entgeisten, entsinnen, entgleisen, unentwegt. Heyne und Paul verzeichnen nur „unentwegt", kein „unentwegbar"; im Sachs-Villatte aber bilden „unentwegbar, unentweglich, unentwegt" einen Kopf; Sanders dagegen kennt zwar unentwegt und unentweglich, aber nicht unentwegbar.

24. Untersuch. In der Bonner Zeitung vom 17. 9. 1899 heißt es: „Der ‚Emmanuel' läßt die Geschichte nur als ‚lehrreiche Sage' gelten, weil ihr ‚der kirchliche Untersuch' fehlt." — Während diese Form bei Heyne und Paul fehlt, verzeichnen sie Sachs-Villatte als schweizerischen Provinzialismus, Sanders als Ausdruck der schweizerischen Gerichtssprache (mit einem Belege aus der Allgem. Ztg.). Der „Emmanuel" erscheint, soviel ich weiß, in Bayern.

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

4.

Zwei Vorläufer von Webers „Freischütz".

Bekanntlich haben Friedrich Kind und Karl Maria v. Weber im Jahre 1817 den ersten Plan zu der Oper „Die Jägerbraut" gefaßt, welche später von Weber „Der Freischütze" genannt wurde. Man hat, soviel mir bekannt ist, bisher nicht darauf hingewiesen, daß gerade ein Jahr vor dem Entschlusse Kinds und Webers in Wien zwei Stücke kurz nacheinander aufgeführt worden waren, welche beide auf die Erzählung in Apels und Launs „Gespensterbuch" zurückgehen, die später auch Kinds Quelle geworden ist. Am 20. November 1816 wurde auf dem Leopoldstädter Theater gegeben „Der Freyschütze, romantisch-komische Volkssage mit Gesang nach Laun bearbeitet" von Ferdinand Rosenau. Am 28. Dezember 1816 folgte auf dem Theater in der Josefstadt: „Der Freyschütze, Schauspiel mit Gesang in drey Aufzügen" von Josef Alois Gleich, Musik von Franz Roser. Dieses zweitgenannte Stück errang einen ungeheuren Erfolg und wurde, da Rosenaus „Volkssage" seinerzeit völlig durchgefallen und schon nach zwei Aufführungen auf immer vom Repertoire verschwunden war, 1817 auch im Leopoldstädter Theater unter dem Titel „Die Schreckensnacht am Kreuzwege oder der Freyschütze. Volksmährchen mit Gesang in drey Aufzügen" gegeben (Première am 18. Oktober 1817). Leider ist keins von den beiden Stücken erhalten und auch über den Inhalt derselben fast nichts mehr zu erfahren. Das Stück Rosenaus war im Leopoldstädter Theater schon bei der ersten Aufführung kläglich durchgefallen. Die „Theater-Zeitung" (1816, S. 379) sagt in ihrer Rezension von dem Drama, das

sie die „wahnsinnige Fabeley eines verbrannten Gehirnes“ nennt: „es wurde mit Jux aufgenommen und aus Jux der Verfasser herausgerufen. Da nach dem Zeugnisse aller Mitglieder dieses Theaters noch kein schlechteres Produkt je in die Scene kam und dasselbe nur die Laune des Publikums vor dem Auspfeifen rettete, so ersparen wir uns jede Bemerkung; die wenigen Worte unter aller Kritik mögen genügen und uns der Mühe entheben, ganze Seiten mit der Aufzählung lächerlicher Absurditäten zu füllen.“ Bereits am 22. November wurde das Stück „zum letzten Mahl bey sehr leerem Hause“ aufgeführt.

Die Bearbeitung der Sage durch Gleich ist in der Rezension der „Theater-Zeitung“ (1817, S. 8) außerordentlich gelobt. Es heißt da von ihr, sie sei eins von den gelungensten Werken des Verfassers. „Die glückliche Benützung des Stoffes, die angenommene Abwechslung des Ernsthaften und Komischen, die gute Charakteristik, und die freygebig gespendeten ächt humoristischen Einfälle, bilden ein Ganzes, das gewiß keinen schau- und lachlustigen Zuseher unbefriedigt läßt.“ Wir erfahren leider über den Inhalt des Stückes nahezu gar nichts. Die Pracht der Ausstattung und die glänzende Darstellung werden sehr gepriesen; von den Personen werden bloß genannt: ein Verwalter, der einen vom Dichter etwas grell gezeichneten Charakter habe, und ein Gerichtsdiener, dessen Rolle eine sehr schwere komische sei, wegen der „ewigen Citationen aus der ganzen Geschichte“. Der Gerichtsdiener wurde von Herrn Frankstein gespielt; den Verwalter gab Ferdinand Raimund. Auch bei Gelegenheit der Aufführung des Gleichschen Stückes im Leopoldstädter Theater 1817 spricht sich die „Theater-Zeitung“ (1817, S. 155) recht lobend über dasselbe aus, jedoch wieder ohne über den Inhalt etwas zu sagen.

Eine Beeinflussung Kinds oder Webers durch diese beiden Wiener Stücke ist meines Erachtens höchst unwahrscheinlich. Aber interessant ist es, daß ganz kurz, bevor der große deutsche Komponist und sein Dichter den Gedanken zu ihrer Oper faßten, zwei Bearbeitungen desselben Stoffes geschrieben worden waren, welche beide den Titel trugen, den Weber später seiner Oper gab.

Wien. **Egon von Komorzynski.**

5.

a)

„Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an **den** Tisch.“
(Uhland, „Die Schlacht bei Reutlingen“, letzte Strophe.)

Daß unsere deutschen Lesebücher für die Schulen mit dem Abdrucken der Texte es nicht immer allzu genau nehmen, ist eine Thatsache, die genügend bekannt sein dürfte. Was soll man z. B. dazu sagen, daß sich

in einem vielgebrauchten deutschen Lesebuche für höhere Schulen in Schillers „Kampf mit dem Drachen" Str. 17 der sinnwidrige Druckfehler:

„Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heiligtum (statt Heidentum)"

selbst durch mehrere Auflagen hindurch fortpflanzte, oder eine vielverbreitete Schiller-Ausgabe in der „Nadowessischen Totenklage" Str. 8 den Helden im Totenreiche „mit den Geiern" statt „mit den Geistern" speisen läßt? Dergleichen wirkt störend im Unterrichte und setzt den Wert des Lesebuches herab.

Wenn es nun an der angeführten Stelle der Uhlandschen Ballade in der neuen Bearbeitung des Hopf und Paulsiek von Muff (Berlin, G. Grote) selbst in der neuesten Auflage (8., 1900) heißt:

„sitzt Ulrich an dem Tisch",

so weiß ich nicht, ob ein Druckfehler oder Verkennung des Richtigen anzunehmen ist, zumal der Irrtum mehrfach zu bemerken ist, so z. B. bei Borchardt („Sprichwörtliche Redensarten") Nr. 1000, wo auch Wustmann in der 2. Auflage Nr. 1187 den Dativ beibehalten hat. Und doch ist sowohl dem Sprachgebrauche als dem Sinne der Stelle zufolge der Accusativ richtig, wie ihn ja auch die Uhland-Ausgaben und andere Lesebücher darbieten; denn „sitzen mit örtlichem Accusativ, Anfang und Richtung des Sitzens bezeichnend, im Sinne von ‚sich setzen', ist noch heute im Süden lebendig" (M. Heyne im D. W. unter „sitzen", wo aus Uhland angeführt wird: „sie saßen ins Blumenland"). Auch der Situation der Stelle, die nicht sowohl das Verweilen des Ritters am Tische als das Platznehmen dem Vater gegenüber hervorheben muß, entspricht nur der Accusativ: Ulrich tritt ein, wird vom Greiner kalt empfangen und setzt sich an den Tisch; schon bringt man ihm Wein und Fisch, da faßt der Alte das Messer und schneidet das Tischtuch entzwei.

Übrigens ist dieser Gebrauch des örtlichen Accusativs bei Verben der Ruhe nicht allein bei „sitzen" zu beobachten. In der 2. Strophe derselben Ballade heißt es von den Städtern:

„Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht;
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht"

wo der Dichter nicht ein fehlendes Participium („gezogen") ergänzt wissen will, sondern wie bei sitzen durch den Accusativ Anfang und Richtung der Bewegung in den Zustand des Seins hinein auszudrücken sucht (die Städter erheben sich, ziehen ins Urachthal und sind nun dort). Ähnliches bemerkt Wilmanns in seiner Deutschen Schulgrammatik § 170 zu „liegen" („Ein dichter Nebel lag über die Wiese"), er denkt freilich dabei nur an poetische Ausdrucksweise.

Daß auch andere Sprachen diese Eigentümlichkeit haben, mögen folgende Stellen aus der alten griechischen Prosa zeigen: Plat. Phaed.

S. 116 heißt es vom Sokrates: ταῦτ' εἰπὼν ἐκεῖνος μὲν ἀνίστατο εἰς οἴκημά τι ὡς λουσόμενος, wo Schleiermacher umschreibend übersetzt: er stand auf und ging in ein Gemach, um zu baden; ebenda S. 57 οὐδεὶς ἐπιχωριάζει (= sich aufhalten) τὰ νῦν Ἀθήναζε (= nach Athen) im Sinne von = Niemand kommt zur Zeit nach Athen und hält sich dort auf, und Uhlands „ins Urachthal hinüber sind sie" ganz entsprechend häufig vorkommend παρεῖναι mit εἰς oder ἐπί und dem Accusativ: z. B. Thukyd. 6, 88, 9 „οἱ πρέσβεις παρῆσαν ἐς τὴν Λακεδαίμονα"; 2, 34, 4 „γυναῖκες πάρεισιν αἱ προσήκουσαι ἐπὶ τὸν τάφον".

Es wäre deshalb zu wünschen, daß eine neue Auflage des erwähnten Lesebuches den Dativ in den Accusativ umänderte.

b)

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt.

(Ebend. Str. 1.)

Auch an dieser Stelle schreibt Muff in all den Auflagen, die seit der Umarbeitung des Lesebuches von Hopf und Paulsiek erschienen sind,

Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen, die Stadt,

obwohl die Uhland-Ausgaben auch hier ungleich besser und offenbar richtig „Wild rauschen ihre Flüge" darbieten. Jenes (ihre Flügel) wäre eine weitere Ausführung des Zeile 1 verwandten Bildes unter unschöner Hervortretung der einzelnen Ritter, während es dem Vergleiche durchaus angemessen erscheint, wenn der Dichter die Ritterschar rauschende Flüge um die Stadt thun läßt.

Möge auch hier eine neue Auflage bald die rechte Lesart bringen!

c)

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz.

Ich habe gefunden, daß diese Worte der Glocke Schillers meist in dem Sinne aufgefaßt werden, daß man das Spielen des jungfräulichen Kranzes auf das Bewegtwerden von der Luft bezieht (vergl. das Haar spielt im Winde, die Fahne im Winde spielen lassen). Auch M. Heyne im D. W. erklärt die Stelle so, indem er die Worte als Beleg für die Bedeutung von spielen = von der Luft und den von ihr bewegten Dingen anführt. Anders, soweit ich sehe, allein A. v. Sanden in seinem Kommentar zu der Stelle („Schillers lyrisch-didaktische Dichtungen, erster Teil, das Lied von der Glocke und der Spaziergang", Breslau 1885). Nach ihm bedeutet spielen auch an dieser Stelle soviel wie „sich in einer zuckenden, zitternden Bewegung befinden, zitterndes

Scheines blinken (= glänzen)". Vergl. diu spilndiu sunne bei Walther v. d. V. Daß Schiller diese Bedeutung des Wortes kannte, ja liebte, zeigen die Stellen, an der er es so verwendet hat (z. B. in der Glocke V. 386 flg.:

Von dem Halm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz u. s. w.).

Auch mir erscheint diese Erklärung die richtigere zu sein; denn bei dem „im Winde Spielen der Fahne oder des Haares" liegt doch immer die Vorstellung eines längeren flatternden oder schwebenden und lebhaft sich bewegenden Gegenstandes zu Grunde, der aber bei dem Kranze fehlt, man müßte sonst an etwa von ihm herabwallende Bänder denken; dazu kommt, daß ich mir an jener Stelle der Glocke eine zu ihrem Gange in die Kirche sich schmückende oder auch schon geschmückt dastehende, aber noch im Zimmer befindliche Braut (wie z. B. bei Chamisso, Frauen-Liebe und -Leben Nr. 5) vorstelle, deren Kranz also dem Winde oder Lufthauche noch gar nicht ausgesetzt ist; aber auch wenn ich an die schon auf dem Gange zur Kirche sich befindende Braut denken wollte, vermag ich nicht einzusehen, welchen Eindruck die vom Lufthauche bewegten Blätter des Brautkranzes hervorrufen sollen.

Aber muß man denn überhaupt an einen Blumenkranz denken? Kann Schiller nicht auch einen solchen aus kostbarem, mit Glas oder Perlen und Steinen besetzten Stoffe oder sonst künstlich hergestellten Kranz gemeint haben, wie ihn z. B. Uhland in Goldschmieds Töchterlein den Ritter beim Goldschmied für seine Braut bestellen läßt:

„Willkommen, lieber Goldschmied mein,
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"?

Auch hier „spielt" (d. h. glänzt) der Kranz, als er hergestellt ist, in reichem Glanze:

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt' in reichem Glanze u. s. w.

Sollte dies nicht auch für Schillers doch jedenfalls auch altdeutsch zu denkende Braut in der Glocke passen? Dergleichen Brautkränze oder Brautkronen sind ja noch heute in manchen Landschaften gebräuchlich; ich erinnere nur „an den Jungfrauenkranz im Bregenzerwalde" mit dem alten höfischen Namen „tschappale" (Deutsch. Wörterb. unter Kranz S. 2051) und an die Hormd der Altenburger Bauermädchen. Auch R. Andree in seiner Braunschw. Volkskunde S. 220 erwähnt und beschreibt solche Brautkronen bez. -kränze, die noch vor 30 oder 40 Jahren den jungfräulichen Schmuck der Bräute ausmachten. Somit ist es mir wahrscheinlich, daß auch Schiller an der genannten Stelle der Glocke einen solchen künstlichen Brautkranz im Sinne gehabt hat und „spielen"

in der gerade vom Blinken und Leuchten oder Flimmern der Gegenstände gern noch gebrauchten Bedeutung von „funkeln" oder „strahlen" und „glänzen" gebraucht, wie Fiesco 2, 17 „Das Licht muß von der Seite spielen", „Ein Brillant spielt an ihrem Finger", Werke 4, 337. Auch Christian Gryphius in seiner Hochzeit-Ode spricht von einem diamantenen Kranze,

Um welchen hundert Liebchen spielen,
Und den der Brautgott selber hält.

Helmstedt. **Karl Linde.**

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 65. Jahrgang. Schwerin 1900. 316 S. 8°.

Auf Seite 1—122 behandelt A. Brennecke „die ordentlichen direkten Staatssteuern Mecklenburgs im Mittelalter". Die älteste deutsche Steuer, die Bede, hat in ihrer Gestaltung in Altdeutschland besondere Würdigung durch Zeumer[1]) und v. Below[2]) gefunden. Außerdem hat Baasch ihre Geschichte im Herzogtum Bayern, Müller in Geldern, Nießmann in Cleve und Mark, Weis in Kurtrier und Metzen im Fürstbistum Münster verfolgt. Die nachfolgenden Untersuchungen erstrecken sich auf alle Territorien Mecklenburgs im Mittelalter. Als Zeitgrenze mußte das Jahr 1375 in Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand des in dem Mecklenburgischen Urkundenbuch veröffentlichten Quellenmaterials festgehalten werden. Der Verfasser behandelt die Entstehung der Bede in Mecklenburg, ferner die Bede als eine öffentlich-rechtliche und landesherrliche Abgabe in Mecklenburg, den Rechtstitel der Bedeherren, die Bede als ordentliche Abgabe und ihre Steuernatur, die Steuerart und Steuerobjekte. Kapitel III (S. 44 flg.) handelt von der Ausdehnung der Bedepflicht, der Steuerfreiheit der Geistlichen, der Ritterbürtigen und sonstigen Befreiungen, von den Städten und der Bedepflicht, sowie von den Bedepflichtigen. Es folgt Kapitel IV (S. 77 flg.) die Verteilung der Steuer, Kapitel V (S. 87 flg.) die Erhebung und Verwendung der Steuer, Kapitel VI (S. 100 flg.) das Schwinden der Bede aus landesherrlichem Besitz. Im Exkurs (S. 110—122) handelt der Verfasser von dem „Hundekorn", einem in Korn erhobenen Teil der Bede. Ob in dem ersten Teil des Wortes das Flächenmaß hunt oder hunne, eine Bezeichnung

1) Zeumer, Die deutschen Städtesteuern im 12. und 13. Jahrhundert (in G. Schmollers Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen I, 2), Leipzig 1878.

2) v. Below, Artikel Bede im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Jena 1899: „In dieser Thatsache . . . haben wir gewissermaßen die ganze deutsche Verfassungsgeschichte in nuce."

für den Gemeindevorsteher (centenarius), oder schließlich der Name des Tieres steckt, ist nicht zu entscheiden, man hat auch an huvende gedacht (Vergl. Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung, Jahrg. 1878, Seite 106—115; Korrespondenzblatt des Vereins für nd. Sprachforschung, Jahrg. 1886, Heft XI).

Auf Seite 123—304 beginnt Dr. Karl Schröder seine Veröffentlichung des „Tagebuchs des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin aus den Jahren 1811—1813". Eingeschaltet sind flüchtig hingeworfene Aufzeichnungen in französischer Sprache vom 3. bis 15. Juni 1802, wo Friedrich Ludwig bei der Begegnung der Herrscher von Rußland und Preußen zugegen war. Der Abdruck des Tagebuchs umfaßt die Seiten 150—301 inklusive. Schröder bemerkt gleich vorweg, daß bei dem sanguinischen Temperament Friedrich Ludwigs er dazu neigte, den Dingen die günstigste Seite abzugewinnen, und daher mancher Selbsttäuschung unterlag. Die unbestimmten, vorsichtigen Äußerungen Napoleons, der ihm anscheinend wohlwollte, nahm er leicht für Zusagen; auf die vielen Beweise persönlicher Freundschaft, die ihm der Zar gab, baute er größere Hoffnungen, als Alexander zu erfüllen willens oder vielleicht auch im stande war; die Artigkeiten, welche die französischen und russischen Staatsmänner ihm brieflich oder mündlich sagten, schätzte er offenbar zu hoch, wenn er sie als Zeichen der Geneigtheit, auf seine Wünsche einzugehen, ansah. Sicheres, selbstbewußtes Auftreten verfehlten nicht, auf den Prinzen Eindruck zu machen, er geriet leicht in den Bann kräftiger Persönlichkeiten, wie sie ihm in Davoust, Bernadotte u. a. entgegentraten. Seine offene, vornehme Gesinnung ließ ihn solchen Männern unbedingtes Vertrauen entgegenbringen. Wenn man also bei der Lektüre des Tagebuchs zuweilen den Eindruck empfängt, daß diesem ritterlichen Vertrauen nicht durchweg mit gleicher Ehrlichkeit begegnet worden ist, so wird man daraus höchstens schließen können, daß unter den vielen glänzenden und liebenswerten Eigenschaften Friedrich Ludwigs Menschenkenntnis vielleicht nicht an erster Stelle stand. Das Tagebuch endet mit der Eintragung vom 31. August 1813: „Den Morgen ging die wichtige und erfreuliche Nachricht ein, daß die Oestereicher und alliirten die Linien von Pirna erobert und in Dresden sind." Die Nachricht ist irrig, denn in der Schlacht von Dresden am 26. und 27. August wurden die Verbündeten geschlagen und zum Rückzuge gezwungen.

Auf Seite 305—316 handelt cand. hist. Erich Gritzner in Steglitz über die „Urgeschichte des Geschlechts von Pritzbuer". Lisch hat schon einmal im 32. Bande der Jahrbücher den Versuch gemacht, Licht in das vielfach von Sagen durchwobene Dunkel der Urgeschichte der Familie von Pritzbuer zu bringen. Zum ersten Male erscheint in Mecklenburg der

Name Pritzbuer in der Form Priceburh in einer Urkunde vom 1. Mai 1262 (M. U.=B. II, Nr. 947). 1270 steht dann in einer Urkunde: Priscebure et frater suus. Gritzner kommt zu dem Resultat, daß die Familie Pritzbuer aus Pommern stammt, dann nach Mecklenburg übergesiedelt ist, daß sie nicht stammverwandt ist mit den von Havelberg, noch mit den von Restorff, und daß die Träger des wendischen Vornamens Priscebur alle ein und derselben Familie, der späteren mit diesem Eigennamen, angehören. Angehängt ist ein Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

M. Henschke, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der oberſten Stufe höherer Lehranstalten. Mit 4 Abbildungen, Gera, Th. Hofmann, 1900. 8⁰. XV und 415 S. 3 Mark.

Dem in dieser Zeitschrift (1898, 12. Heft, S. 796 flg.) besprochenen deutschen Lesebuche für die weibliche Jugend, das zum Gebrauch an Fortbildungsschulen und anderen Lehr= und Erziehungsanstalten für das nachschulpflichtige Alter von U. und M. Henschke herausgegeben war, folgt hier unter dem oben angegebenen Titel ein Lesebuch, das Fräulein Margarete Henschke allein herausgegeben und dem Andenken ihrer Mutter gewidmet hat. Dieses Buch, eine Sammlung von 35 prosaischen Aufsätzen, ist aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen, insofern Fräulein Henschke an einer Berliner Privatschule an den sogenannten „wahlfreien Kursen" ihren deutschen Unterricht ganz nach eigener Idee ausgestaltet, und dabei der Inhalt dieses Lesebuchs den Kern und die Grundlage für den prosaischen Teil des Unterrichts abgegeben hat.

Als Hauptgrundsatz wird ausgesprochen, daß die poetische Lektüre im Jugend=Unterricht durch die Prosa=Lektüre nicht etwa verdrängt oder ersetzt, sondern vielmehr nur ergänzt werden soll. „Poesie und Pädagogik" gehören gewiß zusammen, heißt es im Vorwort. Wenn nun auch zugegeben werden soll, daß die Sprache unserer Klassiker in ihren Prosawerken „nicht mehr die natürliche Sprache unserer Zeit ist", wenn auch mit Recht Lessing, Schiller und Goethe, deren Werke in keinem gebildeten Hause fehlen, aus dieser Sammlung grundsätzlich ganz ausgeschlossen sind, so ist doch, mögen auch viele Lehrer des Deutschen auf die ästhetischen Abhandlungen Schillers und ebenfalls auf die „Hamburgische Dramaturgie" Lessings im Gymnasialunterricht verzichten, so leicht keiner zu finden, der nicht mit seinen Primanern die meisten der ersten 25 Kapitel des „Laokoon" lesen wird. Ist man jetzt auch der Ansicht, daß die Gründe, welche Lessing für den Tod des Laokoon und seiner Söhne

anführt, nicht die richtigen sind: die Laokoontischen Grundsätze für die Dichtung und für die bildende Kunst gelten doch für alle Gebildeten für alle Zeiten, und die Abhandlung ist nach Inhalt und Stil ein Meister- und Musterwerk schon deshalb, weil sie, leicht und gefällig, in einfachster Weise in einen analytischen (1—16) und einen synthetischen (17—25) Teil sich zerlegt. In diesem Punkte erlaube ich mir also anderer Meinung zu sein als die verehrte Verfasserin; wenigstens auch für den „Laokoon" möchte ich ebenso ihr Wort gelten lassen: „Die äußerste Konsequenz wird leicht — zur Pedanterie", wie für die beiden Abhandlungen, die aus Herders Briefen zur Förderung der Humanität aufgenommen sind: „Vom Geist der Geschichte" und „Das eigene Schicksal". Der philosophisch-theologische Kulturhistoriker vor 100 Jahren schrieb eben auch nicht wie ein moderner Schriftsteller der Neuzeit, und das eigenartig Reizvolle seiner älteren Sprache hat doch — mit Recht — Aufnahme gefunden. Es ist ja aber auch so wie so von einem Lesebuche für Gymnasialprimaner nicht die Rede, und auch für die I. und II. Klasse der höheren Mädchenschulen ist nach den „Bestimmungen" vom Mai 1894 kein Lesebuch mehr vorgesehen. Zunächst also, nach den Anordnungen, welche die Behörde für die Verteilung des Unterrichtsstoffes und die darauf bezüglichen Lesebücher getroffen hat, ist dieses Buch für die „Selekta", „wahlfreie Kurse", „Jugendkurse" oder ähnliche Einrichtungen bei weiblichen Bildungsanstalten, und auch für „Mädchen-Gymnasien" bestimmt. Angesichts dessen schließe ich mich gern der Frage der Verfasserin an: Wie soll die Jugend zu einer Beherrschung unserer Sprache herangebildet werden, wenn ihr die Meister der Prosasprache unserer Zeit gänzlich fremd bleiben?, und beantworte sie mit ihr in der Weise, daß ich die planmäßige Verwertung unserer modernen Prosa für die Jugendlektüre für durchaus notwendig halte.

Entsprechend der Ansicht Münchs in seinem vortrefflichen Aufsatze „Vom deutschen Unterricht an Real-Gymnasien", daß es dem didaktischen Ideal nicht entspricht, Bruchstücke lesen zu lassen und darum nur solche Fragmente zu wählen, die für sich selbst schon ein abgeschlossenes Ganzes bilden, hat nun die Verfasserin den Essay — seit Macaulay ist diese fremde Bezeichnung auch bei uns üblicher geworden, so sehr sie eigentlich einem deutschen Schulbuche widerstrebt —, also die Rede, die Studie als ein abgerundetes Ganzes, als ein kleines, in sich geschlossenes Kunstwerk und die verwandten Gattungen in den Dienst der Jugendlektüre gestellt, um jenem didaktischen Ideal etwas näher zu kommen, und sie darf behaupten, daß dies in so systematischer Weise bisher in anderen Lesebüchern, die speziell für Knaben-Bildungsanstalten bestimmt sind, noch nicht geschehen ist. „Sie geht mehr von dem Konkreten, Einzelnen, Besonderen

aus, was der weiblichen Eigenart besser zu entsprechen scheint. Das Interesse für die Sache muß der weiblichen Natur meist erst durch das Interesse für die Person vermittelt werden. Darum ist hier eine Anzahl von Aufsätzen gewählt, welche die Persönlichkeit, den Dichter, den Forscher mehr in den Vordergrund treten lassen, als sein Werk, die Dichtung, die Forschung, welche namentlich den Geschilderten in dem mit treuem Fleiße begonnenen und mit rastloser Geduld fortgeführten Kampf um das Ideal darstellen." Auch verbindet sich mit dem Lesen solcher kürzeren Reden oder Studien eine Übung und Schulung für die weibliche Jugend, insofern sie eine Vorbereitung und einen Übergang dazu bieten, von den kurzen, wenige Seiten umfassenden Bruchstücken der meisten Schullesebücher zu einer Durcharbeitung eines Aufsatzes von zwanzig, dreißig Seiten vorzudringen, sich beharrlich durchzuarbeiten und so schließlich zu einem Überblick über das Ganze zu gelangen. „So soll die heranwachsende Jugend durch diese Art der Lektüre nicht nur auf eine ganze reiche Litteratur hingewiesen werden, die so recht eigentlich die Litteratur für den gebildeten Laien ist, sie soll auch angeleitet werden, zu lernen, wie man lesen muß." Was nun den Inhalt der einzelnen Aufsätze, welche das Lesebuch bietet, betrifft, so ist die Verfasserin von der Überzeugung ausgegangen, daß die Lektüre nicht einseitig der ästhetisch-litterarischen Bildung zu dienen habe, sondern daß die von Herbart geforderte „Erregung des vielseitigen Interesses" gerade durch die Lektüre geleistet werden könne und solle, und das Grundprinzip, das Ohlert in seinem Buche „Die deutsche höhere Schule" ausspricht, hat sie sich für diese Arbeit angeeignet: „Da unser sittliches Handeln auf dem Wirken der Ideen beruht, so erreicht der Bildungsgang erst mit dem Verständnis der in der Gegenwart wirksamen Ideen seinen vorläufigen Abschluß. Der Unterricht hat sich also nicht auf die Aufgabe zu beschränken, der Jugend eine Summe verschiedenartiger Kenntnisse mitzugeben, sondern sein wesentliches Ziel ist, natürlich in der durch das jugendliche Alter gebotenen Beschränkung, die Schüler in das Verständnis jener religiös-sittlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Ideen einzuführen, welche im Leben des deutschen Volkes und der gebildeten Menschen wirksam sind".

Die Curtiussche Rede über „Arbeit und Muße", gehalten an Kaisers Geburtstage vier Jahre nach dem großen Kriege, am 22. März 1875 (aus E. Curtius, „Altertum und Gegenwart", gesammelte Reden und Vorträge, I. Band), ist einleitend vorangestellt, um, wie es heißt, unserer lieben Jugend gleich zuerst die geistige Arbeit in einem höheren, in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

Wo die Verfasserin es nur ermitteln konnte, hat sie stets angegeben, wann die einzelnen Aufsätze und Reden geschrieben worden sind.

„Die jungen Mädchen sollen lernen, daß die Kenntnis der Zeit der Entstehung eine der wichtigsten Voraussetzungen für die verständnisvolle Beurteilung einer Schrift ist." Dies ist unbedingt die richtige Ansicht, unbedingt das richtige Verfahren. Auch kann ich nicht leugnen, daß mir die äußerlich markierte Gruppeneinteilung sehr lieb ist, wenn auch keine systematische Vollständigkeit in irgend einer der Gruppen angestrebt worden ist. Der Lehrer weiß ja auch ohne angegebene Gruppierung, wohin jeder Aufsatz gehört, aber die Schülerin, welche verständnisvoll mit dem Lehrer und mit dem Buche lebt, wird es freuen, wenn sie sorgsamen Auges erkennt, daß er bald aus dieser, bald aus jener Gruppe wählt und bald zu dieser, bald zu jener wandert.

Daß es ein Leichtes gewesen sein würde, den Umfang des Buches um eine Anzahl von Aufsätzen, die auch dem Bedeutenden und Schönen gewidmet sind, zu vermehren, glauben wir der Verfasserin gern; für uns aber erhebt sich die Frage, ob den Aufsätzen allen aus den verschiedenen Gebieten die ideale Lebensauffassung innewohnt, welche in den jugendlichen Herzen Begeisterung entzündet, wie sie aus der Freude an ernster Lektüre gewonnen werden kann und soll.

Der oben erwähnten einleitenden Rede von Curtius folgt eine geschichtliche Gruppe, folgt der Brief zu Beförderung der Humanität „Vom Geist der Geschichte", 1797, gewissermaßen ein allgemein charakterisierendes Urteil über das, was man unter Geschichte zu verstehen und in ihr zu suchen hat, geschrieben von dem Philosophen der Geschichte der Menschheit, dem Kulturhistoriker Herder. Dem allgemeinen Geschichtsthema unterstellen sich 7 geschichtliche Aufsätze: zunächst die Griechen als Meister der Kolonisation von E. Curtius und die Kimbrer von Theodor Mommsen; sodann spricht Adolf Trendelenburg über den preußischen König Friedrich den Einzigen und warum er der Große war, und H. v. Treitschke über die preußische Königin Luise. Preußens und Deutschlands große Staatsmänner behandeln H. v. Sybel in dem Aufsatze „Am Denkmal Steins", gesprochen in Nassau am 9. Juli 1872, und Erich Marcks in seinen „Gedenkworten", einem unvergleichlich schönen Abschiedswort, gesprochen zu Bismarcks Gedächtnis bei der Trauerfeier des Vereins deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898, 2 Tage, nachdem der größte Deutsche, der das neue Deutsche Reich geschaffen, die Augen für immer geschlossen hatte. Ein Vortrag Eduard Zellers über „Nationalität und Humanität", gehalten 1873, schließt diese geschichtliche Gruppe, sie gewissermaßen einheitlich abrundend.

„Die Geschichte giebt uns das Bewußtsein dessen, was wir sind und haben .... Das in der Geschichte der Zeiten und Völker, der Menschheit Erarbeitete im Geist, dem Gedanken nach, als Kontinuität

durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung" — dies Wort J. G. Droysens führte als Motto die geschichtliche Gruppe an, die zur Litteratur das Wort des Pädagogen Waitz, daß „der Dichter für die Nation, der er angehört, zum Fortbildner ihres Gemütslebens wird". Goethe wird gefeiert von Hermann Grimm, Schiller von Vischer, Lessing von Erich Schmidt, Shakespeare, der auch als einer der Unsrigen gilt, von ten Brink, Emanuel Geibel von Scherer und Luise von François, die Schöpferin der meisterhaften „Letzten Reckenburgerin", von Marie von Ebner-Eschenbach.

Die dritte Gruppe enthält Aufsätze zur Kunst. Über „das Schöne und die Kunst" spricht Fr. Th. Vischer, über „den Poseidontempel von Pästum" Jakob Burckhardt, entnommen dem trefflichen Buche „Der Cicerone" (Leipzig, Seemann); Carl Justi über „die Verklärung Christi" (aus „Gemälde Raphaels in der Pinakothek des Vatikans") und H. Hettner über „Ernst Rietschel", den Schöpfer des Lutherdenkmals in Worms, entnommen den „Kleinen Schriften", 1861. Eine Photographie des Denkmals ist beigegeben, ebenfalls eine solche von der Verklärung Christi und zwei von dem Tempel des Poseidon.

Was ich bisher besprochen habe von den Aufsätzen der drei ersten Gruppen, ist zu loben. Nicht anders steht es mit dem, was zu den folgenden drei Gruppen: zur Naturerkenntnis und Naturbetrachtung; zur Volkswirtschaftslehre; zur Pädagogik, Psychologie und Ethik gehört. Darunter findet sich auch ein Stück: Wie Lachen schön macht, von Rudolf Hildebrand. Die Idee des Aufsatzes, „daß thätige Güte, die in der Seele herrscht, von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit wird und als Schönheit in den Gesichtszügen zu Tage tritt, auch wenn diese von Natur nicht schön sind", ist ja bezeichnend genug und selber schön, auch die Darstellung selbst, doch ist hier vielleicht der Stil des Aufsatzes für Lernende nicht ohne besondere Hilfe des Lehrers zu verstehen.

Berlin. **U. Zernial.**

Zeitschriften.

Americana Germanica, 1900: Wilson, The Grammatical Gender of English Words in German.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrgang 1901, VII. und VIII. Bandes 1. Heft. I. Abteilung (7. Band). Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. Von Prof. Dr. Alfred Gercke in Greifswald. — Allestisstudien. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch in Zürich. — Hermunduren und Markomannen. Von Dr. Ernst Devrient in Jena. (Mit 2 Kartenskizzen im Text.) — Goethes

Schema einer allgemeinen Naturlehre. Von Geh. Schulrat D. Dr. Theodor Vogel in Dresden.

—— II. Abteilung (8. Band). Johann Gottlieb Fichte als Herold und Vorbild echter Vaterlandsliebe. Von Dr. Otto Stock in Eldena i. Pomm. — Die Verwertung der Psychologie Wundts für die Pädagogik. Von Dr. August Messer in Gießen. — Aus dem Mädchengymnasium. Von Dr. Johannes Teufer in Leipzig. — Tausendundeine Nacht als Lesestoff für die Jugend. Von Prof. Dr. Paul Barth in Leipzig.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Herausgeg. von Prof. Dr. G. Holzmüller. 12. Jahrgang. 4. und 5. Heft. Inhalt: Die Aufhebung der Abschlußprüfung und die Beibehaltung der Reifeprüfung an den Nichtvollanstalten. Von Oberrealschul-Direktor Quossek in Krefeld.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Herausgegeben von Fridrich Pfaff. Neue Folge Bd. 1 (28) Heft 3. Inhalt: Dr. Fridrich Pfaff: Karl Heinrich Freiherr von Fahnenberg, der Vater der badischen Volkskunde (mit Bild). — Dr. Peter P. Albert: Zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 15. Jahrhundert. — Professor Dr. Karl Bohnenberger: Die Grenze vom anlautenden k gegen anlautendes ch. II. — Amtsrichter a. D. Paul Beck, Die Vorlagen für Schillers „Gang nach dem Eisenhammer". — Dr. Mary Elizabeth Marriage: Alte Liederdrucke im Britischen Museum. — N. W. Thomas: Fragebogen über Tieraberglauben. — Dr. J. Miedel: Schatzverse.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrgang, Nr. 3. März 1901. Hermann Riegel, der Stifter des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Von Hermann Dunger. — Ein Nachtrag zu Deutscher Sprache Ehrenkranz. Von Dr. Hans Merian-Genast. — Amüsieren und interessieren. Von v. U. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von Paul Lindau. Sonderabdruck aus Heft 288, März 1901: Heinrich Zschalig, George Peele. Ein Bild aus Shakespeares Werdezeit.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Max Koch. I. Band, 1. Heft. Karl Menne, Briefe Franziskas von Hohenheim an den hallischen Kanzler Aug. Hermann Niemeyer. — Tomo Matić, Molières „Tartüffe" und die italienische Stegreifkomödie. — Karl Reuschel, Friedrich Hebbel und Théophile Gautier. — Erwin Kircher, Platens Polenlieder. — Irvin Clifton Hatch, Der Einfluß Shaftesburys auf Herder. — Hermann Henkel, Goethe und die Bibel. — Karl Boßler, Zu Goethes „Generalbeichte".

Neu erschienene Bücher.

Alfred Baß, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Leipzig, Wiesenstr. 14, Selbstverlag des Verfassers, 1901. 104 S. Preis 2 M. 50 Pf.

Wilhelm Vietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? 3. Auflage. Marburg, Elwertsche Buchhandlung, 1901. 30 S.

Dr. F. Groscurth, Das Fremdwort in der lateinlosen Schule. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1901. 145 S.

Dr. Theod. Matthias, Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Leipzig, Friedr. Brandstetter, 1901. 152 S. Preis 1 M. 20 Pf.

Dr. Oskar Mey, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwickelung. 2., vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 222 S.

Dr. Hermann Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. 1. Band. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1901. 418 S.

Theodor Vogel, Goethes Schema einer allgemeinen Naturlehre. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern, Jahrg. 1901, I. Abtlg., VII. Band. Leipzig, B. G. Teubner.

Shakspeares Macbeth, übersetzt von Fr. Theod. Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Prof. Dr. Hermann Conrad. Stuttgart, Cotta, 1901. 208 S.

J. Steiger, Stilistik für Seminarien und andere höhere Lehranstalten. Mit Vorwort von J. Howald. Wiesbaden, Emil Behrend, 1900. 144 S. 1 M. 60 Pf.

Fr. Nadler, Das Wichtigste aus der Poetik. 2., verb. Aufl. Wiesbaden, Emil Behrend, 1901. 44 S.

Georg Mertz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. 1. Lieferung. Heidelberg, Carl Winter, 1901. 64 S.

Henry Thode, Kunst, Religion und Kultur. Heidelberg, Carl Winter, 1901. 15 S.

Otto von der Pfordten, Werden und Wesen des historischen Dramas. Heidelberg, Carl Winter, 1901. 207 S.

Otto Schroeder, Heilig ist mir die Sonne. Montagsansprachen. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 44 S.

Kleine Mitteilungen.

Leipzig. Dem soeben erschienenen „Jahres- und Kassenbericht der Pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) zu Leipzig auf das Jahr 1900" entnehmen wir folgendes: Ausgeliehen wurden insgesamt 14671 Bände an 3727 Entleiher, davon wurden 9440 Bände an 2061 Entleiher durch die Post nach allen Teilen Deutschlands versandt, 118 Bände gingen sogar über die Reichsgrenzen. Die Bibliothek erfuhr durch Schenkungen und Ankäufe eine Vermehrung um 4735 Nummern, wodurch der Gesamtbestand die Zahl 95230 erreichte. Dem Kassenerfordernis von 10535 M. standen an Einnahmen nur 7331 M. gegenüber, so daß ein Fehlbetrag von 3204 M. verbleibt.

Da die bereits seit 1873 wirkende Anstalt keine Leihgebühren erhebt, sondern nur auf freiwillige Beiträge aus Lehrerkreisen und auf Unterstützung von Behörden und Gönnern angewiesen ist, darunter die der Kultusministerien von Preußen und Sachsen und der Magistrate von Leipzig, Gera, Essen und Höchst a. M., so darf man wohl den Wunsch hegen, es möchte sich das im deutschen Volke vorhandene Interesse für Volksbildungsbestrebungen auch der Pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) hilfreich erweisen, durch welche eine der wichtigsten Vorbedingungen gediegener Volksbildung, gründliche Kenntnis des Standes der Unterrichts- und Erziehungsfragen, hauptsächlich gefördert werden soll. Zur Annahme von Beiträgen ist der Kassierer der Anstalt, Herr Lehrer Kurth in Leipzig, Täubchenweg 6, III, bereit.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Die Strophen Johann Christian Günthers in systematischer Übersicht.

Von Dr. **Arthur Kopp** in Wilmersdorf bei Berlin.

„Was stets und allerorten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist."

Die lyrischen Strophen des Altertums erscheinen dürftig nach Zahl und Verwendung. Sondert man die chorischen Strophen des antiken Dramas und Pindars Oden ab, so bleiben als eigentlich lyrische Strophen nur die wenigen nach Alkaios, Sappho, Asklepiades u. s. w. benannten vierzeiligen Kunstgebilde bestehen, die jeder Lateinschüler in wenigen Stunden an den Fingern aufzählen lernt. Von den in diesen Strophen verfaßten Gedichten hat sich nur eine geringe, in absehbarer Zeit ganz wohl durchzuarbeitende Zahl erhalten; von den griechischen besitzen wir überhaupt nur ganz wenige Bruchstücke, so wenige, daß dieselben kaum hinreichen, um die wichtigsten Spielarten lyrischer Strophentechnik mit Beispielen zu belegen, und daß man sich fast ganz auf die künstlerisch unselbständigen Lateiner angewiesen sieht, die keine poetische Form aus sich selbst schufen, sondern auf ihren poetischen Gängen in die Fußtapfen der griechischen Lehrmeister traten und so wenigstens in genügender Zahl vollständige Gedichte der Nachwelt als Proben und Beweisstücke zugleich auch für die griechischen Muster und Vorbilder hinterließen. Mit dem Aufkommen der modernen Lyrik erscheint alsbald in den dichterischen Erzeugnissen aller Völker eine bisher ganz unabsehbare, schier unendlich zu nennende Fülle von strophischen Formen. Der Gegensatz, in welchem die Beschränkung des Altertums dazu steht, ist um so merkwürdiger, weil die größere Freiheit der antiken Poesie mit Bezug auf den Wechsel zwischen den verschiedenen Taktarten innerhalb des Verses wie der Strophe doch eine viel größere Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit, eine viel höhere Zahl von Kombinationen zu gewährleisten scheint, als die moderne Technik ermöglicht, bei welcher die einmal gewählte Taktart nicht minder wie auf epischem und dramatischem auch auf lyrischem Gebiete stets festgehalten wird. Jene Mannigfaltigkeit, die der antiken Technik durch synkopierte Takte, durch choriambische, ionische Maße und dergl. zu Gebote

stand, ist den Dichtern der Neuzeit versagt. Aber das Altertum begnügte sich mit der Ausprägung einer begrenzten Zahl von einfachen und in dieser Einfachheit sehr schönen Typen für die lyrische Poesie, dann trat Stillstand ein, der Kreis der Formen wurde nicht mehr erweitert. Demgegenüber kennt die moderne Strophik durchaus keinen streng abgeschlossenen Kanon mustergültiger Vorbilder, denen Silbe für Silbe nachzuahmen wäre, sie war von jeher in der Zahl der Hebungen und Zeilen, im buntesten Wechsel längerer und kürzerer Verse ganz ungebunden; dazu gesellte sich außerdem als neuer dem Altertum fremder Bestandteil der Gleichklang, der beinahe zum obersten Kunstmittel erhobene Reim, wodurch die mannigfaltigste Farbengebung ermöglicht wurde. So hat sich im Laufe der Jahrhunderte die Menge der verwendbaren Strophen ins Unendliche vermehrt. Ob diese Menge sich auch jetzt noch weiter vermehre, ob die nach moderner Technik möglichen Formen bereits erschöpft seien oder überhaupt sich erschöpfen lassen, ist schwer auszudenken. Wie dürfte selbst der formenreichste Dichter unserer Zeit zu behaupten wagen, diese oder jene Form sei von ihm erfunden, sei von ihm zum ersten Mal angewandt, müsse fürder unter seinem Namen als Erzeugnis und Eigentum seines Geistes gehen und gelten! Wer übersieht auch nur annähernd die verschiedenen in vollständig ungeordneter Masse seit vier Jahrhunderten angestauten strophischen Gebilde, so daß er unterscheiden könnte, was altbekannt, was neugeschaffen sei? Eine systematische Darstellung der antiken Strophik ist nichts Großes, fast in jeder Ausgabe des Horaz findet man als Einleitung eine nach bestimmten Grundsätzen bald mit größerem, bald mit geringerem Geschick angeordnete Übersicht der Versmaße und Strophen; den Bestand an modernen Strophen systematisch darzustellen oder gar in seinem geschichtlichen Verlaufe, in seinem allmählichen Anwachsen zu verfolgen, erscheint als eine Riesenarbeit, zu der kaum die bescheidensten Ansätze vorhanden sind und an welche sich schwerlich so bald jemand heranzutrauen vermag.

Im Gebiete der deutschen Lyrik ist die Kunstübung, die sich seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts herausgebildet hat und nun vorwaltet, nur durch äußerst schwache, kaum noch wahrnehmbare, größtenteils trügerisch luftige Fäden mit der früheren Vergangenheit verknüpft. Unsre mittelalterlichen Minnesänger, wenigstens die fruchtbareren unter ihnen, verfügten zwar über eine beträchtliche Zahl verschiedenartiger Strophenformen. Diese waren aber nicht bequem und geläufig genug; die Hauptregel, wonach jede Strophe sich aus zwei gleichgebauten Stollen und verschieden davon gegliedertem Abgesang zusammensetzen sollte, war einer freien Entfaltung der dichterischen Stoffe sehr hinderlich, engte den Geist nicht nur formell, sondern auch ideell im Übermaß ein; durch die für

jede Strophe vorgeschriebene Dreiteiligkeit war eine Künstlichkeit bedingt, die sich auch in stofflicher Hinsicht geltend machte. Die ganze höfische Dichtkunst mit verschwindend geringen Ausnahmen einiger Minnelieder verleugnet nicht die Kennzeichen des Gemachten, sozusagen Herausgepreßten; bis zu dem tiefsten, nimmer versiegenden, aus eignem Drang emporquellenden Born der Dichtkunst im Grunde des Menschenherzens reichten ihre Werkzeuge nicht. War schon die Minnedichtung nur ein schwacher Nachklang der chorischen Poesie, deren Grundgesetz ebenfalls auf Dreiteiligkeit nach zwei übereinstimmend abzumessenden Teilen, Strophe und Antistrophe, und einem davon verschiedenen Epodos beruhte, so war der Meistergesang, der in seiner äußern Gestaltung nur als Fortsetzung und Entartung jener höfischen Kunst gelten kann, vollends eine mißverständliche Nachahmerei und seltsam geschmacklose Verzerrung der antiken Poesie. Nun gelangte die Form in einem ausgeklügelten System von peinlichen Regeln und kleinlichen Einzelheiten zur unumschränkten Herrschaft. Nun entstanden und pflanzten sich fort in der Strophik die dreiteiligen künstlich verblümten und verschnörkelten kurzen, langen, überlangen und oft genug bandwurmartig langen Weisen. In keiner andern Zeit ist auch die bloße Form, das nackte, kahle Gerippe so sehr Gegenstand ängstlichster Sorgfalt und Überwachung gewesen wie zur Zeit des Meistergesanges. Damals — wie schon vorher zu Zeiten des ritterlichen Minnesanges, der mit vielleicht noch strengerer Ausschließlichkeit über Mein und Dein in Bezug auf die Töne wachte — wurde das Strophenschema auch als wesentlicher Teil des geistigen Eigentums betrachtet; man merkte gewissenhaft auf den Ursprung jedes neuen Gebildes, jedes neugeborene Kind erhielt seinen besonderen Taufnamen neben dem Vermerk der Vaterschaft, und wer die löbliche Kunst betreiben wollte, der mußte sich zunächst in diesen vorgeschriebenen Geleisen bewegen lernen, er mußte den bereits vorliegenden allmählich immer mehr anschwellenden und immer schwerer zu überschauenden Vorrat an Formen erlernen und zu benennen wissen, sich zunächst an diesen Mustern bilden und in deren Nachahmung treufleißig üben, ehe sein Geist als flügge galt und sich durch Erfindung einer neuen, eigenartigen, mit keiner der bereits festgelegten zu sehr übereinstimmenden Weise der Meisterschaft würdig bekundete. Man wetteiferte, recht viele Formen im Kopfe zu haben; Hans Sachs hat von solchen kunstgerechten Weisen 280 angewandt und 13 davon selbst erfunden. Bedenkt man, wie künstlich und verwickelt diese Weisen zum großen Teil waren, so muß man vor der gewaltigen Geisteskraft staunen, die dazu gehört, so vielerlei schematische Klanggebilde sicher auseinanderzuhalten und mit Leichtigkeit regelrecht anzuwenden. Schließlich aber mußte diese Riesenlast der Technik dazu beitragen, jede freie Spannkraft des Geistes

niederzudrücken und die Kunst in den schmählichsten Verfall zu bringen. Der Meistergesang war auf dem Gebiete der Poesie gewissermaßen, was die Scholastik innerhalb der Philosophie. Die in den Werkstätten des Handwerks mühsam erzüchtete Treibhauspflanze des Meistergesangs bot keine Blüten, die zu kernhaften, sonnigen Früchten hätten ausreifen können, er trieb keine Schößlinge, woraus neues dichterisches Leben hätte gedeihlich erwachsen können. Obschon echt deutsch in seiner zunftmäßigen Ehrbarkeit, seiner schwerfälligen Gewissenhaftigkeit, steht der Meistergesang mit seiner dem deutschen Geiste sonst fremden Vorherrschaft rein formellen Außenwerks fremd und abgesondert innerhalb deutscher Entwickelung da, ein staunenerregendes, ehrfurchtgebietendes, ungeheuerliches Wunderwerk der Vorzeit.

Wenn die treufleißigen Meistersinger ihre Strophentechnik nach lauter engherzigen Schulregeln und kleinlichen Zunftgesetzen auf das genaueste bis in die geringfügigsten Einzelheiten ausgebildet hatten, wenn sie mit ihrer Überschätzung dieser handwerksmäßigen Tabulaturweisheit sich in leeren Formenkultus stumpfsinnig verrannten, so gefällt sich die moderne Poesie dagegen in Mißachtung aller Technik, und die Klassiker nicht nur, sondern auch manche guten Dichter außerdem haben gerade in dieser Ungebundenheit nicht nur dem geistigen Gehalt, sondern auch der formellen Einkleidung nach alles Frühere weit in den Schatten gestellt. Ihr Geheimnis war möglichst große Bequemlichkeit und Einfachheit in der äußern Erscheinung, um desto besser den innern Kern zu erfassen. Mit ihrer Abwendung von allem lehrhaften Formelkram, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen allen dem freien Wesen der Dichtkunst unziemlichen Aufputz knüpften sie teils bewußt, teils unbewußt an die Volksdichtung an, die neben dem sorgsam gepflegten Meistergesang ohne Nachhilfe scheinbar von sich selber gedieh, die sozusagen abseits von den umfriedeten Beeten und dem streng abgezäunten Garten der zünftigen Dichtung gleichsam Wald und Wiese mit ihren wild und frei wachsenden Blümlein besäte, wahren Frühlingskindern, an bunter Farbenpracht und reizvoller Mannigfaltigkeit den treibhausmäßig gezüchteten Zierpflanzen nicht nachstehend, an würzigem Duft und natürlicher Frische jedoch weit überlegen. Durch diese namenlosen Lieblinge des Volkes ist die moderne Strophik begründet. Da giebt es nichts von künstlicher Dreiteiligkeit, noch sonst von absichtlichen, mühsam erlernten und befolgten Regeln, diese Strophen sind nur aus dem Gefühl heraus gebildet, sie haben nur den einen Zweck, dem Gedankeninhalt ein dichterisches angemessenes Kleid zu bieten, sie können dabei nicht Selbstzweck beanspruchen, sie werden nicht ersonnen, um formell etwas Neues aufzustellen, ein technisches Meisterstück etwa, das dem Verfertiger den Eintritt in die Dichterzunft ermöglichen soll.

Für die Systematisierung und Klassificierung dieser freien Klanggebilde ist, eben weil sie Gemeingut sind, wenig bisher geschehen. Was die ältere Zeit, in welche noch die Ausläufer der Minnedichtung und die volle Masse des Meistergesanges hineinspielen, anbetrifft, so hat Böhme seinem in jeder Beziehung trefflichen und höchst gediegenen Altdeutschen Liederbuch, Leipzig 1877, S. 805—809 auch ein den sonstigen Vorzügen seines Buches durchaus entsprechendes „Versmaß-Verzeichnis oder Ordnung der Melodien nach ihrem Strophen- und Versbau" beigefügt und darin ein ausgezeichnetes Musterbeispiel für die Behandlung derartiger Dinge geliefert. Das ganze weite Gebiet der Dichtkunst heranzuziehen und alle jemals angewandten Strophen nach Zeiten und Völkern verteilt zu großen wohlgeordneten Blütensträußen zusammenzubinden, versucht Beyer, der große Lehrmeister dieses Fachs, in seiner Deutschen Poetik, in deren erstem Bande, Stuttgart 1882, als letztes Hauptstück, „die Lehre von den Strophen" auf beinahe 300 inhaltreichen Seiten abgehandelt wird. Hier können die Belege für vorstehende Ausführungen ins Auge gefaßt werden. Bestimmte Typen mit genau vorgeschriebenem Gefüge findet man wohl bei der antiken und romanischen Poesie vorgeführt, nicht so bei der germanischen, deren stürmischer Drang zu persönlicher Selbständigkeit und innerer Vertiefung durch derartige konventionell stilisierte Schablonen nicht zu bändigen war. Nachdem Beyer die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Strophen und am Schlusse letzterer die Strophik der Meistersänger eingehend behandelt hat, wendet er sich zu den „deutsch-nationalen Strophen der Gegenwart" und ordnet mit feinstem Verständnis in reichster Auswahl gruppenweise „jene stattliche Anzahl deutsch-nationaler Strophenformen, die zum Teil aus früheren Perioden unserer Litteratur sich herschreiben, zum Teil aber der dichterischen Schöpfungskraft unseres Volkes in den letzten Jahrhunderten entsprossen sind." Während die antiken und romanischen Klanggebilde schon mit altherkömmlichen bestimmten Namen versehen sind, bei deren Nennung man sofort eine genaue Vorstellung der damit bezeichneten Schemata hat, schlägt Beyer für die modernen Strophen auch eigne, von ihm selbst für diesen Behuf meist sehr geistvoll erfundene Namen vor. Doch wird sein Versuch dieser Massentaufe für die namenlosen Sprößlinge schwerlich Einfluß zu gewinnen im stande sein, wie bisher auch nirgends eine Spur davon zu bemerken ist; vielmehr muß die Namengebung, die für einzelne Fälle gewiß angebracht und wirkungsvoll sein mag, in weiterem Umfange müßige Spielerei, mindestens verlorene Liebesmühe bleiben, da für eine formell-poetische Schulung derart, daß weitere Kreise bei solchen Benennungen sich sofort bestimmte Strophen und Schemata im Ohr und Sinn sollten vergegenwärtigen können, alle Vorbedingungen in dieser

nur materialistisch-praktisch-prosaischen Zeit gründlich aufgehoben sind. Glauben ja doch die Vertreter der Poesie, die Dichter selbst, irgend einer formellen Vorbildung und Schulung nicht im geringsten zu bedürfen. Um sich als Dichter aufspielen zu können, hat man ja nicht nötig, irgend etwas mühsam zu erlernen oder sich in irgend einer Technik zu üben und zu vervollkommuen; man singt ja, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnt, also jeder wie der Schnabel ihm gewachsen ist, und wäre dieser ihm noch so scheußlich krumm und schief gewachsen; ein jeder singt, dem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald, also jeder, der sich selbst diese Fähigkeit zuschreibt, der sich in den Glauben hineingewiegt hat, ihm sei die Gabe des Gesanges verliehen. So giebt es Dichter, die Hunderte von Gedichten verfaßt haben, sich aber selten und äußerst ungern zu schwierigeren Kunstgebilden versteigen, sondern eintönig dieselben einfachen Strophen endlos herunterleiern. Dabei läßt sich so viel und so leicht dichten, und das Leben bietet an Sachlichem so viel zu beachten, daß man um leere Formen sich zu kümmern unseren auf der Höhe der Neuzeit stehenden Erzdichtern füglich nicht zumuten kann. Andre wohl gar, nach allerneuester Modetechnik über jegliche Schablone von Takt, Metrum, Rhythmus, Strophe und ähnlichem Zeug himmelhoch erhaben, äußern nur in freien Rhythmen ihr Übermenschentum, wie manche der allermodernsten Musiker auch ohne Rhythmus und Melodie gut auszukommen meinen und nur im uferlosen Meere wirr durcheinanderwogender Töne dem unendlichen Drange ihrer gewaltigen Seelen Form zu geben vermögen.

Die größte Schuld an dem formellen Sansculottismus der modernen Poesie trägt wohl allen voran Heine mit seiner namentlich in späteren Jahren immer mehr unwirsch und leichtfertig auftretenden Reimsudelei, wogegen die gewissenhafteren, freilich auch schwerfälligeren und weniger blendenden Dichter wie Uhland, Platen, Rückert auch formeller Sorgfalt sich befleißigten. Unsre klassischen Dichter sind, sowohl mit deu späteren wie mit den früheren Dichtern verglichen, verhältnismäßig arm an Formen und zeigen in deren Anwendung eine gewisse geniale Sorglosigkeit, worin vielfach ein großer Reiz beruht. In einer ganzen Auzahl Goethischer Gedichte, die sich als nach Strophen gegliedert geben, mindestens äußerlich im Druck danach abgeteilt erscheinen, stimmen die einzelnen Abschnitte keineswegs miteinander genau zusammen, ein gemeinsames Maß für dieselben würde sich nicht aufstellen lassen. Damit sind nicht solche Gedichte gemeint, wo zwar ein durch alle Strophen hindurchgehendes metrisches Schema vorhanden ist, aber an den entsprechenden Stellen rhythmischer Bewegung in der einen Strophe vielleicht einsilbige, dagegen in einer andern zweisilbige Senkung steht,

oder wo von dem strengen Schema durch schwebende Betonung scheinbar abgewichen ist; derartige Freiheiten, welche die strenger an der Schablone haftenden Dichter der vorklassischen Zeit sich versagten, sind meistens wirkliche Vorzüge, Zeugnisse des über seinem Stoffe, gleichermaßen über der Form stehenden und in vollkommener Überlegenheit damit schaltenden Dichtergeistes, Schönheiten, die formell vielseitige, sonst aber in geistiger Unselbständigkeit sich ängstlich an die gesetzmäßigen Vorschriften klammernde, nur in den ausgetretenen Gleisen fortwandelnde Dichter minderen Ranges gar nicht herausfördern. Derartige Freiheiten bringen in das langweilige ⏑ – – – – – Abwechselung, Mannigfaltigkeit und Lebensfrische, ohne dabei den ordnungsmäßigen Gang irgendwie zu stören. Wenn aber nicht in allen Strophen an denselben Stellen dieselbe Reimart anzutreffen ist; wenn plötzlich männlicher Reim eintritt, wo nach der ersten Strophe weiblicher, oder weiblicher Reim, wo nach der ersten Strophe männlicher zu erwarten wäre; wenn die Anzahl der Hebungen bei den entsprechenden Versen nicht in allen Strophen übereinstimmt: dann dürfte man sich vielleicht versucht fühlen, genauer zuzusehen und abzuwägen, ob solche Nachlässigkeiten im rhythmischen Teile durch besondere Schönheiten auf sprachlichem oder gedanklichem Gebiete ausgeglichen werden, wobei kaum zu bemerken nötig ist, daß durch derartige stets ein wenig pedantische, wahren Größen gegenüber unverdient kleinliche Nachforschungen Wert und Geltung jener nicht beeinträchtigt werden könnte, noch sollte.

Wegen ihrer freieren Handhabung der metrischen Schemata sind die Klassiker weniger geeignet, die Grundlage für eine planmäßige bis in Einzelheiten folgerichtige Zusammenstellung und Anordnung der verschiedenen Strophenformen abzugeben; dazu sind manche vorklassischen Dichter mit ihrer größeren Regelrichtigkeit besser geeignet. Goethe hat in seinem langen Leben Gelegenheit gehabt, viele Formen kennen zu lernen und sich anzueignen, viele auch selbständig zu erfinden oder unabhängig von früheren, jedoch wirkungslos vorübergegangenen Anwendungen auszuüben und so seinen Gedichten neben dem allumfassenden Inhalt auch den Vorzug schöner Mannigfaltigkeit in den Formen sicherzustellen. Beginnt man aber seine Strophenformen, wobei nur solche, die gleichmäßig durch ganze Gedichte durchgehen, in Betracht kommen können, planmäßig aufzuzählen, so wird man überrascht durch die Thatsache, daß gar keine besondere Fülle lyrischer Strophen bei dem größten Lyriker vorhanden ist. Geht man aber auf seinen unglückseligen Vorläufer, den vielberufenen Günther zurück, so staunt man wieder darüber, wo dieser Jüngling, der sein Leben auf nicht ganz 28 Jahre brachte, seinen erstaunlichen Formenreichtum und die spielende Leichtigkeit in Anwendung desselben hernahm; selbständig aus sich heraus hat er freilich diese Fülle nicht ent-

wickelt, die meisten Formen verdankt er den früheren Dichtern, besonders seinen schlesischen Landsleuten, durch welche die Kunst, Verse zu bauen und Reime zu schmieden, in einem Grade Gemeingut aller Gelehrten wurde wie zu keiner Zeit vorher und nachher. Günther, der einerseits die mannigfachen Strophenformen der früheren Zeit übernahm und in der Technik sich ganz der seit Opitz herrschenden Richtung anschloß, anderseits in die vorgefundenen Gefäße als neuen Inhalt den gärenden Most heißblütiger Leidenschaft goß, der seinen Stoff zum ersten Mal tief aus dem Herzen schöpfte und in dieser Hinsicht einem Goethe den Weg zu weisen berufen war, Günther, der von schaler Spielerei mit lyrischen Formen zu wahrhaft lyrischem Inhalt hinüberleitet, er ist vorzugsweise geeignet, zum Gegenstand einer erstmaligen Übersicht über die verschiedenartigen strophischen Gebilde zu dienen.

Am leichtesten sondern sich die Strophen zunächst nach der Anzahl der Zeilen; nur selten wird ein Zweifel entstehen können, z. B. bei Binnenreim, Wiederholung derselben Verse u. dergl., aus wieviel Zeilen eine Strophe besteht. Innerhalb der Abteilungen nach der Zeilenanzahl schwanken die wenigen Forscher, die dabei in Betracht kommen, bezüglich der weiteren Anordnung; Beyer z. B. ordnet nur nach dem Reim. Von einer guten Anordnung muß man aber verlangen, daß für jede Strophe nur eine ganz bestimmte Stelle vorhanden ist, wo sie gesucht werden kann und gefunden werden muß. Es empfiehlt sich deshalb zunächst, zwischen fallendem und steigendem Rhythmus zu scheiden, und wieder zwischen trochäischem und daktylischem wie zwischen iambischem und anapästischem; bei den Klassikern ist es bisweilen zweifelhaft, ob ein Gedicht als iambisch oder anapästisch, als trochäisch oder daktylisch aufzufassen sei, da sie willkürlich auch in iambischen und trochäischen Versen zweisilbige Senkungen einstreuen — nicht so bei den früheren Dichtern, bei denen die verschiedenen Gattungen streng auseinandergehalten sind. Sodann wird die Länge der ersten Verszeile, und wo mehrere Schemata darin übereinstimmen, auch die Länge der nächstfolgenden in Betracht zu ziehen sein. Bei dieser Anordnung wird es nicht schwer fallen, jeder Strophe ihren bestimmten, unzweifelhaft festen Platz anzuweisen. Das alles ist so kindlich einfach und leuchtet so ganz von sich selber ein, daß man sich nur über das eine wundern möchte, weshalb weder in einer Poetik noch in einer Gedichtsammlung solche folgerichtigen Zusammenstellungen je gemacht worden sind. Ebenso einfach und selbstverständlich ist etwas andres, über dessen Vernachlässigung man gleichfalls zu staunen Anlaß hat: daß man, wo man einmal strophische Schemata zu klassificieren sich anschickt und, anstatt die Schemata umständlich vorzumalen, dieselben möglichst kurz anzudeuten sich bemüht, doch wohl die Zeichen und Ab-

kürzungen auf eine Weise einrichten muß, wonach jedes Schema unzweideutig Silbe für Silbe genau bestimmt ist. Ein Schema läßt sich aber nur dann vollkommen genau darstellen, wenn außer Zeilenzahl und Reimstellung auch Versfuß und Zeilenlänge bekannt sind. Zur Bezeichnung der Zeilenlänge gehören die Zahl der Hebungen und die Reimart, es darf also bei vollständiger Darstellung eines Verses nicht verabsäumt werden, zu bemerken, ob er männlich oder weiblich endigt. Gehört eine Strophe z. B. unter die fünfzeiligen trochäischen und wird ihr Schema folgendermaßen angedeutet: $\overset{a}{m}\ \overset{b\,b}{w}\ \overset{a\,a}{m}$ 4 H., so liegt von den Schemata Günthers Nr. 7 vor:

```
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –  a
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑  b
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑  b   Dennoch siegt Beständigkeit u. s. w.
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –  a
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –  a
```

Nach diesen Vorbemerkungen wird die nun folgende Zusammenstellung leicht verständlich sein und kann sich rasch abwickeln. Gelegentliche Bemerkungen zur Geschichte Günthersher Strophen findet man schon in einigen meiner früheren Arbeiten, auf die bisweilen verwiesen werden soll.

Lyrische Strophen Günthers.

I. Trochäische vierzeilige Strophen.

Drei Spielarten, durchgängig mit 4 Hebungen.

1. a b b a vergl. Schema Nr. 6.
   m w m

   G 236: Eher tot als ungetreu!
   Dieser Leichen-Text soll zeugen,
   Daß ich, wenn die Wetter steigen,
   Gleichwohl Leonorens sey . . . 9 Strophen.

2. a b a b
   w m w m

   G 181: Morgen wird es besser werden,
   Also seufzt mein schwacher Geist,
   Den die Menge der Beschwerden
   Über allen Abgrund reißt . . . 5 Strophen.

   G 937: Ach was ist das vor ein Leben . 4 „

3. a a b b
   w m

   G 305: Willst du mir dein Angedenken
   Nur noch mit zur Reise schenken,
   Geh ich auf ein schweres Wort
   Noch einmal so freudig fort . . 10 Strophen.

II. Jambische vierzeilige Strophen.

Zwei Spielarten, durchgängig mit 4 Hebungen.

4. a a b b alle vier Zeilen mit männlichem Schluß.
m m

G 1118: Die Nacht ist hin, nun wird es licht,
Da Jacobs Stern die Wolken bricht:
Ihr Völker, hebt die Häupter auf
Und merkt der goldnen Zeiten Lauf . . . . . 4 Strophen.

5. a b a b
w m w m

G 522 Viel Glücks zum neuen Meister-Rechte!
So kurz erklärt sich unsre Pflicht,
Die, wie das buhlrische Geschlechte,
Mehr wünscht, als sagt; mehr denkt, als spricht . 20 Strophen.

G 636: Monsieur! Sie sparen die Caressen . . . . . 14 „
G 1050: Bricht, mein Patron, die Noth sonst Eisen . . 6 „
G 1052: Die Zeit kan alles möglich machen . . . . . 4 „

Diese Gedichte sind in den Ausgaben fälschlicherweise sämtlich ohne Strophenabteilung gedruckt.

III. Trochäische fünfzeilige Strophen.

Drei Spielarten, durchgängig mit 4 Hebungen, außer der ersten Zeile in der hier sogleich aufzuführenden Strophe.

6. a a b b a — Wenn man vor das erste Schema noch eine
H. 2 4 4 4 4 H. — Zeile –⏑– setzt, so erhält man gegenwärtige be-
m w m — deutsame Strophenform.

G 112: Von der Welt!
Ist ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wolte bey den Drachen
länger hier Gesellschaft machen?
Drum der Schluß ist festgestellt. Da Capo . . 5 Strophen.

G 255: Treuer Sinn . . . . 4 „
N² 108: Wie gedacht . . . . 9 „

Genau dieselbe Strophe war schon früher von Hunold angewandt worden; durch Günther in Umlauf gebracht, trat sie mehrfach auf, mit auffälliger Häufigkeit in Gute-Nacht-Liedern. Die größte Beachtung ward dieser Form als Trägerin des Hauffschen Morgenrot-Liedes zu teil. Wenn man diesem Kinde poetischer Zeugungskraft einen Namen geben sollte, so würde man es füglich „Morgenrot-Strophe" taufen können; jeder würde bei deren Nennung sofort wissen, wie das entsprechende metrische Gebilde Silbe für Silbe darzustellen sei. Litteraturangaben s. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied, S. 72 flg. Bisher nicht angemerkt ist das Vorkommen dieser selben Strophe in früheren

Singspielen: „Die ausgesöhnte Eifersucht" 1689 „Eine Frau | Ist versichert viel zu schlau"... „Der wahrsagende Wunder-Brunnen" 1690 „Schweig mein Herz | Und erdulde diesen Schmerz"... „Auf den Schnee | Folgt der angenehmste Klee"...

7. a b b a a
m w m

G 318:

Dennoch siegt Beständigkeit,
Obgleich Wind und Wetter schmeissen
Und in Mast und Segel reissen,
Hab' ich doch in Lust und Leid
Immer diesen Trost bereit . . . 4 Strophen.

8. x a b b a
w m w m

G 210:

Nur Geduld! ihr schwachen Sinnen,
Zittern hilft nicht vor den Tod.
Feige Seelen müssen passen
Und die Palmen überlassen,
Denn sie sterben vor der Noth. Da Capo . 6 Strophen.

IV. Jambische fünfzeilige Strophen.

Eine Spielart, durchgängig 4 Hebungen.

9. x a b b a genau wie das vorige Schema, nur durch Vorschlag-
w m w m silbe jambisch.

G 279:

Befördert, ihr gelinden Saiten,
Den sanften Schlummer süsser Ruh!
Rhodante legt die müden Glieder,
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder
Und schlägt die holden Augen zu. Da Capo. 6 Strophen.

V. Trochäische sechszeilige Strophen.

Neun Spielarten.

10. a a b b c c
H. 3 3 3 4 4 3 H.
w m w

G 917:

Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaster nennt;
Komm und laß die müden Sinnen
Wieder Ruh gewinnen! . . . . 22 Strophen.

Diese Strophe, die vor Günther schon bei Kautzsch, sodann später von (Scholze-) Sperontes und von Triller gerade für Tabaksgedichte verwendet worden ist, könnte man füglich Tabaks-Strophe taufen. Mehr über den Gegenstand s. Kopp a. a. O. S. 215 flg.

11. a a b c c b
H. 4 2 4 4 2 3 H.
m w m w

G 912: Schicke dich, gelehrter Freund!
Es erscheint
Des Geburts=Tags holder Morgen:
Unterbrich der Bücher Fleiß
Und den Schweiß
Aller klugen Sorgen. . . . . . . 23 Strophen.

Auch diese Strophe kennt Günther wahrscheinlich von einem Tabaksgedichte her, das u. a. der eben genannte Kautzsch seinem „Tobaksbruder" gleichfalls einverleibt hat. Doch war die Strophe auch außerdem ungewöhnlich verbreitet. Es lassen sich anführen von Fleming „Sagts nun öffentlich und frei", „Kanstu nun, Thalia, was", von Weckherlin „Wan vns ja das gold vnd geld", Zesen „Halt du schöner Morgenstern", Rist „Sol denn mein beherzter Muht", Lund „Nun ich habe zwar auch nicht", „Mägdlein, schöne Mägdlein schaut", Schirmer „Goldne Sterne schauet nicht", Dach u. a. Auch den holländischen Dichtern war die Strophe geläufig „Die de wereld wel inziet", „Wel heeft Salomon gezeid" u. a. Vergl. Euphorion 2 S. 544.

12. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
m w m w m

G 7: Welt, was hab ich noch mit dir
Und mit deiner Gunst zu schaffen?
Adams sündliche Begier
Mag sich an der Lust vergaffen,
Die in Sodoms Häusern spielt
Und auf Tod und Schande zielt . . . 8 Strophen.

G 13:	Laßt mich doch nur in der Still . . .	9	"
17:	Crönt der Ausgang die Gedult . . .	12	"
68:	Liebster Heyland, denke doch	7	"
90:	Mein Vertrauen gründet sich	5	"
91:	Alles ändert auf der Welt	6	"
97:	Banges Herze! lerne doch	6	"
98:	Wer die Erde recht beschaut	6	"
102:	Endlich bleibt nicht ewig aus	5	"
105:	Seele! wirf den Kummer hin . . .	6	"
108:	Fort, o Seele, von der Welt . . .	9	"
1118:	Eilt, ihr Völker, aus der Nacht . . .	3	"

13. a b c c b a
H. 4 4 2 2 4 4 H.
w m w m w

G 1032: Stirb getrost, mein Sohn! und lebe
Dem Verhängniß unterthan!

Welches keiner,
Auch nicht einer,
Auch kein Fürst bereden kan,
Daß man glücklich widerstrebe. Da Capo . 3 Strophen.

Arie, welche die vierte Abhandlung des „Theodosius" beschließt.

14. a b b a c c durchgängig 4 Hebungen, die beiden letzten
w m m w m Zeilen jambisch

G 902: Weinet nicht, verwaysten Kinder!
Da der Himmel wieder lacht;
Seht, des Unglücks trübe Nacht
Hat den Tag zum Überwinder,
An welchem Glück und Sonnenschein
Einander der Verschwendung zeihn . . . . 9 Strophen.

15. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m m

G 194: Drey gelehrt und treue Brüder
Hielten ein Collegium,
Sungen frohe Jugend-Lieder,
Gaben Hand und Glaß herum
Und beklagten ungefähr:
Wie vergänglich alles wär . . . . 8 Strophen.

G 252: Etwas lieben und entbehren . . . . . . 6 „
270: Deine Schönheit, kluges Herze . . . . . 9 „
273: Schweigt doch nur, ihr höhn'schen Thoren . 6 „
301: Zwischen Ufer, Thal und Klüften. . . . . 21 „
324: Was man von galanten Kindern . . . . . 11 „
1166: Mein Vergnügen heißt auf Erden . . . . 8 „

16. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w

G 256: Weine nicht, mein Kind! ich bleibe
Dir bis in den Tod getreu.
Glaube, was ich denk und schreibe,
Ist und heißt stets einerley;
Weil die Redlichkeit zum Lieben
Mir Gesetze vorgeschrieben . . . . 6 Strophen.

G 260: Was vor Rosen, schöner Engel . . . . . 5 „
353: Herr der Liebe wie der Tage . . . . . 3 „

Arie am Schluß einer Kantate.

901: Laß dich deine Söhne küssen . . . . . . 6 Strophen.
934: Kluge Schönheit, nimm die Busse . . . . 4 „
1167: Immer sich gelassen weisen . . . . . 6 „
1171: Stille Nächte, mehrt den Schatten . . . . 4 „
1174: Küßt, ihr Seufzer, mein Vergnügen . . . 5 „
N² 211: Komm, mein Engel, laß uns lieben . . . 3 „
214: Göttin, deren Macht und Stärke . . . . 4 „

wovon die letzte unvollständig ist.

17. a b c c b a durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w

G 179: Ich will lachen, ich will scherzen,
Ob es gleich den Neid verdreust:
Andre mögen Grillen fangen!
Nichts ermuntert mein Verlangen,
Nichts bekümmert meinen Geist,
Als der Wechsel treuer Herzen . . . 8 Strophen.

18. a a b c c b durchgängig 4 Hebungen.
w m w m

G 79: Wem die Welt von allen Seiten
Und der Lauf der letzten Zeiten
Täglich in die Augen fällt,
Diesem kan man nicht verdenken,
Wenn ihm Aergerniß und Kränken
Alles Lebens Lust vergällt . . . . 15 Strophen

G 249: Was ich in Gedanken küsse . . . . 10 "
1046: Grosser Carl! beglückter Kayser . . . 2 "

Arie zum Beschluß des „Theodosius".

VI. Jambische sechszeilige Strophen. 21 Spielarten.

19. a a b b c c durchgängig 3 Hebungen, außer der letzten Zeile.
H. 3 3 3 3 3 1 H.
m m w

G 1108: Christinchen! eile zu
Und suche Bett und Ruh!
Die Liebe bricht herfür,
Und hüpft und wallt in dir,
Nach Art der jungen Hühnchen,
Christinchen! . . . . 2 Strophen.

Arie in einem Hochzeitsgedicht.

Vorbilder in der nach Hoffmannswaldau benannten Sammlung, IV. „Zachäe komm nur an", V. „Blandinchen reiner Schwan", Schreibers „Liebes- und Frühlingsknospen" 1664 S. 58. „Dorindgen deine Pracht", S. 64 „Marindgen siehe doch" u. a. m. „Zachäe komm nur an" auch bei Rothmann S. 306. Vergl. Euphorion 2 S. 542.

20. a a b b c c durchgängig 3 Hebungen.
m w w

G 1119: Komm, Jesu, theurer Schatz!
Mein Geist der macht dir Platz.
Hier seufzet dein Erlöster:
Erhöre mich, mein Tröster!
Ach! theure Gnaden-Kerze,
Bestrahle Seel und Herze . . . . . 10 Strophen.

21. a a b c c b alle 6 Zeilen mit männlichem Schluß.
H. 3 3 5 3 3 6 H.
m m m m
G 212: Ich hab es längst gesagt:
So sehr mich alles plagt,
So wenig fällt mein Muth vor Kummer hin;
Die Hoffnung ist mein Schild,
Und wenn die Mißgunst billt,
So such' ich Trost bey mir und bleibe, wie ich bin . 5 Strophen.

22. a b a b c c
H. 4 3 4 3 4 4 H.
m w m w m
N² 44: Wer kehrt sich an die tumme Welt?
Sie kann doch nichts als tadeln.
Wem Treu und Wahrheit nur gefällt,
Der kann sich selber adeln,
Und überwindet nach und nach
Die ohne Schuld erlittne Schmach . . . . . 11 Strophen.

23. a a b c c b durchgängig 4 Hebungen.
m w m w
G 12: Mein Heyland! der du von der List
Der tollen Welt geprüfet bist,
Und stets zu ihrer Schand entgangen;
Verleih mir deiner Weißheit Licht!
Damit mich Schein und Vorwitz nicht
Durch ihr verstelltes Wesen fangen . . . . . 5 Strophen.
G 77: Der Feyer-Abend ist gemacht. . . . . . . 11 „
87: Wie wird es doch nur weiter gehn? . . . . 11 „
94: O was für Wollust fühlt mein Sinn! . . . . 6 „
223: So bist du endlich, schöne Braut! . . . . . 12 „
327: Hier hast du nun den dritten Schwur . . . . 10 „
1152: Nun ist es wohl auch einmal Zeit . . . . 12 „

24. a a b c c b durchgängig 4 Hebungen, außer der letzten Zeile.
H. 4 4 4 4 4 6
m w m w
G 747: Wir, Phoebus und die Musen-Schaar
bekennen hiermit offenbar,
wo Noth, vor all und jeden Ständen,
daß unser junger Zettritz frey
und weiter nicht gehalten sey
mit Pauken längre Zeit als Lehrling zu verschwenden 15 Strophen.

In den Ausgaben ohne Strophenabteilung, in Form eines Lehrbriefs.
N² 99: Gedenke von mir, was du willst . . . 13 Strophen.

25. a a b c b c durchgängig 4 Hebungen.
m w m w m
G 195: Ich weiß noch wohl die liebe Zeit,
In der ich mich genug erfreut:

Was waren das vor süsse Tage?
Die Schläfe trugen Blum und Glut
Und kannten weder Wunsch noch Plage,
Noch was den Greissen bange thut . . . . . 4 Strophen.

G 197: Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt . . . . 4 „
306: Ach Kind! verschone mich in dir . . . . 9 „

26. a a b c b c durchgängig 4 Hebungen außer der letzten Zeile.
H. 4 4 4 4 4 6 H.
m w m w m

N² 31: Gott Lob, ich merk es innerlich,
Des Höchsten Eifer lindert sich,
Es rafft sich mein bedrängtes Herze;
Und sieht es gleich noch nicht, woher:
So meynts doch mitten in dem Schmerze,
Als wenn gleichwohl ein Hang zur Hoffnung übrig wär. 9 Strophen.

N² 33: Je schärfer Streit, je größer Lob . . . . . . 15 „

27. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
m w m w m

G 280: Du hast mich klug genug probiert,
Und kennst, mein Kind, mein zärtlich Lieben;
So scharf du mich herum geführt,
So fest ist Wunsch und Treu verblieben;
Da nichts als Phillis in der Welt
Mir noch die Sterbens-Lust vergällt . . 6 Strophen.

N² 110: Mein Engel liebt, ich liebe mit . . . . 9 „
210: Ich gründe mich auf deine Gunst . . . 3 „
212: Johannchen, denke, dieses Wort . . . . 2 „
216: Mein Buch, das eure Feder kennt . . . 3 „
217: Wie gerne wollt' ich auch mit Blut . . . 2 „

28. a a b c c b
H. 4 6 4 4 4 6 H. vergl. Schema 23 und 24.
m w m w

G 904: Wie glücklich lebt doch eine Stadt,
Die mit Athen den Preiß der freyen Künste hat!
Wo sich das Chor der Musen reget,
Und wo der Weißheit Muster-Platz
Das Kleinod und den edlen Schatz
Der guten Wissenschaft uns in die Herzen präget . 6 Strophen.

29. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m m

G 5: Mein Gott, was bist du mir auf Erden,
Was wirst du mir im Himmel seyn!
Dein Ruhm kan nicht ergründet werden,
Denn die Vernunft ist gar zu klein.
Doch höre mich, o Höchster! an,
Was ich von dir erzehlen kan . . . . 10 Strophen.

G 9:	Gott, dessen Name schon die Fülle	8	Strophen.
10:	Erhole dich, bedrängtes Herze	10	"
15:	Herr! glaube mir und meinem Glauben . .	9	"
64:	Nun, lieber Gott! du bleibst ja lange . . .	9	"
78:	So bin ich nun, du höchstes Wesen	9	"
89:	So soll mich auch durchaus nichts kränken .	6	"
92:	Du bist wohl recht, du menschlich Herze . .	11	"
96:	Wie selig lebt ein frei Gemüthe	8	"
100:	Mein Geist, bereite dir im Stillen	6	"
110:	Der eine Fuß steht schon im Grabe . . .	13	"
198:	Verzeiht ihr warmen Frühlings-Tage . . .	10	"
269:	Nun Kind! ich kann dich nicht mehr bitten .	7	"
286:	Erzählt', ihr kalten Nordenwinde	6	"
308:	Gedenk an mich und sey zufrieden	6	"
314:	Bleib, wer du bist und willst, Selinde . .	12	"
1125:	Bei allen Haus- und Wirtschafts-Sorgen . .	7	"
1172:	Wer wolte dich nicht englisch preisen . . .	9	"

30. a b a b c c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w

G 171: Kein Mensch hat von des Höchsten Güte
Ein größres Zeugniß in der Welt,
Als wem sie ein getreu Gemüthe
Durch seltne Führung zugesellt:
Dergleichen Schatz lehrt uns, auf Erden
Viel eitler Wünsche loß zu werden . . . . 12 Strophen.

G 177:	Die Morgenröte deiner Jugend	5	"
178:	Es haben viel ihr Zeit-Vertreiben	4	"
231:	Crönt, werten Eltern! meine Leiche	12	"
244:	Mein Leben schilt das faule Glücke	5	"
245:	Gedenk an mich und meine Liebe	6	"
272:	Soll, kluge Schönheit! dein Vergnügen . .	5	"
284:	Ihr Bogen voller göldnen Pfeile	8	"
294:	Eleonore ließ ihr Herze	12	"
310:	Die Trennung dient zu größrer Freude . .	15	"
329:	An Rosen such ich mein Vergnügen . . .	9	"
921:	Ich schlafe zwar, ihr werten Brüder . . .	8	"
938:	Versteht ihr auch, ihr sanften Hände . . .	8	"

31. a b c c b a durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w

N² 104: Nur eine bleibet meine Taube;
Und diese, werthes Kind, bist du.
Die Welt hat nichts von süssem Schmerze,
Als wenn ich dir, vertrautes Herze,
Die Armen um den Nacken thu
Und dort zwey Hand voll Blumen raube . . 6 Strophen.

N² 105: Versöhn ich dich mit keinem Kusse . . . . 6 "

32. a a b c c b durchgängig 4 Hebungen.
w m w m

G 251: Ich leugne nicht die starken Triebe,
Und seufze nach der Gegen-Liebe
Der Schönheit, die mich angesteckt!
Der Traum entzückt mir das Gemüthe,
So oft mir mein erregt Geblüte
Dein artig Bild auch blind entdeckt . . . . 4 Strophen.

G 1177: Die Liebe weckt an diesem Morgen . . . . 8 „

33. a b a b c c durchgängig 5 Hebungen außer der letzten Zeile.
H. 5 5 5 5 5 2 H.
m w m w m

G 326: Du daurest mich, du allerliebstes Kind!
Du fühlst mein Weh, ich leide deine Schmerzen,
Da Glück und Zeit so lange grausam sind,
Und mit dem Flehn getreuer Seelen scherzen;
Du leidest viel, doch gieb der Treu Gehör!
Ich leide mehr . . . . 8 Strophen.

G 908: Schweig du doch nur, du Helfte meiner Brust . 10 „

Für dies Klanggebilde lagen dem jungen Dichter unzählige Muster vor, deren bekanntestes ein Gedicht von Erdm. Neumeister „Erbarme dich, du Schönheit dieser Welt" sein dürfte. Vergl. Euphorion 2 S. 540.

34. a b b a c c
H. 5 5 5 5 6 6 H.
m w m w

G 942: Verdienet denn, du Bild der keuschen Zucht!
Ein blinder Griff den Donner deiner Strafe?
Und zürnest du mit einem armen Schafe,
Das hier herum die Lilien-Weide sucht?
Wo Gott und die Natur den Reichthum ihrer Gaben
In deine Brust mit Fleisch und Blut verschlossen haben . 4 Str.

35. a b b a c c
H. 5 4 4 6 6 6 H.
w m w m

G 935: Wie kanst du doch so viel vergebens klagen,
Und unerhörte Seufzer thun!
Ach laß einmal die Augen ruhn!
Und thu dir selber Weh, die Schläge stumm zu tragen.
Du siehst ja wohl einmal, verworfnes Menschen-Kind!
Daß Glück und Gott nicht mehr der Unschuld Freunde sind . 8 Str.

Günthers Vorbild hierbei war ein Gedicht „Lysippe will der erden sich entreissen" s. „Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen . . . Gedichte" 1695 S. 36. Vergl. Euphorion 2 S. 540.

36. a a b c c b
H. 6 3 6 6 3 6 H.
m w m w

N² 18: Die man sich selber macht, ist wohl die beste Lust.
Dieß fühlet meine Brust
Bey innerlicher Angst und äußerlichen Plagen.
Denn fällt mir Zeit und Fleiß und aller Umgang schwer:
So komm ich ungefähr
Auf etwas, das mich stärkt, die Grillen wegzuschlagen . 13 Strophen.

37. a b a b c c durchgängig 6 Hebungen.
w m w m m

G 299: So solt und must es seyn: die Strafe folgt der Sünde,
Und so, verführter Geist, geschieht dir eben recht,
Es läßt dich endlich auch die nette Philirinde,
Diß ist es, was dein Herz mit neuem Kummer schwächt,
Diß ist auch, was dich jetzt mit Nachdruck lehren kan,
Wie weh du Lehngens Brust durch Flucht und Bruch gethan . 6 Str.

38. a a b c c b durchgängig 6 Hebungen außer der letzten Zeile.
H. 6 6 6 6 6 3 H.
w m w m

G 268: O geh nur harter Sinn! begieb dich ausser Landes,
Fleuch an das Äußerste des kalten Cymber-Strandes,
Fleuch hin, wo Sonn und Tag des Jahres einmal wacht,
Du sollt mich folgen sehn, und wenn mich Frost und Klagen
Vor deiner Thür erstickt, mit schwerem Herzen sagen:
Das hätt ich nicht gedacht . . . . 5 Strophen.

N² 37: O! laß dich doch nur nicht die kleine Müh verdrießen . 7 "

39. a a b c c b durchgängig 6 Hebungen außer der letzten Zeile.
H. 6 6 6 6 6 4 H.
w m w m

G 185: Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Woburch ich damals oft an ihrer Hand spaziert!
Dort merk ich schon den Raum, worauf wir uns versprochen,
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinters Licht geführt. . . . . 5 Strophen.

VII. Anapästische sechszeilige Strophen.

Drei Spielarten, durchgängig mit einsilbigem Vorschlag.

40. a b b a c c
H. 2 2 2 2 4 4 H.
m w m m

G 242: Ich habe genug!
Lust, Flammen und Küsse
Sind giftig und süsse
Und machen nicht klug:
Komm selige Freyheit und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weißheit entwandt . . . 5 Strophen.

Günthers Vorbild war ein Gedicht aus Hoffmannswaldau Ged. III, 1703 S. 342 „Springt fessel entzwey", auch zu finden in Rothmanns (Rottm.) Lust. Poeten S. 309. Vergl. Euphorion 2 S. 542.

41. a a b c c b durchgängig 2 H.
w m w m

G 933:
Betrügliches Glücke!
Die stählerne Brücke
Der Hoffnung zerfällt;
Der Becher der Freuden
Wird mir durch diß Leiden
Mit Wermuth vergällt . . . . 6 Strophen.

42. a b b a c c durchgängig 4 H.
w m w m

G 258:
Verflucht nicht ihr Mägdgen mein flüchtiges Lieben!
Die Jugend, ihr wißts wohl, hat Feuer und Muth;
Es kauft ja ein jeder am liebsten frisch Gut;
Drum laß ich mich niemals den Vorwurf betrüben:
Ich wäre von Flandern und striche herum!
Das thu ich und denke: wer schiert sich was drum? . 11 Strophen.

G 1124: Das laß ich wohl bleiben, daß ich mich verliebe . 4 „

Letzteres Gedicht ist unecht, schon zu finden bei Menantes, Gal. Poesie, 1717, S. 122. Danach ist das Günthersche mit bewußter Gegensätzlichkeit des Inhalts und genauer Übereinstimmung der Form verfaßt. Vergl. Euphorion 2 S. 555.

VIII. Trochäische siebenzeilige Strophen. 5 Spielarten.

43. x a b c c b a
H. 2 2 4 4 4 4 4 H.
w m w m w m

G 158:
Ich will schweigen:
Mags doch seyn!
Mags doch biegen oder brechen,
Mitleid oder Tyranney,
Beydes gilt mir einerley:
Laß die Läster-Zungen stechen,
Laß die Mißgunst Zeter schreyn! Da Capo . 6 Strophen.

44. a b a b c c b die letzte Zeile iambisch, vergl. Nr. 14.
H. 4 3 4 3 4 4 3 H.
m w m w m w

G 923:
Brüder, laßt uns lustig seyn,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnen-Schein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Cranz bescheret . . . . . . 6 Strophen.

45. a a x b c b c durchgängig 4 Hebungen außer der zweiten
H. 4 2 4 4 4 4 4 H. Zeile.
w m w m w m

G 248: O welch ängstliches Betrüben
Bringt ein Lieben
Sonder Hoffnung schöner Gunst!
O wie taumeln Witz und Sinnen!
Wenn die Seufzer stummer Pein
Keinen holden Blick gewinnen
Und vergebens Feuer schreyn . . . 7 Strophen.

46. a b a b c c c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m m

G 213: In der Ruh vergnügter Sinnen
Steckt das höchste Gut der Welt;
Und diß Kleinod zu gewinnen
Braucht man weder Staat noch Geld;
Weil ein jeder stündlich sieht,
Daß, wer heute trotzt und blüht,
Morgen oft am Ruder zieht . . . 6 Strophen.

G 287: Auf der blumenvollen Heyde . . . 8 „

47. a b a b c c b durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w m

G 241: Mädgen! stellt euch nicht so spröde,
Und entflieht uns nicht so fern;
Scheint gleich euer Antlitz blöde,
Hat es doch das Herze gern:
Küßt man euch, so heißt es thalen,
Ich versteh wohl, das sind Schalen,
Darum wollt ihr nur den Kern . . 4 Strophen.

G 261: Bist du gar nicht zu gewinnen . . 5 „

IX. Jambische siebenzeilige Strophen. 4 Spielarten.

48. a x a b c b c
H. 3 3 3 3 2 3 1 H.
m w m w m w m

G 106: Mein Geist, beweine doch
Den allgemeinen Jammer!
Das Leben ist ein Joch,
Das uns mehr drückt als zieret,
Ach Ungemach!
Und auf die Folter schnüret;
Ach! Ach! . . . . 9 Strophen.

49. a b a b c c x
H. 4 3 4 3 4 4 3 H.
m w m w m w

G 70: Welch süß und holder Gnaden-Strahl
Verwandelt mich von innen?
Was raubt mir so bald auf einmal
Die alten Wünsch und Sinnen?

Mein Herz ist froh, mein Geist wird frey
Und reißt der Lüste Band entzwey,
An dem er stark gehangen . . . . 6 Strophen.

50. a b a b c c b durchg. 4 Hebungen außer der vorletzten
H. 4 4 4 4 4 2 4 H. (der 6.) Zeile.
w m w m w m

G 61: Mein Gott! ich kenne deine Liebe,
Du ziehst mich, doch ich folge nicht,
Ach hilf doch nur dem schwachen Triebe,
Der mir nur stets zuwider spricht;
Und mehre das getreue Sehnen,
Das dir mit Thränen
Gewiß dein Vater-Herze bricht . . 8 Strophen.

51. a a b c b c b
H. 6 6 6 6 3 3 6 H.
w m w m w m

N[2] 102: Da sieh nur an, mein Kind, wie grausam mich das Glücke,
Als keinen auf der Welt, in allen Sachen drücke;
Es gab dich mir zu sehn, es gab mir deinen Kuß;
Und mitten in der Lust, im Anfang unsrer Flammen,
Reißt uns sein harter Schluß
Durch einen Strich vonsammen,
Der dich in Unruh setzt, und mich beschämen muß . 7 Strophen.

X. Trochäische achtzeilige Strophen.

Sieben Spielarten, durchgängig mit 4 Hebungen.

52. a b a b c d c d Rein metrisch ließe sich auch ein vier-
m w m w m w m w zeiliges Schema zu Grunde legen und das Gedicht danach abteilen.

G 1164: Hat das ungetreue Glück
Sich auf meinen Kopf verschworen?
Hat mich denn das Miß-Geschick
Stets zum Fange-Ball erkoren?
Ey so wünsch ich tausendmal
Lieber meinen Geist zu lassen,
Als in einer solchen Qual
Mich aus Überdruß zu hassen . . . 6 Strophen.

53. a b a b c d d c
m w m w m w m

G 309: Hannchen! denk einmal und oft
An die schönen Abend-Stunden,
Die sich gar so unverhofft
Bey uns scherzend eingefunden!
Solche Lust vergnügter Nacht,
Als dein Singen uns gegeben,
Hat mir mein bisherig Leben
Wohl gewiß noch nicht gemacht . . 5 Strophen.

54. a b b a c d c d
m w m w m w m

N² 201: Willst du zürnen, liebstes Kind,
Ach, so zürne mit dem Glücke,
Dessen Unrecht, Zorn und Tücke
Unsrer Trennung Ursach sind.
Zürne gar mit meinem Herzen,
Das vorhin in Stücken bricht;
Ich verbeiße gern die Schmerzen,
Fluche nur der Liebe nicht . . . . 14 Strophen,

wovon die 10. unvollständig ist.

55. a b a b c c d d
w m w m m w

G 75: Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Bret zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden . . . 9 Strophen.

N² 219: Vater, nimm doch diesen Titel . . . 2 „

wovon die zweite unvollständig ist.

56. a b a b c d c d rein metrisch nur Verdoppelung eines
w m w m w m w m vierzeiligen, und zwar des oben zu
findenden 2. Schemas: Morgen wird es besser werden . . . (G 181)

G 114: Bey so nahen Todes-Zeichen
Zittert meine Schwachheit nicht;
An den Seiten kalter Leichen
Weiß ich, daß mein Joch zerbricht;
Andre mögen schwitzen, liegen,
Und für Zagheit nur nicht schreyn;
Ich erblicke mit Vergnügen
Den erwünschten Abend-Schein . . 27 Strophen.

G 175:	Schönen Kindern Lieder singen . .	10	„
186:	Bruder! komm und laß uns wandern	7	„
206:	Alles eilt zum Untergange	5	„
239:	Mag es doch die Welt verdrießen .	6	„
243:	Glaubt es nicht, ihr falschen Blicke .	6	„
253:	Flammen in der Brust empfinden .	7	„
263:	Bist du denn noch Leonore . . .	5	„
264:	Mein Vergnügen geht zu Grabe . .	6	„
274:	Meide doch nur meine Blicke . . .	3	„
275:	Will ich dich doch gerne meiden . .	9	„
922:	Hab ich mich einmal vergangen . .	5	„
1136:	Saget mir, ihr stummen Bäume . .	2	„

Arie in einem wahrscheinlich unechten Hochzeitsgedicht.

1175: Fließt, ihr wohlbedachten Zähren. . 7 Strophen.
N² 213: Schweig, mein Herz, und halt die Triebe 2 „
wovon die zweite unvollständig ist.
N² 218: Flieht nur, ihr verwahsten Küsse . . 4 „
wovon die letzte unvollständig ist.

57. a b a b c c d d
w m w m w m
G. 82: Mit der Welt und ihren Kindern
Mach ich mich nicht gern gemein,
Weil sie mir die Ruh verhindern,
Und oft Schmach vor Dank verleihn.
Will man mich darum verdenken,
Wird es mich so sehr nicht kränken.
In der stillen Einsamkeit
Hör ich weder Hohn noch Neid . . 5 Strophen.
G 103: Endlich wird die Hofnung endlich . . 5 „

58. a a b b c d c d
w m w m w m
G 282: Ich verschmachte vor Verlangen
Meine Phillis zu umfangen,
Harter Himmel, zürnst du noch?
Faule Stunden! eilet doch,
Eilet doch, ihr faulen Stunden!
Und erbarmt euch meiner Noth;
Wird der Riß nicht bald verbunden,
Blutet sich mein Herze tot . . . . 6 Strophen.
G 292: Liebe! mindre doch die Plagen . . 7 „
910: Gute Nacht, ihr liebsten Brüder . . 7 „

XI. Jambische achtzeilige Strophen. 21 Spielarten.

59. a b b a b c c b durchgängig 3 H.
w m w m w m
G 905: Erwege dein Vergnügen,
Beglücktes Vater-Land!
Des Himmels Segens-Hand
Will dich auf Rosen wiegen,
Dein Unstern ist verbannt:
Was dich bisher gekränket,
Wird nun ins Grab gesenket,
Beglücktes Vater-Land! . . . . . 6 Strophen.

60. a b a b c d d c durchgängig 3 H.
w m w m m w m
G 101: Der Herr führt meine Sache:
Drum scheu ich keinen Feind.
Die Mißgunst tob und lache,
Weil mir kein Glücks-Stern scheint:

Die Lästrer kützeln sich
An meinen Unglücks-Pfeilen,
Gott wird die Wunden heilen,
Und dessen tröst ich mich . . . . 6 Strophen.

61. a b a b' c' d c d durchg. 3 Hebungen. Rein metrisch
w m w m' w m w m würde sich jede Strophe in zwei gleiche
Teile zerlegen und so ein vierzeiliges Schema bilden lassen.

G 318: Ich nehm in Brust und Armen
Den schweren Abschieds-Kuß,
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küß', ich wein' und liebe,
Mein treues Sorgen spricht:
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber! weint sie nicht? . . . . 2 Strophen.

G 1080: Zeug aus, gefangne Seele . . . . 9 "

62. a b a b c' c' d c d durchg. männlicher Schluß. Wie 61
H. 4 3 4 3 4' 3 4 3 H. auch nach vierzeiligem Schema meßbar.

G 313: So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zum leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft,
Und hat an süsser Gluth
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth . . . . 3 Strophen.

Dasselbe Gedicht auch

N² 107: So wißt einmal, ich bin verliebt . . 4 "

63. a b a b c' d d c durchg. männlicher Schluß.
H. 4 3 4 3 7' 2 2 3 H.

G 257: Ich liebe nur, was mich vergnügt,
Nicht, was nach Gelde kirrt;
Mein freyes Herz wird nicht besiegt,
Wenn gleich der Beutel schwirrt.
Kein goldner Strick fängt meinen Fuß, kein heller Klang [mein Ohr;
Die Redlichkeit
Geht allezeit
Bey mir dem Nutzen vor. . . . . 5 Strophen.

64. a b a b c c d d
H. 4 3 4 3 4 4 3 3 H.
m w m w m w

G 321: Mein Kummer weint allein um dich,
Mit mir ist's so verloren,
Die Umständ überweisen mich,
Ich sey zur Noth geboren.

Ach! spare Seufzer, Wunsch und Flehn,
Du wirst mich wohl nicht wieder sehn,
Als etwann in den Auen,
Die Glaub und Hoffnung schauen . . 9 Strophen.

N² 21: Wo ist die Zeit, die goldne Zeit . . 11 "
N² 198: Ach! liebster Schatz, verdient mein Herz . 10 "

wovon die letzte unvollständig ist.

65. w a x a y b z b rein metrisch auch nach vierzeiligem
Ḥ. 4 3 4 3 4 3 4 3 Ḥ. Schema meßbar.
m w m w m w m w

G 21: Im Geiste muß der Wandel seyn,
Des Fleisches Lust zu meiden;
Denn was dem Fleische wohl gefällt,
Das kan der Geist nicht leiden;
Die beyde streiten allemal,
Drum brecht den eignen Willen:
Der aber, den der Geist regiert,
Darf kein Gesetz erfüllen . . . . . 10 Strophen.

G 23:	Der Herr gieng nach Jerusalem . .	7	"
25:	Als Gäst' und Fremdling' seyd ihr nun	6	"
27:	Die Jünger zankten unter sich . . .	10	"
29:	Die Weißheit reißt aus aller Noth .	9	"
31:	Ein Fürst zog in ein fernes Land .	13	"
35:	Nunmehr bezeug' ich auch für Gott .	9	"
37:	Der Heyland sprach zu seiner Schaar .	4	"
38:	Herodes zog des Bruders Weib . . .	9	"
41:	Im Geiste sind und leben wir . . .	14	"
44:	Bey zween Herren kan kein Mensch .	12	"
47:	Der Herr ist der Gerechten Lohn . .	6	"
49:	Sieh Herr! fieng Petrus einmal an .	6	"
51:	Ich Paulus bitte, werdet nicht . . .	10	"
53:	Im Thor zu Nain traf der Herr . .	7	"
55:	Die Weißheit ruft uns täglich zu . .	6	"
57:	Hier zeigt uns der Evangelist . . .	6	"
58:	Wohl diesem, dessen mäßig Herz . .	5	"
60:	Umgürtet euch, steckt Lichter an . .	6	"

Alle diese Gedichte sind dem Grafen Sporck zu Gefallen in dessen Lieblingsstrophe, der sogenannten Bonrepos-Arie gedichtet.

66. a b a b c d c d vierzeiliges Schema verdoppelt.
Ḥ. 4 3 4 3 4 3 4 3 Ḥ.
m w m w m w m w

N² 196: Ach! liebstes Lehnchen, sähst du hier
Mein Herz im Blute wallen:
Ich weiß fürwahr, es würde dir
So gar sein Schmerz gefallen.
Denn dieser rührt aus Zärtlichkeit,
Und aus der starken Liebe,
Womit ich mich bei schwerer Zeit
Um deine Qual betrübe . 7 sehr unvollständige Strophen.

67. a b a b c d c d durchgängig 4 Hebungen, vierzeiliges
m w m w m w m w ·Schema verdoppelt.

G 290: Hier setze dich, verschämtes Kind!
Hier ist gut seyn, hier laß uns bleiben,
Wo Lind und West gesprächig sind,
Und Felß und Wald den Gram vertreiben,
In dieser grünen Einsamkeit,
Wo Bach und Stein und Blätter rauschen,
Soll weder List, Gefahr noch Neid
Den süssen Frühlings-Scherz belauschen . 7 Strophen.

G 585: In Eil muß auch noch, werter Freund . 2 „

68. a b a b c d c d durchgängig 4 Hebungen außer der
H. 4 4 4 4 4 4 4 6 H. letzten Zeile.
m w m w m w m w

G 1154: So schweig nur fein, du kleiner Gast
Und laß dich gern im Kissen rücken,
Und laß die angenehme Last
Mit Händen, Mund und Armen drücken.
Dein Glücke kommt gleich mit zur Welt,
Indem es dir nächst munterm Leben
Ein solch Geschlechte zugestellt,
Dem Werth und Alterthum des Adels Vorzug geben . 11 Str.

69. a b a b c d d c durchgängig 4 Hebungen.
m w m w m w m

G 161: Die Mißgunst kam zur Poesie,
Und sah ihr höhnisch ins Gesichte:
Nun, sprach sie, gieb dir weiter Müh,
Daß deine Mariane dichte!
Geh, stecke Brust und Sinnen an,
Ich will die Flammen bald ersticken,
Dieweil ein Strahl von meinen Blicken
Die ganze Lust versalzen kan . . . 2 Strophen.

G 277: Selene, was mich stets ergetzt . . . 6 „

N² 50: Vergieb auch meiner Menschlichkeit . 7 „

70. a b b a c d c d durchgängig 4 Hebungen.
m w m w m w m

G 188: Gehab dich wohl, du lieber Freund,
Jetzt geh ich halb verwayst von hinnen,
Und tröste die betrübten Sinnen
Mit allem, was nur möglich scheint:
Ich komme wohl so bald nicht wieder,
Und denke weiter in die Welt,
Nachdem der Lohn vor meine Lieder
Im Vaterlande mager fällt . . . . 8 Strophen.

G 196: Vor diesem dacht ich mit der Zeit . 4 „

71. a b b a c c d d
H. 4 2 2 3 2 2 4 4 H.
w m w w m

G 246: Damit genug, es ist vergebens!
In Einsamkeit
Begehrt mein Leid
Den Schluß des schweren Lebens:
Mein treues Lieben
Bringt nur Betrüben,
Und schließt mich mit der stummen Pein
Hier zwischen Berg und Thäler ein . 6 Strophen.

72. a b b a c d d c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w m

N² 12: Egypten stieg vor dem an Stärke,
So wie an Ehrgeiz und Verstand,
Und legte Reichthum, Sinn und Hand
An lauter seltne Wunderwerke,
Von welchen noch der halbe Rest
Und manche tief verfallne Mauer
Nicht sonder einen heilgen Schauer
Die alte Größe kennen läßt . . . . 8 Strophen.

N² 208.09: Zwei Bruchstücke, wovon das erste beginnt: Wohin, erzürntes Frauenzimmer? . . . und aus zwei vollständigen Strophen nebst 4 Zeilen, entsprechend der ersten Hälfte des Strophenschemas, besteht, während das zweite: Verbanne den empfangnen Groll . . . 4 Zeilen entsprechend der zweiten Hälfte des Schemas und eine vollständige Strophe aufweist. Nach demselben Schema s. Litzm. Textkr. S. 71: Was bringt ihr kleinen Weberinnen . . . 2 Strophen.

73. a b a b c d c d durchgängig 4 Hebungen außer der
H. 4 4 4 4 4 2 4 4 H. 6. Zeile.
w m w m w m w m

N² 39: So gehn wir nun auf gutes Glücke,
Und keiner weiß, womit, wohin?
Jedoch erscheint aus unserm Blicke
Kein unmuthsvoller Eigensinn.
Die Welt ist groß, und Gottes Güte
Reicht auch noch weit:
Drum lacht mein ruhiges Gemüthe
Der vorgeworfnen Dürftigkeit . . . 7 Strophen.

74. a b a b c d d c durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w m w

G 150: Wohl-Edler Gönner! dein Vergnügen
Blüht jetzo durch ein holdes Ja:
So muß die keusche Liebe siegen,
Der Kampf ist aus, der Kranz ist da.

Ach was vor Zärtlichkeit im Küssen,
Und was vor Scherz in Arm und Brust
Wird ehstens deiner besten Lust
Den Wollust-Zinß entrichten müssen! . . . 3 Strophen.

75. a b a b c d c d durchgängig 4 Hebungen, 4zeiliges
w m w m w m w m Doppelschema, vergl. Schema 5, das auch achtzeilige Strophen zulassen würde.

G 152: Du Joseph meiner theuren Zeiten!
Du Vater meiner Poesie!
Freund! dessen Ruhm ich mit den Saiten
In Abgrund später Jahre zieh!
Bisher konnt ich noch nicht ermessen,
Was ich vor ein Geschöpfe sey:
Jetzt, da ich so dein Herz besessen,
So zehl ich mich den Geistern bey . . . 6 Strophen.

G 161:	Die Weißheit gieng jüngsthin spazieren . .	11	=
164:	Der Bote mit der Schlangenruthe	18	=
169:	Wir sattlen zwar auf dein Begehren . . .	11	=
174:	Was thut ein Buhler nicht aus Liebe . .	4	=
181:	Euch, Musen, dankt mein treu Gemüthe .	4	=
183:	Kommt, tröstet mich ihr alten Tage . . .	10	=
190:	Als Orpheus mit verliebten Thränen . . .	16	=
201:	Du Abgott niederträcht'ger Sinnen . . .	13	=
214:	Es rühme, wer da will, im Lenzen . . .	21	=
219:	Nächst stritten Wahrheit, Glück und Liebe .	18	=
226:	Das Leben gleichet einer Schule	9	=
233:	So gehst du schon so früh zu Rüste . . .	12	=
289:	Als Lengen noch mit treuem Herzen . . .	6	=
344:	Nimm, was dir Gott und Kayser reichen .	2	=

Arie am Schluß einer Kantate.

940:	Man muß doch mit den Wölfen heulen . .	7	=
943:	Ihr Mägdgen, laßt euch doch nur raten . .	11	=
1115:	Reiß, schöne Witwe, doch nur endlich . .	12	=
1149:	So gleich kömmt mit dem neuen Jahre . .	9	=
N² 93:	Begehre nicht, so viel zu hören	8	=
N² 195:	Vereinigt euch, ihr scharfen Saiten . . .	3	=

wovon die letzte unvollständig ist.

76. a bb a c dd c
H. 5 4 4 5 6 6 6 6 H.
w m w m w m

G 316: Ich seh dich zwar, du angenehmer Morgen,
Und zwar nicht sonder Zärtlichkeit,
Und diese zwar zur Lust und Leid
Vergangner Ruh und gegenwärtger Sorgen,
Denn wenn bey deinem Blick mir ins Gedächtniß fällt,
Wie oft dein holder Stern auf Leonorens Wangen
Durch seinen Wieder-Schein mir doppelt aufgegangen,
So fühl ich einen Trost, der Noth und Kummer hält . 6 Strophen.

77. a b a b c d c d mit trochäischem Rhythmus im 5. Verse.
H. 5 5 5 5 3 3 2 3 H.
w m w m m

G 936: Ihr drückt mich zwar, ihr schwanen=weichen Hände,
Ihr drückt mich zwar, doch leider nur aus Scherz.
Ihr fühlt den Puls, ihr merkt die schnellen Brände,
Ach! führt sie doch Rosetten in das Herz!
Meldet ihr dabey
Den Ursprung solcher Qual
Und sagt, es sey
Nichts anders als ein Strahl . . . . . . 3 Strophen.

78. a bb a c dd c
H. 6 4 4 4 4 6 4 6 H.
w m w m w m

G 296: Nun warte Flavia! das will ich dir gedenken,
Du kennst den schmerzlichen Verdruß,
Wenn Lieb und Sehnsucht warten muß,
Und kanst mich so empfindlich kränken;
Ich weiß ja nicht, woran ich bin,
Ob Falschheit oder Noth dir Fuß und Willen binde?
Hier schick ich bey der kahlen Linde
Aus Eyfer und aus Angst so Fluch als Seufzer hin . 6 Strophen.

79. a b a b c d c d
H. 6 6 6 6 3 3 3 3 H.
w m w m w m w m

G 83: Der Mensch ist nicht von Stahl, und Fleisch und Blut muß sinken,
Wenn Unruh und Gefahr uns in die Länge stäupt:
Ich seh die Ungedult auf allen Seiten winken,
Ich merke, daß der Trost auf ewig aussen bleibt.
Ihr Seufzer macht vergebens
Mund, Herz und Glieder matt,
Ich bin des armen Lebens,
So wie der Wünsche, satt . . . . . 5 Strophen.

XII. Trochäische neunzeilige Strophen. 2 Spielarten.

80. a b a b | c c d d d
H. 4 4 4 4 | 4 4 2 2 4 H.
w m w m | w m

G 207: Sage doch, verstocktes Glücke!
Was dir wohl mein Herz gethan?
Ist es Schlummer oder Tücke?
Daß ich dich nicht wecken kan,
Sind die Thränen zu geringe,
Die ich dir zum Opfer bringe,
Wenn das Leid
Und der Neid
Meinem Lager Dornen streut? . . . . 3 Strophen.

81. a b a b | c c d d c
H. 4 5 4 4 | 4 4 3 3 4 H.
w m w m | m

G 283: Bleib nur, bleib betrogne Schöne!
Bleib nur, bleib bey deiner neuen Lust!
Vormals traf mich dein Gehöhne
Bey den Seufzern treuer Brust;
Jetzo rächst du mich an dir,
Jetzo klagst und weinst du mir;
Klag und weine nur,
Falsche Creatur!
Meine Treu spricht: Weit von hier! . . 4 Strophen.

XIII. Trochäische zehnzeilige Strophen. 3 Spielarten.

82. a a b c c b | d d e e
H. 2 2 3 2 2 3 | 4 4 4 4 H.
m w m w | m

G 930: Müdes Herz,
Laß den Schmerz
Mit dem Athem fahren!
Lebst du doch
Jetzo noch
In den besten Jahren.
Thoren denken vor der Zeit
An die Nacht der Eitelkeit;
Gnug! wenn uns das Alter zwingt
Und den Kummer mit sich bringt . . . 8 Strophen.

83. a a b c c b | d d e e mit iambischem Rhythmus in
H. 3 3 3 3 3 3 | 2 2 4 3 H. der 8. Zeile.
w m w m | m w

G 19: Irdische Gemüther
Lieben eitle Güter
Und geschminkte Pracht;
Diß soll mich nicht fangen,
Mein gerecht Verlangen
Nimmt was mehr in Acht:
Fluch und Reu
Und Schmach dabey
Folgt bey Sodoms bösen Schätzen
Auf ein kurz Ergetzen . . . . 5 Strophen.

G 71: Himmel, ich erschrecke . . . . 6 „

Vorbilder für diese Strophenform s. Euphorion 2 S. 552.

84. a b a b c c d e d e durchgängig 4 Hebungen.
w m w m m m w m w m

G 319: Amaryllis! hat mein Sehnen
Dieses um mein Herz verdient,
Daß mein Fluch von deinen Thränen
Mit dem feuchten Grase grünt?

Welchen meiner Liebe Brand
Saft und Wachsthum längst entwandt:
Hast du darum mich gebunden?
War ich darum freudenvoll,
Daß der Riß so schnell verwunden,
Desto schärfer schmerzen soll? . . . . 8 Strophen.

XIV. Jambische zehnzeilige Strophen. 11 Spielarten.

85.	a	b	a	b	|	c c	d	e e	d		in den ersten 9 Versen je 3 Hebungen, im 10. Verse 6 Hebungen.
		m			|	w	m	w	m		

G 208: Hier, wo mich niemand weiß
Als Gott und meine Noth,
Vergieß ich Blut vor Schweiß,
Und esse Kraut vor Brod,
Und denke bey dem Schmerzen
Mit höchst betrübtem Herzen
An meine Vater-Stadt,
Die unter Asch' und Kohlen
Mir alles Gut gestohlen
Und mich ihr Kind dazu noch gar verworfen hat . 8 Strophen.

86.	a	b	a	b	|	c c	d	e e	d	
H.	4	3	4	3	|	4 4	3	4 4	3	H.
	m	w	m	w	|	m	w	m	w	

G 66: Gott, der du dich zu aller Zeit
Mir, was du bist, erwiesen,
Verzeih der faulen Dankbarkeit,
Sie hat es schlecht gepriesen,
Und gieb den Fehler mit Gedult
Dem unerfahrnen Alter Schuld,
In dem wir thöricht handeln,
Und wegen Mangel am Verstand,
So wie ein Schatten an der Wand,
Nach jedem Scheine wandeln . . . . 3 Strophen.

87.	a	b	a	b	|	c c	d	e e	d	durchgängig 4 Hebungen.
	m	w	m	w	|	m	w	m	w	

G 63: Was kan ich armer Mensch davor,
Wenn Noth und Angst zur Sünde zwingen?
Herr! neige dein geneigtes Ohr,
Ich will ein kleines Opfer bringen.
Es blutet weder Schaaf noch Rind,
Ich habe Weyhrauch angezündt,
Nicht Weyhrauch, den die Bäume schwitzen,
Ein ängstlich Herz und treu Gebet,
Du hast es ja noch nie verschmäht,
Soll wider Zorn und Rache schützen . . . . 4 Strophen.

G 85: Getreuer Lehrer! nimm hiermit . . . . 3 „
86: Geliebter Freund! dein Ungemach . . . . . . 3 „

G 123: Eugen ist fort. Ihr Musen, nach! . . . 50 Strophen.
137: Was täuscht mich vor ein süsser Traum . 42 „
159: Was hilfts? es muß gelitten sein . . . 5 „
200: Du Göttin! die du in der Welt . . . . 5 „
265: Erzürnte Schöne! laß einmal . . . . . 3 „
1093: Auch Du, mein Bruder, wirst von mir . 2 „
N² 24: Mit dem im Himmel wär es gut . . . 9 „
27: Du wirst noch wohl, verzagtes Herz . . 10 „
59: Der Phöbus hält ein großes Buch . . . 10 „
65: Mein Reichthum ist ein ehrlich Herz . . 10 „
96: Die Not verschlägt mich weit von hier . . 2 „
N² 191: Als Babels stolze Grausamkeit . . . . 9 „

wovon die 7. unvollständig ist.

88. a b a b | c c d e e d durchgängig 4 Hebungen in
m w m w | m w m w den ersten 9 Zeilen, 10. Zeile
mit 6 Hebungen.

G 113: Schreib an und laß dir dieses Licht
Von nun an zum Gedächtniß dienen!
Ich bin ein Mensch und weiß es nicht,
Wo Kräuter meines Grabes grünen;
Auch weiß ich nicht den Augenblick,
An dem mein Kreuz und Unglück
Sich mit einander schliessen sollen;
Doch sprech ich dich noch, weil ich kan,
Um dieses Freundschafts=Zeichen an,
Erzehl einmal der Welt, wie viel wir leisten wollen . 5 Strophen.

N² 97: Jetzt kann ich freilich nichts mehr thun . . . . 5 „

89. a b a b | c d d c e e durchgängig 4 Hebungen.
m w m w | m w m w

N² 69: Ich soll, vermählte Schwester Braut,
Bey deiner Ehrenfreude singen:
Allein es schauert mir die Haut
Vor solchen ungewohnten Dingen.
Du weißt es, mein Poetenpferd
Ist stätig, wild und unberitten
Und drabt mit so geschwinden Schritten,
Als wie ein Gaul, der Eisen fährt.
Wie, wenn ich mit dem faulen Thiere
Im Kothe Schimpf und Schand erführe? . 9 Strophen.

90. a b b a | c c d e e d durchgängig 4 Hebungen.
w m m w | m w m w

G 300: So wenig eine junge Rebe
Des Ulmbaums Hülfe missen kan,
So wenig ficht der Neid mich an,
Daß meine Brust ihr Abschied gebe:
Mein treues Herz ist ein Magnet,
Der nur nach einem Pole steht,

Dein Nord=Stern leitet meine Liebe,
Ich leb und sterbe dir getreu,
Wenn gleich der Schickung Tyranney
Mich heute noch ins Elend triebe . . . . 4 Strophen.

N² 46: Dir, der du aus bewiesnen Schlüssen . . 9 „

91. a b b a c c d e d e durchgängig 4 Hebungen.
w m w m w m w m

G 237: Wo, Amor, kommst du denn erst heute
So schnell auf einmal wieder her?
Ich schwur dir ja nicht ohngefehr:
Nun sind wir zwey geschiedne Leute:
Verschone meiner Sorgen Lauf,
Und leg die Pfeile nicht erst auf!
Du siehst, ich bin nicht mehr derselbe,
Den Philindrene küßt und drückt,
Noch der, den Weistritz, Pleiß und Elbe
An ihrem Ufer oft entzückt . . . . . . 8 Strophen.

92. a b b a c d c d e e in den ersten 8 Zeilen 4, in
w m w m w m w m den beiden letzten 6 Hebungen.

G 150: Ist Gott ein Wesen, das uns liebet,
So, wie ich überwiesen bin,
Und nicht aus Scherz und Eigensinn
Verfolgung, Trost und Warnung giebet;
Ist, sag ich, Gott ein Menschen=Freund,
So wird er mir auch Licht gewähren
Und endlich auch den ärgsten Feind
Auf dieses mein Gebet bekehren;
Die Rachgier, so mich treibt, ist, daß ich sehnlich fleh,
Daß Welt und Neid einmal mein ehrlich Herze seh . 6 Strophen.

93. a b a b | c c d e e d
H. 4 4 4 4 | 2 2 2 2 2 5 H.
w m w m | w m w m

G 297: Stürmt, reißt und rast, ihr Unglücks=Winde!
Zeigt eure ganze Tyranney!
Verdreht, zerschlitzt so Zweig als Rinde,
Und brecht den Hofnungs=Baum entzwey!
Diß Hagel=Wetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt;
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüten legen,
Da sie von neuem grünt und Äste treibt . 5 Strophen.

94. a b a b | c c d e e d durchgängig 4 Hebungen.
w m w m | w m w m

G 154: Nur fort gelehrt und muntre Dame!
Dein Fuß betritt das rechte Gleiß,
Worauf dein ewig grüner Name
Den Tempel später Ehren weiß.

Die Tugend läßt sich nicht verschweigen,
Sie liebt so gut Gefahr als Zeugen;
Sie will durch Zeit und Länder gehn;
Sie blitzt den Neidern ins Gesichte,
Und kan mit ihrem reinen Lichte
Ohn Unruh nie im Winkel stehn . . . . . . 13 Strophen.

G 204: Ich warf mich nächtlich in dem Bette . . . . 5 „
281: Erschrick nicht vor dem Liebes-Zeichen . . . . 2 „
N² 3: Ich weiß, Gott wird uns nicht verlassen . . . 12 „
8: Gerechter Gott! in was vor Zeiten . . . . . 10 „
41: So lebe wohl mit allen Spöttern . . . . . 8 „

95. a b a b | c c d e e d durchgängig 4 Hebungen
w m w m | w m w m außer der letzten Zeile,
die 6 Hebungen aufweist.

G 67: O Gott! du bist doch nichts als Güte,
Ich hab es tausendmal erkannt,
Doch hat sich mein verstockt Gemüthe
Noch niemals recht zu dir gewandt;
Ich lief und häufte Sünd auf Sünden,
Als wolt ich gar kein Ende finden,
Dein Eifer schwieg und ließ mich gehn,
Jetzt stund ich würklich auf dem Falle,
Da kommst du mit dem Donner-Knalle,
Und zwingst mich mit Gewalt vom Unglück aufzustehn . . 4 Str.

G 907: Bedeute doch nur dein Gemüthe. . . . . . . 3 Strophen.

XV. Jambische zwölfzeilige Strophen. 2 Spielarten.

96. a b a b | c c d d e e f f durchgängig männlicher
H. 3 4 3 3 | 3 3 4 3 2 2 3 6 H. Versschluß.

G 266: Mein Herz, verzage nicht!
Die Liebe machts mit allen so,
Ein Herz voll treuer Pflicht
Wird ohne Gram nicht froh:
Es fällt zwar ziemlich schwer,
Eh uns das Kummer-Meer
Zum sichern Friedens-Hafen bringt,
Man zittert, seufzt und sinkt
An Muth und Sinn
In Stürmen hin,
Der Anker reißt die Hand,
Doch wer sich zwingt und hoft, der kommt gleichwohl ans
[Land . . . . . . 4 Strophen.

97. a b a b | c d d c | e f f e
H. 4 4 4 4 | 4 4 4 4 | 6 4 4 6 H.
w m w m | w m w | m w m

Durchgängig 4 Hebungen außer der 9. und der 12. Zeile mit je 6 Hebungen.

N° 63: Du fromm und redliches Geblüte,
Es halten dich nur Kluge werth;
Die Welt erkenne dein Gemüthe,
Das aller Menschen Heil begehrt;
Dein Alter geh mit jungen Kräften
Noch höher als der Väter Ziel;
Der blinden Göttin Gaukelspiel
Verschone dich mit Amtsgeschäften.
Die Ehrsucht schaue dir und deiner stillen Ruh
Von ihren ungewissen Spitzen,
Worauf Gefahr und Unruh sitzen,
Mit niederträchtgem Stolz und scheelen Augen zu . 5 Strophen.

Somit sind alle lyrischen Strophen Günthers vorgeführt. Die Zahl derselben würde noch vermehrt werden, wenn man die kaum noch als lyrisch zu betrachtenden Strophen miteinbeziehen wollte. Die zahlreichen, aus lauter Trimetern oder Tetrametern gebildeten, nach Verszahl und Reimverschlingung ebenfalls verschieden gestalteten Strophen sind als gar zu schwerfällig, bis auf eine, bei der die Ausnahme nicht unbegründet ist, fortgelassen; sollte jemand dieselben ungern missen, so kann es nicht schwer fallen, nachdem einmal bestimmte Ordnungsgesetze durchgeführt sind, noch fehlende Strophen vorstehendem Verzeichnis einzufügen. Es käme nun darauf an, diese methodische Klassifikation auf größere Gebiete auszudehnen, indem man entweder einzelne Dichter daraufhin zu durchforschen und Zusammenhänge mit früheren und späteren darzustellen unternähme, oder bestimmte Gruppen und Zeitabschnitte oder wo möglich das ganze gewaltige Reich moderner Strophik zu bewältigen versuchte. Hier mögen zum Schluß noch einige Blicke zu Goethe hin, auf den sich unwillkürlich der Sinn alsbald zu lenken pflegt, wo von Lyrik die Rede sein mag, als zu dem Meister gestattet sein, dem Form und Maß in besonderm Grade zugeschrieben werden. Wollte man Goethes eigentlich lyrische Hauptstrophen methodisch ordnen, so würde man wahrscheinlich voranzustellen haben das in 6 dreizeiligen Absätzen verlaufende Gedicht:

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Das ist ein sonderbares metrisches Gebilde, das bisher seinem Wesen nach unerkannt geblieben zu sein scheint. Es ist eigentlich ein antikes Metrum, Hexameter mit männlicher Cäsur und halber Pentameter, Systema Archilochium, wobei der Hexameter stets männliche Cäsur hat und so eingerichtet ist, daß er wie bei Goethe ganz wohl durchweg in zwei Zeilen geschrieben werden könnte; vergl. Horaz IV 7 Diffugere nives redeunt iam gramina campis Arboribusque comae. Von den vierzeiligen Strophen

mit fallendem Rhythmus hat Goethe am häufigsten angewandt das Schema a b a b (w m w m) 4 H. „An dem schönsten Frühlingsmorgen", „Bei dem Glanz der Abendröthe[1])", „Laß mein Aug' den Abschied sagen", „Kleine Blumen, kleine Blätter", „Liebchen, kommen diese Lieder", „Kehre nicht in diesem Kreise", „Frisch, der Wein soll reichlich fließen", „Tiefe Stille herrscht im Wasser" u. dergl. Dazu käme das metrisch vollkommen gleiche und nur durch die Reimbindung der 4., 8. und 12. Zeile sich abhebende, doch ebenfalls aus drei vierzeiligen Strophen bestehende „Wenn die Reben wieder blühen", vergl. auch „Großer Brahma, nun erkenn ich". Aus diesem häufigen Vorkommen bei Goethe wird man folgern können, daß diese Form sich aus der dichterischen Sprache, sowie dem dichterischen Geist der Deutschen unbeabsichtigt und leicht herauslöst, daß, wo man keine bestimmte Form in den Sinn faßt, sich gerade diese wie von selber einstellt. Obschon Günther, der künstlichere Formen bevorzugte, nur drei vierzeilige trochäische Strophenarten angewendet hat, so befindet sich darunter doch wenigstens mit zwei Gedichten die von Goethe mit Vorliebe verwendete Form, s. Schema 2. Von den vierzeiligen Strophen Goethes mit steigendem Rhythmus finden sich die meisten bei Günther doppelt genommen als achtzeilige, z. B. „Es war ein König in Thule" a b a b (w m w m) 3 H. s. oben Schema 61.

„Der Vorhang schwebet hin und her" a b a b H. 4 3 4 3 H. (m) s. Schema 62.

---

1) An diesem Gedichte liefert sogar die neue Weimarer Ausgabe leider ein trauriges Beispiel dafür, wie sich die Nichtbeachtung dieser freilich schülerhaft einfachen Dinge doch empfindlich rächen kann. Man findet da:

> Bei dem Glanze der Abendröthe
> Ging ich still den Wald entlang . . .
> Und er zog mich, ach, an sich nieder,
> Küßte mich so hold, so süß . . .

Mag an diesen Stellen überliefert sein, was da wolle, ohne weiteres würde „Glanz" zu lesen und „ach" zu streichen sein, da sonst lahme Verse dastehen würden, die schwerlich einem Stümper, geschweige denn einem Goethe zugemutet werden dürften. „Ach" ist nur durch Verschreibung entstanden; die Feder sollte bereits „an" schreiben, setzte jedoch in der Eile statt „n" das vom Worte „mich" im Ohre liegende „ch". Daß der Dichter „Glanz" und zumal „mich an" ohne „ach" ursprünglich im Sinne hatte, beweist auch die Überlieferung, die man im ersten Bande der Weimarer Ausgabe S. 373 findet. Danach ist schließlich in der letzten Strophe desselben Gedichts statt „Und ich höre vor meinen Ohren": „Und ich hör'" zu schreiben.

„Es ist doch meine Nachbarin" a b a b
H. 4 3 4 3 H. s. Schema 66.
m w m w

„So hab' ich wirklich dich verloren" a b a b 4 H. s. Schema 75.
w m w m

Das letzte dieser Schemata kommt bei Günther in einigen Gedichten ganz unabgeteilt vor, s. Schema 5. Von den sechszeiligen Strophen Goethes in fallendem Rhythmus mag hervorgehoben sein: „Dichter lieben nicht zu schweigen", ebenso „Trink o Jüngling! heil'ges Glücke" entsprechend dem 18. Schema:

„Wem die Welt von allen Seiten
Und der Lauf der letzten Zeiten
Täglich in die Augen fällt,
Diesem kann man nicht verdenken,
Wenn ihm Ärgerniß und Kränken
Alles Lebens Lust vergällt"...

a a b c c b 4 H.
w m w m

Auf solche Weise läßt sich jeder Dichter mit jedem andern in Bezug auf seine Technik vergleichen, und fast immer werden sich Berührungspunkte finden, da gewisse ganz einfache Formen in jedem dichterisch bewegten Gemüt unbeeinflußt von irgend einer Seite, naturgemäß aufschießen. Ob formelle Übereinstimmungen zwischen verschiedenen Dichtern auf innerem Zusammenhang beruhen, wird oft schwer festzustellen sein; nur da, wo seltene, ganz eigenartige Formen in Betracht kommen, wird meist unmittelbare Beeinflussung einerseits und mehr oder minder bewußte Nachahmung anderseits anzunehmen sein. Ein besonders lehrreiches Beispiel soll zum Schluß noch an einer Goetheschen Strophe vorgeführt werden. Nach demselben Muster wie das herrliche „Was hör' ich draußen vor dem Thor" sind gebaut: „Es war ein Knabe frech genung" und „Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön".

a b a b c c x
Schema H. 4 3 4 3 4 4 3 H. s. oben Schema 49.
m w m w m w

Günther hat diese Strophe nur in einem Gedicht angewendet. Dieselbe würde sich in Dutzenden, ja Hunderten von weltlichen und kirchlichen Liedern schon von den ersten Zeiten moderner Strophenbildung an nachweisen lassen. Ob nun Günther oder gar Goethe dabei sich nach einem Vorbilde gerichtet oder aus eigner Schöpferkraft dies Gebilde ans Licht gestellt haben, darüber wäre manches zu sagen, was jedoch an dieser Stelle zu weit führen würde.

Lateinisch-Deutsch?

Von Dr. **Karl Müller** in Dresden.

Zu den folgenden Bemerkungen sehe ich mich veranlaßt durch die im 2. Hefte dieses Jahrgangs enthaltenen „Grammatischen und stilistischen Bemerkungen" von Spälter.

Er bezeichnet es als einen Unfug, im Deutschen von einem Futurum exactum im Sinne der lateinischen Grammatik zu reden, und kein Geringerer als der Ästhetiker Vischer steht ihm in der Beurteilung der einem Futurum exactum ähnlich sehenden deutschen Formen zur Seite. In Vischers Faust S. 121 ertönt der tragikomische Ruf:

Hilf mir, futurum exactum,
Ein Faktum und noch kein Faktum!
Sie werden ausgemerzt worden sein.

Aber es geht doch nicht an, die Verwendung dieser Zeitform in einem temporalen Vordersatze als einen groben Latinismus zu bezeichnen und für ihn die Lehrer des Lateinischen verantwortlich zu machen. Sollten wirklich heute noch viele oder gar alle Lehrer die wörtliche Wiedergabe des lateinischen zweiten Futurums durchlassen? Auch den Übungsbüchern kann man heute kaum durchgängig eine Begünstigung dieser im Deutschen so schleppenden Zusammensetzung vorwerfen; die besseren suchen im Gegenteil in den Abschnitten über die berühmte consecutio temporum durch die kurzen Ersatzformen den Schülern Fallen zu stellen. Dagegen findet sich der Gebrauch des zweiten Futurums in Kreisen unseres Volkes, die schwerlich von der Blässe der lateinischen Grammatik angekränkelt sind. In Sachsen wenigstens kann man auf der Straße Sätze hören wie: „Der wird schöne Geschichten machen, wenn er mal wird groß geworden sein!" und nicht: „wenn er groß ist". Kinder sagen wohl stets: „Wenn ich mal groß bin, kaufe ich mir ein Pferd", Erwachsene aber fügen hinzu: „wenn du wirst Geld haben!" Zu beachten ist dabei die Stellung der Formen von werden, sie läßt das Schleppende der ganzen Bildung weniger empfinden.

Schon in Bodmers Aufsatz „Klagen über die sächsischen Sprachrichter" wird als kennzeichnendes Merkmal der Sachsen „eine gewisse Waschhaftigkeit in Umschreibungen, in überflüssigen Hilfswörtern" u. s. w. hervorgehoben und insbesondere angeführt: „Die Schweizer können fast alle Ausdrücke, wozu die Sachsen das Hilfswort werden nötig haben, mit nur einem Worte geben: statt schön werden, stark werden, weiß werden sagen wir schönen, starken, weißen." Der des Mittelhochdeutschen

kundige Bodmer denkt da freilich nicht an die im Altdeutschen so häufige Umschreibung einfacher Verbalformen durch sein und werden mit der Mittelform: er was lebende, er wird diende (= servit), er wart fragende, wofür auch die Nennform eintritt: er wart fragen. Vergl. Jakob Grimm, Deutsche Grammatik IV, 5 flg. Beispiele für diese Umschreibung finden sich noch weit über das Mittelalter hinaus, so in Steindorffs Ehekomödie v. J. 1540 (siehe diese Ztschr. 10, 395 flg.), S. XXVIII: Du wurst mein vergessen werden, S. IX: so wirstu weinen werden; in Seb. Wilds Komödien v. J. 1566, $Jii_3{}^b$:

Wie diß der Ritter sach erschrack er hart,
Jn Ohnmacht nider fallen wardt;

in den Englischen Komödien 1624 herausgeg. von Tittmann S. 95: des Fortunatus Sohn trinkt, ihm fallen die Augen zu, wird entschlafen (= entschläft allmählich). Dieselbe Form gebraucht noch heute der Mann aus dem Volke in lebhafter Erzählung (auch von vergangenen Dingen): „Wie ich zu ihm kam, wird er unter der Thür sitzen, na, und da wird er dir aufspringen!"

Solche Erscheinungen beweisen doch eine Vorliebe unseres Volkes für das Zeitwort werden, das zwar ursprünglich kein bloßes „Hilfsverb" war, aber als Helfer in der Not sich einstellte, wenn es nämlich galt, eine Vergangenheitsform oder einen Konjunktiv zu gebrauchen, die nicht sofort in zweifelloser Richtigkeit zu Gebote standen. Vom Volke läßt sich wohl dasselbe behaupten, was wir an Kindern wahrnehmen: die Verbalformen machen ihm zu schaffen, besonders unsicher ist es in den Formen der Präterita[1]) und der Konjunktive[2]) starker Verba. Daß freilich auch Gebildete, ja sogar Gelehrte zur Umschreibung des Konjunktivs mit würde greifen, ist eine unerfreuliche Erscheinung — aber nicht bloß der neuesten Zeit. Man kann ja an eine Einwirkung des

1) Zu meinen Nachweisen unsicherer Präteritalbildung Ztschr. 14, 337 f. füge ich noch aus Langbeins Gedichten 5, 250: wie toll er's auch begonnte (im Reim zu konnte); aus Biantes, Historien 1733, S. 67: er vermieß sich; aus Faustins Reisen 1797 1, 26: er verschuf ihm Informazionsstunden; aus Wilh. Rabe, Deutscher Adel S. 61: Damit schrob er die Gashähne zu. — An Konjunktivformen vermerke ich: Das sey ferr von meins Herren Knechtn/Daß wir uns solchen Nammen mächtn. Th. Schmid (Zyrl), Joseph 1579, K. 7. — Wenn ich war sägte = die Wahrheit sagen sollte, Ölinger, Vivesübersetzung 1587, S. 159. — Jhr sehet, daß diese Speise nicht döge, Schupp, Schriften 1285. — Ich halte, sie riesse das Hertz aus dem Leibe, Weiße, Übersl. Ged. 1701, S. 203.

2) Hiermit soll keineswegs das Vorhandensein des Konjunktivs in der Volkssprache geleugnet werden; sie kennt sogar den Gebrauch des Konjunktivs, den man im Lateinischen aus einer „Attraktion des Modus" erklärt: Wenn du wüßtest, wie das hieße; Wenn das meine Mutter wüßte, Wie mir's in der Fremde ging

Englischen denken, wenn Zeitungen Sätze bringen wie folgende: Dundee macht den Eindruck, als ob man die Hand einer Frau sehen würde (= would see); es verlautet, Parnell wolle zeitweilig zurücktreten, wenn die Versicherungen der liberalen Führer befriedigender sein würden — aber auch Lessing und Goethe gehen viel mit diesem unleidigen würde um, z. B. Lessing in seinem Jugendlustspiel „Der Schatz": „Je mehr er haben würde, desto mehr würde er verthun" (doch fährt er fort: „was bliebe alsdann für meine Tochter übrig?"), besonders auch im Falle der Nichtwirklichkeit: „Die Leute würden einen Anlaß, mich zu verleumden, daraus nehmen" (Hempel 1, 89). Hier könnte allerdings die Form nähmen leicht als Indikativ verstanden werden; aber auch wo ein derartiges Bedenken nicht vorliegt, umschreibt Lessing, z. B. im Laokoon 4, 3: „Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen"; meist nimmt er dabei das Hilfswort voran: „ich bin gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben". Oft begegnet bei Lessing ich würde sein für ich wäre, so Hamburgische Dramaturgie 100. Stück (Hempel 7, 471). Auch der Rechtsanwalt Goethe sagt: „Wenn die Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte, so würde durch die letzte gegen mich eingereichte Schrift meine Sache unwiederbringlich vernichtet worden sein" (Scherer, Aufsätze über Goethe S. 41, vergl. S. 44); und ebenso schreibt noch der alte Goethe in Dichtung und Wahrheit: „Der Genuß würde noch reiner sein" (Hempel 22, 149), „sonst würde ich kein Exemplar davon besitzen" (22, 63). Davon könnte Braitmaier angesteckt sein, wenn er in seiner Schrift: Goethekult 1892, S. 45 sagt: „Es wäre zu wünschen, er würde dieser Feier einmal beiwohnen". Das Eindringen der Umschreibung auch in den Nebensatz zeigt sich freilich erst in neuester Zeit, sogar bei Gelehrten. Uhlig äußerte auf der Schulkonferenz: „Würden wir von diesen Bacillen uns frei halten können, würde es einem päda-

(= Präsens, das Lied geht weiter: Schuh und Strümpfe sind zerrissen, Durch die Hosen pfeift der Wind). — Der Gebrauch des Indikativs an Stelle des Irrealis (wenn du stachst, gewannen wir), der dem griechischen Indikativ historischer Tempora entspricht (nur ohne ἄν im Deutschen), ist wohl weniger vornehm, als volkstümlich und kaum zu tadeln, wie Spälter S. 126 will; er ist sogar dichterisch; Antonio sagt: „Und trat'st du, Herr, nicht zwischen uns herein, so stünde jetzt auch ich als pflichtvergessen . . ."; Max zu Oktavio: O, wärst du wahr gewesen, nie kam es dahin, alles stünde anders. Beide Sätze zeigen den Indikativ (wenigstens läßt er sich bei dem schwachen Verbum annehmen) wie in den Stellen: Trotz eurer Spürkunst war Maria Stuart Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert, wo schwerlich hätte zu ergänzen ist wie in der folgenden: Bei Gott, wenn dieser starke Arm mich nicht hereingeführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränk'schen Ofen steigen. (Jungfr. v. O. II, 1.)

gogischen Koch gelingen, dagegen ein Mittel zu finden, so wäre das höchst vorteilhaft" (S. 258 der Verhandlungen). Elster, Prinzipien 1,289: „Wie blaß und schematisch würde eine größere historische Darstellung ausfallen, wenn sie immer nur diese Maßstäbe anlegen würde". Paul, Prinzipien, 3. Aufl. S. 55: „Würde jemand im stande sein, die Organbewegungen ... zu vergleichen, so würde ihm vielleicht ein Unterschied auffallen". Weltrich, Schiller 1,108: „Ich dürfte flüchtiger über diesen Punkt hinweggehen, wenn nicht ein wahrhaft geistvoller Schriftsteller ... die gegnerische Auffassung durch seine Autorität unterstützen würde". 1,322: „Würde Düntzer die Quellen gesehen haben, so hätte er diese Behauptung nicht machen können". „Es hat den Anschein, als ob sich die einzelnen Wunschmomente im Laufe der Zeit addieren würden, um dann endlich zum Verbrechen zu treiben." H. Große, Kriminalpsychologie, Graz 1898, S. 83.

Daß solcher Verderb sehr zu beklagen und zu bekämpfen ist, hat schon Maydorn in dieser Ztschr. VI, 44—48 dargethan. Das Lateinische ist aber daran natürlich ebenso unschuldig wie an der Weglassung der Mittelform worden, die auf dem Streben nach Kürzung beruhen mag: „Es sind nicht bloß die Pedelle angewiesen, hierauf zu achten, sondern es sind auch die Polizeibeamten um ihr sofortiges Einschreiten ersucht" (Bekanntmachung des Rektors Droysen und des Universitätsrichters Ibbecke in Halle).

Dagegen fällt sicher dem Lateinischen der Gebrauch der Mittelform an Stelle eines Relativsatzes zur Last, wie ihn folgende Beispiele zeigen, die ich eben erst in Abiturientenarbeiten anzustreichen hatte: Karl Moor, verführt durch seine Leidenschaft, verfällt dem Verderben. Karl, durch einen Brief von der Verwerfung seiner Bitte benachrichtigt, läßt sich zum Räuberhauptmann wählen. Franz endet als Selbstmörder, mit der Schnur seines Hutes erdrosselt. Maria, im Glücke übermütig geworden, hat schwer gefehlt. Der Reitknecht, aus Neid und Eifersucht veranlaßt, hat einen bösen Plan geschmiedet. Hier ist der Einfluß der lateinischen Participia certior factus, commotus u. s. w. um so deutlicher, als sie sich ebenfalls meist unmittelbar an das Subjekt anschließen, während das Verbum erst vom Ende des Satzes heranzuholen ist. Gar nicht genug bekämpfen kann man das stümperhafte Übersetzen, wobei nicht einmal ein Stück vom Prädikat auf das Subjekt folgt, bevor das Einschiebsel erledigt wird. Daß aber überhaupt das Gefüge lateinischer Perioden oft ganz auseinandergenommen werden muß, wenn ein anständiges Deutsch entstehen soll, das ist heute wohl schon Quartanern klar. Auch vor einer Häufung der Daß-Sätze wird der Lehrer sie bewahren, ohne bei der Verdeutschung des Accusativ mit Infinitiv zu so schwerfälligen

Fügungen zu greifen, wie sie das erwähnte Steindorffsche Lustspiel aufweist, welches zuerst lateinisch abgefaßt war: „Gott, du hast mir ein reichen jungen man geben, den ich mir beschert zu sein nit gedacht gehabt"[1]) (S. XXII). Aber auch diese Unbeholfenheit ist nicht lediglich dem Lateinischen zur Last zu legen, sie hat eine deutsche Fügung aus älterer Zeit für sich. Im Mittelhochdeutschen schon wird das Zeitwort dünken mit der Nennform verbunden: es dünket in recht sin, vergl. darüber Heinr. Rückert, Gesch. der neuhochd. Schriftsprache 1, 380 flg. Diese Fügung kennt auch Steindorff S. 68: „Ich dunck mich als stolz sein als er ist"; auch Fischart im Ehezuchtbüchlein (Hauffen S. 206): „Darumb bedunket jne derselbige weg zu dornig, gähbirgig und zu rauh sein". Noch in den „Englischen Komödien", herausgegeben von Tittmann, finde ich S. 41: „Mich däucht es unrecht sein" und S. 92: „Solches däucht mir auch rathsam zu sein".

Man sieht, es geht nicht ohne weiteres an, deutsche Stilwidrigkeiten dem Lateinischen, genauer gesagt, dem Betriebe des Lateinischen zur Last zu legen. Allerdings könnte häufiger, als es wohl geschehen mag, an der Hand von Regeln, die für das Lateinische gelten, auf das Erfordernis einer größeren Strenge im deutschen Sprachgebrauch hingewiesen werden. Was z. B. Spälter S. 128 über den Gebrauch von wie und als vorschreibt, darauf könnte ganz gut im Anschluß an die Regeln über quam und atque hingewiesen werden. Fein ist der Unterschied zwischen als und wie beim Prädikat gewahrt in dem Satze von Ziegler, Das 19. Jahrhundert S. 231: „Friedrich Wilhelm IV. haßte die Revolution nicht bloß wie, sondern geradezu als die Sünde".

Ganz unerhört ist es im Lateinischen, zwei Präpositionen aufeinander folgen zu lassen, wie es so oft der Deutsche thut: von mit ihm Gehenden a cum eo euntibus! Er steht mit in die Rocktaschen vergrabenen Händen vor uns (Gegenwart 1900, S. 407).

Auch der prädikative Gebrauch des Particips ist im Lateinischen weit seltener als im Deutschen, wo jede Mittelform als Adjektiv behandelt und womöglich mit „ein" versehen und dekliniert wird[2]): Cic. de senect. § 61 fama est consentiens wird natürlich der moderne Deutsche übersetzen: das Gerücht ist ein übereinstimmendes, statt einfach zu sagen: es stimmt überein. Solcher Verderb kann auch nicht mit dem Gebrauche der älteren Sprache entschuldigt werden, die zwar auch die Mittelform in solcher Ver-

1) Vergl. S. 65: Ich mag dir zusagen, daß ich sieben jar bin gelegen. Ohne Verwendung des Bindewortes S. VII: Neß bekennt 7 jar bei jrem Knecht gelegen sei. S. 27: wer zu besorgen ayn meinaidt geschehen wurd. S. 42: Ich besorg mich viel erhalten mög. S. 43: verhoff vetterlich hertz sey erweicht.

2) „Der Zustand des erkrankten Reichsgerichtspräsidenten soll ein besorgniserregender (so!) sein."

bindung gebraucht, aber ohne das schwerfällige ein zu Hilfe zu nehmen: „Eins guten Trinckgelts bin ich hoffen(d)", Hans Sachs, Schwänke 17,9 (1531). Der Satz: „Der geringe Filz, den ich so lange unter dem Bette liegend gehabt", Engl. Komödien, herausgegeben von Tittmann S. 115, zeigt nichts mehr von der Sorgfalt mittelhochdeutscher Fügung (ir seht mich wol gesunden), beweist aber das kräftige Gefühl für das Participium, das uns jetzt nicht einmal in der Form anwesend deutlich ist: alle, die ihr hier anwesend seht (quos videtis adesse). 1718 schreibt Celander, Verkehrte Welt S. 224: Schweig, oder ich werde es dir gereuend machen. Noch Henrici (Picander) versieht den Nominativ mit der Endung:

> Ein Schüler, wenn er erst die Orgel lernet spielen,
> Versucht nur zitternde die Claves anzufühlen. 1, 304.

So tret' ich (masc.) jammernde vor deinen Leichenstein 2, 70. Hier muß ich stille stehn und seufzende betrachten. 2, 97.

Wenn man die Schüler vor unbedachter Steigerung der lateinischen Participia warnt, dann sollte man auch für das Deutsche entsprechende Verhaltungsmaßregeln mitgeben, damit sie nicht auch einmal von den „entferntliegendsten Dingen" schreiben, wie Gervinus 5, 647.

So ließen sich noch viele Gelegenheiten benutzen, um das Lateinische wirklich fruchtbar für deutsches Sprach- und Stilgefühl zu machen. Das Lateinische muß nicht sowohl um seiner selbst willen, sondern zum Vorteil unserer Muttersprache betrieben werden, erst dann kann man sagen, daß die lateinische Stunde zugleich eine deutsche ist.

Volksetymologie in Familiennamen, besonders am Niederrhein.

Von **Heinrich Gloël** in Wetzlar.

Für jeden, der sprachlichen Fragen Teilnahme entgegenbringt, — und deren giebt es unter den Deutschen jetzt nicht wenige —, ist es äußerst anziehend, auch die Familiennamen zu betrachten, ihre Entstehung zu erkennen, ihren Sinn zu erschließen, ihre kulturgeschichtliche Bedeutung zu würdigen, zu sehen, wie sich die Seele des Volkes in ihnen spiegelt, ihre ursprüngliche Form zu ermitteln. Einen eigentümlichen Reiz gewährt es besonders, die Wandlungen zu verfolgen, welche die äußere Gestalt der Familiennamen seit den Anfängen ihrer Entstehung, d. h. vom 12. Jahrhundert an, vielfach erfahren hat. Viele Namen sind für das ungeübte Auge des Laien zunächst nicht zu deuten, lassen sich aber mit Hilfe der Kenntnis der althochdeutschen Sprache und der jetzigen

deutschen Mundarten doch noch entziffern; andere sind dagegen im Laufe der Jahrhunderte so entstellt worden, daß ihnen selbst die Sprachforschung nicht beikommen kann. Ich gebe einige Beispiele von beiden Arten, indem ich mich wie in diesem Aufsatze überhaupt im ganzen auf Familiennamen beschränke, die in Wesel, der alten, jetzt aufblühenden Stadt im nördlichen Teile des deutschen Niederrheins, d. h. auf niederfränkischem Sprachgebiete vorkommen.[1])

Der in dieser Form unverständliche Name Hertrampf entstand m. E. aus dem althd. Namen Hartrand = Starkschild. Wemhoner ist aus dem Plattdeutschen zu erklären; es bezeichnet den Hüfner oder Bauer (hovener), der die wedeme oder weme, d. h. das Kirchengut bewirtschaftet. Der fast an den indischen Gott Mahadöh anklingende Name Mennenöh giebt die Herkunft aus dem Orte Mennenöhde in Westfalen an. Schnier ist niederfränkisch Schneider. Dem Namen Patschdieber sieht man es nicht sogleich an, daß er = Badstüber ist, und zwar in der Form, die der Aussprache der thüringischen Mundart entspricht. Folgende Weseler Familiennamen scheinen dagegen jeder einleuchtenden Deutung hartnäckig zu widerstreben: Arera, Dametzer (17. Jahrh.), Derdack, Gallas, Hespos, Hickethier, Kutterla, Tscheu, Unsenoß, Vernudeken (schon in Urkunden des J. 1392), Warzecha, Wingeleit, Wundrack, Zäser, Schruner, Skolmunt 1312, Skompernelle 1413, Snaperehse 1413. Es würde mir Freude machen, wenn es Lesern der Zeitschr. f. d. d. U. gelänge, diese Namen zu erklären.

Zu der in den bisher genannten Namen herrschenden Verwitterung gesellt sich nun aber in der Geschichte der Namenbildung ein entgegengesetzter Vorgang, der der Neubelebung. Häufig sucht nämlich das Volk dunkle Namen und unverständlich gewordene Lautbilder sich auf seine Weise mundgerecht zu machen, indem es sie bekannten Worten anähnlicht, um doch einen Sinn darin zu finden. Die sogenannte Volksetymologie, deren Walten in der deutschen Sprache von Andresen gründlich behandelt worden ist, zeigt sich also auch in der Namengebung. Das Volk hat eben das natürliche Bedürfnis, sich auch bei den Namen etwas zu denken, zumal nach seiner sinnigen Auffassung eine innere Beziehung, ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen dem Namen und seinem Träger besteht. So beruht die volkstümliche Deutung, Anlehnung und Umgestaltung der Namenformen auf dem inneren Drange nach Klarheit, Deutlichkeit und Verständlichkeit der Rede und auf dem gesunden Sprach-

1) Um kein falsches Bild entstehen zu lassen, nenne ich hier die nicht in Wesel vorkommenden Familiennamen, die ich zur Vergleichung und Veranschaulichung heranziehe. Es sind: Patschdieber, Kornbrust, Herrenkugel, Kleefisch, Niewerth, Austermühle, Kirschstein, Cast, Frühwein, Frohbein, Unschuld, Zutrauen, Guterding, Vierente, Pflaumbaum und Siebenhaar.

gefühl, das sich sträubt, Wörter als leeren Schall und die Namen als bloße Marken anzusehen. Nicht selten tritt in der Volksetymologie auch ein humoristischer Zug hervor. So schafft die sprachbildende Kraft des Volkes immer wieder neue Werte aus den früher geschaffenen, aber nicht mehr brauchbar erscheinenden und läßt neues Leben aus den Ruinen erblühen.

Man kann sechs verschiedene Klassen von Familiennamen unterscheiden, je nachdem zu dem ursprünglichen Rufnamen 1. ein zweiter, meistens den Vater bezeichnender Personenname altdeutschen Stammes hinzugefügt wurde, 2. eine Bezeichnung des Standes und Berufes, 3. eine kennzeichnende Eigenschaft, 4. eine Angabe der örtlichen Herkunft oder der Wohnung, 5. ein nichtdeutscher aus der Bibel oder von Heiligen entnommener Personenname, 6. ein fremdsprachiger Name anderer Art. Alle sechs Klassen sind der Volksetymologie unterworfen, besonders aber die Namen der ersten Klasse. In vielen Fällen läßt sich eine geradezu absichtliche Thätigkeit der Volksetymologie nicht verkennen, manchmal herrscht mehr der Zufall.

Ich nenne zunächst Namen der 2. bis 6. Klasse: Zu den Berufsnamen rechne ich Trost, Prost und Brost. Trost ist Drost (= Truchseß), die beiden anderen sind Propst (= propositus), das auch ein weltliches Amt bezeichnen konnte. So wurde aus kornbravest (= Kornpropst) Kornbrust. Wimmer ist der Widmer oder der Pächter des Widums oder Kirchengutes. Aus der alten Schreibung stalknecht wurde wohl nicht ohne Einfluß der Eitelkeit Stahlknecht statt Stallknecht. Krüger = Wirt ging unter Mitwirkung landschaftlicher Aussprache in das gemeinverständlichere Krieger über. Ein Beiname, der eine kennzeichnende Eigenschaft angab, ist z. B. Hastenpflug, ursprünglich ein von einem faulen Bauer gebrauchter Satzname „haß den Pflug", dann aber wohl mit hastig, hasten zusammengebracht. Die Namen Küchel, Kügel und Herrenkohl (anderswo auch Herrenkugel) kommen von der im Mittelalter üblichen Gugel (gugulus) = Kapuze.

Von Ortsbezeichnungen nenne ich folgende: Die Ortsnamen Ramsbeck (in Westfalen) und Lobeda (in Sachsen-Weimar) nahmen als Familiennamen die Formen Ramspeck und von Lobedank an. Aus Clevisch wurde Kleefisch, aus Hagenkamper (kamp = Feld) Hankamer, wobei man gewiß an den Hahnenkamm dachte. Der Name Schneemann hat ursprünglich nichts mit dem Schnee zu thun, sondern kommt von schnê = Schneide, Grenzscheide. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß man den Namen des regelmäßig bei meinem Vater antretenden Barbiers Niewerth (= Neuwerth oder Neuwerder) sich im Scherz durch die Umwandlung in Nilpferd nahezubringen suchte. Austermühle ist = aus

der Mühle. Familiennamen mit Präpositionen sind am Niederrhein überhaupt sehr häufig. Bemerkenswert ist hier der Name Fahnenbruch; er ist als Umdeutung oder verunglückte Verhochdeutschung der nicht verstandenen Form Vannenbruck anzusehen, die einfach niederfränkisch aus van den bruck (von dem Bruch) zusammengezogen ist. So kommt auch Thorbecke nicht von Thor, sondern ist das westfälische tor becke = zum Bache. Niederfränkisch würde es ter becke heißen. Bach war übrigens früher auch im Hochdeutschen weiblichen Geschlechts.

In Thomessen haben wir dagegen nicht die Präposition to, sondern eine mit sen gebildete Abkunftsform des biblischen Personennamens Thomas (= Thomassohn). Bast ist Überbleibsel von Sebastian, Kratz von Pancratius. Kloß kann die altdeutsche Koseform Chlodizo, aber auch Kürzung von Nikolaus sein. Balsam gehört wohl zu Balthasar und ist aus der ebenfalls vorhandenen Vermittelungsform Balsa gemacht. So ist aus Christian unter Vermittelung der Formen Kersten und Karsten einerseits Kirschstein, anderseits Cast hervorgegangen. Der oben erwähnte Name Brost kann auch Kurzform von Ambrosius sein. Zur Erklärung von Zander treten der griechische Name Alexander und der altdeutsche Sandher in Wettbewerb. Die Schreibung z für s ist echt niederrheinisch und holländisch.

Häufiger als in den Familiennamen der 2. bis 6. Klasse, von denen bisher die Rede war, zeigt sich die Volksetymologie in denen der 1. Klasse. Unter allen Familiennamen sind ja diejenigen, welche aus altdeutschen Rufnamen hervorgegangen sind, die zahlreichsten und die dunkelsten; viele von ihnen waren schon entstellt, bevor sie zu Geschlechtsnamen wurden. So ist es denn nicht zu verwundern, daß sich die Volksetymologie besonders dieser Klasse bemächtigt hat. Wie man nun in einem Palimpsest unter den deutlichen Schriftzeichen die verblichenen Züge der echten alten Handschrift entdeckt, so werden wir durch eine genauere Betrachtung der Familiennamen häufig in den Stand gesetzt, hinter modern aussehenden Namen ihre ursprüngliche Form zu erkennen und Blicke in eine ganz andere Welt der Namengebung, in die der alten doppelstämmigen deutschen Personennamen zu thun. So wurde Funswin = bereitwilliger Freund zu Fußbein und Fußbahn, das einfache funs zu Fues oder mit anorganischem t zu Fuest und Faust, Frowin = Herrenfreund zu Frowein, Frohwein, Frühwein und Frohbein, Winmann = befreundeter Held zu Weinmann, Volkrat = Berater des Volkes zu Vollrat. Die Endung wald = waltend wurde als Hauptwort Wald gefaßt, ging in halt und hold über oder wuchs mit dem Genetivzeichen s zusammen zu hals oder holz: Eiswald ist der des Eisens Waltende. Heimhalt entstand, vielleicht mit Anlehnung an Haushalt, aus Heimwald = der des Gehöftes oder des Heimes Waltende. Benhold ist = Berinwald,

mit Bärenstärke waltend, und Benholz ist die Genetivform dazu. Ebenso ist Mohrholz der Genetiv zu Morold oder Morwald — Fürst der Mohren. Die Familie Schmithals (1527 Smithals) deutet ihren Namen als Aufforderung an den Jäger: Schmit = triff den Hals und führt demgemäß ein Reh mit einem Pfeil im Hals als Wappen; in Wirklichkeit ist der Name Genetiv von Smidwald, des Schmiedens waltend. Strychwold ist wohl aus Stritwald — des Streites waltend entstanden und dann imperativisch gefaßt — durchstreiche den Wald; jetzt heißt der Name im Volksmunde mit ganz neuer Anlehnung verhochdeutscht auch Streichholz. Rohkohl hat weder mit roh noch mit Kohl etwas zu thun, sondern ist das althochdeutsche Rokwald = im Kriegsrufe gewaltig. Von Kohl ist wohl auch der Name Kohlwes beeinflußt; ich halte ihn für den Genetiv von Kolbe und dies für Kürzung von Godelbert oder Kolbert — durch Gott glänzend. Giebels läßt sich als Genetiv von Giebold = des Gebens waltend, freigebig ansehen. Wohlthat möchte ich nicht als Abstraktum deuten, weil solche unter den Familiennamen selten sind[1]); es ist wohl aus Waldhart = kühner Herrscher verderbt.

Hellebrandts und Hellewart hängen nicht mit der Hölle zusammen, sondern mit hild — Kampf. Herrgott ist wohl nicht als Ausruf zu fassen wie Waltsgott oder Jasomirgott, sondern als der alte Name Herigaud = Gotenkämpfer. Guthardt ist dagegen ursprünglich Gotthard — der durch Gott Kühne; Guterding ist die Abkunftsform dazu — Gottharding. Der Name eines altgermanischen Gottes steckt in Engbers, das von Ingobert kommt = wie der Gott Ingo herrlich.

Aus Isegrim — Eisenhelm wurde Eselgrim. Der zweite Bestandteil des Namens steckt auch in Grimme. Schönbrot kann auf Skonibert = von Schönheit glänzend zurückgehen. Den auffallenden Namen Eichentopf leite ich von Eckbod = schwertgewaltig oder Eckpott ab, das fälschlich als plattdeutsch angesehen und dann verhochdeutscht wurde. Heidenreich ist umgedeutet aus Heidrich — Ehrenreich; auf den Namen haid, der Würde, Ansehen bedeutet und jetzt nur noch als Ableitungsendung z. B. in Schönheit und Krankheit vorkommt, scheinen auch die Familiennamen Heiter, Heitzer und Heiß zurückzugehen. Schwieger wird meistens kein Verwandtschaftsname, sondern = Swindger oder Swidger, schnell mit dem Speere sein. In Dreibholtz ist kaum noch der Genetiv von Dragobald (Dreibold) zu erkennen, das nach Förstemann im Laufen kühn bedeutet. Lenferding hängt weder mit lehnen noch mit verdingen zusammen, sondern ist Abkunftsform des Vornamens Landfried.

1) Immerhin kommen z. B. vor Geselschap, Zutrauen, Unschuld, Boorgang und schon 1291 Ledechgand = Müßiggang.

Bierente ist nichts anderes als Berend, das aus Bernhard = bärenstark zusammengezogen ist, aber durch die Vorstellung des Bieres zur Entgleisung gebracht wurde. Biermann kann zwar den Bierwirt bezeichnen, ist aber wohl auch Bermann. Weißhun = wîshun, der weise Riese wird vom Volke als weißes Huhn gefaßt, ebenso Hünnecken oder Hühnchen. So wurde aus Hunher Hühner, und der Name Hühnemörder wird gewöhnlich Hühnermörder gesprochen. Düvel und Deubel sind verstümmelt aus Dietbold oder Teudebald = volkskühn. Hegenbarth ist kein Satzname, sondern = Haginbert, waldberühmt. Römer ist = Rodmar, hochberühmt, Zimmer = Sigmar, siegberühmt. Aus der niederrheinischen Rechtschreibung, die im Anlaut öfter z für s und qu für w einsetzt, erklärt sich auch der Name Quittmann, der mit Quitte zusammengebracht wird, aber = widmann, Holzmann ist.

Manche zweistämmige Vollnamen sind zusammengezogen. Auch auf solche hat sich die volkstümliche Erklärung erstreckt. Z. B. aus Ludfrid = Volksbefrieder wurde schon früh Luft, aus Schackhart = stark im Speerschwingen (vergl. den Namen Shakespeare) Schacht. Berend ist schon oben erwähnt.

Von den deutschen Vollnamen komme ich zu den Kurz- und Koseformen. Mehrere wie Faust, Grimme, Heiß, kamen schon vor. Hier füge ich noch einige hinzu, die jedenfalls durch willkürliche Umgestaltung der ursprünglichen Form bekannten Wörtern angeähnlicht wurden. Freida scheint ein Versuch, den für plattdeutsch gehaltenen Namen Frido, die einstämmige Kurzform zu Friedrich, zu verhochdeutschen. Schaaf scheint umgedeutet zu sein aus Skop, der zweistämmigen Kürzung von Skotbald = im Schießen kühn. Traum kommt von Trautmar. Hinkefent hat ursprünglich nichts mit Hinken zu thun, sondern ist = Hinko, der Knecht (plattd. vent). Liuzo und Ehrliko, die mit den Endungen izo und iko von liud (Volk) und erl (Fürst) gebildeten Verkleinerungsformen, entwickelten sich zu Liese und Ehrlich. Träger des Namens Pflaumbaum meinen, ihre Vorfahren hätten den Namen Blei getragen. Und in der That kann dies zu plumbum verlateint sein, das durch volkstümliche Erklärung in Plumbohm überging und sich dann zu Pflaumbaum verwandelte. Aber auch Blei wird nicht das Ursprüngliche sein, obgleich der Name Bley bereits 1365 in Wesel vorkommt; der Name wird auf den altdeutschen Stamm blid = froh zurückgehen.

Penning und Kindler sind Abkunftsformen von Benno = Berno und von Gundo (gund = Kampf). Bei ersterem dachte man an den Pfennig, der zweite entstand aus Gündler durch Anlehnung an Kind. Der Anlaut ist beide Male mundartlich beeinflußt.

Fremdartig berühren Namen wie Babilon, Cyrener und Plato. Aber auch sie sind deutsch. Der erste kommt von Babert (Babubert)

= kampfberühmt, dessen zweistämmige Kürzung Babo durch die kosende Endung ilo (vergl. Odilo, Godilo, Hezilo) zu Babilo wurde, das man dann durch Hinzufügung eines n dem Namen der alten Stadt Babylon anähnlichte. Cyrener scheint von Bibelkundigen, die an Simon von Cyrene dachten, aus dem Hauptworte Zerrenner gebildet zu sein, das den Hüttenarbeiter bezeichnet, der das Schmelzen des Eisens besorgt. Plato erkläre ich als mitteldeutsche Form für Baldo = kühn. Die Umstellung der Laute des Stammes bald findet sich z. B. auch in Humblot für Humboldt (vergl. Tremöhlen = Termühlen, Krebber = Körber, Vers = Fries). Der Name des griechischen Philosophen Plato hat dann vielleicht Einfluß darauf gehabt, daß sich die volle Endung der Kurzform erhielt, was übrigens auch in anderen Weseler Familiennamen der Fall ist, z. B. Otto, Thilo, Godo, Renno, Nebelo, Spiro.

Gelehrten Anstrich haben auch die Namen Pax und Crux, und jedenfalls werden viele, die sie gebrauchten, dabei an die lateinischen Wörter pax = Friede und crux = Kreuz gedacht haben. Aber ursprünglich ist Pax, das auch in der Form Bax (1528) vorkommt, der Genetiv der Schmeichelform Backo vom Stamme bad = Kampf und Crux der Genetiv der entsprechenden Form von hrod = Ruhm; aus Grudiko wurde Grucke (1308), Kruck (1571) und Krug. Der Genetiv Krucks wurde dann nach niederrheinischer Art mit x geschrieben, wie z. B. Hendrix = Hendricks.

Die meisten der besprochenen Namen sind durch absichtliche Volksetymologie umgestaltet, andere haben mehr zufällig in allmählicher sprachlicher Entwickelung solche Form angenommen, daß sie mit anderen Wörtern der Sprache zusammenfallen, was sodann für das Volk Grund war, sie in dieser Gestalt festzuhalten, in der sie zu seinem Sinne und zu seiner Phantasie sprachen. Zur letztern Art werden die meisten der folgenden Namen gehören, die ich nicht nach den Stämmen ordne, von denen sie thatsächlich abzuleiten sind, sondern nach den Begriffsgebieten, denen sie nach ihrer jetzigen Form anzugehören scheinen.

Ich beginne mit den Bezeichnungen für eine kennzeichnende Eigenschaft. Blaß kommt von bald, kühn; Groß, Groos, Grote, Rother, Rode kommen von dem Stamme hrod = Ruhm, der zu vielen Neubildungen geführt hat; Ewig ist Ewiko, von ewo = Gesetz, Harig = Hariko von har, Heer. Kurtz ist der zusammengezogene Genetiv von Kunrat = Berater des Geschlechts, das sicher schon früh: kühn im Rate gedeutet wurde. So werden auch Kühn und Kühne meistens nicht von kuon, sondern von kuni kommen. Wirth ist würdig, wert, Geißler = Giselher, edler Streiter.

Gefühle, Zustände und Thätigkeiten bezeichnen folgende Namen: Kummer, entstanden aus Kunimar, Groll = Hrodilo, Scherz von skar

= Schwert, Lob und Lauf von hlod = Ruhm, Rausch = Rodizo, Krieg = Hrodiko, Mode von mod = Mut, Wahl von wal, das z. B. in Walstatt und Walküre erhalten ist, Wandel von wandal = der Vandale.

Andere Namen gehen auf Körperteile: Herz von hard, kühn; Rumpf von hrom, Ruhm; Knoch von knot, Geschlecht; Barth von bercht, glänzend; Fell von falah, der Westfale. Beinicke und Behnicke sind an Bein angelehnt, kommen aber von berin = Bär.

Namen wie Hahn, Bock können ja die Bezeichnung von Tieren enthalten, besonders wenn sie ursprünglich Hausnamen waren, aber in den meisten Fällen sind sie anders zu erklären: Hahn = hagin, Hain; Bock von bod, Herr oder von burg; Mauß von mod, Mut; Spatz von spad, Schwert (Spazzo); Habig von had; Otter von ôd, Besitz; Robbe von hrôd; Hering (schon 1361 Heryne) von har, Heer; Roelvinck, das an Fink anklingt, ist Rudolfing. Baumotte hat ursprünglich nichts mit Motte zu thun, sondern ist der zusammengesetzte Name Baum-Otto.

In das Pflanzenreich begab sich die volkstümliche Erklärung mit den Namen: Rose, das eigentlich von hrod kommt; Pilz von bil, milde; Knolle von knot; Kern von ger; Kümmel von kuni. Tacke ist plattdeutsch Zacke, wird aber von dag = Tag, Glanz abzuleiten sein.

Werkzeuge, Geräte und sonstige Gegenstände: Stecken (schon 1349) ist Genetiv von Stacko, Stecke (schon 1328), das von stak, stechen kommt. Flöthe gehört zu flad, Schönheit; Stempel zu stam, Geschlecht; Knüppel und Knebel zu knôt; Klotz zu hlod; Tasche zu diot, Volk; Keil zu gail, froh; Kiel zu gisel = Geisel oder vornehmer Jüngling; Thür zu diur, teuer; Hendell zu hagin; Brill zu brittil, althd. = Zügel, es könnte allerdings auch aus Brühl = Bruch, Sumpf verderbt sein.

Zu dem schon genannten Penning kommen als Münznamen noch Heller von hild, Kampf und Schilling von Schild.

Als imperativische Namen wie Springinsfeld oder Thunichtgut faßte man wohl Greif und Brumme. Jenes, das in der niederdeutschen Form Gripe schon 1377 erscheint, kommt aber von Griffo (Stamm grim, Helm), und Brumme ist = Brummo von Brunmar, berühmt durch die Brünne oder den Panzer.

Zeitangaben enthalten nach der üblichen Auffassung die Namen May, Lenz, Hornung, Winter. Sie kommen aber von den Stämmen mag (Macht), Land, Horn und winid; Winter ist also der Wendenheld.

Von sonstigen Namen nenne ich noch folgende: Boden von bod, Herr; Asche von asc, Eschenspeer; Ruß von hrod; Winckels von win, Freund; Weiher von wig, Kampf; Nebel von nid, Neid, Kampfeseifer; Fleck von flad, Schönheit (vergl. Unflat). Sieben ist der Genetiv von Sibo, der zu dem Vollnamen Sigbert gehört. Echt niederrheinisch ist

aber der durch Hauptmanns Fuhrmann Henschel berühmt gewordene Name Siebenhaar; ich leite ihn nämlich von dem an der deutschen Grenze gelegenen holländischen Orte Zevenaar ab, der z. B. 1318 in der Form Sevenharen vorkommt.

Aus dem Gesagten ergiebt sich genugsam, daß eine große Zahl von Familiennamen ganz anders zu deuten ist, als es anfangs den Anschein hat, daß die Volksetymologie auch auf dem Gebiete der Namengebung von Wichtigkeit ist und daß sich die Sprache bei vielen Namen mehr als einmal schöpferisch erwiesen hat.

Sprechzimmer.

1.

Ein Vorfahr des „Freischütz"-Textes.

Vergl. Zeitschrift XV, 267 flg.

Der Text zu Webers Oper „Der Freischütz" ist bekanntlich 1817 von Friedr. Kind nach einer in dem von A. Apel und F. Laun 1810 bis 1812 in 3 Bänden herausgegebenen „Gespensterbuch" enthaltenen gleichbetitelten „Volkssage" gedichtet worden. Sonderbarerweise finden sich in einer Operette von C. F. Bretzner „Das wütende Heer oder das Mädchen im Turme" (1779 im 1. Bande seiner „Operetten" erschienen; Musik von Kapellmeister Schweitzer in Gotha) wichtige Züge und überraschende Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit Kinds Operntext; und es ist nicht ausgeschlossen, daß Kind bei der Abfassung des Textes von diesem Stücke beeinflußt war.

Einstmals, als Graf Konrad mit seiner Tochter Laura im Walde spazieren ging, wurde ihm die letztere vom wilden Jäger geraubt und in einen schauerlichen Turm gesperrt, der sich an einer wüsten und unheimlichen Stelle des Waldes befindet. Nachdem bereits viele junge Ritter bei dem Versuche, die arme Gefangene zu befreien, ihr Leben eingebüßt haben, entschließt sich Albert, ein junger Ritter, von Liebe zu dem Bildnis der Schönen entflammt, die wilde Schlucht aufzusuchen und das Wagnis auch zu unternehmen. Allen Bitten und Beschwörungen zum Trotz läßt er sich in seinem Entschluß nicht wankend machen. Der Beginn des zweiten Aktes führt uns an die schaurige Stelle, der Mond bescheint den alten hohen Turm, aber als Albert und sein Waffenträger Robert auftreten, verdunkelt sich der Mond, und der Turm wird ihnen durch vorgelagerte Wolken unsichtbar. Es erhebt sich ein lauter Sturm mit Donner und Blitz; unter wildem Gewirr, dumpfem Geheul, Hundegebell und Hörnergebläse hört man den schauerlichen Gesang der vorüberziehenden wilden Jagd. Es wird wieder ruhig, und eine von ferne

geisterhaft erklingende milde Stimme verkündet dem Ritter, auf welche Weise er Laura befreien könne. Er müsse noch diese Nacht in der zwölften Stunde durch einen Ehemann, der sich glücklich wähnt, während ihn sein Weib eben hintergeht, eine schneeweiße Taube fangen lassen; wenn er dieser dann zwei schneeweiße Federn ausreiße, werde er mit ihnen das Schloß der Turmthüre aufschließen können. Da der Waffenträger Alberts ein Hahnrei ist, so erfüllt sich alles gut und richtig; Albert befreit die Grafentochter und bringt sie in ihr Vaterschloß zurück. Aber kaum ist sie dort, so erstarrt sie zur marmornen Statue. Außer sich vor Verzweiflung darüber, will Albert die Taube, auf die er alle Schuld schiebt, töten; aber als er dem Tier zwei Stiche versetzt hat, gewinnt Laura Leben und fällt ihrem Vater selig um den Hals. Zum Schluß ist natürlich Hochzeit.

Wir haben hier also Aufsuchen der schauerlichen Stelle im Walde zur Mitternachtszeit, Vorüberziehn des wilden Jägers, schließlich die Mitwirkung der weißen Taube, — alles, obwohl ganz verschieden verwendet, wesentliche Ingredienzen der Erzählung im „Gespensterbuch". Allein Bretzners Operette enthält noch manches, was direkt, manchmal sogar nahezu wörtlich, an Kinds Operntext erinnert. Dem Gesang des wilden Heeres, das bei Kind nicht wie im Gespensterbuch aus einem sechsspännigen Wagen besteht, sondern genau wie bei Bretzner aus dem hinter der Scene singend vorbeirasenden ganzen Jagdgefolge:

Durch Berg und Thal, durch Schlucht und Schacht,
Durch Tau und Wolken, Sturm und Nacht!
Durch Höhle, Sumpf und Erdenkluft!
Durch Feuer, Erde, See und Luft!
Jaho! Jaho! Wau! Wau!

entspricht bei Bretzner der folgende, freilich recht plumpe „Gesang" des wütenden Heeres:

Heraus, o wütend Heer', zur Jagd!
Es tönt die Stunde der Mitternacht;
Tara, hussa, tara!

Durchschneidet im Sturme die Lüfte,
Rast über Wälder und Klüfte',
Macht fürchterliches Jagdgeschrei:
Hau, ho, hurra, ho!

Es kommt, es kommt das wilde Heer
Schrecklich mit Donner und Blitzen einher;
Tara, hussa, tara!

Durchsauset im pfeifenden Winde
Die Wüsten, die Berge, die Schlünde;
Führt Grausen und Schrecken herbei:
Hau, ho, hurra, ho!

Eine Figur, von welcher die Erzählung im „Gespensterbuch" nichts weiß, ist der Eremit, welcher bei Kind als Berater der Agathe und schließlicher Schlichter des Streites erscheint. Bei Bretzner gedenkt der Kammerdiener des Grafen eines in der Nähe lebenden Wahrsagers, der die wunderbare Rettung Lauras prophezeit habe, als eines „alten, ehrwürdigen Mannes mit einem großen grauen Barte". Nicht zu sprechen davon, daß, entsprechend Kinds Terzett „Wie! Was! Entsetzen! Dort in der Schreckensschlucht!", bei Bretzner die folgende Stelle: Rosina: „Will mit Gewalt in den Wald; will das Fräulein erretten —

zugleich { Robert: In den Wald? — ich bin verloren!
Oswald: In den Wald? — seinem Tod entgegen?"

mit sich daran anschließendem Terzett:

„O könnten Thränen,
Bitten und Flehen
Retten, ihn retten vom Tod u.s.w.

sich vorfindet; was soll man sagen zu einer Übereinstimmung wie derjenigen der beiden folgenden Stellen:

In Bretzners Operette:

Robert: Ha! mit leichten Füßen springen
Wir durchs Leben froh dahin;
Tändeln, schäkern, lachen, singen
Sorglos unsre Stunden hin!
Keine Grillen, keine Plagen
Fühlt das junge Köpfchen nie,
O des Glücks in jenen Tagen!
Doch wie bald verschwinden sie!

Man vergleiche damit die bekannten schelmischen Worte Annchens

„Grillen sind mir böse Gäste!
Immer mit leichtem Sinn
Tanzen durchs Leben hin,
Das nur ist Hochgewinn —
Sorg' und Gram muß man verjagen!"

Ohne daß es hier nötig wäre, auf das Verhältnis der Operette Bretzners zu der Erzählung des „Gespensterbuches" einzugehen, steht es wohl nach dem Gesagten ziemlich fest, daß Kind von dem „Wütenden Heer" bei der Verfertigung seines Operntextes willkürlich oder unwillkürlich beeinflußt worden sein dürfte. Er hat das Stück Bretzners, der ein vielschreibender Leipziger Kaufmann gewesen ist, und dessen Schau- und Singspiele sich seinerzeit großer Beliebtheit erfreuten (er ist auch der Dichter des von Mozart komponierten Textes „Belmont und Constanze oder die Entführung aus dem Serail"), jedenfalls gekannt und sich desselben bei Gelegenheit seiner Arbeit für Weber erinnert.

Wien. **Egon v. Komorzynski.**

2.

Drogue und Drogist.

Unter denjenigen Wörtern, die aus dem Deutschen in das Französische übergegangen und später in ihrem fremden Gewande in die Heimatsprache zurückgekehrt sind, und die dann den Charakter des Fremdwortes so leicht nicht wieder verlieren, wie bivouac (biwak), bresche, boulevard, fauteuil, quai u. a., wird gewöhnlich auch das Wort drogue (Droge) genannt, indem die Herkunft von ndd. droog (trocken) zu Grunde gelegt wird.

Ein starker Zweifel an der Richtigkeit dieser Ableitung steigt aber sofort auf, wenn man erwägt, was alles mit dem Worte Drogen bezeichnet wird. In dem Sinne von „Arzneimitteln", den es ursprünglich zu haben scheint, begreift es doch sicherlich ebenso viele flüssige wie trockene Stoffe in sich, und in der mittelalterlichen Medizin haben die Tränkchen und Säftchen ohne Zweifel den ausgedehnteren Raum eingenommen. In der eingeschränkten Bedeutung „Gift", in der z. B. Shakespeare das Wort drug öfters gebraucht, liegt entschieden die Vorstellung des Flüssigen dem allgemeinen sprachlichen Empfinden näher als die des Trockenen.

Mit Recht finden wir daher auch in mehreren Wörterbüchern die angegebene Ableitung von droog als fraglich hingestellt. F. Kluge, in seinem etymologischen Wörterbuch, fügt außerdem die Bemerkung hinzu, daß sachliche Gründe auf den Orient als Ursitz des Wortes hinweisen.

Nun finde ich in dem III. Bande der Steinhausenschen Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte, „Arzt und Heilkunst in der deutschen Vergangenheit", eine Erklärung des Wortes, die sich mit letzterer Vermutung Kluges berührt. Danach kamen vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien die orientalischen Arzneistoffe fast durchweg über Venedig nach Europa, und die wichtigste Rolle spielten für die mit diesen Stoffen handelnden Kaufleute die zur Bereitung des Theriaks, jenes mittelalterlichen Universalmittels, dienenden trochisci de viperis. Trochiscus, griech. τροχίσκος, bezeichnet ursprünglich ein kleines Rad, dann so viel wie Pille, Seifenkugel, und ist ein terminus technicus der Pharmakologie jener Zeit. Hiernach sollen die betreffenden Händler den Namen Trochisten oder Drogisten bekommen haben. Da der Verfasser des Werkes (H. Peters) Belege für die Anwendung dieses Wortes nicht beibringt, so läßt sich vom sprachlichen Standpunkte über die Richtigkeit oder Anfechtbarkeit seiner Behauptung nichts sagen. Immerhin ist es ein Erklärungsversuch, der vieles für sich hat und wenigstens die sachlichen Schwierigkeiten beseitigt. Die Rückableitung des Wortes drogue von drogist, auf die man in diesem Fall angewiesen wäre, will allerdings wenig einleuchtend erscheinen.

Vielleicht gelingt es, über diesen Punkt Klarheit zu schaffen, wenn derselbe dem ausgedehnten Leserkreise dieser Zeitschrift zur Meinungsäußerung vorgelegt wird.

Cuxhaven. Dr. **W. Holzgraefe.**

3.

a) Jahrgang 14, S. 465/466 ist die Verwendung der Form „sich" in Bezug auf die 1. Person der Mehrzahl besprochen, und es sind dabei ähnliche Beispiele aus dem Griechischen gegeben. Auch dem Lateinischen ist diese Erscheinung nicht ganz fremd: es bezeichnet suus in der Rechtssprache allgemein den Besitz, auch den der 1. und 2. Person, z. B. si sui iuris sumus (Dig.). Vergl. Schmalz in J. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II.

b) Auf S. 467 desselben Jahrgangs ist ein Fall dreimaliger Verwendung von „nachdem" im Sinne von „da", „weil" erwähnt.

Es scheint dieser Gebrauch dem Südosten des deutschen Sprachgebiets anzugehören; er taucht indes gelegentlich auch anderwärts in der Schriftsprache auf, weshalb z. B. Wustmann lebhaft davor warnt.

Was an diesem landschaftlichen Gebrauche ganz besonders auffällt, ist die Verbindung jenes „nachdem" mit dem Präsens und Präteritum, selbst da, wo der Sinn wirklich präsentisch oder präterital ist, z. B. „Nachdem es regnet, bleiben wir zu Hause. Nachdem es regnete, blieben wir zu Hause".

Ohne diesen Widerspruch mit der gewöhnlichen Zeitgebung wäre die in jenem Provinzialismus zu Tage tretende Entwickelung von der temporalen zur kausalen Bedeutung unanfechtbar: sie stünde auf demselben Boden wie die jener zwei andern Bindewörter, „da" und „weil".

Wenn man also schriebe: „Nachdem du (einmal) A gesagt hast, mußt du auch B sagen", so dürfte gegen diese Verwendung von „nachdem" nichts einzuwenden sein, — und doch ist es begründend oder steht wenigstens auf der Grenze zwischen zeitlicher und begründender Bedeutung.

Nicht unwesentlich wäre es für die Beurteilung jenes „nachdem" des Südostens, wenn man einen Einblick in die geschichtliche Entwickelung desselben gewinnen könnte. Ob dies wohl schon versucht worden ist? Zu einer rein theoretischen Erklärung aber wäre jedenfalls eine Reihe von drei selbständigen Sätzen zu bilden. (Vergl. Behaghel, Die deutsche Sprache.)

Für das oben benutzte Beispiel nun würde sich etwa folgendes ergeben:

1. Draußen ist alles naß.
2. Nach dem (= demnach) regnet es.
3. So bleiben wir zu Hause.

Wäre diese Zerlegung richtig, so würde sich weiter ergeben: 1. daß dem kausalen „nachdem" des Südostens das temporale vielleicht gar nicht unmittelbar zu Grunde liegt, und 2. daß somit die Verbindung jenes „nachdem" mit dem Präsens und Präteritum zwar uns auffällig, aber keineswegs so regelwidrig wäre, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. —

Anziehend ist es übrigens, gelegentlich zu hören, daß schon im Altlateinischen postquam auch kausal gebraucht worden ist; so steht bei Plautus: abeo ab illis, postquam video sic me ludificarier. (Vergl. Schmalz a. a. O.)

Die Volkssprache scheint diesen Gebrauch dauernd beibehalten zu haben, wenn anders der Umstand, daß heute im Französischen puisque nur kausal ist, diesen Schluß zu ziehen erlaubt.

c) Endlich wird auf S. 467 einer Eigentümlichkeit C. F. Meyers in der Anwendung des Konjunktivs gedacht. Dieselbe Besonderheit ist mir vor einiger Zeit öfters in Hauffs Lichtenstein aufgefallen, wo man z. B. liest: „Boten ... kamen und gingen, ohne daß der Ritter seinem Gast eröffnete, was sie gebracht haben." Vielleicht darf man hierin den Einfluß der Heimat der beiden Dichter erkennen. Denn während in unserm heutigen Hochdeutsch ein Schwanken zu bemerken ist — da man nämlich zwar im ganzen den Conjunct. Präsentis vorzieht, aber jedenfalls zum Conjunct. Präteriti greift, um deutlich zu sein —, haben sich die Dialekte für den einen oder andern Konjunktiv entschieden, so das Alemannische für den des Präsens. (Vergl. Behaghel a. a. O.)

Karlsruhe. Prof. **Meidel.**

Robert Petsch, Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmann, 1900. XI und 85 S. 8°.

Bisher hat man sich nahezu ausschließlich mit dem stofflichen Inhalte der Volksmärchen beschäftigt und die Verbreitung und Entwickelung gewisser Grundmotive, sowie deren Verknüpfung eingehend behandelt, dagegen ist der äußeren Form, in der sich die Märchenstoffe bei den einzelnen Stämmen und Völkern darbieten, dem Stil, der Art des Vortrages noch geringe Beachtung geschenkt worden. Robert Petsch unternimmt deshalb mit seiner Arbeit etwas — in so weitem Umfange wenigstens — noch Unversuchtes. Er findet, daß der Stil das Volkstümlich-Nationale am Märchen ist und eine umfassende Vergleichung stilistischer Merkmale als Endergebnis wertvolle völkerpsychologische Erkenntnisse erzielen muß. Nur dann aber kann eine solche Durchforschung den gewünschten Erfolg haben, wenn sie sich auf ein weitschichtiges

Material stützt; und in der That, dieser Anforderung genügt Petsch durchaus. Nicht bloß die Fülle und gewissenhafte Benutzung der herangezogenen Litteratur giebt der Untersuchung Bedeutung, sondern auch die sorgfältige Ausscheidung einer Anzahl bekannter Märchensammlungen, deren Erzählerton nicht volkstümlich ist. Anerkannt tüchtige Stoffsammlungen wie die eines Grundtvig und Friedrich S. Krauß glaubt der Verfasser aus diesem Grunde außer Betracht lassen zu müssen. Ob er in Bezug auf den letzteren recht gethan hat, möchte man ein wenig bezweifeln. Als Ganzes verdient das Werk Krauß' über Sagen und Märchen der Südslaven gewiß nicht, einer stilistischen Untersuchung der Märchen zur Grundlage zu dienen, allein die Quellen, aus denen Krauß schöpft, sind zum Teil so klar, daß sie wahrhaft erfrischenden Trunk liefern, und der Herausgeber hat in den ausführlichen Einleitungen zu den beiden Bänden Rechenschaft über die Herkunft der mitgeteilten Geschichten abgelegt.[1]) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß manche der unbeanstandet aufgenommenen Märchensammlungen die Benutzung noch weniger verdienen. Peinlich genaue Wiedergabe des Gehörten, wie sie sich beispielsweise der bretonische Volksforscher Luzel zur Pflicht machte, ist eine Forderung, die erst in jüngerer Zeit als bindend angesehen wird. Bei solchem Stande der Dinge hat der Ergründer des Märchenstils gelegentlich auf schwankem Boden zu bauen, und daher mag es wohl kommen, daß er das Gefühl der Unsicherheit nicht ganz los wird. — Nicht dem Stil des Märchens überhaupt widmet Petsch seine Untersuchung, sondern nur dem des Märchenschlusses; das Ende ist ja häufig das Wichtigste am Erzeugnis der Volkspoesie. Mit sicherem Blick entdeckt der Verfasser fünf Hauptarten des Märchenschlusses; er unterscheidet den nackten, den fortführenden, den zusammenfassenden, den rein äußerlichen und den persönlichen Schluß; doch erkennt er wohl, daß eine Schematisierung nicht am Platze ist und daß sich Übergänge und Verbindungen in Menge finden. Es ergiebt sich eine Zweiteilung dieser Gruppen in solche Schlüsse, die im Stoffe selbst begründet sind, und solche, in denen zum Gegenstande etwas Äußeres hinzugetragen wird. Der nackte Schluß bezeichnet diejenige Märchenform, in der die höchste Steigerung des Anteils mit dem Ende unmittelbar zusammenfällt. Viel häufiger kommt der sogen. fortgeführte Schluß vor, den das Volk darum begehrt, weil es vom ferneren Geschick des Helden etwas wissen möchte.

In eine andere Richtung wird das Interesse der Zuhörer durch den zusammenfassenden Abschluß gelenkt, den man wohl als rückwärts-

1) Nach einer mündlichen Mitteilung des Herrn Dr. Friedrich S. Krauß sind gerade die Schlüsse seiner Märchen durchaus echt. Die weiter unten angedeutete Zusammenstellung mit den Endformeln einiger Zigeunermärchen beweist das auch.

schauenden dem fortgeführten oder vorwärtsblickenden entgegensetzen könnte. Nicht selten legt das Volksmärchen diese Rückschau dem Helden in den Mund, ein beliebtes Mittel dieser Endform ist auch die Anwendung des Sprichwortes. Damit wird zugleich ein Urteil über die erzählten Begebenheiten gefällt. Die vierte Gruppe von Formeln enthält die Ankündigung, die Geschichte sei zu Ende. Manchmal führt der Wunsch nach einem guten Abgang zur Anwendung eines Reimes, und um Reimes willen wird wohl ein ganz fremdes Element in den Schluß eingefügt. Das fünfte Kapitel bilden die persönlichen Abschlüsse. Da spricht sich der Erzähler über die Glaubwürdigkeit des Berichteten aus, macht sich, um die Geschichte als wahr hinzustellen, selbst zum Teilnehmer an der Handlung, oder er vergleicht den Ausgang des Helden mit seiner eigenen Lage oder der seiner Hörer, wobei häufig der Wunsch maßgebend ist, eine Belohnung für das Vorgetragene zu erhalten; schließlich kommt auch ein Zwiegespräch des Erzählers und des oder der Zuhörer, ein sogen. dialogischer Schluß vor.

Die völkerpsychologischen Folgerungen aus der Untersuchung deutet der Verfasser oft mehr an, als daß er sie zieht; und er thut gut daran, schon deshalb, weil, wie oben erwähnt wurde, das Material nicht immer zuverlässig ist. Gerade in der weisen Vorsicht zeigt sich der erfahrene Volksforscher. Durch die kleine Schrift verstreut finden sich äußerst wertvolle Beobachtungen. So sind (S. 23 u. 25) bezeichnende Eigentümlichkeiten des keltischen Märchens angeführt, so wird die Bemerkung gemacht, daß namentlich in Norddeutschland der versöhnende Märchenschluß sich der Beliebtheit erfreut (S. 7, 16, 17), daß man in Litauen Ausgänge mit direkter Rede bevorzugt (S. 27), daß das Ende mit der Heimkehr des Helden für die Tataren Sibiriens und die Kurden im alten Assyrien bedeutungsvoll erscheint (S. 29, 31), daß die Tiroler Märchen gern moralisieren (S. 40 Anm.), daß der rückschauende Schluß, in dem der Held selbst die Hauptbegebenheiten noch einmal an dem geistigen Auge der Zuhörer vorüberziehen läßt, bei den Slaven häufig vorkommt (S. 49), daß Schlußreime ohne Zusammenhang mit dem Erzählten namentlich in Frankreich auftreten; es wird auch der Unterschied zwischen orientalischer und abendländischer Poesie- und Weltauffassung gestreift (S. 65 flg.), über den soeben Prof. Paul Barth in seinem für Lehrer und Erzieher beherzigenswerten Aufsatz über die Märchensammlung Tausend und eine Nacht goldene Worte gesagt hat (Neue Jahrbücher für das klass. Altertum und für Pädagogik, herausg. von Ilberg u. Richter, 1901, Heft 1).

Die Schrift liefert also reiche Ergebnisse, und es ist nur zu wünschen, daß die Forschung auch auf andere Gebiete des Märchenstils

ausgedehnt werde. Daß Petsch die Fähigkeit dazu besitzt, den Stoff in weiterem Umfange zu bearbeiten, hat er hinlänglich bewiesen. Freilich dürfte es sich empfehlen — der Unterzeichnete teilt in dieser Hinsicht den Standpunkt von Friedrich S. Krauß —, mehr, als das geschehen ist, die statistische Seite der Angelegenheit ins Auge zu fassen. Zahlenangaben würden manche Behauptung besser erhärten.

Ein paar Nachträge sind gewiß nicht unwillkommen.

So ganz vereinzelt, wie Petsch meint (S. 14), steht die thüringische Parallele zu dem Volksliedmotiv der aus Gräbern hervorsprossenden Blumen nicht da. Heißt es doch in den Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner, herausgegeben von Heinrich von Wlislocki, Berlin 1886, einer Sammlung, die der Verfasser merkwürdigerweise nicht heranzieht, auf Seite 87: Das Mädchen kam nie mehr zum Vorschein; auf dem Grabe ihres Bräutigams wuchsen aber eine Rose und eine Nelke, die jedesmal um Mitternacht wie lauteres Gold glänzten. Die Leute sagten, die Rose sei der Bräutigam, die Nelke aber sei Linka, die Braut. (Vergl. auch Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, I, Nr. 648.) An die zahlreichen Sagen und Märchen von verschlungenen Bäumen, die über den Gräbern Liebender wachsen, hat Petsch wohl absichtlich nicht erinnert. Ein bezeichnendes Beispiel für die Form, daß der Held selbst mit Nutzanwendung die Geschichte im fortführenden Schlusse berichtet, enthalten die Contes du pays d'Ardennes von Albert Meyrac (gleichfalls von Petsch nicht benutzt): Mais jamais Brise-Barrière ne voulut pas se séparer de sa bonne canne de cinq mille livres. Il lui donna la place d'honneur, et chaque fois qu'il la montrait à ses fils, il leur disait: — Apprenez, mes enfants, qu'avec le courage et la force on arrive à tout, mais que les gens efféminés et paresseux n'arrivent à rien. Eine Form des fortführenden Schlusses ist diejenige, in der vom Erzähler seine Unkenntnis des ferneren Schicksals seines Helden ausgedrückt wird. Der Verfasser hätte dabei eine Unterart beachten sollen. Es geschieht nämlich nicht ganz selten, daß das Märchen etwa folgendermaßen endet: Wenn unser in den Besitz von Glücksgütern gelangter Held von diesen Gütern rechten Gebrauch gemacht hat, dann dürfte er sich noch heute wohl befinden. Beispiele dafür sind: Je n'ai pas eu depuis de leurs nouvelles, ni de celles de leurs descendants; mais si l'oie et le bâton fées sont toujours dans leur famille, nous pouvons être sans inquiétude sur leur sort. (Luzel, Contes et légendes des Bretons armoricains = Nouvelle biblioth. pop. Nr. 448, S. 360). — Und vielleicht leben sie auch jetzt noch, wenn ihnen das Wasser aus der Flasche nicht ausgegangen ist (Wlislocki S. 53). Die vierte Art der Schlußformeln zeigt noch viel

mehr Mannigfaltigkeit, als man nach Petschs Ausführungen glauben möchte. Die folgenden Wendungen seien als eigenartig verzeichnet. Wlislocki 55: Da ließ die Frau die böse Stiefmutter töten und nahm die Maid an Kindesstatt an,

Und hier ist das Märchen zu Ende,
Lauf' zum Teufel behende!

92: die nun seine Frau wurde und mit ihm

Viele Jahre lebte in Saus und Braus,
Und nun ist dieses Märchen aus.

(Ähnlich Krauß I, 448). 125:

Meine Geschicht' ist aber aus.
Teufel lad' Euch zum Hochzeitsschmaus.

Völlig unvermittelt schließt sich z. B. die Wendung an:

La nuit venait,
Le coq chantait,
Et le conte s'achevait.

(Sébillot, Litt. orale de l'Auvergne S. 41). Beachtung verdienen wallonische Formeln (vergl. S. 75), die ganz ohne Zusammenhang mit dem Märcheninhalte sind. Eine der beliebtesten lautet in einfachster Gestalt: Là-dessus, j'ai acheté un chien de deux liards, je suis monté sur sa queue, mais sa queue a rompu, et je suis tombé à bas (Wallonia III, 188, vergl. auch I, 159), oder erweitert: Alors, j'ai acheté un petit chien de deux liards, et je me suis assis dessus. Sa queue a cassé, j'ai mis mon doigt à la place, et je suis retourné ainsi jusqu'à ma maison (Wallonia IV, 99, 156), oder noch verlängert (Wallonia I, 13) und in 3. Person: Et alors il prit un petit chien de deux liards avec une queue et un derrière de verre; il est monté sur la queue, elle s'est brisée; il est monté sur son derrière, il s'est encore brisé:

Il a pris une feuille de papier,
Et il est revenu à pied
Tout seul
Comme un gueux.

Eine andere Form auf wallonischem Boden heißt:

Et voilà la fable finie.
(Pan sur le seuil:)
Vous mangerez l'écale, et moi, l'œuf.

(Wallonia II, 118, III, 79, 184, V, 61). Oder der Erzähler berichtet, wie er hinter der Thür gelauscht habe, als sich die unangenehme Schlußwendung des Märchens vollzog. Da habe er Furcht bekommen und sich schleunigst auf- und davongemacht (Wallonia II, 217, III, 161). Die eben erwähnten Formeln sind fast sämtlich solche von der fünften Gruppe.

Es mögen noch einige dieser Abteilung angehörige folgen. Wahrheits- und Unwahrheitsversicherungen: Voilà comment je l'ai toujours entendu raconter. Mais si cela était vrai hier, il l'est encore aujourd'hui (Wallonia III, 42). Das geschah in jenem Jahre, als ich noch nicht auf der Welt war (Krauß II, 87). Eine Lüge habe ich gehört, eine Lüge erzählt, und Gott schenke Dir Freuden! (Krauß I, 469, Verbindung von Formel IV und V). Spuck' aus und sag', es ist nicht wahr! (Krauß II, 128). Ja, ich sage die heilige Wahrheit (Krauß II, 382). Der Erzähler will bei dem Abschlusse der Ereignisse dabei gewesen sein: — feierten ihre Hochzeit 90 Tage lang, und als ich am 89. Tage auch zugegen war, erzählten sie mir ihre Geschichte (Wlislocki 47, vergl. ebenda 35 und Krauß I, 202, 208, 282, 288, 314, 392; II, 97, 180); er ist von dem Helden sogar beauftragt worden, die Thatsachen weiter zu berichten: Les noces furent magnifiques. J'y étais, et c'est Constant lui-même qui m'a chargé de venir vous dire combien il avait été heureux d'épouser sa belle princesse (Meyrac 44). Er rechnet auf die Freigebigkeit seiner Hörer: Ich spielte auf ihrer Hochzeit meine schönsten Lieder und bekam dafür zwei Dukaten; gebt Ihr mir wenigstens zwei Kreuzer, so will ich Euch ein noch schöneres Märchen erzählen (Wlislocki 121). Die Geschichte hat sich eben erst zugetragen (vielleicht zur IV. Form zu stellen): und weil sie eben gestern gestorben sind, so endigt auch mein Märchen (Wlislocki 24). Der Erzähler wünscht sich ein gleiches Los wie sein Held oder will dessen That nachahmen: Wenn ich meinen alten Klepper auch mit solchen Hufeisen beschlagen könnte, würde ich gewiß nicht mit Euch herumwandern und Euch jeden Abend Geschichten erzählen müssen (Wlislocki 73). Wenn ich auch so ein Vöglein hätt', würde ich Euch gar gute Speisen vorsetzen können, so aber müßt Ihr Euch mit dieser Geschichte zufrieden geben (Wlislocki 124).

Und nun, Ihr Menschen groß und klein,
Hier ist des Märchens Ende!
Dir möcht' es recht willkommen sein,
Wenn ich solch' eine Feder fände. (Wlislocki 118.)

(Typus IV und V verschmolzen). Wenn ich meinen Tod spüre, gehe ich auch in das Land, woher ich dann wieder gesund und geheilt heimkehren werde (Wlislocki 13).

Äußerst mannigfaltig sind, wie man gesehen hat, die formelhaften Schlüsse der Volksmärchen. Die fünf Hauptformen Petschs aber leisten für eine Anordnung wirklich gute Dienste.

Nach Ansicht des Berichterstatters lassen sich auf dem eingeschlagenen Wege noch viel wertvollere Ergebnisse erzielen. Es erscheint ihm zweckmäßig, eine beschränkte Anzahl weitverbreiteter Märchen nicht bloß

stofflich, sondern zugleich ihrem Stile nach bei den verschiedenen Völkern zu vergleichen. Lernt man kennen, wie sich unter anderen Verhältnissen Stoff und Form umwandeln, so hat man für die Völkerpsychologie außerordentlich viel gewonnen. Gewand und Körper dürfen aber dabei nicht voneinander getrennt werden; es ist nötig, für die kleine Auswahl von Volksmärchen, die man der Untersuchung zu Grunde legt, die Forschung von vorn zu beginnen und die Ergebnisse der vergleichenden Stoffgeschichte für diesen Zweck nur insofern zu benutzen, als man die reichen Litteraturquellen ausschöpft. Ob durch eine vergleichende Betrachtung von Form und Inhalt gewisser überall lebender Märchen nicht auch die so oft gestellte und eigentlich noch nie befriedigend gelöste Frage nach der Herkunft der Märchengebilde der Beantwortung näher gebracht werden kann, ist zunächst nicht abzusehen. Es wäre zu wünschen, daß man solche stofflich-stilistischen Untersuchungen auch auf Sagen und Legenden ausdehnte. Auch dabei würden einige gut ausgewählte Typen als Unterlage zu wertvollen völkerpsychologischen Ermittelungen genügen.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Kleine Mitteilungen.

Bayerischer Deutschphilologenverband. Zu Beginn des laufenden Schuljahres trat auf Anregung von seiten des Herrn Rektors Dr. Krallinger eine Anzahl von Lehrern der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie an bayerischen Mittelschulen in München zusammen und gründete den „Bayerischen Deutschphilologenverband". Den Namen wählten sie, wie das ja auch die Altphilologen thun, von dem Hauptgegenstand ihrer Staatsprüfung, der Verband sucht jedoch die drei Lehrfächer, die seinen Mitgliedern anvertraut sind, deutsche Sprache, Geschichte und Erdkunde, und überdies die besonderen Standesangelegenheiten dieser Gruppe von bayerischen Mittelschullehrern nach Kräften zu fördern. Die allgemeinen Standesangelegenheiten strebt er im Einvernehmen mit dem „Bayerischen Realschulmännerverein" zu vertreten, den er als eine unentbehrliche Vereinigung sämtlicher Standesgenossen an den realistischen Mittelschulen Bayerns ansieht. Die regelmäßige Hauptversammlung des Verbandes findet im Anschluß an die Generalversammlung des Bayerischen Realschulmännervereins, mithin alle 2 Jahre, statt, die erste also zu Ostern 1901 in Bamberg. Anträge, welche auf die Tagesordnung einer Hauptversammlung gesetzt werden sollen, sowie Vorträge für eine solche wollen spätestens 4 Wochen vorher der Vorstandschaft angemeldet werden. Als Mitglieder können dem Verbande beitreten alle für das Lehramt in deutscher Sprache, Geschichte und Geographie an höheren Lehranstalten in Bayern geprüften Lehrer. Der Verband erfreut sich bereits einer Anzahl von 170 Mitgliedern und 16 Ehrenmitgliedern (Professoren der Hochschulen von Erlangen, München und Würzburg). Anfragen wie sonstige Zuschriften sind erbeten an den derzeitigen 1. Vorsitzenden, Dr. Hermann Stöckel, Kgl. Gymnasialprofessor am Realgymnasium zu München, Thierschstr. 51/III.

Zeitschriften.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. VII. Band, 4. Heft. Inhalt: Des Trinkers fünf Gründe. Von Johannes Bolte in Berlin. — Zu den Quellen der „Gesichte Philanders von Sittewald" von Moscherosch. Von Adolf Hauffen in Prag. — Ein Gedicht von Pyra. Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin. — Ein Brief Wielands an Lavater. Mitgeteilt von Paul Leverkühn in Sophia. — Ein Faustschema. Mitgeteilt von Max Morris in Charlottenburg. — Uhlands „Speerwurf". Von Oswald von Zingerle in Czernowitz. — Ein Schauerroman als Quelle der „Ahnfrau". Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie. Von Ludwig Wyplel in Wien. —. Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes. Mitteilungen von Robert Hallgarten in München. II. — Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten. Von Heinrich Kraeger in Berlin. III.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 3. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Richter, Die abstrakten Vorstellungen (Schluß). — Hecke, Die neuere Psychologie in ihren Beziehungen zur Pädagogik. (Forts.)

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VIII. Band, Heft 2 und 3. Inhalt: Kulturbilder aus der Zeit des untergehenden Roms. Vom Pastor Dr. H. Mauersberg in Rothenfelde. — Ein Jenaer Schützenfest im Jahre 1490. Von Dr. Ernst Devrient in Jena. — Kleine archivalische Beiträge zur Kenntnis der deutschen Agrarverhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. II. Vom Direktor Dr. Ed. Otto in Offenbach a. M. — Apologetische Versuche in der Geschichtsschreibung der Hexenprozesse. Vom Geheimrat Professor Dr. Karl Binz in Bonn. — Ein bürgerlicher Haushalt im Jahre 1612. Mitgeteilt von Dr. C. Reichardt in Wildungen.

Neu erschienene Bücher.

Karl Biltz, Der Dorfschulze. Komödie in 4 Akten. Berlin, Imberg und Lesson. 100 S.

Dr. Ernst Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. Arnsberg i. W., F. W. Becker, 1901. 165 S.

Dr. F. Teetz, Schillers Lied von der Glocke. Übersichtlich geordneter Text mit nebenstehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses. Leipzig, W. Engelmann, 1901. 32 S. mit 1 Tafel. Preis 50 Pf.

Eduard Kuenen, Lessings Minna von Barnhelm. 4. Aufl. Leipzig, Heinrich Bredt, 1901. 95 S.

Dr. L. Volkmann, Lessings Emilia Galotti. Leipzig, Heinrich Bredt, 1901. 60 S.

Hermann Türck, Eine neue Faust-Erklärung. Berlin, Otto Elsner, 1901. 82 S.

Dr. Alex. Ehrenfeld, Die letzte Stunde. Schulkomödien, 1. Heftchen. Zürich, Zürcher & Furrer, 1901. 18 S.

Dr. Paul Geyer, Schulethik auf dem Untergrunde einer Sentenzenharmonie. Berlin, Reuther & Reichard, 1900. 71 S. Preis 1 M.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Das Gesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur u. s. w.

Von **Richard Eickhoff** in Remscheid.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in der März-Nummer derselben aufs neue auf die Gefahr hingewiesen, die unserer Lesebuchlitteratur durch die von der Kommission gebilligte Fassung des § 24 des neuen Gesetzes zum Schutze des Urheberrechts droht. Inzwischen hat der Reichstag am 2. Mai d. J. dieses Gesetz endgültig angenommen, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, die Regierungsvorlage wiederherzustellen, welche die Aufnahme einzelner Aufsätze, einzelner Gedichte oder kleinerer Teile eines Schriftwerkes in eine Sammlung zum Schulgebrauche nicht nur an sich ohne Einwilligung des Urhebers, sondern zugleich die für den Schulgebrauch erforderlichen Abänderungen als zulässig gestattete. Zwar ist die unveränderte Wiedergabe nach wie vor als zulässig erachtet worden; jede aus pädagogischen oder sonstigen Gründen vorgenommene Änderung aber ist in Zukunft von der persönlichen Einwilligung des Urhebers abhängig gemacht, solange derselbe lebt, und eine Erleichterung ist nur insofern erfolgt, als die Einwilligung des Urhebers als erteilt gilt, wenn derselbe nicht innerhalb eines Monats, nachdem ihm von der beabsichtigten Änderung Mitteilung gemacht worden ist, Widerspruch erhebt.

Den Fernstehenden mag es vielleicht auffällig erscheinen, daß von keiner Seite der Versuch unternommen wurde, diesen beklagenswerten Eingriff in die Rechte der Schule, wie es Herr Professor Lyon mit Recht nennt, zurückzuweisen, obwohl im Deutschen Reichstage auch einzelne Schulmänner sitzen. Wer aber die Stimmung der Mehrheit des Reichstags kannte, mußte auf einen solchen Versuch als einen völlig aussichtslosen von vornherein verzichten. Gewiß bedeutet das neue Gesetz einen wünschenswerten Fortschritt auf dem Gebiete des Urheberrechts; wie protektionistisch aber die Anschauung der führenden Mitglieder der Reichstagskommission war und wie wenig sie dem allgemeinen Bildungsbedürfnis unserer Nation entgegenkam, beweist die Thatsache, daß der Versuch des Abgeordneten Hasse, im § 19 des Gesetzes die Vervielfältigung von kleineren Aufsätzen, Gedichten u. s. w nicht nur zum Kirchen-, Schul- und Unterrichtsgebrauch, sondern auch „zu einem eigen-

tümlichen litterarischen Zwecke" für zulässig zu erklären, bei der zweiten Lesung gänzlich scheiterte und es bei der dritten nur mit Mühe gelang wenigstens die Hauptsache zu retten, wenn auch unter denselben einschränkenden Bedingungen, wie sie § 24 enthält.

Es handelt sich bei dem Ausdrucke „zu einem eigentümlichen litterarischen Zwecke" um die sogenannten Anthologien, und es war notwendig, dieselben neben den Liederbüchern besonders aufzuführen, weil es zweifelhaft erscheinen konnte, ob sie in jedem Falle als selbständige wissenschaftliche Arbeiten angesehen werden würden, für die die gleiche Freiheit wie für Schulbücher gilt. Denn eine Anthologie von Karl Gödeke oder Wilhelm Wackernagel ist sicherlich anders zu beurteilen, als der bekannte „Poetische Hausschatz" von O. Wolff und ähnliche mehr populäre Anthologien, die, so wenig man ihren Wert für die allgemeine Volksbildung unterschätzen soll, doch auf Wissenschaftlichkeit im engeren Sinne keinen Anspruch erheben dürfen. Alle diese Anthologien sind nunmehr den Schullesebüchern in Bezug auf die Möglichkeit der Vervielfältigung gleichgestellt, jedoch mit dem Unterschiede, daß es auch bei unveränderter Wiedergabe schon der Einwilligung des Urhebers bedarf, solange er lebt, und diese Einwilligung als erteilt gilt, wenn der Urheber nicht innerhalb eines Monats, nachdem ihm von der Absicht des Verfassers Mitteilung gemacht worden ist, Widerspruch erhebt.

Es sei mir um so mehr gestattet, von dem, was ich selber zur Empfehlung des Antrags Hasse ausgeführt habe, hier einiges wiederzugeben, weil ich die Gelegenheit benutzte, mich in Übereinstimmung mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift gegen die verkehrten Anschauungen zu wenden, die in nichtpädagogischen Kreisen über die „Schulbücherfabrikanten" zu herrschen scheinen, über die ein Redner bei der ersten Lesung des Gesetzentwurfes sich thatsächlich zu der Behauptung verstieg, „daß sie zu ihren Schullesebüchern alles zusammenstehlen müssen".

Indem ich ausführte, daß pädagogische und litterarische, Schul- und allgemeine Bildungszwecke vielfach identisch seien und wie die Schullesebücher, so nicht minder die Anthologien zur Pflege eines gesunden Volkslebens dienten, fuhr ich fort:

„Gewiß läuft hier auch manche minderwertige Ware unter; aber ich meine doch, man darf die Geistesarbeit dieser Männer im allgemeinen nicht unterschätzen, und ich halte mich deshalb für verpflichtet, und zwar nicht nur als Schulmann, jenes harte und ungerechte Urteil zurückzuweisen, das ganz allgemein über die ‚Fabrikanten' von Lesebüchern und Anthologien des öfteren gefällt worden ist. Denn zur Abfassung solcher Sammelwerke gehört nicht bloß große Belesenheit und Litteraturkenntnis, sondern auch ästhetischer Geschmack und ein gesundes Sach-

und Kunsturteil. Deshalb haben sich von jeher auch große Gelehrte an der Lösung dieser Aufgabe versucht; ich erinnere nur an Karl Goedeke und Wilhelm Wackernagel.

Ich meine also: es ist nur recht und billig und entspricht ebenso sehr dem Interesse der Schriftsteller als auch der Allgemeinheit, wenn wir den Herausgebern solcher Anthologien das gleiche Recht gestatten wie den Herausgebern von Schullesebüchern, wenn wir ihnen die Vervielfältigung einzelner Aufsätze geringen Umfanges, einzelner Gedichte oder Teile derselben erlauben. Das liegt im Interesse der Schriftsteller, weil sie der Aufnahme einzelner Dichtungen in solche Sammlungen nicht selten einzig und allein es verdanken, daß sie nicht sang- und klanglos untergegangen sind; es liegt auch im Interesse der Allgemeinheit, der auf solche Weise einzelne dichterische oder litterarische Perlen nicht vorenthalten werden, die sich bekanntermaßen auch zuweilen bei weniger bedeutenden Dichtern und Schriftstellern finden. Ich darf Sie nur an den Königsberger Dichter Simon Dach erinnern, der seine Unsterblichkeit einzig und allein dem schönen Liede „Ännchen von Tharau" verdankt, das er selber auf dem Sterbebette verdammte. Solche Sammlungen tragen in der That das Ihrige dazu bei, die Geistesarbeit ganzer Generationen, soweit sie dauernden Wert beanspruchen kann, im Bewußtsein der Zeitgenossen nicht nur, sondern auch der Nachwelt lebendig zu erhalten."

Von einer Seite war beantragt worden, zwar die Vervielfältigung einzelner Gedichte, nicht aber einzelner Aufsätze von geringem Umfang zu dem gedachten Zwecke freizugeben. Demgegenüber führte ich aus, daß solche Anthologien sich doch vielfach nicht auf die gebundene Rede allein zu beschränken pflegen, weil gerade der Wechsel von gebundener und ungebundener Rede ihnen nicht selten einen eigenartigen Reiz verleiht, ganz abgesehen davon, daß auch reine prosaische Sammelwerke ihren eigentümlichen Bildungs- und litterarischen Wert besitzen. Es wurde denn auch allerseits anerkannt, daß es innerlich nicht begründet sei, zwischen Gedichten und Prosastücken geringen Umfangs zu unterscheiden.

Das Ergebnis der Verhandlung war, wie gesagt, daß der Kern des Antrages Hasse gebilligt wurde; aber befriedigend kann die Fassung der §§ 19 und 24 weder im Interesse der Schullitteratur noch der allgemeinen Volkslitteratur genannt werden. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat schon im Märzheft darauf hingewiesen, daß jene Verböserungen, wie sie früher wohl vorgekommen sein mögen, bei dem Geiste wissenschaftlicher Kritik, der unsere Schulbuchlitteratur von heute durchzieht, nicht mehr zu befürchten sind. Ich meine, dasselbe Urteil darf man

auch über die meisten Herausgeber von Anthologien fällen, die, um nur den einen Theodor Storm zu nennen, nicht selten selber Dichter von Gottes Gnaden sind. Wenn aber die sonstigen Änderungen, die etwa noch vorgenommen werden, lediglich Sache des Pädagogen sind, dem billig sein sollte, was dem Bühnenleiter recht ist: was hat die Einholung der Erlaubnis des Urhebers wenigstens für den Herausgeber eines Schullesebuches dann noch für einen Zweck? Welche Umständlichkeiten kann sie im Gefolge haben! Weiß man in jedem einzelnen Falle, wo der Urheber wohnt und ob er überhaupt noch lebt? Schützt man ihn wirklich, wenn man auf diese Weise es zum mindesten erschwert, daß seine Werke überhaupt in weitere Kreise dringen? Denn wenn die Schutzfrist auch nach einem Monat abgelaufen ist, so wird der Herausgeber eines Lesebuches oder einer Anthologie doch nicht selten darauf verzichten, sich den Umständlichkeiten zu unterwerfen, die das Nachsuchen der Einwilligung des Urhebers immerhin haben kann und namentlich bei Änderungen haben wird; er wird dann lieber wieder zu den gemeinfreien Werken greifen wollen, bei denen ihm jene Mühe erspart bleibt. Daß das aber nur zum Schaden der Schul- und Volksbildung gereichen kann, liegt auf der Hand.

Das Gesetz zum Schutze des Urheberrechts bedeutet im allgemeinen sicherlich einen Fortschritt gegenüber der bisherigen Gesetzgebung. Was aber diejenigen Teile des neuen Gesetzes anlangt, die die Schul- und Volkslitteratur berühren, so ist man fast versucht, auszurufen:

„Vernunft wird Unsinn,
Wohlthat Plage!"

Mundartliche Eigentümlichkeiten der Realschüler in Römerstadt.

Von Professor **Arnold Kornfeld** in Römerstadt.

Die Mundarten sind die Quellen, aus denen sich der große Strom der Schriftsprache gebildet hat. Wohl haben die Mundarten die stets lebendige Einwirkung auf die Schriftsprache verloren, die immer mehr zu erstarren droht; aber jederzeit giebt es große schaffende Geister, die am Born der heimatlichen Mundart schöpfen und zur Auffrischung, zur Verjüngung der Schriftsprache beitragen.

In der Schule kann dem Dialekte keine Geltung eingeräumt werden, es sei denn dort, wo er, wie beim deutschen Sprachunterrichte, geeignet ist zur Erklärung des heutigen Zustandes der Sprache. Manche Sprachformen, die uns in gebildeter Rede, hauptsächlich in der Sprache der

Dichter, als vom allgemeinen Sprachgebrauche abweichend aufstoßen und somit einer Erklärung bedürfen, leben im Dialekte noch in ungeschwächter Kraft fort, und es giebt wohl keine größere Freude für die Schüler, als beim Lesen Formen anzutreffen, die ihnen von Kindheit auf geläufig sind, ihnen aber bisher als unrichtig oder gar undeutsch, somit als fehlerhaft verwiesen worden sind. Wie gerne bringen gelegentlich der Wortbildungslehre die Schüler selbst die Beispiele herzu! So wurde bei Besprechung der Entstehung von „Mädchen" aus „Magd" das hier allerdings mehr in der Bedeutung von „Dienstmädchen" gebräuchliche „Mäd" angeführt, beispielweise noch „sän" und „sät" für „sagen" und „sagt" hinzugefügt, und schon brachten die Schüler Formen wie „Wän"= „Wagen", „trän" für „tragen", „trät" für „trägt", „schlät" für „schlägt".

Es braucht jedoch nicht besonders betont zu werden, daß abgesehen von solchen Stunden, in welchen der Bau der Sprache Gegenstand des Unterrichts ist, der Dialekt von der Schule auszuschließen und den mundartlichen Eigentümlichkeiten der Schüler mit größtem Ernst entgegenzutreten ist. Trotz 4—7 jährigen Volksschulunterrichtes bringen nämlich die Schüler mehr als zu viel heimatliche Idiotismen in die Schule mit, die ihnen nicht nur bei der vollständigen Aneignung der Schriftsprache, sondern hauptsächlich auch beim Studium fremder Sprachen hinderlich sind.

Indem nun im folgenden die Eigentümlichkeiten der Römerstädter Mundart besprochen werden, kommen selbstverständlich nur jene in Betracht, welche noch in der Sprache der Realschüler, soweit sie von diesen schon als Schriftsprache geboten wird, beobachtet wurden; keineswegs soll eine umständliche Darlegung der Römerstädter Mundart gegeben werden.

Der Lautbestand dieser Mundart zeigt manche Abweichung von der Schriftsprache. Im Vokalismus fällt der Mangel an getrübten Lauten auf. Die Folge dieses Mangels ist, daß ö wie e, ü wie i, äu und eu wie ei gesprochen werden. Dies kommt auch beim französischen Unterricht zur Geltung, indem bei der Aussprache des frz. ü und des frz. ö meist die Rundung der Lippen fehlt; die Schüler sprechen gern statt mur, dur, pur, soeur: mir, dir, pir, sèr, oder sie bringen einen Zwischenlaut hervor, von dem man nicht genau weiß, ob er wie i oder ü klingt. — Auch das geschlossene ö wird trotz Rundung noch nicht korrekt hervorgebracht. Indem nämlich die Zunge nach vorn gestoßen wird, kommt statt des geschlossenen ö ein öj hervor z. B. „Söjne", „Töjne", so daß dann auch im Französischen deux wie deuil, peu wie peuil, ceux wie seuil, queue wie cueille, eux wie oeil gesprochen wird.

Der Laut a ist im Hochdeutschen ohnehin vom hellen italienischen a, wie es auch im Englischen father oder etwa im Norddeutschen „Vater"

gesprochen wird, durch die tiefere Zungenstellung bei der Aussprache verschieden. In der hiesigen Mundart wird das a überdies mit Rundung der Lippen ausgesprochen, so daß es dem aw im englischen saw, für ungeübte Ohren aber einem o gleich klingt; zum Beweise die Aussprache französischer Wörter: port statt part, tort statt tard; besonders aber wird das nasale a wie nasales o gesprochen: ton für temps (bei einigen für dans), compagne statt campagne, vont statt vent.

In einigen Gemeinden des Bezirkes, besonders den westlichen, wird das lange geschlossene o diphthongisch, etwa wie das englische ō, also wie o^u gesprochen. demnach Soun, sou = Sohn, so; die Schüler, die aus jenen Gemeinden kommen, sprechen auch franz. peau, seau wie po^u, so^u aus. In anderen Gemeinden — ich habe dies letzthin erst bei einem Schüler aus Pittarn (mährische Enclave in Schlesien) bemerkt — wird das geschlossene o fast wie u ausgesprochen: gruß, su statt: groß, so.

Von geschlossenem e, das übrigens im eigentlichen Dialekt sehr verschieden, bald wie ā, — (bäten) —, bald wie offenes e (zen = zehn), bald wie i (gi och, d. i. geh nur), bald wie diphthongisches ie (bies = bös) gesprochen wird, gilt dasselbe, was schon bei geschlossenem ö erwähnt wurde: die Schüler sprechen es durch Vorstoßung der Zunge wie ej aus, ähnlich dem englischen ā. Franz. dé, parler klingt wie dej, parlej.

Was die Quantitäten der Vokale, die ja im Deutschen im allgemeinen sehr strittig ist, anbelangt, werden doch gewiß Wörter, deren Stammvokal in der gebildeten Sprache stets als lang gilt, wie „rufen", „Gruß", „grüßen", „Fuß", „Füße", „Hut", in der Aussprache „ruffen", „Gruss", „griffen", „Fuss", „Fisse", „Hutt" auffallen müssen. Auch beim Gebete in der Kirche hört man nie anders als: „gegrisset".

Konsonanten. Daß das l statt mit der Zungenspitze mit dem Zungenrücken hervorgebracht wird, beobachtet man nur bei Schülern, die aus Schlesien, oder bei solchen, die aus Oskau, Mosktelle, Ehlend (M. Neustädter Bezirk) kommen.

Das r wird im Wortauslaut oder vor auslautenden Konsonanten vokalisch, etwa wie tonloses e ausgesprochen, viele sprechen dafür ein tonloses a, manche dagegen ein silbenbildendes a; so kann man für „Thor": Tho, Thou, aber auch Thóa hören, ebenso im Französischen, wo demzufolge die Aussprache des r nicht oft genug eingeübt werden kann: po^e, po^a, póa für port, to^e, to^a, tóa für tort u. s. w.

Die stimmhaften Verschlußlaute b, d, seltener g werden in der österreichischen Mundart nicht bloß aus-, sondern auch anlautend stimmlos gesprochen. Unter unseren Schülern sind es wieder diejenigen aus den westlichen Gemeinden (Eisenberg hat davon den Spitznamen Pirnedorf = Birnendorf), welchen die stimmlose Aussprache des anlautenden b und d

eigen ist. Sie sprechen: Puch, Prot, Pruder, tunkel, tumm statt: Buch, Brot, Bruder, dunkel, dumm und im Französischen: pont, port, pas, tant (ton) statt: bon, bord, bas, dans.

(Übrigens kann beim Unterrichte im Französischen nicht oft genug betont werden, daß die romanische Aussprache der stimmlosen Verschlußlaute p, t, k von der gehauchten deutschen Aussprache weit verschieden ist, cou demnach anders klingt als Kuh, tas anders als Ta in Tag, pare anders als Paar.)

pf wird im Auslaute wie p, im Anlaute wie f gesprochen: Strump, pl. Strimp für Strumpf, Sump für Sumpf, stump, selbst stumm für stumpf (im Volksmunde Saurump für Sauerampfer); feif (volkstümlich Pipp) für Pfeife und Ferd (volkstümlich Faͤ) für Pferd.

rs und rst werden, ob das s nun Genetivendung oder abgekürztes Pronomen es ist, rst besonders in Verbalendungen wie rsch, rscht gesprochen: Vatersch (Vaters), Anderschdorf, Eberschdorf, warsch=war's, warschtu=warst du (volkstümlich: do hottersch=da habt ihr's). Besonders den Schülern aus Friedrichsdorf, auch Friederschdorf genannt, ist diese Aussprache schwer abzugewöhnen.

Bedeutungs- und Formenlehre. Syntaktisches.

Substantivum. Einzelne Substantive weisen eine von der herrschenden verschiedene Bedeutung auf. So bedeutet „Haus" auch „Hausflur", „der Bart" soviel als „das Kinn", „Zucht" das Gegenteil von dem, was man eigentlich darunter versteht, nämlich „Lärm" („die Schüler haben eine große Zucht gemacht"), „Freund", „Freundschaft" bedeuten „Verwandte", „Verwandtschaft" („Wir kommen in die Freundschaft" d. i. „Wir sind Verwandte"); „Gevatterschaft" d. i. „Taufe", „Brautschaft"=„Hochzeit". („Meine Schwester war gestern eine Braut" d. i. „hat gestern geheiratet"). — Seltener, aber doch mitunter bringen in die Schulsprache Wörter wie „Klebrich", soviel als „Pflaumenmus", wofür auch das dem Slavischen entlehnte „Powidl"; „der Katzer" statt „die Tasche", „das Aschel" statt „der Blumentopf", „Reim" statt „Reif", doch mehr verbal: „die Bäume sind angereimt" (vergl. die Hrymthursen, engl. rime).

Im Genus des Substantivs kann man manche Abweichung beobachten. So hört man: „der Gift", „der Kisten" (=„die Kiste"), „der" statt „die Steuer", „die" statt „der Bach", „die Rahm" statt „der Rahmen", „das Fahn" statt „die Fahne", „das Wang" statt „die Wange", „das Regenschirm", „das Knödel", „die Blei" (statt „der Bleistift"), „die Fasching".

Bei der Bildung des Plurals sind ebenfalls Unregelmäßigkeiten wahrzunehmen. Man vernimmt „die Bette" statt „die Betten", dagegen „die Armen" statt „die Arme", , die Vattern", „die Muttern" (im Volke auch „die Manne", „die Junge"=„Knaben"), „die Hünde" (gesprochen

„die Hinde"). — Die Substantive auf —el biegen im Plural meist schwach: „Löffeln, Engeln, Knödeln".

Daß Wörter wie: Wagen, Kasten, Kragen, Polster, Magen, Bogen im Plural den Umlaut erhalten, wird den Schülern nicht als Fehler angerechnet, da wir froh sein müssen, daß uns dieses Mittel der Differenzierung von Singular und Plural noch zu Gebote steht.

Kasusbezeichnung. Nicht der hiesigen Mundart allein ist der Gebrauch der Präposition von zum Ausdrucke des Genetivverhältnisses eigen. Anstatt: „Meines Vaters Haus ist abgebrannt" sagt man: „Von mein(en) Vater das Haus ist abgebrannt", oder es wird auch der possessive Dativ mit nachfolgendem Possessivpronomen sein dafür gebraucht: „Mein(en) Vater sein Haus ist abgebrannt". — Zu bemerken ist übrigens, daß beim Genetiv einzelner Substantiva wie: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Onkel, Nachbar, wenn diese dem Beziehungsworte vorangestellt werden, der Artikel weggelassen wird, so daß der Genetiv als Eigenname erscheint, was besonders durch Anfügung der Genetivendung s an die Feminina zum Ausdrucke kommt: Vatersch Felder, Nachbarsch Pferd (volkstümlich: Noppersch Fa°), Muttersch Strickerei, Onkels Hutt. Eigennamen männlichen Geschlechts erhalten im Genetiv die Endung —ens, im Dat. u. im Acc. die Endung —en: „Ludwigens Aufgab", „zu Thielen gehen". Der Dativ wird, wie schon aus den Beispielen für den possessiven Genetiv zu ersehen ist, mit Vernachlässigung der Aussprache des m im vorangehenden Artikel oder Pronomen gesprochen: statt „dem, einem, meinem, welchem u. s. w." hört man stets: „den, einen, mein(en), welchen u. s. w.", dagegen sagt man: „im Park gehen" statt „in den Park gehen", „im Wiesen" statt „in den Wiesen", „am Bäumen" statt „an" oder „auf den Bäumen", „vom Eltern", aber: „zun Kindern". — Schon hier mag vorwegnehmend darauf hingewiesen werden, daß statt „wen" in der Regel: „wem", statt „ihn": „ihm" gesprochen wird.

In syntaktischer Hinsicht ist noch zu bemerken, daß der Taufname bei Kindern sowohl wie bei Erwachsenen nachgesetzt wird: Springer Franz, Friede Ida. Oft wird der Taufname nicht mit dem Familiennamen, sondern mit der Standesbezeichnung des Vaters verbunden: Apotheker Franzl, Kürschner Mili (Emilie). Die Standesbezeichnung folgt stets dem Familiennamen, ohne daß derselben der Artikel vorgesetzt würde: Springer Tischler, Friede Gerber.

Das Adjectivum „eigen" hat neben seiner gewöhnlichen Bedeutung auch jene von „reinlich", „peinlich sauber"; „unscheinlich" wird für „unscheinbar" gesagt. — Dialektische Ausdrücke sind ferner: „genießlich"= „gierig", „satthaft" (sprich sāthaft), d. i. „einer, den man satt bekommt'

oder „unausstehlich" — „urdresig" (davon „der Urdroß") = „verdrießlich". Auch das Adverb „bald" erscheint adjektivisch verwendet: „in balder Zeit". Ebenso: „die zuëne Thür'".

Die Steigerung von „langsam" erfolgt mit Umlaut der Wurzel- und der Ableitungssilbe: „längsämer". — Beim Superlativ entfällt nach Dentalen häufig der Bindevokal: „geschwindste", „ältste", „schlechste" (mit Unterdrückung des Stammauslautes). Bei der starken Deklination des Adjektivs wird die Endung —em nachlässig wie —en gesprochen: „mit breiten Rand", „auf großen Fuß leben".

Pronomen. „Das Buch gehört mein" wird allgemein statt „d. B. ist mein" oder „d. B. gehört mir" gesprochen; ebenso „gehört unser". — Statt „wen" wird, wie schon erwähnt, „wem" gesagt, ebenso „ihm" statt „ihn" (daher in der französischen Stunde die Vorliebe für lui statt le). — „Die ganzen Schüler", „die ganzen Leute" heißt es für „alle Schüler", „alle Leute". Statt „fast alle" sagt man „meist alle" (vergl. dazu engl. most all) oder „bereits alle". — Statt „unsereiner" heißt es „unsereins", statt „jedermann": „jed's".

Verbum. Bedeutung. „längen" steht in der Bedeutung von „hinreichen" oder anderseits von „sein Auslangen finden", z. B. „das Papier längt nicht", „ich läng' mitn' Papier nicht". — „schirgen" steht für „rücken" oder „schieben", z. B. „Wir haben die Bänke zum Ofen geschirgt". Sollte dies mit „schirren" zusammenhängen? — „setzen" wird statt „stellen" gebraucht, z. B. „die Tinte aufs Fensterbrett setzen" (volkst. „die Milch ans Kalte setzen" = „auskühlen lassen"); statt „schielen" „schielend" hört man „schickeln", „schickelnig". — „Schauen" wird häufig in der Bedeutung von „sehen" gebraucht: „Ich hab' ihn schon lange nicht geschaut". Auch „spüren" bedeutet mitunter „sehen". So erhält man auf die Frage, ob Schüler N. N. da sei, die Antwort: „Ich hab' ihn noch nicht gespürt". — „Fließen" wird wie bei Walther v. d. V. in der Bedeutung von „schwimmen" angewendet, z. B. „Viel Holz kam geflossen". — Sehr häufig wird das Zeitwort „breiten" (wohl = „bereiten" volkst. „bratten", „gebratt") in der Bedeutung von „zuwege bringen" gebraucht, z. B. „Die Zeichnung breit' ich nicht". — In dem Satze „Sie breiten's gut" bedeutet es „sich vertragen"; letzteres wird auch durch die Redensart „Sie halten gut Geding'" ausgedrückt. — Statt „umarmen" hört man auch „würgen" und „drücken". — Für „sich beeilen" wird, jedoch nur in vollkommen ungezwungener Rede, auch „federn" oder „sich federn" gebraucht. Dies ist nicht etwa auf „Federn", sondern jedenfalls auf „fördern" zurückzuführen. Sagt man ja im Volke auch „Vederthür" statt „Vorderthür", womit wir auch den Reim fodert: lodert in Bürgers Ballade „Der wilde Jäger" vergleichen wollen. — Statt „bekommen"

hört man wie im österreichischen Dialekt „kriegen“. Der hiesigen Mundart eigentümlich ist jedoch die Verbindung dieses Verbums mit einem impersonalen Objekt „sie“. „Er hat sie kriegt“ heißt „er hat einen Verweis erhalten“ oder „er wurde bestraft“. (Volkstümlich auch „er bäckt se!“ d. h. „er treibt's bunt!“)[1]) — „Ich hatt's im Kopf, im Hals“ heißt „ich hatte Kopf-, Halsschmerzen“. — „Dürfen“ wird verneint in seiner ursprünglichen Bedeutung, also = „brauchen“, angewendet: „Wir dürfen heute nicht in die Schule gehen“ will sagen: „Wir brauchen heute nicht in die Schule zu gehen“. Wird dem Schüler nahegelegt, „brauchen“ anzuwenden, so läßt er gewiß das „zu“ vor dem Infinitiv aus und sagt: „Wir brauchen nicht in die Schule gehen“. — Statt „dürfen“ in der hochdeutschen Bedeutung wird häufig „können“ gesetzt, z. B. „Kann ich die Aufgabe heute nachmittag bringen?“, „Können wir fortgehn?“ —

Für die hiesige Mundart bezeichnend ist hauptsächlich der Gebrauch von „es hat“ statt „es giebt“, „es sind“: „Bei uns hat's viel Schnee“. „In meiner Aufgabe hat's viele Fehler“. In Verbindung damit steht komplettives 'n oder 'r, was jedenfalls „dessen“ oder „deren“, vielleicht altem ir gleichkommt: „Bei uns hat's'n noch mehr“, „Im Schulpark hat's viel Singvögel, aber bei uns im Garten hat's'r auch“. Der Gebrauch von „es hat“ wird auch von den Gebildeten, die hierher verschlagen werden, gern angenommen. (Im Altfranzösischen heißt es bekanntlich auch il a, il en a, welch letzterem unser „hat's'n, hat's'r“ vollständig entspricht, für heutiges il y a, il y en a.)

Die Konjugation der Verba weicht in Einzelheiten vom Hochdeutschen ab. In eine Schulaufgabe, die Nacherzählung der Fabel vom Wolf und vom Kranich, hat sich einmal die hier gebräuchliche uralte Imperativform „bis“ des Hilfszeitwortes sein verirrt. Der Schüler ließ den Wolf nämlich sagen: „Biß froh, daß ich dir nicht den Schnabel abgebissen hat“. — „mögen“ wird mitunter abweichend von der Schriftsprache konjugiert: „ich mög“ im Singular, „wir magen“ im Plural des Praes. ind. — „spalten“ und „kommen“ wird umlautend gebraucht: „Mein Vater spält Holz“, „Er kömmt heut nicht“.[2]) — „rufen“, „ruffen“ ausgesprochen, wird schwach abgewandelt: „ruffte“, „gerufft“. — Präfix ge- entfällt in den Participia perf. „kriegt“ (mit kurzem i gesprochen), kommen (volkstüml. „kumma“), „gessen“ (volkstüml. „gassen“), „kauft“ (volkstüml. „kaft“), also vor Gutturalen. Bemerkenswert ist die Participialform „gelückt“ statt „geglückt“.

1) Vergl. damit la donner belle, l'échapper belle u. ä. Redensarten.

2) Die Form „kömmt“ könnte, da der Umlaut in der Aussprache nicht zur Geltung kommt, auf altes queman zurückzuführen sein, um so mehr, als auch das Präteritum im Volksmunde „kom“ lautet.

Daß „thun“ als Hilfsverb gebraucht wird, wird auch in andern Dialekten wahrgenommen. Hier erstreckt sich der Gebrauch auch auf das Imperf. Ind. und Conj.: „Er that mich ärgern“ = „er ärgerte mich“. „Wenn er mich fragen thät', ich thät' ihm schon antworten.“ „thäte“ steht auch für „möchte“: „Wir thäten gern morgen aufs Gebirge gehen“.

Rektion des Verbums. „Warten“, „grüßen“ werden mit dem Dativobjekt gebraucht, z. B.: „Wart' mir!“ statt „Warte auf mich!“ „Er hat mir gegrüßt“. — „Werfen“ regiert ein Accusativobjekt der Person: „Er hat mich mit Schnee geworfen“, „Antinous warf den Odysseus mit dem Schemel“. „Ich hab' Ihnen nicht gesehen“ statt „Ich habe Sie nicht gesehen“. — „Heiraten“ wird mit einem Reflexivpronomen im Dativ verbunden: „Er hat sich eine Gräfin geheiratet“; ebenso „lernen“: „Ich hab' mir's gelernt“. Andere Redensarten sind: „Ich hab' für ihm gesagt“ statt „ich habe ihm gesagt“, „Er spricht schon lange nicht auf mich“ statt „mit mir“; „Ich bin gestern zu ihm gekommen“ statt „ich bin ihm gestern begegnet“. „Es ist für mich gekommen“ (volkstüml. „für mich kumma“) = „ich habe in Erfahrung gebracht“.

Adverb. Sehr muß in der Schule angekämpft werden gegen den Gebrauch von 1. „vor“ als Adverb in der Bedeutung von „erst“ oder „vorhin“, z. B. „Ich mußte vor (= erst) den Brief auf die Post tragen“ (der Schüler entschuldigt hiermit sein verspätetes Eintreffen in der Schule), „Vor (= vorhin) war der Doktor bei uns“; 2. „mitsammen“, „vonsammen“, „ansammen“, „aussammen“ statt „miteinander“, „voneinander“ u. s. w.; 3. „dort“ statt „damals“ und „seitdort“ statt „seitdem“, z. B. „Dort war ich noch jung“, „Seitdort wußte er sich zu beherrschen“; 4. „eh'“ statt „ohnehin“, z. B. „Verrufener Hirt, was bringst du diesen Menschen mit? Es hat eh' schon genug Bettler da“ (Antinous zu Eumäus), „dazun“, „genung“ mit euphonischem **n**; Hinzufügung des **t** erfolgt in „ebent“ (volkstüml. auch „ebenst“ oder „ebensten“), „schont“.

Mitunter verirren sich Pronominaladverbia in die Schule, die in der Schriftsprache kein Bürgerrecht besitzen, wie „hoben“ oder „heroben“, „hunten“, „haußen“ = „hier oben“, „hier unten“ u. s. w., „droben“, „drunten“, „herinnen“ (volkstüml. auch „hinne“ = „hierinnen“). — Schön ist „verwichen“ für „unlängst“. — „Zwar“ wird im Ausrufe in der ursprünglichen Bedeutung „fürwahr“ gebraucht: „Das Bild ist zwar schön!“ — Bemerkenswert ist auch der Gebrauch der adverbialen Redensarten „auf die Nacht“ = „abends“ und „zu Jahr“ = „vergangenes Jahr“. — „Kein“, „niemand“ und „niemals“ erscheinen oft in Begleitung von „nicht“, z. B. „Ich hab' kein Löschblatt nicht“, „Das hat niemand nicht gesehen“.

Präpositionen. Schwer ist der Jugend die Aussprache „statts“ für „statt“ abzugewöhnen; „vermöge“ hat oft die Bedeutung von „im Verhältnisse zu“, z. B.: „vermög' seine Jahre ist er schon sehr stark“. Bei Besprechung der Rektion des Verbums wurden schon die Redensarten „auf jemanden reden“, „für (oder vor) jemanden sagen oder sprechen“, „für (vor) jemanden kommen“ erwähnt. Hierher gehört auch die Redeweise „zu Hause gehen“. — „für“ und „vor“ werden auch sonst oft verwechselt.

Der Gebrauch der Kasus nach den Präpositionen macht sehr viel zu schaffen: „statts mir“, „wegen uns“, „von die Eltern“, „mit die Bücher“ wird gesprochen, seltener geschrieben. Ist im Heft „während dem Krieg“ angestrichen, so wird, wenn zufällig der Fehler nicht besprochen wurde, „während den Krieg“ als Verbesserung eingesetzt, nicht aber „während des Krieges“.

Die Zusammenziehungen wovon, woraus, womit, wozu u. s. w. sind der Sprache unserer jüngeren Schüler fremd. Statt dessen hören wir meist: von was, zu was, mit was u. s. w.; statt weswegen: wegen was. — Dagegen wird im, am nicht bloß für in dem, an dem, sondern, wie schon beim Substantivum hervorgehoben, auch für in den, an den gebraucht (den als Dativ des Plurals); „zum“ und „zun“ für „zu den“, „beim“ und „bein“ für „bei den“.

Konjunktionen. „weil“ wird seinem Ursprunge getreu noch als temporale Konjunktion statt „während“, „solange“ gebraucht; z. B.: „Weil wir hier sitzen, ist nichts vorgefallen“ statt „Solange wir hier sitzen u. s. w.“ „Weil der Vater am Leben war, lebten alle in Eintracht“. — „oder“ erscheint für „aber“. — In indirekten Fragesätzen wird dem Fragewort oft „daß“ nachgesetzt: „Ich weiß nicht, warum daß er böse ist“, „Er fragte mich, wie bald daß ich fertig war“, „Ich kann es nicht sagen, welches (näml. Buch) daß mir besser gefällt“.

Das im Vorstehenden auf Grund fast sechzehnjähriger Unterrichtsthätigkeit (in Römerstadt) zusammengetragene Material ist jedenfalls erweiterungsfähig. Schreiber dieser Zeilen mußte sich enthalten, alle lautlichen Eigentümlichkeiten des hiesigen Dialektes hervorzuheben, da er sich auf die Beschreibung der Schülersprache beschränken mußte. Wenn in der letzteren auch manches vorkommt, was wert wäre, in die allgemein geltende Schriftsprache einzudringen, so bleibt dem Lehrer doch nichts anderes übrig, als, wenn auch schweren Herzens, solchen Abweichungen von der gebildeten Rede entgegenzutreten.

Dialektwörter aus der Umgegend von Kreuznach.

Von Dr. **Rodenbusch** in Kreuznach.

Die in Folgendem mitgeteilten Dialektwörter und -wendungen aus der Umgegend von Kreuznach sind hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre etymologischen Zusammenhänge und ihre Bedeutungsentwickelung behandelt; andere Gesichtspunkte ergeben sich danach gelegentlich von selbst. Die Wortformen sind nach Möglichkeit in schriftdeutschen Lautstand umgesetzt; wo dies wegen der Unklarheit der Etymologie oder aus sonstigen Gründen entweder gar nicht oder nur zum Teil angängig war, ist die dialektische Lautform durch ein beigesetztes D. (Dialektform) gekennzeichnet.

Aufliegen in der Verbindung es liegt mir auf ist dasselbe wie obliegen in der entsprechenden Wendung (s. Grimm „D. W.-B."). Der Sinn der ganzen Wendung bedeutet aber: ich habe keine Lust, ich weigere mich, etwas zu thun. Daß die Wendung einen verneinenden Sinn angenommen hat, ist offenbar eine Folge der ausschließlich ironischen Anwendung. Der dadurch bewirkte Bedeutungswandel von aufliegen ist so vollständig, daß es geradezu als verneinendes Verbum empfunden wird. Die Ironie wird nur noch insoweit nachgefühlt, als die Redensart eine unbescheidene, ungehörige Form der Ablehnung enthält. — Blüse = Blüte; wie in anderen germanischen Dialekten und Sprachen (engl. blossom) und im Lateinischen (flos, floris = flosis) findet sich auch hier der durch s erweiterte Stamm. — Boll = feucht; außerdem in der Zusammensetzung Bollmehl = Nachmehl, schlechtes Mehl üblich. Ob diese Bedeutungen unter sich und mit der bei Grimm u. a. angeführten steif vermittelt werden können, steht dahin. — Brauchen hat unter anderm die Bedeutung abergläubische Heilmethoden anwenden. In dieser Bedeutung steht es absolut, d. h. ohne Objekt. — Brunkig = schwül, vielleicht ist Verwandtschaft mit brennen anzunehmen. — Eist (D.) = irgend in Bedingungssätzen, z. B. wenn du es eist machen kannst. Hinter eist verbirgt sich der Superlativ ehest, dessen ursprüngliches i (ehist), wie auch sonstwo beim Superlativ, bis in die nhd. Zeit wegen der gewöhnlich starken Betonung von eist sich erhalten hat. — Exern oder egsern = durch Neckereien außer Fassung bringen; augenscheinlich desselben Stammes wie got. agis Furcht, ahd. egi. — Geheuchnis = gemütliche Anlehnung an eine andere Person in trostbedürftiger Lage; auch das Adj. geheuchlich kommt vor. Das Wort findet sich außerdem am Niederrhein in der Form Gehöchnis, in der bayerischen Pfalz wird es durch Heimlichkeit ersetzt. Es hängt wohl zusammen mit dem mhd. Luchen = kauern,

sich niederducken, auf das auch das nhd. heucheln zurückgeht. Die gemeinsame, rein sinnliche Grundbedeutung kauern hat sich in Schriftsprache und Dialekt in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Wer sich scheinheilig duckt, ist ein Heuchler; wer anderseits zu den Füßen oder im Schoße jemandes niederkauert, nimmt damit die Haltung und Gebärde eines Schutz- und Trostsuchenden an. Hier hat also der Dialekt die edlere Bedeutung entwickelt. Wenn die aus den Dialekten sich verjüngende Schriftsprache für gewöhnlich in der Lage ist, die dort wuchernde Überfülle des Gemeinen und Alltäglichen umbilden und veredeln zu müssen, so fügt es sich doch zuweilen, daß sie auf dem Felde der Dialekte eine edle Pflanze findet, die sie dann in ihrem wohlgepflegten Garten in sorgsame Obhut nehmen mag. In diesem Sinne würde die Aufnahme des Wortes Geheuchnis in die Schriftsprache willkommen zu heißen sein. — Glau in der Verbindung glau thun = gut thun, angenehm sein. Bei Weigand, wo man das Weitere sehe, wird das Wort als nur im Nd. üblich bezeichnet. — Grenedes (D.) = Feuersalamander; vielleicht aus franz. grenouille Frosch entstanden, so daß zugleich ein Bedeutungswechsel stattgefunden hätte. — Gruschel = Stachelbeere aus franz. groseille. — hell (D.) = Abhang als zweiter Bestandteil in Flurnamen ist dasselbe Wort wie Halde, das der Dialekt sonst nicht kennt; wegen des Umlautes ist anzunehmen, daß es auch einen i-Stamm neben dem a-Stamm halda gegeben hat, wozu das stammverwandte lateinische collis eine Analogie bietet. Dieworterhaltende Kraft der Bedeutungsisolierung tritt auch sonst vielfach in Flurnamen, die ja Eigennamen geworden sind, zu Tage, z. B. in Bühl = Hügel. Sonst wird Hügel durch Hübel ersetzt. — Hahn, ursprünglich Hag, aber auch nur als Flurname in der Verbindung im Hahn erhalten; die ursprüngliche Bedeutung ist vollständig vergessen. Formell liegt also der Dativ eines schwachflektierenden hage (s. Weigand) vor, der lautgesetzlich aus hagen kontrahiert ist. Beiläufig bemerkt, muß diese Kontraktion schon vollzogen gewesen sein, ehe das auslautende n mehrsilbiger Wörter in den westdeutschen Dialekten abzufallen begann. — Indizel (D.) ist ein zur Wursthülle verwendeter besonderer Teil des Darmes; etymologisch unklar. — Krolles kommt als Substantiv in der Bedeutung Lockenkopf (von Kindern gesagt) ebenso wie das bei Grimm u. a. mitgeteilte Krolle = Locke vor. — Mellen (D.) = (lockere) Erde um die Kartoffeln aufhäufen. Das bei Grimm angeführte mullenlocker werden (von der Ackererde gesagt), ebenso Moltroff (D.) = mhd. und dialektisch Moltwerf = schriftdeutsch Maulwurf sind stammverwandt. — Nählich in der Wendung es ist mir nählich = ich fühle mich elend. Bei Grimm ist unter nählich

auf nährlich verwiesen und unter anderm die Bedeutung spärlich, dürftig angegeben. Sicher ist nählich sowie nährlich mit nahe zusammen zu stellen; vielleicht ist aber die Bedeutungsentwickelung in folgender Weise vor sich gegangen: es ist mir nählich heißt ursprünglich: es ist mir nahe; was einem nahe ist, verschweigt man, da die Sprache, besonders die Volkssprache, sich scheut, das Unheimliche beim rechten Namen zu nennen. — Reil = enger Gang zwischen Gebäuden, aus dem französischen ruelle umgebildet. — Ruhe hören = aufhören ist Kontamination aus Ruhe halten und aufhören. — Rune = Striemen. Bei Grimm, der das Wort von dem in die Sprache der Gegenwart wieder eingeführten Wort Rune = geheimnisvolles Zeichen ausdrücklich unterscheidet, wird auch die Form Rone angegeben, etymologisch ist jedoch das Wort nicht erklärt. Vielleicht ist es stammverwandt mit dem zweiten Teil von blutrünstig, das wieder auf rinnen zurückführt. — Schaub ist in seiner Bedeutung auf den Strohbund, auf den die Toten gelegt werden, beschränkt. — Schennen ist schriftdeutsch schänden in der Bedeutung schelten. Wenn das Wort hier ausschließlich in der genannten Bedeutung, und zwar außerordentlich häufig vorkommt, so nimmt dies nicht wunder bei der Thatsache, daß besonders das weibliche Geschlecht jener Gegend die Waffe des Scheltens mit staunenswerter Sicherheit handhabt. Der Zusammenhang mit Schande, schändlich und den übrigen Bedeutungen von schänden ist dem Sprachgefühl gänzlich abhanden gekommen; die Dialektform, die deswegen auch oben angeführt ist, wird als etwas völlig Selbständiges empfunden. — Schleich = schlammiger Sand; bekannter ist die niederdeutsche Form Schlick. — Stich hat, abgesehen von den sonst üblichen, auch die Bedeutung steile Wegstelle, wo der Wagen stecken bleibt. Danach muß also, wie leicht begreiflich, der Begriff des Festmachens, Festhaftens, wie er in dem abgeleiteten Worte stecken zu Tage tritt, auch der Gruppe stechen = Stich ursprünglich eigentümlich gewesen sein. Vielleicht läßt sich mit Hilfe der dialektischen Bedeutung von Stich die Redensart im Stich lassen erklären. Sie wird dann ursprünglich bedeutet haben: einen an einer Stelle, wo er nicht weiter kann, stecken lassen. Man müßte dabei für das Schriftdeutsche und andere Dialekte, die Stich in der obigen Bedeutung nicht kennen, eine ursprünglich weitere Verbreitung dieser Bedeutung annehmen. Übrigens vergl. Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 1. Heft. — Sticken hat außer der gewöhnlichen Bedeutung auch die des Festmachens der Rebpfähle mit Hilfe des Stickeisens. — Stickig = muffig, der Bedeutung nach sich an ersticken anschließend. — Uneren in der Wendung in den Uneren arbeiten = in der

Mittagszeit oder nach dem Feierabendläuten arbeiten. Eren (Plural) ist hier wie auch in anderen Dialekten das übliche Wort für Ernte, mit dem es eines Stammes ist. Uneren bedeutet also das Gegenteil von Ernte, Erntezeit, oder mit einer bei dem Landmann, dem die Ernte vorzugsweise die Zeit der Arbeit ist, leicht verständlichen Erweiterung der Bedeutung: die Zeit, in der nicht gearbeitet wird oder nach allgemeinem Brauche nicht gearbeitet werden soll. Mit dem Ausdrucke sollen also diejenigen geächtet werden, die aus irgendwelchem Grunde über die von den Feldarbeitern eingehaltene Zeit hinaus arbeiten. Wenn die gegebene Erklärung auch befriedigend erscheint, so soll doch auf eine vielleicht nur scheinbar verschiedene Erklärung hingewiesen werden. Am Niederrhein findet sich die Redensart ein Enöhrchen = Einührchen machen = während der Mittagszeit ruhen oder schlafen, bis es 1 Uhr schlägt. Die Lautähnlichkeit zwischen Uneren und Enöhr-chen ist deutlich, so daß bei dem ungefähren Zusammenfallen der Bedeutungen eine Beziehung außer Frage ist. Gleichwohl ist Uneren nicht von Enöhrchen abzuleiten, sondern umgekehrt das etymologisch unverständliche Uneren volksetymologisch umgedeutet in Einührchen, das ja der Bedeutung nach einigermaßen nahe lag. Vielleicht können solche, die des niederrheinischen Dialekts kundiger sind, darüber genauere Auskunft geben. — Wele (D.) = Heidelbeere. Ob das Wort mit mhd. wel = rund zusammenhängt, ist doch wegen der Bedeutung sehr zweifelhaft. — Wog (das) = Wasserwehr; vergl. Weigand.

Schließlich soll durch bloße Aufzählung an dieser Stelle noch eine Auswahl von Wörtern auch für den Dialekt der Nahegegend in Anspruch genommen werden, die anderswo schon in ausreichender Weise besprochen worden sind: Bause, Blott, beisam, freislich, gammer, geier, Geize (Schößling des Weinstocks), gelt (von der Unfruchtbarkeit der Haustiere), Kolte, krangelich, lech, lummer, maien, Perkel, Rech, reiten (in der Bedeutung fahren), Reiter (Sieb), Sech, Sielscheit, Wase (= altes Mütterchen).

Ein Sänger des Deutschtums im Elsaß.

Von **Heinrich Twele** in Straßburg i. E.

Nicht unzeitgemäß wird es erscheinen, wenn diese Blätter hinweisen auf einen elsässischen Dichter, der mit Fug und Recht von seinen Landsleuten als einer der begabtesten gepriesen wird. Es ist Christian Schmitt, von dessen dichterischer Thätigkeit wir uns heute ein Bild verschaffen wollen. Bevor wir an der Hand einiger Dichtungen in seine geistige Werkstatt eintreten, muß in aller Kürze auf die deutsche Dichtkunst der deutschen Westmark, namentlich einiger Jahrzehnte vor dem großen Kriege, eingegangen werden.

Seit der Julirevolution verschwand in den elsässischen Geschäfts- und Amtskreisen der Gebrauch der deutschen Sprache immer mehr und mehr. Das Französische machte namentlich in den Städten ungeheure Fortschritte, und auch in den rein deutschen Bauerndörfern fing die Schule an, ausschließlich die französische Sprache zu lehren.

Die Verwelschung ging mit Riesenschritten vorwärts. Trotzdem stand eine kühne Sängerschar inmitten des verwelschenden Volkes. Verzichtend auf allen Ruhm und mancherlei Anfeindungen ausgesetzt, wagte sie in Wort und Schrift einzutreten für die heilige „Muttersprache deutschen Klanges". Vor allen waren es die Gebrüder Stöber, die für die gefährdete Muttersprache kämpften.

Im Jahre 1847 erschien im „Stuttgarter Morgenblatte für gebildete Stände" ein wunderbar schönes Gedicht zum Preise der deutschen Sprache. Der damals 37jährige Verfasser des nun weithin bekannten Liedes war Adolf Stöber. Mit seinem Gedichte wollte er Widerspruch erheben gegen die verschiedenen Versuche zur Knebelung der deutschen Sprache. Fortab scharten sich um ihn und seinen älteren Bruder die deutschdichtenden Söhne des Elsaßlandes. Die beiden Stöber, Adolf und August, erinnerten, indem sie gemeinsam die Märchen, Sagen, Sprichwörter ihrer engeren Heimat sammelten, an die Gebrüder Grimm.

Aus dem sogenannten Stöberkreise mag noch der bedeutendste Lyriker Friedrich Otte genannt werden. Obwohl seine Gedichte erinnern an Uhland, Kerner und Schwab, sind sie doch durchaus selbständig in ihrer Form; d. h. die meisten sind in Rhythmus und Reim mustergiltig. In Ottes Gedichten liegt ein ungesuchter musikalischer Wohllaut und reine Melodie. Den unvermeidlichen Reimen weiß er namentlich in den legendenartigen Sagen neues Leben einzuhauchen. In diesen von ihm dichterisch behandelten Sagenstoffen seiner elsässischen Heimat ist er bis jetzt von keinem andern erreicht, geschweige überflügelt worden. Bei

diesem kurzen Eingehen auf die deutschen einheimischen Sänger des Elsasses vor dem großen Völkerkampfe muß ich mich auf die genannten drei beschränken, um so mehr, als nur diese auch der weiteren Litteraturgeschichte angehören. Dies Dreigestirn ist zwar kein blendendes, in weiteste Ferne strahlendes, nein, es gab nur einen milden Schein inmitten einer dahinsinkenden, kaiserlichen Pracht, die manchen Elsässer, der anfangs für seine deutsche Muttersprache kämpfte, doch hinzog nach dem Babylon an der Seine, um in der angelernten gallischen Sprache nach einem lohnenderen Ziele zu streben.

In einem vielgelesenen altdeutschen Blatte der 70er Jahre hat ein strenger Kunstrichter dem alsatischen Sängergeschlechte jegliche höhere Dichterweihe abgesprochen. Wollte man unsere bescheidenen Sänger mit den deutschen Dichtergrößen in einem Atem nennen, dann allerdings ließe sich die unbillige Behauptung aufrecht erhalten. Allein der betreffende Herr Kunstrichter hat es wohl für müßig befunden, zu fragen, ob nicht auch die politische Lage vielleicht dazu beitrug, daß die bescheidene elsässische Dichtkunst der letzten in Frage kommenden Jahrzehnte nicht durchdringen konnte.

Das tägliche Leben stellte an die meisten unserer heimatlichen alsatischen Dichter die Forderung, sich auch der französischen Sprache zu bedienen und in ihr zu vervollkommnen. Dies Ringen, in zwei Sprachen nur Gediegenes leisten zu wollen, barg in sich die Gefahr einer Zersplitterung der geistigen Kräfte. Und an dieser Doppelseitigkeit geistiger Kräfte und geistiger Arbeit mußte das beste Wollen scheitern. Mit Nachsicht möge darum der deutsche Kunstrichter an die Erzeugnisse einer verschüchterten deutsch-elsässischen Muse gehen. Aber auch für die elsässischen Dichterstimmen, die nach der Wiedervereinigung des Wasganlandes anfingen, in der deutschen Muttersprache zu dichten, auch für sie gilt der Einwand, daß man an ihre Dichtungen keinen allzu hohen Maßstab anlege. Möge die Zukunft der deutschen oberrheinischen Sangeskunst sich ebenso glänzend gestalten wie ihre Vergangenheit! Denn rückschauend auf die entschwundenen Zeiten, versetzt sich unser Geist an den Oberrhein in jenes weltentlegene Kloster zu Weißenburg, wo Otfrid, der erste deutsche Dichter, den Frieden der Welt suchte und fand. Als später die schwäbischen Kaiser ihre großen Gedanken verwirklichen wollten, wie klang da so hell das Lied der Minnesänger gerade in diesem gesegneten Gau! Wie wonnevoll und süß weiß Gottfried von Straßburg zu singen von der Liebe Tristans zu Isolden. Wiederum später blüht im freien Straßburg der Meistersang wie in dem befreundeten Nürnberg. Von Erwins Stadt aus läßt Sebastian Brant sein Narrenschiff in die narrenhafte Welt segeln, während ihm Murner in

seiner Schellenkappe höhnisch nachgrinst. Die Fahrt der braven Züricher mit ihrem Hirsebrei auf dem schnellen Rheinstrome besingt der immer schalkhafte Fischart im „Glückhaften Schiff". Moscherosch geißelt das im 30jährigen Kriege gänzlich verwilderte Volk, und ihm zur Seite tritt der Dichter des Simplicissimus, ein düsteres Bild entwerfend von all dem unsagbaren Elend, das der große Glaubenskrieg heraufbeschworen. Im 18. Jahrhundert schreibt der halb wahnsinnige Lenz seine dramatischen und lyrischen Versuche, und trotzdem bleibt er unvergessen; denn er traf mit dem zusammen, der in Sesenheim den Himmel seiner schönsten Liebe träumte. Der blinde Pfeffel schenkt uns viele hübsche Fabeln. Lamey feiert in schwunghaften Versen das Morgenrot einer neuen Zeit. Ehrenfried Stöber, der Vater der obengenannten Gebrüder, besingt in seiner Straßburger Mundart die Schönheit der geliebten Vaterstadt, während wir Arnold den auch von Goethe so hoch gepriesenen „Pfingstmontag" zu verdanken haben.

So sehen wir aus diesen kurzen Andeutungen, daß die deutsche Muse im Elsaß nie erstarb. Und die am meisten dazu beigetragen haben, dem elsässischen Volke in deutscher Sprache das Beste zu bieten, was sie vermochten, das Brüderpaar Stöber, sie erlebten den politischen Umschwung, dessen gewaltsame Herbeiführung jedoch nicht ganz ihrer durchaus friedlichen Natur entsprach.

Ganz anders, allerdings fast anderthalb Jahrzehnte nach den großen Ereignissen konnte ein Jüngerer, nachdem manche Wunde seit den gewaltigen Schicksalsschlägen in den Herzen der Elsässer vernarbt, auf das neu beginnende Leben im Elsaß einwirken. Die deutsche Unterrichtssprache hatte doch auch etwas gethan für die Jüngeren, indem sie hinwies auf die großen deutschen Dichter. Es war fortab der Schule Gelegenheit gegeben, etwas mehr zu bringen als die bloßen Namen der führenden Geister unserer deutschen Dichtung. Die dichtenden Jünglinge begannen ihre Erzeugnisse in allen möglichen Blättchen und Blättern unterzubringen. Von der Güte dieser wohlgemeinten Dichtungen sei abgesehen, denn um heute mit Gedichten durchzudringen, bedarf es mehr als gewöhnlicher Reimversuche.

Mitte der achtziger Jahre aber erschienen in verschiedenen Blättern auch Gedichte von Christian Schmitt, einem im Jahre 1865 geborenen Elsässer. Sein bescheidenes Vaterhaus steht in einem früheren hanauischen Dorfe unweit der Landeshauptstadt.

Auf Schmitts Erstlingsgedichte kann natürlich nicht eingegangen werden. Ihr froher und heller Klang wechselt ab mit tiefernsten Tönen und bekundet ein feines Klanggefühl und sichere Gewandtheit in der Form. Diese gerühmten Vorzüge sind auch in weit höherem Maße das

Kennzeichen der späteren Schmittschen Muse. Nur bei einigen der früheren politischen Dichtungen muß ein Augenblick verweilt werden.

Als im Winter 1887 der politische Himmel im Elsaß sich verdüsterte und ein Schwanken nach jenseits der Vogesen eintrat, als fast die gesamte Presse hierzulande nicht recht wußte, wohin sie neigen sollte, oder in klugem Bewußtsein nichts dazu sagte, da ließ Christian Schmitt seine Stimme erschallen, um die Jüngeren zu mahnen, ja nicht die innere Stimme der Muttersprache zu überhören, denn sie allein weise auf den richtigen Pfad der Zukunft. Am besten giebt der Dichter seiner Stimmung Ausdruck in dem Gedichte:

Offenes Bekenntnis.

Ihr Väter, noch steht ihr in heimlichem Groll
Ob unsrer Heimat Geschicken,
Noch sehn wir euch stumm und vorwurfsvoll
Hinüber zum Westen blicken.
Ihr denkt der längst entschwundenen Zeit
Und der alten französischen Herrlichkeit,
Für die ihr in einstigen Tagen
Euer Herzblut zur Walstatt getragen.

Da nahte das Wetter vom deutschen Ost
Mit seinen rächenden Flammen,
Und die gleißende Pracht, vermorscht im Rost,
Fiel krachend in sich zusammen.
Doch den lieblich lachenden Gau am Rhein,
Den vielumworbenen Edelstein,
Das Land der Alemannen,
Trug der Sieger als Preis von dannen.

Und war's nicht sein eigen? — Doch nein, doch nein,
Wir wollen nicht streiten und hadern;
Euer Schmerz, er soll uns heilig sein
Wie das Blut in unsern Adern.
Daß ihr euch heut vereinsamt wähnt
Und, was euch genommen, zurückersehnt,
Nun wohl, wir achten's als Tugend,
Denn süß ist der Traum der Jugend.

Doch bitten wir eins, und wir haben das Recht:
Von uns begehrt keine Klage;
Die Tage, von denen ihr trauernd sprecht,
Uns sind es fremde Tage.
Wir wuchsen empor in deutscher Zeit,
Als die Brüder, die lang der Zwist entzweit,
Zur Eintracht neu verbündet,
Das einige Reich gegründet.

Und dies Reich, gefügt unterm Wetterstreich,
Das ist unserer Jugend Vermächtnis!
Das halten hinfort wir hoffnungsreich
Zu jeder Frist im Gedächtnis;
Und wir schwören's, zu wahren seinen Besitz,
Und will's Gott, so stehn wir im Schlachtenblitz
Bei unsres Volkstums Hütern
Als Schirmer den heiligsten Gütern.

Euer Sträuben, ihr meint es ehrlich u. echt,
Und wir wollen den Sinn euch nicht wandeln;
Doch wollen auch wir, das neue Geschlecht,
Nach unserm Gewissen handeln.
Unsrer Losung, wir folgen ihr allezeit;
Wir bekennen sie frei, und wir sind bereit,
Mit Blut sie zu unterschreiben:
Deutsch sind wir und wollen es bleiben!

Mit dieser Kundgebung stellte sich der Dichter ganz auf die Seite des Deutschtums. Den meisten Altdeutschen erscheint ein solcher Schritt als ganz selbstverständlich; doch war es immerhin gewagt, inmitten noch gärender einflußreicher Kreise mit solcher Entschiedenheit für die Sache

des Deutschtums einzutreten. Dem Dichter brachte sie manche böse Tage. Aber trotzdem ließ er sich nicht bewegen, eine politische Schwenkung vorzunehmen in dem Sinne, daß er sich in Zukunft ähnlicher Gedanken begab. In zahllosen anderen Gedichten, wie sie die verschiedenen Gelegenheiten ihm aufdrängten, namentlich in Festtagsgedichten, blieb er seiner Überzeugung treu, immer und immer wieder hinweisend auf die Vergangenheit unserer deutschen Westmark. Christian Schmitt ist dabei kein Gegner der französischen Kultur, denn in einem Grenzlande läßt sich die Doppelsprachigkeit nicht vermeiden, im Gegenteil, sie hat ihre Berechtigung, weil die tüchtigsten Geister die vermittelnde Rolle zwischen zwei hervorragenden Völkern übernehmen können. Und unser Dichter hat dies zum Teil gethan, als er es versuchte, Perlen französischer Lyrik in deutschen Lauten wiederzugeben. Er hat in diesen Nachdichtungen mit großem Glück und Geschick den Ton und die wunderbare Stimmung neu zu schaffen gewußt. Ehe wir aber Abschied nehmen von seinen politisch angehauchten Gedichten möge ein ganz eigenartiges Kaisergedicht, das weithin Anklang gefunden, hier noch Platz finden.

An meinen Sohn.

(Zum Kaiserbesuch in Straßburg i. Els.)
[Mai 1898.]

In blanker Wehr der Regimenter Front,
Zum Spiel bereit die Trommeln und Trompeten,
Und Fahnen rings, vom Maienglanz besonnt,
Als eines stolzen Augenblicks Propheten;
An hohen Ehrenmasten Kranz und Schild,
Und weithinflutend festtagfrohe Scharen: —
Nun sieh' Dich satt, mein Kind! Das ist ein Bild,
Wie es das Herz ersehnt in Deinen Jahren.

Auch ich war jung wie Du. — Wie weit, wie weit
Liegt schon der Traum im trauten Elternhause!
Das fremde Machtwort der Franzosenzeit
Klang noch hinein, und dann das Kriegsgebrause;
Und dann, mein Kind, — — doch still, horch' auf, von fern
Wächst wogend es heran: „Heil unserm Kaiser!"
Nun grüß' auch Du mit mir des Reiches Herrn!
Nun schwing' auch Du die frühlingsgrünen Reiser!

Ich hebe Dich empor: Dein Stimmchen schallt;
Es wehn die Zweige, die ich Dir gebrochen. —
O jauchze nur! — Das Lustgetön verhallt,
Und weiter fließt der Strom der Alltagswochen.
Die Monde schwinden, Jahre sinken hin,
Und was Dir dunkel noch in diesen Stunden,
Als Jüngling wird es mit gereiftem Sinn,
In voller Klarheit wohl von Dir empfunden.

Beseligend geht auf in Deiner Brust
Dann das Gefühl: „Entwichen ist die Wolke,
Die unheilschwer, dem Gleichmut unbewußt,
So lang gedroht einst über meinem Volke!
Frei ist es wieder, und der Mutterhand,
Dem Kreis der Brüder ist's zurückgegeben!
O wohl mir, einem großen Vaterland
Darf dienend weihen ich mein Thun und Leben!"

Ja, wohl Dir, Kind! — Wie will ich schön und rein,
Wenn mir's vergönnt, entfachen diesen Funken!
Der Quell, er soll auch Dir erschlossen sein,
Aus dem ich Kraft und Hoffnungsmut getrunken!
Erkennen wirst Du als Dein höchstes Gut
Des deutschen Bluts, des deutschen Namens Ehre,
Und wachen wirst Du, daß im Übermut
Hinfort kein Feind dies Kleinod mehr versehre. —

Noch lebt in unserm Gau der alte Groll;
Doch auch der letzte Schatten wird entweichen.
Was mir nur süßes Ahnen bleiben soll,
Schaust Du, will's Gott, in der Erfüllung Zeichen. —
Ich werd' ihn nicht mehr sehn in seinem Duft,
Der Heimat Lenz, nach langem Winterbrüten;
Du aber bringst vielleicht auf meine Gruft
Mir einen Strauß von seinen ersten Blüten.

Unsern Dichter haben wir nach einer Seite kennen gelernt und könnten nun leicht zu dem Schlusse gelangen, seine Bedeutung läge einzig und allein in der oben geschilderten Thätigkeit. Schmitt ist auch, um dies noch einmal kurz anzudeuten, unser bester einheimischer Festdichter, worauf er übrigens in weiser Selbsterkenntnis wenig Wert legt. Seine größere Begabung aber bekundet er auf dem Gebiete der allgemeineren Lyrik.

Gerade in unsern Tagen ist es eine undankbare Arbeit, mit solchen Erzeugnissen an die Öffentlichkeit zu treten. Von lyrischen Gedichten will unsere Zeit kaum noch etwas wissen. Die stillen Gemeinden der Verehrer von Storm, Mörike, Greif sind nicht allzu zahlreich; die älteren und bekannteren Lyriker kennen viele gebildete Leute auch nur dem Namen nach. Daß das jüngere Geschlecht der Lyrik den Krieg erklärt hat, daran trägt die Schuld wohl am meisten die heutige Schule. Wenn die Jugend so zarte, duftige Lieder immerfort herunterleiern muß, nachdem durch die neumodische Behandlung der Gedichte überhaupt diese ihren ganzen Schmelz verloren haben, dann kann man es den Jüngeren kaum verargen, daß sie später, vom Schulzwange erlöst, von Gedichten nichts mehr hören wollen. Der Kundige wird es noch wissen, wie namentlich vor einem Jahrzehnt die Jüngeren in der Litteratur über die Alten herfielen, um letzteren beweisen zu wollen, daß ihre neue Art zu dichten

einzig und allein die richtige sei. Wie übel und gehässig Paul Heyse und Martin Greif aufgespielt worden ist, dies wird noch manchem unter uns im Gedächtnis haften. Ganz ähnliche Erfahrungen blieben auch unserm Dichter nicht erspart. Allein im ganzen und großen hat er auf seinem lyrischen Gange Glück gehabt und recht günstige Beurteilung gefunden durch gewichtige Stimmen aus Altdeutschland, als er ein nicht allzu umfangreiches Büchlein seiner Gedichte herausgab unter dem Namen „Alsalieder".

Der Dichter arbeitet augenblicklich an der 3. Auflage. Sie wird im Verlage von Rudolf Beust zu Straßburg i. E. erscheinen. Schmitts Alsaliedern vermag ich keine bessere Empfehlung mitzugeben als die Worte des greisen Adolf Stöber. Der Einundachtzigjährige schrieb im Vorworte zur ersten Auflage:

„An deutschdichtenden Söhnen hat es dem Elsaß nie gefehlt, selbst nicht in dem Zeitraum seiner Zugehörigkeit zu Frankreich. In den zwei letzten Jahrzehnten aber, da mit seinem Wiederanschluß an das Deutsche Reich auch die Schulbildung wieder eine wesentlich deutsche wurde, war es eine natürliche Folge davon, daß dichterisch angelegte junge Elsässer mit um so größerer Leichtigkeit auch in gebundener Rede ihre Muttersprache handhaben lernten.

Unter diesen jüngeren Landsleuten ist Christian Schmitt der begabtesten einer. Schon in betreff der Form sind seine Gedichte fast durchgängig gewandt, großenteils selbst vollendet. Auch dem Gehalt nach sind sie im ganzen ausgezeichnet. Ein Blick auf die Inhaltsanzeige läßt schon ihre charakteristischen Züge wahrnehmen: Natursinn, Familiensinn, Freundes- und Heimatliebe, ein Herz für Gottes Ehre und Menschenwohl, Erfassung des Lebens vorherrschend von seiner ernsten, mitunter aber auch von seiner heitern Seite. Dichterisch gestaltet der Verfasser diese Stoffe, indem er ihnen ein frisch lebendiges, wahres und warmes Gefühl einhaucht und ihnen den Schmuck anmutiger Bilder verleiht.

Möge denn seine bescheidene Liedersammlung allseitig Anklang finden und Geist und Gemüt erquicken! Dies wünscht von Herzen

Dr. Adolf Stöber.

Mülhausen, im April 1891."

Christian Schmitt bringt uns in seinen Gedichten nichts Neues. Mit himmelstürmenden neuen Gedanken will er uns nicht überraschen. Der Dichter teilt uns in ruhiger, bescheidener Weise mit, was er in guten und bösen Tagen empfunden und wie er sein Leid bezwungen und in dichterische Worte zu bannen gewußt hat. So kommt es, daß uns seine meist ernsten Gedichte recht menschlich anmuten. Es verbirgt sich hinter

ihnen eine ganze Persönlichkeit. Diesen Eindruck empfinden wir sofort beim Lesen irgend eines seiner Gedichte, natürlich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger. Da ich nun glaube, daß wir vor allen Dingen von einem wirklichen Dichter sein Bestes, die ganze Persönlichkeit, verlangen müssen, so soll uns auch in seinen Erzeugnissen diese auf Schritt und Tritt entgegenkommen. Mit einem Worte: wir müssen etwas vom Gefühlsleben des Dichters in unserm eigenen Herzen nachzittern fühlen. Es muß zwischen dem Dichter und seinem Leser ein Austausch von Gefühlswerten stattfinden. In jedem andern Falle scheint uns der Kunstwert des Gedichts in Frage gestellt zu sein. Das Gesagte gilt namentlich von dem Lyriker.

Doch sehen wir nun zu, inwiefern die obigen Forderungen in bezug auf das Gefühlsleben bei unserm elsässischen Dichter sich erfüllen. Einige Proben aus den „Alsaliedern“ sollen uns Zeugnis geben von seinem lyrischen Schaffen und Können.

Keiner unserer einheimischen Sänger hat die schönen Wasgauberge so begeistert besungen wie er. Die sonnige Natur des Heimatlandes hat den Dichter ganz gefangen genommen. Man höre:

In der Frühe.

Leis entweichen rings die Schatten;
Wie ein Märchenwunder bricht
Über taubeglänzten Matten
Durch die Nacht das Dämmerlicht.

Tief im stillen Waldesdüster
Ist erwacht der Morgenhauch;
Langsam schwellendes Geflüster
Weckt er auf in Baum und Strauch.

Rauschend aus der Felsenquelle,
Zwischen moosigem Gestein,
Springt die Flut, die wanderschnelle,
In ein Blütenmeer hinein.

Laute Lerchenlieder steigen
Kreisend auf mit hellem Schall;
Schmetternd klingt aus allen Zweigen
Ihres Jubels Widerhall.

Horch, nun tönen auch die Glocken
Fernher über Feld und Hag. —
Unter jauchzendem Frohlocken
Steigt zum Thron der junge Tag.

Von ähnlicher Stimmung durchweht ist:

Tagesanbruch im Hochwald.

Noch ist am Himmel wach
Der Sternenreigen,
Und unterm Wipfeldach
Herrscht tiefes Schweigen.

Nichts kann im weiten Kreis
Das Ohr erlauschen;
Nur aus dem Thal klingt leis
Der Wasser Rauschen.

Die stillen Wälder stehn
Wie Tempelräume,
Und Opferdüfte gehn
Durch Busch und Bäume.

Fern löst die Sonne sich
Den Frührotschleier: —
Mein Herz, nun rüste dich
Zur Morgenfeier!

Als die Frucht eines längeren Aufenthalts in der Schweiz ist anzusehen:

Landung bei Bregenz.

Die Sonne sinkt, und weithin flimmert,
Mit Funken übersät, der See.
In zarter Purpurröte schimmert
Durchs Dämmergrau der Alpenschnee.

Der Wind entschläft; die Wellen tauschen
Den Schlummergruß und gehn zur Ruh.
Es strebt mit dumpfem Räderrauschen
Das Schiff der Hafenstille zu.

Schon leuchtet über fernen Hügeln
Der erste Stern in milder Pracht;
Mit ihren weichen Schattenflügeln
Senkt langsam sich herab die Nacht. —

Mein Herz hat ganz sich hingegeben
Der Andacht, ohne Ton und Wort,
Und tief in meiner Seele leben
Die Wunder dieses Tages fort.

Wie ein einfaches Bild sich in einem Dichterauge widerspiegelt, davon möge zeugen das niedliche Gedichtchen:

Stillleben.

Am Feldweg steht ein Marterstein,
Verwittert und bestaubt;
Weit blickt sein Kreuz ins Land hinein,
Von Dorngerank umlaubt.

Mild durch das schlafende Geäst
Der Welterlöser schaut; —
Ein Vöglein hat ihm fromm sein Nest
Und seine Brut vertraut.

Von einem tiefen Schmerze, den der Dichter in seiner Jugend erfahren, werden wir im folgenden mitgerissen. Meint man nicht, auch mitzugehen, um der Entschlafenen das letzte Geleit zu geben?

Vor langen Jahren.

Wir hatten uns lieb und trugen
Im Herzen selige Pein,
Träumend, daß einst in Ehren
Wir unser würden sein.

So haben das Geheimnis
Verschwiegen wir gehegt,
Bis schmerzgebeugt die Deinen
Dich in den Sarg gelegt.

Wirr stoben die Winterflocken
Durch die erstarrte Luft,
Als langsam dich die Träger
Hinabgesenkt zur Gruft.

Die Menge lenkte plaudernd
Zum Dorf zurück den Schritt.
Auch ich ging unbeachtet
In ihren Reihen mit.

Sie rühmten, wie so edel
Dein Sinn gewesen sei.
Mir traten Thränen ins Auge,
Doch blieb ich stumm dabei. —

Noch heut weiß keiner, keiner
Von deiner Sehnsucht Ziel
Und was an Glück und Hoffen
Mit dir in Staub zerfiel.

Einen schelmischen Inhalt hat:

In der Forstschenke.

Der Waldwirt sagt, die Fischerin
Sei keinem Mann gewogen,
Und wer sie je mit keckem Sinn
Umwerbe, sei betrogen. —

Ein Jägerknecht sitzt mit dabei,
Der schweigt und lächelt lose:
Von seinem Hut am Wandgeweih
Nickt eine Wasserrose.

Wie man einen heiklen Stoff dennoch dichterisch schön und unbefangen wahr durchführen kann, bekundet:

Die Wasser sind verschwiegen.

Dort hinterm Schloß verborgen träumt
Ein schwarzer Weiher, waldumsäumt.
Von wirren Tritten zeigt im Sand
Sich eine Spur am Uferrand. —
Die Wasser sind verschwiegen.

Hier war's, wo einst der junge Graf
Die Fischertochter fand im Schlaf:
Sie sprang empor, doch vor der Glut
Der wilden Worte starb ihr Mut. —
Die Wasser sind verschwiegen.

Heut wird der Burgherr seiner Braut,
Der reichen Erbin, angetraut;
Doch drunten, tief im dunklen Teich,
Liegt eine Tote, stumm und bleich. —
Die Wasser sind verschwiegen.

Nach diesen Proben mögen noch einige folgen, die uns einen Blick thun lassen in das Familienleben des Dichters. Auch ihm ist nichts erspart geblieben, was man so den Kampf des Lebens nennt. Schmitt verlor schon früh seinen geliebten Vater. Ihm, dem Frühentschlafenen, gelten die folgenden tief empfundenen Verse:

An meines Vaters Grab.

Wenn in der Heimat ich der Ruhe pflege,
Fern dem Getös der sorgenschwülen Stadt,
Dann tragen jedesmal der Sehnsucht Flügel
Hinaus mich zu dem schlichten Friedhofhügel,
Wo man dein müdes Haupt gebettet hat.

Dort schweift mein Geist zurück in jene Tage,
Da noch dein milder Blick auf mir geruht.
Nur spärlich kann ich deiner mich erinnern,
Verschleiert nur wohnt mir dein Bild im Innern;
Doch eines weiß ich: Du warst sanft und gut.

Drum wehr ich nicht der heißen Liebesthräne,
Die heimlich über meine Wange rollt.
O, daß du lebtest, froh mein Los zu teilen,
Bei deinen Kindern selig zu verweilen!
Doch nein, das Schicksal hat es nicht gewollt. —

So schlummre sanft dort unter stillen Blüten!
Ich aber will im Leben, früh verwaist,
Wie auch der Zeiten Lauf mein Herz mag wandeln,
Zu jeder Frist so denken, fühlen, handeln,
Als ob du richtend stets mir nahe seist.

Im Geiste Eichendorffs geschrieben ist:

Am Krankenbettchen.

Die Sonne sank ins Wolkenmeer;
Verstummt sind die Vöglein, die kleinen.
Wir sitzen, das Herz von Kummer schwer,
An deinem Bettchen und weinen.
Am Fenster flüstert der Abendwind.
Schlafe, schlafe, mein Kind!

Dem Blick, der einst so hold gelacht,
Ist jeder Glanz erstorben,
Und deiner Wangen Rosenpracht
Wird rauh vom Tod umworben. —
Thränen brennen die Augen uns blind.
Schlafe, schlafe, mein Kind!

Nun werden die goldenen Sternlein wach;
Sie funkeln und blitzen und blinken,
Als wollten sie Trost im Ungemach
Freundlich uns niederwinken.
Ihr Licht umspielt dich leis und lind.
Schlafe, schlafe, mein Kind!

O, wirst du genesen, mein Liebling du? —
Welch schmerzliches Bangen und Fragen!
Und ach, kein Mund vermag dazu
Die Antwort uns zu sagen!
Am Fenster nur flüstert der Abendwind.
Schlafe, schlafe, mein Kind!

Dem trauten Familienkreise widmet er:

Seliges Genügen.

Ihr spottet mein, weil ich die Stunden
Der Stille nicht entweihen mag
Und weil ich nie mich eingefunden
Bei euch zum lärmenden Gelag? —
Mich kränkt es nicht; nur lauter preise
Die Lust ich, die daheim mir lacht:
O, dieses Glück im engen Kreise
Tauscht' ich um keine Königspracht!

Wenn dann im Kämmerlein zum Schlummer
Die Teuren friedlich sich gelegt,
Bann' ich in Liedern, was an Kummer
Und Freude mir das Herz bewegt.
Ins Reich der Schönheit trägt die Reise
Der Träume meine Seele sacht:
O, dieses Glück im engen Kreise
Tauscht' ich um keine Königspracht!

Kehr' ich von den gewohnten Wegen
Zurück zur trauten Abendrast,
So tritt mir heitern Blicks entgegen
Ein liebend Weib in froher Hast.
Der Kinder muntre Plauderweise
Verscheucht des Unmuts finstre Macht:
O, dieses Glück im engen Kreise
Tauscht' ich um keine Königspracht!

Euch mögen immerzu betrügen
Genüsse, die euch oft entzückt
Und deren Früchte Dauer lügen
So manchem, den der Schein berückt;
Ich aber juble, wenn sich leise
Aufs Land herabgesenkt die Nacht:
O, dieses Glück im engen Kreise
Tauscht' ich um keine Königspracht!

Nach all den angeführten Proben glaube ich gezeigt zu haben, daß Christian Schmitt eine eigenartige Dichterpersönlichkeit ist. Seinen schönheitstrunkenen Sinn, gepaart mit reiner, gesunder Gefühlstiefe, vermissen wir in keinem der angeführten Gedichte. Mit diesem kurzen Hinweis auf den im besten Mannesalter stehenden Dichter sei die Arbeit für heute geschlossen. Er ist vor etwa zwei Jahren endgültig zum Sekretär an der Kaiserlichen Landes- und Universitätsbibliothek ernannt worden, womit er nun einer sorgenfreieren Zukunft entgegensehen kann.

Möge er auf der dornenreichen Dichterlaufbahn rüstig weiter schreiten und seinem elsässischen Volke ein furchtloser Pfadfinder sein im großen deutschen Dichterwalde!

Wir aber, die einem ernstringenden Musensohne gern die verdiente Anerkennung gönnen, wir wünschen, daß ihm auch ferner gelinge, was er so sehnsüchtig erfleht in seinem „Dichtergebet":

„Gieb mir ein Lied, wenn mich ein Leid betroffen,
Daß ich es lächelnd mir vom Herzen singe
Und kampfgestärkt die Trauernacht durchringe
Zu neuem Glauben und zu neuem Hoffen!

Gieb mir ein Lied, wenn in verklärten Stunden
Ich einem reinen Glück mich ganz ergebe,
Damit mir seine Wonne zwiefach lebe
Und eigen bleibe, wenn es längst entschwunden!"

Zur Geschichte der Mord- und Sühnkreuze.

Von Professor **Franz Wilhelm** in Pilsen.

Im „Sprechzimmer" des zweiten Heftes des 14. Jahrgangs der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" erschien ein Artikel über „Mord- und Sühnkreuze", der — streng genommen — wohl nicht in das Gebiet des „deutschen (Sprach-) Unterrichts" gehört, dessen Inhalt aber gewiß die sämtlichen Lehrer des Deutschen, wie nicht minder jeden Gebildeten überhaupt interessiert haben wird. Treten uns in den darin besprochenen alten Steinkreuzen doch Gegenstände entgegen, die wir oft gesehen, wenn auch nicht immer beachtet und eingehender gewürdigt haben! Durch die Ausführungen in dem erwähnten Artikel wird manchem Leser sozusagen überhaupt erst ein Licht über diese „alten Steine" aufgegangen sein.

Ohne mich hier nun nochmals auf die vielfachen Deutungen, welche unseren Steinen im Lauf der Jahrhunderte gegeben worden sind (— die mit den in dem obengenannten Artikel zusammengestellten noch keineswegs erschöpft erscheinen —), einzulassen und ohne die Haltlosigkeit der meisten hierüber aufgestellten, mitunter recht poesievoll klingenden Sagen darthun zu wollen, will ich gleich auf die eigentliche Errichtungsursache der meisten alten Steinkreuze, bez. Kreuzsteine eingehen und diese an einem besonderen Beispiele für viele — dem Schreiber dieser Zeilen stehen bereits gegen 200 derartige Verträge zur Verfügung — zeigen.

Häufiger als bis jetzt geglaubt wurde, findet man nämlich in alten Stadt- und Gerichtsbüchern Eintragungen der nachstehenden Art:

„Dy richtung des todschlageß Veyt Sfrotters gott czeligen.

Anno domi D'mynderen czal jnn drey vnd newnczigisten, Am mötag nach lucie[1]), ist eine redliche, uffrichtige richtung vnd schytt gemacht und gescheenn eynnes todschlageß czwischen Veit Sroter, dem gott genode, frunde, Jorg Monczer, Jocoff molner an eynne teyl vnd Andres houffel, matheß hewffel, Steffann hicke, Nikel hertwig, den mā nennet mur Nickel, an den anderem teyl vnd alle, dy uff beyden parthen dorvnder vorbocht sein, Jn d' weyß vnnd gestaltt hernoch folgende: czw̄ ersten sollenn vnnd wolleñ dy hewffel Steffen hicke, Mur Nickel außrichtñ vnd geben jnn cer V' besser dreyssig vilgenñ vnd So vil selmessn vnd eynne wandel kercze vonn iiij ℔ zcu brñen vor dem Saccamet, vnd dornoch hundert vigilien vnd So vil messen jn eine Jare czw bestellen vnd halden, vnd eynne Achfarth[2]), ein steynne krewz, czerung, Gericht gewynnē vnd arcz gelt vor Jorg Monczer vnd Jocoff molner, vnd czw besserunge deß todeß

1) 16. Dezember 1493.

2) Wallfahrt.

schlages vnd mortß Veyt Sfrotters ffunfczehenn schwert schock uff tagczeit, aber hernoch folgende: uff nest Osternn dato dyßer schrift funff schock, uff Di nest darnoch geende Sant Bartholomeoñ tag funff schock vnd aber uff nest komende weynachtnn nochenander folgende v ſ ſwethgr., So das dy funfczehnn Swertschock sollenn beczalt werdnn, als icz uff weinachtnn uber ein Joer dato dyßer schrift. uff suliche tagczeitn d' bezalung sollnn vnd wollnn Veyt Sfroters frunde ohñ wid'parthn uff Iczlich gelt Quitancz brieff geben, vnd dy frunde habn vor gericht volmacht gegeben, czu quitirenn iczlichenñ beczal tag. soliche richtung vnde schit habnn Veytt Sfrotters Mutter vnd seynne naturliche frunde vnd nesten swerthmage, mit namẽ Michel Sfrotter võ lopperstorff vnd Bastian Vernnstorff geslossen, Jocoff Moßer zcu ffreybergk uff dem Slosse, Jocoff tringauß, auch zcu lopperßdorff, geslossen, vonn wegnn der Mutter vnd marey Sfrotter vnmundignn Kinder vnd aller ander frunde, Erbnn und Erbnemerñ, dy ſ sich alle gevolmechtigett habnn vnd in kraft diß Statbuchs mechtignn, alzo zcuhaldeñ, auch habnn dy antwurth vnnd schuldiger sulichnn schit vnd v'rtrag vorburgett, alzo stett vnd vest czu halden, als nemlich Nickel holkro ist borge vor denn Steffann hykenñ, locerhans Mertnn, Eberleyn, lorencz bucmbawm vor dy hewffel beyde Brud', lorencz pucnbawm vor Mur Nickel. jdoch habnn dy obgenäten burgen geredt vnnd gelobt, allesampt mit gesampter hant vngesundert vnd vnuorscheydenlich, erlich vnd redlich zcuhalden. den schidt vnd richtung habnñ trofenn vnnd gemacht czwischñ den beydñ partenn d' Erſzame vnnd weyße Eytelhannß Nickel holkro uff d' cleger seytenñ, Andreß ruczel, Jorg Geyßler, an D' antworter seytenñ vnd alzo gepettnñ, dy parth jn daß Statbuch zcu schreybñ vnd vor penett bey ffunczig schocknn alzo zcu haldnn uff beydnn partheñ, alß vonñ fromen, redlichnn piderleuthnn."

Diesen Sühnvertrag fanden wir in dem ältesten, noch vorhandenen Rechtsbuche der freien Bergstadt Graupen bei Teplitz in Böhmen nebst vierzehn anderen derartigen Dokumenten ähnlichen, bez. gleichen Inhaltes aus den Jahren 1451 bis 1501 eingetragen, von denen in acht u. a. ausdrücklich auch das Setzen je eines steinernen Kreuzes verlangt und in vier Fällen davon auch die Bestätigung beigebracht wird, daß „diser obgeschribner beteydigung gancz und gar, jn massn, wie das beredt und beteydingt worden, nachkomen vnd volkomlich verbracht wordnn ist" und daher gewiß auch die Steinkreuze „czu troste des ableybn zele" gesetzt worden sind. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß sich auch thatsächlich bis in die heutige Zeit noch mehrere alte Steinkreuze bei dem Städtchen Graupen erhalten haben.

Aus der wort- und buchstabengetreuen Wiedergabe unseres Sühnvertrages wird man auch Schlüsse auf den Stand der (durch die vor-

aufgegangenen hussitischen Stürme allerdings sehr stark beeinflußten) Sprache der Bewohner des böhmischen (und angrenzenden sächsischen) Erzgebirges am Ausgange des Mittelalters ziehen können.

Zu dem übrigen Inhalte des Aktenstückes sei hier nur noch bemerkt, daß mit den verschiedenen Forderungen, die in demselben „czw besserunge deß todeß schlages vnd mortß" gestellt werden, die Mannigfaltigkeit derselben im allgemeinen noch keineswegs erschöpft ist. In anderen diesbezüglichen Verträgen wird statt der „Achfarth" (Wallfahrt nach Aachen) eine Fahrt „gegen" Rom oder Meißen, auch wohl „zum heiligen Blute gegen Wilsnack" u. s. w. verlangt, das Verteilen von Tuch, Getreide oder Bier unter die Armen, die Verabreichung von (Seel-) Bädern an diese, ein Ehrenbegräbnis („Leichzeichen") für den Verblichenen, feierliche Abbitte („Ergetzung") an die Hinterbliebenen, Einschreiben in ein Totenbuch u. s. w. begehrt.

Mehr über diesen Gegenstand findet man in volkskundlichen Schriften, namentlich in den periodischen Erscheinungen der „Folkrore", in denen die Nachrichten „Über alte Steinkreuze" gegenwärtig eine stehende Rubrik bilden. Hier sei uns nur noch gestattet, anzuführen, daß es dem Verfasser in der jüngsten Zeit gelungen ist, eine Anzahl in Böhmen befindlicher, notorischer „Schwedenkreuze", bez. „Franzosensteine" mit Sühnkreuzen zu identifizieren, die in Verträgen der oben bezeichneten Art zu setzen verlangt werden, womit — wenigstens für die in den betreffenden Verträgen genannten Steine — deren wahre Errichtungszeit und -ursache unzweifelhaft dargethan erscheint.

Im besonderen möchten wir denjenigen, die sich über diese, eine der kulturhistorisch interessantesten Seiten mittelalterlichen Lebens aufdeckenden Zeugen der Vergangenheit unseres Volkes näher unterrichten wollen, u. a. empfehlen:

Eysn, M.: „Über alte Steinkreuze und Kreuzsteine in der Umgebung Salzburgs." (Zeitschr. f. d. Volkskunde, III.)

Franz, A.: „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine in Mähren." (Mitteilungen der k. k. Centralkommission für Kunst- und historische Denkmale, XIX., XXV. und XXVII.)

Frauenstädt, P.: „Blutrache und Totschlagsühne im Deutschen Mittelalter." (Leipzig, 1881.)

Wilhelm, F.: „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im nordwestlichen und westlichen Böhmen." (Zeitschr. f. d. Volkskunde, V.)

— —: „Zur Urkundenforschung über alte Steinkreuze." (Erzgebirgs-Zeitung, XXI.)

— —: „Neue Bausteine zur Geschichte und Verbreitung der alten Steinkreuze." (Ebenda XXII.)

Ein Beitrag zur Erläuterung des Uhlandschen Gedichtes Merlin der Wilde.

Von E. Steffen in Schwerin i. M.

Uhlands Merlin hat von berufener Seite sehr verschiedene Beurteilung erfahren[1]), was neben dem verschiedenartigen Gehalte wohl darauf zurückzuführen ist, daß das Gedicht beim ersten unbefangenen Herantreten an dasselbe in seinen Beziehungen nicht klar ist und auch später etwas Fremdartiges behält.[2]) Es mag dies teils darin begründet sein, daß die allegorische Doppelbeziehung — auf die ich weiter unten näher eingehend zurückkomme — nicht mit voller Sicherheit herausgearbeitet ist[3]), teils darin, daß Allegorie und Wirklichkeit, d. h. beziehungslose epische Darstellung, um die Oberhand streiten. Die liebliche Balladenerzählung (Strophe 5—13) tritt, wenigstens in ihrem Kern Strophe 5—11, selbständig aus dem Rahmen der Allegorie heraus. Uhlands Erzählerfreude, seine Lust an plastischer Gestaltung der alten Sagenstoffe bricht hier kräftig durch. Innere Verknüpfung mit dem Vorangegangenen und Folgenden ist in der lebensvoll hervortretenden Persönlichkeit Merlins gegeben, die durch die kleine Begebenheit näher charakterisiert wird. Diese Charakterisierung Merlins, der sich in seiner Zurückgezogenheit fern dem Getümmel der Welt doch den klaren Blick für ihr Leben und Treiben bewahrt, bestimmt ebensowohl Uhlands Eigenart, seine frische Auffassung aller Begebenheiten. In dieser Idee, daß ein einfacher, gesunder Sinn für das Natürliche über anspruchsvoller, dunkler Weisheit steht, ist aber

1) Vergl. Holland, „Über Uhlands Ballade Merlin der Wilde", Stuttgart 1876. Die empfehlenswerte Monographie des verdienstvollen Uhlandforschers giebt außer den Quellennachweisen wertvolle Einzelbemerkungen, unter denen besonders die verschiedenen Lesarten einiger Gedichtstellen anziehen, wegen der in ihnen hervortretenden sorgfältigen Durcharbeitung, die Uhland seinen Schöpfungen angedeihen ließ. Außer den Urteilen mehrerer Kritiker, auf die oben hingewiesen, folgen dann noch Übertragungen der Dichtung ins Englische und Französische, sowie andere die gleiche Persönlichkeit behandelnde deutsche Poesien.

2) Vergl. Zimmermann, „Uhland als lyrischer und epischer Dichter", Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt 1862: „Das Gedicht bleibt in seinen Beziehungen dunkel, ist aber interessant." — Nach Holland a. a. O.

3) Zimmermann a. a. O.: „Im Eingange scheint der Dichter anzudeuten, daß er selbst Merlin ist." Nach den beiden angeführten Citaten ist Zimmermann die allegorische Beziehung nicht vollständig deutlich geworden. Er ist übrigens der einzige unter den mir bekannten Erklärern des Gedichtes, der Merlin auf Uhland selbst bezieht: Holland a. a. O.; Düntzer, „Uhlands Balladen und Romanzen", 1890; Dederich, „Ludwig Uhland als Deutscher und Patriot", 1886, schweigen darüber und finden nur Beziehung zu Uhlands Freund Karl Mayer.

nicht etwa der eigentliche Wert der herangezogenen Sage zu suchen, höhere Bedeutung erhält dieselbe vielmehr durch die beziehungslose Auffassung der eingelegten Ballade, welche, einfach als solche genommen, die eigentliche Antwort an Karl Mayer auf dessen zur Dichtung anregende Liedersendung ist: die Bethätigung der lebendig gebliebenen poetischen Gestaltungskraft Uhlands. Immerhin zieht uns diese ihrem natürlichen Wesen nach voraussetzungslos auftretende Ballade von dem tieferen Sinne ab, der dem ganzen Gedichte zu Grunde gelegt ist; wie andrerseits das allegorische Moment die Plastik jener stört, indem wir auch in der Handlung Beziehung suchen, ohne dies Bestreben im einzelnen befriedigen zu können. Vielleicht ist der Reiz des Gedichtes durch diesen zum Ausgleich anregenden Widerspruch nur noch gehoben; sicher jedenfalls werden wir es zu Uhlands bedeutenderen Schöpfungen zählen, wenn es uns durch liebevolle Versenkung vertraut geworden. Das schließt die Berechtigung mancher Ausstellungen nicht aus. Notter bezeichnet die Behandlung nicht mit Unrecht als „lehrerhaft."[1]) Das Gedicht trägt in der That teils einen reflektierenden Charakter, zuweilen scheint es, als ob Uhland sich hier etwas zum Schaffen gezwungen[2]); das Ganze ist aber trotz alledem von frischem Waldesduft durchweht, verrät Uhlands warmes Dichtergemüt. Ich hebe die sinnige Darstellung des Geflüsters der Liebe unter dem Schlage der Nachtigall hervor, die anmutige Entdeckung jenes Vorganges

1) Vergl. Holland a. a. O.

2) Ich mache in diesem Zusammenhange auf einige Härten aufmerksam: Strophe 4 „in seinem Grunde" scheint gesucht; die grammatische Beziehung ist nicht präcise.

Strophe 5 ist der Übergang von der Beschreibung zur Handlung nicht genügend markiert. „gespürt" in diesem Zusammenhange unschön.

Strophe 6 „Mir ein Gerufner" erscheint gezwungen: „Als ein Gerufner" wohl vorzuziehen.

Strophe 9 haben die beiden letzten Zeilen kaum mehr als strophenfüllenden Wert.

Strophe 11 „Wem nicht an solchem Zeichen genug", trocken schwerfällige Wendung; früher „genügt".

Strophe 12 „das glaube", Verlegenheitsreim.

Strophe 13 sind die Dehnungsvokale in den Wörtern der klingenden Reime ungewohnt und nur dem Metrum zuliebe eingeführt.

An dieser Stelle mögen auch die unreinen Reime erwähnt werden:

Strophe 7 an — gethan; Strophe 8 düstern — Flüstern; Strophe 10 hat — blatt; Strophe 14 Moose — Schoße.

Uhlands Verskunst hat im übrigen berechtigten Ruf. Man achte in dem hier behandelten Gedichte auf das Enjambement, das dem einfachen Versmaße das Eintönige nimmt; auf den vielfach versetzten Accent, der lebendige Mannigfaltigkeit ins Metrum bringt.

durch den scharfblickenden Merlin, die Strophen 3, 4 u. 9, wo die geheimnisvollen Zauber des Waldes besonders ergreifend hervortreten. Wer den Wald kennt, muß hier mitfühlen, mitempfinden: den frischen, befreienden Dunst des wohlthuenden tauigen Grüns; das Geheimnis des undurchdringlichen Waldes, dessen Dunkel sich nur mählich offenbart; den tiefen Eindruck der erhabenen Schöpferkraft Gottes auf das hier in der freien Natur, fern der unruhig bewegten Welt, ganz sich selbst überlassene Gemüt. Da suchen auch wir in dem Buche der Natur zu lesen, das Er vor uns aufgeschlagen; da erkennen auch wir den geheimnisvollen Zusammenhang, den eigentümlichen Parallelismus von Natur, ihrem Leben und Weben und den menschlichen Empfindungen, den Regungen des Herzens. Neben allen ästhetischen Genüssen, die das Gedicht birgt, fesselt es uns durch den litterarhistorischen Einblick, den es in das Schaffen des Dichters gewährt: durch die anziehende Charakterisierung seiner Stellung zu Poesie und Wissenschaft, die mit unnachahmbarer Feinheit hier in ihrer innigen Verschwisterung zum Ausdruck gebracht sind.[1])

Strophe 1 u. 2, die kaum einer Erklärung bedürfen, geben die Exposition zur Aufhellung der Situation, auf welche die allegorische Beziehung zurückgeht. Der aufzählende Epistelstil Strophe 1 stört unsere Einbildungskraft etwas in der unbefangenen Vorstellung der Schilderung, insofern der Dichter an gedächtnismäßige Reflexion appelliert; der leicht plaudernde Briefton entbehrt seiner Natur nach des schwunghaften Balladencharakters, sodaß sich der Eingang — auch abgesehen von der stofflichen Verschiedenheit — mit der später einsetzenden Ballade nicht fest zu einem einheitlich abgeschlossenen Kunstwerk verbindet. Dadurch mangelt der Dichtung als Ganzem die energische Konzentration, wie wir sie sonst an Uhlands Balladen gewohnt sind. In Strophe 2 werden Phantasie und Empfindung anfangs durch den Geist der Erklärung beeinträchtigt, doch siegen erstere am Schlusse vollständig und führen uns

1) Vergl. besonders Strophe 2. Die Dienste, die Uhland von seiner Dichtergabe für die Forschung erwartet, hat er am Schlusse seiner Inauguralrede „Über die Sage vom Herzog Ernst" treffend zum Ausdruck gebracht: „Gerade diese dunkleren und anscheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geschichtlichen Forschung einen höheren Reiz, als diejenigen, welche schon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den ersteren muß sie selbstthätiger, auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise in Wirksamkeit treten." Uhland, „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", VIII. Seine dichterische Schöpferkraft muß dem Forscher Uhland aus den alten Folianten das frische rege Leben hervorzaubern. Für die Dienste, die anderseits die Wissenschaft seiner Poesie leistet, ist das aus der Forschung emporgewachsene Gedicht selbst ein reizender Beleg:

Was der Staub der Bücher ihn gelehrt,
Ist zu duft'gem Waldeshauch verklärt. —

mit dem Dichter aus der Studierstube hinaus in die grüne Waldherrlichkeit. Strophe 3 u. 4 leiten zu der Ballade über: die alten Sagengestalten sind vor Uhlands Forscherblick lebendig geworden: er sieht im einsamen Walde Merlin, der ihm vor anderen vertraut ist durch das warme Naturgefühl, das ihn gleich dem Dichter beseelt. Das dichterische Subjekt und Objekt fließen hier in eins zusammen: Merlin-Uhland hat sich von der Welt zurückgezogen, Selbstbetrachtung erhält ihm den Geist der Jugend; die hier geschilderte Situation ist von tiefer Wahrheit, von stimmungsvoller Empfindung getragen. Wie das Gemüt des alten Zauberers aus der ihn umgebenden Wildnis Erquickung und Stärkung schöpft, so fühlt Uhland aus dem Walde der Forschung, aus den Studien vergangener Zeiten neue Kraft fürs Leben sich erwachsen. Durch die Versenkung in die große Gotteswelt — hier gehen Natur und Geschichte ineinander über wie Merlin-Uhland — wird ihm das Leben der Vergangenheit und Zukunft: der Gang der Entwickelung offenbar. Das Walten des ewigen Gottes enthüllt sich ihm, „er erlauscht den Geist der Welt". Strophe 5—13 incl. geben die plastische Gestaltung der Sage mit Uhlandscher Meisterschaft, wovon ich jedoch Strophe 12 ausnehmen möchte, in der Merlins Spruch vollständig lehrhaft in einen selbstbewußt überlegenen Ton ausklingt. Strophe 12 u. 13 gestatten wieder allegorische Deutung: Auch die dem Freunde gesandte Ballade ist nur ein Blatt, das ihm Uhland aus dem weiten Walde seiner Forschung reicht; nachdem der zudringliche Frager Antwort erhalten, kehrt Merlin-Uhland in seine stille Eingezogenheit zurück. Diese beiden Schlußstrophen der Ballade korrespondieren in ihrem überleitenden Charakter mit Strophe 3 u. 4. Strophe 5—11 geben dagegen die einfache Handlung frei von jeder Beziehung, wenn auch die zu Grunde liegende Idee — worauf oben hingewiesen — leicht auf Uhland bezogen werden kann: „Augen offen", das ist der einfache Zauber des Merlin, „Augen offen" ist auch der Zauber der Uhlandschen Forschung. Vielleicht liegt in diesem völligen Absehen von geheimnisvollem Naturkult und unklarer Schellingscher Natursymbolik eine — wenn auch unbeabsichtigte — Absage an die mystische Richtung der Romantiker. Die 14. Strophe wäre im Interesse der Ballade leicht zu entbehren; sie entzieht uns dem nachhaltigen Eindruck derselben, um das Spiel der Allegorie wieder walten zu lassen, dem der Dichter in bescheidener Zurückhaltung nun eine Wendung auf den Freund giebt. Nach Merlins Tode verklingt sein Lied und Wort allmählich, sein Andenken verweht; sein Geist jedoch: der Sinn für das Walten der Natur, für ihre anmutsvollen Reize lebt fort. Er klingt Uhland aus dem Liede des Freundes wieder, der wie Merlin den Geist der Welt im Kleinsten spürt, die schöne Gottesnatur mit gleicher Liebe umfaßt.

Es ist nicht zu verkennen, Merlin verkörpert, eine allegorisch-symbolische Persönlichkeit, das Verständnis der Natur. In ihm, in Merlin, finden sich beide Freunde wieder; denn das Verständnis der Natur ist der Punkt, in dem sie sich treffen, mögen auch die Pfade ihres Schaffens auseinandergegangen sein. Diese allegorische Doppelbeziehung ist nun nicht ganz klar von Uhland herausgearbeitet. Das Verhältnis beider, auf das Strophe 1 u. 2 anspielen, hätte wohl präcise Antwort erheischt; allerdings würde eine Schlußstrophe in diesem Sinne den Eindruck der Ballade noch mehr geschwächt und der liebenswürdigen Schlußwendung gegen den Freund einige Kraft genommen haben. Die Deutlichkeit ist hier der Plastik und persönlicher Bescheidenheit zum Opfer gefallen. Darf ich mir eine positive Kritik erlauben, wie etwa die allegorische Beziehung einen gemäßen Abschluß hätte finden können, so würde ich sie in folgende Worte fassen:

Laß dich denn, Freund, bescheiden,
Und klag' nicht seinen Tod —
In unsrer Tage Leiden
Wär' andre Klage not —:

Ob auch in diesen Stunden
Verschiednen Pfad wir gehn,
Eng bleiben wir verbunden
Durch seines Geistes Wehn.[1])

Sprechzimmer.

1.

Neue und seltene Wörter und Wendungen.

Vergl. XIII, S. 64—66 und die Nachträge dazu (XV, S. 199 flg.).

25. verlegen. In neuester Zeit heißt es häufig in amtlichen Bekanntmachungen und danach auch sonst in den Zeitungen: „Mit dem Verlegen der Gasrohre wird Montag begonnen werden", „das Verlegen der elektrischen Kabel in der X-Straße mußte auf nächste Woche verschoben werden", „bevor wir mit dem Verlegen unserer Hauptleitung beginnen" u. ä.[2]) Man sollte meinen, die Rohre und Kabel sollten anderswohin gelegt werden, als wo sie bisher lagen, oder

1) Die beiden letzten Zeilen geben die Quintessenz des Gedichts.

2) In einem Vertrage der Stadt Bonn mit der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung heißt es in § 2: „Die Kabel sollen so gelegt werden", in § 3 aber: „die Stelle, an der die Kabel verlegt werden sollen", während in § 1 gar von „Auslegung eines Kabels" die Rede ist. In einem nichtamtlichen Berichte der Bonner Zeitung über diesen Vertrag wurde nur von Legung und Legen der Kabel gesprochen, und in einem solchen der Kölnischen Zeitung hieß es nur Anlegung und Anlegen. — Im Bonner Adreßbuche von 1901 auf S. 124 empfiehlt Einer sein „Spezialgeschäft (andere Geschäfte als Spezialgeschäfte giebt es ja kaum noch) im Verlegen von Linoleum und Linkrusta".

anders als bisher; aber durchaus nicht: sie sollen überhaupt erst gelegt werden. Das scheint mir eine sehr überflüssige Neuerung zu sein, die sich hoffentlich nicht einbürgert![1]) Wird denn ein Schuljunge nach Hause kommen und erzählen: „In der X-Straße verlegen sie die Kabel für das elektrische Licht"? Nein, er wird sagen: „... legen sie ...." — Das Wort ist in dieser Bedeutung, d. h. Vertretung des einfachen „legen", bei Sanders nicht zu finden; er hat es zwar in der Bedeutung „versehen" (einen Markt mit Waren, ein Wirtshaus mit Wein verlegen), aber dann müßte es ja heißen: eine Straße mit Kabeln verlegen, es heißt aber: Kabel in eine(r) Straße verlegen; Sanders belegt auch eine „veraltete" Bedeutung = einquartieren (Leute in ein Haus verlegen) aus Olearius, die also der besprochenen etwas ähnlich sieht. Heyne und Paul haben gar nichts Ähnliches, aber bei Sachs-Villatte findet man „verlegen" im Sinne von einfachem „legen" in mehreren Ausdrücken des Bauwesens (Steine verlegen u. s. w.) und in „seinen Schwerpunkt verlegen nach ....", und Grimm verzeichnet bei „verlegen" als erste Bedeutung die, in der „ver" das einfache Zeitwort nicht wesentlich ändert, bei den Seidenwirkern, den Hüttenleuten, Zimmerleuten und Weidmännern, und auch sonst. — Immerhin: für den Nichtfachmann klingt jenes fachmännische „verlegen" für „legen" sonderbar, und da es zu Verwechslungen führen kann, sollte es vermieden werden. — Es scheint mir übrigens, als ob hier „ver" die Bedeutung „auseinander" habe, also: die ungeordnet liegenden Hölzer, Rohre, Kabel gehörig und in Ordnung auseinanderlegen; so findet sich das Wort auch einmal in Gotthelfs „Uli der Knecht" (Vettersche Ausgabe, Reclam, S. 179): „Als der Mist draußen war, wollte ihn niemand verlegen", was so erklärt wird: „auf dem Düngerhaufen gehörig zerstreuen; in Haufen, wie er ausgeleert worden, wollten sie ihn liegen lassen."

26. vermutmaßen. Diese merkwürdige Verquickung von „vermuten" und „mutmaßen", die man bei Grimm, Heyne, Paul, Sachs-Villatte und Sanders vergebens sucht, hörte ich kürzlich mehrmals in einem Gespräche („Das hatte ich nicht vermutmaßt zc.") von jemand, der offenbar recht wichtig thun wollte.

27. versonnen. „Rautendelein bleibt versonnen stehen", so schreibt Dr. Hermann Henkel in seinem Aufsatze über Hauptmanns „Versunkene Glocke" in dieser Zeitschrift (XIII. 246); oder entnimmt er den Ausdruck einer Bühnenanweisung Hauptmanns selbst? Bei Heyne und

1) Auch in einer Briefkastenantwort der Ztschr. des Sprachvereins wird von dieser Neuerung als von einem „Mißbrauche" gesprochen, „der schon zur Vermeidung von Mißverständnissen schleunigst wieder aufgegeben werden sollte".

Paul ist kein Zeitwort „versinnen" zu finden; Sachs-Villatte aber verzeichnet es als „selten" in den drei Verbindungen „sich in Gedanken versinnen" (s'enfoncer dans ses pensées), „sich einer Sache zu jemand versinnen" = versehen, „sich versinnen" = sich besinnen; dieselben drei führt Sanders an; in der ersten Bedeutung scheint es an der angeführten Stelle gebraucht zu sein, und ganz ähnlich verwendet ist es in einer Stelle aus Rückert, die Sanders anführt:

„Versonnen und versunken ist in Bewunderung
„Mein Geist."

Und ähnlich mehrmals bei Heyse: „Noch stiller und versonnener", „ihr seltsam versonnenes Wesen", „fuhr aus tiefer Versonnenheit auf."

28. Vorig-Jahr. In der Bonner Zeitung war kürzlich einmal, in zwei Zeilen abgesetzt, zu lesen: „im Vorig-Jahr"; hoffentlich war es nur ein Notbehelf des Setzers, der „vorigen" nicht mehr in die Zeile bringen konnte und nun zu „vorigjährig" „Vorigjahr" bildete. Aber dann hätte er doch das jetzt so beliebte „Vorjahr" setzen können, zu dem wir wohl bald auch mit „Vormonaten, Vorwochen, Vortagen" beglückt werden[1]); von da wäre es denn natürlich nicht mehr weit zu „Vorvierteljahr, Vorsemester, Vorsonntag" u. ä. Bildungen, und wenn dann auch noch vom „Vorbriefe" statt vom vorigen Briefe gesprochen wird, dann hat „vorig" seine Arbeit gethan, kann gehen. Es wäre aber sehr schade darum!

29. wesentlich. Von einem neugebornen Kinde hörte ich kürzlich Frauen sagen, es sei doch schon „so wesentlich". Dies scheint ein verbreiteter und beliebter Ausdruck in der Kinderstube zu sein; er bedeutet wohl gleichzeitig „lebhaft, menschenähnlich, kräftig u. ä.", fehlt aber so in den Wörterbüchern.[2]) — Nebenbei: Von Eigenschaftswörtern auf —entlich fiel mir kürzlich einmal „willentlich" auf in Franzens Shakespeare-Grammatik S. 224, Z. 6 v. u. („Ein bewußter, willentlicher Akt"); Paul nennt dies eine „nicht allgemein übliche Bildung nach wissentlich" (ohne Belege), mir war sie allerdings unbekannt; Heyne hat sie gar nicht, Sachs-Villatte aber führt sie an. Sanders giebt Belege aus Ense, Kinkel, Rahel, Ruppius, aus Hensel und Lohmann; er belegt ferner im Ergänzungsbande die (mir gleichfalls ganz neue) Form „verlegentlich" mehrmals aus Heyse. Bei Wilmanns fehlen übrigens „willentlich" sowohl wie „verlegentlich" unter „den wenigen Wörtern, die im

1) Ist schon geschehen! Vergl. Bonner Ztg. v. 31. 7. 1900: „... daß in der letzten Stunde des Vortages Bismarck aus dem Leben geschieden war".

2) Nur Woeste im Westfäl. Wörterbuche bringt ihn, mit dem Beispiele: dat kind es all so wesenlik = es zeigt die Anfänge seiner vernünftigen Natur.

Nhd. auf —entlich ausgehen" (§ 370, 4) und die § 365, 2 aufgeführt sind.

30. zweipersonig. In der Bonner Zeitung empfiehlt ein Möbelhändler „2personige Schlafzimmer-Einrichtungen"; das Wort fehlt in allen Wörterbüchern, auch im Heyse-Lyonschen Fremdwörterbuche; nur bei Sachs-Villatte findet man „.... personig; nur in Zusammensetzungen mit vorausgehendem Zahlworte gebraucht, z. B. vielpersoniges Schauspiel". Kann man „vielpersonig" sagen, so läßt sich natürlich auch nichts gegen „zweipersonig" einwenden.

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

2.

Kürzlich las ich in einem Briefe folgende Veränderung eines bekannten Spruches: „Wessen Herz voll ist, dem läuft der Mund über." Ist schon die richtige Fassung der bekannten Bibelstelle „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über" (vergl. dazu übrigens Büchmanns „Geflügelte Worte" [14]. S. 28 o.), in ihrem zweiten Teile namentlich, reichlich derb, so gewinnt diese Derbheit in jener neuen Fassung, die vielleicht volkstümlich und weiter verbreitet ist(?), noch ein gut Teil an Anschaulichkeit.

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

3.

Schraubenmuttern.

Ist diese Mehrzahlform, die in der Zusammensetzung „Schraubenmutter" ganz geläufig ist[1]), etwa auch in den anderen technischen Ausdrücken gebräuchlich, die mit -mutter zusammengesetzt sind, z. B. Schriftmutter, Klinkenmutter u. a.? Die Wörterbücher geben darüber keine Auskunft, auch Sanders nicht; nur aus Sachs-Villatte könnte man es vielleicht schließen. — Nebenbei: Im Bergischen nennt man ein Butterbrot kurz eine „Butter" und bildet dazu die Mehrzahl „die Buttern".

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

4.

Zu Ludwig Fränkels „Kleinen Nachträgen", Ztschr. XIII, S. 693 flg.

1. Zu 2: Zeile 1 lies XII statt XI. — („Anstoß" habe ich übrigens nicht an den Ausdrücken Kellers und Stifters genommen, wenigstens nicht an allen, sondern sie nur als eigentümlich und vom allgemeinen

1) Es giebt hier in der Nähe eine „Schrauben- und Mutternfabrik G. m. b. H.".

Sprachgebrauche abweichend erwähnen wollen. —) „Ungegessen", „ungefrühstückt" und ähnliche Bildungen bespricht Matthias in seinem Buche „Sprachleben und Sprachschäden" (1. Aufl.) S. 122. — Fränkel meint, „man dürfe als Regel aufstellen, daß überall, wo „gegenüber" vor seinem Nomen stehe, das Ohr „von" danach verlangen möchte". Ist das wirklich der Fall? Ich glaub's kaum. Das Ohr, dem ein „von" hinter „gegenüber" zu fehlen scheint, dürfte durch die jahrelang üblich gewesene Anwendung von „vis-à-vis von" und die häufige, eben falsche Anwendung des „von" vom rechten Wege abgebracht worden sein. Wie Hildebrand (Dt. Wtb. IV. 1. II. 2278) rügt auch Matthias dieses „von" (a. a. O., S. 145). — Daß „Tellertuch" in der Hausfrauensprache einen „Abwischlappen für Teller" bezeichnet, ist ja richtig und ist auch vielleicht aus Zweckmäßigkeitsgründen ein Hindernis für die Verwendung dieses Wortes als „Serviette" in der Umgangs- und Schriftsprache; ob es aber „nur" in jenem Sinne gebraucht wird, wäre vielleicht noch festzustellen, dagegen spricht es, wenn Sachs-Villatte bei „Tellertuch" einzig und allein dieselbe Übersetzung giebt wie bei Serviette, nämlich „serviette (de table)"; Grimm hat zwar nur ältere Belege für diesen Sinn (aus Hagedorn, Felsenburg, Musäus), aber keine für den andern; Paul hat bei „Tellertuch" gleichfalls nur die Erklärung „Serviette", während allerdings Heyne anderseits nur die andere giebt. — Fränkel sagt: „„Untersatz" dagegen (ist) weder selten noch provinziell beschränkt für „Tablett""; aus der Form dieses Satzes könnte man schließen, ich habe das Gegenteil behauptet; ich habe aber über die Verbreitung des Wortes gar nichts gesagt, freue mich jetzt aber über Fränkels Feststellung, daß es verbreitet ist.[1])

2. Zu 3: Am Schlusse dieser Bemerkungen zu „dem Vater sein Haus" zieht Fränkel merkwürdigerweise meinen Tadel über die Weglassung des Kommas zwischen Familien- und Vornamen auf Konzertprogrammen an (Ztschr. XII, 748) und wirft mir dabei Unkenntnis des allgemein südostdeutschen Gebrauches vor, den Familiennamen vor den Vornamen zu setzen. Dagegen muß ich mich verwahren; dieser Gebrauch ist mir längst bekannt. Aber meine Kenntnis davon brauchte ich doch nicht an die große Glocke zu hängen, wenn ich einen rein äußerlichen Programmschreiber- und Setzerfehler rügte! Die Schreiber von Konzertprogrammen und die Setzer — entweder die einen oder die anderen machen den Fehler — wissen doch nichts von jenem süd-

1) Prof. Trautmann (Bonn) teilt mir mit, daß in ganz Mitteldeutschland „Tablett" gänzlich ungebräuchlich sei, und daß dafür „Präsentierteller" gesagt werde; W. Jordan gebrauche irgendwo „Trägel" dafür. Dieses finde ich in den Wörterbüchern nicht, vergl. aber mhd. tregel, ahd. tregil.

ostdeutschen Landesbrauche, wenn sie nicht zufällig selbst Südostdeutsche sind! Jener landschaftliche Gebrauch steht fest, hat aber mit demselben Gebrauche im amtlichen Verkehre, z. B. auch in Schülerverzeichnissen, gar nichts zu thun; denn hier — und ebenso auf Programmen — ist für die Voranstellung des Familiennamens der rein äußerliche Grund maßgebend, daß eben die Hauptsache, das die Angehörigen so vieler verschiedener Familien Unterscheidende, der Hauptname, voranstehen soll, — in Verzeichnissen schon allein deshalb, weil sie alphabetisch angelegt werden In diesen Fällen aber gehört es sich nach altem gutem Brauche, den folgenden Vornamen vom Familiennamen durch ein Komma zu trennen, und wenn dieses fehlt, können unliebsame Mißverständnisse entstehen[1]), wie Fränkel selbst es ja in der Anmerkung an dem Beispiele vom Schuster Konstantin Bischof oder vielmehr Bischof Konstantin Schuster nachweist, das neulich durch alle Blätter lief. Ist es nun in alphabetischen Verzeichnissen auch ganz selbstverständlich, daß der Familienname voranstehen muß, in sonstigen amtlichen Schriftstücken sowie auch in Programmen u. ä. ist die Vorwegnahme des Familiennamens unnötig und wohl nur deshalb beliebt, weil auch da angeblich immer die Hauptsache zuerst kommen und — gesperrt oder fett geschrieben oder gedruckt sein muß; als ob das Sperren und Fettdrucken in der Mitte des Satzes nicht denselben Erfolg hätte, nämlich die Aufmerksamkeit auf sich lenkte! Aber das ist einer von den Zöpfen, die uns hinten hängen! Also entweder: „Schubert, Franz" oder „Franz Schubert", meinetwegen auch „Franz Schubert" oder „Fr. Schubert", aber nicht „Schubert Franz". Es ist ja vielleicht Kleinigkeitskrämerei, aber wir dürfen doch auch diese Kleinigkeiten nicht außer Acht lassen, wenn es nicht drunter und drüber gehen soll in unserer Sprache. — Ich muß auch hier wieder auf den Bindestrich zu sprechen kommen, auch eine von den Kleinigkeiten, deren Nichtbeachtung die Sprache arg verwüsten kann; wie wenig Wert auf ihn gelegt wird[2]), zeigt mir die Thatsache, daß in zwei neuen Büchern über die Satzzeichen, die ich jüngst in Händen hatte, vom Bindestriche überhaupt keine Rede ist, nämlich in den „Übungsaufgaben zur Lehre von den Satzzeichen, zusammengestellt von Dr. Ludwig Voigt" (3. Aufl., Dresden, Huhle) und in der „Graphischen Darstellung der deutschen Satzlehre nebst einer Interpunktionslehre von Adolf Stamm"

1) Vergl. jetzt auch Ztschr. 15, S. 204.

2) Dr. A. Meurer schließt ihn in seiner „Lehre von den deutschen Satzzeichen" (Aachener Programm 1896) ebenfalls aus, mit der Begründung: „Der Bindestrich und der Apostroph sind keine Satzzeichen, sondern nur orthographische Zeichen." Ganz recht, aber dennoch sucht man Auskunft über sie in solchem Lehrbuche, wenn auch nur etwa in einem „Anhang".

(Leipzig, Bädeker, 1899), und doch herrscht eben über kein Satzzeichen heutzutage mehr Unklarheit als über den Bindestrich.[1])

Noch etwas anderes: Wir unterscheiden bei diesen Erörterungen die Wörter „Vorname" und „Familienname", für den letzten gebraucht Fränkel einmal die Nebenformen „Schreibname" (d. i. der Name, wie man „sich schreibt") und „Nachname" (die Entsprechung zu „Vorname"). Im amtlichen Schriftdeutsch aber habe ich beobachtet, daß der Ausdruck „Familienname" nur selten gebraucht wird, statt seiner vielmehr „Zuname"; auf mich macht diese Form den Eindruck des Falschen, zum mindesten des Unzweckmäßigen; denn wenn z. B. bei der hiesigen „Personenstandsaufnahme" in der ersten Reihe die Angabe des „Zunamens" verlangt wird, so bin ich versucht, darunter den nebensächlicheren „Vornamen" zu verstehen, und das werden eben Viele thun, da in dem „zu" etwas Zusätzliches, Nebensächliches liegt; in Wirklichkeit aber heißt hier „Zuname" „Familienname", und „Vorname" steht erst über der zweiten Reihe. Von diesem Gebrauche, der in der That ein Mißbrauch ist, sollte man wieder abkommen; denn wenn auch früher der Vorname die Hauptsache gewesen ist, und man also den Familiennamen, der nur zur Unterscheidung von anderen Trägern dieses Vornamens hinzugefügt wurde, füglich einen Zunamen nennen konnte, so darf das jetzt nicht mehr geschehen, da doch der Familienname heutzutage die Hauptsache ist, und eher der Vorname als ein Zuname bezeichnet werden könnte. — Paul erwähnt „Zuname" im Wörterbuche nur bei den Zusammensetzungen mit „zu" ohne Erklärung; bei Heyne aber findet man (gleichfalls unter zu) bei den mit zu zusammengesetzten Zeitwörtern folgendes: „zunennen, zubenennen; mit einem Nebennamen versehen: Friedrich, zugenannt der Große; **dazu** Zuname". Bei Sachs-Villatte und bei Sanders ist als erste Bedeutung des Wortes „Familienname", als zweite „Beiname" angegeben. — Bei der Zusammenstellung „Vorname und Zuname" kommen zwei Wörter zusammen, die **beide** etwas Nebensächliches bezeichnen, Namen, die nur vor einen andern oder zu einem andern gesetzt werden, der die Hauptsache ist; „Vorname und Familienname" aber lassen gleich die Hauptsache genau erkennen. Wünschenswert ist also, daß „Zuname" nur noch = „Beiname" gebraucht wird.

---

1) Nur der Merkwürdigkeit halber sei hier folgendes erwähnt: Die Bergisch-Märkische Bank in Bonn nennt sich auf ihrem Geschäftsschilde und in ihren Anzeigen durchweg nur noch Bergisch Märkische Bank; anderseits nennt sich der bekannte Baritonist Kammersänger Karl Mayer seit vorigem Jahre nur noch Karl-Mayer, so daß wohl seine Nachkommen später Karlmayer heißen werden.

3. Zu 4: Stellen wir jetzt einmal zusammen, was die Umfrage über bereits = fast bisher an Antworten eingebracht hat, so ergiebt sich folgendes Verbreitungsgebiet für diese Anwendung: Rheinland (XII: S. 747), Westfalen (XIII: S. 428), Rheinpfalz (S. 695), Baden (S. 637), Schwaben (S. 513), Zürich (XV: S. 204), die Schweiz überhaupt (XII: S. 747, XIV: S. 661), Oberbayern (XV: S. 203), Altbayern überhaupt (XIII: S. 268), Bamberg (XV: S. 203), fränkisches Nordbayern überhaupt (XIII: S. 695), die nördlichste Oberpfalz (S. 640), Asch und das Egerland in Böhmen (S. 640), das obere Vogtland (S. 640), Hessen (S. 695, während Pfaff S. 637 sagt, er habe „in seiner Heimat Hessen nichts derart gehört"), Laibach (S. 839), Reichenbach und Landeshut in Schlesien (XIV: S. 147), Treptow an der Rega (?) (XV: S. 203). Vergl. jetzt überhaupt noch Ztschr. XV: S. 203f. Als Verbreitungsgebiet ergiebt sich demnach nunmehr fast das ganze süddeutsche und das westliche mitteldeutsche Sprachgebiet, sowie Reichenbach und Landeshut in Schlesien und (nicht zweifellos) Treptow in Pommern. Merkwürdig ist dabei die Lücke zwischen Vogtland und Reichenbach. Wird sie vielleicht auch noch ausgefüllt?

4. Zu 5: Wie recht ich hatte, bei „es erübrigt sich = es ist überflüssig" (XIII. 139/140) zur Vorsicht zu mahnen wegen der leicht möglichen Verwechselung mit „es erübrigt = es ist noch übrig", zeigen Fränkels Ausführungen, der (S. 695 u.) behauptet, ich hätte „es erübrigt = es ist überflüssig" als brauchbar bezeichnet. Gleichzeitig bringt sein erster Beleg ja auch den ersten Beweis dafür! Es bleibt also dabei, Verwechselung der beiden gegensätzlichen Redewendungen ist sehr leicht möglich und — kommt auch schon vor. Vergl. auch meine weiteren Ausführungen auf XV: S. 202f.

Bonn. Dr. **J. Ernst Wülfing.**

5.

Der böse Geist hinter Gretchen in der Domscene des I. Teiles des „Faust".

In der Zeitschrift der University of Jowa „Modern Language Notes" XV, 1 hat Charles Boundy Wilson die von Prof. Paulsen in der „Deutschen Rundschau" aufgestellte wunderliche Ansicht, der „böse Geist" sei Mephisto selbst, einer Prüfung unterworfen, wobei er die Deutungen, welche diese Person seit der Herausgabe des zweiten Teiles gefunden hat, ausführlich besprochen, die früheren unerwähnt gelassen, unter denen die von Göschel und Hinrichs auffallend genug sind, andere wohl der Erwähnung wert sind. Wichtig ist, daß wir jetzt wissen, daß der Auftritt sich schon mit Ausnahme dreier Verse im Urfaust findet, nicht, wie man vermutet hatte, erst bei der Zusammenstellung in unserem

Jahrhundert entstanden ist. Der Reigen der Deutungen wird mit der Erklärung der meisten Ausleger begonnen, welche auch die allereinfachste ist, daß der böse Geist das quälende Schuldbewußtsein, das böse Gewissen Gretchens darstelle, wobei auf die Unterscheidung von „böser Geist" und „der böse Geist" wenig Wert gelegt wird, obgleich der Dichter selbst einen bestimmten Geist im Sinne hatte. Auch v. Loeper blieb in seiner ersten Ausgabe bei dieser Ansicht, meinte aber, in der zweiten eine geistreiche Bemerkung zu machen, wenn er darauf hinwies, der Gretchen beunruhigende Geist sei eigentlich ein guter Geist, da er ihr die begangene Schuld vorhalte, und dadurch den Weg zur Buße bahne. Das heißt aber ganz verschiedene Dinge durcheinandermengen; denn „böser Geist" soll hier soviel als „Quälgeist" bedeuten, nicht „Höllengeist", wie auch die Griechen schon „bös" (κακός) gebrauchen, auch von den strafenden Erinnyen, welche die Tragiker so ergreifend darstellen, Goethe selbst in der „Iphigenie, wo sie, die ewige Betrachtung des Geschehenen ververwirrend, sich um des Schuldigen Haupt herumwälzen". Im „Faust" steht das einfache „Geist" von den verschiedensten Geistererscheinungen, so daß der „böse" Geist ein „beunruhigender" ist. Zunächst schweben die bösen Geister Besessener vor, neben denen auch solche vorkommen, die sich an Orten festgesetzt haben. Schon im Götz kommt ein böser Geist vor, den ein Kapuziner in einen Sack gebannt hat, um ihn in den Wald zu tragen. Mit Recht hatte v. Loeper in der ersten Auflage die Deutung des feinsinnigen Hermann Marggraff, der unter dem „bösen Geist" nicht bloß die Gewissensunruhe, sondern auch den Teufel versteht, der das schlechte Gewissen zum Verbrechen treibt, als zu künstlich verworfen, wie denn solche Doppelbedeutungen überhaupt nie zu billigen sind. Aber in der zweiten Auflage stimmt er jenem vollkommen bei, ohne einen weiteren Grund dafür anzuführen, als die Äußerung eines Zeitgenossen über den Zauberer Faust, die nichts als eine gelehrte belanglose Dekoration ist, ein bildlicher Ausdruck für die quälende Unruhe des Gewissens. Mit Recht sagt Wilson, v. Loeper verstehe im Grunde nur das durch die Beunruhigung des Gewissens veranlaßte Verbrechen, während Goethes „böser Geist" einfach das beunruhigte Gewissen bezeichne, und lege so diesem etwas ganz Falsches unter. Aber die Erklärer bedürfen leider sehr häufig solcher falschen Voraussetzungen, um ihre Ansichten scheinbar zu begründen. Wilson zweifelt, ob v. Loeper hier unter dem Teufel den Satan oder Mephisto verstanden habe, aber von beiden kann hier überhaupt nicht die Rede sein, und Mephisto wird, wo er wirklich handelnd erscheint, immer mit seinem wirklichen Namen bezeichnet. Seltsam ist die Annahme, Mephisto sei hier der dumme Teufel, der durch die Lust, Gretchen ihren Jammer mit höhnischem

Grinsen vorzuhalten, sich verleiten lasse, sie gerade auf den Weg der Buße zu treiben, während sie ohnedies von selbst zum Verbrechen gebracht worden sein würde. Das ist die gröbste Verunstaltung der Absicht des Dichters, der von solchen studierten Feinheiten weit entfernt ist. Von einer solchen Beziehung der Stelle auf die Einwirkung des Teufels findet sich auch nicht die geringste Spur; nur von den peinigenden Gedanken ist die Rede, denen sich Gretchen infolge ihrer inneren Qual nicht entziehen kann, wie sich dies deutlich in den Worten ausspricht: „Weh! Weh! Wär' ich der Gedanken los, die mir herüber und hinüber gehen. Wider mich." Ihre Erinnerungen gehen von der Freude zum Schmerze über, da sie sich bald des Glückes ihrer Liebe, bald des Verbrechens derselben bewußt wird. Boyesen in der Schrift Goethe and Schiller (1879) meinte, es sei gleichgültig, ob Mephisto oder ein kleinerer böser Geist ihr die Gedanken eingebe, aber davon kann hier überhaupt nicht die Rede sein, sondern nur von der Stimme des Gewissens; einen Höllengeist einzuführen, lag durchaus keine Veranlassung vor. Gretchen sollte hier der Verzweiflung, nicht schon der Reue wie man gemeint hat, noch näher gebracht werden, als im Selbstgespräch am Spinnrocken.

Woldemar Freiherr v. Biedermann folgt der Meinung von Harms, der den ganzen Auftritt von der Bühnendarstellung ausschließen wollte, womit freilich wenig erreicht wird. Daß er früher nicht ganz gefehlt haben kann, zeigt eben der Urfaust; man muß ihn nur zu erklären wissen. Freilich wird Mephisto auch im Faust selbst (V. 1376) „böser Geist" angeredet, was gleichbedeutend ist mit Höllengeist, Geist der Finsternis. Auch das Vieh wird von bösen Geistern behext, wie wir V. 1477 finden Biedermann scheint es undenkbar, worüber Wilsons Fragezeichen sich mit Recht wundert, daß Goethe dazu gekommen sei, Gretchen durch einen bösen Geist beunruhigen zu lassen; dazu müsse er durch eine besondere Quelle veranlaßt worden sein, und so suchte er auch hier nach einer solchen, die er leicht in der Bibel finden konnte, die Goethe im „Faust" so vielfach benutzt hat. Im ersten Buche Samuelis wird Saul durch „einen bösen Geist vom Herrn" (oder „von Gott") beunruhigt, aber bei Goethe haben wir den „bösen Geist" ohne nähere Bestimmung, wir hören von ihm nur, daß er hinter Gretchen ist, und vernehmen seine Worte, die die Gedanken aussprechen, welche deren Seele bewegen. Sauls böser Geist macht diesen unruhig, wogegen der Goethes uns das darstellt, was sie selbst so schrecklich empfindet, die sie drückende Schuld.

Endlich kommen wir auf Paulsens sonderbaren Einfall, Mephisto selbst als bösen Geist auftreten zu lassen, was trotz des vornehmen Ortes, wo es gelehrt wird, möglichst ungeschickt ist, ja uns geradezu verblüfft; und die Verblüffung steigt, je allseitiger und tiefer wir uns den That-

bestand vergegenwärtigen. Der böse Geist ist nicht allegorisch, sondern eine dramatische Person, wie er denn als solche auch im Personenverzeichnis steht, und auf den beiden ersten Weimarischen Komödienzetteln vom Jahre 1829 in meiner Ausgabe bei Kürschner S. XXXIII flg., auf dem ersten (vom 19. Januar) sogar mit Anführung des ihn darstellenden Schauspielers. Die Rolle trotz allem dem Mephisto aufzubürden, ist auch nicht der fadenscheinigste Grund vorhanden. Wie sollte es auch der Teufel dazu bringen, dem Meßopfer beizuwohnen! Etwas ganz anderes ist es, wenn der Schalk Mephisto sich rühmt, am Beichtstuhle herumgeschlichen zu sein, um zu hören, was Gretchen beichte. Das Kreuz allein scheut der Teufel nicht, auch nicht den Geistlichen, aber wohl das Meßopfer und die Gegenwart Christi. Auch hat schon Wilson darauf aufmerksam gemacht, daß die Rede nicht den sarkastischen Ton Mephistos, sondern den des so plötzlich in die unselige Schuld verwickelten Gretchens hat. Die immer zunehmende Sucht, über Goethe, vor allem den Faust, etwas Neues zu sagen, hat auch diese Frucht getrieben.

Wie aber sind die Worte unmittelbar vor dem ersten Verse („Wie anders, Gretchen, war dir's") zu verstehen: „Böser Geist hinter Gretchen" unmittelbar vor der Personenangabe, welche nur „Gretchen, alle Verwandte" nennt, da nach einem Zwischenstriche der Auftritt mit dem Verse des vorher gar nicht erwähnten „bösen Geistes" beginnt? Erst darauf heißt es: „Gretchen unter vielem Volk. Böser Geist hinter Gretchen", und dann unmittelbar vor der Rede wie immer der Name des Redenden: „Böser Geist". War jene kürzere Überschrift etwa die ursprüngliche, die sich auf eine anfängliche, nur aus Vers 1—11 und 15—22 (12—14 sind spätere Zusätze) bestehende bezog, welche Gretchen selbst sprach? Das Dies irae könnte ursprünglich ganz gefehlt haben, erst zur weiteren Ausführung der Scene hinzugetreten sein. Zu dieser Annahme sind wir dadurch berechtigt, daß hier offenbar von keiner andern Schuld die Rede war, als von der Verführung durch Faust. Wie aber ist „Böser Geist hinter Gretchen" zu verstehen? Gretchen kniet in ihrem Stuhle, hinter diesen stellt sich in einiger Entfernung der böse Geist, eine graue vermummte Gestalt, die sich von dem übrigen Volke deutlich unterscheidet. Diese müßte aber ein Bauchredner sein, oder ein solcher in seiner Nähe sich befinden. Wir wissen, daß Goethe einen solchen Bauchredner schon bei der Darstellung des Homunculus und bei der Dichtung des Proteus des zweiten „Faust" sich wenigstens später dachte. Ähnlich wurden die Worte des Erdgeistes im ersten Auftritt bei der ersten Aufführung hinter der Bühne gesungen. Daß Goethe die Sprache des Bauchredners näher beachtet hatte, ist bekannt. Der Dichter Mosen hatte bei der Aufführung auf der Oldenburger Hofbühne im Jahre 1845

gemeint, der böse Geist als Darsteller von Gretchens schuldbewußtem Gewissen, sollte in weiblicher Gestalt und in grauem Büßergewande mit verhülltem Gesicht erscheinen. Aber weibliche und männliche Gewissen unterscheiden sich nicht in der Form. Der jammernde, seiner Schuld bewußte Geist würde am besten durch ein Trauergewand und eine Vermummung, vielleicht mit einem Zeichen seiner göttlichen Sendung, etwa einem Kreuze, bezeichnet. Mosens Vorstellung, das der Ohnmacht nahe Gretchen springe empor, falle dann ohnmächtig nieder, gleichzeitig versinke auch der böse Geist, ist durch nichts gerechtfertigt, die Arme besitzt nicht mehr die Kraft, aufzuspringen. Auch das Erscheinen des bösen Geistes mit Gretchen erfolgt nicht so, wie es Mosen sich denkt; dieser meint, Gretchen erscheine, während der Gesang schon begonnen habe, und zwar begleitet von Frau Marthe, an die wir hier gar nicht denken; hinter ihr steige der böse Geist aus einer Versenkung, gehüllt in einen grauen Schleier. Vielmehr finden sich alle Personen schon im Dome, als der Auftritt beginnt, der mit der Ohnmacht und der dadurch erregten allgemeinen Aufregung schließt.

Nach unserer durch die vorliegenden Thatsachen begründeten Annahme folgte ursprünglich unmittelbar nach der ersten Gartenscene die in Gretchens Stube: „Meine Ruh' ist hin"; ob auch schon eine kürzere Ausführung der zweiten Gartenscene vorhanden war, ist nicht sicher zu bestimmen. Jedenfalls fehlten die jetzt der Domscene unmittelbar vorhergehenden „am Brunnen" und „im Zwinger", von der Domscene selbst bestand, wie schon bemerkt, nur eine kürzere Fassung. Den Schluß bildeten die prosaischen Scenen, die Merck schon im September 1775 in Frankfurt hörte. Valentin und Fausts nächtlicher Besuch von Gretchens Stadt waren ein späterer Zusatz.

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

6.

Woher stammt wohl das Schlagwort der Nietzscheverehrer vom „Leiden am Leben"? Steht darüber etwas fest? Ich denke, es stammt wie der „Übermensch" vom großen Lebenskünstler Goethe. „Wir leiden alle am Leben" sagt dieser in der Totenfeieransprache vom 15. Juni 1821 (H. 27, 2. Abt. 82) zu Ende. Der Satz findet sich dann noch in den Sprüchen in Prosa, Eth. V (H. 19,91). Im Zusammenhange bedeutet das freilich bei Goethe nicht: wir leiden unter den Widerwärtigkeiten und Langweiligkeiten des Lebens, sondern: wir bleiben nicht unangefochten von den Versuchungen, nicht unberührt von den schädlichen Einflüssen des Lebens. Die Wendung ist aber doch zu kühn-eigenartig, als daß anzunehmen wäre, zwei Köpfe seien unabhängig voneinander auf sie verfallen.

Dresden. D. Dr. **Th. Vogel.**

7.

Die Einleitungsstrophe der „Künstler".

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

In der Fassung, in welcher Schiller die Künstler am 12. Januar 1789 an Körner sandte, hatte dieselbe zum Eingang jene Strophe „Ein Regenstrom aus Felsenrissen", die jetzt die „Macht des Gesanges" eröffnet. Aber bereits unter dem 9. Februar erfolgte die Übersendung einer neuen Bearbeitung, die das Gedicht mit den obigen Versen einführt, und diese sind dazu auch höchst geeignet. Die Absicht des ganzen Hymnus geht ja dahin, zu zeigen, was alles der Mensch dem ihm vor allen andern Wesen eigenen Vermögen, das Schöne zu empfinden, was er der Kunst und den Künsten verdanke, und was konnte da angemessener sein, als mit einer argumentatio realis, mit einem Hinweis auf das wirklich Erreichte zu beginnen? So bringen uns denn die Zeilen das bestrickende Bild einer wahrhaften aurea aetas, eines Elysiums auf Erden, in dem das Wissen und die Macht des Menschen ebenso groß sind wie sein allseitig beglückter Zustand; kein Schatten trübt diesen Himmel, und Wehmut und Neid erfüllen uns, daß nicht auch wir in jenen Zeiten, nicht hundert Jahre früher gelebt haben.

Der Gedanke, der in den Künstlern durchgeführt wird, daß die kulturbringende Urkraft des Menschengeschlechts das ästhetische Empfinden sei, ist eine Art Weltanschauung, von der wir annehmen müssen, daß sie nicht etwa eine dichterische Fiktion sei, wie sie z. B. die „Phantasie an Laura" hinsichtlich der Liebe bringt, sondern eine geschichtsphilosophische Überzeugung, und daß wir zu dieser Auffassung berechtigt sind, lehren die philosophischen Abhandlungen, besonders die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Ebenso beruht die Wirkung der Einleitung darauf, daß auch sie nicht als Dichtung, sondern als Wahrheit genommen werde, daß die menschlichen Zustände den Augen Schillers und seiner Leser so erscheinen, wie sie dort dargestellt werden. Und auch für die Berechtigung dieser Auffassung giebt es ein Zeugnis,

ein ganz direktes, in einer Stelle jenes begleitenden Briefes an Körner vom 9. Februar: „Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit“.

Es sind allerlei Bedenken und Fragen, die sich da erheben. Ist das Bild, das Schiller uns von jenen Zeiten, unmittelbar vor der französischen Revolution, entworfen hat, wirklich so zutreffend? Konnten ihm, dem hochgebildeten Manne, dem angehenden Historiker, die Gebrechen, die jenen ungeheuren Ausbruch langgenährter Verbitterung herbeiführten, wirklich so gänzlich verborgen sein, wie es jene Verse zu bezeugen scheinen? Und wenn nicht, was bewog ihn, den Verfasser der Sturm- und Drangdramen, besonders der Louise Millerin, die Augen absichtlich zu schließen und in der Einleitung zu einem Gedicht, das eine kulturhistorische Überzeugung durchführte, der erkannten Wahrheit zum Hohn die Phantasie ein die Wirkung des Ganzen nur abschwächendes statt verstärkendes Spiel treiben zu lassen?

Wie die erste Frage zu beantworten sei, das lehrt noch dasselbe Jahr 1789 als Beginn der Bewegung, die nun ein Vierteljahrhundert Europa erfüllen, es gänzlich umgestalten und umbilden, bergehohen Schutt hinwegräumen sollte. Es ist auch nichts weniger als eine neue Entdeckung, daß die Brille, durch welche Schiller uns in jener Strophe sein Zeitalter betrachten läßt, gar zu rosig gefärbt ist. Allbekannt sind ja die verrotteten Zustände, die die Revolution heraufbeschworen. Einige Wendungen in den Versen verdienen aber doch eine kleine Beleuchtung, diejenigen, die auf die politischen und socialen Verhältnisse mit ihren moralischen Folgen gehen. Wo er die wissenschaftlich-kulturellen Errungenschaften der Menschheit im Auge hat, läßt sich ihm eher zustimmen.

Der in der ersten Zeile enthaltene Hinweis auf den Frieden mag noch gelten. So kriegerfüllt wie das siebzehnte Jahrhundert war das achtzehnte, von 1714 an gerechnet, bei weitem nicht. Der dreißigjährige, dann die endlosen Franzosen- und Türkenkriege, die Kämpfe, die England, Holland, der Norden zu bestehen hatten, haben jenes Jahrhundert überhaupt zu einem der blutigsten der Geschichte gemacht. Alle Heere Europas standen wiederholt gleichzeitig unter Waffen. Wie friedfertig ließ sich dagegen das neue Jahrhundert an! Die Kriege um die Erbfolge in Österreich und um Schlesien traten am stärksten hervor; besonders die letzteren waren blutig, aber solche Verheerungen wie die obengenannten hatten sie durchaus nicht im Gefolge, und seit 1763 ruhte das Waffengetöse so gut wie ganz. So war es denn begreiflich, daß die Vorstellung, das seit Beginn der Menschheit ersehnte Zeitalter des ewigen Friedens sei endlich angebrochen — denn so etwas klingt aus den ersten Zeilen heraus —, auch in minder naive Geister sich eingeschmuggelt hatte. Die

ganzen Humanitätsbestrebungen Herders ruhen ja auch auf einer derartigen Voraussetzung.

Wenn wir aber sodann von der „edlen, stolzen Männlichkeit", von „dem milden Ernst" lesen, der die damalige Menschheit rühmlich charakterisieren soll, wenn es von ihr heißt, sie sei „stark durch Gesetze, durch Sanftmut groß", so lautet unsere Meinung von jenen Zeiten jetzt denn doch ganz anders.

Seit Jahrhunderten trug Europa den Druck des absoluten Regiments, erst des tyrannischen in allerlei Formen und mehr oder weniger brutal geübt, seit Jahrzehnten des aufgeklärten, dem dann später der patriarchalische folgen sollte. Die schlimmste Wirkung dieser langen Dauer war die, daß der Druck fast nicht mehr empfunden wurde, daß die absolutistische Regierungsform als die natürliche erschien. Die Regungen der offenen Auflehnung gegen dieselbe waren äußerst selten und griffen, wo sie sich zeigten, nirgends weit um sich. Auf die verfassungsmäßigen Zustände in England und Holland sah man im allgemeinen ohne Neid, und das Beispiel, das das Zerrbild in Polen gab, wirkte sogar im entgegengesetzten Sinne. Die erste Voraussetzung aber, wenn die Tugenden des Mannesmutes und der Manneswürde gedeihen sollen, ist ein freies politisches Leben, und da dieses fehlte, so waren auch jene Tugenden in der schmachvollsten Weise verkümmert, und dies um so mehr, als sich dem politischen Despotismus noch ein anderer, viel schlimmerer zugesellte, der sociale der Adelswirtschaft. Der Feudalismus stand in üppigster Blüte. Der Hof, d. i. die Regierung, sah im Adel seine wahre und einzige Stütze; dieser bildete seine ausschließliche Umgebung, die ihn wie eine Mauer vom Volke schied, er lieferte die höheren Beamten und besonders die Offiziere, eine schier unübersteigliche Kluft schied ihn vom Bürgerstande, Mesalliancen waren Felonie an ihm und brachten Kämpfe, Schwierigkeiten und Nachteile. Die Folgen dieser bevorzugten Stellung und des Mangels verfassungsmäßiger Kontrolle dessen, was es noch an Rechten der nichtadeligen Stände gab, war eine allseitige Abhängigkeit von Gunst und Laune derer, die die Macht in Händen hatten, am ärgsten auf den Gutsherrschaften, wo alte Feudalrechte einen gesteigerten und ganz persönlichen Despotismus aufs üppigste gedeihen ließen. Und wenn dann so die Stellenerlangung und das Fortkommen besonders im Staatsdienste, noch mehr bei den zahllosen Patronaten, von all den Einflüssen bedingt war, die die angedeuteten Zustände mit sich brachten, so mußten auf diesem Boden Devotion, mußten Sichducken und Kriechen, Schleicherei und Liebedienerei viel eher gedeihen als jene gerühmten Tugenden. Und dem war denn auch so. Der Mannesmut vor Fürstenthronen tauchte als Phrase zwar wiederholt in der Dichtung auf, die

Wirklichkeit aber wußte gar wenig von ihm. Die Freiheitssingerei Klopstocks, der Göttinger, der Stürmer war ein harmloses Gezwitscher mit ganz nebulosen Zielen. Und welches Schicksal gelegentlich dem Schriftsteller drohte, wenn er zu kühn wurde, das lehrt Schubart, der Verfasser der Fürstengruft. Eher ging das Sittenbild durch, wie ein solches überaus drastisches Thümmel in seiner Wilhelmine gab. Daß der Freiherr v. Dalberg die Louise Millerin auf die Bühne ließ, ist ihm immer als eine That großen Wagemutes anzurechnen. So ist der „milde Ernst", dann noch einmal betont durch die Wendung „durch Sanftmut groß", ein überkühner Euphemismus für lammfromme, apathische Fügsamkeit, und „stark durch Gesetze" waren nur die herrschenden Klassen, die allerdings mit Geschick und Kraft Zustände zu erhalten wußten, wie sie sie bequemer sich nicht wünschen konnten.

Minderen Widerspruch fordern, wie gesagt, diejenigen Wendungen des Hymnus heraus, die die allgemeinen Errungenschaften nichtpolitischer Art rühmen. Durch die Fortschritte des Jahrhunderts, besonders auf dem Gebiete der schönen Litteratur und der Philosophie, war die Menschheit ja thatsächlich um ein beträchtliches Stück vorwärtsgebracht worden. Der Rationalismus hatte, so vielfach er auch über das Ziel hinausschoß, doch sowohl den Aberglauben wie die Intoleranz von der breiten Fläche des Lebens sehr in die Ecken und Winkel zurückgedrängt, der Völker- und Rassenhaß war weit entfernt von der Schärfe, die er seitdem wieder gewonnen hat. All das wird gerühmt mit dem „aufgeschlossenen Sinn", „der Geistesfülle"; „frei durch Vernunft" aber konnte er sein Zeitalter schon nennen durch die weiten Ausblicke, die der Kantische Kriticismus eröffnet hatte: jetzt sah man wenigstens die Schranken alles letzten Forschens, und scharf waren die Grenzen zwischen empirischer und transcendenter Erkenntnis gezogen. Hierauf geht wohl auch unter den etlichen mehrdeutigen Stellen die: „reich durch Schätze, die lange Zeit dein Busen dir verschwieg", sowie die andere: „der reifste Sohn der Zeit", mit welchem Superlativ gesagt werden soll, daß die menschliche Erkenntnis noch zu keiner Zeit eine solche Höhe erreicht habe wie eben in dem letzten Jahrzehnt durch Kant. Die Frage, ob die Schlußzeilen „Herr der Natur u.s.w." mehr auf diejenige Herrschaft gehen, die durch die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse erworben wurde, oder jene, welche die Urbarmachung der Erde brachte, wird durch die Schlußzeile wohl zu Gunsten der zweiten Deutung ausfallen.

Was sodann die zweite Frage betrifft, ob Schiller von all den Übelständen nichts empfand, oder ob er, eingelullt von der Gewohnheit, schweigend das Herkömmliche als unvermeidlich hinzunehmen, das Sehen überhaupt verlernt hatte, so ist die Antwort schon mit dem obigen

Hinweis auf die Jugenddramen gegeben. Ein Mann, der die Louise Millerin geschrieben, der ein so drastisches Bild von Günstlings- und Maitressenherrschaft, von Fürstenwillkür und Adelsüberhebung entworfen und der so scharfe Worte gegen all das finden konnte, der sah nicht nur, sondern in dem gärte auch etwas von dem Groll, der bei den Nachbarn zum furchtbarsten Ausbruch kam. Und doch war Schiller nicht zum Politiker und Revolutionär geboren und bestimmt, er erfüllte seinen Geist mit den Bildern jener Zustände nicht, um bei sich und anderen jene Empörung zu nähren, sondern weil sich ein wirksames Stück daraus gestalten ließ und er seine deklamatorische Kraft daran bethätigen konnte. Als sie diesen Zweck erfüllt hatten, verloren sie für ihn ihre grellen Farben und blieben Erinnerung, ja selbst das kaum; denn sonst hätten sie in unserer Strophe nicht so gänzlich ignoriert werden können.

Dazu — wir sind bei der letzten Frage — kam noch anderes. Von den vielen Eigenschaften, die den großen Dichter machen, trat besonders eine bei Schiller aufs stärkste hervor, so daß sie ihm geradezu sein Gepräge verleiht: der philosophische Zug, der den Dichter zum Weisen erhebt, das Bestreben, in der Beschäftigung mit dem Konkreten, Einzelnen immer das Allgemeine im Auge zu behalten und für jenes hier den Platz zu suchen. Daher die vielen Worte, die zu geflügelten wurden, darum mit heißt er der ideale, durch diese Neigung wurde er auch zum wissenschaftlichen Philosophen, und gerade in den Zeiten, da die Künstler entstanden, die ja selbst im höchsten Maße Zeugnis für diese Tendenz seines ganzes Wesens ablegen, war dieselbe so in Bewegung, daß sie bald ihren Höhepunkt erreichte. Und so erhob er sich auch seiner Zeit gegenüber auf einen höheren Standpunkt. Er wog vergleichend ab und fand, daß, so viele Übelstände es auch gab, der Anblick im ganzen doch ein erfreulicher sei; die Errungenschaften seines Geschlechts erschienen ihm groß genug, daß vor all den Lichtseiten die Schatten zurücktraten, und da er für sein Gedicht auf jene die Blicke zu richten hatte, so meinte er diese als temporäre unberücksichtigt lassen zu können. Und ferner: die Umstände seines Lebens, die Ausblicke auf die Zukunft begannen sich überall zu lichten, die Früchte zu gedeihen. Ruhm und Freundschaft gewährten reiche Befriedigung, den Bemühungen um eine gesellschaftliche Stellung und im Amt winkte Erfolg, zumeist aber war es die Liebe, die ihr verklärendes Licht auf alles um ihn, der ja ohnedies weder ein Pessimist noch ein Melancholiker war, warf und ihn jetzt um so geneigter machte, da nur Blumen sprießen zu sehen, wo ihm früher alles freudlose Wüste erschien. Und endlich dürfte auch folgendes herangezogen werden: in seinen Jugenddramen, sowie auch in den Gedichten (z. B. Rousseaus Grab) war doch manches, was ihn als angehenden Staatsdiener, wenn

auch in der freieren Stellung eines Universitätslehrers, nicht allzu sehr empfahl. Das Zugeständnis eines kleinen pater peccavi zu machen, erschien wohl angezeigt, und das konnte dadurch geschehen, daß er einmal das, was er in den allgemeinen Zuständen sah, für gut und schön fand. Stoßen wir doch bei Goethe auf etwas Ähnliches in jener Anordnung seiner Gedichte, daß er auf den Prometheus mit seinem Göttertrotz im unmittelbaren Anschluß den Ganymed, das Göttliche, die Grenzen der Menschheit folgen ließ, die den Eindruck, den jener auf fromme Gemüter machen mußte, wieder auszugleichen hatten. Durch solche Gegenüberstellung sich widersprechender Auffassungen wird zugleich das, was für sich betrachtet als praktische Überzeugung betrachtet werden könnte, schließlich doch in das Gebiet der weltentrückten Dichtung erhoben. Damit wird auch eine Rechtfertigung dafür gewonnen, daß Schiller, als er 1793 eine Neuredaktion des Gedichts vornahm, jene Einleitung ließ, wie sie war, trotzdem das Bild, das die Welt darbot, sich inzwischen gründlich verschoben hatte. Zudem sah sich auch Schiller, wie es der fünfte der Briefe über die ästhetische Erziehung und der Eingang des sechsten, von dem Spaziergang (1795) nicht zu reden, beweist, wenn er auch die Ausschreitungen der Revolution als einen Rückfall in das „Elementarreich" bezeichnet, veranlaßt, doch die Zeit vorher nun in der Weise zu charakterisieren, daß er sagt: „der Mensch sei aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht und fordere nun mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte". Hätte diese Art, sein Zeitalter zu betrachten, im Jahre 1789 das Übergewicht gehabt, unsere Einleitung hätte eine ganz andere Gestalt bekommen, d. h. die jetzige wäre überhaupt nicht für das Gedicht gewählt worden.

Wien. **Ad. Lichtenheld.**

8.

Der Schalter oder das Schalter?

Mir ist nur „der Schalter" geläufig. Auf dem Bonner Staatsbahnhofe aber weist seit einiger Zeit ein Schild auf ein „drittes Schalter" hin. Bei Paul ist nichts über das Geschlecht dieses Wortes gesagt, Heyne giebt nur männliches an. Im Grimmschen Wörterbuche ist von anderem Geschlechte als männlichem bei Schalter nichts erwähnt. Sachs-Villatte aber giebt bei der vorliegenden Bedeutung außer „männlich" an: „auch weiblich"![1]) Bei Sanders heißt es ebenso; weibliche Verwendung belegt er aber nur mit drei Stellen aus L. Ph. Hahns

1) Ebenso jetzt Muret-Sanders im Deutsch-englischen Wörterbuche.

‚Graf Karl von Adelsberg‘ (1776) und ‚Robert von Hoheneden‘ (1778); im Ergänzungsbande allerdings heißt es dann auch: „Neutrum: G. Hohel. 134; Kriegk, Send. 156; Salon 5, 367 u. s. w.“ — Ist die sächliche Anwendung allgemeiner gebräuchlich? und wo? vielleicht auch amtlich im Eisenbahnwesen? Erklärt würde sie wohl am besten aus einer Verkürzung von „das Schalterfenster“; und die weibliche aus Verwechselung mit „die Schalte“?

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

9.

Mußestunden oder Musestunden?

Danach sollte man eigentlich nicht zu fragen brauchen; wenn aber nicht mehr allein Ungebildete, sondern auch Gebildete statt Mußestunde Musestunde und sogar statt ‚Muße‘ allein ‚Muse‘ sagen und schreiben — und sogar Hochgebildete, wofür ich Beweise in Händen habe —, dann dürfte es wohl an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß man sich zwar in den Mußestunden mit den Musen beschäftigen kann, daß aber das Wort ‚Mußestunde‘ mit den Pieriden wirklich gar nichts zu thun hat und nach wie vor mit ‚ß‘ geschrieben werden muß.[1])

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

10.

Schiller und Molière.

Zu des ersten Jägers Ausspruch im sechsten Auftritt von ‚Wallensteins Lager‘:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt.“

vergleiche man die Worte der Armande in des ersten Aufzuges erstem Auftritt in den ‚Femmes Savantes‘:

„Quand sur une personne on prétend se régler,
C'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler;
Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma sœur, que de tousser et de cracher comme elle.“

1) Sanders bringt im Wörterbuche, wie ich nachträglich sehe, je einen Beleg für die „verwerfliche Schreibweise ‚Muse‘“ aus Lessing, Wieland und Schiller; diese Schillersche Stelle soll nach Sanders im Briefe an Goethe 1. 249 stehen; ich fand sie in meiner Ausgabe (von 1882) im 119. Briefe, wo aber doch „Muße“ steht. Haben die drei Klassiker wirklich einmal den Fehler gemacht, so darf sich trotzdem heute niemand damit entschuldigen. — Anderseits schreibt übrigens einmal Schubart in einem Briefe die Musen mit ß (s. Ztschr. d. Sprachvereins XVI. [1901] S. 50, Z. 23). — Zuweilen schläft ja allerdings selbst der treffliche Homer. —

In der Ausgabe des ‚Wallenstein‘ mit Anmerkungen von Direktor Dr. C. A. Funke (5. Aufl. 1898) finde ich nichts über die Ähnlichkeit dieser beiden Stellen angegeben; wohl aber zieht Professor Dr. W. Scheffler in seiner Ausgabe des Molièreschen Stückes die Schillersche Stelle zum Vergleiche heran und sagt: „Molière fand übrigens den oben ausgesprochenen Gedanken schon sprichwörtlich vor.“ In Büchmanns ‚Geflügelten Worten‘ (14. Aufl., S. 106) wird die Schillersche Stelle als aus Molières ‚Femmes Savantes‘ „entlehnt“ bezeichnet. Ist das wirklich der Fall? Oder ist der Gedanke etwa auch in deutschen Sprichwörtern enthalten? Über das französische heißt es bei Büchmann genauer: „Moland sagt in seiner Molière-Ausgabe, VII, Paris 1864: ‚Molière bringt hier nur eine sprichwörtliche Redensart, die zu seiner Zeit gebräuchlich war, in Verse‘, und führt zum Belege ‚Francion‘ von Sorel, Buch XI an: ‚ce n'est pas imiter un homme que peter et tousser comme lui‘“.

Bonn. Dr. J. **Ernst Wülfing.**

11.

Zur Behandlung des Volksliedes im Unterrichte: Die Lorelei.

Strophe 1: Einleitung. Gleich am Anfang Ausdruck der Grundstimmung: stille Wehmut. Das direkt Persönliche des Volksliedes. Stellung des „soll“ läßt den Satz wie eine bange Frage des Dichters an sich selbst erscheinen. Unvermitteltes Einsetzen der Klage aus der Empfindung heraus. Rascher Übergang von Strophe 1 zu Strophe 2.

Strophe 2: Expositio: Ort und Zeit. Die Handlung beginnt. Präsens; lebhaft malend. Schilderung. Ort deutsch-national. Die lebhafte Vergegenwärtigung des Ortes im deutschen Volksliede. Gegensätze: Unten ist es dunkel, düster; das Murmeln und Gurgeln der Wellen, gleichmäßig, ahnungstraurig; Abendnebel; oben warmes Licht, Leben; der Gipfel hebt sich gegen den Untergrund scharf ab; unten eintöniger Wellenschlag, oben berückender Melodienreichtum. Ruhe der Scene, alles vereint sich, anzuziehen und auf ein Centrum hinzuweisen, wo reichpulsierendes Leben ist.

Strophe 3: „Wunderbar“ Attribut zu „Jungfrau“. (Vergl.: Röslein rot.) „Dort oben“ führt ohne Umschweife den Felsgipfel vor („Dort unten in der Mühle“). Weiterführung der Expositio. Im Sonnengold, in ihm sich scharf abhebend, eine weibliche Gestalt. Aber Leben in dieser „wunderbaren“ Gestalt: sie singt, lockt. Eine Thätigkeit, die wieder auf ihre Gestalt zurückgeht und diese um so schärfer hervorhebt. Kein ruhiges Sitzen, sondern eine dem Weibe natürliche Thätigkeit: sie schmückt sich.

Strophe 4: Verschärfter Blick des Beobachtenden. Schaut und hört erstaunt. Wiederholung der Thätigkeit. Stetige Klimax derselben. Golden ist Haar und Kamm. Alles in Übereinstimmung. Der Fluch des Goldes in der Hand eines schönen Weibes. Dunkle Ahnung von Reichtum und Genuß. Der Sonnenschein glitzert in dem Golde und lenkt so die Aufmerksamkeit erst recht auf das Weib. Sie macht ihre Schönheit noch bemerkbar. Kein Dichter schildert sonst das Kämmen. Berückende Thätigkeit; anmutige Bewegungen. Ein Ton fällt in die Stille: Melodie „wundersam", doch „gewaltig". Auch ihr Singen ist berückend — noch mehr als das Kämmen. Antlitz, Stellung, Schmuck, Thätigkeit, Reichtum, Gesang — alles zieht an; aber keine Seele in dem schönen Leib; ist sich ihres Einflusses wohl bewußt, aber herzlos (Erlkönig, Fischer).

Strophe 5: Unvermittelte Einführung des Schiffers, ganz im Sinne des Volksliedes. Krisis. „Schiffer" — „Schiffe" Annomination; „wildem Weh" Allit.; ein Weh, das hinandrängt, das zerreißt; halbe Andeutung: Dein Sehnen ist doch umsonst. Ein Bild zum anderen springend, unvermittelte Empfindung; aber doch Einheit sofort wieder mit Nachdruck hergestellt durch Wiederholung des „schaut" — an ihm alles nur Schauen, aber keine Einsicht — und „hinauf auf" — sein ganzes Sehnen dorthin. „Kleines" Schiff — und der mächtige Felsen; hier fast Armseligkeit, kein Schutz, und dort verlockender Reichtum und nur — Untergang. Weib warnt nicht vor Felsenriffen, obwohl es könnte; rührt sich nicht, als kümmere es sich nicht um den Schiffer, lockt jedoch gerade dadurch immer weiter. Aber die Sonne wird auch dort untergehen — und dann? Die Gegensätze im Volkslied (Knabe und Röslein, Hirtenknabe und Leichenchor); hier die Jungfrau berechnend kalt, der Schiffer impulsiv, stürmisch, hingerissen.

Strophe 6: Peripetie. Lösung der Spannung. Ängstliche Pause zwischen der ersten und zweiten Hälfte. In der ersten Hälfte die bange Ahnung, dann das erwartete Unglück, der Schrecken des Sängers. Klagende Bestätigung, furchtsamer Zweifel, herbe Klage: Ein blühendes Menschenleben so kalt vernichtet? Das kann nur die Lorelei thun. Jetzt erst der Name „Lorelei" mit Nachdruck. Höhepunkt der bangen Klimax: Wer ist die Rätselhafte? Und dann das ahnungsschwere Ausklingen des Volksliedes (vergleiche hierin auch Balladen wie den „Erlkönig"), Fortklingen einer Empfindung des Schauderns: Jetzt kenne ich sie, die Lorelei. Im Texte aber jähes Abbrechen. Todesscene zwischen erster und zweiter Hälfte verhüllt. Der Schiffer ist nicht zu ihr gelangt, alles umsonst. Ist Liebe stark, geht sie ohne Gegenliebe in den Tod; doch hier mehr blinde Leidenschaft. An des Tages Schwelle noch hat ihn das Unglück ereilt; das Drama eines Menschenlebens.

Allgemeines: Vergleiche Odyssee, Sirene. Der Gegensatz zwischen dieser stürmischen Leidenschaft, die in die Höhe will und doch in die Tiefe zieht, zu dem gegenstandslosen Idealismus, der nach oben zieht, ins Unbestimmte, aber auch in den Tod, nach Longfellows „Excelsior". Naturbelebung durch Nixen, die mit Menschenleben spielen. Romantisch durch und durch. Niederschlag pantheistischer Weltverklärung (Ausblick auf Schelling). Silchers Melodie mit ihrer den Stollen und dem Abgesang des Volksliedes angepaßten Verbindung von je 2 Strophen, die um so glücklicher ist, als hier je 2 und 2 Strophen zusammengehören und das Ganze so mehr zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfließt. Über Geschichte der Sage und andere poetische Darstellungen derselben siehe Leimbach, „Vortrag über die Lorelei"; Wolfenbüttel, J. Zwißler, 1899.

Rochester N. Y. Prof. **G. H. Schneck.**

Veit Valentin. Von Dr. Max Schneidewin, Gymnasial-Professor zu Hameln. Mit Veit Valentins Bildnis. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder), 1901. 8°. 56 S.

Das Schriftchen enthält dankenswerte Erinnerungen an den am 24. Dezember 1900 verstorbenen bekannten Kunsttheoretiker Realgymnasial-Professor Dr. Valentin zu Frankfurt a. M., der zugleich längere Zeit hindurch Vorsitzender des akademischen Gesamtausschusses des dortigen Freien Deutschen Hochstifts und Mitglied des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft war. Nicht nur sein äußerer Lebensgang wird in der Broschüre geschildert, sondern es werden mehr noch seine zahlreichen verdienstvollen Schriften charakterisiert, namentlich ihre Entstehung, ihre Tendenz und ihr gegenseitiges Verhältnis klargelegt. Geboren am 16. Februar 1842 zu Frankfurt a. M., stand er in seiner Jugend unter dem Einflusse seines mütterlichen Oheims G. Fr. Daumer, der als Nachdichter der Lieder des persischen Sängers Hafis weiteren Kreisen auch heute noch bekannt ist. Von Ostern 1861 bis Michaelis 1863 studierte er zu Göttingen, wo er am 7. Juni 1863 für die Bearbeitung der Preisaufgabe: „Über die Bildung des koptischen Nomens" den großen akademischen Preis erhielt und auf Grund derselben Abhandlung 1866 auch promoviert wurde. In Berlin arbeitete er alsdann zwei Jahre hauptsächlich als Amanuensis des berühmten Archäologen Eduard Gerhardt und veröffentlichte als Ergebnis dieser Thätigkeit 1865 die bedeutende Schrift: „Orpheus und Herakles in der Unterwelt, ein antikes Bild, nach den Vasengemälden beurteilt, und Versuch einer Würdigung seines künstlerischen Gehaltes", worin er unwiderleglich nachwies, daß die drei Zeichnungen nicht beliebige einfache Scenen aus der Unterwelt,

sondern eine ganz bestimmte, und zwar doppelte, zu einer Einheit zusammengefaßte Handlung zum Vorwurfe hätten. 1872 erschien seine durch große Strenge der Methode ausgezeichnete, später allerdings angegriffene, aber recht geschickt von ihm verteidigte Monographie über die hohe Frau von Milo, also das unter dem Namen „Venus von Milo" bekannte Kunstwerk, das er nicht als typische, sondern als dramatische Darstellung in einer ganz abgeschlossenen Situation auffaßt. Auch andere hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der Kunsttheorie rühren von ihm her, namentlich seine Monographien über die sogenannten „Nazarener", Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich in Dohmes „Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts" 1883 und 1885 und das Sammelwerk: „Kunst, Künstler und Kunstwerke" 1889, von dem die Aufsätze über „Kunst, Symbolik und Allegorie", „Ein Grundproblem des Kunstgewerbes", über Adrian Ludwig Richter und Moritz v. Schwind, sowie über Raffaels Transfiguration in ganz neuer Auffassung dem Referenten besonders zugesagt haben. Den Lehrern des Deutschen steht Valentin hauptsächlich als Goetheforscher nahe. Seine diesbezüglichen Studien sind vielfach nur gelegentliche Beiträge, aber doch alle ergebnisreich; sehr bedeutend und besonders von dem österreichischen Germanisten Karl Haehnel gewürdigt ist seine Hauptschrift: „Goethes Faustdichtung, in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt", Berlin 1894 (309 S.), worüber Schneidewin selbst im Hannov. Courier vom 9. März 1894 mit Recht ein durchaus ehrendes Urteil gefällt hat. Auch Valentins Theorie des Tragischen, welche er mehrmals und besonders scharfsinnig in seinem Streite mit Professor Lipps behandelt hat, wird man im wesentlichen als richtig bezeichnen müssen, wenn man auch, wie Schneidewin S. 35 treffend hervorhebt, eine völlige Beziehungslosigkeit des tragischen Wertbegriffs zu der Tragödie nicht für richtig halten kann. Trefflich ist auch die Untersuchung: „Goethes Faust ein Tragelaph?" (im Deutschen Wochenbl. vom 18. April 1900), worin er, anknüpfend an eine eigene briefliche Mitteilung an Schiller, zeigt, daß diese nur leicht hingeworfen, also nicht ernst zu nehmen sei, mithin Goethe seine größte Dichtung keineswegs als Tragelaph habe ansehen wollen. Tief zu bedauern bleibt, daß Valentins große systematische Ästhetik und einige größere Monographien zur Goethe-Litteratur, zu denen er die Vorarbeiten schon vollendet hatte, nicht mehr haben erscheinen können. Seiner hervorragenden Verdienste als praktischer Lehrer wird ebenfalls, namentlich S. 49, gedacht, wie wiederholt betont, daß unter Valentins Leitung das Freie Deutsche Hochstift zu einer wissenschaftlich thätigen Institution umgestaltet wurde.

Wollstein (Posen). Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Th. Thoroddsen: Geschichte der isländischen Geographie. Autorisierte Übersetzung von August Gebhardt. I. Band: Die isländische Geographie bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts. II. Band: Die isländische Geographie vom Beginne des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. 1898. gr. 8°. 8 und 12 Mark.

B. Kahle, außerordentlicher Professor an der Universität Heidelberg: Ein Sommer auf Island. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Berlin, Ad. Bodenburg, 1900. 8°. 4 Mark.

Es ist seit geraumer Zeit anerkannt, daß die Begründer der deutschen Mythologie den Wert der altnordischen Quellen für die Aufhellung altdeutschen Götterglaubens weit überschätzt haben. Professor Mogk in seiner auch von uns (Zeitschrift XII, 197 flg.) gewürdigten Antrittsvorlesung hat die Ursachen dieser falschen Auffassung dargelegt. Zieht man die altisländischen und altnorwegischen Zeugnisse zur Aufklärung der Vorstellungen heran, die unsere Vorfahren von göttlichen Dingen besaßen, so betreibt man schon vergleichende Mythologie. Diese Wissenschaft hat das Verdienst, ermittelt zu haben, daß die menschliche Natur unter annähernd gleichen Bedingungen in allen Weltteilen auffällig ähnliche mythologische Ideen erzeugt, aber die Ergebnisse dieses Forschungszweiges können doch nur mit Vorsicht zum Ausfüllen von Lücken in der Überlieferung mythologischer Anschauungen eines bestimmten Volkes verwendet werden. Es gilt nicht nur, die allgemeine Glaubwürdigkeit der Berichte zu prüfen, sondern namentlich auch die in der Eigenart jedes Volkes begründete Entwickelung der Mythen zu verfolgen. So bildet eine möglichst genaue Erforschung des Einzelvolkstums die Voraussetzung für die vergleichende Mythologie, sollen deren Schlüsse aus dem zusammengetragenen Stoffe nicht der Sicherheit entbehren. Aus dem Gesagten ergiebt sich aber auch, daß die deutsche Mythologie, will sie anders der großen Bedeutung altnordischer Quellen für ihre Zwecke gerecht werden, sich auf eine gute Anschauung der nordischen Vergangenheit und, da jede Gegenwart ein mächtiges Stück Altertum in sich birgt, auf eingehende Kenntnis des Landes und der Leute in unseren Tagen stützen muß. Es ist merkwürdig, wie wenig auch der gebildete Deutsche von dem isländischen Brudervolke und dessen Lebensverhältnissen weiß. Von den heißen Quellen und dem feuerspeienden Berge Hekla hat wohl jeder gehört, damit ist aber das Durchschnittswissen auch beinahe aus. Die berühmte Hekla wird zum Maskulinum. Auch klassische Zeugnisse für diesen Fehler finden sich. Bei der Schilderung des Angriffs, den Gustav Adolf auf Wallensteins Lager bei Nürnberg unternahm, schreibt Schiller (Gesch. des dreißigj.

Krieges, 2. Teil, 3. Buch): „Der ganzen Wut des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahingegeben —, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt", und Hebbel läßt die Frigga (Siegfrieds Tod, 1. Akt, 1. Scene) zu Brunhild sagen: „Im Hekla, wo die alten Götter hausen — Such' dir die Mutter, wenn du eine hast!" —

Die beiden zur Besprechung vereinigten Bücher sind so verschieden wie möglich. Das erste ist ein durchaus wissenschaftliches Werk, das zweite sucht in angenehmer Form Aufschluß über das jetzige Island und seine Bewohner zu geben. Beiden gemeinsam aber ist eine warme Teilnahme für isländische Verhältnisse und das Bemühen, für den weiteren Kreis der Gebildeten verständlich zu sein. In Kirchhoffs Länderkunde von Europa II, 1, S. 388 äußert sich Friedrich Hahn folgendermaßen: „Wenn wir jetzt das Innere Islands viel besser kennen, als es noch vor wenigen Jahrzehnten möglich war, so verdanken wir das hauptsächlich dem unermüdlichen Thorwald Thoroddsen, der in der That als der Saussure oder Ramond seiner Heimatsinsel betrachtet werden kann". Siebzehn Jahre lang hat Thoroddsen sein Island namentlich geologisch untersucht; er ist während dieser Zeit durch unverzagte Quellenforschung der beste, ja man darf wohl sagen, der einzige gründliche Kenner der historischen Geographie seines Landes geworden. Seine Belesenheit in alten isländischen Handschriften und Büchern, mögen sie nun in der Heimat oder in Kopenhagen zu finden sein, übersteigt das Maß des Gewöhnlichen um ein Bedeutendes, und dabei besitzt er eine umfassende Kenntnis der ausländischen Litteratur über Island und das feinste kritische Urteil. Sein Werk zeichnet sich außerdem durch die Darstellung aus, weil der Verfasser darauf bedacht sein mußte, den Gebildeten unter seinen Volksgenossen, die sich zur Isländischen Litterarischen Gesellschaft zusammengeschlossen und das Erscheinen dieses Werkes ermöglicht haben, eine leicht lesbare Schrift zu bieten. Der zweite Band der Übersetzung wird schon auf dem Titel dem reichen Inhalte des Buches gerechter als der erste. Er führt nämlich den Untertitel: Vorstellungen von Island und seiner Natur und Untersuchungen darüber in alter und neuer Zeit. Mit Recht hat man von der Geschichte der isländischen Geographie als von einer Kulturgeschichte der fernen Insel gesprochen. Wollten wir auch nur annähernd aufzählen, was alles in den beiden Bänden behandelt wird, so würde der für eine Anzeige übliche Raum weit überschritten. Nur auf einiges besonders Wichtige machen wir aufmerksam. Erst um das Jahr 825 hat ein irischer Mönch Dicuilus Island mit Thule gleichgesetzt, die Nachrichten der Alten über Thule beziehen sich nicht auf die Eisinsel. An den in der Form so außerordentlich schwülstigen Angaben

des Saxo Grammaticus erkennt Thoroddsen die richtige Grundlage durchaus an, er giebt auch eine gediegene Übersetzung dieses Berichts. Sehr lehrreich sind die Ausführungen über die Fahrten der Normannen nach Island und über die Darstellung Islands auf den mittelalterlichen Landkarten. Für einen Isländer hätte es wohl nahe gelegen, den Wert der ersten Entdeckung Amerikas hoch anzuschlagen; der Verfasser ist aber vorurteilslos genug, sein Urteil in die Worte zusammenzufassen: „Wenn auch die Fahrten der Isländer nach Winland ein großartiger Beweis ihrer Unternehmungslust und ihrer Tüchtigkeit sind, so ist doch nicht zu verhehlen, daß diese Entdeckungen der Normannen so gut wie gar keinen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte gehabt haben, wie es nach den Umständen nicht anders zu erwarten war" (I, 112). Das 16. Jahrhundert und seine Litteratur über Island wird besonders eingehend behandelt. Es hätte dabei wohl auch noch auf eine kurze Angabe bei Johann Agricola (750 Sprichwörter, Nr. 301) verwiesen werden können. „Der Teüffell stellet sich auch | als wolt er den leütten dienen | wie mā saget | das im Ißlandt dienstbare geister sein | welche der leütte knecht sind in heüsern | tragen holtz vnd wasser in die kuchen | vñ weñ in eynem andern lande was grosses geschicht Es stirbt ein grosser Herr | es wirt ein schlacht gethan | so wissen es die geister | vnd verkündigen es den leütten." Der viele Unsinn, der sich in den Reisebeschreibungen über Island verzeichnet findet, nötigt mitunter ein Lächeln ab. Bietet schon der erste Band eine erstaunliche Fülle von Bemerkungen zur Kulturgeschichte, so ist der zweite geradezu als eine Fundgrube für den Kulturhistoriker und Folkloristen zu bezeichnen. Von besonderem Werte sind gleich die Eingangskapitel über die Zustände im 17. Jahrhundert, in denen die Auswüchse des Aberglaubens ausführliche Behandlung erfahren. Wir heben nur hervor, daß fast nur Männer auf Island wegen Hexerei den Feuertod haben sterben müssen (II, 34). An zwei Stellen (II, 112 u. 305) ist von Steinpyramiden am Wege die Rede. In dem ersten der beiden Fälle, wo die Vorübergehenden eine solche Pyramide erst errichten, mag es sich allerdings, wie der Übersetzer annimmt, nur um ein Wahrzeichen handeln. Anders steht es an der zweiten Stelle; da handelt es sich um bereits bestehende Pyramiden, „in die man alte hohle Pferde- oder Schafknochen legt, in deren Öffnung man Zettel mit humoristischen Versen, bisweilen schlüpfrigen Inhalts, steckt, in denen Personen verspottet werden, welche vermutlich den nämlichen Weg nehmen". Auch Kahle hat zweimal solche Steinpyramiden getroffen, er erzählt z. B. S. 252 von einem Steinhaufen, „auf den jeder, der zum ersten Male vorüberreitet, einen Stein werfen muß... Hier hat der Bischof Gudmundr einen Draug (bösen Geist) hineingebannt". Über die bei den verschiedensten Völkern wiederkehrende

Sitte schreibt ganz neuerdings Heinrich Ankert in der Ztschr. f. österreich. Volkskunde VII, 22. Er weist darauf hin, daß die Steinhäufung sich an Stellen findet, an denen ehemals ein Mord begangen worden ist. Den wertvollen Aufsatz von Liebrecht über diesen Gegenstand (Germania XXII, 21 = Zur Volkskunde 267) scheint er nicht zu kennen. Dieser Gelehrte macht darauf aufmerksam, daß die Steine auf Gräber geworfen zu werden pflegen' und ursprünglich ein den Seelen dargebrachtes Opfer bedeuten, dann auch einen Beweis der Ehrfurcht vor göttlichen Wesen, in die Seelen Verstorbener nach dem Volksglauben vielfach übergehen. Weiter soll aber gelegentlich auch Hohn oder Haß gegen die Seelen oder Götter zum Ausdruck gebracht werden, wie Liebrecht anmerkt, wohl eine Umdrehung früheren Brauches und offenbar in christlichen Ländern als Zeichen des Abscheus vor heidnischem Kult ausgeübt, und endlich will man mit dem Steinwerfen gewisse Gräber schmähen, ohne daß man dabei an die Seelen oder göttlichen Wesen denkt. Man wünschte gewiß von den Geistern nicht belästigt zu werden, und deshalb suchte man sie dadurch, daß man das Grabmal immer höher aufrichtete, an ihren Ruheort zu bannen. Jetzt hat die Sitte auf Island offenbar jeden mythologischen Hintergrund verloren und ist, wie die zweite der angeführten Stellen zeigt, gelegentlich zu einem dummen Witz geworden. Als letztes der fast nur Fabeleien bietenden Werke über die ferne Insel erwähnt Thoroddsen II, 357 flg. das 1746 erschienene Buch „Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis" von dem Hamburger Bürgermeister Anderson. Seit dieser Zeit wird im Auslande eine bessere Anschauung über isländische Verhältnisse geltend. Trotzdem sind noch genug Märchen im Umlauf. Einzig in ihrer Art steht eine Beschreibung da, die noch 1897 die Deutsche Warte in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 14. April ihren Lesern aufzutischen gewagt hat. Der wunderliche Unsinn wird zur Belustigung der Isländer auf S. 367/8 abgedruckt und vom Übersetzer mit einer sehr angebrachten Bemerkung versehen.

Der dritte Band des großen Werkes ist noch immer nicht erschienen. An dem Übersetzer liegt das nicht. Es wäre unrecht, wollten wir dessen Verdienst um das Bekanntwerden der gewaltigen Leistung Thoroddsens gering anschlagen. Wer versteht in Deutschland, England oder Frankreich das Neuisländische? So wäre die Arbeit des unermüdlichen Forschers ohne die Übertragung in eine der sogenannten Kultursprachen kaum in wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden. Aus freien Stücken hat sich Gebhardt der Riesenaufgabe unterzogen. Berufen war er zu einer solchen Thätigkeit wie wenig andere. Seine ausgebreitete Kenntnis der nordischen Sprachen, sein warmer Anteil an isländischen Verhältnissen, seine durch eigne Anschauung gewonnene Vertrautheit mit dem Lande und dessen

Natur machten ihn für die schwierige Aufgabe besonders geeignet. Unendlich mühevoll ist die Übersetzung eines solchen Werkes, und dabei hat sich Gebhardt nicht einmal mit der Verdeutschung begnügt. Seine verhältnismäßig seltenen Beiträge unter dem Texte erhöhen für den Deutschen das Verständnis des Buches; er schöpft dazu aus dem Borne seiner Belesenheit.[1]) Die Übertragung ist — ganz wenige Fälle ausgenommen — geradezu ein Kunstwerk. In der Treue gegenüber dem Original dürfte Gebhardt vielleicht manchem zu weit gehen. Verse giebt er auch in seiner Muttersprache durch Verse wieder, ja er sucht den Charakter älterer Sprachformen nachzuahmen und etwa die gleichen Eindrücke bei dem Deutschen hervorzurufen, die sich bei dem Isländer einstellen, wenn er die verschnörkelte Redeweise mancher heimatlichen Gelehrten vergangener Jahrhunderte liest. Man glaubt sich nicht selten bei der Lektüre wirklich in längst entschwundene Zeiten versetzt. Wer sich von den erheblichen, schier unübersteiglichen Schwierigkeiten, die dem Übersetzer den Weg zu verbauen schienen, eine Vorstellung machen will, der mag sein Vorwort zum 2. Bande (S. IV) nachsehen.

Dem 3. Bande soll ein Personen-, Orts- und Sachregister, sowie eine Karte beigegeben werden. Es wäre erwünscht gewesen, hätte man die Karte schon für die ersten Bände benutzen können. Denn unser deutsches Kartenmaterial über Island ist nur mangelhaft. Namentlich das Sachregister wird erst ermöglichen, die vielen jetzt im Flusse der zusammenhängenden Darstellung beinahe verborgen ruhenden Schätze des Inhalts zu heben.

Neben dem groß angelegten und groß ausgeführten Werke Thoroddsens macht das Buch Kahles nur einen bescheidenen Eindruck. Es verdient jedoch volle Beachtung, schon darum, weil es uns das Island von heutzutage beschreibt und viele wertvolle Rückblicke auf die Vergangenheit wirft, dann aber auch deswegen, weil es von Anfang an für deutsche Leser berechnet ist und seiner Form nach in weiteren Kreisen Anklang finden dürfte. Der Verfasser läßt seine Schrift unter der Gestalt einer Reiseschilderung ausgehen. Deren besitzen wir schon einige; bedauerlicherweise hat sich Thoroddsens Verdeutscher, Dr. Gebhardt in Erlangen, bisher noch nicht entschließen können, seine fesselnden Aufzeichnungen über seinen Besuch der Insel einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Kahles Darstellung darf aufs beste empfohlen werden. Eine Fülle des Wissenswerten enthält das Buch. Über die älteste Besiedlung des Landes,

1) Nicht glücklich erscheint uns die Vermutung I, 43 Anm. 5, daß die Stelle í Kynn á Englandi eine ungeschickte Übersetzung des angelsächsischen in Engla cynne sei. Es handelt sich wohl um ein Verschreiben, und Kynn steht für Lynn; man vergl. S. 75 u. Linne, S. 103, Ende des ersten Abschnittes Lynn.

über die sogur, die rímur alter und neuester Zeit, über das Theaterwesen, die religiösen Zustände, den Hausbau unterrichtet es ebenso gut wie über die fernere Geschichte, die politischen, sozialen und Verkehrs-Verhältnisse und die mannigfachen Naturschönheiten. Kahle war durch seinen Beruf als Universitätslehrer der nordischen Sprachen und Litteraturen trefflich für die Reise vorbereitet. Er hat einen offnen Blick für das Naturwüchsige des isländischen Volkscharakters und schildert mit solcher Treue, daß der Unterzeichnete, als er für Schulzwecke eine Ausgabe von Pierre Lotis „Pêcheur d'Islande" veranstaltete, nichts Besseres zu thun vermochte, als für die Anmerkungen Kahles Buch häufig heranzuziehen. In Lotis „Islandfischer" zeigt sich Island nur von fern und in verschwommenen Umrissen, dank der Veröffentlichung Kahles wird sich das Bild der fernen Insel dem Deutschen, den das Volkstum eines Bruderstammes nicht gleichgiltig läßt, in voller Klarheit darbieten.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrg. Nr. 3 und 4. März-April: Loewe, Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen (bespr. von Ehrismann). — Snorri Sturluson, Edda udg. af Finnur Jónsson (bespr. von Mogk). — Rößner, Untersuchungen zu Heinrich von Morungen (bespr. von Panzer). — Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik (bespr. von Lambel). — Kemmer, Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache II (bespr. von Glöde). — Brandstetter, Drei Abhandlungen über das Lehnwort (bespr. von Behaghel). — Brandl, Quellen des weltlichen Dramas in England vor Shakespeare (bespr. von Proescholdt).

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrg. Nr. 5: Einladung zur Hauptversammlung. — Welche Mittel hat der Allgemeine Deutsche Sprachverein anzuwenden, um in den breiteren Schichten unsres Volkes Fuß zu fassen? Von Richard Palleske. (Schluß.) — „Gottsched der Deutsche". Von Konrad Rudolph. — Noch ein Nachtrag zu „Deutscher Sprache Ehrenkranz". Von J. E. W. — Aus der Zeit der Schlacht bei Jena. Von Edward Lohmeyer. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Die Deutsche Schule, 5. Jahrgang, 3. Heft: Hermann Gunkels Kommentar zur Genesis. Von Dr. Friedrich Paulsen. — Entstehung und Ziele der experimentellen Pädagogik. Von Dr. E. Meumann (Fortsetzung). — Die Schule im neuen Jahrhundert. Von Paul Sommer. — Zur Geschichte von Rousseaus Emil. Von O. C. E. Schmidt. — Umschau. — Mitteilungen (Zur Frage des Handarbeitsunterrichts — Vereinigung zur Pflege exakter Pädagogik in Leipzig — Kunst und Schule — Über Schulpausen — Schriftliche Übungen in der Volksschule — Ansichten und Anregungen — Erste Hauptversammlung des Landesvereins preußischer Lehrerbildner — Personalien). — Litteratur: Neue Erscheinungen auf dem Gebiete des elementaren Rechnens [K. O. Beetz] — Physik und Chemie (Schluß) [Gerike] — Litterarische Notizen — Eingegangene Schriften.

Die Deutsche Schule. 5. Jahrg. Heft 5. Inhalt: Bergemanns Sozialpolitik Von Dr. E. von Sallwürk. — Entstehung und Ziele der experimentellen Pädagogik. Von Dr. E. Meumann. (Schluß.) — Robert Owen. Von Heinrich Schulz. (Schluß.) — Mitteilungen: Preußischer Seminarlehrertag. — Vereinigung zur Pflege exakter Pädagogik in Leipzig. — Kunst und Schule.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrg., 7. u. 8. Bandes 2. Heft: 1. Abteilung (7. Bd.): Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. (Fortsetzung.) Von Professor Dr. Alfred Gercke in Greifswald. — Oswald von Wolkenstein. Von Gymnasiallehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — 2. Abteilung (8. Bd.): Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Von Oberlehrer Walther Hoppe in Löbau i. S. — Zur Behandlung des litteraturgeschichtlichen Stoffes im Lateinunterricht der Oberstufe. Von Geh. Schulrat D. Dr. Theodor Vogel in Dresden. — Zur Behandlung der griechischen Tempuslehre. Von Oberlehrer Dr. Paul Dörwald in Ohlau. — Zum lateinischen Elementarunterricht. Von Dr. Wilhelm Becher in Dresden. — Zum deutschen Unterricht. Von Professor Dr. Paul Vogel in Schneeberg. — Alte und neue Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht. Von Professor Dr. Theodor Sorgenfrey in Neuhaldensleben.

—— 7. u. 8. Bandes 3. Heft: 1. Abteilung (7. Bd.): Die inschriftliche Poesie der Römer. Von Privatdozent Dr. Johannes Tolkiehn in Königsberg i. Pr. — Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. (Schluß.) Von Professor Dr. Alfred Gercke in Greifswald. — Die Städte des Mittelalters und die Kirche. Von Archivar Dr. Georg Liebe in Magdeburg. — 2. Abteilung (8. Bd.): Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. (Fortsetzung.) Von Oberlehrer Dr. Walther Hoppe in Löbau i. S. — Ist das Studium der Psychologie und der Philosophie überhaupt für den Lehrer nützlich? Kritische Bemerkungen im Anschluß an die Besprechung neuerer Schriften. Von Lic. Dr. Wilhelm Koppelmann in Leer. — Ciceros Briefe in der Schule. Von Professor Dr. Otto Eduard Schmidt in Meißen.

Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. I. Band, 4. Heft. Februar 1901. Maier, G., Das ge-Partizip im Neuhochdeutschen. — Much, Rudolf, Germanische Völkerschaftsnamen in sagenhafter Deutung. — Stosch, Johannes, Zur Syntax der Präpositionen. — Paul, Herm., Atem. — Schönbach, Anton E., Eine Jagdpredigt. — Kluge, Friedrich, Altdeutsche Glossen III. Bech, Fedor, Neue Ausbeute für das mittelhochdeutsche Wörterbuch aus der Dominicus-Legende.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte. 1. Band. Heft 2. Inhalt: Eduard Hoffmann-Krayer, Die Entwicklung des Naturgefühls in deutscher Dichtung und Kunst. — Hermann Stanger, Der Einfluß Ben Jonsons auf Ludwig Tieck. I. Tiecks Übersetzungen und Nachahmungen Ben Jonsons 1793—1800. — Robert F. Arnold, Zur Bibliographie Charles Sealsfields. — Theodor Distel, Tilly beim Leipziger Totengräber. Theodor Zeiger, Beiträge zur Geschichte der deutsch-englischen Litteraturbeziehungen: I. Die deutsche Litteratur in England am Schlusse des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts. II. Campbells Stellung zur deutschen Litteratur.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ɾc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42[I].

Gewinnt oder verliert Faust seine Wette?

Von **Maria Pospischil** in Hamburg.

Während bis vor kurzem alle Faust-Kommentare auf Grund der allgemeinen Tendenz der Faustdichtung annahmen, daß der Held derselben seine Wette mit dem Teufel gewinnt, hat in neuerer Zeit Herr H. Türck an mehreren Stellen, unter anderen in der letzten Ausgabe des Goethe-Jahrbuchs, den Versuch gemacht, nachzuweisen, daß Faust diese Wette verliert.

Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß das hohe Alter Fausts diesen schließlich aus einem Übermenschen in einen Alltagsmenschen verwandelt habe, und daß es infolgedessen nun der jeden Entschluß verscheuchenden Sorge, die auf den genialen Mann keinen Einfluß ausüben konnte, möglich geworden sei, von Faust Besitz zu ergreifen und ihn dadurch in seiner produktiven Thätigkeit erlahmen zu lassen.

Durch das Anhauchen der Sorge sei Faust aber geistig erblindet, so daß er die realen Verhältnisse völlig verkenne. Seine Person und sein Können erlangten daher für ihn eine übertriebene Wichtigkeit; er fände alles herrlich und vollkommen, was er mache, und sei von seinem Wirken in hohem Maße befriedigt, obgleich er in Wirklichkeit nichts Fruchtbares mehr zu stande bringen könne. In diesem Sinne rufe er schließlich aus:

„Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!"

und verliere damit seine Wette. —

Dieser letzte Ausruf Fausts, der seinem Wortlaute nach thatsächlich den Wunsch ausdrückt, in Ruhe zu genießen, wurde bisher von den Faust-Erklärern bekanntlich meist so gedeutet, daß Faust keinen gegenwärtigen, sondern einen künftigen Zustand festhalten wolle. Dadurch schien es ihnen möglich, diese Worte mit dem übrigen Inhalte der Dichtung, wie sie ihn auffaßten, logisch in Zusammenhang zu bringen und Faust die Wette gewinnen zu lassen.

Versuchen wir nun, an der Hand des Textes uns ein eigenes Urteil zu bilden.

Nachdem Mephistopheles sich Faust als Diener angeboten hat, um ihm alle Genüsse der Welt zu verschaffen, beansprucht er als Gegen-

leistung, daß Fausts Seele ihm nach dessen Tode gehören soll. Faust entgegnet, daß letzteres seinetwegen geschehen könne, im Genusse aber würde er nie Befriedigung finden; und als Mephistopheles dies nicht glauben will, bietet er ihm eine Wette darauf an, mit dem Einsatze, daß, sobald er in Ruhe genießen würde, sein Tod sofort eintreten soll:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

Beide Kontrahenten besiegeln hierauf diese Wette durch Handschlag, und nun läßt der Dichter den Gegenstand derselben nochmals von Faust durch eine Art Stichwort, in charakteristischer Fassung, wiederholen und dabei zugleich ihren Einsatz ausführlicher angeben:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!"

Versetzen wir uns nun in die Todesstunde des Helden. Fast ein halbes Jahrhundert ist seit dem Abschluß der Wette verstrichen, und Faust inzwischen Fürst eines blühenden Landes geworden, das er in jahrzehntelanger Arbeit dem Meere abgerungen hat und das er vom Kaiser als Lehn erhielt. Wir treffen ihn als hundertjährigen, blinden Greis, wie er in höchster Erregung mitten in der Nacht beabsichtigt, unter Aufbietung aller Mittel einen Sumpf trockenlegen zu lassen, um noch viel mehr Menschen als bisher eine neue Heimat zu schaffen, wo sie in Thätigkeit und Freiheit leben können. Freudig ruft er aus:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!"

Kurz darauf sinkt er den Lemuren tot in die Arme.

Hiernach könnte es allerdings scheinen, als ob Faust seine Wette verloren habe. Denn es ist klar, daß es für deren Entscheidung belanglos ist, ob Faust jetzt gleich, oder erst nach Vollendung seines Werkes in seinem Streben nachlassen und sich Ruhe und Genuß hingeben will.

Daß er überhaupt einen solchen Gedanken fassen kann, muß ihn in die Gewalt des bösen Geistes bringen, denn damit ist sein Charakter sich selbst untreu geworden, dadurch seine Auffassung von dem Werte oder Unwerte des Menschen gegen früher völlig verschoben.

Jeder Versuch, Faust mit der hypothetischen Form seines Ausspruchs „dürfte" entschuldigen zu wollen, müßte als vergeblich bezeichnet werden.

Auch Mephistopheles glaubt die Wette gewonnen zu haben; er will der Seele Fausts, sobald sie den Körper verlassen hat, den blutgeschriebenen Vertrag zeigen, um sich ihrer legal zu bemächtigen.

Sehen wir nun zu, ob der Teufel wirklich im Rechte ist.

Als Faust die Wette einging, hatte er mit allem gebrochen, was seinem Leben bisher Inhalt und Wert verliehen. Aus Trotz gegen das Schicksal, welches seinem idealen Streben eine Grenze gesetzt, wollte er sich nun in den Tiefen der Sinnlichkeit, im Taumel des Lebens aufreiben.

Dagegen war ihm wohl bewußt, daß er nie daran Freude finden würde, im Genusse auszuruhen, wie Mephistopheles es wünschte, da die Beschaffenheit seines Charakters dem entgegensteht.

Der mit seinem ganzen Wesen aufs innigste verschmolzene Thatendrang, der ihn beseelt, muß ihn, so glaubte er, selbst wider Willen, aus Genuß und Ruhe zur Thätigkeit hintreiben.

Da er aber auch zugleich der festen Ansicht war, daß dauernde Thätigkeit das eines Menschen allein Würdige sei, so wollte er gern seine Wette verlieren, wenn es dem Teufel jemals gelänge, ihn von diesem Wege abzuziehen.

Haben sich seit dieser Zeit Charakter oder Ansicht Fausts geändert? Der Dichter weist uns im fünften Akte eindringlich auf diesen Punkt hin.

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er unbefriedigt jeden Augenblick!"

läßt er Faust noch in der letzten Nacht seines Lebens ausrufen, und kurz darauf:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Und Fausts Verhalten entspricht seinen Worten. Obgleich er eine riesenhafte Thätigkeit hinter sich hat, ist er dennoch stets unbefriedigt; immer tauchen neue Pläne in seinem nie rastenden Geiste auf, wie er sein Werk der Nächstenliebe verbessern könne. Weder der Reichtum und die Macht, über die er mit jedem Jahre mehr verfügte, noch die Sorge, die ein so ausgedehnter Besitz, so großartige Unternehmungen und das Bewußtsein, für das Wohl und Wehe vieler tausend Menschen verantwortlich zu sein, mit sich brachten, konnten ihn auch nur im geringsten

in seinem Vorwärtsstreben aufhalten, wie er das vor langer Zeit gefürchtet hatte, als er den Flug ins Leben noch nicht wagte.

Denn wie sein idealer Sinn an Macht und Reichtum kein Genügen fand, so hat sein Feuergeist die vielen Sorgen gar nicht als solche empfunden, da er nie sorgenlos leben, d. h. im Genuß ausruhen konnte. Sie sind ihm vielmehr stets eine willkommene Anregung zu neuer, größerer Thätigkeit im Interesse seiner Mitmenschen gewesen.

Er weiß jetzt, daß gerade auf Arbeit und Sorge das irdische Glück gegründet ist; beide sind notwendig, um die Menschen vor Erschlaffung zu bewahren.

Da naht sich ihm in der letzten Mitternacht seines irdischen Daseins nochmals die Sorge. Sie hofft bestimmt, ihn jetzt in ihren Bann ziehen zu können, wo er seinen Tod herannahen fühlt und seine Schöpfung sich selbst überlassen muß, die sich, wie wir sehen werden, in einem Stadium der Krisis befindet. Aber Faust will sich trotzdem diesem Dämon nicht unterwerfen, der für ihn ganz wesenlos ist. Da glaubt ihn die Sorge bezwungen zu haben, indem sie ihn erblinden läßt. Diese Erblindung, thatsächlich eine Folge der Altersschwäche, hat Goethe in echt poetischer Weise als eine Wirkung der verkörperten Sorge hingestellt, die sich des stärksten Mittels bedient, um Fausts Widerstand zu brechen und ihn zu Unthätigkeit und Ruhe zu verdammen.

Allein anstatt daß dieser nun, wie zu befürchten steht, in seinem Schaffen nachläßt, hat jenes Anzeichen seines körperlichen Verfalls nur die Wirkung, daß er sofort mitten in der Nacht die Arbeiten beschleunigt und in erweitertem Umfange, mit aller Kraft fortsetzen lassen will.

Denn schon ist eine neue, großartige Idee der Menschenbeglückung in ihm erwacht, die er noch vor seinem Tode verwirklichen möchte: er will sich seiner Herrscherrechte begeben und seine Unterthanen in ein politisch und sozial freies Volk verwandeln.

Man muß sich recht in das 16. Jahrhundert mit seiner gewaltig aufstrebenden Fürstenmacht, sowie seiner Unterdrückung des Bauernstandes und in die Zeiten der Heiligen Allianz versetzen, um die Bedeutung einer solchen Absicht Fausts und den außerordentlichen Wert ermessen zu können, den der Dichter ihr beilegt.

Erst in dem Augenblicke, wo ein sozial und politisch freies Volk entstanden ist, glaubt Faust ein würdiges Ziel seiner thätigen Menschenliebe erreicht, erst dann seine Unterthanen wahrhaft glücklich gemacht, erst dann etwas Lebensfähiges, Dauerndes hervorgebracht zu haben.

Der Dichter hatte uns am Beginn des fünften Aktes gezeigt, welche Früchte die Thätigkeit Fausts getragen. Solche staunenswerten Erfolge waren nur durch die rücksichtsloseste Energie erreichbar; nur autokratische

Machtbefugnisse konnten aus ödem Meeresgrunde in verhältnismäßig kurzer Zeit ein blühendes Staatswesen schaffen.

Wir müssen Fausts Wirksamkeit hierbei etwa mit dem Schalten des erleuchteten Despotismus eines Friedrich, Joseph, einer Katharina vergleichen.

Erst nachdem es Mephistopheles gelungen ist, Faust auf Grund dieser Selbstherrlichkeit, in Verbindung mit dessen dauerndem Gefühl der Nichtbefriedigung in Schuld zu verstricken, erst nachdem Leben und Eigentum eines alten, wackeren Ehepaares vernichtet ist, nimmt Fausts Seele einen so gewaltigen Aufschwung, daß er den großen Plan der Volksbefreiung fassen kann und den Entschluß, ihn durchzuführen.

Der Dichter läßt uns an diesem inneren Kampfe Fausts nicht teil nehmen. Dies hätte nur mit Hilfe eines längeren Monologs geschehen können, und Faust ist jetzt ein Mann der That; daher zeigt uns Goethe nur das Ergebnis dieser Seelen-Vorgänge:

„Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen ...
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt."

Es ist ja gerade die Bestimmung Mephistopheles', Faust zur Vollendung zu führen. Immer von neuem wiederholt sich daher in dessen Leben derselbe Vorgang: es gelingt dem Teufel, ihn schuldig werden zu lassen, aber diese Schuld ist jedesmal zugleich die Ursache einer neuen seelischen Erhebung Fausts, der, durch die Reue geläutert, sich einem stets edleren, weniger egoistischen Kreise der Thätigkeit zuwendet.

Von jetzt an soll es in seinem Lande nicht mehr möglich sein, daß der schwache Unterthan der Willkür des Fürsten preisgegeben ist, denn Faust will nicht mehr als Herrscher über seinem Volke, sondern

„Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn";

nun wird nicht mehr sein Befehl die Ansiedler zu den Ausbesserungsarbeiten an die beschädigten Deiche treiben, sondern:

„Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen".

Der Gedanke an die Befreiung seines Volkes, welche er aber von diesem durch Arbeit und Sorge täglich neu verdient wissen will, ist allein im stande, den dem Tode Verfallenen so zu begeistern, daß er sich zu einer letzten gewaltigen Anspannung aufrafft, um möglichst vielen Menschen ein würdiges Dasein zu bereiten. Die bloße Absicht, die beinah abgeschlossene Arbeit der Eindeichung, Urbarmachung und Kolonisierung zu vollenden und seine Unterthanen im Sinne edler Regenten seiner Zeit fernerhin zu beglücken, hätte hierzu niemals ausgereicht; es mußte ein höheres Gut, der „allerschönste Preis" auf dem Spiele stehen, um Fausts halberloschene Lebensflamme von neuem zu entzünden und um

ihn zugleich zu veranlassen, mit so beredten Worten das künftige Glück seines Volkes zu preisen.

Da, im Bewußtsein dieses Glückes, das seinen Unterthanen bevorsteht und das seine Zeit nicht kannte, bricht er in die Worte aus:

„Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn! —"

Ist es die Erhabenheit seines neuen Zieles, welche den Unermüdlichen plötzlich, im Widerspruch zu seinem ganzen bisherigen Verhalten, zu diesem Ausruf veranlaßt?

Betrachtet man diese vier Verse näher, so muß es zunächst auffallen, daß Faust sich genau der charakteristischen Fassung des Vertrages bedient. Wenn er nichts anderes damit hätte sagen wollen, als: „Sobald mein Plan ausgeführt ist, werde ich das Gefühl der Befriedigung mit meiner Thätigkeit haben und kann dann in Ruhe genießen", so hätte er gewiß nicht ängstlich jenen eigenartigen Wortlaut wiederholt, den er vor fünfzig Jahren gesprochen.

Nein, er wollte dadurch zweifellos auf die Wette selbst und ihren Einsatz hinweisen.

Dieser Einsatz aber besteht, und bestand immer, für Faust ganz allein in seinem Tode, nicht in der Verdammnis, denn Mephistopheles ist ihm nicht der jüdisch-christliche Höllenteufel, sondern der Dämon der Vernichtung.

An die Höllenstrafe hatte er niemals geglaubt; gleich in der ersten Scene des ersten Teils rühmt er sich:

„Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —"

und

„Vor jener dunklen Höhle nicht zu beben,
In die sich Phantasie zu eigner Qual verdammt," u. s. w.

In der Vertragsscene spricht er sich in gleichem Sinne aus:

„Das drüben kann mich wenig kümmern;" u. s. w.

Auch ist im Wortlaute der Wette immer nur sein Tod als Einsatz genannt, und wenn dieser Behauptung der folgende Vers zu widersprechen scheint:

„Dann magst du mich in Fesseln schlagen,"

so darf man sich nur der Anschauung Fausts vom Wesen Mephistopheles' erinnern, um zu erkennen, daß diese Worte sich mit den übrigen Äußerungen genau decken.

Jetzt in seinem höchsten Alter denkt Faust überhaupt nicht mehr an das Jenseits, weil ihm die übersinnliche Welt mit der Zeit völlig gleichgültig geworden ist. Kurz vor seinem Tode antwortet er der Sorge:

> „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
> Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!"

Hier könnte man einwenden, es sei auffallend, daß Faust, der im Laufe der Jahre Gelegenheit genug hatte, die Richtigkeit Mephistopheles' kennen zu lernen, immer noch an dessen Macht glaubt, seinem Leben auf Grund des Vertrages eine Grenze zu setzen.

Goethe hat diesen Einwurf schon im voraus entkräftet durch den Monolog Fausts kurz vor seinem Zwiegespräch mit der Sorge, welcher mit den Worten beginnt:

> „Vier sah ich kommen, drei nur gehn."

Faust ist bis an sein Lebensende im Bann der Zauberei. Er hat zwar erkannt, daß diese zur Natur im Gegensatz steht und nicht, wie er früher glaubte, ihm die Natur erschließen kann, aber trotzdem vermag er sich ihrem Einfluß nicht völlig zu entziehen:

> „Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
> Das geistig strenge Band ist nicht zu trennen."

So vom Aberglauben umgarnt, kann er sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß sein Tod thatsächlich unmittelbar nach jenen von ihm gesprochenen Worten des Teufelsbündnisses eintreten müsse.

Dann ist es aber von vornherein unmöglich, daß Faust, als er diesen Ausruf that, beabsichtigen konnte, im Genuß auszuruhen.

Nach allem diesen gewinnt der Satz:

> „Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
> Verweile doch! Du bist so schön!"

eine veränderte Bedeutung und will besagen: „**Dann dürfte ich jenes Wort sprechen, welches mich sofort dem Tode übergiebt**", dann nämlich, wenn er seine Unterthanen als freie und thätige Bürger sehen wird.

> „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

Warum aber „dürfte" Faust dann **sterben**? Er giebt uns selbst die Antwort darauf:

> „Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Äonen untergehn! —"

denn diese Verse sollen offenbar die beiden vorhergehenden begründen. Sie besagen: „Meine Thätigkeit wird sich noch in allen folgenden Ent-

wickelungsstufen der Jahrhunderte bemerkbar machen". Natürlich, er möchte noch so lange leben, bis er ein freies Volk geschaffen hat. Wenn er bis zu diesem Punkte seines Wirkens gelangt ist, wird es von selbst weitere Kreise ziehen, wird es bis in die entferntesten Zeiten den Menschen die Wege weisen und anregend, schöpferisch wirken, und daher könnte er dann sterben, weil seine Person nicht mehr erforderlich ist.

Läßt man diese Auffassung gelten, so folgt daraus, daß Faust nicht nur, solange er lebt, nicht im Genuß ausruhen will, sondern daß er sogar beabsichtigt, nach seinem Tode mittelbar noch weiterhin thätig zu sein, um die Menschheit immer glücklicher zu machen.

Und warum „dürfte" er seinen Tod selbst herbeirufen? Faust denkt an sein nahe bevorstehendes Lebensende. Da drängt sich ihm die Erinnerung an jene schreckliche Osternacht auf, in welcher der Unglückliche bereits den Giftbecher an die Lippen gesetzt hatte, und es kommt ihm deutlich zum Bewußtsein, um wieviel der Zeitpunkt, wo er seinem Volke die Freiheit wird gegeben haben, geeigneter sei, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, als jene Nacht, wo er noch nichts zum Nutzen der Menschheit geleistet hatte. —

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Die außerordentliche, freudige Erregung, in die ihn das Bild des künftigen, wahren Glückes seines Volkes versetzt, erschüttert ihn so mächtig, daß sein großes Herz zu schlagen aufhört.

Welch schöner Tod des hundertjährigen Greises im Gegensatz zu demjenigen, den der kraftvolle Mann vor fünfzig Jahren suchte!

So stirbt Faust als Sieger über den Dämon der Vernichtung, wenn er auch seine letzte, höchste Absicht nicht mehr durchführen konnte. Welcher Sterbliche kann es? „In großen Dingen genügt es, auch nur gewollt zu haben." Wie Moses sieht Faust das gelobte Land nur von ferne.

Wenn Mephistopheles ehrlich glaubt, er habe die Wette gewonnen, so liegt dies eben an dem Doppelsinn des Wortes:

„Verweile doch! Du bist so schön!"

den der Dichter hineingelegt hat, um die Fabel interessanter zu gestalten und die Spannung auf die weitere Entwickelung hervorzurufen.

Wie kommt es aber, daß es dem Teufel nicht bewußt wird, daß Faust hier, dem Sinne nach, nicht von Ruhe und Genuß, sondern von seinem Tode spricht?

Der Dichter hat uns hierüber klaren Aufschluß gegeben.

„Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand,"

läßt er Mephistopheles ausrufen. Dieser weiß natürlich genau, daß nicht er, sondern Gott allein Herr über Leben und Tod ist; infolgedessen denkt er gar nicht daran, und hat es nie gethan, das Hinscheiden Fausts mit der Wette in Beziehung zu bringen. Dagegen hat er stets vorausgesetzt, daß Faust sich doch einmal im Genuß wohlfühlen werde, und dies bestärkt ihn in der Vermutung, daß dieser nun endlich das Wort gesprochen habe, das ihn der Verdammnis überliefert.

Er bedauert Faust, weil dieser, den er während seines ganzen Lebens selbst im höchsten Genuß nicht festhalten konnte, im letzten Augenblick dadurch befriedigt worden sei, daß er sich das Glück Anderer ausmalte und wegen einer solchen Nichtigkeit seine Wette verloren habe.

Daß ihm die Seele Fausts schon längst auch ohne den Gewinn der Wette gehöre, daran hat Mephistopheles niemals gezweifelt, da er glaubt, daß dessen Charakter infolge der vielen Genüsse, durch die er ihn geschleppt hat, verdorben sei und da er weiß, daß es ihm gelungen ist, Faust schuldig werden zu lassen.

Goethes Dichtung und Wahrheit in der Schule.

Von Dr. **Karl Müller** in Dresden.

„Eingehende Behandlung von Goethes Leben" schreibt die Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien vom 28. Januar 1893 vor. Das wird niemand so verstehen, als ob eine der vorhandenen Goethe-Biographien in mehr oder weniger ausführlichem Auszuge vorgetragen werden solle. Dazu würde wohl die verfügbare Zeit nicht ausreichen, ganz abgesehen davon, daß Oberprimaner auch ohne eine andere als überwachende Leitung des Lehrers den Lebensgang Goethes sich anzueignen in der Lage sein dürften. Für die äußeren Thatsachen genügt ja eine kurze Übersicht in einfacher, klarer Einteilung; die innere Entwickelung dagegen wird sich von der „Besprechung der wichtigsten größeren Werke" nicht trennen lassen, die ja ebenfalls von der Lehrordnung gefordert wird, übrigens wohl ohne daß dabei die weniger umfänglichen Dichtungen ausgeschlossen sein sollen. Soll aber die Lektüre nicht zerrissen werden durch eingeschobene Erörterungen über Vorgänge in Goethes äußerem und innerem Leben, so müssen

diese dem Schüler auf andere Weise im Zusammenhange bekannt werden. Wie könnte dies aber zweckmäßiger geschehen als an der Hand von Goethes eigenen Aufzeichnungen, die bestimmt sind, das Werden seines Geistes und seiner Werke darzulegen? Daß freilich Goethes „Dichtung und Wahrheit" nicht in den Stunden gelesen werden kann, ist ohne weiteres klar. Es bliebe also der „Privatlektüre" überlassen wie so viele andere Erzeugnisse der deutschen Litteratur[1]), dem Lehrer aber läge nur die „Kontrolle" und allenfalls die Erklärung dieser und jener Stelle ob? Will sich der Lehrer bei einer „Besprechung" in der Schule nicht auf eine „Auswahl", d. h. auf Stückwerk, beschränken, wobei noch dazu das Nichtgelesene als minder wertvoll erscheint, so würde er für die 20 Bücher schwerlich mit nur 20 Stunden auskommen, wie F. Heußner (Gymnasium 1890, Nr. 23, Sp. 816; vergl. 1886, Nr. 24) glauben machen will: die von ihm gegebene Probe der Besprechung des Inhaltes von Buch III dürfte wie alle solche „Lehrproben" in Wirklichkeit zu viel Zeit beanspruchen oder aber ganz anders verlaufen. Außerdem würde sich der Schüler durch eine solche Besprechung wenig zur Selbstthätigkeit angeregt fühlen. Anders schon, wenn ihm eine Arbeit über eine dem Stoffkreise von „Dichtung und Wahrheit" entnommene Frage aufgegeben wird. Das geschieht ja auch bereits hier

1) Gegen das schreckliche Fremdwort Privatlektüre ruft Jäger, Aus der Praxis II, 349, die Hilfe des Deutschen Sprachvereins an. Für den Schüler hat dieser Ausdruck vornehmlich deshalb einen üblen Klang, weil er ihn an eine Hauptplage seines Daseins erinnert, die häusliche Bewältigung eines für Gewissenhafte überreichlichen Stoffes aus der klassischen Litteratur. So wenig das heutige Gymnasium diese Einrichtung entbehren kann, so wenig läßt sie dem Fleißigen Zeit, dem Faulen Lust zu selbständiger Beschäftigung mit den deutschen Klassikern übrig. Früher war das anders, „die Schule nahm uns weit weniger in Anspruch, wir hatten viel mehr Zeit, weniger Lehrstunden, weniger Fächer, weniger Hausaufgaben. Man erwartete von uns, daß wir neben der Schule auch noch ein Privatstudium hätten. Von vielem nahm man an, daß wir es für uns treiben könnten und keiner besonderen Anweisung bedürften. Dahin gehörte die Bekanntschaft mit den vaterländischen Dichtern. Von Schiller und Goethe war in der Schule nicht die Rede, und doch möchte ich glauben, daß wir deren eifrigere Leser und wärmere Verehrer gewesen seien als die heutige Jugend, die darin unterrichtet und geprüft wird". Rümelin, Reden und Aufsätze 2, 105. Diese älteren Herren glauben freilich nicht daran, daß die heutige Gymnasialjugend ganz anderer Art ist, als die von ehedem, sonst würden sie nicht, wie z. B. Jäger a. a. O. einfach voraussetzen, daß unsere Schüler Egmont, Götz, Don Carlos u. s. w. für sich gelesen haben. Aus lediglich stofflichem Interesse, d. h. zur Unterhaltung mögen solche Werke wohl mitunter gelesen werden, ob aber auch zur Bildung? Ohne Anleitung werden auch Primaner nicht in die sittlichen Ideen und Probleme eindringen, die unsere klassische Dichtung in Hülle und Fülle darbietet. Förmlich in Verruf geraten aber ist die ästhetische Behandlung unserer großen Dichter.

und da, allerdings meist mit ängstlicher Beschränkung auf die ersten 8 bis 10 Bücher oder gar nur auf ein Buch. Seit einer Reihe von Jahren stelle ich eine Aufgabe, die sich auf das ganze Werk erstreckt, die jeden nötigt, das ganze Werk aufmerksam durchzulesen; gleichzeitig suche ich aber die Arbeit zu erleichtern dadurch, daß ich eine von Woche zu Woche vorschreitende Lektüre der einzelnen Bücher erzwinge, an die sich auch die notwendigste Aufklärung über Zweck und Anlage des Werkes wie manche Einzelheiten des Inhalts knüpft. Dazu dienen die „freien Vorträge". Zu diesen Redeübungen andere Stoffe zu verwenden als solche, die in engem Zusammenhange mit dem deutschen Unterrichte stehen, halte ich für Unfug. Leider kommt es immer noch vor, daß die Schüler sich irgend einen Gegenstand wählen dürfen, über den sie vortragen wollen, der aber weitab liegt von den Aufgaben der deutschen Stunde, zu dem sie sich wohl nur deshalb begeistert haben, weil er ihnen von irgend einer Seite besonders bequem erschien; ja auch bei Stoffen des deutschen Unterrichts ist man nicht sicher, eine alte Arbeit eines ehemaligen Schülers derselben Anstalt oder eines noch vorhandenen einer anderen irgendwie „vorgetragen" zu bekommen, nur nicht „frei". Wenn man den Schüler zu „freiem Vortrage" bringen will, erscheint es mir unerläßlich, daß er nur einen Gegenstand behandelt, der in seinem Gesichtskreise liegt, zu dem er sich durch die Stunden angeregt fühlt, und über den er sachlich vollkommen verfügt: ist letzteres der Fall, hat er seinen Stoff im Kopfe verarbeitet, vor allem sachgemäß eingeteilt, dann wird er schwerlich einer schriftlichen Abfassung und des wörtlichen Auswendiglernens bedürfen: zu Hause oder auf Spaziergängen kann er sich im mündlichen Ausdruck seiner Gedanken üben, sich selbst vorsprechen, was er dann in der Klasse mit denselben oder anderen Worten wirklich frei vortragen wird. Die Gefahr, daß er dabei hier und da nicht sogleich den rechten Ausdruck findet, ist nicht so schlimm, als daß er beim Hersagen des Auswendiggelernten stecken bleibt. Zu solcher Übung erscheinen mir nun die einzelnen Bücher von „Dichtung und Wahrheit" sehr geeignet. Die 40 Seiten, die in der Hempelschen Ausgabe durchschnittlich jedes umfaßt, so beherrschen zu lernen, daß er sie im Auszuge wiederzugeben vermag, ist doch wohl keine zu große Zumutung für einen Primaner; der Stoff aber ist wertvoll genug, daß er seine Zeit und Kraft darangesetzt.

In durchschnittlich 10 bis 12 Minuten kann er alles zur Sprache bringen, was ihm als wesentlicher Inhalt erschienen ist, — ob er wirklich das Wesentliche vollständig wiedergegeben hat, darüber richten seine Mitschüler, die alle dasselbe Buch gleichzeitig mitlesen mußten. Die Feststellung dessen, der sich dieser Pflicht entzogen hat, ist ja nicht

schwer. Muß doch auch jeder darauf gefaßt sein, unmittelbar vor der „Kritik“ zur Beurteilung des Vortrages, als Mitberichterstatter aufgerufen zu werden! Daß auch so nicht einer entschlüpft oder bereits „Drangewesene“ sich weitere Thätigkeit ersparen, dafür sorgt das auf alle 20 Bücher sich erstreckende Arbeitsthema. Wer nicht für jede Vortragsstunde sich vorbereitet, hat dann um so mehr auf einmal zu lesen.

Dem Vortragenden selbst stelle ich es anheim, ob er in seiner Inhaltswiedergabe den Gang festhalten will, den Goethes Darstellung einschlägt, oder ob er die Hauptthatsachen des betreffenden Buches selbständig nach einem durchgreifenden Gesichtspunkt gruppiert, also freier behandeln will. Im ersten Falle ist vom Vortragenden eine Begründung der Anordnung Goethes zu geben oder doch die Art und Weise des Zusammenhangs der Einzelheiten zu erörtern, oder sie wird gemeinschaftlich gesucht, und bei dieser Gelegenheit ergiebt sich vielfacher Anlaß zu Betrachtungen über den Inhalt sowie über Goethes Verfahren. Die Beurteilung der anderen, freieren Art der Wiedergabe spitzt sich hauptsächlich zu der Frage zu, ob die gewählte Anordnung allen wesentlichen Thatsachen gerecht geworden ist. In beiden Fällen aber läßt sich fast für jedes Buch ein bestimmter Gesichtspunkt erkennen, dem alle Einzelheiten ohne allzu gezwungene Einteilung sich unterordnen. So verknüpft sich diese Vortragsübung zugleich mit einer im Disponieren, wozu sonst kaum Zeit bleibt.

Von vorher bestimmten Schülern wird außerdem ein schriftlicher Bericht unmittelbar nach der Besprechung jedes Vortrages vorgelesen.

So wird es meist möglich, zwei Bücher in einer Stunde zu behandeln; das ganze Werk erfordert nie mehr als 10 bis 12 Stunden. Allerdings muß sich die Besprechung knapp halten, allzu ausführliches Eingehen auf Einzelheiten ist auch kaum nötig; der Hauptzweck muß immer bleiben: den Schüler in die Geisteswelt einzuführen — mehr als dies wird ja die Schule nicht leisten können —, die der Name Goethe bedeutet. Daß diese Einführung durch Goethe selbst vermittelt werden kann, diese Gunst müssen wir dankbar ausnutzen; wir dürfen die Neigung des heutigen Geschlechts nicht fördern, das wohl allerhand zu lesen unternimmt, was *über* Goethe von Dritten geschrieben ist, sich aber wenig in das vertieft, was Goethe selbst geschrieben hat. Das Verständnis für seine Persönlichkeit kann aber niemand besser eröffnen, als eben Goethe selbst; aus Dichtung und Wahrheit kann unsere Jugend am deutlichsten ersehen, daß er nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer und schöner Mensch war, daß Leben und Dichten bei ihm in innigster Wechselwirkung standen.

Im folgenden sei es mir erlaubt, alles das zusammenzufassen, was aus der neueren Goethelitteratur[1]) bei Besprechung der Vorträge über Dichtung und Wahrheit Primanern mitgeteilt werden kann. Beiläufige Erörterungen finden oft mehr Empfänglichkeit als ein zusammenhängender Vortrag, wie er hier dargeboten wird. Vielleicht ist er aber für Aufgaben aus Dichtung und Wahrheit nutzbar.

Den Entschluß, sein Leben zu beschreiben, faßte der Dichter an seinem 59. Geburtstage; der Tod der Mutter hatte die beste Quelle für seine Jugendgeschichte versiegen lassen, es galt daher, beizeiten noch festzuhalten, was seine eigene Erinnerung ihm darbot. Anfang 1811 begann er im engsten häuslichen Kreise aus seinen biographischen Papieren vorzulesen, worüber sich Frau von Schiller mit großer Begeisterung äußert. Michaelis 1811 war der 1. Teil im Druck vollendet, die beiden folgenden Jahre brachten den 2. und 3., am 4. arbeitete Goethe erst 1830 mit Gewalt, um den Schmerz über den Tod seines Sohnes zu unterdrücken; veröffentlicht wurde der 4. Teil erst nach seinem eigenen Hinscheiden (1833). Das Werk bricht mit Goethes Berufung nach Weimar ab — als eine Selbstbiographie kann es also schon wegen seiner Unvollständigkeit nicht bezeichnet werden. Es läßt ja auch nicht nur am Ende zu wünschen übrig, sondern gleich zu Anfang: es fehlen alle Angaben über Abstammung und Herkunft seiner Familie, weiterhin über die Namen und Verhältnisse seiner Geliebten und namentlich über die Veranlassung und Abfassung der meisten seiner Dichtungen. Diese Lücken auszufüllen überließ Goethe bei seinem Königsbau den Kärrnern. Wer aus Dichtung und Wahrheit Goethes Lebensbeschreibung ausziehen wollte, würde sich an vielen Stellen im Stiche gelassen sehen. Aber schon der Titel „Aus meinem Leben" verspricht keine vollständige, alle Einzelheiten umfassende Lebensgeschichte. Über den Gesichtspunkt, der die Auswahl bestimmte, spricht sich Goethe im Vorwort aus (vergl. auch 22, 89), und 1816 (29, 360) erklärt er es für den Hauptzweck des Werkes, „die Entwickelung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen"; also eine Entwickelungsgeschichte seiner dichterischen Persönlichkeit, seines Genies wollte Goethe darbieten; die Auslese von Thatsachen aus dem ersten, und zwar klar übersehbaren Abschnitte seines Lebens richtete sich nach der Bedeutung, welche die vorzutragenden Dinge für sein dichterisches Schaffen gehabt

1) Außer den Biographien von Heinemann und Meyer vergl. V. Hehns Gedanken über Goethe, sowie Saitschick, Goethes Charakter, Stuttgart 1899, und B. Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit = Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausg. von Muncker, 5. Heft. — Die Zahlen in ( ) beziehen sich auf die Hempelsche Ausgabe der Werke Goethes.

hatten. Goethe betrachtet die Tage seiner Kindheit und Jugend, seine Werdezeit im Verhältnis zu seinem ganzen Lebenslaufe; da sein Leben und Dichten fast zusammenfiel, mußte die Schilderung seines Lebens der beste Kommentar seiner Schriften werden, ja er selbst konnte nur durch die geschichtliche Betrachtung seiner selbst einen klaren Einblick in seine eigene Entwickelung gewinnen, seine eigene Erscheinung erklären.

Daß Goethe ein solches Werk, zu solchem Zwecke geschrieben, als Dichtung und Wahrheit bezeichnet haben sollte, weil das Buch mehr Dichtung als Wahrheit enthalte, oder weil er mit diesem Titel die Bitte um Nachsicht mit Gedächtnisfehlern und sonstigen Irrtümern aussprechen wollte, diese Meinung erscheint von vornherein unzulässig[1]), und wer Goethe einen Dienst erweisen zu sollen glaubt durch die Umstellung Wahrheit und Dichtung, handelt erst recht nicht in seinem Sinne. Diese zuerst von Riemer vorgeschlagene Fassung des Titels lehnte Goethe ab, „weil in dieser Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen", und Dichtung, also lediglich Gründe des Wohlklanges entschieden die Reihenfolge.

Daß Goethe nicht absichtlich etwas Unwahres in dieser Entwickelungsgeschichte seines Geistes ausgesprochen hat, das sollte schon sein Versprechen glaubhaft machen, „gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte". Diesem Versprechen getreu deckt thatsächlich Goethe ganz im Gegensatze zu dem ihm sonst vorgeworfenen Hang zur Mystifikation und zum Versteckenspielen sein Innerstes mit einer staunenswerten Offenheit[2]), mit einer geradezu antiken Unbefangenheit auf und bringt Dinge an die Leserwelt, von denen zu sprechen kein Mensch ihn zwang außer er sich selbst. Man darf in dieser Hinsicht Goethes Werk in eine Reihe stellen mit Rousseaus Bekenntnissen, nur daß Goethe durchaus des „koketten Cynismus des Franzosen ermangelt, sich von unten zu entblößen und nach oben zu drapieren"[3]). Wenn

1) Sie wird z. B. von Grabbe 1835 ausgesprochen in einer im Euphorion 7, 762 veröffentlichten Kritik. — 1783 veröffentlichte Ständlin eine Schrift: Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand. Wahrheit oder Dichtung, wie ihr wollt. Leipzig. Vergl. Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung. Ein Wochenblatt aufs Jahr 1788. Weißenfels. — (Armbruster) Romantische Erzählungen und Skizzen. Wahrheit und Dichtung. St. Gallen 1790. Erzählungen und Schwänke aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung. Kassel, Griesbach 1802. („Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung" nannte auch C. Ph. Bonafont die Fortsetzung seiner Originalitäten. Brand. 1823.)

2) 21, 143; 174; 184. Das jugendliche Beschwätzen seiner Pläne veranlaßt Gedankenraub 22, 147; vergl. 116; 118.

3) David Strauß, Der alte und der neue Glaube S. 322. Vergl. dazu Dubois-Reymond, Friedrich II. und J. J. Rousseau, Festreden, Leipzig 1886,

Goethe von seinen Fehlern spricht, so thut er es nicht um eines prickelnden Reizes willen, sondern „um dadurch etwas Nützliches zu bewirken" (21, 181), um zu zeigen, wie jeder, der an solchen Fehlern leidet, sich von ihnen befreien könne. So verfährt er insbesondere hinsichtlich der Undankbarkeit, deren er sich zeiht (21, 182); so hinsichtlich der Reizbarkeit, der er nicht nur körperlich unterliegt (2, 147) —, wir würden jetzt von Nervosität sprechen[1]) —, und über das Pathologische bei Goethe ist neuerdings ein Buch geschrieben worden (von Möbius), zu dem Goethes eigene Angaben den meisten Stoff lieferten. Wie oft weist er hin auf sein lebhaftes, fahriges und unruhiges Wesen (21, 51; 79; 143; 174); er nennt sich einen widrigen, störrigen und ablehnenden Menschen (21, 86; 22, 156), sein Leben und Handeln völlig zweck- und planlos (22, 171), er wirft sich Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Stolz und Hochmut, ja Dünkel vor (21, 61; 181; 199; vergl. auch die „Zueignung", Strophe 8 flg.), und an

S. 344: „Während in Dichtung und Wahrheit Goethe anmutig und bescheiden seine Jugend so zu verklären gewußt hat, daß die Wirkung seiner Werke dadurch sehr erhöht wurde, hat Rousseau eine fast ebenso große Kunst der Darstellung darangewendet, sich unerträglich scheinen zu lassen und die Bewunderung, die wir mehreren seiner Werke nicht versagen können, zu einer widerwilligen zu machen. In unbegreiflicher Verkennung aller Gesetze der Schönheit und Sittlichkeit hat er die schmachvollen Verirrungen seiner Jugend, die widrigen Schwächen seiner reiferen Jahre mit Behagen geschildert. Kein Zauber der Sprache kann dies Gefallen am Schmutz, dies Aufdecken garstiger Geschwüre am eigenen Leibe beschönigen, und auch der in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts abgehärtete Leser fühlt sich angeekelt. Durch die immer wiederkehrende Beschreibung seiner lächerlichen Unbeholfenheit, albernen Blödigkeit, gemeinen Lüsternheit, unverschämten Dummdreistigkeit, kindischen Leichtgläubigkeit guckt überall, wie durch die Löcher im Mantel des Antisthenes, seine Eitelkeit hervor. Die oft seine wichtigsten Entschlüsse beherrschende bösartige Eigenwilligkeit und seine alles um ihn her verdächtigende Menschenfeindlichkeit vervollständigen das widerwärtige Bild, welches er selber von sich entworfen hat: um so mutwilliger, als man nicht sagen kann, daß gerade hieraus besondere Klarheit über die innere Geschichte seiner Werke sich ergösse, oder daß jene unangenehmen Erinnerungen und Eigenschaften mit den Schönheiten und Wahrheiten in seinen Schriften notwendig verknüpft seien." Nicht ganz genau ist, was Fr. Hebbel 1842 in sein Tagebuch schrieb: „Wer sein Leben darstellt, der sollte wie Goethe nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende, das sich auch noch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden läßt, hervorheben und das Übrige auf sich beruhen lassen." Fr. Hebbels sämtliche Werke, Hamburg 1891, 9, 278.

1) Vergl. 21, 45 Frömmigkeit = Pietät; 21, 50 von vornherein = a priori 21, 189 aus kindlicher Achtung = Respekt, Pietät; 22, 7 Verfahrungsart = Methode; 22, 34 Kugelung = Ballotage (vergl. S. 68); 22, 61 Leidenstroẞ = Stoicismus; 22, 108 vorschlägige Risse = Skizzen; 23, 98 sind zur Abwechslung gebraucht Dilettant und Künstler, Liebhaber und Artist.

keiner Stelle haben wir den Eindruck, als fühle sich der Schreibende, der 60jährige Geheimrat, erhaben über solche Dinge; allenfalls spricht er von seinem studentischen Gebaren mit einer leichten Ironie (22, 30), doch hebt er auch von Ansichten, wie er sie z. B. bei Erwähnung seiner Doktordissertation bespricht, nicht hervor, daß er sie nur vorübergehend hegte und beizeiten abstreifte. So sehr vermeidet es Goethe, sich den Schein des gereiften und weisen Menschen zu geben, als der er doch sein Leben und sein Wesen überschaut. Ja vielleicht macht es Goethe zu seinem Nachteile zu wenig deutlich, wie die Klarheit und Reinheit der Seele, seine „olympische" Ruhe ihm erst nach den schwierigsten Kämpfen und Überwindungen zu teil wurde; die abgeklärte und gegenständliche Darstellungsweise läßt uns leicht vergessen, daß doch nicht alles schon in früherer Zeit so im Bewußtsein Goethes lag, wie er es in seinem Buche darstellt, und daß er unter seinem leidenschaftlichen Künstlerwesen mehr Qualen erlitt, als er selbst uns schildert.

Zum Teil mag dies auf die Scheu des alternden Dichters zurückzuführen sein, sich allzu lebhaft in die inneren Zustände zurückzuversetzen, die ihm dereinst unsäglich zu schaffen gemacht hatten. Andererseits trifft er nicht immer den entsprechenden Ton der Darstellung für die Thatsachen und ihre Triebfedern; selbst mit Hilfe seiner Einbildungskraft vermag er sich die früheren Gefühle nicht wieder hervorzurufen (22, 165; vergl. 166; 169). Das trifft besonders zu auf die maßvolle Behandlung der Sturm- und Drangperiode, deren originales Bild verwischt erscheinen mag durch den Geist und die Sprache der reifen Zeit. Daß nur hierin der Grund zu suchen ist für den Mangel an Fülle und Naturwüchsigkeit, den das Werk stellenweise zeigt, daß nicht die Absicht besteht zu verwischen und abzuschwächen oder gar zu beschönigen, dafür bedarf es keines Beweises; der Dichter selbst spricht es aus, daß seiner Darstellung die Fülle und Frische der Jugend abgeht, die im Übermute auf ihre Kräfte keine Schranken kannte (23, 55).

Das gilt aber keineswegs von dem ganzen Werke; weht es uns doch aus der Jugendgeschichte Goethes mit der Paradiesesluft der eigenen Kindheit an, nicht allein, weil er sie mit den Farben des Lebens, mit gesundem Realismus, sei er angeboren oder angebildet (22, 154), mit lebhaftem Gefühle für alles Zuständliche (22, 23) unnachahmlich geschildert hat, sondern weil diese Schilderung die Freude in uns erweckt, die wir beim Genuß einer edlen Dichtung empfinden. Als solche konnte Goethe seine Darstellung schon deswegen bezeichnen, weil ihm viele Dinge der Vergangenheit nur durch dichterische Gaben und Mittel wieder lebendig wurden, weil nur die Kraft des Dichters im stande war, ein inneres Leben durchzuführen, wo die Erinnerung versagte.

Dabei ist es aber auch der Goethe-Philologie, die Seite für Seite auf Tag und Stunde nachprüfte, nicht gelungen, auch nur eine Thatsache nachzuweisen, auf die der Begriff Dichtung im Sinne von Erdichtung anwendbar wäre. Die Gelehrsamkeit ist ja durch die reiche Fülle von Zeugnissen, die namentlich in den heute zugänglichen Briefwechseln selbst für die unbedeutendsten Vorkommnisse in Goethes Leben sich vorfinden, in den Stand gesetzt, ihm manche Ungenauigkeit, manchen Irrtum und namentlich falsche Verknüpfung und Gruppierung von Thatsachen nachzuweisen.[1]) Da Goethe selbst gesteht, daß er äußere Erlebnisse vergessen habe (22, 171), so wird ihm niemand Geschichtsfälschung vorwerfen, wenn er häufig im Datum irrt oder bei der Erzählung der Rheinreise Vorfälle der Her- und Hinreise verwechselt, bei der Schilderung Zimmermanns dessen Tochter in eine Pension gehen, nicht aber aus ihr kommen läßt (Möbius S. 113) u. s. w. Wo es sich nicht um solche Äußerlichkeiten handelt, wo es gilt, historische Verhältnisse und litterarische Einwirkungen darzustellen, da verließ sich Goethe weder auf sein Gedächtnis allein, noch suchte er dessen Lücken lediglich durch die Phantasie zu ergänzen, sondern er suchte mit den noch lebenden Menschen jener Zeit wieder Verbindungen herzustellen, wie z. B. mit Klinger, oder er nutzte gedruckte Quellen aus, wie Jung Stillings Lebensgeschichte. Ja, es lassen sich eingehende Vorstudien nachweisen selbst für nur beiläufig eingefügte Abschnitte. So hat Goethe für die Darstellung der Geschichte des Reichskammergerichts nicht weniger als 13 Schriften vor sich gehabt (Alt S. 38 flg.). Alle Werke, die er ausführlich besprach, las er noch einmal durch und benutzte litterarhistorische und lexikalische Werke zum Nachschlagen. Es war eine ernste Arbeit, eine geschichtliche Leistung, in die Goethe sich vertiefte, als er Dichtung und Wahrheit schrieb. Und doch legte er keineswegs den Hauptwert auf die durch Quellenstudien erzielte historische Treue. Es ist ihm nicht darum zu thun, das, was war, die zufällige Wirklichkeit schlechthin darzustellen und festzuhalten. Er nannte sein Werk Dichtung und Wahrheit aus einem Grunde, den er Eckermann gegenüber äußerte (30. 3. 1831): „weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt . . . Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte." Die Wahrheit also, die Goethe meint, ist nicht lediglich dem Begriffe Wirklichkeit gleichzusetzen, für ihn handelt

1) Herm. Schreyer, Goethe und Homer, Naumburg 1884, S. 7, tritt der vielfach verbreiteten Manier (= Manie?) entgegen, die Darstellung Goethes ohne Not und bestimmte Zeugnisse anzuzweifeln. „Ihre Zuverlässigkeit wird oft bis ins Einzelne durch gleichzeitige Quellen bestätigt." Gegen Düntzer insbesondere wendet sich Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte u. s. w.

es sich nicht um einen bloßen Abklatsch der Wirklichkeit, nicht um eine bis ins Einzelnste getreue Darstellung von äußeren und inneren Erfahrungen, von Verhältnissen und Personen, sondern um die Betrachtung des Thatsächlichen unter höheren, und zwar künstlerischen Gesichtspunkten; auch in der Darstellung seines Lebens hat sich der Künstler, der Dichter Goethe nicht verleugnen können, der das Wesen der Kunst immer als vergeistigte Wiedergabe des Wirklichen auffaßte (Harnack, Essays und Studien 1899, S. 175). Durch künstlerische Behandlung erhob Goethe die Thatsachen seines Lebens zu höherer Wahrheit: hierin liegt das Dichterische des Werkes, nicht in Erfindungen, nicht im Inhalte, sondern in der Form, d. h. in einer kunstvollen Bewältigung des Stoffes. Die scheinbar willkürliche, unhistorische Behandlung der Thatsachen erweist sich als notwendige Folge des Strebens nach künstlerischer Wahrheit. Diese bestand im Nachweis eines nicht ohne weiteres sichtbaren ursächlichen Zusammenhangs gewisser Thatsachen aus Goethes Leben. Deutlicher, als es die Wirklichkeit zuließ, sollten die zahllosen Einzelheiten und Einflüsse von den ersten geistigen Regungen des Kindes bis zur Reife des Mannes als Glieder eines höheren Ganzen, als einem bestimmten Ziele zuführend erkennbar sein — es handelt sich ja um die Entfaltung des größten Dichters „aus natürlichen und menschlichen Anlagen". Sollte diese „faßlich werden", so mußte Goethe absehen von chronologischer oder gar annalistischer Erzählungsweise, er mußte mit den Einzelheiten frei schalten als den Gliedern eines höheren Ganzen. „Was im Leben anscheinend auseinanderfiel, mußte hier verbunden werden; was im Leben zufällig und unorganisch vereinigt schien, mußte hier getrennt und in die rechte Beleuchtung gerückt werden. Und der Dichter, der die Dinge seines Lebens in einer höheren Ordnung sah, konnte nur die Thatsachen zur Erzählung auswählen, die seinem rückwärtsschauenden Auge als Stufen einer höheren Entwickelung erschienen. Die Keime, die unentwickelt geblieben waren, alle die Blütenträume, die nicht reiften, mußten übergangen werden wie alles Einzelne und Kleine, was den großen Zusammenhang mehr zu verdunkeln als aufzuhellen schien."

Da läßt denn Goethe das für das höhere Ziel Gleichgültige weg und stellt Zusammenhänge her, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren; mit sicherer Hand zieht er die Dinge zusammen, die innerlich zusammengehörten, aber durch zeitliche Unterbrechungen getrennt waren, wobei er auch eine „rasche Wendung" nicht scheut (21, 161; 195; vergl. Alt S. 85); so wird die kausale Verbindung fertig, die Stetigkeit der Entwickelung, die dem im Leben stehenden Menschen, dem trüben Gast auf der dunklen Erde, verborgen bleibt und sich nur dem

Seher und Dichter offenbart. Nur dem blöden Leser erscheint Goethes Verfahren planlos (21, 155); man glaubt, „es müsse alles so sein", man überläßt sich dem Genusse und vermutet keine Absichten, keine Kunstgriffe, die der Wirklichkeit die Farben eines höheren Lebens verleihen. So ist denn auch die Äußerung Goethes verständlich, die zunächst einen Abschnitt seines Werkes mit einem Roman auf gleiche Linie stellt: in der Geschichte von Sesenheim (wie in den Wahlverwandtschaften) sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt wurde. Wenn er erzählt, beim Anblick der Sesenheimer Idylle sei in ihm sofort die Erinnerung an den Landprediger von Wakefield wach geworden, so hat er thatsächlich dieses Buch erst nach dem ersten Besuch beim Pfarrer Brion kennen gelernt. Diese an sich belanglose Abweichung von der Wirklichkeit beruht nicht sowohl auf schwacher Erinnerung, als vielmehr auf Absicht. Goethe hätte seine Herzenserlebnisse mit Friederike schwerlich erzählt, wenn er nur Staatsmann oder Gelehrter gewesen wäre; aber der Dichter Goethe fühlte, daß im Aufblühen dieser Liebe die höchsten Momente seines Lebens lagen, daß er ihr am meisten dankte und schuldete. Er wandte darum alle Kunst auf, um die Sesenheimer Erlebnisse so schön darzustellen, als er nur vermochte. So führt er den englischen Roman zu dem Zwecke an, im Leser diejenige Stimmung hervorzurufen, die Goethe für diese Episode brauchte. Hinwiederum: wo er sich eines solchen Mittels nicht bedient, wo er ausschließlich die Handlung auf uns wirken läßt und nichts als ein Meisterstück der Erzählungskunst bieten zu wollen scheint, verfolgt er besondere künstlerische Zwecke: sein Verhältnis zu Gretchen in Frankfurt benutzt er dazu, unsere Teilnahme an den Krönungsfeierlichkeiten zu erhöhen. Nicht nur daß wir sie mit seinen Augen sehen; was Goethe sieht, sieht er mit den Augen eines Liebenden, er stellt gleichsam sein Auge in den Dienst der Geliebten. Die Schilderung der Ereignisse nach der Krönung hat er dagegen in aller Kürze abgethan und seine Teilnahmlosigkeit durch die inzwischen über ihn hereingebrochene Katastrophe zu erklären verstanden.

Die Technik des ganzen Werkes beruht auf dem überaus einfachen Mittel, alles erst in dem Augenblicke hervortreten zu lassen, wo es für den Helden der Biographie Bedeutung gewinnt. Er schildert die politische Lage erst da, wo politische Schicksale in sein Familienleben eingreifen. Den damaligen Stand der Litteratur beschreibt er erst, als der Knabe ihr näherzutreten beginnt, und dann jede litterarische Bewegung in dem Moment, wo sie Einfluß auf ihn gewinnt. Ein Geschichtschreiber, ein Biograph würde gerade mit der Darlegung der allgemeinen Verhältnisse, des Milieus beginnen und sie zur Grundlage

für das Einzelleben machen. Goethe schildert zuerst sein Vaterhaus, dann heißt es: „Um diese Zeit war es, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde", und nun erst folgt die Schilderung Frankfurts. Das wirkt so, als ob eine geheime Macht den Vorhang über dem Bilde der Stadt oder der Zeitverhältnisse gerade dann aufhöbe, wenn er dazu reif ist, sie zu verstehen. Dieser Kunstgriff erzeugt den Eindruck, als sei dies Leben von vornherein wie ein kluges Kunstwerk angelegt. In Wirklichkeit ist aber gerade dies ein historisches Verfahren, denn was geht den Dichter die Stadt oder die Litteratur an, ehe sie auf ihn wirken? (Meyer, Goethe 3, 403.)

Noch mehr romanhaft erscheint die Darstellung durch die Vorbeutung späterer Ereignisse, sowie durch Rückblicke, nach denen spätere Einzelheiten schon im Knaben vorgebildet und gleichsam geahnt waren. Auch dieses Kunstmittel ist sehr einfach: Goethe geht hinweg über das, was an Wünschen und Neigungen seiner Jugend sich nicht erfüllt, sich als bedeutungslos verwischt hat. Umgekehrt verspricht er bereits im 2. Buch (20, 67), „späterhin manchen Faden wieder aufzunehmen und fortzuleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog" — auch dies entspricht der Natur der Dinge: erst später läßt sich erkennen, welche Keime entwickelungsfähig waren, erst ein wirklich bemerkbarer Faden läßt sich zu den Fasern zurückverfolgen, aus denen er sich bildete. Wie er es auf seinen Wanderungen liebte, dem Laufe der Gewässer nachzugehen und sich zu erkundigen, woher und wohin ein Bach lief, so leitet er auch Charaktere her, sei es in historischer Folge, sei es aus einem das Wollen und Handeln bestimmenden Grundzug. Ehe wir aber in den Kern der Menschen eindringen, lernen wir sie von ihrer Außenseite her kennen. Daher beginnt Goethe Schilderungen von Personen, „am liebsten mit dem Äußern" (22, 147, nur über Bodmers Gestalt berichtet er erst beim Abschied 23, 66), mit einer Andeutung über Größe, Wuchs, Gang, Gesichtsbildung, Klang der Stimme, Art der Handschrift und Tracht — die Kleider machten ja im 18. Jahrhundert die Leute noch mehr als im uniformierenden neunzehnten. Da man auch am Nest den Vogel erkennt, macht Goethe häufig Bemerkungen über die Behausung oder das Arbeitszimmer einer Person; dann benutzt er die äußeren Formen des Verkehrs, ihr „Betragen" oder „Benehmen" als Durchgangspunkte zum eigentlichen Kern. Andere Schriftsteller verwenden diesen natürlichen Gang, wie man Menschen kennen lernt, kaum so oft wie Goethe — das Organ, mit dem er die Welt erfaßte, war das Auge (21, 11); mit einer wahrhaft hellenischen Freude an der Form ließ er äußere Eindrücke auf sich einwirken. Darum schildert er auch die Charaktere meist in indirekter Form, d. h. nicht durch die Angabe der

einzelnen Eigenschaften eines stehenden, fertigen Charakters, sondern er läßt den Leser die Charakterzüge aus dem Berichte über Handlungen entnehmen, den Gesamtcharakter nach der Reihenfolge der Eindrücke sich entfalten. So ist Gretchen fast nur durch die Wiedergabe der Eindrücke auf den Liebenden erfaßt, auch Friederike steht nicht mit allen ihren Einzelzügen auf einmal da, sondern diese zeigen sich nacheinander, noch dazu in feiner Steigerung: zuerst ihre Anmut, wie sie in die Thür tritt wie in einen Rahmen, ihre frohe Sorglosigkeit in der Teilnahme an den harmlosen Unterhaltungen der Tischgesellschaft; erst als sie im Mondenscheine an seinem Arme durch die Fluren schreitet, als er nur ihre Stimme vernimmt, ist es ihm, als ob er in ihr Herz sähe.

Nirgends findet sich bloße kunstlose Nebeneinanderreihung des Einzelnen, wie sie viele unserer beliebtesten Erzähler noch heute bei Charakterschilderungen bieten trotz der von Lessing aufgedeckten, von Goethe mit Bewußtsein angewandten Kunstgesetze (21, 244). Wo Goethe die Nebeneinanderstellung des Koëxistierenden nicht vermeiden kann, weiß er Bewegung in die Porträts zu bringen, indem er Gegensätze schafft. Ich muß es mir versagen, hier im einzelnen zu beleuchten, wie Goethes Werk das Kunstmittel des Kontrastes verwertet, in der Anlage des Ganzen sowohl wie in der Schilderung von Persönlichkeiten, wie er namentlich seine eigene Charakteristik im Gegensatze zu anderen verfolgt. Mit Befriedigung spricht er es aus (22, 147), daß er von selbst sich darbietende Kontraste benützen kann, während andere sie suchen und herbeiholen. Doch vertieft auch er mehrfach um der künstlerischen Wirkung willen vorhandene Verschiedenheiten, die in Wirklichkeit nicht so schroff waren, z. B. indem er die Schattenseiten Mercks und Lenzens stark betont.

Alle die Kunstmittel, durch die große Dichter die äußere und innere Form ihrer Werke gestalten: die Schilderung der Charaktere durch Kontrastfiguren, die Erklärung des Inneren durch die Darstellung des Äußeren, die Schilderung der Schönheit durch ihre Wirkung oder die anmutige Bewegung, die Darstellung des Werdenden und nicht des Gewordenen, der Entwickelung, nicht des Ergebnisses; die geistreiche Zusammenfassung weit auseinander liegender Gebiete, die Andeutung wichtiger Beziehungen, die den Leser in fortwährender Spannung erhält — diese und viele andere Kunstmittel sind in Dichtung und Wahrheit in einer Weise gehandhabt, daß der Anschein völliger Kunstlosigkeit entsteht; merkt aber der Leser die Absicht und bemüht er sich, in die Werkstatt des Meisters zu schauen, so erschließt sich ihm eine Quelle größten Genusses. Sie fließt aber auch dem naiven Leser, der nicht, wie es Herder in Straßburg gleich bei der ersten Vorlesung des Landpredigers von seinen Hörern verlangte, das Werk sofort als Kunstprodukt würdigend hinter die

wiederkehrenden Kunstgriffe des Dichters kommt (21,198; vergl. 22,53): wie jede edle Dichtung erfüllt auch Dichtung und Wahrheit den Leser mit Behagen, selbst die Irrungen und Leiden des Helden drücken ihn nicht nieder, die dichterische Verklärung auch des Menschlichsten stimmt die Seele des Lesers höher.

Schon diese rein poetische Wirkung müßte genügen, Dichtung und Wahrheit zu einem hervorragenden Werke der Weltlitteratur zu machen. Aber wie jede echte Dichtung dient Goethes Selbstbiographie auch der Wahrheit. Ich meine dies nicht nur in dem Sinne, daß es Goethe gelungen ist, die Entfaltung seines Genies pragmatisch darzulegen, sich selbst zu beleuchten wie ein fremdes Wesen und in der geschichtlichen Erklärung der Entstehung seiner Jugendwerke wahre Musterstücke zu liefern, die eine ganz neue, gründlichere Behandlung der Litteraturgeschichte anregten: — indem Goethe sein Leben und seine Gemütszustände schilderte, das Werden seiner Persönlichkeit und seinen allmählich fortschreitenden Bildungsgang, die Eindrücke, die er von der Außenwelt, von bedeutenden Menschen, von den Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, von den Stimmungen und den Kunstformen der Alten und Neuen, der vaterländischen und den fremden Litteraturentwickelungen empfing, und die großartigen Rückwirkungen, die er bereits mit seinen ersten gewaltigen Dichtungen auf die Zeitgenossen ausübte, — indem Goethe alles dies darlegt, wird diese Schilderung über das enge Privatleben hinaus ein lebensvolles, tiefgründliches, umfassendes Zeit- und Kulturbild. Nicht umsonst hat Goethe Spinoza studiert und gelernt, die Welt als einen göttlichen Kosmos, als ein vernünftig zusammenhängendes Ganzes und das handelnde Einzelwesen in seiner durch das Ganze bedingten Abhängigkeit zu erkennen. Überall sieht sich Goethe innerhalb seiner Zeit; er zieht die objektiv geschichtlichen Mächte in den Bereich seiner Lebensbeschreibung, als deren Hauptaufgabe er es im Vorworte bezeichnet, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt". Darin liegt ein Hauptvorzug des Goethischen Werkes vor den Bekenntnissen Rousseaus, der keinen Begriff hatte von der Welt, in der er lebte, der das große geschichtliche Leben ungebührlich zurücktreten läßt gegen das individuelle.[1])

1) Vergl. H. Heines dritten Brief aus Berlin (1822): „Diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daß andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten." Siehe auch Fr. Hebbel, Werke 12,49 (über Leben und Briefe Chamissos).

Goethe dagegen faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit alles auf, was um ihn her vorging in der Natur und in der politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst; er besaß die Gabe, sich selbst und seine Zeit richtig zu schätzen, und indem er die Wirkungen seines Jahrhunderts auf sich und seine Wirkung auf das Jahrhundert darstellte, gab er eine Schilderung seiner Zeit auf der breitesten Unterlage in ihren Bestrebungen und Zielen, ihren Erfolgen und Täuschungen; eine große Periode deutschen Lebens ist in ihren konkretesten Daseinsbedingungen geschildert; in der Zeit der politischen Gesunkenheit, da man an Deutschland verzweifelte, malte Goethe mit liebevoller Sorgfalt das deutsche Kleinleben des vorigen Jahrhunderts, nicht um Spott zu üben sondern zur Bewährung echt historischen Sinnes.

Indem er aber die Litteratur als Ausfluß des gesamten geistigen Lebens, der Zeit und des Volksgeistes behandelte, bewies er die größte Achtung des volkstümlichen Daseins und damit die größte Bescheidenheit: seine Thaten und Werke ließ er nicht als die Erzeugnisse eines einzig großen Dichters, sondern als die fast notwendigen Produkte seiner Entwickelung erscheinen. Wenn irgend einem Menschen die Einbildung auf den eigenen Genius, die sich von den Zeiteinflüssen unabhängig wähnt, zu vergeben gewesen wäre, so ist es gewiß Goethe; allein er war völlig frei von dieser Selbsttäuschung. Mit der größten Selbstentäußerung weist er jedes Menschen, jeder Lektüre Einwirkungen nach, nichts will er für sich behalten als den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht; er bekennt (gegenüber Eckermann 1825), daß, wenn er alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde. Damit aber schuf Goethe in seiner Gestalt ein Symbol für Tausende: indem er das Individuelle schildert, nur insofern es allgemein menschlich ist, erhebt er das Individuelle zum Typischen, die einzelne Biographie wird zum Beispiel, zum Vorbild. Dies sichert seinem Werke einen weiteren unvergänglichen Wert weit über eine geschichtliche oder biographische Schrift hinaus. Mit vollem Rechte ist Goethe der Meinung, daß in seinem Werke „einige Symbole des Menschenlebens stecken". (Gespr. mit Eckermann 2, 229 Reclam.) Stellt er doch dar, wie ein so und so begabtes Einzelwesen in einer gegebenen Weltlage, in einer bestimmten Umgebung, unter allerlei fördernden wie hemmenden Einwirkungen sich entwickelt, eine Strecke vorwärts kommt, dann zurückgeworfen wird, bald den Schaden wieder gutzumachen und selbst in Gewinn umzuwandeln weiß. „Indem wir mit einem Menschen uns sympathisch in eins setzen dürfen, der unter dem Schutze seines Genius sicher vorwärts schreitet, aller Hindernisse Meister wird, aus allen Verwickelungen und Kämpfen siegreich hervorgeht, finden wir uns über uns

selbst erhoben, den Glauben an die Macht eines reinen Strebens und eine zu dessen Gunsten eingerichtete Welt, damit den Mut des freudigen Wirkens, die Wurzel aller Tugend wie alles Glücks, in uns gestärkt." Mit diesen Worten bezeichnet David Strauß (der alte und der neue Glaube S. 322 flg.) den bedeutendsten Gewinn, den die Lektüre von Dichtung und Wahrheit für einen jeden haben kann. Und Goethe selbst äußert sich mit Beziehung auf Dichtung und Wahrheit: „Alle Menschen, die nebeneinander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was den Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten." Dieses Wort gilt nicht nur für die längeren Betrachtungen, durch welche Goethe es liebte, die Fälle hervorzuheben, in denen sich allgemeine psychologische Gesetze offenbaren — meint er doch (21, 185), daß solche Betrachtungen eher auf Krankheit als auf Gesundheit des Geistes deuten, und niemand hat nachdrücklicher als Goethe den belehrenden Zweck der Poesie abgelehnt; mit Eifer wendet er sich gegen „das alte Vorurteil, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buches, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie." (22, 134[1]); vergl. 23, 81.) Was Goethe hiermit nachträglich für seine Wertherdichtung ablehnt, hat er doch in Dichtung und Wahrheit nicht ausschließen wollen, er verschmäht es nicht, durch Mitteilung seiner Erfahrungen zu belehren (20, 62 flg.), namentlich „erlaubt er sich zum Übergange gern allgemeine Betrachtungen" (22, 31), und was der 60jährige an Aussprüchen einflicht bei Berichten über Jugenderlebnisse und Jugendgedanken, wird man eben als Meinungen des 60jährigen Weisen hochschätzen.

Der Dichter verleiht auch hier dem Einzelerlebnis, seiner zunächst persönlichen Erfahrung allgemeinere Form und Bedeutung, seine Lebensbeschreibung wird von selbst zu einem Handbuch praktischer Lebensweisheit; mehr noch als in anderen Werken Goethes finden sich hier sogenannte Lichtstrahlen, die schon an und für sich geeignet sind, dem Buche eine symbolische Bedeutung zu sichern. Jedes Menschen Leben läuft ja durch solche Linien hindurch, aber nur der Weise wird sich ihrer bewußt, die Menschen in ihrer großen Mehrzahl müssen mit Faust sagen: „Ich bin nur durch die Welt gerannt." Goethes Leben ist aber nicht nur reich an Einzelerfahrungen, seine Darstellung ist nicht nur eine Sammlung von Maximen und Reflexionen, das ganze Leben

1) Vergl. Holtei, Vierzig Jahre 6, 314: Darin ist Goethe so groß, daß er nie Tugend lehrt, sondern das Leben schildert.

eines so großen und reinen Menschen, der sich trotz aller Irrungen und Hemmnisse in seinem dunklen Drange doch des rechten Weges bewußt ist, kann als Symbol für Tausende gelten. Wer diese Bedeutung von Dichtung und Wahrheit ableugnen wollte durch den Einwand, daß Goethe eben ein über alle anderen hinausragender Mensch gewesen sei, dessen Entwickelung und Erlebnisse im Leben gewöhnlicher Sterblicher ihresgleichen nicht fänden, der bewiese nur, daß er Goethes Leben kaum oberflächlich kennt und zum mindesten durch die glatte, ruhige Darstellung Goethes sich verhindern ließ, die von ihm berührten Thatsachen in ihrer ganzen Bedeutung sich klar zu machen.

Ich verzichte natürlich darauf, hier alle die Leiden und Nöte aufzuzählen, die auch Goethe nicht erspart geblieben sind, den Nachweis zu führen, daß Goethe auf sich das Wort anwenden durfte: Ohne Züchtigung keine Zucht, oder sein eigenes, daß Mensch sein heiße Kämpfer sein. Bei der Durchführung dieser Aufgabe pflegen die Primaner am schlechtesten Goethes Vater wegkommen zu lassen: sie machen es sich nicht völlig klar, daß der geniale Sohn doch sicher etwas wie ein Sorgenkind war und alle Strenge verdiente. Freilich scheint er nur diese gefühlt zu haben, nicht auch die Liebe, der sie entsprang, und die zu seinem und unserem Glücke nicht nur dafür sorgte, daß er eine gründliche Ausbildung erfuhr, sondern die ihn auch immer und immer wieder zur Sammlung seiner Kräfte auf bestimmte Ziele hin drängte. Daß der Vater ihn des Lebens ernstes Führen lehrte, erkannte der Sohn mit Dank, und daß ihm gerade mit diesem Vater das Glück einen großen Dienst erwies, kann man ebenso gern zugeben wie die Thatsache, daß Goethe schon durch die Geburt in glücklichere Verhältnisse gesetzt war als Schiller. Goethe blieb es ja erspart, im Kampfe mit der gemeinen Not des Lebens seine besten Kräfte aufzureiben; kann es ihn aber etwa herabsetzen, daß er es in seinen glücklicheren Verhältnissen zum größten Dichter neben Schiller brachte? Mehr als einmal spricht Goethe in seinen Gedichten es aus, daß er das Glück häufig als Hemmnis der freien Entfaltung seiner Persönlichkeit empfand.[1])

---

1) Vergl. O. Lyon in dieser Zeitschrift 12, 36 flg. Dazu Gespräche mit Eckermann 1, 83 (Reclam). In seinem, den Geist Goethes trefflich widerspiegelnden Drama „Friederike“ läßt Alb. Grün ganz im Gegensatz zu Schillers Äußerungen über „Das Glück“ Goethe V 12 (S. 265) sagen:

> Glück ist kein Himmelsmanna,
> Das Lechzenden bei Nacht zu Füßen fällt.
> Nur bei dem Würd'gen kehrt als Gast es ein,
> Glück will erworben, will errungen sein.

Vergl. auch die längere Stelle daselbst S. 187 über die Umwelt.

Wenn Schiller eine Zeit lang Goethen mit Neid gegenüberstand dann war sein äußerliches Glück sicher am wenigsten der Grund. Den Ruhm, daß er sich nicht von der Not des Lebens unterjochen ließ, wird einem Schiller niemand schmälern, doch teilt er ihn mit vielen, die durch äußere Entbehrung zur Anspannung aller Kräfte gezwungen wurden; ist es aber nicht eine seltenere Erscheinung, wenn ein vom Glücke Begünstigter freiwillig die schwerste Arbeit des Geistes und harte Kämpfe des Lebens auf sich nimmt und in diesem Ringen das Höchste erreicht, was Sterblichen zu erreichen vergönnt ist? Sollte ein solches Beispiel nicht auch vorbildlich, nicht erst recht sittlich wirken? Einem Goethe erschien die Vergeudung hoher Begabung oder glücklicher Umstände als sträfliche Verschwendung; daher beurteilte er auch einen Lebensverfehler wie Christian Günther mit Strenge. Kein Dichter außer Schiller betont so häufig und so nachdrücklich wie Goethe bei aller Lebensfreude die Notwendigkeit des Entsagens. Sieht man selbst von der Entsagung ab, die Goethe übte, als er im Bewußtsein der Folgenschwere dem Rufe nach Weimar folgte, so läßt sich schon die Grundfrage stellen: worin besteht denn das Glück, dem Goethe seinen Dichterruhm dankt? Goethe beantwortet sich selbst einmal die Frage: Wann und wo entsteht ein klassischer Autor? und macht dabei folgende Voraussetzungen: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation die Folgen großer Begebenheiten andauernd, übersichtlich und als glückliche vor sich hat; wenn die Gesinnungen seiner Landsleute groß, stark und konsequent sind; wenn die Bildung und Kultur auf einem hohen Punkte steht, so daß ihm seine Bildung leicht wird, wenn er viele vollkommene und unvollkommene Versuche von Vorgängern vor sich hat, nicht selbst ein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, und also in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk übersehen, ordnen und in feinem Sinne auszuführen fähig ist." Daß so ziemlich gar keine dieser Voraussetzungen für Goethes Dichtergröße vorhanden war, dafür aus Goethes Leben den Nachweis zu führen ist ebenfalls eine Aufgabe, des Schweißes der Primaner wert. Wollte man dem gegenüber Goethes einzig dastehende dichterische Begabung ins Feld führen, die eben trotz aller Hindernisse durchbrechen mußte, so belehrt uns gerade Dichtung und Wahrheit, daß auch diese Begabung nicht plötzlich im vollen Glanze der Meisterwerke sich herausstellte, sondern daß zu ihrer Entwickelung Goethe den gewissenhaftesten Fleiß aufbieten mußte. Zwar sah sich schon der Knabe im Besitze einer „Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen" (21, 23), aber bloß zu dichten schien ihm leer, er will sich auch nicht mit der dichterischen Bedeutung eines Gellert und Hagedorn begnügen (21, 26); aber in Frankfurt wie in Leipzig ist er

ratlos den Wirren der litterarischen Kritik gegenüber, Straßburg bringt ihm „Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden" (21, 40 flg.), und als aus Herders Krankenstube eine ganz neue Auffassung der Dichtkunst hervorgegangen war (21, 179), suchte er noch in Wetzlar durch ästhetische Studien, durch die Beschäftigung mit Aristoteles, Cicero, Quintilian (22, 88) eine feste Theorie zu gewinnen, die seiner „grenzenlosen Lust am Hervorbringen" Maß und Ziel bot.[1]) Er hielt Wache über den blinden Schöpfertrieb und erkannte klar und scharf als einen Hauptmangel seines Götz „den Überfluß seiner Poesie", dem gegenüber er sich selbst immer mehr zur Beschränkung drängte (22, 117, dazu Heinemann 1, 223). Daß in ihr sich der Meister zeigt, hat Goethe nicht nur ausgesprochen, sondern auch glänzend bewährt wie Schiller auch, und wenn schon diese künstlerische Selbstüberwindung Zeugnis ist für eine starke sittliche Kraft, so hat Goethe auch als Mensch bewiesen, daß sie ihm innewohnte. Auch als Mensch wollte er es zur Meisterschaft bringen durch Ausbildung aller ihm verliehenen Gaben, und er durfte mit vollster Berechtigung (am 17. April) 1823 an die Gräfin Auguste zu Stollberg schreiben: „Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt". Hiermit urteilt er ja nicht nur über seine dichterische und wissenschaftliche Ausbildung, sondern über seine sittliche. Seine ungeheure Thätigkeit auf allen Gebieten des menschlichen Geistes führte nirgends zur Zersplitterung; als ein wundervoll organisiertes Ganzes steht sein Leben vor uns da, das größte seiner Kunstwerke, das wie jedes andere entstand, indem sein großer Geist einen allerdings günstigen Stoff mit hoher Einsicht und Kraft bearbeitete. Wie bewußt und sicher er an seiner Persönlichkeit arbeitete, beweisen seine Darlegungen in Dichtung und Wahrheit, und daß dies Werk nicht etwa nachträglich als planmäßiges Wirken darstellte, was der Zufall zum schönsten Gebilde fügte, dafür haben wir das Zeugnis des Dreißigjährigen in dem Briefe an Lavater: „Die Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu schicken, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht

1) So mußte er sich auch seine Kunstbegriffe mühsam erarbeiten 22, 51 flg. — Was er 23, 10 über äußere Hindernisse berichtet, erfuhren schon die Humanisten. Charta aspera studiis noxium. Nam dum luctaris cum scabricie chartae, elabuntur multa ex eis, quae scribenda cogitaveras. Vives, Dialogi (in der Übersetzung von Ölinger 1587, S. 303: Inmittelst einer durch die rauhe des pappyrs verhindert wurd, fellt jm viel vß der gedechtnus, das er zu schreiben begert).

mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Turm bleibt stumpf und unvollendet". Man braucht wohl nicht zu betonen, daß es sich hier nicht um eine äußere Höhe, nicht um den Trieb eines Strebers handelt, sondern um die möglichste Vollendung seiner Persönlichkeit.

Zur Durchführung dieses Programms verhalf Goethe keineswegs die Außenwelt, hier konnte er nur mit eigener Kraft Erfolge erringen. Zwar dankte er es einem Merck, daß er der Aufgeregtheit seines Herzens wieder zur Ruhe, zur Arbeit, zur Weiterentwickelung verhalf — aber nicht immer stand ihm ein Merck zur Seite, nur selten war die Umgebung seiner Erziehung förderlich, oder sie ward es nur dadurch, daß Goethe sich ihrer peinlichen Einwirkung nicht entzog. Einem Peiniger wie Herder in Straßburg wich er nicht aus, sondern mit der größten Selbstverleugnung suchte er seinen Umgang, nur weil er sich bewußt war, daß dieser Mann für seine Ausbildung als Dichter und Mensch der rechte war, daß hier insbesondere seine Selbstgefälligkeit und Eitelkeit zu seinem Heile hart geprüft wurde (21, 92). Weshalb ward Goethe so ganz anders als seine Freunde, die doch dasselbe Milieu bildete? Er war sein eigener Erzieher, er erkannte klar, was er seinen Anlagen schuldig war, und er ist ihnen nichts schuldig geblieben. Einem Lenz blieb es versagt, sich zum großen Dichter zu erziehen (22, 145 flg.: Lenz zerfließt grenzenlos im einzelnen), der auch ein großer Mensch sein muß, einem Goethe gelang es, so weise und so gut zu werden, wie die Natur ihn gewollt hatte. Ihm war es aber nicht wie Nietzsche darum zu thun, sich auszuleben, auch allen von der Natur in ihn gelegten niederen und verderblichen Trieben nachzugeben, um dann als Übermensch eine Herrenmoral aufzustellen — Goethe hat glorreich überwunden, nicht nur was sich ihm von außen hemmend entgegenstellte, sondern auch was krankhaft in ihm selbst und seiner harmonischen Ausbildung hinderlich war. Goethe trug in sich so viele Gegensätze, daß man nur staunen muß, wie er über sie Herr werden konnte; noch der Greis sagte zu Eckermann: „Die Hauptsache ist, man lerne sich selbst beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten". Die berühmte olympische Ruhe Goethes war hartnäckig erkämpft und mit Mühe im Gleichgewicht erhalten, ja noch der Greis fiel mitunter seinem leidenschaftlichen und stürmischen Temperament zum Opfer; welche Willenskraft mußte da der junge Mann entwickeln, seine unruhige und unbändige Natur in Schranken zu halten, ihre Gegensätze auszugleichen. Wer aus den hierauf bezüglichen Bemerkungen in Dichtung und Wahrheit noch nicht die volle Einsicht gewinnen sollte, dem müßten die Briefe aus Goethes Jugendzeit seinen Charakter zwischen den Gegensätzen der

„überspannten Sinnlichkeit“ und der sich überstürzenden, leidenschaftlichen Einbildungskraft himmelauf und hölleab schwankend zeigen. Die Abhärtungen, denen sich Goethe in seiner Jugend unterzog, das Reiten, Schwimmen, Tanzen, Schlittschuhlaufen und später das Baden in April- und Novembernächten, das Reiten an den brennendsten Sommertagen und im Schneegestöber des kältesten Winters, die halsbrechenden Galoppritte über Hecken und Hindernisse, das Klettern auf den Brocken und zu den tiefsten Felsen im Winterschnee — dies alles kam zum Teil auch von seiner quälenden Unruhe und vom Verlangen nach Beschwichtigung seiner überschäumenden Leidenschaftlichkeit und „fieberhaften Wehmut“. Seine Natur „von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lust und melancholischem Unbehagen“. Wer mit einem solchen Temperament auf die Welt kommt, der kann sich mit dem Leben nicht ruhig abfinden, den erwarten vielfache Kämpfe mit sich und den Menschen. Goethe war lange nicht imstande, sich in den ruhigen und abgemessenen Geleisen des Alltags zu bewegen; das Mißbehagen an der überlieferten Weltanschauung und den gesellschaftlichen Zuständen, der Drang, daran zu ändern, die ganze Wucht von Herkommen, Gewohnheit, Sitte, ja in der höchsten Verzweiflung das Leben selbst abzuschütteln — dieser Drang marterte Goethe wie seinen Werther und Faust, und ehe er dazu kam, dem gewaltigen Triebe so ergreifenden Ausdruck zu verleihen, hatte er selbst „die größte Pein“ erlitten.

Was der Mensch gelitten, das wurde dem Künstler zum Objekt, zum kalten Stoffe; wo er am ärgsten geduldet hatte, da dichtete er am klarsten und ruhigsten. Goethe befreite sich von allem, was ihn quälte, durch die Sammlung aller Kräfte in der Arbeit, die seiner Natur am nächsten lag, im Dichten. Aus dem Lebensüberdrusse gelangte Goethe zu bewußter Lebensfreude durch mannhafte Arbeit nach innen und außen, so daß er das Leben liebte im Guten und im Bösen einzig und allein wegen des Glückes, das die Thätigkeit gewährt.[1]) Immer wieder spricht er es in Dichtung und Wahrheit aus, daß es im Leben nur aufs Thun ankommt, das Genießen oder Leiden finde sich von selbst (21, 9; vergl. 21, 241); bei dem lebhaften, fahrigen Wesen seiner Jugend, in seiner Unruhe weiß er sich durch Thätigkeit zu helfen (21, 51 flg.), und nachdem er sich „in aller Welt um ein Bildungsmittel seines wunderlichen Wesens umgesehen hat“ (22, 168)

---

1) 9, 27: Die Thätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht, die, erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst durch gröblich wirkende Gewalt in Gutes kehrt. Vergl. Iphigenie I, 2; Faust. Echt Goethisch heißt es bei Alb. Grün I, 3 (S. 23): Lust ist Tugend, läutert das Gemüt, Verscheucht mit lautem Klange jeden Kobold der finstern Selbstsucht und Verschlossenheit.

findet er in Spinozas Ethik „eine Beruhigung seiner Leidenschaften; eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt thut sich ihm auf".

Diese Welt aber bedeutet Selbstüberwindung und Entsagung. Der Grundgedanke des Abschnittes, in dem Spinoza über die menschliche Freiheit handelt, ist, daß der menschliche Geist um so weniger von den Affekten zu leiden hat, je mehr er alle Dinge als notwendig erkennt. Die Erkenntnis, daß die gesamte Natur sich nach unveränderlichen ewigen Gesetzen richtet, die keinerlei Ausnahmen gestatten, auch dem größten Genie nicht, diese Einsicht muß den Menschen zur Entsagung führen, es bleibt ihm, wie Goethe an sich erfuhr, nichts anderes übrig, als sich mit dem Blick auf das Naturganze zu trösten über die menschlichen Schranken im Wollen, Wünschen und Hoffen, und zwar nicht nur in jedem einzelnen Falle, wo er scheitert, Verzicht zu leisten, weil vielleicht ein anderes Ziel lockt, das dann immer wieder vergeblich erstrebt wird, sondern ein für allemal im ganzen zu resignieren. Daß der Entschluß zur Resignation um so schwieriger ist, je größer das Wollen, die Geisteskraft des Menschen ist, liegt auf der Hand (22, 180). Der Geisteskraft Goethes entsprach aber auch seine sittliche, er fand in der Notwendigkeitslehre Spinozas die lange gesuchte Beruhigung. Aber wenn Spinoza die innere Ruhe fand in seiner Spekulation, in der Erkenntnis und in der aus ihr entspringenden Beherrschung der Affekte, wenn Spinozas Glückseligkeit quietistisch-beschaulicher Natur ist, so ist die Goethes lebensfreudig und handelnd; seine Selbstverleugnung führte auch nicht zur Flucht aus dem Leben in mönchische Enthaltsamkeit oder engherzige Nüchternheit, nicht zu der Weisheit Salomos: „Alles ist eitel", sondern zur willigen Erfassung des Vorliegenden und geduldigen Durchführung des Vorgesetzten in den von der Wirklichkeit gegebenen Bedingungen. Mit Goethes Resignation im Wollen, Wünschen, Hoffen, mit seiner freiwilligen Unterordnung unter die als notwendig erkannte ethische Bedingtheit des Menschen ging das freudige Bewußtsein seines Wesens, der ihm von der Natur verliehenen Kräfte Hand in Hand. Seine Dichtergabe ist ihm ein unentreißbarer Besitz, in ihrer Ausübung findet er sein höchstes Glück. Das kann aber jeder andere Mensch sich schaffen, der zur Erkenntnis seiner Kräfte gelangt ist und sich in den Grenzen seiner Natur hält. „Die Erkenntnis, wie eng die Grenzen unseres Wissens sind, soll uns von unfruchtbaren Spekulationen zurückführen zur lebendigen fruchtbaren That." Mit diesem gegenüber Eckermann geäußerten Worte stellt Goethe selbst die Thatsache in klares Licht, daß auf seiner philosophischen Resignation der gesunde Realismus sich gründet, der Goethe den Menschen und Goethe den Dichter kennzeichnet. Mit dem ihm anvertrauten Pfunde soll der Mensch wirken

und schaffen; was seinen Kräften erreichbar ist, soll er erstreben, darin besteht sein Glück; den höchsten sittlichen Wert aber erreicht sein Thun und Handeln, die reinste innere Befriedigung verschafft es ihm, wenn es die Wohlfahrt und das Glück seiner Mitmenschen zum letzten Ziel hat. Das ist für Goethe wie für seinen Faust der Weisheit letzter Schluß, und niemand hat ihn rastloser bethätigt, als eben Goethe. Nicht nur daß er seine Dichtergabe in den Dienst der Menschheit stellte; da seine Dichterkraft zeitweilig aussetzte, ja manchmal in großen Pausen ruhte, so widmete er die Zwischenzeit den Weltgeschäften und gebrauchte, „was menschlich, vernünftig und verständig an ihm war, zu seinem und anderer Nutzen und Vorteil" (23, 11). Sein Wirken in dem kleinen Staatswesen, dem er seine Kraft zu widmen sich entschloß, hat Goethe selbst nicht geschildert, unter anderen Gründen hielt ihn wohl auch seine Bescheidenheit davon zurück; erwähnt er doch auch trotz aller sonstigen Aufrichtigkeit und Offenheit diejenige Eigenschaft nicht, die er sein ganzes Leben hindurch übte: seine Wohlthätigkeit. Mit Stillschweigen übergeht er es z. B., daß er seinen Leipziger Stubennachbar, den Theologen Limprecht, mit jährlichen Beiträgen unterstützte, die er auch von Straßburg aus noch sandte — ob zu derartigen Leistungen wohl der Wechsel eines heutigen Studenten bereit ist? Nur von einer einzigen Handlung der Menschenliebe berichtet er in Dichtung und Wahrheit, von seinem Eingreifen bei dem Brande in der Judengasse 1774, aber auch nicht um irgend welches Lob daraus abzuleiten, sondern nur um eine Probe seines, wie er sagt, wunderlichen Wesens zu geben, das zum Stadtgespräch wurde: wunderlich, wir würden sagen originell, erschien seinen Zeitgenossen der vornehme junge Mann in feinen Kleidern und seidenen Strümpfen, der zum Staunen seiner Freunde nicht nur am Löschen teil nahm, sondern auch die armen Abgebrannten vor dem grausamen Mutwillen des Pöbels schützte. Gerade dieser Umstand beweist, daß es sich bei diesem Vorgang nicht um einen bloßen Einfall des jungen Dichters handelte, er widerlegt die Beschuldigung, Goethe habe kein Herz für die Armen und Niederen, für die Leiden und Nöte seiner Mitmenschen gehabt. Wollte er doch gerade „den Armen und Niedrigen eine fröhliche Botschaft verkünden" mit seiner Dichtung (21, 98).[1])

---

1) Eine geradezu sozialistische Bemerkung enthält übrigens das 12. Buch (22, 74), die ich noch nirgends hervorgehoben finde: „Die Finanzen, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht (als die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere); denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und =geholt hat, und so ist der Staat immer reich genug." Welcher Geheimrat möchte heute sich so „wunderlich" (naiv) äußern?

Die Weimarer Verhältnisse mochten ja in den Augen der Welt den angeborenen menschenfreundlichen Sinn Goethes zeitweilig zurückdrängen, aber auch wenn es nicht durch genügende Zeugnisse erwiesen wäre, daß Goethe keine Mühe scheute und sich mit den kleinlichsten Einzelheiten aufs eingehendste befaßte, wenn es galt, einem bedrängten Mitmenschen beizustehen — auch ohne solche Beweise, wie sie z. B. die Harzreise bietet, muß der Vorwurf, Goethe habe sich vom eigentlichen Volke kalt abgeschlossen, von vornherein abgethan erscheinen auf Grund der Mitteilungen, die der Greis in Dichtung und Wahrheit mit sichtlicher Befriedigung über die entschieden volksfreundliche Gesinnung des Knaben und Jünglings macht. Die ihm von Kindheit an innewohnende Lust, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit zu erfassen" (20, 15), eine Neigung, die niemand mehr förderte als sein Vater, machte ihn nicht nur zum Dichter des wirklichen Lebens, sie ließ ihn auch mit der Volksklasse vertraut werden, die man (nach seiner Äußerung in den Briefen an Frau v. Stein) „die niedrige nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist", in ihr fand er alle Tugenden beisammen, Genügsamkeit, geraden Sinn, Treue, Harmlosigkeit und Dulden, und dies trotzdem Wolfgang an sich selbst erfahren hatte, wie die Niederen die Erziehungsgrundsätze der Höheren verletzten (20, 63). Wenn der Knabe im Auftrage des Vaters die Handwerker aufsuchte, so war ihm dies eine Quelle des Vergnügens, nicht nur insofern er „eines jeden Verfahrungsart kennen lernte und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen", sondern auch „das Familienwesen war der Gegenstand seiner stillen Aufmerksamkeit", und in seinem 15. Jahre hatte für ihn einen großen Reiz die Gleichstellung mit jenen „munteren Schmieden ihres bescheidenen Glückes, das Anhören ihrer Hoffnungen, die sie auf ihre Betriebsamkeit bauten" (20, 161); trotz des üblen Ausgangs, den seine Bekanntschaft mit ihnen nahm, bewährte Goethe immer wieder seinen demokratischen Zug, so als er in Dresden bei dem armen und doch so lebensfreudigen Schuster wohnte, mit dem er sich „bald einig fand" (21, 99). Daß Goethe an der guten Meinung, die er von dem niederen Volke hegte, sein Leben lang festhielt, bezeugt nicht nur die Äußerung in Dichtung und Wahrheit: „Ich habe das Volk näher kennen gelernt und bin abermals vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind" (23, 144), dafür bürgt auch sein felsenfester Glaube an die Güte der menschlichen Natur überhaupt. So wie er in der Natur einen beseelten Kosmos von unübertrefflicher Schönheit sah, so hielt er auch für die sittliche Welt an einem wohlthuenden Optimismus fest, der auch standhielt gegenüber dem

jesuitisch gebildeten Freund seiner Schwester, dem Menschenverächter. Goethe hatte große Lust, gut zu sein und andere gut zu finden, ein Lavater ward und blieb sein Vertrauter, weil dieser „als ein edler, guter Mensch in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit fühlte" (22, 153), und obwohl auch in Goethe gelegentlich ein Konflikt des Ideals mit dem Leben zu Tage tritt, z. B. in der Äußerung (21, 198), daß der Irrtum der Menschen nicht durch vorzügliche Menschen dauernd verdrängt werde und daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle, so wie das von einem Schiffe verdrängte Wasser gleich hinter ihm wieder zusammenstürze, trotzdem ist es doch seine unerschütterliche Überzeugung, „daß, wer sittlich wirkt, keine seiner Bemühungen verliert; denn es gedeiht dann weit mehr, als das Evangelium vom Sämann allzu bescheiden eingesteht". An dieser Wahrheit hält im Alter derselbe Goethe fest, dessen Dichtungen die Zeitgenossen so wenig wirkliches Verständnis entgegenbrachten, der sich namentlich über die kühle Aufnahme seiner Iphigenie zu beklagen gehabt hatte, einer Dichtung, die nur vom Standpunkte des reinsten Idealismus verständlich und glaubhaft wird. Goethe erkannte wohl, daß die Menschen zuverlässig und berechenbar nur in dem sind, wozu ihre Lebenstriebe und Bedürfnisse sie leiten; aber immer achtete er vorsichtig darauf, daß die Schärfe dieser Ernüchterung nicht dem Glauben an das Gute und dem Streben darnach schädlich werde[1]), und an Spinoza fesselte ihn nichts mehr als die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus ihm hervorleuchtete. Wenn irgend ein Mensch es weit gebracht hat mit oder soll ich sagen trotz seinem Optimismus, dann ist es Goethe. In einer Zeit, die dem Begriffe Menschenkenntnis nur den Sinn beizulegen scheint, daß man wisse, wie schwach und wie schlecht die Menschen sind, kann einer so einseitigen Auffassung der menschlichen Natur nicht besser begegnet werden als mit dem Hinweise auf Goethe und der Versenkung in seine Werke, insbesondere Dichtung und Wahrheit.

1) Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Schicksale eines Volksliedes.[1])

(S. diese Zeitschr. X, 503 u. XII, 207.)

Von Oberlehrer **Ernst Würtemberg** in Hagenau i. Els.

1. :|: Drei Lilien :|:
Die pflanzt' ich auf mein Grab.
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

2. :|: „Ach Reitersmann :|:
Laß doch die Lilien stehn;
Sie soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn."

3. „Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot.
Dann begraben mich die Leute
Ums Morgenrot."

Als ich in den achtziger Jahren in Marburg studierte, wurde kein Lied mehr gesungen als die rätselhaften Drei Lilien. Beim Erbummel war es geradezu das erste offizielle Lied. Dafür empfahl es sich besonders durch seinen kräftigen Marschrhythmus und seine frische Melodie, wie es aus demselben Grunde ja auch zu den beliebtesten Soldatenliedern gehört. Wir haben uns damals auch über den Inhalt manchmal die Köpfe zerbrochen, kamen aber immer zu dem Ergebnis, daß es sinnlos sei und heillos verstümmelt sein müsse. Diese allgemein verbreitete Auffassung des Liedes als heller Blödsinn kam auch dadurch zum Ausdruck, daß häufig wenig geschmackvolle Bummelverse angehängt wurden, die, ohne Zusammenhang mit dem Texte, nur das gleiche Versmaß aufwiesen, z. B. „Bin ich des Lebens müde, kehr' ich im Wirtshaus ein; da kann man ganz solide bes... sein". Oder gar: „Befiehl du deine Wege und sei ein frommer Christ, und falle nicht vom Stege, wenn du bes... bist". Man sieht: häßliche Ausgeburten der Bierlaune oder Katerstimmung, das erste etwa noch durch die Hindeutung auf den Tod zu erklären, das andere aber mit seiner frivolen Parodie eines geistlichen Liedes nicht mehr zu entschuldigen. Der kleine Schritt bis zum vollendeten religiösen Spott ist denn auch nicht ungethan geblieben: bei Soldaten hörte ich wirklich als Anhängsel die erste Strophe der Kirchenlieder „Ach bleib' mit deiner Gnade" und „Befiehl du deine Wege".

1) Ich muß bemerken, daß der folgende Aufsatz bereits 1898 niedergeschrieben worden ist; daher weder die später in dieser Zeitschrift erschienenen Artikel, noch „Das deutsche Volkslied" von Bruinier berücksichtigt sind. Es freut mich aber, mich mit Bruinier in den wesentlichen Punkten in Übereinstimmung zu finden.

Anders verhält es sich mit folgenden beiden Anhängen. 1. In einem Soldatenliederbuch von K. Becker (Schauenburg in Lahr) finde ich eine vierte Strophe:

> Ins Morgenrot, ins Morgenrot will ich begraben sein,
> Denn da ruht ja mein Feinsliebchen so ganz allein.

Und 2. auf der Universität sangen wir hinter der Strophe Ach Reitersmann:

> Was kümmern mich die Lilien, was kümmert mich dein Grab!
> Ich bin ein stolzer Reiter und brech' sie ab.

Hier haben wir bewußte Fortsetzungen, um dem unverstandenen Liede wenigstens einen Abschluß zu geben. Das ist, zumal beim zweiten, nicht übel gelungen. Zur Lösung des Rätsels aber verhalf es uns auch nicht; denn es lag auf der Hand, daß diese Verse nicht zum ursprünglichen Volksliede gehörten.

Sehr erfreut war ich daher, als ich einmal beim Durchblättern des Kommersbuches das auf der Kneipe ganz verschollene vollständige Lied „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn" fand (mitgeteilt von Nestle in dieser Zeitschr. XII, 207). Ich kann somit Nestles zweite Frage beantworten: das Lied findet sich mit bald größeren, bald kleineren Varianten vielfach in Liedersammlungen. So im „Allgemeinen Deutschen Kommersbuch" (Lahr) wie im „Kommersbuch für den deutschen Studenten" (Teubner), im Wunderhorn wie bei Erk, Simrock und Uhland. Der große Deutsche Liederhort von Erk, neu bearbeitet von Böhme 1893, bringt das Lied in nicht weniger als sechs verschiedenen Textgestalten und neun Melodien, und zwar aus allen Teilen Deutschlands, vom Elsaß bis nach dem Samlande, vom Niederrhein bis Schlesien. Ob es freilich an all diesen Orten noch heute fortlebt, ist danach noch nicht zu entscheiden; denn die Sammlungen, denen es entnommen ist, stammen meist aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und es ist ja bekannt, wie rapid sich gerade in den letzten Jahrzehnten das Aussterben des Volksliedes vollzieht. Jedenfalls hat es im Elsaß Mündel noch singen hören (Els. Volkslieder 1884).

Die andere Frage, die Nestle in dieser Zeitschrift aufwirft, ist nicht so leicht zu beantworten: ob wirklich die drei Strophen der Rest jenes alten Liedes vom wilden Jäger sind. Zwar das ist ja zweifellos, daß in dem von Nestle mitgeteilten Texte unsere drei Strophen, und zwar im Zusammenhange, wiederzufinden sind. Und daß sie wirklich aus dem so gestalteten Liede herstammen, ergiebt sich aus den Angaben bei Erk (II, 542). Danach sangen Heidelberger Studenten 1833 das Lied noch mit der ersten Strophe des Jägerliedes: Es blies ein junger Jäger wohl in sein Jägerhorn ... Dann folgte „Und sterbe ich" ... u. s. w. Früher aber ist das Lied überhaupt nicht nachweisbar, und es scheint daher, als ob Studenten,

die das Ganze nicht mehr kannten, diese verstümmelte Form in Flor gebracht hätten. Später ging dann auch noch die erste Strophe verloren, und die zweite räumte ihren Platz der charakteristischeren Lilienstrophe ein.

Aber es ist nun noch sehr die Frage, ob unsere Strophen zu dem ursprünglichen Jägerliede organisch gehören und ob sie nicht vielmehr gerade deshalb sich so leicht abgelöst haben, weil sie von vornherein nur in einem losen Zusammenhange zum Vorhergehenden standen. Dies letzte legt nämlich der Textbefund, wie er aus Erk zu ersehen ist, sehr nahe. Von den sechs Versionen dort haben drei diesen Schluß überhaupt nicht; und die drei anderen weichen gerade hier erheblich von einander ab. Und sucht man vollends den Inhalt zu enträtseln, so findet man, daß die Verworrenheit des Liedes, von der Goethe redet, hauptsächlich hier ihre Wurzel hat. Lassen wir sie daher vorläufig weg und versuchen den Inhalt der Bestandteile festzustellen, die den meisten Versionen gemeinsam sind. Zu dem Zwecke teile ich zunächst den Text von c und f[1]) als Vertreter der zwei Haupttypen mit.

I. (Uhland Nr. 103) repräsentiert von b, c, e.

1. Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlorn.
2. Soll denn mein Blasen verloren sein,
Viel lieber wollt' ich kein Jäger mehr sein.
3. Er zog sein Netz wohl über den Strauch,
Da sprang ein schwarzbrauns Mädel heraus.
4. „Ach schwarzbrauns Mädel, entspringe mir nicht!
Ich habe große Hunde, die holen dich."
5. „Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wissen meine hohe weite Sprünge nicht."
6. „Deine hohe weite Sprünge, die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heut noch sterben sollst."
7. „Und sterb ich denn, so bin ich tot,
Begräbt man mich unter die Rosen rot.
8. Wohl unter die Rosen, wohl unter den Klee,
Darunter vergeh ich nimmermeh." —
9. Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Da kam ein Reiter, wollt' sie brechen ab.
10. „Ach Reiter, ach laß die Lilien stahn,
Es soll sie ein jung frischer Jäger han."

II. repräsentiert von d, f, g.

1. Es steht ein Schlösselein nicht weit vom Rhein,
Es gehört ein stolzer Jäger drein.
(Alleweil bei der Nacht.)

---

1) Erk Nr. 19. Überhaupt citiere ich im folgenden alle Volkslieder mit der Nummer im Deutschen Liederhort; an zweiter Stelle verweise ich auf Uhland „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", sofern das betreffende Lied dort aufgenommen ist.

2. Der Jäger blast in ein hohles Horn,
Er treibt die G'wild wol aus dem Korn.
3. Wol aus dem Korn ins lange Holz (= Wald),
Begegnet ihm eine Jungfrau stolz.
4. „Wohin? wohin, du wildes Tier?
Ich bin der Jäger, ich fang dich schier."
5. „Bist du der Jäger, du fangst mich nicht,
Meine hohen Sprünge die weißt du nicht."
6. „Deine hohen Sprünge, die weiß ich wol,
Ich weiß ja, daß ich dich fangen soll.
7. Ich stell dir ein Stricklein nicht weit vom Rhein,
Du fallst mit Händen und Füßen hinein.
8. Mit einem Arm, mit einem Fuß."
„Jetzt weiß ich, daß ich sterben muß.
9. Und sterb' ich heut, bin ich morgen tot,
So begräbt man mich in Röslein rot.
10. So begrab' man mich in grünen Klee,
Nun schießt mich auch kein Jäger meh.
11. So begrab' man mich vor d'r Kirchenthür,
Da kommt mein Schatz alle Tage zu mir."
(Alleweil bei der Nacht.)

Also ein Jäger mit Hifthorn, Jagdnetz und Hunden[1]) zieht in den Wald, zu jagen. Er bläst in sein Horn, um das Wild aufzuscheuchen: aber all sein Blasen ist umsonst[2]) — er kann nichts erjagen. So wirft er wieder sein Netz über einen Strauch: da springt ein Mädchen heraus und will ihm entfliehen. Er bittet: Entfliehe mir nicht — meine großen Hunde kriegen dich ja doch. Sie dagegen: Deine Hunde kriegen mich nicht; sie werden sich aber wundern, mit wie mächtigen Sätzen ich ihnen entspringen werde. Er wieder: Sie kennen deine Sprünge wohl schon, aber diesmal soll dir das nichts helfen, denn du mußt sterben, und zwar heute noch. Sie aber antwortet recht gleichmütig: Sterbe ich denn, so bin ich tot! Dann werde ich begraben unter dem Rasenhügel[3]), drauf rote Rosen[4]) gepflanzt werden: darunter vergehe ich nimmermehr.

1) Das ist die gewöhnliche Ausrüstung des nicht ritterbürtigen Jägers. Vergl. das Sprichwort „Es seind nicht alle Jäger, die Hörnlein führen" und die Stelle aus der Milstäter Genesis (46, 20): mit netzen unde mit hunden vie er hirz unde hinden.

2) verlorn = vergeblich noch im 17. Jahrhundert ganz allgemein; jetzt nur noch in einzelnen Wendungen: verlorne Liebesmüh, an dem ist all' meine Kunst verloren.

3) Darauf kommt nämlich „Klee" einfach hinaus. klee ist in der alten Sprache volksmäßiger und dichterischer Ausdruck des mit Klee- und anderen Wiesenblumen geschmückten Rasens (cf. D. W. B.).

4) Keine Blume setzt das Volkslied so oft auf die Gräber wie die rote Rose. In der Regel handelt es sich allerdings um das Grab eines geliebten Wesens.

Man kann nicht behaupten, daß alles bis hierher klipp und klar wäre. Zwar die letzte Wendung (die übrigens nur in einer Version sich findet, also schon zu den schwankenden Elementen gehört) kehrt im Volksliede sehr oft wieder: der unschuldig Getötete verwest im Grabe nicht. Die Vorstellung ist nämlich die, daß die Seele des so Erschlagenen keine Ruhe findet, bis er gerächt resp. rehabilitiert ist. Solange also bleibt die Seele im Körper oder in seiner Nähe, irrt um das Grab her, um zu Zeiten als Gespenst zu erscheinen. Solange aber die Seele bleibt, kann der Leib nicht verwesen.

Dagegen erhebt sich die Frage: warum muß das Mädchen sterben? Man könnte vermuten, daß er sie aus Eifersucht oder verschmähter Liebe töten will — aber von dem allen ist im Liede selbst keine Andeutung. Eine solche würden wir dann mindestens im Dialog erwarten, der zudem gerade das ausführlichste Stück des Ganzen ist — aber nichts von dem! Vielmehr macht gerade dieser ganz den Eindruck, daß der Jäger sie hier zum ersten Male trifft und nun an ihr das Jagdrecht nehmen will. Denn „was ich in diesem Wald erschleich', das mach' ich mir zu eigen" (Uhland Nr. 105). Das ist auch fast ausschließlicher Inhalt aller Jägerlieder: der Jäger trifft ein Mädchen, jagt und fängt es (sodaß das Mädchen oft geradezu „Tierlein", d. i. Hirschkuh, genannt wird; so auch hier in b; und „wildes Tier" in d und f); er beredet, verführt, ja vergewaltigt es — aber daß er es töte, kommt nirgends vor. Nun fehlt freilich dieser grausige Schluß auch in unserem Liede in einer Version (d): dort fängt er sie und macht sie zu seinem Weibe. Aber es ist auch ganz offenbar, daß wir da eine jüngere Fassung haben, in der das Grausige beseitigt und alles in Wohlgefallen aufgelöst ist. In Nr. 1444 und 1456 bei Erk haben wir noch Jägerlieder, aus denen diese glückliche Wendung geflossen sein mag. Vom ersten haben wir leider keine Melodie; die des zweiten aber ist ganz ähnlich der für die Version d aus Regensburg aufgezeichneten (übrigens ist 1456 auch seinerseits durch unser Lied beeinflußt: die verwandten Lieder haben eben, wie so oft, gegenseitig Worte und Wendungen ausgetauscht). Jedenfalls wird es uns aus der Vergleichung dieser gemilderten Lesart mit verwandten Liedern nur um so deutlicher, daß gerade das Rätselhaft-Grausige in unserem Liede ursprünglich sein muß.

Das Rätsel aber löst sich alsbald, wenn wir mit Erk-Böhme und andern einen mythischen Kern voraussetzen, welchen Reusch in der Überschrift „Der wilde Jäger und das Holzweiblein" zum Ausdruck gebracht hat. Der Mythus, daß der wilde Jäger, der Windmann, die Waldfräulein jage, ist über das ganze germanische Volksgebiet verbreitet. Die Waldfrau haust im Walde und ist meist, ähnlich der Dryade, mit dem

Leben des Baumes verwachsen. Wird dieser gefällt oder vom Sturme geknickt, so stirbt sie. Hörte also der Germane den Sturm nächtlicherweile den Wald durchbrausen, so sagte er: Der wilde Jäger hetzt die Waldfräulein. Unter seinen grimmigen Stößen biegt und windet sich der Stamm, stöhnt und ächzt; aber es hilft alles nichts — am nächsten Morgen fand man ihn gebrochen: der wilde Jäger hatte das Waldfräulein getötet. — Vielleicht hatte in dem alten Liede, das davon kündete, das „war alles verlorn" noch diese Bedeutung: dem Untergange geweiht; aber als es dann immer menschlichere Züge annahm, so daß schließlich eine gewöhnliche Jägerromanze daraus wurde, ging das nun unverständlich gewordene Wort in die neue Bedeutung über, aus der dann die zweite Strophe herauswucherte (s. Typus I): denn diese fehlt in d, e und f, sie fehlt aber auch in a, dem ältesten Texte (1550 und 1614; Uhland 102), von dem wir leider nur die zwei ersten Strophen haben. Sie lauten:

1. Ick bin ein Jeger und röer ein Horn.
   All dat ick jage, is verlorn.
2. Noch wil ick jagen Dach und Nacht,
   Bet ick einen steden Bolen (beständiges Lieb) kriegen mach.

Hier ist die zweite Strophe offenbar ein älteres Äquivalent für die jüngere Klage des Jägers, für die danach kein Raum mehr blieb. Und die vorhergehenden Worte weisen noch deutlich die ältere Auffassung von verloren auf. Nicht ganz unmöglich ist schließlich, daß auch der Refrain „alleweil bei der Nacht", der in diesem Liede sehr konstant ist und trotz verschiedener Melodien etwa in der Hälfte der mir bekannten Lesarten steht, auf den nächtlichen Spuk des wütenden Heeres zurückzuführen ist.

Aber auch in der Gestalt des Mädchens sind wohl noch übernatürliche Züge zu erkennen. Wenn das Mädchen aus dem Strauche aufspringt, so mag man daran denken, daß das Waldfräulein ursprünglich im Baume oder Strauche selber lebt. Vor allem aber sind bemerkenswert die hohen weiten Sprünge, mit denen sie den Hunden entgehen wird. Sehr eigentümlich ist hier die Version, die ich aus mündlicher Überlieferung habe, wie sie vor 30 Jahren noch in der Gegend von Staßfurt (Prov. Sachsen) lebendig war: „sie kennen meine Krone und springen nicht". Ich halte dies zwar nicht für ursprünglich, sondern nur aus „hohen Sprünge" korrumpiert: aber auf jeden Fall zeigt es, daß man die Empfindung hatte, daß es mit diesem Mädchen eine besondere Bewandtnis habe, daß es eine Verwandte der Feen und sonstigen Märchenwesen sei, die im Walde hausen. Denselben Eindruck hatten auch die Herausgeber, die dem Liede die Überschrift „Die schwarzbraune Hexe" gaben.

Hiermit dürfte der Inhalt des eigentlichen Liedes[1]) aufgeklärt sein, das in seiner mythischen Gestalt vielleicht überhaupt hier schloß. Ja, die letzten Verse von „Und sterb' ich denn" an gehören schon zu jenen stereotypen epischen Wendungen, die sich beim Volkssänger unwillkürlich bei jeder ähnlichen Situation einstellen und dann oft die eigentliche Handlung völlig überwuchern. Sie werden uns später noch in passenderem Zusammenhange begegnen. Die folgenden aber sind geradezu **Wanderstrophen**, die, unzähligemal angehängt, höchstens in losem Zusammenhange mit der Haupthandlung stehen. „Das singende Volk, wenn einmal in Zug gekommen, singt alles Mögliche und Unmögliche nacheinander" (Erk I 342), d. h. es klebt, durch Melodie, Versmaß, Wortanklang oder Situation verleitet, Bruchstücke andrer Lieder an, die dann zum Inhalte des vorher Gesungenen bald mehr, bald weniger, bald auch gar nicht passen. Daß es sich nun auch hier so verhält, soll im folgenden gezeigt werden.

Der Schluß von d war schon besprochen und als unecht erkannt worden. f (s. den zweiten mitgeteilten Text) ist dem Typus d nahe verwandt; nur im Schluß weicht es völlig ab, da es das tragische Ende festhält. Aber manche Anzeichen lassen seine Gestalt als sekundär erscheinen, vor allem die Wendung „Nun schießt mich kein Jäger meh". Von einem Schießen war ja überhaupt keine Rede; es ist eine junge Reflexion, da das alte Nicht-vergehn unverständlich geworden war. Die letzte Strophe aber ist ein beliebtes Anhängsel, das z. B. in dem unten angeführten Repliede mit häßlichen Wucherungen auftritt. An eine derselben (Strophe 20) erinnert noch schwach die Darmstädter Variante von f, wo nämlich die 10. Strophe ganz sinnlos lautet: „Unter Röslein rot ins weite Feld, das kost mich ja mein gutes Geld". Aber gerade dies zeigt uns, daß am Schluß je nach Umständen und Laune bald diese, bald jene Wanderstrophe angehängt wurde.

Wieder eine andre Sorte von Wanderstrophen begegnet uns in der samländischen Version, g. Dort müssen von den Röslein die Vögel singen, vom Wald ins Thal die Nachtigall, vom Thal in den Klee: Herzallerliebst', Scheiden, ach, das thut weh! und dann kommt ein Schluß von Scheiden und Leiden. Der Zusammenhang beruht hier ganz äußerlich im Reime.

1) Kurz erwähnt sei nur noch, daß die Eingangsstrophe des zweiten Typus, der besonders in den Rheingebieten angetroffen wird, ein beliebter, oft wiederkehrender Liedeingang ist. Hier wurde er sicher aus dem erwähnten, inhaltlich verwandten Liede Nr. 1444 entlehnt, das beginnt: Es leit ein Stadt an jenem Rhein, darin da wohnt ein Jäger fein. Es ist nirgend ein Jäger, er führt sein Horn, er jagt ein Wild u.s.w. u.s.w.

Gegenüber dieser Mannigfaltigkeit beim zweiten stellt sich der bei Erk gleichfalls durch drei Versionen vertretene erste Typus einigermaßen geschlossen dar. Wenigstens ist allen gemein, daß Blumen aus dem Grabe wachsen (nur daß es in e eine, in c drei Lilien und in b eine Rose, eine Nelke, eine Lilie sind!) und daß sie jemand abpflückt. Trotzdem braucht diese Wendung hier nicht original zu sein. Denn wenn man in den Liedern verwandten Inhalts, also solchen mit tragischem Ausgang, blättert, so findet man bald, daß dieselben Züge bald einzeln, bald gepaart dort unendlich oft wiederkehren. Und man findet auch Lieder, in denen dasselbe Motiv offenbar ursprünglicher, weil mit der Haupthandlung organisch verbunden auftritt.

Da ist z. B. das hochinteressante Replied (Nr. 122). Ob es, wie Böhme will, wirklich mit der Wolfdietrichsage zusammenhängt oder bloß epische Anklänge an jene (Nr. 24) enthält, mag dahingestellt bleiben. Hier interessiert uns nur sein Inhalt an sich. „Es sollt' ein' Jungmagd früh aufstehn, sie sollt' zum grünen Wald binnen gehn." Dort trifft sie einen verbundenen Mann (= Dienstmann). Er soll sie nehmen.

5. „Wie könnt' ich dich nehmen, Herzliebste mein,
Du trägst ja verborgen ein Kindelein."
6. „Trag' ich verborgen ein Kindelein,
Gott weiß, wer mag der Vater sein?
7. Ich seh' den Vater wohl vor mir stahn,
Darf meine Augen nicht aufschlan."
(Er ist nämlich ein Edelmann und sie eine arme Magd.)
8. „Darfst du deine Augen nicht aufschlan,
Wie konntest du mit ihm schlafen gahn?"

Und nun erzählt sie:

10. Und als die Nacht gar düster ward,
Sah ich mein Lieb zum letzten mal.
(Die folgenden drei Strophen sind unwesentlich; dann:)
14. Er ließ seinem Pferdchen den Dollen (Hufeisen) schlan,
Es sollt zum hohen Berg hinauf gahn.
15. Wie hoch der Berg, wie tief das Thal —
Ich weiß wohl, daß ich sterben soll.
16. Und wenn ich sterb', so bin ich tot,
Dann begräbt man mich unter die Rosen rot.
17. Dann wächst ein' Ros' aus meinem Grab;
Dann kommt mein Herzlieb und pflückt sie ab.

---

18. Dann begraben sie mich vor die Kirchenthür,
Dann kommt mein Herzlieb alle Sonntag dafür.
19. Dann begraben sie mich unter die Schöffenbank...
20. Dann begraben sie mich ins weite Feld,
Dann kriegen die Pfaffen kein Opfergeld u. s. w. u. s. w.

Abgesehen von den angehängten unschönen Bummelversen — wie zart und ergreifend ist das alles, und wie angemessen! Es ist ganz in Vergessenheit geraten, daß das Mädchen eigentlich dem „Gebundenen" erzählt; der Dichter nimmt den Faden auf und berichtet, was sich nach dem Abschiede zugetragen. Er ist ein Ritter, reitet davon auf seine Burg; das Mädchen muß zurückbleiben im tiefen Thale. Sie fühlt selbst, der Abstand ist zu groß, sie konnte nicht mit ihm auf seinem Schlosse leben. Aber auch ohne ihn kann sie nicht leben: sie ahnt schon den Tod, der so oft das verführte, verlassene, vergrämte Mädchen auf dem Kindbette ereilt. „Und wenn ich sterb', so bin ich tot" — das ist hier nicht Gleichgültigkeit, wie es in den meisten anderen Liedern klingt, auf die es mechanisch übertragen wurde, es ist Sehnsucht nach der Ruhe des Todes. So friedsam und schön wird sie da ruhen; Rosenstöcke wird man auf ihr Grab pflanzen zum Zeichen, daß sie in Liebe gestorben. Aber ihre Liebe dauert noch übers Grab hinaus: zum Zeichen des erblüht alsbald eine Rose. Und dann, das ist ihr rührender Gedanke und Wunsch, kommt vielleicht ihr immer noch Geliebter und pflückt die Rose ab und nimmt sie mit zum Andenken an sein armes Lieb.

Da haben wir die wichtigsten Elemente unseres Stückes beisammen, und im schönsten Zusammenhange: das Todesgedenken des Mädchens, die blühenden Blumen, das Abpflücken. Daß der Überlebende Rosen vom Grabe der Geliebten pflücken soll, kommt öfter vor, vergl. Erk 601, 704, 730. Namentlich das letzte ist instruktiv. „Scheiden ist eine harte Pein, wo zwei Feinsliebchen bei einander sein", so beginnt es. Sie hinterläßt ihm ihre letzte Bitte: er soll auf ihrem Grabe beten. Er fragt, wo er sie finden soll. Sie beschreibt ihr Grab: „Auf dem Grabe steht ein Stein, da wird mein Nam' drauf sein. Auf dem Grabe wächst ein Gras, brich mir die Rosen ab. Brich sie ab, trag sie heim, trag sie in dein Schlafkämmerlein, daß du nicht schläfst allein." Darin scheint noch der alte Gedanke lebendig zu sein, daß die Blumen aus dem Grabe ein Stück des Toten selber sind, so daß er so thatsächlich die Gemeinschaft mit ihr über das Grab hinaus erhalten kann.

Nun hat aber offenbar das Abpflücken im Jägerliede eine ganz andere Bedeutung, es ist kein Liebeserweis, sondern frevelhafter Übermut. Und überhaupt muß es mit den Lilien auf dem Grabe noch eine andere Bewandtnis haben, als mit den Rosen. Während nämlich die Rosen fast immer auf das Grab gepflanzt werden, wachsen die Lilien stets von selbst (einzige Ausnahme die junge Form von Nr. 1820, s. unten). Ich kenne acht Lieder, in denen das vorkommt. Bei den meisten findet sich dies Motiv nur in der einen oder anderen Variante; nur in zwei Liedern ist es ganz konstant: im Graf Friedrich (Nr. 107. Uhland 122

„Graf Friedrich wollt' ausreiten") und in Graf und Magd (110. Uhland 97 „Es spielt ein Graf mit einer Magd"). Mir ist es nun nicht zweifelhaft, daß es nur im ersten an seiner originalen Stelle steht. Denn hier allein ist es organisch mit der Fabel des Stückes verbunden. Hören wir!

Graf Friedrich reitet aus, um seine Braut heimzuholen. Von ungefähr gleitet ihm das Schwert aus der Scheide und verwundet die Braut. Todwund betritt sie das Haus ihres Gatten, und noch in der Brautnacht stirbt sie ihm. Der Vater kommt zum Schwiegersohne und fragt nach seinem Kinde; er muß antworten: Sie ist tot, und ich selbst bin schuld daran. Da entbrennt der jähzornige Alte, er wartet keine weitere Erklärung ab, sondern sticht den Grafen auf der Stelle tot. Dann läßt er ihn wie einen Verbrecher draußen auf freiem Felde einscharren. Doch siehe da:

Stund an bis auf den dritten Tag,
Es wuchsen drei Lilgen auf seinem Grab.
Darauf da stund geschrieben:
Er wär' bei Gott geblieben.
— — — — — — — —
Man grub ihn wieder aus dem Moos (Sumpf),
Man führt' ihn auf sein festes Schloß;
Zu seiner Braut man ihn begrub:
Sein leblicht Farb' sich erhub.
Er war den dritten Tag schon tot:
Noch glüht' er als ein Rosen rot
Unter seinem Angesicht fürwahr:
Sein ganzer Leib war weiß und klar.

Und dann fängt er gar an zu sprechen: er sei nun erlöst und könne jetzt dahinfahren. — Also: er ist unschuldig wie ein Verbrecher behandelt; deshalb findet seine Seele noch keine Ruhe. Das zeigt sich daran, daß er seine natürliche Farbe behalten hat. Dies würde man aber nie erfahren haben, wenn nicht von selbst drei Lilien aus seinem Grabe gewachsen wären, um seine Unschuld anzuzeigen.[1]) Hier sind die Lilien ganz unentbehrlich: sie stellen ein Gottesurteil dar. Und sie haben auch den wesentlichsten Einfluß auf die Haupthandlung selbst: sie bewirken, daß der unschuldig Gerichtete rehabilitiert wird. Wenn irgendwo, so

1) Wenn noch außerdem eine Stimme vom Himmel seine Unschuld beteuert oder auf oder zwischen den Lilien selbst geschrieben steht: Er wär' bei Gott geblieben, so ist das deutlich eine sekundäre Form des alten Motivs, aus einer Zeit, wo dies nicht mehr ganz verstanden wurde: offenbar ist schon das Wachsen der Lilien an sich ein Beweis der Unschuld. — Die Lilie hat auch sonst übernatürliche geheime Kräfte. Vergl. außer dem in dieser Zeitschr. XII, 207 angeführten Beispiele das Lied Raumensattel (Nr. 59. U. 127), wo die Unschuld des Hingerichteten dadurch bewiesen wird, daß die Lilie, die er mit auf den Scheiterhaufen nahm, unverbrannt geblieben ist.

sind in diesem Liede — oder wenigstens in einem diesem ähnlichen Sagenstoffe — die Lilien ursprünglich. Die Dreizahl hat keine weitere Bedeutung, als daß es die beliebte heilige Zahl ist.

In dem zweiten Liede, wo unser Motiv so zäh ist (ist es doch sogar in einer schwedischen Version vertreten!), mag es immerhin schon der Originaldichtung angehören: auf jeden Fall ist es hier schon eine Nachdichtung des vorigen. Ein Graf hat ein Mädchen bethört. Hochschwanger, von ihm schnöde abgewiesen, kehrt sie zu ihrer Mutter zurück. Doch noch in derselben Nacht stirbt sie im Kindbett. Ein schwerer Traum kündet es dem Grafen an. Sofort sattelt er sein Pferd und reitet in die Stadt seiner Liebsten. Schon von ferne läuten ihm die Glocken entgegen. Und als er an den Friedhof kommt, da bringen sie sein Mädchen auf der Totenbahre. Voll Schmerz und Reue sticht er sich tot und bittet in seinem letzten Seufzer, sie beide in einem Grabe zu begraben. Aber nach $^3/_4$ Jahr wuchsen drei Lilien auf dem Grabe; darunter stand geschrieben: sie wären alle beide bei Gott geblieben. — Hier haben die Lilien gar keine Folgen, selbst da nicht, wo wie in b die Darstellung es eigentlich verlangte. (Während nämlich sonst das nachsichtige Mitgefühl beide in einem Grabe beerdigt hatte, herrscht hier eine rigorosere Auffassung: der Selbstmörder wird unter dem Galgen begraben.) Für die Handlung selbst sind also die Lilien ganz gleichgültig und nur entsprossen dem verständlichen menschlichen Mitgefühl, das solchen unglücklichen Liebenden, selbst wenn der eine ein Selbstmörder, die andre eine Gefallene war, im Gegensatze zu der kirchlichen Strenge doch die Seligkeit zusprechen möchte.

Eine ähnliche Veranlassung mag das Lilienmotiv noch in manchem anderen Liede haben: in manchen hat es aber auch nicht einmal die Bedeutung mehr. Es ist einfach eine Modevorstellung geworden, daß auf dem Grabe, besonders des Gemordeten, Lilien wachsen. So ist es z. B. in dem Todwunden (Nr. 96. U. 93 f. unten), so auch in unserm Jägerliede. Sie dienen hier weder der rechtlichen, noch der religiösen Rehabilitation der Gestorbenen. Höchstens reflektieren sie darauf, daß die Tote unschuldig gestorben ist.

Ich denke mir demnach die Entstehung unseres Schlusses so: Der mythischen Grundlage wäre es ganz wohl angemessen, wenn das alte Lied mit der geheimnisvollen Todesdrohung schloß. Ein späterer Sänger rundete, absichtlich oder unabsichtlich, das knorrige Stück ab, indem ihm aus dem Repliede, das ganz gleiches Versmaß und eine der dortigen vierten ähnliche Melodie hat, die Verse einfielen, die vorzüglich auf die Situation zu passen schienen: An das „sterben sollst" schließt sich glatt die Antwort: Und sterb' ich denn .... Und dann ging's weiter in dem neugefundenen Gleise. Die Kleestrophe war vielleicht seine eigne Zuthat;

klee und niemermê war ein sehr beliebter mhd. Reim. Aber die Idee des Nicht-verderbens — die übrigens nur in dieser einen Textgestalt vorkommt — zeigt wenigstens, daß der Nachdichter nicht gedankenlos verfuhr: ihr unschuldiges Sterben wirkte darin nach. Aus demselben Grunde ließ er statt der Rose die aus dem Grafen Friedrich bekannten drei Lilien wachsen. Wenn dann an Stelle des Herzliebs ein Reiter sie abpflückt, so könnte man darin noch eine Reminiscenz an den Ritter, der im Repliede ja der Schatz ist, sehen; oder aber — worauf ich gleich kommen werde — nur ein Merkmal, daß der Sänger entweder selbst ein Reiter oder ein Feind der Reiter war. Jedenfalls mit der Fabel des Liedes hat er nicht das geringste zu thun.

Aber darf man dem Volkssänger zutrauen, daß er das Pflücken der Grabesblume so mechanisch in einen Zusammenhang versetzt hätte, in dem es seine Bedeutung völlig verändern mußte? Daß man ihm damit in der That nicht Unrecht thut, will ich an einem Beispiele nachweisen, wo dasselbe noch viel mechanischer, ja geradezu sinnlos geschehen ist. Es ist der Todwunde (Nr. 96. Uhland 93).

„Es sollt' ein Madlein früh aufstan, es sollt' in Wald nach Röslein gan."

Da findet sie einen verwundeten Mann: es ist ihr Geliebter. Er bittet, ihn zu verbinden; und da sie zaudert und an ihr gemeinsames Vergehen erinnert, bekennt er sich zu dem Kinde, das sie trägt. Doch ehe sie ihn verband, war er schon tot. — Der Schluß ist verwildert. Er läuft aus in ein Lob der Häuerknaben (Bergleute) und beweist damit, daß das Lied diese Gestalt von Bergleuten bekommen hat — wie es denn auch in einer Sammlung von „Bergreihen" steht. Nun folgt aber noch ein zweiter Schluß:

Es wuchsen drei Lilien auf seinem Grab,
Es kam ein Bauer und brach sie ab.
Er nahm's und steckt's auf seinen Hut —
Er trägt ein'n frischen freien Mut.

Das Lilienpflücken wird hier gar nicht einmal als Grabfrevel gewertet; es klingt hier ganz gleichmütig, ja die letzten Worte sind entschieden ehrend: der das sang, war selbst ein Bauer. Wir haben hier weiter nichts als die im Volksliede am Ende beinahe stehende laudatio auctoris. Ganz entsprechend heißt es im Jägerliede e:

Es wuchs eine Lilie auf ihrem Grab,
Kam ein Reiter und brach sie ab.
Er steckt's wohl auf sein Federhut,
Er trug's für Kaisers, Königs Gut.

Der Sänger war hier also ein Reiter. — Und nun sehen wir auch, wie wir die letzten Worte unseres Grundtextes c (es soll sie ein jungfrischer Jäger han) zu beurteilen haben: sie zeigen lediglich an, daß das

Lied in dieser Form in Jägerkreisen gesungen wurde. Im Munde eines Bauern oder Reiters wird sofort dafür der junge frische Bauer resp. Reuter eingetreten sein. Ein Zusammenhang mit dem Vorhergehenden bestand höchstens so, daß dunkel im Hintergrunde die Vorstellung stand, das da liegende Mädchen müsse — natürlich — einen Angehörigen des eignen Standes geliebt haben — für ihn waren also, wie im Repliede, die Blumen bestimmt, die auf ihrem Grabe wuchsen.

Dagegen stellt der offenbar verderbte Text b einen interessanten Versuch dar, die Wucherungen mit dem Hauptinhalte des Liedes in innere Beziehung zu setzen. Dort reimt sich auf Klee der Stoßseufzer: doch scheiden von der (sic! also nicht mehr des Mädchens Worte) Herzliebsten, das thut weh. Dann wachsen drei Blumen.

Das erste war ein Röslein rot,
Gewachsen von der Herzliebsten tot.
Das andre war ein Nägelein,
War gewachsen von der Herzliebsten mein (!).
Das dritte war ein Lilgen weiß,
Steckt er's auf sein Hut mit Fleiß.
Damit thät er groß Übermut:
Thät selten den Bauren-Mädchen gut.

Der hier die Lilie bricht, ist jener selbe Jäger, der sie getötet hat. Sein Thun wird hart beurteilt, wie überhaupt der Sänger die Bauernmädchen vor den wüsten Jägern nur warnen kann. Der Sänger also ist ein Bauer; und was ihn so gegen die schmucken Jäger aufbringt, ist auch zu sehen: er selbst ist bei seiner Liebsten von einem solchen ausgestochen worden. Darum hat er auch so viel verständnisvolles Mitgefühl für jenes Mädchen, das in der alten Jägersage durch einen Jäger den Tod findet; er kann sich sein Mädchen schon an ihrer Stelle denken: ein solches Ende wird's mit dir auch einmal nehmen — denn die Jäger meinen's mit den Bauernmädchen doch selten gut!

Die Warnung aus dem Grabe fehlt hier, wie — mit Ausnahme von c — in allen Versionen. Woher stammt dies Stück? Das bleibt nun noch nachzuweisen.

O Bauernknecht, laß die Röslein stan, sie sein nit dein;
Du trägst noch wohl von Nesselkraut ein Kränzelein.

So begann ein sehr beliebtes Spottlied (Nr. 459. Uhland 252). Sein Sinn wird noch deutlicher, wenn wir die vollere Form heranziehen, wie sie sich in Siebenbürgen erhalten hat und am Johannistage beim Kränzewinden von den Mägden gesungen wird. Ein loser Bauernknecht kommt von ferne her.

Er wollt' die Röslein brechen ab, die längs am Wege stehn.
„Laß stehn, laß stehn die Röselein u. s. w."

Also: die Rosen, nach denen du deine Hand ausstreckst, sind nicht für dich gewachsen. Wie nämlich die Rose ein Zeichen war, daß das Mädchen die Werbung erhörte, so der Nesselkranz ein Sinnbild der Abweisung. Daß die hier durchsichtige symbolische Bedeutung des Pflückens bei der Übertragung in das Lilienlied von einer realen abgelöst wurde, machte dem Sänger keine Kopfschmerzen, wenn nur der Zweck erreicht wurde: den unbeholfenen Bauer zu verhöhnen. Ich vermute nämlich, daß diese Strophe zum ersten Male von einem lustigen Bruder, etwa einem Jäger gesungen wurde im Anschluß an das oben behandelte Lied „Der Todwunde": „Es kam ein Bauer und brach sie ab" — da fuhr er höhnend fort:

„O Bauer, laß die Lilien stahn, es soll sie ein junger frischer Jäger han"

— für den dummen Bauer sind die schönen Blumen nicht gewachsen! Allerdings kann ich diese Wendung bei diesem Liede nicht nachweisen; ist doch überhaupt das Lilienmotiv nur in einer von neun Varianten enthalten. Aber einen indirekten Beweis liefert mir das niederrheinische Kinderlied Hans Pitterken (Nr. 1820). Dies lautet in seiner längeren Gestalt:

Pitterken lêt sin Perdschen beschlôn
Lêt et den hohen Berg op gôn,
Den hohen Berg, den dipen Dâl,
Gott weiß, wannêr ich sterben sall.
Un wenn ich sterb, dann sin ich tôt,
Begraben sie mich onger de Rosen rôt,
Un setzen mir drei Lilijen auf das Graf,
Dann kommt der Bûr un plückt sie af.
Bûr, Bûr, lo mir die Lilijen stôn,
Die Himmelsdöhr wierd open gedôn.
Da kömmt Maria Möder
Mit dem goldnen Bröder.
Hät e Stöckelschen an der Hang (Hand),
Drievt de Wolken no Brobang (Brabant) u. s. w. u. s. w., zuletzt:
Krup (kriech) derdörch alleene!

Ein wunderliches Gemisch von Brocken alter, zum Teil uralter Lieder: hinter Maria z. B. ist die heidnische Gestalt der Frau Holda noch wohl zu erkennen. Aber der Mischmasch selbst ist verhältnismäßig jung, wie außer manchen anderen Kennzeichen auch das Herabsinken zum Kinderspiel (das Brückenspiel, auf das der Schluß deutlich hinweist) zeigt. Uns interessiert hier nur die erste Hälfte.

Der Anfang ist nichts als eine Modifikation des Liedes „Gut Henslin ließ sein Rößlein beschlagen" (Uhland 150), das seinerseits wieder mit dem Repliede zusammenhängt; dies letzte mag denn auch vom zweiten Verse an Vorbild sein. Auch zu den Blumen auf dem Grabe gab es noch den Anlaß, nur daß da an Stelle der Rose aus anderen Liedern

die so beliebten Lilien eingedrungen sind. Wenn dann jenes fortfuhr: „dann kommt mein Herzlieb und pflückt sie ab", so ist hier dafür aus dem Todwunden der Bauer eingesprungen. Und dann kommt wirklich das dort von mir vermißte „Bauer laß stehn" — da liegt doch der Schluß nahe, daß wirklich in jenem, der Todwunde, am Ende so gesungen wurde, wenn nämlich das Lied in die Hände eines Nicht-Bauern geraten war. Wenn aber das Motiv (laß die Lilien stehn) einmal in einem Liede mit dem anderen Motiv (dem Wachsen der Lilien) verknüpft war, so konnte es auch in alle ähnlichen übergehen — natürlich mit den entsprechenden Modifikationen. In unserem Jägerliede also erging nun die Apostrophe an den Reiter, der dann, wenn die Warnung Sinn haben sollte, seinen Frevel noch nicht ausgeführt haben durfte, daher: wollt' sie brechen ab. Daß aber in dem neuen Zusammenhange die Warnung aus dem Grabe kommt, hat gar nichts Auffallendes, das kommt im Volksliede unendlich oft vor.

Wir haben jetzt das Lied in seinem Wachstum verfolgt bis zu seiner üppigsten Gestaltung. Wenn ich nun auch nicht meine, für alle meine Aufstellungen unentrinnbare Beweise erbracht zu haben, so daß das Lied in seiner jetzigen Gestalt genau so und nur so entstanden sein könnte, so glaube ich doch das deutlich gemacht zu haben — und wer das ganze Material, die Fülle der stereotypen Liederschlüsse vor Augen hat, dem wird es sich noch zwingender aufdrängen —, daß die letzten Strophen unorganische Zusätze zum alten Liede sind. Und weil das ist, weil sie als Lieblingsstücke aus der epischen Rüstkammer des Volkssängers gewissermaßen schon ein Sonderleben führten, konnten sie sich so leicht zu voller Selbständigkeit absondern.

Aber mit dem Geschilderten waren die Schicksale unseres Liedes noch nicht abgeschlossen. Denn das Lilienlied weicht im Wortlaute noch ganz erheblich von den letzten Strophen des Jägerliedes ab. Und zwar handelt es sich nicht bloß um die üblichen Wortvarianten, sondern der Text ist durchweg durch innere Wucherung erweitert, wodurch dann ein ganz anderer Rhythmus herbeigeführt ist. Dies geschah noch im Rahmen des vollständigen Liedes. Die Veranlassung aber dazu lag in der Melodie.

Es war schon erwähnt worden, daß der Liederschatz neun verschiedene Melodien aufführt, und eine Anmerkung belehrt uns, daß mehr als noch einmal so viel zurückbehalten sind. Die Lieder tauschen überhaupt gern ihre Melodien gegeneinander aus. So stammte offenbar die fünfte Melodie aus einem Liede mit ganz anderem Versmaße; sie war also die allerunpassendste, — und gerade sie wurde — wegen ihrer Frische — die allerbeliebteste. Sie ist aus Württemberg, Bayern, Thüringen, dem

Bergischen belegt; sie hat auch Silcher erwählt; sie lebt noch jetzt in den Lilien fort. Diese forderte aber in den ersten Zeilen statt der vier Versfüße gerade das Doppelte. Da hat man sich denn geholfen teils durch Auseinanderziehen der Silben, teils durch Einschieben von Flickwörtern.

Diese Erweiterungen konnten natürlich an verschiedenen Orten selbständig gemacht werden. Eine solche mag Silcher benutzt haben; aber er hat sie frei bearbeitet, abgerundet, der Melodie vollständig angepaßt.[1]) Eine andre ist die von Nestle mitgeteilte; wieder eine andre finde ich in dem Kommersbuch für den deutschen Studenten, Leipzig 10. Aufl. (aus den fünfziger Jahren; eine ältere Auflage habe ich nicht zur Verfügung). Es beginnt dort:

Es bli-a-us ein Jäger wohl in sein Jägerhorn,
Und alles, was er blus, das war verlorn.

Dann aber sind Str. 2—6 und 8 noch fast unverändert, die Erweiterung ist also nur unvollständig durchgeführt. Die 7., 9. und 10. aber heißen:

Und sterbe ich nun heute, so bin ich morgen tot,
So begraben mich die Leute wohl unter die Röslein rot.
Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ihr Grab;
Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.
Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß doch die Lilien stehn.
Die soll mein Herzallerliebster noch einmal sehn.[2])

Abgesehen davon, daß hier noch ein Versuch vorliegt, einen befriedigenden Zusammenhang zu konstruieren (der Sänger selbst giebt sich hier als den Geliebten, um deswillen sie den Jäger verschmäht hat), tritt uns der Schluß bereits in seiner letzten Entwickelungsphase entgegen. Die Erweiterungen, meist unwesentlich, bestehen in Wiederholung und Einschub von Partikeln und Epitheta; doch fehlt es auch nicht an durchgreifenden Änderungen. Oft hört man wieder Anklänge an andere Volkslieder. Der „stolze Reiter" z. B. begegnet öfter, u. a. erscheint in dieser Gestalt der Teufel in dem Liede vom „Mägdlein von 18 Jahren, das hatte zwei Knaben lieb": „Da kam ein stolzer Reiter und setzt' sich oben an (nämlich an der Hochzeitstafel, von der er die treulose Kokette wegholt). — Das banale heute — morgen kommt auch in dem einst sehr beliebten geistlichen Liede „Sterben ist ein' harte Buß'" (Nr. 2159—63)

1) Als Probe diene: Es wuchsen nun drei Lilien auf ihrem kühlen Grab; da wollt' ein stolzer Reuter sie brechen ab.

2) Ganz ähnlich lautet es in der oben erwähnten Heidelberger Gestalt. Von Belang sind nur folgende Abweichungen: es hat noch das ältere „wuchsen", aber schon das jüngere „beim Morgenrot". Sonst lautet diese Variante: ums oder ins Morgenrot, was wohl entstellt ist aus unter resp. in Rosen rot.

vor; zugleich zeigt eine in der schwäbischen Version erhaltene Zwischenstufe die Entstehung dieses dummen Witzes:

Stirb i heut, na bin i tot, Na legt man me uffs Roserot.
Roserot und Veigele gre: Heut bin i no da, morre nemme meh.

Dasselbe Lied enthält auch die Wendung „pflanzet mir nach meinem Tod". Unter dessen Einfluß mag das „pflanzt' ich" entstanden sein; ebendort handelt es sich auch um das eigne Grab, wie in dem Lilienliede. — An Stelle des alten „Es soll sie ... han" endlich ist dem Reim auf das moderne „stehn" zu liebe das sentimentale „die soll ... noch einmal sehn" getreten.

Bei der Ablösung und Verselbständigung der so gestalteten Strophen — wobei die Heidelberger Gestalt mit noch vier Strophen gewiß eine Zwischenstufe bildete — traten dann nur noch zwei Änderungen ein: 1. traten die so charakteristischen Lilien, die ohnehin das ganze Stück beherrschen, an den Anfang. Man kann sich das etwa so vorstellen: der eine hatte nur die zwei letzten Strophen behalten; ein andrer, der das Lied auch einmal gehört hatte, wußte, daß noch eine, die vom Sterben handelte, dazu gehöre, und fügte sie hinzu. Solche Versetzungen kommen auch sonst vor, z. B. Nr. 528a; 2. wurde, da der Sänger von seinem eignen Grabe sprach, das nunmehr sinnlose „Herzallerliebster" in „Feinsliebchen" umgewandelt. Im übrigen war aber der Sänger um den Sinn des Stückes wenig bekümmert; allenfalls schwebte ihm ein ähnlicher Gedankengang, wie ihn Franke (s. diese Zeitschr. X, 505) angenommen hat, dunkel vor. Die Hauptsache war ihm ohnehin die kräftige, marschfrohe Melodie Und sie ist auch allein daran schuld, daß das Konglomerat von Brocken, das in jahrhundertelangem Schaffen die elementare Macht des Volksgesanges durch Zertrümmerung und Zusammenfügung gebildet hat, sich bis auf unsre Tage erhalten konnte, während die prächtigen ganzen Stücke, aus denen jene Brocken herstammen, fast alle untergegangen sind.

Sprechzimmer.

1.

Anlautendes fr=wr; inlautendes rd=rg; auslautendes ft=cht. (Vergl. Ztschr. XII, 269, XIII, 207 flg.).

Der Übergang von wr zu fr ist auf niederdeutschem Boden ziemlich weit verbreitet. Wenn das norddeutsche (labiodentale) w seinen Stimmton verliert, wird es zu f. P. Lembke in seinen Studien zur deutschen Weidmannssprache hat ganz richtig frangen als wrangen erklärt. (Ztschr. XII, 269.) J. Bernhardt fügt nun Ztschr. XIII, 207 flg. eine ganze Reihe von Beispielen hinzu. Niederfränkisch: tum frack, zum

Schabernack (mnd. wrak Rache, Holstein to wrack zum Ärger). Ich füge hierzu meckl: Se sitt êr to wrack (sîd) = Sie sitzt ihr im Wege. Niederfränkisch: frasen ausgehobenes Stück Rasen, mnd. wrase, meckl: wrous und frous[1]); niedfr. freimpen das Gesicht verzerren, Fratzen schneiden, mnd. wrimpen, wrempen, hd. rümpfen mhd. rimphen; frengen Wäsche ausringen, dagegen Wringmaschine, niederd. wringen, ûtwringen; niedfr: frîd hart (mnd. wrêd). Holthausen, Die Soester Mundart, Norden und Leipzig 1886 § 155 führt an: frist Rist, Fußrücken (wrist), frechtunge Einfriedigung (wrechtunge), sik frasseln balgen (wrastelen), frasen Rasen, fruiwen reiben (holl. wrijven), froit herbe, scharf (wrêd). Aus Woeste (Wörterbuch der Westfälischen Mundart führt Bernhardt an: sik vrangen[2]), sich balgen, vrensken[2]) wiehern (mnd. wrenschen), vriggeln hin= und herrütteln, um etwas Festes, z. B. einen Nagel, loszumachen, in Holstein wrickeln, meckl. ebenfalls: wrickeln, etwas Festes losmachen, wricken od. wrikkeln, auch von der Fortbewegung eines Bootes gebraucht durch Hin= und Herbewegen eines Riemens (Ruders) am Heck. Hildesheim: šeck frangen balgen (Korr.=Bl. X, 42). Sehr interessant ist der Nachweis, den Bernhardt bringt, daß in benachbarten Ortschaften wr mit fr wechselt, z. B. in der Gegend von Magdeburg und Jerichow (Jahrb. d. Vereins f. ndd. Sprachf. XXI, 64; XXII, 8). So heißt z. B. die Stellschraube am Spinnrade in Neuplaue bei Plaue a. d. Havel Wrange, in Tuchheim bei Ziesar Frange (Korr.=Bl. II, 77). Aus Holstein kennt Bernhardt nur ein einziges Wort, in dem wr zu fr geworden zu sein scheint, nämlich fritbår Handbohrer, dän. vridbor von vride, ags. vrîdhan drehen. Bei Fritz Reuter weist Bernhardt in einer Erzählung in vorpommerscher Mundart Frittbohrer nach. Der Ausdruck Frittbohrer ist in Mecklenburg ganz allgemein. Es ist richtig, daß im Niederdeutschen wr zuweilen auch in br übergeht[3]), z. B. Dät Warer wruscht, wohl gleich brûst (braust); wrenschen und brenschen.

Noch auf eine andere Konsonantvertauschung möchte ich hinweisen, die im Niederdeutschen zuweilen vorkommt, nämlich es wechseln rd und rg. So findet sich bei Reuter Ördel statt Örgel (Orgel). Ich erkläre diesen Wechsel ebenso wie den folgenden, daß nicht bloß Laute, die nahe verwandt sind, Neigung haben, in einander überzugehen, sondern auch solche, die an gerade entgegengesetzten Stellen der Mundhöhle erzeugt werden, so hier g und d, so f und ch, vergl: Luft und Lucht

1) Genau so Frose ausgestochenes Stück Rasen, Hinterpommern, Korr.=Bl. VI, 79.

2) v=f zu sprechen.

3) Vergl. Vratslaw=Breslau.

(zwei Lucht Fenster); hd.: sanft, niederd.: sacht, engl.: soft; Schaft und Schachtelhalm; engl.: to lift, niederd.: lüchten (heben): ick kann dat nich lüchten; hd: After, engl: after, niederd.: achter.

Doberan i. M. **O. Glöde**

2.

„Hartnäckig."

„Hartnäckig" bedeutet: einen harten Nacken habend, in übelm Sinne, vergl. Luthers Bibelübersetzung Baruch 2, 33: „(Dann werden sie) sich von ihrem harten Nacken (V. 30: „ein halsstarrig Volk") und ihren Sünden kehren." Daher ist es s. v. a. störrig beharrend, eigensinnig auf seinem Willen bestehend.

„Was kann verstockter sein
Als ein hartnäckicht Weib!" (Gryphius.)
„Begreifen Sie die hartnäckige Verstocktheit?"
(Schiller, Parasit 2, 5.)

„Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen" — (Lessing, Minna 1, 8: der Major zu Just.)

So auch: „hartnäckige Vorurteile", „ein hartnäckiges Fieber" u. a.

Ebenso werden in übelm Sinne (bildlich) gebraucht: hartgesotten, hartherzig, hartköpfig, hartmäulig und andere Zusammensetzungen mit hart.

Es ist daher schief, wenn „hartnäckig", wie bisweilen geschieht, auf lobenswerte Beharrlichkeit angewendet wird, z. B. in Kluges weitverbreiteter Geschichte der deutschen Litteratur, wo es von Gudrun heißt: „Da Gudrun, ihrem Verlobten treu, sich hartnäckig weigert, Hartmut zu heiraten —." Es muß heißen: standhaft.

Stolp. **Albert Heintze.**

3.

„Klagelieder!"

Der dritte im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften von Erich Klostermann in Kiel bearbeitete Band der Werke des Origenes enthält unter anderem seinen Kommentar zu dem Buch, das Luther Klaglieder nannte, das aber auf dem Einband, dem Titel und im Text dieses Bandes stets „Klagelieder" gedruckt wird. Mir ist keine einzige Ausgabe von Luthers Bibel zur Hand, in der dies Wort so geschrieben würde. Luther selbst schreibt 1. Mos. 35, 8 „die Klageiche", Richter 5, 29 „da sie ihre Klagwort immer wiederholet", 2. Chr. 35, 25 „redeten ihre Klageliede", aber im selben Vers „geschrieben unter den Klaglieden"; Pred. 7, 3 „in das Klagehaus", aber 11, 5 „im Klaghause", Jes. 9, 17 „bestellet Klageweiber"; Amos 5, 1 „dies Klaglied".

In der Überschrift des Buchs hat er, wenn man der Angabe bei Bindseil-Niemeyer trauen darf, stets Klaglieder. Ebenso hat die „durchgesehene“ Ausgabe. Warum also nicht dabei bleiben, warum dies oberdeutschen Ohren so widrige e auch da einführen, wo es bisher nicht war?

Maulbronn. **Ed. Nestle.**

4.

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!

Vor einigen Jahren beschloß ich, angeregt durch das freundliche Blau des herbstlichen Himmels und den erfrischenden Nordostwind, der ständiges gutes Wetter zu gewährleisten schien, einer stillen Sehnsucht nachgebend, wieder einmal das liebe, gute, alte Frankenland aufzusuchen und bei dieser Gelegenheit meinem Sohne die Herrlichkeit des formen- und farbenreichen obern Mainthals zu zeigen, damit auch er die Wahrheit des Dichterwortes an sich erfahre: Wer den Dichter will verstehn, Muß in Dichters Lande gehn. In der That, wer nicht oberfränkische Luft geatmet hat, wer nicht den Bodengeruch der fränkischen Eigenart eingesogen hat, für wen die Türme Bambergs nicht eine vernehmliche Sprache reden, der wird schwerlich zum vollen Genuß der Scheffel'schen Vagantenpoesie gelangen. Erst im Bannkreise der fränkischen Bischofsstadt und der weltberühmten Klöster Banz, Vierzehnheiligen, Langenaltheim, Maria-Weiher fühlt man so recht den Stimmungshauch, der durch die Lieder des Gaudeamus und der Aventiure weht.

Selbstverständlich statteten wir auf unserm Ausfluge durch die liebliche Bamberger Gegend auch dem durch Scheffel allgemeiner bekannt gewordenen Staffelsteinberg, diesem höchsten und nördlichsten der fränkischen Jurakegel, einen Besuch ab.

Morgens stiegen wir von dem freundlichen Städtchen Staffelstein mit seinem interessanten Rathause, einem prächtigen Fachwerkbau, an der bekannten 24 m im Umfange messenden Riesenlinde, vielleicht dem ältesten Baume Deutschlands, vorbei aufwärts durch den duftigen Laubwald, bis wir die kahle Höhe erreicht hatten. Von hier aus genießt man eine entzückende Rund- und Fernsicht: von Norden her grüßen die höchsten Gipfel des Fichtelgebirges, der Kornberg, der Waldstein, der Schneeberg, der Ochsenkopf; davor liegen der Patersberg und der Döbraberg vom Frankenwald, der Zabelstein im Steigerwald, das Haßgebirge, die Rhönkuppen mit dem Kreuzberge, hinter dem Banzer Wald die Coburger Festung und die Thüringer Berge. Vor dem Beschauer, zu seinen Füßen liegt der obere Maingrund, das alte Falkenfeld, mit seinen unzähligen Schlössern, Ortschaften und Türmen, die Städte Staffelstein, Coburg und Sonnenberg, vor allem die Siebenhügelstadt Bamberg, über

ragt vom Michelsberg und der Altenburg, u. s. w. Hinter dem Kirchlein der h. Adelgundis steht die Kapellendienerswohnung, auch Eremitage genannt, wo damals noch der behäbige Ivo hauste. Mein Sohn war äußerst begierig, den ihm so interessanten Mann kennen zu lernen.

Aber Einsiedelmann ist nicht zu Haus, er war seiner Gewohnheit gemäß nach Staffelstein hinabgestiegen, um die Messe zu hören. Mein Sohn hätte gern seine Rückkehr abgewartet, ich aber drängte zum Abstieg. Mein Trost, wir würden sicher Ivo begegnen, half nichts, er war verstimmt, verstimmt wie Scheffel, als er die Inspiration zu seinem Staffelbergsang empfing: Ich glaubte die Genesis des Gedichts in den Händen zu haben.

Von der Wartburg, wo er im Jahre 1859 als Gast des Großherzogs von Sachsen-Weimar sich mit dem Wartburgroman „Viola" abquälte, war Scheffel, um sich zu zerstreuen, nach der ehemaligen Benediktinerabtei, dem nunmehr dem herzoglich bayrischen Hause gehörigen Schloß Banz gekommen und hatte in der dortigen Pachtwirtschaft einen längeren Aufenthalt genommen.

Von Banz aus unternahm der Dichter vielfache Ausflüge in die nächste Umgebung, unter anderem hatte er die Höhe des Staffelberges bestiegen und hoffte hier nach zweistündiger Wanderung — so weit ist es von der Höhe des Banzer Berges bis zur Klause — einen frischen Trunk Bier und ein Stück kernigen Roggenbrotes zu bekommen, sah sich aber infolge der Abwesenheit des Eremiten bitter enttäuscht. —

Wenn man diesen höchst einfachen Vorgang mit dem vergleicht, was Scheffel aus demselben gemacht hat, so kann man einen interessanten Blick in die Werkstätte des Dichters thun. Bei späteren Ausflügen auf den herrlichen Berg durch den Anblick der lieblichen Gegend und der friedlichen Idylle auf der Höhe angeregt und längst ausgesöhnt mit Ivo, der ihn übrigens nicht kannte, wenigstens sich nicht an ihn erinnerte, betrachtete er sein früheres Erlebnis mit dichterischem Auge: er verlegte mit kühner Phantasie den Vorgang aus der Gegenwart ins Mittelalter und stattete ihn mit allerhand poetischen Zügen aus; sich selbst vermummt er in die Gestalt des fahrenden Schülers. Ein schöner Gedanke ist es auch, daß er den weltentsagenden jugendlichen Einsiedler beim Anblick der frischen Schnitterin von einer unbewußten Liebessehnsucht ergriffen werden läßt. Freilich Ivo war anderer Meinung, er nahm es ernstlich übel, daß ihm der Dichter so weltliche Gedanken unterlegte.

Die entzückende Aussicht, die man da oben genießt und die der Dichter selbst offenen Sinnes auf sich wirken ließ, schildert er ebenso packend wie kurz. Der Ausdruck Gottesgarten bezeichnet die Umgebung des Berges als so fruchtbar wie ein Garten, den die Gnade Gottes sicht-

barlich gesegnet. Die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend hervorzuheben, dient auch der Wunsch: Ich wollt', mir wüchsen Flügel.

Eine poetische Übertreibung liegt darin, daß Weizen auf dem Main verladen wird. Soviel Getreide, daß man es in die Ferne verkaufen müßte, wächst in der Staffelsteiner Gegend nicht. Aber wer wollte dem Dichter das unzweifelhafte Recht, seine Phantasie frei walten zu lassen, verkümmern? Müssen wir ihm nicht vielmehr danken, daß er dies mit so glücklichem Wurf gethan hat? Empfängt doch dadurch das Gedicht seinen eigenartigen Schwung!

Wenn er dort oben — so sagt man schon in Bamberg — Wein wachsen läßt, obwohl nur ein kleines Fleckchen am Südabhange des Staffelberges mit Reben bepflanzt ist, so überträgt er einfach die Poesie des weinreichen Untermains auf den weniger fruchtbaren Obermain; und das muß er gewissermaßen. Denn wie soll sonst in den Keller des armen Klausners Wein kommen: er lebt ja doch nicht in einem reichen Kloster. Man muß sich eben den Klausner mit einem gewissen Wohlstande ausgerüstet denken können, wenn der Einbruch am Schlusse des Gedichtes nicht gar zu abstoßend wirken soll. Die Fiktion eines gefüllten Weinkellers, nicht einmal begünstigt durch die wirkliche Existenz eines Bierkellers, beruht auf der Vorstellung von dem großen Reichtume der Gegend. Sie bringt so viel hervor, daß der Einsiedler reichlichen Wein zur Verfügung hat, daß es somit keine gar so große Sünde ist, wenn ihn ein durstiger fahrender Schüler ein wenig schröpft. Nebenbei gesagt, ist es nach meinen Erfahrungen nicht überflüssig, zu bemerken, daß in dem Stoßgebete unter „Herr" Gott zu verstehen ist, nicht etwa der reiche Mann, bei dem man anklopft.

„Bald hebt sich auch das Herbsten an" enthält auch eine kleine chronologische Ungenauigkeit, indem die Weinlese erst mehrere Monate nach der Schnitternte beginnt. Wenn man aber genauer zusieht, entdeckt man in dieser scheinbaren Ungenauigkeit eine weitere Schönheit. In dem „bald" spiegelt sich die frohe Hoffnung des durstigen Scholaren wider, der nach Kinderart schon im Vorgenusse künftiger Freuden schwelgt.

Sehr gut ist auch für die Handlung die schöne Sommerzeit, die Zeit unmittelbar vor der Schnitternte, gewählt. Denn um diese Zeit ist das Thal durch Wallfahrer am meisten belebt, da die Landleute den Stillstand der landwirtschaftlichen Geschäfte, der zwischen der ersten Heuernte und dem Kornschnitt stattfindet, benutzen, um sich den Segen des Himmels durch Bittgänge nach dem nahen Vierzehnheiligen, dem alten Frankenthal, zu erflehen. Unterwegs singen sie Wechselgesänge, Antiphonien, von Scheffel doppelter Choral genannt; es sind darunter wohl Responsorien zwischen dem Vorsänger und den Walleuten zu verstehen

oder Wechselgesänge zwischen den Männern und den Frauen; vielleicht kann man auch an zweistimmigen Gesang denken.

Wenn der Dichter den Scholastikus in den Keller einbrechen läßt, um seinem Saufgelüste zu frönen, so trifft er genau die Stimmung der wüsten Studenten des Mittelalters, die keinen Unterschied zwischen Mein und Dein machten, wenn es sich um Befriedigung des Magens handelte.

Irrtümlich ist nur, daß Scheffel die Veitskapelle — das Veitskapela im Volksmunde —, die auf dem nächsten nach Bamberg zu liegenden Berge steht, mit der Adelgundenkirche verwechselt. Der Dichter hat den Irrtum wohl erkannt, aber nicht für nötig erachtet, ihn zu berichtigen. Das Wanderlied erschien zuerst im Gaudeamus 1878, und schon 1879 heißt es in dem Berichte von den Mücken in Aventiure: Und vom fernen Adelgundiskirchlein auf dem Staffelberge, das der junge Eremit in felsiger Klause hütet. (Ich citiere nach meinen Ausgaben.) Soll ich übrigens etwas aussetzen, so scheint mir der Grabfeldgau kein rechter Gegensatz zu Bamberg zu sein, da er von den davorliegenden Haßbergen und anderen Höhen für den Beschauer, der nach Westen blickend gedacht ist, verdeckt wird. Dann würde ich statt des schwer auszusprechenden „Pfarr" lieber den dem Mittelalter so geläufigen Ausdruck Pfaff gebraucht wünschen. Auch habe ich unwillkürlich stets gesungen: den allergoldigsten Sonnenschein, muß aber gestehen, daß der Ausdruck „allersonnigster Sonnenschein" wenn auch weniger plastisch, so doch eine schöne etymologische Figur ist.

Vielleicht verdiene ich mir den Dank mancher Leser, wenn ich hier einige zuverlässige Notizen über den Lebensgang Ivos anfüge. Die stets geschäftige Sage hat ihm allerhand Vergehen angedichtet, zu deren Büßung er sich diese Wolkeneinsamkeit auferlegt habe, und dergl. Das sind lauter Fabeleien. Ivo (Tauf-, nicht Mönchsname) Hennemann ist geboren als Sohn eines gut situierten Bauern in dem Dorfe Oberleiterbach. In seiner Jugend half er auf dem Felde mit, als aber 1856 die Stelle eines Mesners an der Adelgundiskapelle frei wurde, bewarb er sich, einem Herzensbedürfnis nach religiöser Beschaulichkeit folgend, um dieses jämmerlich dotierte Ämtchen, das er auch erhielt.

Er trat in die 1221 gestiftete Laienbruderschaft der Tertiarier, der dritten Klasse vom Orden des heiligen Franziskus, die keine klösterliche Abschließung von der Außenwelt, noch Erfüllung klösterlicher Gelübde von den Mitgliedern verlangte. Trotzdem stieg er bis ins höchste Alter täglich nach Staffelstein hinunter, um dort die Messe zu hören. Die Kleidung des Ordens trug er mit ministerieller Erlaubnis ständig. Anfangs ernährte er sich dürftig von dem ihm zugefallenen Teile des

väterlichen Erbes und dem Ertrage eines Gemüsegärtchens und einiger Wiesenflächen. Der fränkische Rigi war damals in weiteren Kreisen fast unbekannt, und nur selten verloren sich einzelne Naturfreunde aus der Umgegend in die aussichtsreiche Bergeinsamkeit. Erst als der Berg durch Scheffel bekannt wurde, bekam Ivo häufiger Zuspruch, so daß sich seine materielle Lage besserte. Doch nutzte er sein Monopol nicht aus; nie stellte er eine Rechnung, sondern überließ es den Gästen, wie sie sich für seine Gastfreundschaft erkenntlich zeigen wollten. Da die Mesnerswohnung immer baufälliger wurde, erlaubte ihm die Regierung freiwillige Spenden zur Erbauung eines neuen Häuschens zu sammeln. Und nun zog er von Haus zu Haus, von keiner Schwelle abgewiesen, bis er die Mittel zusammengebracht hatte, um ein steinernes Häuschen herzustellen. In diesem neuen Heim wirtschaftete er seit 1883 in gewohnter Weise. Als er sich schwächer fühlte, sagte er 1897 seinem geliebten Berge Lebewohl, um im Thale im Hause seines Bruders Aufenthalt zu nehmen. Dort erlag er am 11. September 1900 einem Schlaganfall in einem Alter von 76 Jahren. Er war ein einfacher und schlichter Mann, fromm, aber kein Frömmler, gesprächsbedürftig und mitteilungsselig, aber kein Schwätzer; er liebte Gesellschaft, namentlich von Studenten, was bei ihm, dem oft lange Zeit Vereinsamten, natürlich ist. Alles in allem: wer den anspruchslosen Greis mit dem Kindesgemüte gekannt hat, wird ihm gewiß ein freundliches Andenken bewahren.

Vielleicht ist es manchem früheren Besucher des Staffelberges nicht unerwünscht, zu erfahren, daß die dortige Mesnerstelle mit einem neuen Eremiten besetzt ist und daß in der Klause der bisherige Betrieb unverändert fortgeführt werden wird, dank den energischen und erfolgreichen Bemühungen des Herrn Bezirksamtmanns Badum in Staffelstein. Dieser Herr, dessen Güte ich auch obige Mitteilungen über Ivos Leben verdanke, hat das Verdienst, die Erteilung der Wirtschaftskonzession an den Eremiten durchgesetzt und der Spekulation, die auf dem Berge ein Gasthaus errichten wollte und damit den eigenartigen Reiz der Örtlichkeit vernichtet hätte, den Boden entzogen zu haben. Er ist es auch, der in erster Linie die Anregung zur Errichtung eines Scheffeldenkmals auf der Felsenkrone des Berges gegeben hat und unermüdlich für diese Idee thätig ist. Gern wird man auch dem begeisterten Verehrer der Scheffelschen Muse beistimmen, wenn er Achtung fordert für die prächtige Melodie, die der seitdem auch verstorbene Liederkomponist V. E. Becker in Würzburg geschaffen hat, und entrüstet ist über das Nachkrähen der zwei letzten Silben der 2. und 4. Reimzeile und andre Sangesunarten, die sich neuerdings eingeschlichen haben.

Ich kann nicht schließen, ohne denjenigen von meinen Lesern, welche die Gegend um Staffelstein nicht kennen, wenn sie Sinn für Poesie und landschaftliche Schönheiten haben, wenn ihnen zum Naturgenusse der Anblick von Kalkalpenschrofen und Dolomitblöcken nicht ganz unentbehrlich ist, den wohlgemeinten Rat zu erteilen, zum Ferienaufenthalt sich eine Zeit lang da oben — etwa in der Sommerfrische des Klosters Banz — niederzulassen und sich in die hier entstandenen Gedichte Scheffels zu vertiefen. Ich bin überzeugt, sie werden es nicht bereuen, zumal da für ausreichende Verpflegung des Körpers überall gesorgt ist.

Nürnberg. **Spälter.**

5.

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht."

Prof. Herwig bemerkt in seinem Aufsatze über „Goethe und die Verdächtigungen seiner Vaterlandsliebe" (14. Jahrg. S. 753 flg.) zu diesen Worten Goethes: „Wie unpatriotisch klingen des Dichters Worte: „Der Deutsche u.s.w." (S. 759). S. 771 führt er das ganze Gedicht „Nativität" an und fügt hinzu: „Das klingt fürwahr unpatriotisch; aber es ist neuerdings nachgewiesen, daß diese Verse so, wie sie überschrieben sind, als Nativität, als die Verkündigung eines in der Geburtsstunde durch den Stand der Gestirne bedingten Schicksals zu verstehen sind, als die Vorahnung des Entstehens einer deutschnationalen Bildung. Was sonst für böse Worte der Art aus des Dichters Munde kränken können" u. s. w. Für die neuere Auslegung verweist er auf Pietsch, Deutscher Sprache Ehrenkranz S. 309 flg. und Lyon, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht XIII, S. 218 flg.

Ich möchte mir erlauben, dazu zu bemerken, daß ich diese Worte nie als Hohn empfunden habe und daß diese Auffassung auch Rudolf Hildebrand nie gehabt zu haben scheint. Vielmehr findet er darin nur einen Ausdruck deutschnationalen Empfindens. In der Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht" (3. Aufl. 1887, S. 77) und dann nochmals in dem Aufsatze „Französischer Accent auf deutschen Namen" (Zeitschr. für den deutschen Unterricht 6,585 flg., Beiträge S. 302) führt er aus, daß Goethe beim Abschluß „seiner hellenischen Periode" zur deutschen Art umkehrte und durch jene Worte erklärte, „daß das Deutsche nun ausreiche, um Gelehrsamkeit zu geben. — — Da ist bei ihm das Gefühl durchgebrochen, daß das Deutsche fortan in die Mitte der höchsten deutschen Bildung rücken müsse". In der Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht" führt Hildebrand auch den Nachweis, daß sich das Goethesche Wort in ganz ähnlicher Form schon bei Canitz, Gottsched und Bodmer findet, und zwar bei den beiden letzten in „seinem Sinne" als „Prophe-

zeiungen auf eine kommende, noch ferne Zeit". Bodmer setzte die Worte: „Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er sein Teutsch versteht" über seine 1768 erschienene deutsche Grammatik.

Quedlinburg. **E. Wilke.**

6.

Zu Goethes Pandora 107 flg.

Dichtung und Wahrheit könnte man als die beiden Brennpunkte in Goethes Lebensbahn bezeichnen, wie er selbst die Beschreibung seines Lebens durch diese Benennung kennzeichnete. Was er dichtete, das hatte er erlebt. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfing er, wie er in der Zueignung sagt. Ihm war die Wahrheit nicht das verschleierte Bild zu Sais, das wir nicht enthüllen dürfen. Schiller stellte die Wahrheit unter jenem Bilde dar, weil unser Wissen Stückwerk ist. „Nur der Irrtum ist das Leben", und das Glück vollkommener Erkenntnis ist uns versagt. Und doch beglückt uns das Streben nach Erkenntnis als die Ausübung einer uns innewohnenden geistigen Kraft. Für das aber, was uns nicht beschieden ist, gewährt die Dichtung einen holden Ersatz. Der Dichter erhebt das Wirkliche und Einzelne zum Allgemeinen und zeigt uns die ernste übergewaltige Wahrheit im anmutigen Bilde.

Hiernach kann es nicht mehr zweifelhaft sein[1]), was Goethe mit folgenden Worten gemeint hat (Pandora 107 flg.):

Doch höher steigt, bedächtig ernsten Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts bringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunsterregend, strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, dein Auge suchend, emsig her.

Jenes die Wahrheit, dieses die Dichtung; konnten sie fehlen in dem Schatze der Allbeschenkenden, der Pandora? Konnten sie fehlen, nachdem Liebesglück und Schmucklust bereits genannt sind?

Dort, siehst du, sprach sie, glänzet Liebesglück empor!
Wie? rief ich; droben schwebt es? Hab' ich's doch in dir!
Daneben zieht, so sprach sie fort, Schmucklustiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.

In einer Parallelstelle verbindet Goethe dieselben vier Begriffe; dort nennt er Dichtung die Lust zu fabulieren und Wahrheit des Lebens ernstes Führen und fährt fort:

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

Friedenau. Prof. Dr. **H. Draheim.**

---

1) W. Büchner (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VII, 1893, S. 364) verzichtete auf des Rätsels Lösung.

7.

Zu Chamissos Gedicht: „Berlin. Im Jahre 1831."

In der Ausgabe der Werke Chamissos von dem bekannten Litterarhistoriker Heinrich Kurz (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1869) lautet die dritte Strophe des Gedichtes „Berlin. Im Jahre 1831" folgendermaßen:

„Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz,
Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz:
Erblühet zum Gesang mein heimlich Weinen,
Und alle meine Lieder sind die deinen."

So heißt es auch in der Ausgabe „Ausgewählte Gedichte von A. v. Chamisso" (Verlag von W. Fiedler).

„Weinen" aber scheint doch nicht in den Zusammenhang des ganzen Gedichts zu passen, in welchem Chamisso das „heitre, reiche Leben" schildert, das ihm im Kreise seiner Familie und seiner Freunde erblüht ist.

Nun bieten andere Ausgaben, wie die von Rauschenbusch (Berlin, Grote 1876), die Hendelsche, die Weidmannsche, die Lesart: „mein heimlich Meinen".

Hier wäre dann meinen wohl in dem Sinne von „lieben" zu fassen, wie häufig im Mittelhochdeutschen und im älteren Neuhochdeutsch, und auch noch später bei Opitz („Wenn du mich meinst, wie dich mein Herze liebt"), bei Tersteegen u. a., selbst noch im 19. Jahrhundert altertümlich und dichterisch:

„Freiheit, die ich meine." (Schenkendorf.)

„Gieb, daß ich keinen andern mein',
O Heiland, als nur dich allein."
(Straube im Reisepsalter Nr. 271.)

Wird demnach „meinen" als die richtige Lesart anzusehen sein?

Stolp. **A. Heintze.**

M. Besler, Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile. Jahresbericht der Realschule in Forbach. Ostern 1900. 31 S. gr. 8°.

Aus einer Menge von Flurnamen geht hervor, daß sich im Kreise Forbach Alemannisches oder Schwäbisches und Oberfränkisches gemischt haben. Allmählich drangen französisches Wesen, französische Anschauungen und französische Sprache auch in die Forbacher Gegend ein. Nur der Frankfurter Friede hat verhindert, daß Deutsch-Lothringen der Verwelschung anheimgefallen ist. Im II. und III. Kapitel (S. 10—13) be-

handelt Besler den Lautbestand und die Eigentümlichkeiten der Forbacher Mundart. Die oberfränkische Forbacher Mundart ist durchsetzt mit alemannischen Bestandteilen; das zeigt sich im Wortschatze (hirz, gaeis, imms statt fränkisch hìrsch, zîge, bîns), in der Wortbildung (die Koseform mit -le, lê in Pierr-lê, Marie-lê, daneben die fränkische Koseform auf chen), in der Beugung der Hauptwörter (mädchər u. a.) und Zeitwörter (mér bín, ír bín, sə bín, haš də?). Alemannisch ist auch die lange Aussprache folgender einsilbigen Wörter: dâs, wâs, ês, ân, vôn, hîn.

Die französischen Bestandteile, die sich noch in der Forbacher Mundart erhalten haben, kann man einteilen in Fremdwörter (mit französischer Aussprache und Betonung) und Lehnwörter. S. 14—18 inkl. folgt eine Liste der rein französischen Wörter, nach Wortarten geordnet, S. 19 bis 28 die Lehnwörter (eingedeutschte Wörter). Viele von diesen Lehnwörtern haben die übrigen Dialekte ebenfalls, auch die niederdeutschen [1]); dazu rechne ich Ausdrücke wie: die blûsə (la blouse), die búddæl (la bouteille), die fòrm (la forme) und viele andere. Fremdartig klingen anderen Dialekten schon Worte wie die gosch (la gorge), die grùschələ (les grosseilles), die kórdəl (la cordelle), die šbìngəl (l'épingle), Schámbiær (Jean Pierre), kadùck (caduc), wîf (vif), dèrmle (von dormir), grùmmele (grommeler), króschên (häkeln, le crochet), pàweíə (paver), gə-sùffert (gelitten, von souffrir), nùndəbîp (nom d'une pipe! Fluch). Außerdem giebt es noch Mischungen aus französischen Wörtern und aus französischen und deutschen Wörtern, wie: der brosswèrbal (le procès-verbal), der schûḡdəbœ (le juge de paix), fixfeiər (Streichhölzer, schnelles Feuer), der kamionnâḡfürmann (Rollfuhrmann, le camionnage), das hûsəer (Hausflur, l'aire f., die Tenne). Interessant sind die deutschen mundartlichen Redensarten und Wendungen, die auf französischen Mustern beruhen (Gallicismen), wie: Ich gen èbbəs dûn (Je vais faire quelque chose), hólla gên (aller chercher), 's get szwèlf ûr schlâə (il va sonner midi), ìch mach'n schô 'nausflîjə (je le ferai sortir), 's macht wârm (il fait chaud), 's hat welche (il y en a), vor szu èssə = um zu essen (pour manger), mê hêcher = mehr hoch, höher (plus haut) u. a. Auch Mischungen aus Hauptwörtern und Zeitwörtern kommen vor, z. B.: sə sinn d 'accord (ils sont d'accord), èr hat 'n acquis (il a de l'acquis), èr hat 'n toupet = er ist verrückt (le toupet, Narrheit) u. a.

Im ganzen sind es mehr als 500 Fremdwörter und etwa 600 Lehnwörter, zusammen also ungefähr 1100. In den letzten zwanzig Jahren

1) Vergl. R. Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Beilage zum Jahresberichte des Realprogymnasiums zu Delitzsch. Teil I, Ostern 1897. Teil II, Ostern 1898.

kann man nun aber auch in Forbach die Wahrnehmung machen, daß manches französische Wort verschwindet und einem deutschen weicht. Das ist ein natürlicher Vorgang. Die Alten, die zäh an dem Hergebrachten und Gewohnten halten, scheiden ab und machen den Jungen Platz, die in anderen Anschauungen und Verhältnissen aufgewachsen sind.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

G. H. Müller, Beiträge zur Sprachwissenschaft. Wiss. Beilage zum XXIX. Jahresbericht des Gymnasiums zu Saargemünd. Ostern 1900. Saargemünd 1900. 21 S. gr. 8°.

In seiner Abhandlung „Das Genus der Indogermanen und seine ursprüngliche Bedeutung"[1]) hat der Verfasser, gestützt auf Brugmanns Widerlegung der Grimmschen Genustheorie, nachgewiesen, daß, wie die Semiten und Hamiten, so auch die Indogermanen von vornherein nur zwei Genera, d. h. Bezeichnungsarten für die Nomina hatten, daß nämlich das Masculinum das Concrete, das Femininum und Neutrum, im Grunde einer Bedeutung, das Abstracte bedeutet hatten. Erst als durch zahlreiche Übergänge von Abstrakten in die konkrete Bedeutung und Form der alte scharfe Unterschied zwischen Concretum und Abstractum verschwunden war, und man nicht mehr die verschiedenen Bildungsweisen des Femininums und Neutrums gegenüber der einheitlichen Form des Masculinums auf s verstand und fühlte, erst da begann man die Genusendungen als Sexusendungen zu nehmen und kam so zu dieser uns geradezu verwirrenden Inkongruenz in der Sexualisierung der Wörter. Abstracta wurden verwendet zur Bezeichnung weiblicher Wesen, und so fielen Abstracta und weibliche Wesen überhaupt in eine Kategorie. Bei den Iraniern z. B. sind Asa das Weltgesetz, Havertât die Gesundheit und Amertât die Unsterblichkeit zugleich Namen von Göttinnen. Armati die Frömmigkeit gilt auch als Erdgöttin und Gemahlin des Ahura. So war im Ägyptischen Mahat das Recht oder die Gerechtigkeit Göttin und als solche Tochter des Sonnengottes Rha. Wenn nun die Vermutung des Verfassers über die Grundbedeutung des Genus richtig ist, so folgt daraus, daß Nomina agentis ohne Ausnahme s erhalten haben müssen. Nomina agentis sind aber auch Liquidastämme, und gerade bei diesen leugnet die neuere Sprachforschung die Bildung des Nom. Sing. mittelst s. Die verschiedenen, sonst recht beachtenswerten Abhandlungen, die über diesen Punkt handeln, entbehren eines grundlegenden und bestimmenden Standpunktes, sie nehmen zwei Nominativbildungen auch derjenigen konsonantischen Stämme an, welche nomina agentis bedeuten. S. 9 kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die ersten

1) Indogerm. Forschungen von Brugmann und Streitberg, VIII, S. 304 flg.

Laute der Menschen die echten Interjektionen, und zwar die vokalischen a, o, u, e, i, au u. s. w, waren.[1]) Dann entstanden die Pronomina, die deutenden Redeteile, natürlich nur die Wurzeln derselben. Erst darauf entwickelten sich die Wurzeln und bald auch durch Zusammensetzung die Stämme, welche eine Thätigkeit nach dem Geräusche, welches sie hervorbrachte, oder nach einem anderen sinnenfälligen Eindrucke, welchen sie hervorrief, oder mit Hilfe der die Thätigkeit nachmalenden Hand benannten, die nennenden Redeteile. Aus diesen Verbal-Wurzeln und -Stämmen endlich entstanden die nomina agentis und actionis, die sich scharf durch ihre Endungen unterschieden. Der Casus und Modus der Wahrnehmung, der Nominativ und der Indicativ, und der Casus und der Modus der Vorstellung, der Accusativ und der Conjunctiv (Optativ), sowie die des Befehls und des Verbotes, der Imperativ und der Injunctiv, mit den Negationen der Wahrnehmung und der Vorstellung nā und mā, οὐκ und μή, non und ne, wurden geschaffen und damit die Grundlagen der Deklination und der Konjugation festgestellt. Mit den Casus entstand auch das Genus. Mit dem Nom. Sing. auf s, der Form der Wahrnehmung, war auch das Masculinum, die Form für das Concretum, gegeben und mit der Bildung des Accus. Sing. und des Conjunctivs und Optativs, sowie mit dem Stamm auch das Femininum und Neutrum. Das älteste Genus wäre also das Neutrum im Stamm, denn es brauchte nicht erst gebildet zu werden, das nächste das Masculinum auf s und mit ihm das Femininum auf a, ie und das Neutrum auf m. Die Tempora entstanden nach den Modi.

S. 13—17 inkl. behandelt Müller die lokalistische Auffassung der Casus, die er entschieden zurückweist gegen O. Hoffmann[2]) u. a. S. 18 bis 21 inkl. handeln über die Bildung der 1. Sg. Ind. Praes. Act. Nach eingehender Prüfung der Ansichten von Scherer (Zur Geschichte der deutschen Sprache, 1868, Kap. 6; der Unterschied zwischen den Verben auf ω und denen auf μι giebt ein treues Abbild des ursprachlichen Zustandes), Kuhn (widerlegt Scherer 1869 in d. Ztschr. f. vergl. Sprachforschg. Bd. 18, S. 321—411) und Brugmann (Morphol. Untersuchungen I, S. 138 flg.: er sucht Scherers Behauptung von der schon ursprachlich verschiedenen Bildung der 1. Sg. Ind. Praes. Act. auf ō und mi ausführlicher zu begründen) kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die indogermanischen Verba nur die eine Personalendung -mi im Praes. Sg. hatten.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

1) Pfui ist schon abgeleitet aus der Wurzel pu (πύω übelriechen).

2) Recension der vergleichenden Syntax von Delbrück (Bezzenberger, Beiträge 1899, S. 167 flg.).

Zeitschriften.

Die Gesellschaft. 17. Jahrg. 1901. 1. Mai-Heft. Inhalt: Friedl Martin, Ein Wort zur deutschen Burenbegeisterung. — Arthur Seidl, Biedermeier in Decadence? — Hans Bethge, Lolita. — Hans Bethge, Heinrich Vogeler. — E. Kloß, Kunst und Staat. — Betty Winter, Sünde. — Arthur Seidl, Münchner Rundschau.

—— 2. Mai-Heft. Inhalt: Polytropos, Die deutsche Ostafrikanische Bahn. — Siegfried Hey, Beim Grafen Tolstoi. — Karl Heckel, Fiducit! — M. Reinhold von Stern, Gedichte. — Leopold Weber, „Gockeler; krah!" — Einiges von Xanthippus. — Richard Huldschiner, Die Clique. — Martha Asmus, Ein Retter vom Geist. — Arthur Seidl, Münchner Rundschau.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 5. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Thrändorf, Der Religionsunterricht im Lehrerseminar. — Kahle, Die Seminarlehrerbildung in Frankreich.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 12. Jahrg. Inhalt des 7. Heftes: Drei neue Bücher über Hamlet oder Hamlet, sein Charakter, sein Benehmen gegen Ophelia, gegen Claudius, sein Alter, seine Genialität, der allgemeine Charakter und die Chronologie des Stücks. Von Professor E. Humbert in Bielefeld. (Schluß.) — Nikodemus Frischlin. Von Reallehrer Beßler in Ludwigsburg. — Die Riedlersche Rede vom 29. März 1901. Von Dr. G. Holzmüller.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Friedr. Seiler, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. Berlin, Weidmann, 1901. 70 S. Preis 1 M. 40 Pf.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgeg. von Lehrern der deutschen Sprache am Realgymnasium zu Döbeln. IV. Teil, 1. Abtlg. Untertertia. 3. Aufl., Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901. 331 S.

Prof. Viktor Kiy, Kurze Dispositionslehre nebst Beispielsammlung. Berlin, Weidmann, 1901. 104 S.

Dr. Hans Vögli, Aphorismen über den Idealismus auf der Grundlage der empirischen Psychologie. Bern, Neukomm & Zimmermann, 1898. 59 S.

Wilhelm von Polenz, Luginsland, Dorfgeschichten. Berlin W., F. Fontane & Co., 1901. 87 S.

——, Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in zwei Bänden. 2. Aufl. Berlin W., F. Fontane & Co., 1901.

Prof. Dr. Gustav Lücking, Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. I. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der 3. Realschule zu Berlin. Ostern 1901. R. Gaertners Verlag. 37 S.

Dr. jur. A. W. von Dietel, Kein Duell mehr! Dresden, v. Zahn & Jaensch, 1901. 17 S.

Dr. H. Meyer, Die Sprache der Buren. Göttingen, Franz Wunder, 1901. 105 S.

Dr. Heinze, Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen. 14. Bändchen, Aufgaben aus „Julius Cäsar" und „Coriolan". Leipzig, Wilh. Engelmann, 1901. 75 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Von Dr. **Hermann Boll** in Brühl.

Pflege und Bedeutung der deutschen Mundarten.

I. Anerkennung der Mundarten.

Die zur Stunde in allen Teilen Deutschlands sich zeigende Anerkennung unserer Mundarten ist nicht, wie ängstliche Gemüter glauben, die vorübergehende Erscheinung einer Modethorheit, welche über kurz oder lang der Lächerlichkeit anheimfällt, sondern die Folge der sich mächtig regenden, urwüchsigen deutschen Volkskraft, das natürliche Ergebnis des wiedererwachten Nationalgefühls seit der Gründung des Deutschen Reiches unter Preußens glorreicher Führung.

In unserer Jugendzeit, in den 50er und 60er Jahren, sah es hierzulande mit der Beurteilung der Sprache des Volkes übel genug aus. Dialektisches Deutsch zu sprechen, galt für ein Zeichen von Unbildung ja sittlicher Roheit, und wie einen Aussätzigen hätte man selbst den Gebildeten gemieden, der sich vermessen oder gar eine Ehre darin gesucht hätte, als unverfälschter Sohn des platten Landes in „gebildeten" Kreisen, bei Frauen, die in Frankreich, Belgien und Holland ihre „Bildung" genossen, die Sprache seiner Vorfahren, die Sprache seiner guten, braven und biederen, wenn auch nicht „hochmodern" in einer ausländischen Erziehungsanstalt „gebildeten" Mutter zu sprechen. Was wäre wohl geschehen, wenn ein Gymnasiast auf dem Schulhofe oder in dem durch die Beschäftigung mit den humanistischen Studien und die Anwesenheit fein erzogener, reicher Mitschüler geweihten Klassenzimmer sich erdreistet hätte, Plattdeutsch zu sprechen? Er wäre freilich nicht sogleich erwürgt worden, allein der strafende Blick des gefürchteten Direktors, eine tadelnde Bemerkung seitens des Ordinarius in der Klasse, die mitleidige Geringschätzung seiner Mitschüler — das wäre das traurige Los des Unglücklichen gewesen.

Wie kann jemand, der dereinst zu den gebildeten Menschen gezählt werden, der über kurz oder lang ein mehr oder minder einflußreiches

Amt bekleiden will und an der Verwaltung von Staat und Kirche nach seinen Kräften mitzuwirken berufen ist, wie kann ein solcher, so fragte man mit Entrüstung, es wagen, Platt zu sprechen?

So ist es denn nicht zu verwundern, daß man der Volkssprache jede Berechtigung des Daseins absprach und, ohne dabei eine Thräne zu vergießen, ihr eine baldige Unterdrückung in nahe Aussicht stellte. So sagt Bergmann (Straßburger Volksgespräche, Straßburg 1873, S. 8): „Wie viele andere Dialekte ist auch vor allen die Straßburger Mundart heute geschichtlich zum Tode verurteilt". Und mit einer gewissen Unfehlbarkeit schrieb Strackerjan (Das Plattdeutsche als Hilfsmittel für den Unterricht, Oldenburg 1866. Progr. S. 6): „Die Lebenskraft des Plattdeutschen ist dahin, und eine Modelitteratur, wie wir sie seit etwa 13 Jahren haben, kann kein Heilmittel bieten, durch welches seine Lebensfrist nur um ein Jahrzehnt verlängert wird". Nach diesen prophetischen Worten durfte es seit 1876 kein Plattdeutsch mehr geben. Wenn einem Menschen der Tag seines Todes vorhergesagt wird, so pflegt er in der Regel noch recht lange zu leben; so geht es auch mit den Mundarten. Denn ein Dialekt ließe sich nur vernichten erstens durch ein Drama, wie Karl der Große es zu Verden an der Aller ausführte, und zweitens durch eine zielbewußte, Jahrhunderte lang dauernde Erziehung unter Anwendung polizeilicher Gewaltmaßregeln. Beide Fälle kommen in unserem Zeitalter der Humanität nicht mehr vor, also bleiben die Mundarten weiter bestehen. „Es giebt Leute", sagt Klaus Groth (Über Mundarten und mundartliche Dichtung, Berlin 1873, S. 1), „welche es für eine Frechheit erklären, Bücher zu schreiben in der Sprache der Gasse und der Schänkstuben. Daher schreibt mit Wehmut der Jever Kalendermann: Ünnergahn deit se, ünnergahn deit se, wie holt se nich op." Und Klaus Harms sagt in seinen Gnomen 1842: Min lewe Landessprak, gode Nacht (S. 69). Robert König, dem man Besonnenheit und ein ruhiges, sachgemäßes Urteil nicht absprechen darf, äußert sich in seiner deutschen Litteraturgeschichte (Bielefeld 1879, S. 643): „Die Gedichtsammlung Quickborn enthält sehr zarte und innige und wieder köstlich humoristische Lieder; dennoch läßt sich dieser ganzen Richtung auf mundartliche Dichtung keine große Zukunft vorhersagen, noch auch wünschen; sie ist kein Fortschritt, sondern ein Abfall von dem Reichtum des Hochdeutschen, wie Karl Gödeke es kürzlich bezeichnete".

Zum Glück für den Genius des deutschen Volkes ist die Verwirklichung dieses betrübenden Zukunftsbildes eine Unmöglichkeit. Aber ein so eingefleischtes Vorurteil, wie man es gegen die Mundarten hegte, kann nicht über Nacht verschwinden, es sei denn, daß ein außergewöhnliches Ereignis einträte. Es ist eine höchst beachtenswerte That-

sache, daß die rastlos gehetzten Mundarten trotz ihrer Verfolgung auf der einen und Geringschätzung auf der anderen Seite bei dem „Volke" einer großen Beliebtheit sich erfreuten und daher im stillen weiter blühten. Zäh hielt der „gemeine" Mann, der Handwerker, der Tagelöhner, der Fabrikarbeiter, der staatserhaltende Landmann, schier zehn Millionen Menschen mit Weib und Kind an der Sprache fest, die ein jeder von seiner braven Mutter gelernt hatte. Durch diese Charaktereigenschaft hat das „arme Volk", auch ohne in seinen Reihen geistvolle Sprachforscher zu besitzen, sich um die Schriftsprache große Verdienste erworben.

Nur einige wenige Männer haben die hohe Bedeutung der Dialekte für die geistige Entwickelung des ganzen Volkes und die Wichtigkeit derselben für die sprachliche Weiterbildung des Schriftdeutschen richtig erkannt, aber ihre Stimmen blieben vielfach unbeachtet; sie waren, wie so oft, die Prediger in der Wüste.

Der alte Vater Jahn, der für die Wahrheit seiner Überzeugung gelitten hat, also nicht bloß leere Worte im Munde führte, ließ die mahnende Stimme in seiner eigentümlich kräftigen Weise also erschallen: „Mundarten sind keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederem Range, die nur annoch in einem Versteck und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegenteil sind sie nach altem, wohlhergebrachtem Recht in irgend einem Gau auf Grund und Boden erb- und eingesessen. In einem weit und breit durch Gauen, Marken und Lande wohnenden Volke muß es eine Menge höchst notwendiger Begriffe geben, treffliche Bezeichnungen, gehaltene Schilderungen und sprechende Gemälde, die niemals in Büchern vorzukommen Gelegenheit hatten. Aus diesen mehrt sich allezeit, wenn Not am Wort ist, die Schriftsprache, die ohne sie nicht heil, sondern unganz ist. Die Gesamtsprache hat hier Fundgruben und Hilfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Notpfennige des Sprachschatzes. Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam. Die Schriftsprache ist die höchste Anwaltschaft der Spracheinheit, die Mundarten bleiben die dazu durchaus nötigen Urversammlungen der vielgestaltigen Einzelheit." (Schram S. 62 u. 63.) „Immerhin mögen die Mundarten als Volkssprachen bleiben, nur kein geschlossenes, unzugängliches Gebiet gegen die Gesamtsprache behaupten. Alle Mundarten können unmöglich Lehr- und Büchersprache sein, aber für Volksdichtungen sind sie trefflich zu benutzen und zur Vervollkommnung der Gesamtsprache." (Schram S. 24.)

Die erfreuliche Thatsache, daß die Dialekte trotz aller Verfolgung seitens des Unverstandes im Munde des Volkes fortblühten, beobachtete

und bestätigte auch der Altmeister Goethe, wenn er sagte: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft."

Das Studium der Mundarten war und blieb die Lieblingsbeschäftigung von nur einigen erleuchteten Söhnen der deutschen Nation. Daß die Dialektwerke gar nicht gelesen worden seien, ist eine Unwahrheit, aber sie fristeten doch nur ein bescheidenes Dasein, gleich dem verborgenen Veilchen im einsamen Waldesdunkel. Wie dies nun in der Gegenwart anders werden sollte, wollen wir im folgenden sehen. Vor allem wurde durch die Forschungen der Germanisten die Erkenntnis geweckt, daß wir in den Mundarten nicht eine Verschlechterung der Schriftsprache zu sehen haben, sondern die geschichtlich gewordene natürliche Entwickelung der alten Sprache gegenüber der mehr oder minder zugestutzten Sprache der Schrift (vergl. Schleicher, Die deutsche Sprache). Die Wendung zum Bessern kam nun doch allmählich.

1. Am 24. April 1889 feierte der Dialektdichter Professor Klaus Groth in Kiel seinen siebzigsten Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit nun erhielt er von Sr. Majestät die folgende Drahtnachricht: „Dem Begründer der norddeutschen Dialektdichtung und Schöpfer des Quickborn die besten Glück- und Segenswünsche zum heutigen Tage." Professor Mommsen überreichte dem plattdeutschen Sänger im allerhöchsten Auftrage den Roten Adlerorden III. Klasse und überbrachte zugleich die Glückwünsche Sr. Excellenz des Herrn Kultusministers. Der Dichter wurde mit Ehren und Auszeichnungen förmlich überhäuft. Die Kieler Festordnung lud den plattdeutschen Mann zu einem ihm zu Ehren abends in der „Eintracht" veranstalteten Konzert und Festmahl ein. Die Kieler Frauen widmeten ihm eine prachtvolle Gabe, bestehend ans einem künstlerisch angefertigten Bücherschrank und einem Lehnsessel. Der Platz an der Wohnung des Dichters erhielt den Namen Grothplatz. Ebenso erhielt der Sänger von nah und fern aus allen Teilen Deutschlands Beifallstelegramme. Zwei Jahre später, am 22. April 1891, wurde demselben auch der ihn doppelt ehrende Schillerpreis zuerkannt. Die dem Dichter zu teil gewordenen Auszeichnungen dürfen wir nicht mit einer Artigkeit oder Förmlichkeit verwechseln. Denn Kaiser Wilhelm II., der selbst eine humanistische Bildung genossen und den hohen Wert der deutschen Sprache oft genug betont hat, hob hervor, daß er die verdiente Auszeichnung nicht etwa einem gelehrten Professor der Hochschule, sondern einem plattdeutschen Dichter, dem Verfasser des Quickborn verliehen habe. Diese Thatsache können wir nicht hoch genug anschlagen, da sie zeigt, daß man am Hofe, an dem man, abgesehen vom Englischen und Französischen, nur Hochdeutsch sprach, ein Verständnis

besitzt für die Rede des gewöhnlichen Mannes, der in guten und schlimmen Zeiten immer treu zu den Stufen des königlichen Thrones gehalten hat.

2. Auch der stolze Humanismus hat die Wichtigkeit der Mundarten als des Ausflusses unwiderstehlicher Volkskraft eingesehen und von seiner bisher geübten vornehmen Zurückhaltung endlich abgelassen. Die Direktorenversammlung der Provinz Sachsen hat folgenden Leitsatz als bindend für den Unterricht in den Gelehrtenschulen anerkannt: „Aufklärungen über die Mundarten sind im deutschen Unterricht nur soweit zu geben, als das örtliche Bedürfnis nötig macht." (Berlin, Weidmann, 1886, S. 525.) Viel ist zwar in diesem Satze noch nicht zugegeben, aber es genügt vorläufig schon, daß das starre Prinzip der bisherigen Anschauung durchbrochen ist.

3. Der kaiserliche Oberschulrat von Elsaß-Lothringen hat am 9. August 1890 an sämtliche höheren Lehranstalten des Landes eine Verfügung erlassen, in welcher vor Unterschätzung der Wichtigkeit der Volkssprache gewarnt wird. Durch eine solche Unterschätzung könne der Glaube erweckt werden, es ginge die deutsche Schule im Lande auf die Unterdrückung der Volkssprache aus. Es ist der Wunsch der Schulbehörde, daß die Volkssprache in ihrer Ursprünglichkeit gehegt und gepflegt werde.

4. Der Oberschulrat von Elsaß-Lothringen hat unter dem 14. Februar 1891 an die ihm unterstellten Vorstände eine vortreffliche Verordnung ergehen lassen, deren vierter Punkt also lautet: Der Unterricht in der deutschen Sprachlehre soll den Schüler dazu anleiten, das Deutsche nicht als eine Büchersprache, sondern als eine geschichtlich gewordene, stetig sich fortentwickelnde, lebendige Sprache anzusehen; darum soll der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfen.

5. Die Mitteilungen aus dem Gebiete des Volksschulwesens erklären in Nr. 42 S. 373 (1891): „Es sind achtbare Gründe vorhanden, die Volksmundarten gerade als solche im Munde des Volkes lebendig zu erhalten. Das Plattdeutsche ist eben seine Muttersprache. Mit plattdeutschen Lauten wird das Gemüt des Kindes geweckt, mit plattdeutschen Worten genährt und gepflegt. Das Bild der Mutter, das Vaterhaus, das ganze Paradies der Jugend, alle die Nährstätten für das Gemüt, diese unentbehrlichen Grundlagen und starken Stützen für Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, die dem Menschen das ganze Leben hindurch heilig und teuer sein müssen, haben ihr Licht, ihre Wärme, ihr Leben von der plattdeutschen Muttersprache. Nimm dem Menschen seine Muttersprache, so nimmst du ihm die genußvolle und so segensreiche Erinnerung an die

Ideale seiner Kindheit, und sein Gemüt, das sich aus diesen nun versiegten Quellen nährte, muß verkümmern."

6. Recht kräftig ist für die Bedeutung der Mundarten der Heidelberger Professor Osthoff eingetreten. In einem wissenschaftlichen Vortrage sagt dieser Gelehrte: „Wem es immer beschieden war, in den Tagen seiner Jugend eine Volksmundart zu sprechen und durch und durch ihre Laute, Formen und ihren gesamten Redestil sich anzueignen, der hat Grund, sich darob glücklich zu schätzen. Um vieles in der Welt möchte ich persönlich es nicht missen, daß in meinen ersten Lebensjahren bis zum Eintritte in die Volksschule noch kein schrifthochdeutsches Wort über meine Lippen gekommen, daß ich als Plattdeutscher von Geburt von dem Boden meiner plattdeutschen Heimat weniger entwurzelt bin, als ich im andern Falle es sein würde, daß meine sprachvergleicherischen Neigungen ihre erste und jetzt noch andauernde Nahrung finden konnten an dem mir frühzeitig entgegentretenden Verhältnis volksmundartlichen Mutterlautes und in der Schule erlernter Schriftsprache." (Schriftsprache, 1883, S. 32.)

7. Der Jenaer Professor August Schleicher tritt in seinem Werke „Die deutsche Sprache", Stuttgart 1879, S. 111 und 112 so für die Dialekte ein: „Die Mundarten sind die natürlichen nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterisch geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. Nichts ist thörichter, nichts verrät mehr den Mangel wahrer Bildung, als das Verachten unserer Mundarten; nichts ist lächerlicher, als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen zu wollen oder gar die Aussprache einer anderen, die man für besser hält, nachäffen zu wollen. Fort also mit dem Vorurteil, daß nur der ein gebildeter Mann sei, dessen Rede man nicht anhören könne, aus welchem Teile Deutschlands er stamme; fort mit dieser Unnatur und Sprachkünstelei!"

8. Der Gesamtvorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat am 15. Oktober 1887 folgende zeitgemäße Preisaufgabe gestellt: Wie können Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden? Die Bewerber sollten eine Mundart eingehend behandeln, die beste Arbeit sollte mit einem Preise von 1000 Mark bedacht werden. (Zeitschrift I, Sp. 264.)

Kann man wohl in beredterer und lebendigerer Weise für die hohe Bedeutung der Dialekte seine Stimme erheben, als es hier geschehen ist?

9. Der in Koblenz wohnende Geheimrat Herr Franz Linnig spricht sich in dem Werke „Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache",

Paderborn 1881, S. 37 und 38 über den Wert der Mundarten also aus: „Eine Sprache kann ohne die verjüngende Kraft der heimischen Dialekte ihrer Bestimmung nicht gerecht werden. Sie bedarf des Unterwuchses der Mundarten als einer Lebensbedingung; losgelöst von diesen Quellen ihrer Nahrung müßte mit den äußern Formen auch der Geist einer Sprache absterben. Die litterarischen Dialekte gewisser Perioden können sterben; die Sprachen als solche sind unsterblich; denn aus dem unversiegbaren Quell der Mundarten brechen neue und verjüngte Formen hervor, wenn die alten erstarrt und erstorben sind. Freuen wir uns daher des Reichtums an Mundarten, den Deutschland aufzuweisen hat, und denken wir vor allem nicht gering von der Sprache des gemeinen Volkes!"

Ist jemals in so klarer, thatkräftiger und begeisterter Weise das Lob der Mundarten gesungen worden, wie diese neun Kundgebungen an den Tag legen? Diese Stimmen wiegen um so mehr, da sie völlig frei und unabhängig voneinander sind. Die Dialektdichter vor allen dürfen mit diesen Äußerungen sehr zufrieden sein; denn niemals ist der hohe Wert der deutschen Mundarten rückhaltsloser anerkannt worden. Die deutsche Schriftsprache einerseits und der deutsche Volksgeist andererseits werden aus dieser erfreulichen Thatsache gleich großen Gewinn ziehen. Entgegen unserer sonst stets grundsätzlich geübten Gepflogenheit, nur das Sachliche ins Auge zu fassen, müssen wir hier einmal eine Ausnahme machen und uns nach dem Range der Personen umsehen, die in der Gegenwart die Ehrenrettung der Mundarten veranstaltet haben. Es ist dies zunächst Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., es sind dies die Zierden der heutigen Wissenschaft, Professoren, hohe Schulbehörden, kurzum eine erlauchte und vornehme Gesellschaft, Geburts- und Geistesadel in einzig schöner Vermählung.

II. Schwierigkeiten bei der Lektüre und dem Studium der mundartlichen Werke.

Die Hindernisse und Schwierigkeiten, die bei der Lektüre und dem Studium der Dialektwerke sich zeigen, liegen in der Natur der Sache und sind a) formaler, b) materieller Art.

Wenn der Aachener, Iserlohner und Stuttgarter in der Mundart miteinander verkehren, so verstehen sie sich so wenig, wie der Russe, Engländer und Portugiese. Gleichwohl haben die Schriftsteller es versucht, ihre Erzeugnisse auf den Büchermarkt zu bringen, und abgewartet, ob das Glück ihnen hold sei. Auf erfolgreiche Empfehlungen durch mächtige Freunde mußte die „Sprache der Gassenbuben" natürlich von

vornherein verzichten; sie waren also auf sich allein angewiesen. Daher erstreckte sich ein Werk nicht leicht über den Raum einer Provinz hinaus, da die Kenntnis einer Mundart eben nicht weiter reicht. Dem Hindernis, welches durch den abweichenden Wortschatz entstand, hat man auf verschiedene Weise zu begegnen gesucht. Diesem Streben verdanken zunächst die sogen. Idiotika oder die mundartlichen Wörterbücher ihr Dasein. Solche Einrichtung ist für das Studium gut, für die Lektüre aber nicht; denn wer liest mit dem Wörterbuch in der Hand, wenn die Lektüre nur den Zweck hat, einem, der seine Berufspflichten erfüllt hat, eine angenehme Stunde der Erholung zu bereiten? Man kam der Sache nun näher, indem man dem Ende des Buches ein kleines Wörterverzeichnis beifügte. Auch das genügte nicht, denn es verleidet einem den Genuß des Lesens, wenn man fortgesetzt unbekannte Wörter aufschlagen muß. Da halfen sich denn wieder andere, indem sie den einzelnen Seiten Fußnoten beifügten. Dieses Verfahren ist einfach und dem Zweck entsprechend. Aber da haben die meisten Verfasser wieder zu wenig gethan, indem sie nur diejenigen Ausdrücke deuteten, die ihnen, die doch des Dialekts kundig waren, schwierig vorkamen, sie durften jedoch nicht an sich, sondern mußten an die Leser, also an Unkundige den Maßstab anlegen und etwas mehr Wörter erklären, wenn ihnen an der Verbreitung ihres Werkes gelegen war. Selbst die Fußnoten im westfälischen Eulenspiegel von Karl Prümer, Dortmund 1880, genügen mir nicht immer, obwohl ich die rheinischen und westfälischen Dialektwerke mit einiger Leichtigkeit lese. Andere endlich, wie Paul Faust (Köln in frohen und ernsten Stunden. Köln 1889), W. Fricke (Snörken un Hamörken vun mi sülwst. Hannover 1869), Karl Dalmer (Ernst Muritz Arndt. Stralsund 1870), Pauline Arndt (Christel. 'ne Dörp- un Lewsgeschicht. Wismar 1868) und Heinrich Kloth (De Landratsdochter. Kiel 1880. 2 Bde. 540 Seiten), haben ihren Werken nichts hinzugefügt, hindern dadurch die Verbreitung derselben in anderen Provinzen und haben der guten Sache ohne Absicht geschadet, indem sie Veranlassung gaben zu dem kühnen Worte: „Dialektwerke werden gedruckt, gekauft, bezahlt und — nicht gelesen". Hoffentlich werden die Schriftsteller beim Erscheinen von neuen Auflagen ihrer Werke im eigenen Interesse diesem Übelstande abhelfen. —

Eine weitere Schwierigkeit bietet die Orthographie. Wenn schon im Hochdeutschen trotz der zahllosen Hilfsmittel und obgleich sogar die Behörde die Sache in die Hand genommen hat, eine einheitliche Rechtschreibung bisher nicht erzielt werden konnte, dann kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie es in dieser Hinsicht mit den Mundarten bestellt ist. Da muß sich eben jeder Schriftsteller besonders in den weichen, vokal-

reichen Dialekten seine Orthographie erst noch machen. Darüber klagen mit Recht viele, indem sie hinzufügen, daß die hochdeutschen Buchstaben unvermögend seien, viele dialektische Klänge, z. B. die zwischen a und o oder zwischen o und u liegenden, dem Auge sichtbar darzustellen. Erhöht wird die Schwierigkeit noch durch den ferneren Umstand, daß es für den Schriftsteller oft recht schwierig ist, den sprachlich richtigen Wortkörper festzustellen. So sprechen hier (in Brühl bei Köln) die einheimischen Staatsbürger das hochdeutsche Wort „sicher" (lat. certus) 1. se-cher, 2. se-icher, 3. sei-icher, oder das Wort „Woche": Wouch und Wauuch. Da ist guter Rat teuer. Die deutschen Sprachforscher haben hier, ein jeder in seiner Heimat, ein lohnendes Gebiet für ihre gewissenhafte Thätigkeit.

Ungleich schlimmer war es, daß man den mundartlichen Werken jede Berechtigung, überhaupt vorhanden zu sein, absprach. Diesen Standpunkt nimmt neben vielen anderen Roderich Benedix ein, der sich über die Berechtigung der volkstümlichen Muse also ausläßt: „Bei unseren Mundarten tritt der eigentümliche Umstand ein, daß sie des Ausdrucks der Würde, des Ernstes nicht fähig sind. Sie vermögen alle Leidenschaften bis zu den schmerzlichsten mit voller Wahrheit auszudrücken; es liegt auf der anderen Seite ein nicht nachzuahmender Ausdruck des Komischen in ihnen, allein niemals Ernst und Würde. Und das ist natürlich. Die Mundart ist der Ausdruck des Volkes. Das Volk ist alles: heiter, aufgeregt, leidenschaftlich, wütend, mitleidig; das Volk ist der schönsten wie der häßlichsten Empfindungen fähig, allein es ist niemals ernst und würdig. Und ist es das, so hat es keinen Ausdruck dafür. Die Würde des Volkes besteht im — Schweigen" (Die Lehre vom mündlichen Vortrag, Köln 1852, S. 66). Daß die Ansicht von Benedix irrig ist, wenn er die Mundarten für den Humor und die Satire in Anspruch nimmt, ihnen dagegen den Ernst und die Würde abspricht, wollen wir nunmehr darthun. Hier gilt der Ausspruch: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Hat die dialektische Litteratur ernste und würdige Erzeugnisse aufzuweisen? Wir antworten: Ja! und führen aus dem reichen Stoffe folgende Werke an.

1. Das Buch der Bücher unter dem Titel: Dat nie Testament vun unsen Herrn un Heiland Jesus Christus nach de plattdütsche Öwersettung von Joh. Burgenhagen. 1885. Mark 3.—

2. Sailer, Die Schöpfung. In schwäbischer Mundart. Reutlingen 1833.

3. Hölscher, Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande (15. und 16. Jahrhundert). Berlin 1854.

4. Sackmann, Plattdeutsche Predigten. Celle 1859. Sechste Auflage.

Schon diese vier Werke liefern den Beweis, daß die höchsten Güter des hiesigen und des jenseitigen Lebens, als Gott, Gottesfurcht, Treue, Freundschaft, Liebe, Vaterland, Zufriedenheit, Freiheit u.s.w., ebensogut in der Mundart wie im Hochdeutschen Gegenstand der sprachlichen Darstellung werden können.

5. Die Geschichte lehrt uns, daß auch nach der Reformation Kanzel, Schule und Gericht plattdeutsch blieben. Man übersetzte Luthers Bibel, Katechismus und Gesangbuch in die heimische Mundart (Klaus Groth, Über Mundarten und mundartliche Dichtung, Berlin 1873, S. 7).

6. Am 18. Juli 1874 hielt Klaus Groth zu Kiel zu Ehren des verstorbenen Dichters Fritz Reuter eine ernste und würdige Rede in plattdeutscher Mundart. Dieser Nachruf würde eine Zierde des deutschen Lesebuches sein.

7. Klas hat sogar über fünf Dialektwerke eine Kritik in plattdeutscher Mundart geschrieben, und zwar, was seiner Wahrheitsliebe und seinem Gerechtigkeitsgefühle ein schönes Zeugnis ausstellt, in ziemlich ungünstiger Weise. Wir möchten jeden Amtsgenossen bitten, diese Kritik zu lesen; sie steht im Litt. Merk. IV. Jahrg. 1884, Nr. 10, Seite 151) und liefert den Beweis, daß der wissenschaftliche Ernst und die sittliche Würde sich recht gut mit der Mundart vertragen.

8. Der ehrenwerte Stieler sagt: „Vergeßt nicht, daß auch des Bauers Leben Stunden hat, deren tiefe Herzenslaute vielleicht noch mächtiger sind, als das Empfinden unserer geschulten Seele, und daß auch diese Laute ein Recht haben, in der wahren, volkstümlichen Dichtung zum Ausdruck zu kommen; wenn einer die Pflicht hat, sie nicht zu überhören, so ist es der Dichter."

9. Jung-Stilling erzählt von einem Prediger der niederrheinischen Stadt Duisburg im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts: Er predigte in einem schönen und sehr verständlichen Stil in hochdeutscher Sprache, aber nun stand er auf und sagte: „Es sind wohl noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich wohl nicht gut verstanden haben; mit denen muß ich plattdeutsch sprechen". Dies geschah nun mit einer solchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tiefgerührt weinte.

10. Schütze, der Verfasser eines holsteinischen Idiotikons (1800 bis 1806), bemerkt in der Vorrede: „Ich bin der Meinung, daß unsere Prediger auf dem Lande nicht übel thun und ihren Gemeinden mehr Nutzen stiften würden, wenn sie plattdeutsch predigten, als wenn sie sich in allzu hochdeutschen Redensarten ergießen, die an tauben Ohren ver-

hallen. Beim Katechisieren wenden sich einige unserer Land- und Dorfprediger oft an das Plattdeutsche, wenn sie mit dem Hochdeutschen bei der Dorfjugend nicht ausreichen, woran sie sehr wohlthun". (Socin, Der Kampf u.s.w., Hamburg 1887, S. 36.)

11. Die Grenzboten äußern sich über die Sache also: „Es ist eine ihrer psychologischen Begründung nach hochinteressante, fast allgemein feststehende Annahme, alles Dialektische müsse humoristisch sein. Namentlich gäng und gäbe war das erwähnte Vorurteil eine Zeit lang dem schwäbischen und bayerischen Dialekt gegenüber[1]), gerade als ob der Sprache dieser Leute für Leid und Ernst überhaupt kein rechter Ausdruck gegeben wäre. Zum Glück haben wir jedoch auch Dichter, die edlerer Natur sind, die Kern geben statt bloßer Schale und keine Mühe scheuen, das Volk auch in seinem verborgensten Gemüts- und Seelenleben zu belauschen und zu verstehen." (Nr. 45 vom 1. Nov. 1888 S. 279.)

12. Wenn wir endlich entscheiden wollen, ob die Mundarten des Ernstes und der Würde fähig seien, so verlohnt es sich, in die Lebensgeschichte eines Mannes hineinzugreifen, der sich um die Verbreitung der hochdeutschen Sprache die größten Verdienste erworben hat. Es ist dies kein Geringerer, als Fürst Bismarck. Am 4. Mai 1891 erklärte der „größte Sohn des Jahrhunderts" einer Abordnung gegenüber, welche ihm seinen Wahlsieg verkündigte, er habe vierzig Jahre lang im Staatsdienste verbracht und strebe nicht mehr nach äußeren Ehren und Würden. Dagegen sei es ihm jetzt eine hohe Ehre, von den Wählern des 19. Wahlkreises mit dem Reichstagsmandate betraut zu werden, da er sich diesen als Plattdeutscher nahe verwandt fühle.

Der Fürst erhielt, wie jedem Patrioten bekannt ist, seit 1871 jedes Jahr am 1. April bei Gelegenheit seines Geburtstages von den Getreuen in Jever 101 Kiebitzeier. Als Begleitschreiben dienten einige in ostfriesländischer Mundart abgefaßte Verse, die ob ihrer Einfachheit und Schlichtheit, aber auch wegen ihres Ernstes und ihrer Würde nicht nur dem Fürsten, sondern auch allen Deutschen stets viele Freude gemacht haben. Daher mögen hier einige dieser kleinen, anmutigen Gedichte Aufnahme finden.

1) Und heute noch z. B. dem sächsischen Dialekte gegenüber, ein Vorurteil, dem durch Gustav Schumann (Bliemchen) und Edwin Bormann ganz besonders Vorschub geleistet worden ist, indem diese den sächsischen Dialekt, der durchaus des Ernstes und der Würde nicht entbehrt, wie viele ältere sächsische Lieder beweisen, lediglich zu humoristischen Zwecken ausgebeutet haben. Wie ganz anders haben Gerhart Hauptmann seinen schlesischen Dialekt (z. B. in den Webern, in der Versunkenen Glocke u. a.) und Wilhelm von Polenz die Lausitzer Mundart zu ernsten Zwecken zu verwenden und dadurch zu heben verstanden. D. L. d. Bl.

a) Freuet unse Kanzler sick,
Freut wi uns nich minner;
Hoch lew' Du, Geburtsdagskind,
Hoch Dien Fro un Kinner! 1887.

b) Gott erholl Di und de Kaiser gesund!
Dat is uns' Gebet ut Hartensgrund!
Und ob Damm un Dyke
Ook wank un wyke,
Bliew Du bym Ryke. 1888.

c) De Kiewitt kwamm vant Jahr so laat
Un is ast Vörjahrs weer so darten!
Drum wes', o hooge Fürst, nät kwad,
Ick stür Di wenig — man van Harten.
Se streeden in de Bladen sück
Well ins na Di dat Rik kunn läden?
Wat fallt Jeo denn man in! Teom Glück
Denkst du noch lange nät teo schäden!
Un dat will ik, kort teo de Saak,
In Namen van häl Dütschland seggen:
För unse Bismarck magg noch faak
De Kiewitt sine Eier leggen. 1889.

d) Magst Du als Kanzler von uns gaan,
In unse Harten blifst du staan
As Dütschlands Stolt, an Ehren riek,
En lüchtend Vörbild alle Tied. 1890.

e) Wi blivt die Ollen, ümmer trö,
Willt to Di hollen lat un fröh;
Legst Du dat Stüer ok ut de Hand,
Blivst ewig düer dem Vaderland. 1891.

Auf den letzten Glückwunsch hat der Fürst folgende Antwort gegeben: „Den Getreuen in Jever sage ich meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundlichen, mir in zweifacher Form übermittelten Geburtstagswünsche. Ihr poetischer Geburtstagsgruß ist ein neues Denkmal dafür, wie in vollendeter Form sich in plattdeutscher Dichtkunst Wärme und Empfindung mit Kürze des Ausdrucks verbinden läßt".

Aus diesen zwölf Kundgebungen ersehen wir, daß den Mundarten der Ernst und die Würde nicht fehlen, wenn die Dialektdichter diese beiden wertvollen Geisteseigenschaften besitzen. Sind diese aber in einem Werke vorhanden, so liegt kein Grund vor, warum demselben nicht eine recht weite Verbreitung zu gönnen sei.

III. Die Mundarten als solche sind nicht gemein.

Während die einen den Dialekten nur den Ernst und die Würde absprechen, gehen andere einen Schritt weiter und nennen sie einfach

„gemein"; jene kann man die negativen, diese die positiven Gegner der Dialektpoesie nennen. Sehen wir, ob diese schwere Beschuldigung auf Wahrheit beruht.

Es lebt in der Rheinprovinz ein verhältnismäßig noch junger Arzt, der einer ausgebreiteten, sehr lohnenden Thätigkeit sich erfreut. Er besucht der Reihe nach seine Dörfer und genießt überall großes Vertrauen. Woher kommt das? Mancher wird es erraten: weil er mit den gewöhnlichen Leuten die Mundart spricht. Er läßt sich zu den Leuten herab und redet in gemütlichem Platt zu ihrem Herzen. Die Leute aber sagen: „Wat is unse Dokter doch ne gemeine Mann, er versteht es, sich gemein zo mache." „Gemein" im Munde dieser Leute heißt soviel wie herablassend, freundlich, gefällig, gütig, seinen Beruf erfüllend, kurz: ausgezeichnet in seiner Art. Erhielten die Mundarten diesen Ehrentitel, so könnte man füglich zufrieden sein.

Allein das Wort hat noch eine andere Bedeutung, nämlich roh, sehr schlecht, niederträchtig, verkommen, und das sollen unsere Dialekte sein. Weil die Mundarten gemein sind, so müssen sie ausgerottet werden.

Der Dialekt kann erstens gemein sein, weil er unanständige Ausdrücke enthält. Wir wollen dies für einen Augenblick zugeben, aber drehen dann auch sogleich den Spieß um und behaupten: Die hochdeutsche Sprache umfaßt viele unanständige Wörter, darum muß sie ausgerottet werden. Der Beweis ist wahrlich leicht zu führen.

Altmeister Goethe ist von allen Dichtern derjenige, der seitens aller Kunstkenner die meiste Bewunderung erfahren hat. Er schreibt im Faust: Es f—t die Hexe, es st—t der Bock; die Zeitwörter wagt er nicht einmal ganz auszuschreiben. Ferner: Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen. Ich ziehe dem Burschen die Würmer aus der Nase. Nicht des Reimes wegen, sondern entweder aus Übermut oder zur Verhöhnung des religiösen Gesprächs zwischen Lavater und Basedow schreibt er: Und ich behaglich unterdessen hätt' einen Hahnen aufgefressen. Das „fressen" könnte auch die Gier bezeichnen, die infolge eines tüchtigen Hungers eingetreten ist. Mag sein, dennoch darf ein gebildeter, vornehmer Herr im Gasthofe nicht fressen. Auch bei den andern hochdeutschen Dichtern liest man unanständige Ausdrücke genug. F. von Sallet sagt: Lump, pack dich; Kerle; Schneiderböcke; Schufte; zum Teufel schmiß er die Elle. Das muß eine besonders feine Sprache sein; denn man liest es in den meisten Lesebüchern. Ferner sagt ein Freiherr zu den Räubern: Gerbt mir dem Hund auf dem Bock das Fell wund! An solcher Sprache sollen Gymnasiasten auch Anstand lernen? Die Überschrift „An die Ubibeneibipatrialumpe" von Julius Sturm ist wirklich reizend

und allerliebst. Zart und fein ist jedenfalls auch der Satz eines Hochdeutschen: „An dem Gymnasium zu X. ist die Klauenseuche ausgebrochen". Es hatte nämlich dort ein Lehrer für eine Zeitschrift einen Aufsatz geliefert. In einem vielgelesenen Roman der 70er Jahre, der eine Reihe von Auflagen erlebte, redet ein Vater auf die sinnige Weise: Du verdammtes Guitarrenmensch! seine eigene Tochter an.

Zur Abwechselung wollen wir auch einmal das Gebiet des Zeitungswesens betreten. Das in München von dem Herrn Dr. jur. Sigl herausgegebene „Vaterland" enthält so viele unfeine Ausdrücke, daß man bei einigem Sammelfleiße aus einem Jahrgange ein vollständiges Schimpfwörterbuch herstellen kann. Welcher vernünftige Mensch wird wegen der angeführten starken Ausdrücke die hochdeutsche Sprache verantwortlich machen? Dann werfe man aber auch aus diesem Grunde keinen Stein mehr auf die unschuldigen Mundarten. Der Sprachforscher Grimm hat sogar die unzüchtigen Wörter alle in sein Lexikon aufgenommen; denn er sagt ausdrücklich: Das Wörterbuch, will es seines Namens wert sein, ist nicht da, um Wörter zu verschweigen, sondern um sie vorzubringen.

Das ist die formale Seite von der Gemeinheit der Mundarten, gehen wir zur schlimmeren Seite, zur materiellen, über.

Sprachforscher, Gelehrte, Künstler, Litteraten ohne Kenntnis der Dialektwerke, empfindsame, eingebildete Damen und die gewaltige Menge der gedankenlosen Nachschwätzer, sie alle haben das große Wort gelassen ausgesprochen: „Der in der Dialektpoesie vorhandene Gedankenstoff ist gemein, d. h. eines gebildeten Menschen unwürdig, weil er entsittlichend wirkt". Selten ist eine Behauptung mit größerer Kühnheit und geringerer Wahrheitsliebe aufgestellt worden. Müssen vielleicht alle Messer beim Mittagsessen beseitigt werden, weil ein Unglücklicher einmal jemand im Jähzorn oder aus Raublust totgestochen hat? Sind alle Dialektwerke schlecht, weil einmal oder öfter ein gemein Denkender seine elenden, unsittlichen Gedanken zufällig in die Form der Mundart gekleidet hat? Darf man das Kind mit dem Bade ausschütten? Auch hier wollen wir die Sache umkehren und erklären: Da in der hochdeutschen Sprache so viele unanständige, die guten Sitten verderbende Gedanken verarbeitet worden sind, so muß diese Sprache mit Stumpf und Stiel vernichtet werden. Doch lassen wir die Männer der Wissenschaft selbst reden.

1. Der Gymnasialdirektor H. Bone sagt in der Einleitung zu seinem Lesebuche S. IV: „Was hätte von Bürger, was von Wieland aufgenommen werden müssen, um ein Bild ihrer Poesie vorzuführen! Welche Schmach ruht in dieser Hinsicht auf der neueren deutschen Litteratur! Wie erbärmlich ist allein der Wust von sogenannten Liebesgedichten! Man

sollte sie mit einem andern Namen benennen, und die Dichter sollten es fühlen, daß ein Vater sie aus dem Hause werfen müßte, wenn sie in Person mit solchen Augen und Begierden, oder mit solcher zimperlichen Weichlichkeit sich seiner Familie näherten."

2. Auf Seite 257 sagt derselbe Pädagog: „Der große Ruhm, den Wieland genoß, ist ein Schandfleck für Deutschland; denn er verdankte ihn seinen flachen, unsittlichen Schriften, in denen er den französischen Hofgeist nach Deutschland herüberführte, so wie es eine Ehrenrettung für Deutschlands bessern Geist war, daß edle Jünglinge in Göttingen, die bald eine Zierde der deutschen Poesie werden sollten, seine Werke feierlich verbrannten."

3. Der besonnene und ehrenwerte Litterarhistoriker Gymnasialdirektor Leimbach urteilt über Bürger (Ausgew. Dicht. I, S. 85) also: „Die meisten der Gedichte Bürgers ermangeln sittlicher Reinheit, streifen ans und sinken ins Gemeine, oft nicht aus Freude am Gemeinen, sondern weil Bürger, um allgemeinverständlich zu werden, das Platte und Unedle oft für das Populäre hielt und in Stoff und Ausdruck sich vergriff."

4. Persönlich füge ich hinzu, daß die in hochdeutsches Gewand gekleideten unflätigen Geschichten, genannt Dekameron und Heptameron, in jedem Buchladen zu kaufen sind und viel gelesen werden. Da geben sich Eltern, Schule und Religionslehrer viele Jahre hindurch unsägliche Mühe, um den Kindern den Begriff der Sittlichkeit und den hohen Wert der Schamhaftigkeit einzuprägen, und ein einziges Schandbuch zerstört die Arbeit vieler Jahre mit einem Schlage.

5. Wer wird es der hochdeutschen Sprache zur Schuld anrechnen, daß die böswilligsten Geschichtslügen aus einem Jahrhundert ins andere übertragen werden? oder daß die Zeitungsenten ganz lustig von einem Orte zum andern flattern?

6. Werden nicht in den Tingeltangels der großen Städte zum Entzücken blasierter Jünglinge und zum Ergötzen fader Greise unsittliche, mindestens aber bedenkliche und zweideutige Lieder in hochdeutscher Sprache vorgetragen?

7. Dr. Fränkel, Generalsekretär des im Anfange des Jahres 1890 unter dem Schutze des Großherzogs von Weimar gegründeten Vereins zur Verbreitung guter Schriften, hielt am 8. März 1890 im großen Gürzenichsaale zu Köln bei freiem Zutritt einen öffentlichen Vortrag über das Volk und die Litteratur, aus dem wir nur einige Sätze hier wiedergeben. „Die Hauptaufgabe derer, die es mit dem Volke gut meinen, ist es, die Gedanken und Empfindungen vor Vergiftung zu

bewahren, dem Volke gesunde geistige Nahrung, also gesunde Litteratur zuzuführen. Die heutigen Kolporteure verbreiten Schundschriften, gewissenlose Schriftsteller und Verleger verfertigten Schauerromane, auf welche viele Verbrechen unmittelbar zurückzuführen sind. Die Schundlitteratur hat einen außerordentlichen. Umfang genommen. Über den Tod des Königs Ludwig II. sind 16, über Rudolf von Österreich 23 Romane erschienen. Ein Verleger hat zwei Jahre lang in 120 Lieferungen bei einer Verbreitung von 180000 Abdrücken das Gift in Häuser und Hütten geführt, wo es von Erwachsenen und Kindern geradezu verschlungen worden ist. In allen Schauerromanen wird der Verbrecher als ein edler Mensch, seine That als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit gepriesen. Das muß anders werden." Soweit die Worte dieses Menschenfreundes.

8. Wer die sozialen Zustände der Gegenwart aufmerksam beobachtet wird die traurige Entdeckung machen, daß zur Stunde mehr denn je gelogen wird. Im vierten Teile wird hiervon noch des näheren die Rede sein. Während der Verhandlung des Schwurgerichts zu Elberfeld am 13. Juli 1890 hob der Vorsitzende in der Rechtsbelehrung hervor, er habe nach der dreitägigen Verhandlung das Bewußtsein erlangt, daß die Heiligkeit des Eides in weiten Schichten des Volkes in schreckenerregender Weise immer mehr schwinde und man einer Zukunft entgegenblicke, die nicht sehr erfreulich sei. Bei Beginn der Sitzung des Schöffengerichts zu Mülheim am Rhein am 9. Juli 1891 hob der Vorsitzende hervor, daß das Ansehen des Eides im Volke bedauerlicherweise stark in der Abnahme begriffen sei.

Ähnliche Klagen kommen von anderen Gerichten. Werden wir nun der hochdeutschen Sprache die Verbrechen des Meineides zum Vorwurf machen? Nein, die hochdeutsche Sprache ist ebensowenig gemein, d. h. entsittlichend, wie die Mundart, sondern nur die Menschen verdienen den allerschärfsten Tadel, die beide in der schändlichsten Weise mißbrauchen. Es ist halt heute noch wie damals, als der venusinische Sänger ausrief:

Iliacos intra muros peccatur et extra!

Im übrigen ist es die Sache des Pathologen, zu entscheiden, was für das Leben des Menschen gefährlicher ist, ein von der schwielichten Faust des gewöhnlichen Mannes geführter Keulenhieb, oder ein von der Hand eines Herrn in Frack und Glacéhandschuhen beigebrachter Stich mit einer vergifteten Nadel. Für beides mag sich, wer vernünftig ist, herzlich bedanken. —

IV. Angebliche sprachliche Mängel der Mundarten und künstlerische Mängel ihrer Werke.

Wir können diese beiden Vorwürfe kürzer behandeln, als die andern Kapitel, da wir es hier mit wissenschaftlich gebildeten Männern zu thun haben, welche diesmal leicht zu überzeugen sind.

Ein anderer viel vernommener Vorwurf lautet: Wer das Plattdeutsche spricht, ist mundfaul; Kinder und Erwachsene sprechen den Dialekt nachlässig, die Wörter werden im Munde zerquetscht, die Vokale verschlungen, die Silben nur halb ausgesprochen. Die Nachlässigkeit der Aussprache, die Verstümmelung der Wörter ist so groß, daß der Hochdeutsche darüber in Zorn geraten muß.

Ein medicinischer Theolog, Präsident des Konsistoriums und erstes Glied des Weimarischen Dichterkreises, Herr von Herder, drückt sich über die äußere Form der Mundart so aus: „Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man am meisten inne wird, wenn man ineinandergezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Tierlaute an sich haben, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäurischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das Verschlucken und Ineinanderschleppen der Worte und Silben abdanken und statt der Tier- die Menschensprache reden."

Der Schriftsteller Ludolf Wienbarg sagte 1860: „Eine unerträgliche Mundfaulheit und Wortverstümmelungssucht kennzeichnet das heutige Plattdeutsch."

Diese teils in Unkenntnis, teils im Zorn gemachten Anschuldigungen nehmen wir nicht tragisch. Schon Gottlieb behauptet dagegen: „Die Zahl der Mundarten ist ansehnlich. Älter als unsere nunmehrige Schriftsprache, übertreffen sie die letztere zum öfteren an Natürlichkeit, sinnlicher Kraft, Traulichkeit, ja, Wohllaut." (Unsere Sprache und Schrift, Leipzig 1885, S. 2.)

Ferner sagt Davin: „Die niederdeutsche Mundart entspricht durch ihren größeren Reichtum an Vokalen und durch viel geringere Anhäufung scharfer Konsonanten mehr dem gemütlichen Stillleben des deutschen Volkes, als das Hochdeutsche." (Die Sprache der Deutschen, Erfurt 1864, S. 337.)

Ebenso urteilt Osthoff S. 17: „Die Sprachlaute zeigen sich in der Volksmundart ganz im allgemeinen reiner und ungestörter entwickelt, als in der Schriftsprache. Es ist ein Erfahrungssatz der neuesten sprach-

wissenschaftlichen Forschung, daß alle Veränderungen des Lautbestandes der Sprache nach unverbrüchlichen und ausnahmlos wirkenden Gesetzen eintreten. Diesen Gesichtspunkt aber gewinnt der Sprachforscher am besten und sichersten durch das Studium der Volksrede, des litterarisch unbeeinflußten, naturwüchsigen, reflexionslosen Alltagssprechens des gemeinen Mannes. An Schriftsprachen, also wie unsere hochdeutsche, hat sich der Sprachforscher nicht zu wenden, wenn er den richtigen Standpunkt gewinnen will für die Beurteilung der in der Sprachgeschichte sich vollziehenden Lautumwandlungen, wenn es ihm um den wahren Einblick in die formale Entwickelung der Sprache überhaupt zu thun ist, wohl aber sind die Volksdialekte und ihr Studium hierzu unentbehrlich."

Wienbarg will, daß die plattdeutsche Sprache aussterbe; wollte er folgerecht verfahren, so müßte er wünschen, daß die hochdeutsche Sprache dasselbe Los teile.

Wir wollen nun, um die Mundfaulheit der Plattdeutschen zu erweisen, einige Beispiele anführen, welche zeigen, wie die Wörter bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden sind. Mundartliche Ausdrücke sind: Spittel, Böckes, Erbere, Schultes, Bromele, Bunget, Winget, Grummet, Wêß, Backes, Brennes, Bräues, Schlachtes, Sieches, Fulles, statt Spital, Buchweizen, Erdbirnen, Schultheiß, Brombeeren, Baumgarten, Weingarten, Grünmaht, Weizen, Back-, Brenn-, Brau-, Schlacht-, Siechhaus, Fuhrgeleise; aber unsere Schriftsprache hat auf solche Weise entstellte und verstümmelte Wörter ebenso häufig. So ist aus „achte Teil": Achtel, also aus acht: ach und aus Teil: tel geworden; ebenso Drittel, Jungfer, Junker, Adler, hübsch, Elster, heute, heuer, Gleisner, Mesner, Propst, Vogt, Witwer, Morgen, n'Abend, Pferd aus: dritte Teil, junge Frau, junger Herr, Adelaar, hövelig, Agelster, hiu tagu, hin jâru, Gelîchesäre, Mansionar, praepositus, vocatus, Witewäre, guten Morgen, guten Abend, Paraveredus. Wenn mithin der Plattdeutsche Haische statt Handschuhe sagt, so ist er ebensowenig zu tadeln wie der Hochdeutsche, der Bistum statt Bischofstum sagt. Das ist keine Mundfaulheit, sondern ein überall in der Sprache hervortretendes Streben nach Kürze. Man sieht also, daß der dem Dialekt angeheftete Makel ungerecht ist, da Gleisner und Fulles in gleicher Weise verstümmelte Bildungen sind; wer aber das Hochdeutsche auf Kosten des Plattdeutschen bevorzugt, handelt aus Unkenntnis. „Blasierte Halbbildung", sagt Osthoff S. 32, „wendet den derben Klängen der Volksrede naserümpfend, ekelempfindend den Rücken. Mancher im Dialekt Aufgezogene, dem die Volksmundart als die Sprache seiner Kindheit und jugendlichen Spiele, als seine Muttersprache lieb und wert sein sollte, schämt sich ihrer — Schande über ihn selber!"

Pastor Gerst in Düsseldorf sprach und predigte nie anders, als in seiner Mundart. Theodor Groll erklärt dies so: „Es liegt in dem niederrheinischen Platt eine eigentümliche Innigkeit, welche dem Ohr nur darum fremd geworden ist, weil die plattdeutsche Sprache aus den sich gebildet dünkenden Familien verbannt wurde und man sie nunmehr fast nur noch von rohen Menschen sprechen hört, welche ihre Roheiten hineintragen."

Das wird natürlich niemand billigen, aber entgegentreten muß man der Annahme, daß Kêtel, Lêpel, Päd nicht so fein sei wie Kessel, Löffel, Pferd, oder daß die Formen „thun-, haben-, sollen-, sind-wir" besser seien, als dummer, hammer, sommer, simmer, welche doch an das Lateinische und Griechische anklingen (vergl. laudamus und λύομεν), Sprachen, in denen das verbale und pronominale Element zu einem Wortkörper vereinigt sind. Aber Metz (Messer) und suppe (saufen) klingen so unschön! Das ist kein Grund zum Vorwurf für die Mundart, denn Metzger und Suppe haben denselben Stamm. Kalle (Elberfeld) und Küre (Münster) sind nun gar Wörter von uraltem Adel. „Ich habe keine Zeit" ist nicht feiner, als Ech han gen Zick (Köln) oder Eck häv ken Tid, und Haus und Maus sind nicht vornehmer, als hûs und mûs, die schon im Ahd. vorkommen.

Der zweite Vorwurf bezieht sich auf die künstlerische Darstellung des Gedankens. Vielfach hört und liest man nämlich den schweren Tadel: Die mundartlichen Werke sind zuerst in hochdeutscher Sprache durchdacht, dann so abgefaßt und werden endlich in einer plattdeutsch sein sollenden Sprache niedergeschrieben. Sie gleichen dem nach Ithaka zurückkehrenden Odysseus, der weder ein König noch ein Bettler, sondern beides zugleich ist, und gefallen weder dem „Pöbel" noch dem „Adel".

Gottfried Keller sagt über die Art und Weise, wie eine Dichtung oder prosaische Darstellung zu entstehen hat, folgendes: „Volkstümliches Gewand taugt nur für volkstümlich Gedachtes; hochdeutsch Gedachtes in Dialekt zu übersetzen, scheint mir eine alberne Fratze." Und er hat damit vollkommen recht; aber allen unsern mundartlichen Werken den genannten Vorwurf zu machen, zeugt mehr von Kühnheit, als von Wahrheitsliebe. Wenn ein mundartlicher Schriftsteller sein Werk zuerst in hochdeutscher Sprache abfaßt, so hat er den schweren Tadel vollauf verdient. Ein solches Werk ist aber nur halbe Arbeit, nicht gehauen und nicht gestochen, und wo sie sich zeigt, da sei man überzeugt, daß eine gerechte, aber erbarmungslose Kritik sich den fetten Braten nicht entgehen läßt.

Ein vortreffliches Beispiel liefert uns der Litterarische Merkur (IV. Jahrg. Nr. 10, S. 151), das uns zeigt, daß solche Zwitterwerke gebührend zurückgewiesen werden. Klas sagt dort: „De Lüd, de meinen,

na Fritz Reuter künn gar nich mehr wat Godes in Plattdütsch schreben werden, de meinen falsch, un ere Meinung is en Unverstand. Wi hebben woll noch en gnug Reeg von dägte plattdütsche Dichters un Bökerschriewers, de ern Pegasus to rieden verstahn un sik en Fedder schrieben, dat in wahren Staat is. Also ik wull nu man seggen, dat in uns plattdütsch Litteratur-Holt noch mennig düchtig und kräftig Bom wast, de Blöten drivt un Frücht bringt un Schatten givt; vel Lüd sehn dissen Wald Böm allerdings vör Fritz Reuter sin Böm nich. Dat is unrecht; dar worden noch vele schöne Saken schreben, de jede gode Plattdütsche mit Freuden lesen würd, wenn se em vör Ogen keemen, mit desülwig Freud, as ik vele von de Böker lesen heff, de den Eekbom tum Besnack inschickt worden. — Freund Dahl hadd vör sin Mecklenbörger Geschichten uns leev oll hertlich Plattdütsch gar nich brukt, denn dat is jo all halv hochdütsch, ganz hochdütsch decht und dat drinte Wurd immer hochdütsch. So'n Geschichten hebben keen Recht, sik plattdütsch to benähmen. — De 'Wahre Geschichten' von Adolf Heinrichsen sünd to lägenhaft vertellt, daß jede gode Plattdütsche en Gräsen darbi kriegen möt. Dat is nix 'an wahr': de Handlung nich, de Empfindung nich un de plattdütsch Sprok erst recht nich." Es ist gut, daß auch hier der Nebel zerreißt und das Licht der Wahrheit die bisherige Finsternis durchdringt.

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Balladen als Vorbereitung für die Lektüre der Dramen.

Von Dr. R. Rödel in Großenhain.

Die Schwierigkeiten, denen ich als Lehrer des Deutschen bei der Einführung von Anfängern — Tertianern und Sekundanern — in die Lektüre der klassischen Dramen oft begegnet bin, haben mich veranlaßt, die eine oder andere der bekanntesten Schillerschen Balladen durch die Schüler selbst zu einem kleinen Drama umgestalten zu lassen und diese so auf die einfachste Weise mit dem Aufbau, dem äußeren und inneren Gefüge eines Dramas bekannt zu machen.

Vielleicht sind die nachstehenden Bemerkungen manchem der Herren Fachkollegen nicht unwillkommen.

Als Grundlage für das herzustellende Drama diene beispielsweise „Die Bürgschaft". Dieselbe muß natürlich gelesen, besprochen und, wenn möglich, auch gelernt sein, damit der Inhalt des Gedichts in allen seinen

einzelnen Teilen dem Schüler stets gegenwärtig ist. Die Darstellung Schillers ist gewissermaßen **das historisch Gegebene**, von dem nur im äußersten Notfalle abgewichen werden darf. Wann ein solches Abweichen erforderlich ist, ergiebt sich dann bei der weiteren Besprechung von selbst. Zugleich erwachsen hieraus für den Lehrer erwünschte Anknüpfungspunkte, über das Verhältnis des Dichters zu seinem historischen Stoffe, über das Maß seiner Abhängigkeit von demselben u. s. w. das Allerwichtigste einzuflechten.

Die erste Aufgabe ist nun, die Anzahl der Akte festzustellen. Da die meisten der in der Schule gelesenen Dramen fünf Akte umfassen, so entscheiden wir uns in unserem Falle für die gleiche Zahl. Die zweite Hauptsache ist sodann die, klar zu werden, bis zu welchem Punkte der Schillerschen Darstellung der erste Akt gehen soll.

Hier tauchen bereits verschiedene Meinungen auf. Viele Schüler werden den ersten Akt mit der ersten Strophe endigen, andere noch die zweite Strophe mit hinzunehmen wollen, bis endlich, nachdem der Lehrer das Irrtümliche dieser Ansichten die Schüler selbst hat finden lassen, sich alle überzeugt haben, daß der erste Akt am besten mit dem Schluß der dritten Strophe endigt. Der Inhalt der ersten drei Strophen bildet also den Inhalt des ersten Aktes.

Schon erwächst aber wieder eine neue Schwierigkeit: die Feststellung des Lokals.

Darauf, daß der erste Akt in Syrakus und in dem Palast des Tyrannen spielt, werden die meisten Schüler ohne weiteres kommen. Dann aber gehen die Meinungen wieder auseinander, und für den Lehrer ist es hochinteressant, zu beobachten, wie schon hier die Phantasie der einzelnen in den verschiedensten Richtungen sich äußert. Der eine schlägt den Thronsaal des Tyrannen vor, ein anderer will die Handlung in einen Garten verlegen, ein dritter auf einen freien Platz, bis man sich endlich, wiederum unter wiederholtem Eingreifen des Lehrers, auf eine Art von Vorraum zu dem Audienzsaale des Dionys geeinigt hat.

Wie soll nun die erste Scene beginnen?

Nach Schiller mit dem Auftreten des Damon. Wie aber soll dieser erscheinen, allein oder in Begleitung anderer? Am besten, und der Schillerschen Darstellung am meisten entsprechend, allein. Seine Absicht ist klar: er will den Tyrannen ermorden. Würde er diese Absicht erreicht haben, wenn er sie offen ausgesprochen hätte? Sicher nicht. — Wir müssen also annehmen, daß er unter einem anderen Vorwand sich Eintritt in den wohlbewachten Palast des argwöhnischen Herrschers verschafft hat, und so möge er denn unter der Maske eines Bittstellers kommen.

Wir können sehr wohl aus eigener Phantasie[1]) hinzufügen, daß er beim Auftreten des Dionys demselben feindlich gesinnt gewesen ist, daß er diese Feindschaft offen bekundet hat, daß er vor den Nachstellungen des Tyrannen sich hat retten können und ins Ausland geflüchtet ist, daß aber Dionys an seinen Angehörigen, Vater oder Mutter, Gattin oder Kindern, sich gerächt hat, daß er diese hat ins Gefängnis werfen und umbringen lassen, daß Damon seinen Schmerz und Zorn über diese Unthat verborgen und sich scheinbar unterworfen hat, daß ihm nach mehrjähriger Verbannung die Rückkehr gestattet worden ist, und daß er den ersten Tag dieser Rückkehr zur Ermordung des Tyrannen benutzen will. Um für einen anderen Mitverbannten eine Gnade zu erflehen, hat er vielleicht eine Audienz, eine Zusammenkunft mit dem Tyrannen erbeten und ist so in dessen Palast gelangt. — Nehmen wir alles das an, was ja auch sehr wohl den Thatsachen entsprechen kann, so haben wir damit nicht nur den unbehelligten Eintritt des Damon in den Palast genügend motiviert, sondern auch seiner beabsichtigten That einen ganz anderen Hintergrund gegeben. Er erscheint nicht nur als Mörder aus politischen Gründen, sondern als Rächer seines zerstörten Familienglücks. Dem Tertianer oder Sekundaner die Notwendigkeit eines politischen Mordes erklären zu wollen, ist immer eine sehr heikle Sache; die gefährliche Klippe wird aber ohne Schwierigkeit umschifft, wenn man in der oben angedeuteten Weise verfährt. Der Hinweis auf „Wilhelm Tell" liegt übrigens sehr nahe. Die meisten Schüler werden den Tell gesehen haben, und nicht ohne Berechtigung, meine ich, kann man darauf verweisen, daß Geßler natürlich fallen muß als Bedrücker des schweizerischen Volkes, daß er aber durch Tells Hand fällt als dessen persönlicher Feind als Opfer von dessen beleidigter Vaterliebe, ja, daß er von Tell getötet wird in einem Aufflammen edelsten Zornes, in einem Augenblick leidenschaftlichster Entrüstung, in dem Augenblick nämlich, wo Geßler sein Pferd über die jammernde Armgard und ihre Kinder treiben will. In diesem Augenblick schießt Tell, und in diesem Augenblick ist er nicht der hinter dem Busche feige lauernde Mörder, sondern er ist der Retter einer armen Frau und ihrer kleinen Kinder, die er nicht von den Hufen der Rosse zertreten lassen will. —

Mit den oben kurz angedeuteten Annahmen über das Vorleben des Damon und sein Verhältnis zu Dionys haben wir auch den Inhalt dessen gefunden, was Damon in seinen Eingangsworten zu sagen hat, und was er sagen wird. Gleich hier wieder hat der Lehrer erwünschte

[1]) Abhängigkeit des Dichters von seinem Stoff und Freiheit in dessen Behandlung.

Gelegenheit, über die Notwendigkeit des Monologs und über dessen Verwerfung das Nötigste den Schülern mitzuteilen oder noch besser, sie selber finden zu lassen.

Das Selbstgespräch des Damon wird unterbrochen durch den Eintritt der Leibwache des Tyrannen. (II. Scene.) Diese Leibwache entspricht den von Schiller erwähnten Häschern. Um das Auftreten derselben zu motivieren, kann angenommen werden, daß Dionys von einem Rundgang, von einer Truppenschau u. s. w. zurückgekehrt ist, daß der eine Teil der Leibwache in das Vorzimmer zu dem Audienzsaal (sit venia verbo!) geschickt worden ist, um jeden Unberufenen zurückzuweisen, während der andere noch um die Person des Tyrannen ist. Der Befehlshaber der Leibwache[1]) und Damon sind sich nicht fremd. Wir können sehr wohl annehmen, daß beide früher gute Freunde waren, daß sie Schulter an Schulter gekämpft haben, bis das aufsteigende Gestirn des Tyrannen den ersteren veranlaßte, in die Dienste des Dionys zu treten, wo er zu seinem jetzigen hohen Rang aufgestiegen ist. Das zwischen Damon und dem Befehlshaber sich entspinnende Gespräch wird natürlich die Person des Tyrannen nicht unberührt lassen, und ebenso natürlich wird sich der Befehlshaber bemühen, die guten Seiten in dem Wesen und Charakter des Dionys hervorzuheben. Er wird mit Fug und Recht von dessen Tapferkeit und Entschlossenheit sprechen können, er wird seine Bemühungen um Kunst und Wissenschaft erwähnen — Hinweise auf Pisistratus und Polykrates liegen hier sehr nahe —, er wird von seiner Dankbarkeit reden dürfen, die er ihm zugethanen Personen gegenüber, wie dem Sprecher selbst, immer bewiesen hat. Wir gewinnen auf diese Weise nicht nur einen näheren Einblick in den Charakter des Dionys, sondern auch für den Schluß des Ganzen ein wertvolles Moment. Würde nämlich Dionys **nur** als der blutdürstige Despot geschildert werden, so würde seine Versöhnung mit Damon und seine Bitte, in den Freundesbund aufgenommen zu werden, nicht recht glaubhaft erscheinen, so aber, wo wir uns überzeugen, daß er auch weicheren Stimmungen zugänglich ist, daß er namentlich persönliche Tüchtigkeit und Bravheit sehr wohl zu würdigen weiß, wird diese plötzliche Wandlung nicht mehr überraschen. Nicht unerwähnt will ich hier lassen, daß gerade dieser Teil der gemeinsamen Arbeit für Lehrer wie für Schüler zu den reizvollsten gehört, daß der Lehrer oftmals, wenn nur die Schüler erst das nötige Vertrauen gewonnen haben und wissen, daß sie nicht wegen einer falschen Antwort verlacht und verhöhnt werden, überrascht wird durch die Klarheit und

---

1) Warum ein solcher Befehlshaber notwendig ist (als **Gesprächsführer**) hat der Lehrer natürlich auch anzugeben.

Richtigkeit der abgegebenen Urteile, wie denn mir einst ein Tertianer auf die Frage, weshalb denn auch der bessere Teil im Charakter des Dionys mit erwähnt werden müsse, die sehr richtige Antwort gab, deshalb, weil es keinen durchaus schlechten Menschen gäbe.

Die nun folgende (III.) Scene muß zur Entlarvung des Damon, zu seiner Gefangennahme führen. Wir lassen zu diesem Zwecke noch einige andere Bittsteller auftreten, die durch die Schilderung ihres Elends Damon so erschüttern, daß er sich zu einer unbesonnenen Äußerung hinreißen läßt, die das Mißtrauen der Leibwachen erregt. Diese wollen ihn verhaften, er widersetzt sich natürlich der Gefangennahme; bei dem entstehenden Ringen fühlt einer der Leibwachen den Dolch unter seinem Mantel, und nunmehr ist seine Absicht klar erkannt. Er wird überwältigt, der Tyrann, durch den Lärm herbeigerufen, erscheint selbst (IV. Scene), und ihm gegenüber gesteht auch Damon sein geplantes Verbrechen ein. Das übrige ergiebt sich dann nach der Schillerschen Darstellung von selbst.

Das würde also, wie schon angegeben, in groben Umrissen der Inhalt des ersten Aktes sein.

Verfährt man in der angegebenen Weise, so hat der Schüler nicht nur eine anregende, sondern auch eine fruchtbringende Arbeit geleistet. Der Begriff und das Wesen der Exposition ist ihm mit einem Male klar geworden. Er weiß, warum die einzelnen Personen auftreten, und warum sie so und nicht anders auftreten, er kennt die Bedeutung einer jeden einzelnen für den Zusammenhang des Ganzen, er weiß, daß jede Scene einen Fortschritt in der Handlung bedeutet und bedeuten muß, daß nichts im Drama um seiner selbst willen da ist, sondern daß alles dem Zwecke des Ganzen zu dienen hat, kurz, er steht einem Drama nicht mehr hilf- und ratlos als einer unbekannten Größe gegenüber, sondern er sieht in ihm ein Kunstwerk, das nach ganz bestimmten Gesetzen und Regeln aufgebaut ist, die ihm selbst kein Geheimnis mehr sind.

Über den weiteren Verlauf unseres kleinen Übungsstückes sei nur noch das Allerwichtigste hinzugefügt.

Der zweite Akt, der bis Zeile 3, Strophe 5 (der andere ziehet von dannen) geht, spielt selbstverständlich im Hause des Freundes. Des Gegensatzes wegen zeigen wir denselben im vollen ungetrübten Glück einer schönen Häuslichkeit. Im Kreise seiner Familie feiert er soeben ein kleines Fest. Nach vielen Jahren ist sein ältester Sohn aus fernen Landen heimgekehrt. Alle Mitglieder seiner Familie sind um ihn versammelt, und alle freuen sich mit ihm. Da bringt eine dumpfe Kunde zu ihm, daß ein Anschlag auf das Leben des Tyrannen gemacht worden ist. Die Nachrichten werden bald bestimmter. Ein Abkömmling aus

einer alten syrakusanischen Familie habe den Anschlag gemacht. Er sei gefangen genommen worden, Dionys unverletzt. Zuletzt wird auch der Name des Attentäters genannt: Damon. In demselben Augenblick teilt ein Diener mit, daß er Damon gefesselt, in Begleitung der Leibwachen gesehen habe, ein anderer berichtet, daß der Zug sich der Wohnung des Freundes nähere, ein dritter, daß derselbe soeben an der Wohnung angelangt sei. Damon tritt auf. Er bringt sein Anliegen vor. Vergebens wird der Freund von seinen Angehörigen beschworen, von dem Unternehmen abzustehen. Er schwankt einen Augenblick, aber als Damon nochmals pünktlichste Rückkehr gelobt, ist er bereit. Er läßt sich die Fesseln anlegen, indessen Damon frei wird. Dann nimmt er von seiner Familie Abschied, die in tiefstem Schmerze zurückbleibt.

Der dritte Akt stellt die Überwindung der Gefahren durch Damon dar. Beim Aufgehen des Vorhanges sehen wir in der Mitte der Bühne den hochangeschwollenen Strom, vor demselben einige Fischerhütten, eine davon halb zerstört und dem Einsturz nahe. Über den Strom führt eine leicht gebaute hölzerne Brücke, hinter dem Strom (im Hintergrund der Bühne) ist Wald.

Dorfbewohner, Männer, Frauen und Kinder sind geschäftig, das Wertvollste ihrer Habe aus den gefährdeten Hütten zu tragen, andere beobachten das fortwährende Steigen des Flusses, noch andere jammern in ratloser Verzweiflung am Ufer. (Volksscenen, ihre Bedeutung und Stellung im Drama!) Auf einmal wird aller Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt. In der Ferne (dem Zuschauer noch unsichtbar) bemerkt man einen Mann, der in atemloser Hast dem Flusse sich nähert. Es ist Damon. Jetzt hat er die äußerste Gruppe der Dorfbewohner erreicht, mit aller Anstrengung kämpft er sich durch die Volksmassen. In dem Augenblick, wo er am Ufer angekommen ist, stürzt die hölzerne Brücke ein. In dumpfer Betäubung steht er einen Moment da. Dann wendet er sich an die Dorfbewohner, ihm zu helfen. Trotz seines Flehens und Drängens ist keiner zu einer entschlossenen That zu bewegen. Nach kurzem Gebet stürzt sich Damon in den Strom, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Die Dorfbewohner verfolgen seinen Kampf mit den Wellen, und aus ihren erregten Rufen erfahren wir den schließlichen Ausgang des Unternehmens. Jetzt sieht ihn der Zuschauer auch selbst am andern Ufer anlangen und sich auf das feste Land schwingen. Kaum aber hat er den festen Boden betreten, da stürzen die Räuber über ihn her.

Ein kurzer Kampf entspinnt sich, wiederum von den Ausrufen der Dorfbewohner begleitet, und Damon eilt nach errungenem Siege weiter seinem Endziele zu.

Der zweite Teil dieses Aktes zeigt uns Damon halb verschmachtet, dem Umsinken nahe, inmitten einer öden und wüsten Gegend. Seine letzten Kräfte hat der glühende Sonnenbrand aufgezehrt, er vermag sich kaum noch aufrecht zu erhalten, und wie er jetzt, seiner Schwäche nachgebend, zusammensinkt, entringt sich seinen Lippen ein heißes Gebet zu Gott um Hilfe und Errettung. So findet ihn, den schon Ohnmächtigen ein kleiner Trupp Wanderer oder Reisender[1]), die eben um den Vorsprung eines Berges biegen, sich seiner barmherzig annehmen, ihn wieder zum Leben zurückbringen, aber ihn auch auf das Aussichtslose seiner Unternehmung bei seiner großen körperlichen Schwäche und der schon weit vorgeschrittenen Zeit aufmerksam machen. Er indessen läßt sich nicht abhalten, und nach kurzem innigen Danke eilt er weiter, um noch vor Einbruch der Nacht nach Syrakus zu gelangen. Damit schließt der dritte Akt (Strophe 6—13.) Nach der Überwindung der drei großen Gefahren, die Damon drohen, sind wir schon auf dessen endgültigen Sieg vorbereitet. Wir haben den höchsten Punkt des dramatischen Gebäudes erreicht, von dem aus wir, wie von dem Gipfel eines Berges, Anfang und Ende überschauen können. Unser Drama würde nun an Interesse verlieren (die bekannte Klippe des vierten Aktes), wenn nicht ein neues Moment der Spannung hineingebracht würde, wenn nicht noch einmal eine große Versuchung an Damon heranträte.

Dies geschieht denn im IV. Akt durch die Begegnung mit Philostratus (Strophe 15—17).

Die Straße nach Syrakus ist bedeckt mit Landleuten, die dem Schauspiele der Hinrichtung beiwohnen wollen. Nach der Meinung aller wird Damon zu spät kommen. Die meisten sehen in ihm einen meineidigen Verräter, der sich durch die Preisgabe seines Freundes hat retten wollen, die wenigsten verteidigen ihn. Endlich tritt Damon selbst auf, im höchsten Maße erschöpft, nur noch von seinem festen Willen getragen. Ihm begegnet Philostratus, der ihm mit beredten Worten vorstellt, daß er auch bei äußerster Anstrengung *auf jeden Fall zu spät* kommen, daß sein Erscheinen den Freund nimmermehr retten würde, und daß er deshalb, um sich seiner Familie zu erhalten, am besten thäte umzukehren. Indessen bleibt Damon trotz dieses Appells fest, und er stürmt vorwärts, um wenigstens mit dem Freunde unterzugehen, wenn er ihn schon nicht mehr retten kann.

Durch diese Begegnung mit Philostratus, die natürlich noch nach den verschiedensten Richtungen hin ausgeschmückt werden kann, ist noch-

1) Vielleicht für *diesen Zweck* besser als die plötzlich erscheinende Quelle bei Schiller, damit alles Wunderbare und Zufällige ausgeschlossen wird.

mals der Zweifel wachgerufen worden, ob die Rettung des Freundes gelingen werde, und mit um so größerer Spannung wird deshalb der V. Akt erwartet. (Strophe 18—20.)

Wir sehen einen großen, freien Platz vor der Stadt Syrakus, rechts im Vordergrunde das Kreuz.

Land- und Stadtbewohner sind in großer Anzahl versammelt. Ihr Gespräch dreht sich natürlich um die bevorstehende Hinrichtung. Man bedauert den opferwilligen Freund und verwünscht Damon. Jetzt erscheint der Freund, umgeben von den Mitgliedern seiner Familie. In rührender Weise nimmt er von seinen Angehörigen Abschied, jede Verurteilung des Damon zurückweisend, da dieser sicher nicht durch seinen eigenen Willen, sondern durch die Gewalt der Umstände gehindert worden sei, sein Versprechen einzulösen. Der Tyrann tritt auf. Mit höhnischen Worten weist er auf Damons Fernbleiben hin, aber auch sein Spott vermag des Freundes Zuversicht nicht zu erschüttern. Der Henker macht sich bereit, die Hinrichtung zu vollziehen. Der Freund wird gefesselt, seine Angehörigen werfen sich Dionys zu Füßen, werden aber zurückgetrieben, auch das Volk wird von den Leibgarden hinweggedrängt, der große Platz wird allmählich frei, und schon beginnt man den Freund am Kreuz emporzuziehen — da durchbricht Damon die dichten Menschenmassen und bietet sich selbst als Opfer dar. Ein einziger Schrei der Freude tönt von aller Lippen, die Hinrichtung wird sofort aufgeschoben, auch der Tyrann ist gerührt und bittet, in den Freundesbund aufgenommen zu werden.

So ist nicht nur das Leben der beiden Freunde gerettet, sondern noch etwas Anderes und Besseres gewonnen worden; ein grausamer Tyrann ist zu den Geboten der Menschlichkeit zurückgekehrt, und Syrakus geht nunmehr einer glücklicheren Zukunft entgegen.

Soviel über den Gang der Handlung und die Entwickelung des kleinen Dramas. Natürlich kann dasselbe noch nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert oder gekürzt werden, wie denn auch z. B. reifere und ältere Schüler veranlaßt werden können, die eine oder andere Scene schriftlich auszuarbeiten, den einen oder anderen Monolog in jambische Quinare zu bringen, die eine oder andere Scene zu einem Bilde umzugestalten und dasselbe zu beschreiben u. s. w. Auf jeden Fall aber wird eine für Lehrer und Schüler anregende und nutzbringende Arbeit daraus entspringen, und deshalb sind die vorstehenden Zeilen geschrieben worden.

Der Faustgedanke im Altertum.

Vortrag von **K. Kemmer** in Wimpfen. (1894.)

Des Lebens Zweck und Ziel zu erkunden,
Hat mancher schon geforscht, gestrebt,
Der nicht an enger Scholle klebt,
Doch keiner noch hat es gefunden.
Wer suchte, alles Wissens Weiten
Erhabnen Geistes zu durchschreiten,
Kehrt' schließlich zu sich selbst zurück
Und sucht' in des Herzens Tiefen sein Glück.

Wir leben im Zeitalter der Ausstellungen! Alljährlich findet eine geradezu unübersehbare Zahl von Ausstellungen statt, von jenen riesenhaften Unternehmen wie in Chicago, wo alles ausgestellt wird, was Natur, Menschenfleiß und Kunst und Witz seit Jahrhunderten hervorgebracht haben und was kein Einzelner, und würde er so alt wie Methusalem, übersehen und studieren kann, bis hinab zu den kleinen niedlichen Sonderausstellungen, wo in einem engbegrenzten Gebiete zum Entzücken einer kleinen Gemeinde von Liebhabern alles zusammengetragen wird, was dem Einzelnen sonst unzugänglich ist. Eine solche Miniaturausstellung ward am 28. August vorigen Jahres (1893), dem Geburtstage Goethes, in seinem festlich geschmückten Vaterhause zu Frankfurt a. M. eröffnet: eine Faustausstellung! Es war da durch das F. D. H. zu Fr. a. M. in vier Abteilungen alles Erreichbare zusammengetragen, was Bezug hat auf den Faust der Sage und Geschichte, den Faust der Dichtung, den Faust in der Bildkunst und den Faust in der Tonkunst, eine fast unübersehbare Reihe von beinahe 1000 Nummern, aus denen die Goethesche Dichtung mit über 100 Nummern als ewige Sonne hervorleuchtete und mit ihrem Glanze die anderen Sterne schier verdunkelte!

Und doch enthielt diese umfangreiche Sammlung noch lange nicht alles, was den Faustgedanken angeht, was Bezug hat auf den Gedanken, der vornehmlich allen Faustdichtungen zu Grunde liegt; sie klammerte sich mehr an den Namen Faust. Der Gedanke ist viel umfassender; er ist mit den ersten Menschen in die Welt gekommen, hat alle Kulturvölker und Nationen durchdrungen und bei jedem Volke den seiner Eigenart entsprechenden Ausdruck gefunden, den vollendetsten, unübertrefflichsten allerdings bei dem deutschen Volke durch Goethe!

Faust — Goethe! Sie sind nicht mehr zu trennen, diese beiden Begriffe. Wie oft ist es nicht schon gesagt worden: Im Faust liegt der ganze Goethe, der größte, gedankenreichste, selbständigste aller deutschen Dichter; im Faust liegt das thätigste, umfassendste Menschenleben, das

Leben einer denkenden und fühlenden Nation, ja das Leben der ganzen strebenden Menschheit! Und besonders der Deutsche fühlt sich innig verwachsen mit diesem Gebilde schöpferischer Phantasie und tiefinnersten Herzensdranges, nicht sowohl weil ein Deutscher es geschaffen — nur ein Deutscher konnte es so schaffen, wie es unserer Natur entspricht —, sondern weil er sich selbst stückweise darin wiederfindet und abgebildet sieht. Und darum ist ihm auch Goethes Faust eine zweite Bibel geworden, aus der er Geistesnahrung und -stärke, edles Denken und Empfinden schöpft; darum war es auch möglich, daß eine Gruppe deutscher Soldaten im letzten großen Kriege unter Frankreichs stürmischem Nachthimmel, im offenen Biwak sich damit unterhielt, wechselweise in geordneter Folge Stellen aus Goethes Faust herzusagen, so daß daraus fast der vollständige erste Teil wurde. Wahrlich! ginge heute Goethes Faust verloren, in dem Gedächtnis des deutschen Volkes würde er ebenso fortleben, wie die Ilias im Munde der alten Griechen lebte. Aber nicht nur die Goethesche Dichtung, sondern der ganze Faustgedanke ist so sehr in das deutsche Volk eingedrungen, daß der Romantiker Arnim sagen konnte, jeder Deutsche müsse seinen Faust schreiben. Freilich, viele haben das allzu wörtlich genommen, und so ist denn der arme Faust so viel geschrieben und gedruckt worden, daß ein anderer deutscher Dichter berechtigt ausrufen konnte: Die deutsche Litteratur ist mit „Fäusten" geschlagen! Ich muß darauf verzichten, auch nur die hervorragendsten dieser Faustdichtungen, die in dem Katalog der Faustausstellung verzeichnet sind, zu nennen. Noch viel weniger würde es möglich sein, auch nur eine Vorstellung von dem gewaltigen Berge der gesamten Faustlitteratur zu geben.

Meine Aufgabe soll es vielmehr sein, dem Faustgedanken nachzugehen und zu zeigen, daß, wie vorhin behauptet wurde, in der Litteratur aller Kulturnationen faustische Erzeugnisse vorhanden sind. Da es aber nicht möglich ist, in einem Vortrage das auch nur einigermaßen genügend nachzuweisen, so muß ich den Stoff in einzelne Teile zerlegen und will darum für heute abend nach einem kurzen Überblick über die Faustsage nur den Faustgedanken im Altertum näher beleuchten. Gelegentliche Hinweise auf Goethes Faust dürften dabei nicht unangemessen erscheinen.

I. Die Sage.

Zauberer, Magier, Wunderthäter und dergleichen hat es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben, und wir brauchen nicht zu fürchten, daß ihr Geschlecht bald aussterben werde; im Gegenteil, unser Jahrhundert, das sich zwar das aufgeklärte nennt, darum aber nicht minder, wenn auch in anderer Form, in Aberglauben und Unsinn

befangen ist wie frühere, erzeugt vielleicht mehr dieser Gestalten als andere Zeiten, und an Kunstfertigkeit und Fähigkeit, das Publikum zu täuschen, stehen diese neuen den alten gewiß nicht nach. Jedes Volk, jeder Stamm, jedes Zeitalter hat seinen charakteristischen Mann, der so lange im Munde des Volkes lebt, bis ihn ein neuer ablöst und an seine Stelle tritt. Früher, bei den geringen Verkehrsmitteln und dem Mangel an gedruckten oder auch nur geschriebenen Nachrichten verbreitete sich die Kunde von solch einem Manne nur langsam, dafür wurde ihm aber auch, wenn er nur erst einige Bedeutung erlangt hatte, unterwegs mehr und mehr angehängt, und so wuchs er denn zu einer ganz ungeheuerlichen Persönlichkeit an, die eben darum um so länger und nachhaltiger die Einbildungskraft des Volkes beschäftigte. Der Teufel, der ja bekanntlich auch überall zu Hause ist, ward mit ihr in Verbindung gebracht, von ihm hatte er gelernt, was nicht jeder konnte oder wessen er sich großsprecherischerweise rühmte, und als Lohn für seine Dienste hatte er ihm die eigene Seele verschrieben. Manche Zeit war so rasch bereit, einem Menschen einen Teufel in irgendwelcher Gestalt beizugeben, daß fast keinem bedeutenderen Manne während des ganzen Mittelalters dieser volkstümliche Geselle fehlte. Zu besonderer Macht und Ansehen gelangen solche Personen zu einer Zeit, wo alte Anschauungen, Gedankenkreise und Lebensformen zusammenzubrechen drohen und ein neues Leben, ein neuer Geist unter der Schneedecke des Althergebrachten sich zu regen beginnt, kurz wenn ein neues Zeitalter im Anzuge ist. Sie bilden gleichsam die Brücke zwischen den sich bekämpfenden Anschauungen, das Bindeglied zwischen extremen Richtungen. So ist's auch bei Faust. Er soll gelebt haben zur Zeit des sinkenden Mittelalters, als die Morgenröte einer neuen Epoche sich ankündete, als im staatlichen und kirchlichen Leben eine bedeutende Umwälzung im Gange war. Sein Haupttreiben wird an den Ort und in jene Gegend verlegt, wo in jener Zeit der Hauptplatz für das religiöse und geistige Leben, der Sitz der Wissenschaften in Deutschland war: nach Wittenberg und Umgebung. Hier soll er mit den Studenten verkehrt und einen großen Teil seiner wunderlichen und gottlosen Streiche ausgeführt haben, hier soll er von Melanchthon und anderen gelehrten Männern gesehen und schließlich in dem Dorfe Rimlich bei Wittenberg nächtlicherweile vom Teufel geholt worden sein. Sein Geburtsort wird, wie bei großen Männern des Altertums, nach den verschiedensten Orten verlegt, so vor allem nach der Gegend von Wittenberg, sodann aber auch nach Knittlingen bei Maulbronn, wie er denn überhaupt im Kloster zu Maulbronn längere Zeit bei einem Landsmann und Jugendfreund, dem Abte Johann Entenfuß, zugebracht haben soll. Ein zugemauertes altes Laboratorium, die Faustküche genannt, und ein alter

Turm, der Faustturm, halten hier die Erinnerung an ihn lebendig. Auch sein schreckliches Ende soll sich in diesem Turme zugetragen haben und sogar noch jetzt soll ein großer Blutfleck davon zeugen! Seine magischen Künste soll er in Krakau gelernt haben, das sich damals in dieser Hinsicht eines besonderen Rufes erfreute.

Ob dieser Faust wirklich existiert hat und ein Zauberkünstler und Schwindler war oder ein Chemiker, der wie so viele Gold machen wollte, oder ob er nur ein Phantasiegebilde jener wunder- und teufelsgläubigen Zeit ist, das läßt sich wohl schwer feststellen und ist im Grunde für uns auch ganz gleichgültig. Was Faust von der großen Zahl seiner Kollegen unterscheidet, was ihn zu einer bedeutenden Persönlichkeit, ja zu einer Weltfigur im größten Stile gemacht hat, das ist der übermäßige Drang nach Erkenntnis und Wahrheit, das unbegrenzte Bestreben, den Grund aller Dinge und den Zweck ihres Daseins zu erkennen. Diese Gedanken sind bereits im ältesten Faustbuche enthalten, das 1587 zu Frankfurt a. M. bei Johann Spieß erschien und in der damals üblichen Weise folgendermaßen betitelt ist: Historia | Von Dr. Johañ | Fausten, dem weitbeschreyten | Zauberer und Schwartzkünstler, | Wie er sich gegen den Teuffel auff eine be- | nandte Zeit verschrieben, Was er hierzwischen für | seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet und getrieben, biß er endtlich sei- | nen wol verdienten Lohn | empfangen | Mehrertheils auß seinen eygenen hin- | derlassenen Schrifften, allen hochtragenden, | fürwitzigen und Gottlosen Menschen zum schrecklichen | Beyspiel, abscheuwlichen Exempel, vnd treuw- | hertziger Warnung zusammen gezo- | gen, vnd in Druck verfertiget. | Jacobi IIII | Seyt Gott vnderthänig, widerstehet dem | Teuffel, so fleuhet er von euch. | Cum Gratia et privilegio | Gedruckt zu Franckfurt am Mayn | durch Johann Spies MDLXXXVII.

Dieses Faustbuch erfreute sich gleich bei seinem Erscheinen einer außerordentlichen Beliebtheit, aber schwerlich aus dem Grunde, den der Verfasser für die Herausgabe anführt. Es ist unzähligemal wieder aufgelegt, nachgedruckt, erweitert, verkürzt und in mancherlei Sinn kommentiert worden und hat sich (in der Hauptsache in seiner alten Gestalt) bis in unser Jahrhundert erhalten. Besonders in Frankfurt ist es gar oft gedruckt worden, und so mußte es denn auch frühzeitig dem jungen Goethe in die Hände kommen, der in seiner sturm- und drangvollen Jugend, wo er selbst wie Faust „alle Gründe von Himmel und Erde erforschen wollte", den geistigen Gehalt der Sage erfaßte und dann so vollendet zum Ausdruck brachte. Dieser geistige Gehalt ist es, der der Sage Dauer verliehen und durch den sie Anknüpfungspunkte hat an das früheste Altertum und die verschiedensten Nationen. Der intellektuelle

Faust, wenn ich ihn so nennen darf, ist so alt, wie Menschen denken, fühlen, streben und begehren; ein Ahasver schreitet er unter den Menschen einher und fordert seine Opfer, doch nicht im Sinne des Volksbuches, das den Teufel die Seelen der Hölle zuführen läßt, sondern dadurch, daß er ihnen durch unmäßiges Streben, durch unbegrenzten Drang nach Wahrheit und Erkenntnis die Ruhe und den Genuß des Lebens raubt und sie durch das Maßlose, das Ungezügelte ihres Begehrens zu echt tragischen Personen macht. Mit diesem intellektuellen Faust verbindet sich dann fast durchweg, wenigstens bei den europäischen Völkern, der Magier und Zauberer zu einer Person, die dann dem Sinne des Zeitalters und der Nation entsprechend zurechtgemacht wird.

Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

II. Der Faustgedanke im alten Testament.

Den ältesten Ausdruck findet die Faustidee in den ältesten uns überlieferten Schriftwerken: bei den Hebräern, den Indern und den Griechen.

Schon den ersten Menschen war der faustische Drang nach Erkenntnis in das Herz gelegt so stark, so mächtig, daß sie, dem göttlichen Gebote zuwider, die Frucht vom Baume der Erkenntnis pflückten und damit alle Übel in die Welt brachten. Ein Leben voll Mühe und Arbeit, Ringen und Schaffen war der Lohn der Erkenntnis und das Ertragen von Leid und Qual das Mittel der Erlösung.

Der echte Faust des alten Testaments ist der König Salomo, der auch in eine Zeit fällt, da der alte Glaube des Volkes Israel verloren ging und neue Ideen und Anschauungen aufkamen. Schon frühe ward ihm ein Zauberbuch, die Clavicula Salomonis, zugeschrieben, vermittelst dessen er die Geister beschwöre, daß sie ihm dieneten und sagten, was er begehrte, also genau so wie beim Faust des Mittelalters. Dies wird uns nicht wundernehmen, wenn wir die Schriften Salomos, besonders seinen Prediger, lesen. Nachdem der Prediger, d. i. der König Salomo, wie Goethes Faust, alle Stufen und Lagen des Lebens durchlaufen, in Pracht und Üppigkeit geschwelgt, in Reichtum und Macht sich gefallen und daneben auch nach höchster Weisheit gerungen hat, so daß er alle anderen darin übertrifft, da erkennt er, daß alles in der Welt Eitelkeit ist und Bekümmernis des Geistes, und das vielfache Echo seiner ganzen weisheitsvollen Predigt ist: Alles ist eitel. Der Prediger ist gleichsam ein Faust auf dem Totenbette, der das Ergebnis seines reich-

bewegten Lebens in kurzen Worten zusammenfaßt. Besonders vom Forschen nach Erkenntnis und Weisheit rät er ab, denn je mehr er sich in der Weisheit versucht und je mehr er sie zu erlangen geglaubt habe, desto weiter sei sie von ihm gewichen; sie sei ein tiefer Abgrund, in den man hineinstürze. Der Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntnis erzeugt einen melancholischen Lebensüberdruß, der ihn die Toten mehr preisen läßt, als die Lebenden, den Tag des Todes mehr als den Tag der Geburt. Ein neuerer Faustdichter (Lenau) drückt das aus mit den Worten:

Der Seligste von allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Weß Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt.

Diese Stimmung bildet den düsteren Hintergrund der ganzen Predigt, worin der Weisheit letzter Schluß heißt: „Fürchte Gott und halte seine Gebote".

Wenn wir auch den König Salomo, der die beiden Faustnaturen, die geistige und sinnliche, in sich vereint, den Faust des alten Testaments genannt haben, so ist doch der Faustgedanke in einer anderen Dichtung des alten Testaments viel vollkommener enthalten: im Buche Hiob.

Als Goethe den vollständigen Plan zu seinem unsterblichen Gedichte entworfen hatte, was erst nach Vollendung vieler Scenen und viele Jahre nach Beginn des Werkes der Fall war, da schrieb er den „Prolog im Himmel" dazu, wozu ihm das Buch Hiob ein direktes Vorbild war. Denn auch hier bildet den Rahmen für das ganze Gemälde, daß Satan an den höchsten Herrn herantritt und um die Erlaubnis bittet, den treuesten und frömmsten Knecht Gottes, den Hiob, versuchen zu dürfen; denn in Not und Elend werde es auch mit seinem jetzt so großen Gottvertrauen schlecht bestellt sein. Der Herr gestattet, daß Satan dem Hiob alles, seine Kinder und seinen ganzen Besitz nehme, nur sein Leben solle er unangetastet lassen, und siehe! Satan muß beschämt abziehen, denn Hiob sagt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Aber Satan giebt seine Sache noch nicht verloren und bittet sich auch die Erlaubnis aus, Hiobs Fleisch und Gebein anrühren zu dürfen. Und nun, als Hiob, arm und verlassen, von schwerer Krankheit heimgesucht, auf seinem Bette liegt und sein Weib ihn verläßt mit den Worten: „Gieb Gott den Abschied und stirb!", da lehnt er sich auf gegen Gott, verflucht den Tag seiner Geburt, da er ungerecht so Unsägliches zu leiden habe, indes die Gottlosen

in Freude und Lust ungestraft ihr sündhaftes Leben führten. Den Hauptkern des ganzen Gedichts bildet sein 7 Tage und 7 Nächte währender Wortstreit mit drei Freunden, die gekommen sind, ihn zu beklagen und zu trösten. Der erste verteidigt Gottes Gerechtigkeit, Hiob müsse wohl sein Leid verschuldet haben, sonst wäre es ihm nicht auferlegt worden; der zweite führt aus, daß ihm nur durch Buße und Unterwürfigkeit und Vertrauen auf Gott verziehen und er wieder glücklich werden könne, und der dritte sieht sein Leiden als Strafe für sein Hadern mit Gott an; aber Hiob will von ihrer Weisheit nichts hören, er dünkt sich so klug und weise wie sie auch und glaubt, durch der Freunde Reden erbittert, nur um so mehr berechtigt zu sein, die Gottheit für sein maßloses Leiden herausfordern zu dürfen. Umsonst preisen ihm die Freunde Gottes Allmacht und Größe, er erkennt sie viel besser als jene und preist sie mit herrlicheren Worten; umsonst weisen sie ihn auf des Gottlosen Beispiel und Schicksal hin, er erkennt das selbst und will auch nie vom Wege des Rechts und der Wahrheit abweichen, obgleich er sehen müsse, daß der Böse gar oft gute Tage habe und glücklich lebe bis an sein Ende. Ihre Trostesgründe drücken ihm den Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit nur tiefer ins Herz. Er weiß sich gerecht und fromm und sein Gewissen frei von jeder Fehle, und wenn er dann sich und sein Thun der Welt gegenüberhält und mit seinem jetzigen Leiden vergleicht, so kann er nicht mehr an den höchsten Gott glauben, daß er alles nach ewigen Gesetzen abwäge und jedem zu teil werden lasse, was ihm gebühre.

Da die drei Freunde schweigen, so sucht — und das ist ein späterer Zusatz — ein vierter, jüngerer den Hiob zu widerlegen; er preist in begeisterten Worten die Unendlichkeit und Majestät Gottes, aber erst als Gott selbst aus den Wolken ruft: „Wer ist es, der so fehlet in der Weisheit und redet so mit Unverstand!" und dem Hiob seine ganze Macht und Größe vorhält und fragt: „Wer mit dem Allmächtigen hadern will, soll es ihm der nicht beibringen, und wer Gott tadelt, soll es der nicht verantworten?", da fällt Hiob auf sein Antlitz und bekennt: „Siehe! ich bin zu leichtfertig gewesen; ich erkenne, daß du alles vermagst, und kein Gedanke ist dir verborgen". Er that nun Buße in Staub und Asche und ward glücklicher und reicher als zuvor. Satan hatte sein Spiel verloren.

Inwiefern in diesem Gedichte, abgesehen von der äußeren Einkleidung und vielen Anklängen an Goethes Faust, der Faustgedanke enthalten ist, läßt sich leicht erkennen. Hiob ist der selbstbewußte Mensch, der es verschmäht, etwas von der göttlichen Gnade zu erbitten; er begehrt nur nach Verdienst und Würdigkeit gerichtet zu werden und stellt sich so der

Gottheit selbstgerecht und trotzend gegenüber. Daher will er sich dem Urteile Gottes, der zwar groß und mächtig, aber nicht gerecht sei, nicht unterwerfen, sondern lieber alle Qual und Pein der Erde dulden. Erst das Donnerwort Gottes, das im Goetheschen Faust so herrlich klingt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", bringt ihn zur richtigen Erkenntnis, und aus der Hölle des Zweifels und der Verzweiflung geht er durch das läuternde Feuer der Prüfung zur beseligenden Anschauung Gottes und seiner ewigen Wahrheit hervor, und der qualvoll errungenen Erkenntnis wird Sühne zu teil und völliges Glück. — Wie fast jeder Faustdichter hat jedenfalls auch der Verfasser des Hiob eine alte Sage ergriffen, um sein geistiges Ringen und Streben und seine schließliche Erkenntnis, entsprechend seinem Volkscharakter und seinem Zeitalter, darin niederzulegen.

III. Der Faustgedanke bei den Indern. Büßungen des Vismavitra.

Wenn schon im Hiob, also bei den Hebräern des alten Testaments, der Faustgedanke dadurch zum Ausdruck kommt, daß durch maßloses Leiden und Dulden der höchste Gott bezwungen werden soll, ohne sich selbstthätig gegen ihn aufzulehnen, so ist das noch weit mehr der Fall bei den Indern. Denn das Ideal eines jeden Volkes ist, den Göttern gleich zu werden, und da bei den alten Indern der höchste Gott Brahma der ruhende, beschauliche Geist ist, abgewandt aller Thätigkeit, allem schaffenden Eingreifen in die Weltordnung, so mußte auch für den Menschen das höchste Ziel durch passive Hingabe, durch Verneinung jeglichen Willens und Wunsches, durch Leiden und Dulden zu erreichen sein. Daher sucht denn auch der indische Faust nicht durch weltüberwindendes Wirken, nicht durch Verbindung mit dem Bösen, den Feinden der Götter, sondern durch weltentsagendes Leiden und unendliche Selbstqualen zu seinem Ziele zu gelangen. Die bezügliche Erzählung von den Büßungen des Königs Vismavitra ist eine Episode des großen indischen Heldengedichts Ramajana, dessen Abfassung ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie die Schriften des Königs Salomo; sie giebt uns einen Begriff vom Wesen der indischen Dichtung. Hier ist „das zarte Seelchen Phantasie, die Mutter der Dichtung, zu einer Riesendame von unfaßbarem Umfange angeschwollen, der die größten Ungeheuerlichkeiten sowie die lieblichsten Bilder und gemütvollsten Scenen entquellen; hier ist die Heimat jener dumpfen Mystik, jener lebenraubenden, thatenlosen Selbstquälerei, die zeitweise die Runde um die Welt macht und gleich einem Alp auf der keuchenden Menschheit lastet" und dann infolge von Reaktion faustische Gedanken und Werke hervorruft. Nur

beiläufig sei erwähnt, daß auch der Zauberer und Wunderthäter Dr. Faust in Indien genugsam vertreten ist; ein jeder kennt die Wundergeschichten und übernatürlichen Dinge, die von den indischen Fakiren bis in unsere Tage hinein vollbracht werden sollen. Mag daran wahr sein, was will, jedenfalls ist der gemeinsame und hervorragendste Zug aller dieser Erzählungen nicht ein thatkräftiges Handeln zu bestimmtem Zweck wie bei Dr. Faust, sondern ein übernatürliches Dulden und Leiden und ein unfaßbares Sichselbstquälen.

Der König Visмavitra, der viele tausend Jahre in Glanz und Ruhm regiert und die Welt als Eroberer durchzogen hat, geht zu dem Brahmanen Vasishta, der sich mit seinen Schülern in einsamer Wüste heiligen Bußübungen ergiebt. Hier wird er mitsamt seinem zahlreichen Heergefolge trefflich bewirtet, des Heiligen Zauberkuh Sabalah schafft alles Gewünschte im Augenblick herbei. Da ergreift den König unbezwingbares Gelüsten nach der wunderbaren Kuh des Weisen, und er bietet ihm dafür goldene Ketten und Peitschen, 14000 Elefanten, 800 Wagen von Gold, 11000 Pferde von edler Rasse und eine ganze Million alltäglicher Kühe. Umsonst. — Da raubt der König die Wunderkuh. Aber der sanfte Hausgenosse wird sehr wild, tötet 1000 Krieger des Königs, kehrt zu Vasishta zurück und erzeugt, durch des Weisen Bußübungen unterstützt, allerlei Horden von Ungetümen, die des Räubers gesamte Heeresmacht vertilgen, daß er verzweifelnd einsam dasteht, wie ein Meer ohne Brandung, wie eine Schlange ohne Zahn, wie eine lichtberaubte Sonne, wie ein schwingloser Vogel. Da beschließt er, durch Bußübungen sich Macht über den Weisen und dessen Beschützer, die Götter, zu verschaffen. 100 Jahre steht er einsam in den Felsenklüften des Himalaya auf der großen Zehe, mit ausgebreiteten Armen, nur von Luft genährt. Dadurch gewinnt er die Bogenkunst, und sofort beschießt er die Einsiedelei Vasishtas mit brennenden Pfeilen; aber der Weise wehrt sie mit seinem einfachen Brahmastabe ab; ja selbst der heilige Brahmapfeil, der die drei Welten leben macht, kann ihm nicht schaden. Da faßt der wunderliche König den kühnen Entschluß, sich zum Brahmanen aufzubüßen, daß ihm jede Rache freistehe.

Nach 1000 Jahren erneuter Buße verleiht ihm Brahma die Würde fürstlicher Weisheit, und nach abermals 1000 Jahren besuchen ihn ehrfurchtsvoll alle Götter, und er erhält den Titel „Bester der Weisen". Dadurch hat er bereits solche Macht gewonnen, daß er den Fürsten Trisanku, der von Vasishta abgewiesen worden war, lebendigen Leibes in den Himmel schafft; als aber dieser von dem Gotte Indra wieder herausgeworfen wird, hält er ihn zwischen Himmel und Erde fest und will für ihn einen neuen Himmel schaffen mit neuen Göttern und neuen Freuden. Da

flehen ihn die Götter und Weisen an, er möge doch die gute alte Ordnung nicht stören, und um ihn von seinen Büßungen abzubringen, senden sie ihm die schönste der Nymphen, Menaka, wie Mephistopheles seinem Faust das Gretchen zuführt, das ihn von seinem Forschen und Streben abbringen soll. Aber wie Faust wird auch Visмavitra nur kurze Zeit durch sie gefesselt; dann reißt er sich los, geht weiter nach Osten und verharrt 1000 Jahre in völligem Schweigen. Nichts reizt ihn mehr zu Liebe, nichts zu Zorn; regungslos wie ein Baumstamm steht er da. Nach 1000jährigem Fasten will er zuerst wieder eine Schüssel Reis essen, da bittet ihn ein bettelnder Brahmane drum, und er schenkt sie ihm. Nun endlich enthält er sich ein weiteres Jahrtausend sogar des Atmens. Da bricht Dampf aus seinem Haupte hervor. Entsetzen durchdringt die drei Welten, die Götter werden um ihre Existenz besorgt, und sie flüchten zu Brahma und bitten: Zerrüttet sind die Räume alle, und nichts wagt sich mehr zu zeigen, die Meeresfluten brausen wild auf, die Berge wanken, der Erdkreis zittert, der Winde Wehen stockt, die Menschen werden gottesleugnerisch, der Sonne ist ihr Licht geraubt durch den vom Büßer ausgehenden Glanz. Rette der Götter Reich, o Brahma, bevor die drei Welten vom Feuer des Unterganges verzehrt werden! Da verleiht Brahma dem Büßer die erstrebte Brahmanenwürde und damit die Macht zur Rache; aber alles Rachegefühl ist in Visмavitra ausgetilgt, seine Seele ist geläutert und nur noch des Guten fähig; er versöhnt sich mit Vasishta, und beide strahlen im Glanze des Brahmanentums.

So wunderlich und fremdartig auch die Erzählung klingt, der Faustgedanke tritt darin doch klar zu Tage: das Auflehnen gegen die Götter und das unbegrenzte Streben nach Macht und Herrschaft zur Befriedigung der eigenen Wünsche. Das Ziel ist allerdings ein gar eng begrenztes, es umfaßt nur das eigene Ich. Zwar geht auch der Goethesche Faust von seiner eigenen Person aus, für die er begehrt und strebt und von Gott abfällt, aber er gelangt doch im Verlaufe seines Läuterungsprozesses zu einer höheren Auffassung; nicht mehr für sich, sondern nur für seine Mitmenschen will er wirken und schaffen, im täglichen Kampfe will er ihnen Leben und Freiheit erwerben. Visмavitra kommt zu dieser Höhe nicht, er bleibt der thatenlose Inder, der auf seiner Götterhöhe zwar von seiner Rache abläßt und dem obersten Gotte sich unterwirft, aber zu einer That für die Menschheit kann er sich nicht aufschwingen.

IV. Die Perser — Dschemschid.

Auch bei anderen alten Völkern des Ostens finden wir Anklänge an Faust, immer entsprechend dem Volkscharakter und der Entstehungszeit. Das Nachbarvolk der Inder, die Perser, deren Sinn heller und nüch-

terner war als der träumerisch grübelnde Geist der alten Inder, denen noch Thatkraft und Selbstbewußtsein innewohnte, hat in der Sage vom Könige Dschemschid, wie sie der persische Homer, der sangesreiche Firdusi, etwa ums Jahr 1000 n. Chr. in seinem großen Heldengedicht Schâhnâmeh berichtet, ein direktes Bindeglied zwischen der biblischen Erzählung vom ersten Sündenfall und dem himmelstrebenden Faust, der sich dem Teufel ergiebt. Dschemschid, Urenkel des ersten Königs und Enkel des Feuererzeugers und Erzeschmiedes Siamek, herrschte 700 Jahre glücklich über die Erde und ließ den Menschen alle Segnungen zu teil werden. Aber das Glück hatte ihn übermütig gemacht, er wollte den Göttern gleich sein und begehrte für sich göttliche Verehrung. Dadurch ging ihm und allen Menschen das Paradies verloren, die Übel drangen in die Welt ein, die Menschheit fiel ab zu Sohak, dem bösen Geiste, der darauf auf Erden herrschte, und Dschemschid selbst ward von Sohok verfolgt und zerrissen. Wir haben hier den Ausgang des Faust in der deutschen Volkssage. Und natürlich; denn es fehlt auch hier die Sühne für die strafbare Überhebung und grenzenlose Anmaßung, und das dichterische Bewußtsein eines jeden Volkes ist in dieser Hinsicht durchaus gerecht.

V. Die Griechen — Prometheus.

Den großartigsten, vollkommensten Ausdruck hat der Faustgedanke unter den alten Völkern bei den Griechen gefunden. Wie sie alle Völker des Altertums in Dichtung, Kunst und Wissenschaft gewaltig überragen, so ist auch der geistige Gehalt ihres Faust weitaus bedeutender als alles, was wir bis jetzt betrachtet haben. Er ist enthalten in dem tiefsinnigen Mythus von Prometheus und von dem gewaltigsten der griechischen Tragiker, Äschylus, in einer Trilogie behandelt worden.

Die Sage von Prometheus entspricht, wie wir sehen werden, durchaus der Natur des thatkräftigen, unbeugsamen, nach Weisheit und Vollendung dürstenden Griechenvolkes; sie wird am geläufigsten so erzählt: Der Titan Prometheus lehnt sich auf gegen die Macht des Zeus; selbständig will er sein, unabhängig von ihm; auf eigene Faust formt er Menschen aus Thon und belebt sie mit dem göttlichen Feuer, das er im markigen Rohre den Göttern entwendet. Hierdurch aber hat er die Sünde in die Welt gebracht und wird deshalb von Zeus an den Kaukasus geschmiedet, wo ihm ein Geier die immer wieder nachwachsende Leber zerfrißt, bis ihn endlich, nachdem er durch entsetzliche Leiden gebüßt, Herakles von seinen Fesseln befreit und mit Zeus versöhnt. Der gegen seinen Willen geschaffenen Menschheit aber sendet Zeus die liebreizende Jungfrau Pandora mit ihrem Leidensgefäß, durch dessen un-

kluges Öffnen alle Übel in die Welt gekommen sind und denen einzig die Hoffnung als linderndes Heilmittel zugesellt ist.

Dieser Stoff zog auch den jungen Goethe an, und er hat uns ein bedeutendes Fragment hinterlassen, Prometheus betitelt, das aus den Jahren 1772 und 73 stammt, in denen ein titanischer Drang ihn beseelte, in denen es in ihm kochte und gärte und sein glühender Geist seine Erzeugnisse in jenen Formen entwarf, die uns an die Chorverse des Äschylus erinnern. Damals beschäftigte ihn auch noch ein anderer Faustgedanke, der Plan zu einem Ewigen Juden, davon einiges niedergeschrieben ward, und damals entstanden endlich auch die ersten drangvollsten Scenen seines wirklichen Faust. Dieser letztere Stoff zog ihn jedenfalls am meisten an, und darüber blieb sowohl Prometheus wie der Ewige Jude für immer liegen. Auf den Goetheschen Prometheus will ich kurz eingehen.

Ich will nicht, sag es ihnen!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen Eins,
Mich dünkt, es hebt sich!

So spricht Prometheus zu dem Götterboten Merkur, daß er's den Göttern melde. Umsonst versucht Merkur ihn unterwürfiger, dankbarer gegen die Götter zu stimmen, umsonst redet ihm sein schwachsinniger Bruder Epimetheus zu, daß der Götter Vorschlag, die ihm des Olympos Sitze räumen und der Erde Herrschaft überlassen wollen, billig sei; er will nicht der Götter Burggraf sein und ihren Himmel schützen, er will nicht Vasallen dienen, da die Olympier selbst des Schicksals Macht anerkennen, er will nicht mit ihnen teilen; was er geschaffen, will er allein beherrschen, und er fordert nicht, was nicht durch ihn entstanden. Auch der freundlichen Minerva gegenüber, die ihm der Götter Weisheit, Macht und Stärke rühmt, bleibt er standhaft; er stellt sich den Göttern gleich; er sei ewig wie sie, und seine Weisheit künde sich durch seiner Hände Werk. Selbst für den Preis, daß seine Lieblingsgestalten, an denen er die erstaunte Minerva vorüberführt, Leben atmen sollen, will er nicht der Götter Diener sein.

Im zweiten Akt beklagt Merkur dem Jupiter gegenüber den Abfall von der göttlichen Macht und die Entstehung der neuen Welt ohne göttliches Wort; denn Prometheus hat mit Hilfe der Minerva seinen Gestalten mittelst des geraubten Feuers Leben eingeflößt. Merkur will sie zermalmen, um des großen Gottes Macht zu verkünden, doch Jupiter findet die Zeit noch nicht gekommen und beruhigt Merkur mit den Worten:

Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.

In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich;
Sie werden dich nicht hören.
Überlaß sie ihrem Leben.

Darauf wird uns das neue Geschlecht in einem Thale am Fuße des Olympos gezeigt, in ihrer Freude, in ihrem Leid, in ihrer Thätigkeit und Ruhe; es wird uns gezeigt, wie Prometheus seine Menschen unterweist, die Streitenden besänftigt, die Trauernden tröstet, alle Empfindungen mit ihnen teilt — und auf den Tod sie vorbereitet.

Der dritte Akt beginnt mit einem Monolog des Prometheus in seiner Werkstatt, jener wundervollen Ode, die den ganzen Gehalt der Prometheussage für sich allein zum Ausdruck bringt.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst u. s. w.

. . . . . .

Hiermit bricht das Stück ab; wie sich Goethe die Fortsetzung gedacht, ob Prometheus in seinem Trotze untergeht, oder ob er, sich unterwerfend, der Himmlischen Macht anerkennt und erlöst wird, wir wissen es nicht, er hat uns den Plan nirgends aufgeschrieben.

Von der Trilogie des großen Griechen ist uns leider nur ein Stück erhalten, der gefesselte Prometheus, die beiden andern, der feuerbringende Prometheus und der erlöste Prometheus, sind verloren gegangen; aber wir kennen doch annähernd ihren Inhalt, vom letzteren besitzen wir überdies ein geringes Bruchstück in lateinischer Übersetzung.

Im ersten Teile, dem feuerbringenden Prometheus, wird Prometheus schuldig; er mag wohl dem Goetheschen Fragment entsprochen haben. Prometheus, d. h. der Kluge, Vorbedachte, hat dem Zeus zur Weltherrschaft verholfen, indem er ihn durch List die rohe Gewalt der himmelstürmenden Titanen besiegen lehrte. Doch hart ist jeder, der in neuer Macht sich sieht, und Zeus zürnt fürchterlich. Das titanische Menschengeschlecht, dem der unbesiegbare Drang nach Macht und Erkenntnis im Herzen ruht, will er in den Tartarus schleudern und ein neues schaffen das ihm willig folge in blindem Gehorsam. Da faßt den Prometheus der Menschheit ganzer Jammer an, und er wird ihr Retter, daß sie zerschmettert nicht zum Hades sinkt. Er sendet dem trostlos jammernden Menschengeschlecht die belebende Hoffnung, raubt für dieses das göttliche Feuer und zeigt dessen reiche Benutzung; er macht die Thörichten zu Klugen, lehrt sie Häuser bauen und des Lebens Unterhalt gewinnen durch Bebauung des Landes; er verschafft ihnen Reichtum und Überfluß durch Handel auf meerdurchfliegenden, linnenbeschwingten Schiffen und durch Gewinnung von Gold und Silber aus der Erde dunklem Schoß; er weiht sie ein in die Wissenschaften: zeigt ihnen der linden Heilgetränke

Mischung, davor der Übel Menge flieht, lehrt sie der Seherkunst Gebräuche und die Schicksalsstimmen und die Wegeszeichen und giebt ihnen ein festes Zeichen für den kalten Winter, den blumichten Lenz und den erntereichen Sommer; endlich beglückt er sie mit der Künste göttlichem Geschenk.

Im zweiten Teile, dem gefesselten Prometheus, erleidet er die Strafe für seine Überhebung. Unter Mitwirkung von Kratos und Bia, d. i. von Kraft und Gewalt, wird er von Hephästos, dem Götterschmied, an den schauerlichsten Fels der fernen, unbetretenen, öden Skythenküste geschmiedet, und hier verharrt er während des ganzen Stückes. Schweigend duldet er die Schmerzen, schweigend hört er die Verhöhnung der rohen Gewalten und schweigend die Klagen des weicheren Hephästos. Erst als er allein ist, bricht er in ergreifende Klagen aus, daß er so unsäglich leiden müsse. Und warum? Weil er die Menschheit errettet und lebensfähig gemacht. Doch nichts kann ihn von seinem Trotze abbringen; vergeblich sind die Klagen und Bitten der mitleidsvollen Meerestöchter, der Okeaniden, die mit ihrem greisen Vater Okeanos aus ihren Wasserhöhlen auftauchen; er schmäht des Zeus Gewaltherrschaft und kündet an, daß auch sie ihr Ende erreichen werde: Zeus werde ebenso vom eigenen Geschlechte gestürzt werden, wie er den Vater vernichtet, wenn er selber nicht dem tyrannischen Gott sein Geheimnis offenbare und ihn errette. Sein eigen Elend will er gar nicht mindern, ja mehren will er's, tausendfache Qual erdulden, um die Menschheit zu erlösen und sein Geschick zu vollenden. Der Io, auch ein Opfer der Tyrannei des neuen Weltenherrschers, die mit Stierhörnern auf dem Haupte, zerrissenem Gewande und wirren Haaren auf ihrer wahnsinnigen Flucht vor Hera die ferne Meeresküste streift, kündet er all ihr künftig Elend an und erteilt ihr treuen Rat, indes er selbst jedweden wohlgemeinten Vorschlag zurückweist. Als Io lieber sterben will, als solche Pein erdulden, da preist er sie glücklich, daß sie sterben könne; denn ihm sei zu sterben vom Geschicke nicht bestimmt, und doch auch Erlösung nicht, bis der Tyrann vom Throne gestoßen. Vor diesem Geschick könne sich Zeus nur bewahren, wenn er einem Sohne aus dem Geschlechte der Io nach Generationen gestatte, seine Fesseln zu lösen. Vom Wahnsinn erfaßt, stürmt Io hinweg, und der Götterbote Hermes erscheint. Er fordert im Namen des Zeus unter schrecklichen Drohungen das rettende Geheimnis, aber Prometheus weist ihn voll Hohn zurück: die Leiden haben ihn nicht gebeugt, zwei der Göttergeschlechter hat er fallen sehen, und das dritte wird folgen. Zuvor aber hat er dessen fürchterliche Rache auszustehen. Samt dem Felsen, an den er geschmiedet, versinkt er unter erderschütterndem Donner im dumpfbrausenden Meere mit dem Zuruf an die Elemente: „Seht mich das Unrecht dulden!“

Der dritte Teil, der befreite Prometheus, enthielt die Erlösung. Nachdem Prometheus Jahrtausende im Tartarus qualvoll geduldet, wird er wieder zum Lichte emporgeschleudert, aber aufs neue ist er in trostloser Einsamkeit an einen öden Felsen, diesmal im Kaukasus, geschmiedet, und ein Adler zerhackt ihm die immer wieder nachwachsende Leber. Endlich erscheint ihm der Erretter aus dem Geschlechte der Io, des Zeus Lieblingssohn Herakles, tötet den ewigen Peiniger und befreit den von versöhnlicherer Stimmung beherrschten Dulder. Und als noch der an unheilbarer Wunde leidende Cheiron des Geschickes letzte Bedingung erfüllt und freiwillig für Prometheus zum Tartarus hinabsteigt, seine eigene Unsterblichkeit ihm übergebend, da wird er mit dem höchsten Gotte ausgesöhnt; er verkündet diesem das erhaltende Geheimnis und wird selbst in den Olympos unter die Götter aufgenommen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem geistigen Gehalt des Äschyleischen Stückes und ziehen wir einen kurzen Vergleich zwischen Prometheus und Faust.

Prometheus ist das Urbild des selbstbewußten Menschengeistes, der keine Schranken anerkennt, der im Bewußtsein seines reinen, edlen Strebens die Grenzen seines Daseins überschreitet. In der Absicht, die Menschheit zu beglücken, sie frei und selbstbewußt zu machen, die ganze Natur ihr zu unterwerfen, daß sie alles vollbringen und des Schicksals finsteren Mächten kühn die Stirn bieten könne, schraubt er sich auf eine Stufe hinauf, für die er nicht geschaffen ist. Der unvermeidliche Rückstoß bleibt nicht aus, unendliche Pein ist das Erbteil dieses Strebens, das nimmer zur inneren Befriedigung führt, und qualvolle Fesselung an den Felsen der Menschlichkeit die Strafe der Überhebung. Weil Prometheus aus eigener Macht nicht zum höchsten Ziele gelangen kann, das er sich gesteckt, empört er sich gegen Gott, der ihm dies versagt, nennt ihn despotisch, grausam, ungerecht; aus Eifersucht auf seine Thaten sucht er ihn zu vernichten. In seiner Verblendung dichtet er ihm seine eigenen Schwächen, seine eigene Unvollkommenheit an und glaubt sich dann berechtigt, solch einem unvollkommenen Wesen gleichwertig gegenübertreten zu können. In diesem Sinne müssen wir des Äschylus Darstellung des Zeus im gefesselten Prometheus auffassen; dann fallen alle Schwierigkeiten hinweg, die die Erklärer darin gesucht und gefunden, daß der fromme Äschylus einen so ungöttlichen Gott darstellen konnte, und alle mannigfachen Deutungen hierfür verlieren ihren Halt. Der Zeus des Stückes ist der Zeus des Prometheus, der ihn nicht anerkennen will; im dritten Stücke steigt er zu seiner göttlichen Vollkommenheit wieder in dem Maße empor, wie Prometheus von seiner Gottgleichheit absteht und zu richtiger Erkenntnis und Unterwürfigkeit gegen ihn gelangt. Damit

schwinden denn auch die Qualen des unermüdlich Strebenden, und die richtige Einsicht gewährt die vergeblich gesuchte Befriedigung. Und so verwandelt sich denn auch für ihn der grausame, tyrannische Gott in einen gerechten, versöhnlichen Erlöser.

Prometheus ist der idealere Goethesche Faust; dieser, ein Repräsentant der Menschheit, ringt und strebt zunächst nur für sich selbst, leidet nur für sich selbst und erlöst nur sich selbst; jener, über der Menschheit stehend, kämpft und wirkt nur für sie, läßt ihr die Früchte seiner Arbeit zukommen, indes er selbst maßlos duldet; Faust ist Mensch, sterblich, Prometheus ein Gott, unsterblich. Erst am Ende seines Läuterungsprozesses kommt Faust zu der höheren Aufgabe, für seine Mitmenschen zu wirken und zu schaffen; aber im Vollgenusse dieses Strebens ereilt ihn der Tod. Goethe hat sich dem titanischen Menschen immer wieder zugewendet und daran weitergearbeitet, den titanischen Gott dagegen nach dem ersten Anlaufe für immer beiseite geschoben.

Wesentlich verschieden ist das Ende des Prometheus-Faust von dem des Faust in der alten Sage. Jener hat geforscht, gestrebt, ist von Gott abgefallen und hat sich ihm gegenübergestellt und deswegen unermeßlich Leid erduldet, aber er bleibt eingedenk seines Zieles und wird darum erlöst und unter die Götter aufgenommen, bez. zum glückseligen Tode geführt; dieser dagegen hat auch geforscht und gestrebt und dem Leben entsagt, aber er giebt sein Streben als hoffnungslos auf, sagt sich vom Göttlichen los, überliefert sich der Sinnenlust und dem Teufel, und die Höllenflammen des Mittelalters schlagen lodernd über ihm zusammen.

Auch ein Vergleich des Prometheus mit dem indischen Träger des Faustgedankens, mit Vismavitra, liegt nahe. Beide haben unermeßliche Leiden und Qualen zu erdulden, und beide gelangen zur Erlösung; allein der eine erduldet sie gezwungen und voll unbeugsamen Trotzes, der andere freiwillig. Bei den thatkräftigen Griechen greift Prometheus eigenmächtig in die Geschicke ein, sagt sich im Vollbewußtsein seiner Kraft von der höchsten Gottheit los, um auf eigene Faust die Menschheit und sich zu beglücken; bei dem in Gedanken hinträumenden, thatenlosen Inder, der in Überwindung jeder Leidenschaft sein Ideal sucht, zwingt Vismavitra die Götter durch unbegrenzte Büßungen, wodurch des ganzen Weltalls Dasein in Frage gestellt wird, unter seinen Willen; aber er erreicht sein Ziel nur, indem er sich selbst aufgiebt; geläutert, befreit von irdischen Trieben wird er unter die Brahmanen versetzt, wie Prometheus unter den Göttern strahlt. Im Gegensatz zu Prometheus und mehr im Anschluß an den deutschen Faust, wie das schon erwähnt, denkt Vismavitra nur an sich selbst; nur um seinetwillen leidet er; andere mögen zu Grunde gehen, es rührt ihn nicht. Die selbstlose, groß-

artige Auffassung des Faustgedankens wie im Prometheus war nur den hochgebildeten Griechen möglich.

VI. Die Römer — Vergil.

Bei den praktischen Römern konnte kein rein spekulativer Gedanke so mächtige Wurzel fassen, daß sich daraus eine Sage oder Dichtung entwickelte, die sich mit der Faustsage und den Faustdichtungen vergleichen ließe. Der Römer stand zu sehr auf dem Boden der Realität, sein Streben war nach Macht und Reichtum und später mehr nach sinnlichem Genuß denn nach Erkenntnis und Weisheit gerichtet. Dennoch sind die Römer nicht ohne Beziehung zu Faust, freilich aus einer Zeit herstammend, da das alte Rom untergegangen war unter den Stürmen der fortstrebenden Zeit und ein neues, in anderem Sinne weltbeherrschendes Rom sich an seine Stelle gesetzt hatte.

Schon während des frühen Mittelalters gelangten die Schriften des hervorragenden römischen Dichters Vergilius, des Zeitgenossen und Hofpoeten des Kaisers Augustus, zu immer größerem Ansehen, das sich schließlich zu fast göttlicher Verehrung steigerte. In zweifelhaften Fällen zog man seine Gedichte zu übernatürlicher Entscheidung heran, indem man ein Buch aufs Geratewohl aufschlug und den ersten besten Vers, auf den das Auge fiel, als Orakel annahm, etwa wie heute noch vielfach Bibel und Gesangbuch benutzt werden. Zu diesem Gebrauche wurden später die sogenannten Losbücher zusammengestellt, deren Inhalt vornehmlich aus Vergils Schriften entlehnt war. — Die Verehrung seiner Gedichte übertrug sich nach und nach auf ihn selbst, und er wurde als eine Art von Wunderwesen betrachtet, das, mit magischen Kräften ausgerüstet, die höchsten und schwierigsten Dinge vollbracht habe; kurz er ward zum Zauberer und Wunderthäter, von dem allmählich ähnliche Dinge in aller Leute Mund waren wie von Dr. Faust. In Italien wurden die Zaubergeschichten von Vergil bereits im 15. Jahrhundert dichterisch behandelt, und zu Anfang des 16. Jahrhunderts — also weit früher, als das Faustbuch erschien — wurde er in Frankreich zum Helden eines Volksbuches gemacht, das allmählich auch ins Deutsche überging und hier den Titel führt: „Eine schöne Historia von dem Zauberer Vergilius, seinem Leben und Tod und den wandelbaren Dingen, die er durch Nekromantie und mit Hilfe des Teufels vollbrachte. Sehr lustig und vergnüglich zu lesen." Man erinnere sich hierbei des Titels im Faustbuche (wo es heißt: Allen hochtrachtenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung). Nach diesem Volksbuche wurde dem Vergilius die Kunst, Wunder zu thun, vom Teufel mitgeteilt als

Belohnung dafür, daß er ihn aus seiner Gefangenschaft in einem kleinen Loche in finsterer Höhle befreite. Aber Vergil betrog den dummen Teufel und sperrte ihn wieder ein, nachdem er die Zauberkunst erlernt hatte.

Das ganze Buch, in kulturhistorischer Hinsicht äußerst bemerkenswert, lehnt sich insofern an das bedeutendste Werk Vergils, die Äneide, an, als es die Gründung Roms durch Romulus und — gewiß durch Namensähnlichkeit entstanden — die von Rheims durch Remus mit Vergil in Verbindung bringt.

In welch hohem Ansehen Vergil im Mittelalter gestanden haben muß, besonders in Italien, wo Petrarca den sagenberühmten Lorbeerbaum auf seinem Grabe bei Neapel pflanzte, dafür bürgt am beweiskräftigsten der Umstand, daß Dante, der italienische Goethe, in seiner großartigen Göttlichen Komödie sich ihn als Führer durch die Hölle und das Fegefeuer auserwählte. Er erscheint bei Dante als ein ungewöhnlicher Geist, der das Höchste erreicht hat, was reine Gesinnung, außerordentliche Kraft und übermenschliche Einsicht vermögen, und der nur deshalb vom Paradiese ausgeschlossen ist, wohin die göttliche Beatrice den Sänger geleitet, weil ihm, dem Heiden, die göttliche Gnade durch Christum fehlt.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1900—1901.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Litteratur, in tabellarischer Anordnung bearbeitet von Ernst Müller. Dem Schwäbischen Schillerverein zugeeignet. 178 S. R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1900. Preis Mark 4.—, geb. Mark 4.60.

In den Regesten hat Ernst Müller, der hinsichtlich der Beherrschung der Quellen und Urkunden zu dem Leben und Schaffen seines großen Landsmannes und der gegenständlichen Verwertung dieses Materials unter den Schillerforschern in der vordersten Reihe steht, ein Werk veröffentlicht, das auf die biographisch-historische Darstellung der Litteratur sehr anregend wirken wird. Nach diesem Vorbilde werden, wie sicher anzunehmen ist, andere Regesten entstehen, vielleicht am ehesten die zu Goethes Leben und Werken. Jeder Eingeweihte hat den Mangel solcher zuverlässigen Hand- und Nachschlagebücher, dem auf dem Gebiete der Weltgeschichte durch vorzügliche Werke bereits abgeholfen ist, längst lebhaft empfunden. Es ist nur zu wünschen, daß die Nachfolger Ernst Müllers,

der in drei parallellaufenden Spalten (Zeit, Leben, Werke nebst Briefen) nicht nur das reichhaltige biographische Material, sondern auch die den Dichter beeinflussenden Stimmungen und seelischen Vorzüge untergebracht und in einer vierten unter dem Text befindlichen Rubrik auch die gleichzeitigen litterarischen Erscheinungen und Ereignisse in zweckmäßigster Auswahl aufgeführt hat, die großen, in die Augen springenden Vorzüge ihres Vorbildes erreichen. Alle diejenigen aber, die sich mit Schiller wissenschaftlich beschäftigen, werden sich dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet fühlen, daß sie zuerst und gleich mit einer so mustergültigen Arbeit beschenkt worden sind.

Immanente Parallelbehandlung des Goethe- und Schiller-Stoffes in Oberprima. Von Prof. Dr. Ludwig Schädel, Direktor. Programm des Großherzoglich Hessischen Gymnasiums in Gießen 1901. S. 11—27.

Der Vorschlag des Verfassers geht dahin, „Goethes und Schillers Leben und Werke durchweg zu vergleichen, anstatt sie, was ja das Nächstliegende und Gebräuchliche ist, nacheinander vorzutragen". Eine solche immanente Parallelbehandlung führt aber nach der Meinung des Berichterstatters eher zu einer Zersplitterung des Lebens- und Entwickelungsganges beider Dichter, als zu einem einheitlichen Bilde derselben, und das methodische Streben, den Vergleich zu finden, zuweilen zu sehr gezwungenen Analogien. Was für einen tieferen Sinn hat es z. B., wenn der Schüler erfährt, daß Faust und Tell denselben Grundgedanken — nach des Verfassers Ansicht — besitzen, nämlich „die Bekehrung vom Egoismus zum Altruismus"? Nur Schlagworte werden auf diese Weise angelernt. Dagegen könnte man zustimmen, wenn der Verfasser seinen wohlgemeinten Vorschlag dahin beschränkte, daß nach vorangegangener getrennter Behandlung die Parallele, wo sie sich ungesucht darbietet, häufiger, als dies vielleicht geschieht, vorgenommen werde, und in dieser Beziehung wird Schädels Abhandlung dem Lehrer des Deutschen in O. I. genug Anregendes darbieten. Der Verfasser wünscht ferner, daß einige Aufsatzthemen in dieser Klasse, besonders zu Anfang des Semesters, um sogleich den Grundton für diese immanente Parallelbehandlung anzuschlagen, den Vergleich beider Dichter, bez. ihrer Werke zum Gegenstand haben. Gewiß! solche Themata können gegeben werden, doch der erste Aufsatz würde wohl, da der Goethe- und Schiller-Stoff doch in O. I. erst vorgetragen werden muß, besser nicht aus diesem Kreise gewählt werden. Die Auswahl bedingt übrigens große Vorsicht; bei diesem Parallelisieren wird leicht ein Anspruch an die Denk- und Gestaltungskraft des Lernenden gemacht, welchem er nicht gewachsen ist, und eine

halbwegs gehaltvolle Gegenüberstellung verlangt, wenn sie sich nicht in bescheidenen Grenzen bewegt, eine ziemlich sichere Kenntnis der Eigenart beider Dichter, die ebenfalls von Schülern nicht verlangt werden kann. Der Wert der Schädelschen Abhandlung möchte daher etwa so zu bestimmen sein, daß sie wohl geeignet ist, die Zusammengehörigkeit von Goethe und Schiller schärfer im Unterricht zu betonen, als dies bisher vielleicht geschehen ist, damit die Lernenden, wenn sie mit der einfachen Darstellung vertraut geworden sind, auch an das „stereoskopische Sehen“ gewöhnt werden.

Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken. Von Prof. Dr. Jakob Engel. 24 S. Jahresbericht über das Realgymnasium in Magdeburg 1900/1901.

Durch Daniel Morhofs Buch „Von der Engelländer Poeterey“ ist 1682, ein Jahrhundert vor der Erstaufführung der „Räuber“, der Name Shakespeare zum ersten Male in Deutschland gedruckt worden, zum zweiten Male durch Nicolaus Clément, den Bibliothekar Ludwigs XIV., der in dem Zettelkatalog der königl. Bibliothek ein überaus zutreffendes Urteil über Shakespeare fällt. — Nach einem Überblick über die Ausbreitung der Shakespearekunde in Deutschland wird zunächst das Verhältnis zwischen Schiller und der gleichfalls durch den großen englischen Dramatiker stark beeinflußten älteren Generation der Stürmer und Dränger treffend bezeichnet als analog dem zwischen dem Dichter des Hamlet und den Green, Marlowe und Genossen. Die erste Bekanntschaft Schillers mit dem Altmeister der dramatischen Kunst datiert Engel schon aus dem Jahre 1774, wofür er keine Quelle nennt. Der Berichterstatter möchte den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß Weltrich (Friedr. Schiller I. Bd. S. 157) als Datum erst das Ende des Jahres 1775 oder den Anfang 1776 gelten lassen will und als Beleg anführt Petersen im Stuttgarter Morgenblatt 1807 Nr. 181. In gehaltvoller Ausführung wird hierauf in der vorliegenden Abhandlung der Einfluß des britischen Dichters auf die Räuber erwähnt, auf deren Tendenz zwar in erster Linie Rousseau wirkte, deren künstlerisches Blut aber von Shakespeare herrührt. In den Worten und Thaten des Franz von Moor spiegeln sich Jago, der Bastard Edmund von Glocester, Jachimo, Macbeth, vor allem aber Richard von Glocester, der nachmalige Richard III.; den zuletzt Genannten hält Pastor Moser seinem Patron als Ausbund der Schlechtigkeit vor. Die treibende Kraft in Edmund von Glocester, den Neid auf die bevorzugte Stellung der legitimen Söhne hat Schiller dem Bastard Hermann gegeben. Aber nicht nur die Spuren jener Shakespearischen Verbrecher finden sich in dem Erstlingswerk Schillers, sondern auch Othello, Hamlet, Romeo und Julia liefern Belege, wie „sich der

Dichter der Räuber in seinen Shakespeare vergafft hat". Das Vorbild für Fiesko, der freilich nur als Stiefkind der Shakespearischen Muse angesehen werden kann, findet sich in den Römertragödien des britischen Dichters, besonders in Julius Cäsar, weniger zwar erkennbar in der Charakterzeichnung des Titelhelden, als in der Verrinas, der durchaus an die römischen Republikaner in dem obengenannten Stücke, und zwar bald an Brutus, bald an Cassius erinnert. In hervorragender Weise steht Kabale und Liebe unter dem Einfluß Shakespearischer Stücke, nämlich von Romeo und Julia, besonders von Othello; zwar weniger nach der sprachlichen Seite, als vielmehr in der Verschmelzung tragischer und komischer Momente, in der Anlage des Stückes und in der Motivierung, d. h. in der Veranlassung und Ursache der Katastrophe der Liebenden zeigt sich unverkennbar jene Einwirkung. Freilich die Objektivität in der Behandlung der dramatischen Personen läßt Schiller im Gegensatze zu seinem großen Vorbilde auch in diesem Stücke fast noch auffälliger als in den beiden ersten Dramen vermissen. Diesen aus Shakespeare abgeleiteten Objektivismus als das Haupterfordernis für einen dramatischen Dichter wollte Schiller in dem Carlos erreichen. Aber seine Beschäftigung mit den französischen Klassikern in Mannheim und später mit der Kantischen Philosophie erzeugte ein Überhandnehmen der Reflexion, die im vollen Gegensatze zur Naivität Shakespeares steht. Zwar ist in dem Drama von der unglücklichen Liebe des spanischen Infanten besonders in Bezug auf die Ähnlichkeit der Situation der Geist der Hamlettragödie unverkennbar, aber dasselbe zeigt im Gegensatz zu den drei ersten Stücken insofern weniger Shakespeareischen Wurf, als die Fähigkeit, die Handlung zu konzentrieren, zu vermissen ist. — Schon diese kurze Inhaltsangabe der Abhandlung Engels wird den Beweis liefern, daß sich der Verfasser durchaus nicht darauf beschränkt, die „Spuren" nur in sprachlichen Anlehnungen zu suchen, sondern entgegen der landläufigen Behandlung solcher Themen eine Fülle höchst wertvollen Materials, aus dem das tiefere Verhältnis Schillers zu Shakespeare ersichtlich wird, zu Tage fördert. Seine Beobachtungen weiß er in feinsinnige ästhetische Urteile zu kleiden, sodaß auch hierdurch die Lektüre anziehend und belehrend wird.

Schiller-Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Dr. Martin Berendt. 192 S. Brosch. Mark 3.50, geb. Mark 5.—. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1901.

Das Wagnersche Musikdrama bedeutet dem Verfasser die Erfüllung und Vollendung des deutschen Dramas, und zwar in der Weise, wie

Goethes Lyrik das Siegel dieser absoluten Vollendung trägt. Von diesem dogmatischen Standpunkte aus erscheint ihm alles, was vorher auf dem Gebiete des Dramas und der Oper geschaffen wurde, im wesentlichen als Vorbereitung, Entwickelung, bez. Rückschritt und, was folgt (Hauptmann, Sudermann, Wildenbruch), mehr oder weniger als abermalige Verirrung der deutschen Dramatik. Von den 192 Seiten entfallen auf Richard Wagner 66 Seiten, im Verhältnis zur Größe der Gebiete erfährt also die übrige Dramatik in dieser Jahrhundertbetrachtung nur eine summarische Behandlung. Vor allem kann man sich aber mit dem Ausgangspunkt der Untersuchung nicht recht befreunden. Das Drama in höchster Kunstvollendung kann nämlich nach des Verfassers Ansicht nur in einer Zeit des höchsten Glanzes erstehen, weil es der adäquate, jedoch nicht notwendigerweise gleichzeitige, vielmehr zuweilen prophetische Ausdruck des Staatslebens auf geistigem Gebiete ist; in diesem Verhältnis steht das Wagnersche Musikdrama zu den Großthaten des Jahres 1870/71. Man kann aber eher das Gegenteil behaupten: gerade in Zeiten großen nationalen Aufschwungs, wenn von hochdramatischen politischen Ereignissen auf der Bühne des Lebens die Nervenkraft verbraucht wird, pflegt das Interesse am Drama und dieses selbst zurückzutreten. Schon die folgerichtige Durchführung eines Gedankens zwingt den Verfasser, in den historischen Dramen Schillers nur eine relative Kunsthöhe anzuerkennen, was er dadurch näher zu begründen sucht, daß keines der Stücke von Don Carlos bis Tell deshalb ein vollendetes Bühnendrama sei, weil z. B. den Schillerschen Helden die wahrhafte Tragik mangelt, insofern sie erdrückt werden von der auf ihnen lastenden Wucht des historischen Staates, ganz im Gegensatze zu der Tragik bei Shakespeare und selbst bei Heinrich v. Kleist. Gewiß ist alles geistige Leben von einer höheren Warte aus nur Entwickelungsphase, Schillers und Wagners Schaffen nicht ausgenommen; von seinem obenerwähnten dogmatischen Standpunkte aus aber verkennt der Verfasser, daß es innerhalb dieser Phase verschiedene Höhepunkte giebt, er wird gezwungen, eine solche geschlossene Persönlichkeit, eine solche Dichtergröße, wie sie Schiller war, herabzudrücken, um den anderen — Wagner — zu heben. Wenn Shakespeare (und Kleist) auf politischem Boden das rein menschliche Element in künstlerischer Vollendung zeigen, Schiller ist ihnen ebenbürtig in seiner Weise, insofern in seinen Dramen die Tragik der Weltgeschichte zum vollendetsten Ausdruck gelangt. Abgesehen von diesen grundsätzlichen Bedenken gegen den Standpunkt des Verfassers, bietet die Schrift in ihren Einzelausführungen eine Fülle anregenden Materials z. B. in den Besprechungen von Grillparzer, der Periode der Verirrung des deutschen Dramas und der deutschen Musik vor Richard Wagner. Selbst in der

Beurteilung Schillers, so wenig man grundsätzlich sich mit ihr einverstanden erklären kann, findet sich manche wertvolle Beleuchtung der Eigenart des Dichters; sie bleibt auch entfernt von dem Ton, den Mauerhof in seiner Schrift „Schiller und Heinrich v. Kleist" angeschlagen hat. Ob der alte, nur in etwas veränderter Modulation wiedergegebene Trompetenruf „Rückkehr zu Shakespeare!", in dem die weiteren Aussichten für das neue recitierende Drama gipfeln, ein glücklicher Abschluß des Werkes ist, möchte man bezweifeln.

Schillers dramatischer Nachlaß. Von Dr. Robert F. Arnold, Privatdozenten an der k. k. Universität Wien. Vortrag in der Volkshalle des Wiener Rathauses zum Schillertage 1898 für den Verein „Glocke". 18 S. Sammlung Gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 270, März 1901. Preis 60 H. Verlag II, Wladislawgasse 56.

Aus dem dramatischen Nachlaß, wie er in den erschöpfenden Arbeiten von Bellermanns Schillerausgabe enthalten ist, gelangen, der durch die Zwecke eines Vortrags bedingten Beschränkung entsprechend, nur folgende dramatische Konzeptionen zur Besprechung: „Die Polizey", „Die Kinder des Hauses", die beiden Marineprojekte „Das Schiff", „Die Flibustier", die klassischen Stofffunde „Agrippina", „Themistokles", die aus der angelsächsischen, bez. englischen Geschichte entnommenen Entwürfe „Elfriede", „Warbeck", und „Die Prinzessin von Zelle", sowie „Die Maltheser". Aus der durch übersichtliche und doch gründliche Darstellung ausgezeichneten Arbeit, die zahlreiche Streiflichter auf verwandte Dramen wirft, aber auch die Reflexe aus Schillers vollendeten Dramen hervorhebt, möge hier das treffliche Schlußwort Platz finden, dessen gelegentliche Verwertung beim Litteraturunterricht in den Oberklassen wohl zu empfehlen ist: „Genuß- und lehrreich in höchstem Grade erweist sich die eingehende Beschäftigung mit dem dramatischen Nachlaß Schillers. Lehrreich vornehmlich deshalb, weil wir nur hier ein richtiges Bild von des Meisters Art zu schaffen erhalten. So wenig der wirkliche Schiller dem verstiegenen, bei Zeus im Himmel wohnenden, auf Erden fremden Schwärmer glich, den sich die schwächliche Auffassung einer mit Litteratur überfütterten Generation zurechtmachte, ebenso falsch ist auch die Vorstellung, die noch heute in weiten Kreisen der Nation über seine Arbeitsweise, über das Entstehen seiner Dichtungen herrscht. Noch immer denkt man sich Schiller am liebsten als den gottbegeisterten Sänger — „er gehorcht der gebietenden Stunde" — als den Dichter, der alles durch Inspiration und Intuition empfing, der in permanenter Begeisterung

lebte und schuf. Nichts könnte irriger sein. Wie Schiller im bürgerlichen Leben dem Ideal zwar unablässig, aber als weltkundiger Realist diente, so spielen auch beim Entstehen seiner Werke neben der Phantasie Verstand und Vernunft eine große, fast ebenso große Rolle. Ihm drängten sich nicht wie Grillparzer die Gestalten seiner Dramen wie optische oder akustische Hallucinationen auf; aus seinem Nachlaß, wo wir ihn direkt bei der Arbeit belauschen können, ersehen wir vielmehr, daß er fast immer von der dramatischen Begebenheit und ihrer philosophischen Idee ausging und von da aus erst zu den Einzelmenschen vordrang und bei diesen auch wieder zunächst die Grundzüge ihres Charakters feststellte, ehe er sich die Individuen als solche vergegenwärtigte. Allerdings würde uns der dramatische Nachlaß, der durchweg der reifen und reifsten Zeit des Dichters entstammt, zu einem abschließenden Urteil über Schillers Technik noch nicht berechtigen, aber eine genaue Prüfung seiner Jugendwerke lehrt, daß er auch hier schon fast ausnahmslos, wenngleich nicht so bewußt, denselben Weg wandelt, den ihm seine Kunsttheorie ausdrücklich vorzeichnete. Was die Detailarbeit anlangt, so lag es ihm fern, das wirkliche, ihn umgebende Leben, wie etwa moderne Dramatiker pflegen, bewußt für seine Stücke zu studieren; aus der Litteratur freilich, selbst aus der streng gelehrten, konnte er mit dem rührendsten Fleiße massenhaftes Material zusammentragen („Demetrius"). Am klarsten erkennen wir das starke logische Moment in Schillers Produktion, wenn wir ihn ganz kühl die denkbar möglichen Folgen eines dramatischen Ereignisses berechnend finden: ich erinnere nur an den Plan der „Polizey", wo die verschiedenen Konsequenzen einer polizeilichen Untersuchung erwogen, oder an das Marinestück, wo alle Menschentypen aufgezählt werden, für die ein landendes Schiff von Interesse sein könnte. Für diese poetische Algebra noch ein Beispiel statt vieler aus dem Entwurf zur obenerwähnten „Braut in Trauer". „Ein Parricida" (Schiller meint parricidium = Verwandtenmord) „muß begangen werden, fragt sich, von welcher Art." Und nun wird ausprobiert: „Vater tötet den Sohn, oder die Tochter. Bruder liebt und tötet die Schwester. Vater tötet ihn. Vater liebt die Braut des Sohnes. Bruder tötet den Bräutigam der Schwester. Sohn verrät oder tötet den Vater." War das Material so nach allen Richtungen hin logisch verarbeitet, das Stück bis ins kleinste durchgedacht, wie z. B. die „Maltheser", dann erst begann die Versifizierung, obwohl es der Dichter nicht immer hindern konnte, daß ihm beim Aufbau des Scenars dies oder jenes Dialogfragment doch schon in rhythmischer Form entgegentrat. Strenge Arbeit, das ist das Geheimnis nicht seiner Kunst, aber seiner künstlerischen Vollkommenheit. In strengster Arbeit hat der größte deutsche Dramatiker allezeit gelebt; nicht Sorge, nicht Krankheit, nur

der Tod konnte dieser Arbeit ein Ziel setzen, und unvergänglich bleibt das stolz bescheidene Bekenntnis:

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Und noch ein zweites lernen wir, staunender Bewunderung voll, aus Schillers dramatischem Nachlaß erkennen: die ungeheure Weite seines Gesichtskreises, die unendliche Mannigfaltigkeit der Aufgaben, deren Lösung er sich zutraute. Welch buntes Gewirr von Stoffen und Stilen! die Oper, die burleske Posse, das Drama der Antike, das romantische Lustspiel im Stile Shakespeares, die Kriminaltragödie, das exotische Marinestück, das Intriguenschauspiel und die große Historie, Altertum, Mittelalter, Neuzeit, Europa und Indien — all das im Geist eines Mannes, eines schwer kranken, fast nie von Nahrungssorgen befreiten Schriftstellers in einer deutschen Kleinstadt! Desselben Mannes freilich, welcher, ehe er noch ein Werk vollendet hatte, schon ein zweites, drittes, viertes frisch in Angriff nahm, als könnte er sonst die lebendige Kraft seines Geistes nicht ausreichend beschäftigen. Immer aufs neue erheben wir, so sinnlos sie sein mag, die Anklage wider ein Schicksal, das von so vielen Blüten keine zur Frucht reifen ließ. — Ist es denn wahr, daß ein volles Jahrhundert — und welch ein Jahrhundert! — zwischen dem „Wallenstein“ und dieser Festversammlung liegt? Treten Sie vor den Bücherschrank des deutschen Bürgers, mustern Sie den Spielplan unsrer Hof- und unsrer Volksbühnen, fragen Sie den Schauspieler nach seinen Paraderollen, forschen Sie nach den begehrtesten Werken der Freibibliotheken, nach der verbreitetsten Nummer der Reclamschen Sammlung: Schiller und immer wieder Schiller! In jeder größeren Stadt, soweit unsre stolze Muttersprache klingt, selbst in St. Louis am Missouri, erhebt sich mitten aus dem Gewühl des Alltags in Erz oder Marmor die hohe Gestalt des deutschesten Dichters, das Wahrzeichen seines Volkes. Und einen Festtag nur haben alle Deutschen der fünf Weltteile gemeinsam, den zehnten November. Was will gegenüber so fest begründetem Ruhme das hochmütige Absprechen ignoranter Kaffeehauslitteraten besagen? Das wittern sie freilich mit richtigem Instinkt: träte der Dichter heute in ihre Mitte, gewahrten seine strahlenden blauen Augen die litterarische

Praxis der Großstädte und zumal die schmähliche Abhängigkeit seiner Lieblingstochter, des Dramas, von ganz unberufenen, schädigenden Elementen, er würde Xenien schmieden, tausendmal schärfer und brennender als jene vielberufenen vor 120 Jahren. Schiller bedarf wahrlich des Schutzes der Litteraturgeschichte gegen einseitige parteiische Angriffe nicht. Was an seinem Lebenswerke sterblich ist, das wird ohnehin vom allgemeinen Urteil langsam, aber sicher beiseite geschoben; das Großteil seiner Werke trägt Lebenskraft für die Ewigkeit in sich. Er selbst aber leuchte uns am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts als unvergängliches Muster eines dem Ideale dienenden Realisten voran, wie er einst die Edelsten seiner Generation in unvergänglichen Versen über die Schwelle dieses Zeitraums führte; er leuchte uns voran, nicht „wie ein Komet entschwindend", nein, wie jener Stern, der, in ruhigem, reinem Glanze majestätisch wandelnd, den Tag anhebt und den Tag endigt, Phosphoros und Hesperos, Morgen- und Abendstern zugleich, dem Menschengeschlechte das liebste, das vertrauteste von allen Gestirnen!"

Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Friedeberg, Nm. 1901. Von Direktor **Ferdinand Schneider.** I. Teil: Jugendzeit und Jugenddramen. 18 S.

Schneider will, wie er im Vorwort — einer Art captatio benevolentiae — sagt, seinen jetzigen und künftigen Schülern einen brauchbaren Wegweiser zu der Kenntnis des Lebens und der Werke Schillers schaffen, seinen früheren Schülern die Erinnerung an den einst genossenen Unterricht beleben und außerdem für das Verständnis des Dichters einen wenn auch noch so kleinen Beitrag liefern. Die Berichterstattung kann sich dabei bescheiden, die Thatsache anzuerkennen, daß diese Aufgabe durch die schlichte, nach guten Quellen gegebene Darstellung gelöst erscheint. Ob des Verfassers andere Absicht gelungen ist, an einigen Hauptwerken, über deren Verständnis noch keine allgemeine Übereinstimmung erzielt ist, zu zeigen, wie aus dem Entwickelungsgange des Dichters der Grundgedanke seiner Dichtungen gefunden werden kann, wird erst nach der Vollendung dieser Arbeit entschieden werden können. Ohne gründliche Berücksichtigung des litterar-historischen Fehdegebietes wird dies nicht möglich sein; aus dem, was vorliegt, kann keine große Hoffnung auf interessante kritische Untersuchungen geschöpft werden.

Schiller und der Herzog Karl August von Weimar. 1. Teil. 54 S. Von Dr. Oskar Linn-Linsenbarth, Professor. Beilage zu dem Programm des Königl. Gymnasiums zu Kreuznach, Ostern 1901.

Eine Geschichte der glänzenden Regierung Karl Augusts fehlt noch immer; wer sie zu schreiben unternimmt, wird zu zeigen haben, daß am Fürstenhofe zu Weimar zum ersten Male die Aristokratie des Geistes der Aristokratie der Geburt völlig gleichgestellt wurde. Diese Gleichstellung offenbart sich freilich in erster Linie in dem Verhältnis Goethes zu seinem Fürsten; aber die Emanzipation des deutschen Geistes vollzieht sich doch auch, wie die vom Verfasser namentlich dem Briefwechsel entnommene charakteristische Auswahl von Citaten beweist, durch die Beziehungen des etwas mehr abseits von der Fürstengunst stehenden Schiller zu Karl August. Der erste Teil schließt mit des Dichters Umzug von Jena nach Weimar am 3. Dezember 1779; nach den vorliegenden Ausführungen darf man auf die weitere Zusammenstellung der Zeugnisse gespannt sein, die den in unmittelbare Nähe des Weimarischen Hofes gerückten, auf der Höhe seines Schaffens stehenden Dichter, insbesondere die Bewertung seines Genius in der geistigen Hauptstadt des Deutschen Reiches zum Gegenstande haben werden.

Die Nachahmung Schillers im Erstlingsdrama Grillparzers: „Blanca von Castilien". Von Prof. Joseph Hafner. 63 S. Programm des K. K. Ober-Gymnasiums in Meran, 1899/1900.

Die ersten Spuren der Nachahmung Schillers zeigt Grillparzers Romanze „Die Entdeckung von Madeira", bei deren Abfassung der Gang nach dem Eisenhammer zum Muster genommen worden ist. In ausgiebigstem Maße wirkt das große Vorbild auf den österreichischen Dichter in den Arbeiten der Periode 1808—1810, die bis auf Blanca von Castilien Fragmente geblieben sind. Dieses Trauerspiel, das Werk des erst Siebzehnjährigen, ist die bewußte Nachahmung des Don Carlos, was Grillparzer in der Selbstbiographie S. 34 mit den Worten bezeugt: „das letzte Stück — „Don Carlos" (dessen Aufführung er eben gesehen) entzückte mich und ich ging daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin Blanca von Castilien, und diese gab den Titel her. Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lange daran, wobei ich immer den Don Carlos vor Augen hatte, mit dem es auch zwei Fehler gemein hat, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes den Plan änderte und es so ungeheuer lang geriet, daß man zwei volle Abende durch zu spielen gehabt hätte." Veranlaßt durch dieses eigene Geständnis des

Dichters unternimmt nun Hafner zum ersten Male eine gründliche Erforschung des Schillerschen Einflusses auf jenes Stück; denn Sauer in seiner Einleitung zu Grillparzers Werken und Wanick, „Xenia Austr. II, Grillparzer unter Goethes Einfluß", geben nur Andeutungen über die dramatische Gestalt Blancas und die Schillernachahmung in diesem Stücke. Die Einwirkung des Carlos auf Blanca zeigt sich zunächst in der Wahl des Stoffes, und zwar zeigt der objektive historische Blancastoff bereits die größte Verwandtschaft mit dem von Schiller im Don Carlos behandelten Stoff; es seien nur einige Parallelen herausgegriffen: beide Handlungen spielen an einem verkommenen Fürstenhofe, der kein Mittel scheut, sich seiner Gegner zu entledigen und seine gemeinen Ziele durchzusetzen; hier wie dort ist eine Königin, die voll Sehnsucht nach ihrer Heimat Frankreich schaut, der ränkevollen Politik eines rücksichtslosen, grausamen Königs geopfert; in Don Carlos hat Alba, in Blanca Albaquerque diese Verbindung betrieben, hier wie dort ein Held aus königlichem Blute, in Carlos der Sohn, in Blanca der Bruder des Königs, denen beiden der Monarch argwöhnisch und feindselig gegenübersteht, und eine in den Hauptcharakterzügen übereinstimmende Nebenbuhlerin, in Carlos die Eboli, in Blanca Maria Padilla; hier nährt Domingo in Philipp die Leidenschaft für die Eboli und sucht die letztere zu bereden, sich dem König preiszugeben, dort wird Maria Padilla Pedro in ähnlicher Absicht zugeführt, nach der Geschichte allerdings nicht von ihrem eignen Bruder Rodrigo Padillo (wie im Grillparzerschen Drama), sondern vom Kanzler Albaquerque, der Maria dem unreifen Pedro nahe bringt, um ihn zu erschlaffen und durch Maria Padilla zu beherrschen; hier wie dort endlich bildet eine Staatsaktion den Hintergrund der Handlung. Die Abhängigkeit des jungen Dramatikers von seinem Vorbilde zeigt sich aber in erster Linie in der dramatischen Umgestaltung des Stoffes. Der historische Fedrico, der Hauptheld der Blanca, entbehrt der dramatischen Größe, nach dem Muster des Schillerschen Titelhelden giebt Grillparzer ihm politisch-menschenfreundliche Ideale, wenn auch nicht traumhafte, sondern patriotisch-praktische, die er wie Carlos auf die erhabenste und edelste Weise erreichen soll. Nicht geringer ist die Verwandtschaft bei den Personen des Gegenspiels: dem König Philipp entspricht in einigen Punkten Don Pedro, Alba, — Rodrigo Padilla, Domingo, — Luis de Haro, den übrigens die Geschichte nicht kennt und der ganz Domingos Schleichernatur besitzt. Ferner ist die ganze Liebeshandlung bei Grillparzer, die Liebe Blancas und Fedricos, von der die Geschichte ebenfalls nichts weiß, eine Nachbildung der Liebe des Carlos zu Elisabeth, der gleichgesinnte Freund und Führer des Helden, Gomez, eine solche des Marquis Posa. Die histo-

rische Gestalt der Maria Padilla hat der Dichter der Eboli Schillers genähert, sie zur Feindin und Gegenspielerin Fedricos gemacht und sogar eine eigene Maria Padilla-Handlung nach dem Muster der Eboli-Handlung erfunden; neben dieser zeigt Blanca wie Don Carlos noch zwei Handlungen, nämlich die Liebeshandlung und die patriotisch-politische, die Haupthandlung. Aber Hafner zeigt nicht nur die Nachahmung in der gesamten Anlage, sondern auch in den einzelnen Scenen: vergl. Blanca-Carlos: I 1—I 1, I 8—I 5, II 4—II 15; ferner in Bezug auf die Aktion des Komplottes Carlos-Blanca: III 3—4—III 4, III 10—III 5, IV 17—IV 4, außerdem viel einzelne Stellen. In dem Abschnitte „Vergleich von Einzelmotiven" bringt Hafner solche Motive aus den sämtlichen vollendeten Dramen, sowie aus den Gedichten Schillers. — Die klar und anmutend geschriebene Schrift, die zugleich eine anscheinend erschöpfende Behandlung des Gegenstandes ist, bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Grillparzer- und Schillerlitteratur.

Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik von Heinrich Kühnlein. Mit einem Bilde Otto Ludwigs. 76 S. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Fock, G.m.b.H., 1900. Preis Mark 1.20.

Die Schillerfeindschaft Otto Ludwigs, die Kühnlein nur als eine „sogenannte" gelten lassen will, beruht nach des Verfassers Meinung auf dem in den Dramen beider Dichter vorhandenen künstlerischen Gegensatz zwischen Charakterdrama, dessen leidenschaftlichster Vertreter Otto Ludwig ist, und Fabeldrama, zu welchem Schillers Stücke mit Ausnahme der Jugenddramen gehören; je mehr sich daher Schiller von dem Charakterdrama entfernt, desto heftiger entbrennt Otto Ludwigs Kampf gegen ihn. In Kühnleins Schrift steckt viel ehrliche Absicht, eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Otto Ludwigs abfällige Beurteilung des „Wallenstein" teilt er übrigens fast ganz, der der Maria Stuart jedoch kann er nicht beipflichten. Stärker mußte betont werden, daß es überhaupt falsch ist, immer den großen Dichter gegen den anderen auszuspielen, wie Otto Ludwig dies gethan hat: Shakespeare gegen Schiller. Darin liegt der Grundirrtum der einseitigen Beurteilung Ludwigs, oder wenn man so sagen will, von dessen Schillerfeindschaft.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Dritte, vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Nebst einem Portrait Wilhelm v. Humboldts. 456 S. Stuttgart 1900. J.G.Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Der Schiller-Humboldtsche Briefwechsel umfaßt nach der 3. Auflage 69 Briefe, nämlich 48 von Humboldt an Schiller, einschließlich der

Kanzone Nr. 9, 21 von dem letzteren an Humboldt, zeigt also gegen die 2. Auflage 1876 eine nicht unbedeutende Vermehrung. Eine Vergleichung der Originalhandschriften gestattete gleichzeitig eine Ergänzung der früher gedruckten Briefe durch bedeutende und anziehende Stellen und zugleich eine authentische Wiedergabe des ursprünglichen Textes. Der Anhang bringt die Korrespondenz zwischen Humboldt und Körner, 16 Briefe, von denen der erste von Humboldt vier Wochen nach dem Tode Schillers, am 8. Juni 1805 geschrieben wurde, die übrigen 15, und zwar 7 von Humboldt, 8 von Körner, aus der Zeit vom Februar bis Mai 1830 datiert sind. Die Anmerkungen S. 341—426 geben einen eingehenden Kommentar zu dem ganzen Briefwechsel, während die Benutzung des Materials durch die Übersichtstafel und das Register ermöglicht und erleichtert wird.

Das Bild des jugendlichen Humboldt aus der Zeit des eifrigsten Briefverkehrs mit Schiller, nach dem Relief-Medaillon des Hofbildhauers Martin Kauer, ist eine höchst dankenswerte Beigabe. Im Hinblick auf die Anerkennung, die Leitzmann als Humboldtforscher (Briefe von W. v. Humboldt an Jacobi, Tagebuch W. v. Humboldts, sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von W. v. Humboldt, Jugendbriefe A. v. Humboldts an Wegener, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt und Rahel v. Varnhagen) bereits gefunden hat, erübrigt es, dieser neuen sorgfältigen Arbeit noch ein Wort des Lobes hinzuzufügen.

Das Substantivum in Schillers Übersetzung „Der Neffe als Onkel". Von W. A. Hammer. 19 S. Jahresbericht der K. K. Staats-Realschule im 7. Bezirke in Wien für das Studienjahr 1899/1900.

In dreifacher Beziehung ist Hammers Abhandlung ein schätzenswerter Beitrag zur Charakteristik Schillers als Übersetzer; sie bestätigt die aus dessen Übertragung klassischer Werke bereits bekannten Eigenschaften auch an der Wiedergabe eines französischen Litteraturwerkes, sie zeigt, was weniger bekannt ist, daß Schiller gegenüber der Vorliebe des Herzogs Karl August für französische Dichtungen und in der Beurteilung solcher Erzeugnisse sich in höherem Grade als Goethe seine volle Freiheit wahrte; sie wird grundlegend insofern wirken, als voraussichtlich nunmehr die Forschung auch die syntaktischen Verhältnisse in Schillers französischen Übersetzungen zum Gegenstand der Untersuchung machen wird, nachdem Hammers Ausführungen einen einzelnen Redeteil, nämlich das Substantivum (die verschiedenartige Verdeutschung der Anredeformeln, die Behandlung der vorkommenden Fremdwörter und Schmähwörter u. s. w.) in Betracht gezogen haben.

Briefe von Karoline v. Schiller. 48 S. Preis brosch. Mark 1.50, geb. in Pergament Mark 2.30. Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1901.

In ihrer äußeren Erscheinung und durch ihre körperliche Hinfälligkeit erinnerte Karoline v. Schiller (geb. 11. Oktober 1799 zu Jena, vermählt 26. Juli 1838 mit Bergrat Junot, gest. 19. Dezember 1850 zu Würzburg) lebhaft an ihren Vater; um so weniger bezeugt ihre Gemüts- und Willensrichtung Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Geiste, wenn man nämlich als Maßstab der Vergleichung den positiven Glaubensstandpunkt zu Grunde legt, wie er in den vorliegenden brieflichen Äußerungen an ihre Freundin Baronin Ferdinande v. Richthofen geb. v. Kulisch (geb. 5. April 1807, gest. 27. Sept. 1885) zu Tage tritt, aus deren Nachlaß Dr. Freiherr B. v. Maltzan die für die Schillerlitteratur äußerst dankenswerte Herausgabe der Briefe veranstaltet hat. Und doch wird auch dieser ältesten Tochter Schillers nachgerühmt, daß sie in hohem Grade durch den Genius ihres Vaters, insbesondere durch dessen Dramen beeinflußt gewesen sei. Ihre litterarische Kost freilich, von der sie in diesen Briefen gelegentlich berichtet, erinnert nicht an einen aus dem Genuß der Werke des Vaters fortdauernden Einfluß; Jean Pauls Hesperus, Collins Regulus, La sympathie chrétienne, das wahre Christentum von Arndt, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, des Franzosen Poujoulas Leben des heiligen Augustin bilden ihre Lektüre. Für den feinfühligen Leser aber löst sich der Widerspruch: zwischen den Zeilen wird er einen doch recht fühlbaren Hauch des väterlichen Geistes in dem seelenvollen Aufblick der Tochter nach den Sternen entdecken. Durch diesen Aufblick holt sich die männliche Natur die Kraft des thätigen Widerstandes und die Schaffensfreude, die weibliche die Kraft der Entsagung und des Verzichtleistens, als Karoline fühlte, daß die Welt unter ihren Füßen versinken wollte. Oft scheint es, als ob ihr ganzes Leben der Verkörperung der in Schillers Gedicht „Sehnsucht" niedergelegten Gedanken im religiösen Sinne gewidmet sei. Mit tiefem Schmerze erfüllt sie deshalb die Wahrnehmung, daß ihre zweite Tochter, die Braut des Dänen Otto Reventlow, rationalistisch gesinnt sei. Bei diesem Aufschrei ihres Mutterherzens rettet sie sich an den Busen der Freundin; aber der weltabgeschiedene Sinn ist in ihr schon zu mächtig geworden. Die Freundschaft ist ihr nur noch ein himmlischer Strahl, durch welchen der Heiland der Welt sie zur Vollendung führen will. „Wir lieben ja nur uns nicht, wir lieben den Herrn." „Wir wollen ja nicht uns mehr suchen, sondern wir suchen ihn nur auf gemeinsamem Wege oder in der seligen Gemeinschaft seiner Liebe." — Es dürfte keine uninteressante Aufgabe sein, an den psychologischen Vorgängen, wie sie in den Briefen

niedergelegt sind, die geistige Trennung zwischen Vater und Tochter und doch zugleich ihre innerliche Zugehörigkeit nachzuweisen. Ein Charakterbild der Karoline v. Schiller ist nach dem vorliegenden Material wohl möglich, obwohl es für ein solches Unternehmen besonders zu bedauern ist, daß die entsprechenden Briefe der Freundin nicht mehr vorhanden sind.

Schiller und die deutsche Gegenwart. Von Karl Weitbrecht. 175 S. Preis Mark 1.80. Stuttgart 1901, Verlag von Adolf Bonz u. Comp.

Mit dem Geiste Schillers getauft zu sein darf sich wohl gegenwärtig keiner der Landsleute des Dichters in so hohem Grade rühmen wie Karl Weitbrecht. Ein so bedeutsamer Vorzug dieser Umstand aber auch sein mag, aus den fünf Aufsätzen (Eine Maifestrede, Von der Größe I, II, Schiller in der Gegenwart, Schillers Lyrik an zwei Jahrhunderten, Der junge Schiller und das moderne Drama), die unter dem Gesamttitel: „Schiller und die deutsche Gegenwart" vereinigt sind, spricht noch viel mehr, was den Verfasser erst gleichsam prädestiniert zu der von ihm unternommenen Aufgabe, die Mär vom veralteten Schiller gründlich zu zerstören, eine ausgereifte Persönlichkeit, die das Wesentliche von dem Nebensächlichen zu unterscheiden vermag und, um dieses Wesentliche zur Anerkennung zu bringen, ihr ganzes reifes Können energisch einsetzt, ferner eine männliche, deutsch fühlende Seele, die die in schwerem Kampfe errungenen idealen Güter erhalten will, aber auch die Bedürfnisse kennt, von deren Befriedigung der Gesundungsprozeß des deutschen Volkes in künstlerischem Sinne abhängt. Mit unbefangenem Urteil zeigt er, daß auch an den Großen und Größten nicht alles unsterblich, daß echte Liebe nicht starblind ist; aber nur wer sich in kleinlichem Regelwerk einspinnt, wird leugnen, daß die ehernen Züge des Tragikers Schiller durch die Jahrhunderte bleiben werden. Fortleben wird die tragische Wucht und überzeugende Gewalt in seinen dramatischen Werken, mögen immerhin die „Zeugen menschlicher Bedürftigkeit", die auch das vollendetste Kunstwerk nicht auszustoßen vermag, dem Gericht des Regelverstandes unterliegen. Schiller hat geistige und ethische Werte und Besitztümer für Tausende geschaffen, wie sie nur echte Dichtergröße zu erzeugen vermochte; diese werden trotz der Nörgelei der Scheingrößen und Gernegroße als wirkende und vorwärtsstrebende Kräfte in der Nationalseele bleiben. Und wie sich das deutsche Volk seines Schiller erinnerte 1859, bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier, der Morgenröte des neuen Deutschen Reiches, als es sich sammelte zu energischer Selbstbehauptung und auf das Einheitsziel lossteuerte, so regt sich auch seit einiger Zeit wieder das

Bedürfnis nach Schiller, jetzt, wo es gilt, weithinausgreifende Arbeit zu verrichten, wo Zukunftsaufgaben großen Stils vor der Thür der Gegenwart stehen; denn unser Volk fühlt, was es allezeit von seinem Schiller lernen kann: Einsetzung aller Kräfte, weitausschauende Blicke, straffe Gewissenszucht. Kann zwar die Schillersche Weltanschauung nicht mehr ohne weiteres und bis in alles Einzelne hinein die unsrige werden, in ihren wesentlichen Grundzügen gilt es, sie wieder fester zu fassen: Notwendigkeit und Freiheit, ewiges Gesetz und persönlicher Wille, vor allem die Erkenntnis, daß es neben der Naturordnung auch eine geistige, sittliche Weltordnung giebt. Aber auch auf ästhetischem, künstlerischem Gebiete ist Schiller nicht veraltet; die auf dem Höhepunkte seines Schaffens entstandenen Dramen sind höchstens für diejenigen ein überwundener Standpunkt, die völlig befangen sind in dem landläufigen Vorurteile über „Idealismus und Rhetorik" Schillers, die poetische Lebenswahrheit überhaupt nur da finden, wo der Realismus in Naturalismus umschlägt. Auch auf den jungen Schiller, der den Modernen näher steht, insofern Scenen und Charakter seiner Jugenddramen realistische Lebenswahrheit enthalten, berufen jene sich nur zur Rechtfertigung der eignen materialistischen Ausschreitungen und übersehen dabei, daß gerade diese Erstlingswerke des Dichters in mehr als einer Hinsicht geeignet sind, diesem modernen Drama einen Spiegel vorzuhalten und zu zeigen, worin es auf dem Holzwege ist und was ihm fehlt, um wahrhaft und in gutem Sinne modern zu sein. Im Gegensatze zu der heutigen Anklage- und Elendsdramatik, die in den socialen Verkümmerungen, welche auf die Dauer nicht einmal der Anklage wert sind, stecken bleibt, betrachtet Schiller die reellen Lebensinteressen nicht unter dem engen Gesichtswinkel des Alltags, sondern unter dem einer großen Idee, sub specie aeternitatis, und bei ihm ist Anklage und Richterspruch zugleich. — Genug! Es steckt in dem Buche viel feines künstlerisches Nachempfinden, so viel ungeschminkte Wahrheit, so viel urdeutscher Idealismus, daß es eine Freude ist, es zu lesen, und es wohl sicher anzunehmen ist, daß es vielen Deutschen aus der Seele geschrieben ist.

Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Von Fritz Jonas. 176 S. Preis Mark 2.40. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1900.

Der gelehrte Schillerforscher verrät sich auch in der vorliegenden Arbeit, den „Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers" durch die wohl in keinem anderen Kommentar in so reicher Anzahl gebotenen Parallelstellen, die hauptsächlich den sprachlichen Ausdruck und die Erklärung des Gedankeninhalts zum Gegenstande haben und zugleich die Einflüsse zeigen, unter

denen jene Gedichte entstanden, sowie die Anleihen, welche Schiller bei sich oder anderen gemacht hat. Berichtigend oder ergänzend werden die Bemerkungen anderer Gewährsmänner behandelt. Freilich wird über gewisse Dinge schwer eine Übereinstimmung zu erzielen sein. Es steht z. B. das von Jonas über die Datierung des Liedes an die Freude vorgebrachte Argument: „Erst Ende November hat Schiller das Lied an die Freude an Göschen geschickt" auf zu schwachen Füßen, um daraus die Entstehung dieses Gedichts (in Übereinstimmung mit Minor) nach Dresden zu verlegen, entgegen dem Zeugnis von Wolzogen. Doch bestreitet Jonas selbstverständlich nicht die Möglichkeit, daß das Gedicht bereits in Gohlis geschrieben worden ist.

Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Von Professor Dr. Franz Diebitsch. 16 S. Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Neustadt Ob. 1900/1901.

Gegen Bellermanns Ansicht (Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis), Schillers „Braut von Messina" entbehre der konsequenten Durchführung eines einzigen Motivs, es durchkreuzten sich vielmehr zwei Motive, unentrinnbares Schicksal und Menschenschuld, wendet sich Diebitsch in seiner Abhandlung „Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina", um die Einheitlichkeit und Geschlossenheit dieser Handlung nachzuweisen. Er kommt durch seine Untersuchung zu Ergebnissen, die — wie selbstverständlich bei dieser von Fragen und Streitfragen förmlich umsponnenen Tragödie — vor ihm auch andere gefunden haben: eine fremde, irrationale Macht bewirkt weder die Vorgänge noch das Ende des Stückes, vielmehr hat der Dichter die christliche Weltanschauung, daß die göttliche Vorsehung alles zu dem von ihr vorausgesehenen und gewollten Ziele leite, ausdrücklich und klar herausgearbeitet. Zu näherer Begründung seiner Ansicht hätte der Verfasser anführen können, daß trotz der menschlichen Willensfreiheit im allgemeinen hinter dem Charakter des Menschen doch immer etwas Rätselhaftes bleibt und daß gerade dieses Rätselhafte Schiller mit ganzer Wucht und Energie in der Braut von Messina zum Ausdruck gebracht hat. Richtig erwähnt der Verfasser, daß Schiller nur in formaler Beziehung die antike Ausdrucksweise beibehält; er hätte hinzufügen können, daß durch diesen Umstand die Erklärer, die gegenteiliger Ansicht sind, irregeführt werden; freilich in erster Linie hat Schiller die Beschäftigung mit der griechischen Tragödie gerade zu der Zeit, wo er die Braut von Messina schrieb, seine Arbeit beeinflußt.

Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Neue wohlfeile Prachtausgabe. Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 448 S. Preis geb. Mark 7.50. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Es ist ein unbestrittenes Verdienst von Johannes Scherr, daß er die Zeit, wo die Bemängelung Schillers zuerst litterarische Mode geworden war, durch sein bekanntes Werk „Schiller und seine Zeit" mit hat überwinden helfen, indem er den Dichter als den Propheten hinstellte, der, den Blick auf den Bildungsgang der Menschheit gerichtet, seinen Landsleuten die frohe Botschaft von der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechts verkündete. Deshalb muß man auch das Unternehmen der Verlagshandlung als verdienstlich begrüßen, dieses Werk durch eine neue, äußerst wohlfeile Prachtausgabe in Erinnerung zu bringen, gegenwärtig, wo diese Mode in gewissen litterarischen Kreiseu — denn der Volksinstinkt ist Schiller niemals untreu geworden — ihren Höhepunkt erreicht und zweifellos auch überschritten hat, da die Anzeichen sich mehren, daß die Rückkehr zum Genius des Dichters erfolgen wird. Scherr war auch der erste, der eine umfassende Darstellung von Schillers Leben in kulturhistorischem Zusammenhange gegeben hat. Mag einzelnes durch die fortgeschrittene Forschung überholt sein, es fehlt doch nicht an zahlreichen Beispielen, daß dieselbe zu Scherrs Beurteilung zurückgekehrt ist. Er giebt zwar keine eigentliche Ästhetik der Werke Schillers — gerade dieser Umstand empfiehlt sein Werk weiteren Kreisen —, aber immer zeigt er die Bedingungen, unter welchen das Schaffen des Dichters vor sich gegangen ist, und die Hauptgesichtspunkte, von welchen die eingehende ästhetische Untersuchung auszugehen hat. Niemals ferner ist seine Erzählung farblos, sondern im Gegenteil reizvoll und spannend durch die Mitteilung intimer Züge aus dem Leben seines großen Landsmannes, aber auch frei von novellistischer Mythenbildung. In welchem Geiste dieses Buch abgefaßt ist, von dem zu erwarten ist, daß es auch in unseren Tagen wieder seine Mission erfüllen wird, davon giebt das Schlußwort treffliches Zeugnis: „Den ganzen Wert und Umfang dieses Genius erkennt man erst, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da lernt man erst den Idealismus des Dichters, hinter dem 'in wesenlosem Scheine alles Gemeine' weit zurückgeblieben, so recht kennen, bewundern, lieben; da erst gewinnen alle seine hohen Worte, die uns vertraut sind wie süßeste Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erst stimmt man dankbaren Herzens in den Ausspruch jenes Ästhetikers ein, welcher gesagt hat, Schiller habe die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeschlagen, sondern durch seine Werke auch begonuen; er habe die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen

humanen Idee umgebildet." Und was ist das Grundmotiv dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken", die Seele der Geschichte der Menschheit. In diesem hohen Sinne einer rastlosen Entwickelung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten, Schönen war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und so sei er es immer und immer! Mit Stolz hat Goethe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unser!" Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu sprechen: „Er i s t unser!"

Theodor Körner als Dramatiker, mit besonderer Berücksichtigung Schillerischen Einflusses. Von Rudolf Stagl. 22 S. 35. Jahresbericht des n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasiums Stockerau, 1899/1900.

Von der verschiedenen Beurteilung, die Theodor Körner als Dichter, namentlich als Dramatiker erfahren hat, ausgehend — die der Mitwelt wurde seinerzeit hauptsächlich durch Goethes günstigen Ausspruch in dessen Brief aus Jena vom 23. April 1812 an den Vater Körner hervorgerufen —, zeigt der Verfasser, daß im Drama „Toni" Schillers Einfluß noch am wenigsten fühlbar ist, während derselbe in den folgenden Stücken in sehr deutlicher Weise wahrgenommen werden kann. Es wirken nämlich Schillers Räuber und die Braut von Messina auf die „Sühne", Wallenstein, besonders die häuslichen Scenen des Stückes, auf „Zriny", in dem Drama „Hedwig" erinnern die Räuberscenen und Rudolf, der als ein Mittelding zwischen Franz und Karl Moor anzusehen ist, an Schillers Räuber; der Charakter der Eleonore in „Rosamunde" trägt unverkennbar Züge von der Isabeau in der „Jungfrau von Orleans" und von der Elisabeth in „Maria Stuart". Über „Joseph Heyderich" konnte der Verfasser dagegen folgendes Urteil fällen: „Jetzt, (in diesem Stücke) steht der Dichter der Befreiungskriege vor uns, der Poet von „Leyer und Schwert", daher auch in diesem Drama, ganz wie der Stoff es verlangt, eine einfache, kernige, entschiedene Sprache, ohne besonderen Bilderschmuck, ohne Übertreibung, ohne Anlehnung an Schiller, und auch die Handlung wohl abgerundet und eingeteilt. Und in diesem Sinne können wir sagen, daß „Joseph Heyderich" Körners bedeutendstes Drama ist." Zu einem Ausspruch über die Wertbestimmung des Dramatikers Theodor Körner kommt es dagegen nicht; dieselbe ist auch nicht leicht zu geben; nach den vorliegenden Ausführungen ist man versucht,

ihn als den Dilettanten unter den Klassikern zu bezeichnen. — Die Abhandlung ist ein Teil von des Verfassers Doktordissertation und darf Anspruch auf Originalität auch insofern erheben, als sie vor Erscheinen von Reinhards Buch „Schillers Einfluß auf Theodor Körner" (Straßburg, K. J. Trüber) entstanden ist.

Lexikon zur Schillerlitteratur. Bibliographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Schiller vorzugsweise verkehrt, oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urteil gefällt hat, und über die Schriftsteller, welche „über ihn" geschrieben haben. Von Emil v. Großheim. 42 S. Edm. Eckhart, Quakenbrück 1900.

Irgend welchen litterarischen Wert besitzt dieses Lexikon nicht, dessen Erscheinen vielleicht in einer Zeit, wo die Arbeit über Schiller ihren Anfang nahm, einen Sinn gehabt hätte — jetzt ist es längst durch bessere Leistungen überholt.

Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten, entworfen und zusammengestellt von Dr. F. Teetz zu Bad Oeynhausen. Drittes Bändchen: Das Lied von der Glocke. 113 S. Preis 80 Pf., geb. 1 Mark. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1900.

In Verlegenheit kann der Lehrer des Deutschen betreffs der Wahl zu einem Aufsatze aus dem Lied von der Glocke nicht kommen, wenn er die reiche, vorzugsweise für Tertia und Sekunda bestimmte Sammlung von Themen aus diesem Stoffgebiete zur Hand nimmt. Dieselbe gliedert sich in allgemeine Aufgaben über das Gedicht und in solche über einzelne Teile und Stellen [a) das Motto, b) die Arbeitssprüche, c) Betrachtungen].

Ausgaben und Erläuterungen.

Friedrich Schiller, Demetrius, Akt I und II, ins Polnische übersetzt von Stefan Morawiecki. Krakau 1900.

Schillers Jungfrau von Orleans von E. Kuenen. 95 S. 4. Auflage, Leipzig 1901, Verlag von Heinrich Bredt.

Schillers Lied von der Glocke. Übersichtlich geordneter Text mit nebenstehender eingehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses, herausgegeben von Dr. F. Teetz zu Bad Oeynhausen. 32 S. Preis 50 Pf. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1901.

Friedrich von Schiller, Das Lied von der Glocke. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel.

Aus Zeitschriften.

Alemannia. 28. Jahrgang, 3. Heft, P. Beck, Die Vorlagen für Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

Allgemeine Zeitung. Beilage Nr. 232, 233, Paul Holzhausen, Inwieweit spiegeln sich in Schillers Wallenstein zeitgenössische Erscheinungen von Personen wieder?

Berichte des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. N. F. 16. Band, Heft 2, R. Eucken, Das Unvergängliche in unseren Klassikern (mit besonderem Hinblick auf Schiller).

Bühne und Welt. 2. Maiheft, Das dramatische Problem Egmont bei Goethe und Schiller, von S. Lublinski.

Deutsches Adelsblatt. XVI. Jahrgang, Nr. 6—11, Die Jungfrau von Orleans in adeliger Beleuchtung. Vortrag, gehalten vor der Sächsischen Landes-Abteilung und deren Hilfskassen-Mitgliedern. Von Clemens Freiherrn von Hausen. (Die Abhandlung zeichnet mit liebevollem Verständnis und in vornehmer Sprache die erhabene Erscheinung der Jungfrau von Orleans, insbesondere ihre vorbildliche Königstreue, Tugend, Pflichterfüllung, christliche Demut und führt den Beweis, welchen Zauber der Romantik Schiller über sein historisches Gemälde ausgebreitet hat. Die Mitteilung des fast vergessenen, 21 Strophen langen Gedichtes von Görre über Jeanne d'Arc ist für die Litteraturfreunde eine dankenswerte Zugabe.)

Euphorion. 6. Band, 4. Heft. Zur Datierung Schillerscher Jugendbriefe. — Zu den Xenien. — 7. Band, 2. Heft. Zu dem Brief von Hubert an Schiller. Mitteilung von L. Geiger.

Gymnasium. 19. Jahrgang, Nr. 7, Büsch, Zum Grundgedanken zweier Balladen Schillers.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. IV. 9. Schiller 1897, von Ernst Müller.

Litterarisches Echo. 1900, 4. Der Schwäbische Schillerverein von Rudolf Krauß.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 14. Jahrgang, 7. Heft. Zu Schillers Siegesfest von P. Weizsäcker; Das Motto zu Schillers Glocke von E. Arens; Schiller als Jurist von H. Kohns. — 10. Heft. Über Goethes Anteil an den Xenien des Schillerschen Musenalmanachs für 1797 von Hermann Henkel; Zu Schillers Lied von der Glocke, V. 266—273, von Ed. Damköhler. — 12. Heft. Noch einmal der Buttlerbrief, von A. Zimmermann. — 15. Jahrgang,

1. Heft. Die Montgomery-Scenen in Schillers Jungfrau von Orleans und ihr klassisches Vorbild, von E. Grünwald. — 4. Heft. Zur Rudenzhandlung in Schillers Wilhelm Tell, von E. Grünwald; Zu Schillers Wilhelm Tell, 1, 2, von Spälter.

Morgenblätter für deutsche Litteratur, herausgegeben von A. Warnecke, 4. Jahrgang, 11. Heft, W. Kirchbach, Zur Psychologie der Lyrik Goethes und Schillers. — 5. Jahrgang, 7. Heft, A. Wünsche, Schillers Plan zu einer Fridericiade.

Schwäbischer Schillerverein.

Die fünfte Mitgliederversammlung des Schwäbischen Schillervereins, abgehalten zu Stuttgart (Oberes Museum) am 20. April 1901, wurde durch den Vorsitzenden Staatsminister Freiherrn von Soden mit der Mitteilung eröffnet, daß der Protektor des Vereins, S. M. der König Wilhelm II. von Württemberg, dem Verein eine Marmorkopie der Danneckerschen Schillerbüste für das neue Archiv in Marbach schenken wolle. Nach dem fünften Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1900/1901 verfügt der Verein über ein Barvermögen von 225814 M. 17 Pf. (im vergangenen Jahr 215879 M. 15 Pf.). Der Bauplatz ist bezahlt. Am 15. April 1901 betrug die Gesamtzahl der Stifter 295 (273 im Vorjahre), die der ordentlichen Mitglieder 978 (974 im Vorjahre). Archiv und Museum haben auch in dem verflossenen Vereinsjahre wertvollen Zuwachs erhalten; etwa von 30 Seiten liefen Stiftungen ein, die des Geh. Kommerzienrates Dr. von Steiner umfaßt allein über 450 Nummern. Auch die ganze Wieland-Bibliothek Professor Osterdingers ist für das Archiv erworben worden. Der Rohbau des Schillerhauses, das voraussichtlich bis zum Herbst 1902 bezogen werden kann, soll schon in diesem Jahre fertig werden. Es kommt zu stehen 45 m westlich von dem auf der Schillerhöhe bei Marbach befindlichen Schillerdenkmal zwischen diesem und dem gegen den Neckar steil abfallenden Felsen. Die Bauleitung ist den Architekten Eisenlohr und Weigle übertragen, nach deren preisgekröntem Plane die Arbeiten ausgeführt werden. Die Herstellung des Gebäudes wird 212000 M., die der Anlagen und der inneren Einrichtung etwa noch weitere 50000 M. erfordern. Der Bericht enthält eine Beschreibung des künftigen Schillerhauses durch die Bauleitenden, ferner einen Aufsatz: Über Schillerbilder und ein schwäbisches Dichtermuseum von Rektor Dr. Weizsäcker und den Festvortrag: „Schillers Stellung zum Publikum" von Professor O. Güntter. — Da nach der Schätzung zur gänzlichen Fertigstellung des Museums mit den

umgebenden Anlagen, zur Beschaffung der inneren Einrichtung und zu einem Grundstock für Erwerbung von litterarischen Nachlässen, Büchern, Bildern und dergl. immerhin etwa noch 150000 M. aufzubringen sind, so ergeht auch von dieser Stelle an alle Schillerverehrer und Litteraturfreunde die Mahnung, die Zwecke des Vereins durch Erwerbung der Mitgliedschaft fördern zu helfen.

Sprechzimmer.

1.

Eine Analogie zu der in Band XIV, H. 11 S. 734 flg. dieser Zeitschrift angeführten Erklärung von Katthagen bietet auch der Name Kattrepel = Katenreihe. Es giebt in Dithmarschen zwischen Marne und Brunsbüttel eine Ortschaft dieses Namens, deren einzelne Häuser, wie vielfach hierzulande, in einer langen Reihe an der Straße liegen. Auch in Hamburg existiert eine Straße gleichen Namens in einer Gegend, wo die behäbigen Wohnhäuser wohlhabender Stadtbürger früher nicht gestanden haben.

Marne. **K. Köster.**

2.

Zu Schillers Gedicht: „Der Ring des Polykrates".

Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Schiller bei der Abfassung des „Ringes des Polykrates" eine der vielen Legenden vom heiligen Benno, dessen Fest am 16. Juni gefeiert wird, vorgeschwebt hat. Dieser, ein Graf von Waldenberg, geboren 1010 in Hildesheim, war seit 1028 Benediktinermönch, seit 1051 Kanonikus und Lehrer des Stifts Simon und Judä zu Goslar und wurde 1066 Bischof von Meißen. Im Jahre 1075 nahm ihn Kaiser Heinrich IV. wegen seiner Teilnahme an der sächsischen Verschwörung gefangen, doch unterwarf er sich auch nach seiner Freilassung dem Kaiser nicht, der ihn deshalb mehrmals ins Gefängnis werfen lassen mußte. So hatte er einmal, als der exkommunizierte Kaiser Heinrich in den Dom zu Meißen bringen wollte, diese Kirche verschlossen und den Schlüssel in die Elbe geworfen. Den Schlüssel fand man, nachdem der Kaiser Buße gethan hatte und vom Banne losgesprochen worden war, im Maule eines gefangenen Fisches wieder. Diese kühne That benutzte man, um sie durch Bilder zu verewigen. In manchen Kirchen ist daher der Bischof thatsächlich abgebildet, wie er einen Fisch, der einen Schlüssel im Maul trägt, in der Hand hält. Nach Gregors VII. Tode schlug sich Benno wieder auf die Seite des Kaisers und konnte daher sein Bistum noch bis zu seinem 1107 erfolgten Tode ruhig verwalten.

Während dieser Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Bekehrung der heidnischen Wenden und der Verbesserung des Ackerbaues. Obwohl ihm die spätere Legende viele Wunder beilegte, wurde er erst 1523 durch Hadrian VI. auf vielfältiges Bitten kanonisiert, weil man dadurch den in Sachsen infolge der Reformation sehr in die Enge getriebenen Katholizismus zu stützen beabsichtigte. Bennos Gebeine sind aus der Domkirche zu Meißen nach mehreren Ortsveränderungen 1576 nach München, dessen wie des ganzen Bayernlandes Schutzpatron er ist, überführt worden. Die erwähnte Abbildung Bennos mit dem Fisch findet sich daher hauptsächlich in bayerischen Kirchen.

Wollstein. Direktor Dr. **Karl Löschhorn.**

3.

Bei v. Liliencron, „Die historischen Volkslieder der Deutschen", Leipzig 1865, Bd. I S. 214 u. 215, findet sich ein Lied, überschrieben „Ditmarschen" (Nr. 45). In ihm wird geschildert, wie die Ditmarschen einen festen Turm, genannt Marienburg, den der Herzog von Holstein ihnen zu Trutz vor Meldorf 1403 hat erbauen lassen, zerstören wollen. Strophe 3 lautet:

Tredet herto, gi stolten Ditmarschen!
Unsen kummer wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen
dat können wol hendken tobreken.

Fast dieselben Worte wie die der zwei letzten Verse gebraucht Tell in der 3. Scene des 1. Aufzugs des Schillerschen Dramas in Bezug auf Zwing-Uri:

Was Hände bauten, können Hände stürzen.

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß Schiller das ditmarsische Volkslied gekannt hat; sollten die Verse vielleicht sprichwörtlich geworden sein und sich so in Deutschland verbreitet haben?

Mülheim a. Rh. Dr. **A. Koernicke.**

Kleine Mitteilungen.

— Eine Reihe hervorragender Gelehrter, Schulmänner und Schriftsteller haben folgenden Aufruf erlassen: Am 8. September dieses Jahres vollendet, so Gott will, Wilhelm Raabe zu Braunschweig sein siebzigstes Lebensjahr. Seit beinahe einem halben Jahrhundert haben sich Tausende und Abertausende an der Gemütstiefe und an dem Gedankenreichtume der Dichtungen Raabes erfreut und erbaut; doch wie er selbst allezeit still seines Weges gegangen ist, so haben ihm auch seine Leser bisher nur in der Stille danken können. Um so näher liegt es, daß jetzt, da seines Lebens Feierabend naht, alle, die aus dem köstlichen Borne seines Humors so oft Erquickung und neuen Lebensmut geschöpft haben, sich einmütig in dem Gedanken zusammenfinden, dem Dichter auch vor der Welt ihren Dank darzubringen. Für eine solche Ehrung glauben die Unterzeichneten eine

Form gefunden zu haben, die der Persönlichkeit des Dichters und den Wünschen seiner Verehrer gleicherweise entsprechen würde. Es ist ein oft beklagter Mangel, daß es noch immer an einer Gesamtausgabe der Werke Raabes fehlt, sodaß es wohl nur Wenigen vergönnt ist, sie alle zu besitzen. Einer solchen Gesamtausgabe stand und steht das Hindernis entgegen, daß die Verlagsrechte auf Raabes Schriften nicht in einer Hand vereinigt sind. Durch Beseitigung dieses Hindernisses einer Gesamtausgabe die Wege zu ebnen und dem Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage das Verfügungsrecht darüber in die Hand zu legen, ist der Plan, zu dessen Verwirklichung sich die Unterzeichneten zusammengefunden haben. Sie wenden sich hiermit an alle, die Wilhelm Raabe kennen und lieben, mit der Aufforderung, die zu dem bezeichneten Zwecke erforderlichen Mittel selbst und durch Verbreitung dieses Aufrufes in ihren Kreisen aufbringen zu helfen. Für den Fall, daß sich die Verhandlungen mit den beteiligten Verlegern zerschlagen sollen, erbitten sich die Unterzeichneten die Befugnis, den Ertrag der Sammlung zur Ehrung des Dichters auch in einer andern, seiner würdigen Form zu verwenden.

Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich bereit erklärt: Herr Geheimer Kommerzienrat von Hansemann, Diskontogesellschaft, Berlin, Herr Sigmund Schott, Deutsche Effekten- und Wechselbank, Frankfurt a. M., Herr Bankdirektor Paul Walter, Braunschweig-Hannoversche Hypothekenbank, Braunschweig.

Mitteilungen jeder Art und Anmeldungen zu der Feier in der Stadt Braunschweig am 8. September 1901: Festversammlung morgens $11\frac{1}{2}$ Uhr, Festessen nachmittags 4 Uhr, werden — letztere bis zum 15. August — zu Händen des Rechtsanwalts und Notars Louis Engelbrecht in Braunschweig erbeten. — Unsere Zeitschrift, die wiederholt für Wilhelm Raabes Dichtungen eingetreten ist, bittet dringend, diesem Aufrufe recht reichlich Folge zu leisten.

— Das Festmahl auf dem Belvedere in Dresden, das sich am 27. Juni d. J. an die amtliche Jahreskonferenz der k. sächsischen Bezirksschulinspektoren anschloß, gestaltete sich zugleich zu einer denkwürdigen und erhebenden Abschiedsfeier für Herrn Geheimen Rat Kockel. An dem Diner nahmen teil Se. Exzellenz Herr Staatsminister Dr. v. Seydewitz, die Herren Geheimer Rat Dr. Wäntig, Geheime Schulräte D. Vogel und Grüllich, Geheimer Regierungsrat Böhme, Oberhofprediger D. Ackermann, Regierungsräte Götz und Freiherr v. Welck, sämtliche Bezirksschulinspektoren Sachsens u. a. Herren. Auch der Herausgeber dieser Zeitschrift war mit einer Einladung bedacht worden. Als sich die Versammlung an der rosengeschmückten Festtafel niedergelassen hatte, brachte Schulrat D. Müller-Zittau ein Hoch auf Se. Majestät den König aus, das begeisterten Wiederhall fand. Mit gleicher begeisterter Zustimmung wurde der Trinkspruch des Herrn Geheimen Rates Kockel aufgenommen, der von einer humorvollen Schilderung innerer Vorgänge auf der Berliner orthographischen Konferenz ausgehend in einem Hoch auf Herrn Staatsminister Dr. v. Seydewitz gipfelte, „für den wir alle in herzlicher Liebe und Verehrung durchs Feuer gehen". Darauf erhob sich Se Exzellenz und knüpfte an den Trinkspruch des Herrn Geheimen Rates Kockel an, der von einem inneren Vorgange auf der orthographischen Konferenz ausgegangen sei; er wolle aber von einem Vorgange ausgehen, der allen schon seit Jahren bekannt sei, von seiner Rede in Plauen, in der er von dem „alten treuen Schulmeister" gesprochen habe, was ihm in der pädagogischen Presse sehr verdacht worden sei, so daß noch heute in dieser mit einer gewissen Animosität von dem

„Plauenschen Schulmeister“ gesprochen werde. Noch nie in seinem Leben sei er so vollkommen mißverstanden worden wie mit diesem Worte. Er habe bei dem „alten treuen Schulmeister“ vor allem an den Mann gedacht, der ihm zur Seite sitze und der nun über 50 Jahre im Schuldienste gestanden und davon fast 27 Jahre dem Königlichen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts in der hervorragendsten Weise gewidmet habe. Gerade in diesem Manne habe er jene Eigenschaften des „alten treuen Schulmeisters“ kennen gelernt, die ihm die größte Hochachtung und Bewunderung für unseren Schulmeister abgezwungen hätten. Und lediglich dieser Bewunderung der großen Eigenschaften des Schulmeisters habe er damals in Plauen Ausdruck geben wollen. Und wie er, der Minister, der Lebensarbeit Kockels die höchste Anerkennung und den innigsten Dank zolle, so teile diese Meinung mit ihm auch Se. Majestät der König. Mit diesen Worten überreichte Se. Exzellenz Herrn Geheimen Rat Kockel den Stern zum Komtur des Albrechts-Ordens. Die tiefe innere Bewegung und die Herzlichkeit, mit der Se. Exzellenz sprach, machten den Augenblick, in dem Herr Geheimer Rat Kockel diese hohe königliche Auszeichnung empfing, zu einem so erhebenden und weihevollen, daß er sich jedem Festteilnehmer wohl unvergänglich in die Seele eingegraben hat. Das herzliche Verhältnis der Treue zwischen dem Minister und seinem ältesten Rate, das hier in so schöner Weise zu Tage trat, rief wohl in jedem, der Zeuge davon war, ganz ungewollt und ungesucht die Erinnerung an den Deutschesten der Deutschen hervor, der auch nichts anderes sein wollte als der „treue Diener seines Herrn“. Dieser Anklang an die großen Tage unseres Volkes tönte noch weiter aus, als jetzt Herr Schulrat Dr. Lange-Dresden im Namen der Bezirksschulinspektoren Sachsens Herrn Geheimen Rat Kockel eine Statuette Bismarcks überreichte, die in getriebener Arbeit meisterhaft von dem Berliner Bildhauer Hieschen ausgeführt ist. Sicherlich war diese Feier auf dem Belvedere zugleich ein denkwürdiger Augenblick in der Geschichte des sächsischen Volksschulwesens überhaupt, da hier ein Mann von seinem Amte Abschied nahm, der vor allem die hohe Blüte, deren sich unser sächsisches Volksschulwesen erfreut, durch seine hingebungsvolle Arbeit mit herbeigeführt hat. Noch manche geistvolle Rede folgte. So rühmte Herr Oberhofprediger D. Ackermann Kockels große Verdienste um das treue Zusammengehen von Schule und Kirche, Herr Geheimer Rat Dr. Wäntig feierte die Volksschule als die gesunde Basis unseres gesamten Erziehungs- und Bildungswesens, Herr Geh. Schulrat Grüllich überreichte dem Scheidenden einen Kranz vom Löbauer Berge mit einer köstlichen Ansprache im Lausitzer Dialekt u. a. Der ganze Verlauf des Festes war ein so glücklicher, die Stimmung eine so einheitliche und gehobene und doch zugleich von frischem Humor getragene, der vor allem von der harmonischen Persönlichkeit des Gefeierten ausströmte, die Liebe und Verehrung, die Kockel sich in seiner Amtsthätigkeit erworben hat, trat in solcher Natürlichkeit und Herzlichkeit zu Tage, daß jedem Teilnehmer die Erinnerung an diese Feier unvergeßlich bleiben wird.

Luthers Sprichwörtersammlung. Nach einer Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernst Thiele. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1900. 448 S. gr. 8°. In Leinwand geb. Mark 10.—.

Das Buch ist eins der interessantesten, die über Luther in den letzteu Jahren erschienen sind. Es zeigt uns einen Blick in die Werk-

statt, in der Luther seine Sprache mit Fleiß und Liebe gezimmert hat. Auch ihm ist die mühevolle Arbeit des Suchens nicht erspart geblieben, aber er hat auch die Freude des Findens gekostet, wenn er hier und da aus dem Munde seiner lieben Deutschen ein und das andere Sprichwort sich zu seiner Sammlung notierte. Diese ist entstanden etwa von 1522 an, und ihr Ertrag ist zum größten Teile der Bibelübersetzung zu gute gekommen; aber auch die übrigen Schriften Luthers zeigen den sprichwörtlichen Ausdruck in hohem Maße. Es sind im ganzen 489 Sprichwörter, die uns in der Handschrift der Bibliotheca Bodleyana zu Oxford von Luthers Hand aufgezeichnet sind. Zum Teil hat Luther entsprechende lateinische Sprichwörter zu den deutschen dazu notiert. Die Handschrift war lange verschollen, bis sie im Oktober 1889 in Oxford entdeckt wurde, wohin sie 1862 von Breslau aus verkauft worden war. Die Geschichte der Sammlung bespricht Thiele in der Einleitung S. XI—XVIII. Der Abdruck der Handschrift selbst nebst textkritischen Bemerkungen nimmt S. 1—24 ein; dann folgt bis S. 429 die inhaltliche Besprechung der einzelnen Sprichwörter, und zum Schluß erleichtert ein Wörterverzeichnis von S. 430 bis 448 die ausgiebige Benutzung der trefflichen Arbeit. Diese ist für jeden, der sich mit dem Volkstümlichen deutscher Sprache und Sitte befaßt, aufs beste zu empfehlen. Die gesamten Schriften Luthers sind zur Erklärung herangezogen. Daß die einschlägigen Sprichwörtersammlungen und Lexika fleißig benutzt sind, ist selbstverständlich.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kultur-Geschichte von Hans Krämer. Vierter (Supplement) Band, in Prachtlederband Mark 16.—. Deutsches Verlagshaus Bong & Komp. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Es war ein glücklicher Gedanke, dem in den drei ersten Bänden entworfenen Bilde von der Entwickelung des menschlichen Geistes in dem vorigen Jahrhunderte, dem historischen Gange des Kulturfortschrittes, in einem Ergänzungsbande eine Erläuterung der auf der Pariser Weltausstellung gebotenen greifbaren Thatsachen, die in die Sinnenwelt getretene Kultur selbst vorzuführen. Der Herausgeber, Hans Krämer, und seine Mitarbeiter haben keine leichte Aufgabe gehabt, aus der sinnverwirrenden Menge von Gegenständen, die auf jenem für die Bewohner der Erdkugel veranstalteten Jahrmarkt angehäuft worden waren, die Auswahl derart zu treffen, daß auch derjenige, der nicht mit eigenen Augen die Gebiete seines Interesses studieren konnte, an dem hier zur Betrachtung gebotenen Gemälde erkennt, was erreicht worden ist und welche Aufgaben noch der Lösung harren. Aber auch dieses von aus-

gezeichneten Fachleuten gebotene Material, das den Leser doch zu behaglicherem Genuß einladet, als ihn der Besucher der Ausstellung finden konnte, erweckt die nicht mehr zurückzudrängende Überzeugung, daß der Weltausstellungsgedanke, einst aus der Berliner Gewerbeausstellung 1844 hervorgegangen und zum ersten Male in London 1851 verwirklicht, sich überlebt hat. Aus einer nicht geringen Anzahl vertiefter Einzelschilderungen ergiebt sich für den Leser förmlich von selbst der Schluß, daß die Weltausstellungen durch Fachausstellungen größeren Stils abgelöst werden müssen. Auch in dieser Beziehung wird der vierte Band zu einem Wegweiser durch die Pforte des neuen Jahrhunderts. Für die deutsche Kulturgeschichtsschreibung aber wird das reiche, übersichtlich geordnete Material zu einer besonders wertvollen Quelle; daß wir aufgehört haben, nur das Volk der Denker und Dichter zu sein, das nur still für sich zu leben vermag, daß wir vielmehr die in langer, mühevoller Arbeit gewonnene Vertiefung unsres Wissens auch in die Praxis des Lebens umzusetzen auf dem besten Wege sind, diese längst anerkannte Thatsache spricht aus diesem Buche zu jedem Gebildeten mit eindringlicher Sprache; auf industriellem und technischem Gebiete ist Englands weltbeherrschende Stellung gebrochen, und deutscher Überseehandel ist bereits größer als der französische; auf unvergleichlich höherer Stufe als vor 50 Jahren steht auch die deutsche Kunst. — Auf diese Weise wirkt das von der Verlagshandlung vornehm ausgestattete Werk, das längst eine außerordentliche Verbreitung und Anklang gefunden hat, vielfach anregend und belehrend, insbesondere dürften Schulbibliotheken dieser ausgezeichneten Kulturgeschichte nicht entraten können.

Dresden. **H. Unbescheid.**

Neu erschienene Bücher.

Dr. Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. 6. Aufl. 4. Bändchen, Stoff aus der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1901. 104 S.

Dr. Max Winkler, Schiller's Wallenstein, edited with introduction, notes and map. New York, The Macmillan Company, 1901. 446 S.

Hermann Türck, Eine neue Faust-Erklärung. Berlin, Otto Elsner, 1901. 82 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausgabe A in einem Hefte. 7.—9. verbesserte Auflage. Berlin SW. 46, Carl Meyer (Gust. Prior), 1901. 200 S.

Dr. Julius Sahr, Das deutsche Volkslied. Leipzig, G. J. Göschen, 1901. 183 S. 80 Pf.

Dr. Paul Stötzner, Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart. Leipzig, G. J. Göschen, 1901. 168 S. 80 Pf.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Der sprachliche Ausdruck der Affekte in Lessings dramatischen Werken.

Von Dr. Siegmund Rindskopf in Würzburg.

Einleitung.

Heinrich Kurz behauptet in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" (Bd. II, S. 638), daß in Lessings Dramen „die Seelenzustände der Personen in meisterhafter Weise geschildert sind". Auch Gustav Freytag nennt Lessing in seiner „Technik des Dramas" (S. 226) einen „Meister in der Darstellung solcher Leidenschaften, wie sie sich in einem bürgerlichen Leben äußerten, wo das heiße Ringen nach Schönheit und Adel der Seele so wunderlich neben rohem Begehren stand". „Nur in einzelnen Momenten", fügt Freytag das gespendete Lob einschränkend bei, „macht seine feine Dialektik der Leidenschaft nicht den Eindruck der Wahrheit, weil er sie zu fein zuspitzt und einem Behagen an haarspaltendem Wortspiel nachgiebt; an wenigen Stellen breitet sich auch bei ihm die Nachdenklichkeit da, wo sie nicht hingehört, und zuweilen ist mitten in der tief poetischen Erfindung ein erkünstelter Zug, welcher erkältet, statt den Eindruck zu verstärken."

Diesen Punkt betonen neuere Litterarhistoriker scharf, wie z. B. Erich Schmidt, der in seinem großen Werke über Lessings Leben und Werke (II, 205) von der „aparten, auch im Sturme der Empfindung das Wort wägenden und würzenden Sprache" Lessings spricht, oder Heinrich Bulthaupt, der in seiner „Dramaturgie des Schauspiels" (Bd. I) von Lessings Personen sagt, daß „die Dialektik in ihnen die Fähigkeit ein großes Gefühl voll und hinreißend zu äußern zurückdrängt", oder an anderer Stelle bemerkt, daß die „Gedanken bei Lessing auch die heißesten Wogen der Leidenschaft kühlen, nie sich der Strom der Empfindungen ergieße, ohne durch den Verstand in Weg und Richtung gewiesen zu werden".

Wir erachten den Gegenstand dieser Betrachtungen, die Darstellung der Gemütsbewegungen bei Lessing, einer eingehenderen Untersuchung

wert. Wir wollen erkennen, auf welche Art und Weise Lessing in seinen dramatischen Werken die Gemütszustände seiner Personen zum Ausdruck bringt.

Doch wollen wir uns dabei zweierlei Beschränkungen auferlegen: wir wollen erstens nur die sprachlichen Mittel, die Lessing zur Darstellung von Seelenzuständen verwendet, in den Kreis unserer Erörterungen ziehen, also außer Betracht lassen z. B. die mimischen und pantomimischen Ausdrucksbewegungen.[1])

Wir wollen zweitens nur eine bestimmte Art von Gemütsbewegungen berücksichtigen, und zwar nur jene, bei denen es sich um gesteigerte, intensivere Gefühle, um Affekte handelt. Unter Beachtung dieser beiden Einschränkungen wird unsere Aufgabe sein, zu untersuchen: durch welche sprachlichen Mittel bringt Lessing in seinen dramatischen Werken die Affekte seiner Personen zum Ausdruck, oder mit anderen Worten: wie läßt Lessing die Personen seiner Dramen im Affekte sprechen?

Lessings Anschauungen über den sprachlichen Ausdruck der Affekte.

„... Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen ...".[2]) Mit diesen berühmten Worten charakterisiert Lessing die Art seines dichterischen Schaffens ebenso freimütig wie treffend. Es war im allgemeinen kein genial-

1) Auch diese stehen ja wenigstens mittelbar dem Dichter zu Gebote; er kann durch entsprechende Anmerkungen dem Schauspieler andeuten, wie er sich die betreffende Stelle gespielt denkt. Und gerade Lessing, der uns einige Dispositionen zu einem „Werke, worinne die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden" hinterlassen hat, ist der erste deutsche Dramatiker, der von diesem Darstellungsmittel ergiebigeren Gebrauch macht, ohne wie Chr. Fel. Weiße in ein Übermaß zu verfallen und durch Vorschreiben ganzer Pantomimen nach Diderots Vorbild den Schauspieler zu bevormunden. (Martin Zickel, Die scenarischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings; Diss. Berlin 1900, S. 36). Lessing läßt z. B. seinen jungen Gelehrten im Zorn dem Diener Anton ein Buch nachwerfen, oder seinen Tellheim „vor Wut an den Fingern nagen", oder seinen Odoardo „wild um sich blicken, stampfen und schäumen".

2) Hamb. Dramat. 101.—104. Stück.

impulsives Arbeiten, er schuf, wie Erich Schmidt sagt, „nie improvisatorisch, sondern kritisch überlegend, nie aus einem Guß, sondern musivisch."

Wir dürfen ohne Bedenken annehmen, daß Lessing auch an jenen Stellen in seinen Dramen, wo es galt, seine Personen im Affekte sprechen zu lassen, „kritisch überlegend" verfuhr, nach bestimmten Anschauungen und Prinzipien schuf. Diese aus seinen Briefen und Schriften zu entwickeln, soll zunächst unsre Aufgabe sein.

Die ersten Bemerkungen über die Sprache des Affektes im Drama finden wir in seinem Briefwechsel mit Moses Mendelssohn. Dieser hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß in der „Miß Sara Sampson" einige indeklamable Stellen seien[1]), und zwar seien es diejenigen, „in welchen ich Sie als Weltweisen am meisten bewundere; solche, die mir für die Schaubühne allzuphilosophisch scheinen."

Während Lessing in seinem Briefe vom 18. Aug. 1757 erklärt, daß er jene indeklamable Stellen nicht streichen werde, „wenigstens so lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerspiele lesen, als vorstellen sehen", verteidigt er im Briefe vom 14. Sept. 1757 diese Stellen damit, daß sie dem Schauspieler das Spiel erleichtern. „Wer ihm (dem Schauspieler), sagt er, also diese Verfassung (des Geistes, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun erfolgt) am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worten faßt? Gewiß nicht! Sondern je mehr Sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen Sie ihn zeigen, desto unmerklicher gerät der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood (II, 7) zum Exempel nehmen. Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden, schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse seine Züge der Wut wecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdruck meiner Gedanken nicht nötig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es vielmehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich an mehreren Stellen vielleicht antworten können z. E. (III, 5): „Ge-

1) Brief vom 11. Aug. 1757.

schwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit." Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Gestum und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld sein sollte, bloß um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feineren Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten, die unwillkürlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr wert, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen würde . . ."

Lessing, der, wie sein Bruder Karl erzählt, in Leipzig damals „die Schauspielkunst mit einem Eifer studierte, als wenn ein Lehrstuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden sollte", ist also in jener Zeit der Meinung, der Dichter müsse dem Schauspieler zu Dank arbeiten und glaubt dies dadurch erreichen zu können, daß er den Affekt, in dem jener „erscheinen soll", „zergliedert" d. h. wortreich wird, wie er es ja in der damals entstandenen „Miß Sara Sampson" thatsächlich ist.

Nicht lange giebt sich Lessing dieser irrigen Auffassung hin. Die Lektüre der Schriften Diderots führt einen radikalen Umschwung in seinen Anschauungen herbei, Im 51. Litteraturbrief, der zwei Jahre später erscheint, klingt schon das Prinzip durch, das in der Hamburger Dramaturgie deutlich zum Ausdruck kommt. In jenem Litteraturbrief spricht er schon davon, daß im Drama „jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, auch ihre eigene Art zu sprechen haben muß". „Die edelsten Worte, fährt er fort, sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit und besonders im Affekte zuerst beifallen. Sie verraten die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er besonders die erhabensten Gedanken in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt."

Noch deutlicher äußert sich Lessing im 59. Stück der Hamburger Dramaturgie. Bei Besprechung von Banks „Essex" nennt er den Ausdruck in diesem Stücke „zugleich gemein und kostbar, kriechend und hochtrabend". Er habe sich beim Übersetzen einiger Scenen dieses Stückes durch beide Klippen so gut als möglich hindurch zu schleichen gesucht,

habe sich aber „mehr vor dem Schwülstigen gehütet, als vor dem Platten". Er macht sich dann über die Dichter lustig, denen „ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blasen und ellenlange Worte" den wahren Ton der Tragödie ausmachen, und die sich scheuen, ihre Helden wie andere Menschen sprechen zu lassen. Lessing weist ferner darauf hin, daß wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muster nehmen dürfen. „Wir Neueren, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtenteils zwischen ihren vier Wänden lassen: was können wir für Ursache haben, sie demungeachtet immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen? Sie hört niemand, als dem sie es erlauben wollen, sie zu hören; mit ihnen spricht niemand als Leute, welche in der Handlung wirklich mitverwickelt, die also selbst im Affekte sind, und weder Lust noch Muße haben, Ausdrücke zu kontrollieren". Vornehme Leute, Personen von höherem Rang hätten wohl sich besser ausdrücken gelernt als der gemeine Mann, aber sie affektieren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken als er; am wenigsten in Leidenschaften, deren jede ihre eigene Beredsamkeit habe, auf die sich der Unerzogenste so gut versteht als der Polierteste.[1])

Fassen wir das wesentlichste aus obigen Ausführungen zusammen! Lessing verlangt danach, daß im Drama der Held wie andere Menschen spreche, daß alle Personen ohne Rücksicht auf an der Handlung des Stückes unbeteiligte Zuhörer sprechen und daß sie im Affekte nicht edel und schwülstig, sondern nachdrücklich und einfach wie im täglichen Leben reden.

Es ist das Prinzip des Realismus des Stils, das mit diesen Forderungen klar und deutlich ausgesprochen wird. Nicht stilisieren soll der Dichter, sondern in Anlehnung an die Sprechweise der Wirklichkeit seine Personen im Affekte charakteristisch sich ausdrücken lassen.

Wir wollen gleich an dieser Stelle darauf hinweisen, daß in diesem Punkte bei Lessing oft ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis besteht, daß er seine Personen häufig in einer Weise reden läßt, die obigen Forderungen nicht entspricht. Das kann man jedoch in vielen Fällen mit Danzel, der bei Lessing „das entschiedenste Streben nach

1) Lessing spricht hier wohl von Leidenschaften; aber wie aus verschiedenen Stellen seiner Briefe und Schriften hervorgeht, faßt er den Begriff Leidenschaft weiter als wir und weiter als er selbst in einem Briefe an Moses Mendelssohn (2. Februar 1757), wo er die Leidenschaften als „heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen" definiert. So führt er z. B. in einem Briefe an Friedrich Nicolai (November 1756) oder im 77. Stück der Hamburger Dramaturgie Freude und Zorn als Leidenschaften an.

Naturwahrheit" findet, dahin erklären, daß „die Natur, auf deren Darstellung der Künstler bedacht ist, immer nur die Natur ist, wie er sie eben sieht, und also im Grunde seine eigene Natur ist".[1])

Doch verfügt Lessing über eine ganze Reihe von Darstellungsmitteln, die er der Natur ablauschte. Deren Betrachtung wollen wir uns zunächst zuwenden.

I. Natürliche Darstellungsmittel.

Die tägliche Beobachtung lehrt uns, daß manche starke Affekte, besonders die „plötzlich hereinbrechenden" (Wundt)[2]) bestimmte physische Wirkungen in uns hervorbringen, die sich ohne unser bewußtes Zuthun in verschiedener Weise äußern.

Mit dem Namen „natürliche Darstellungsmittel" wollen wir die Nachahmungen solcher unwillkürlichen Affektäußerungen bezeichnen.

Manche Affekte, wie z. B. Schreck oder Erstaunen, lassen uns für einige Zeit verstummen, rauben uns bisweilen vorübergehend unsere Sprechfähigkeit. Lessing macht von dieser Erscheinung in verschiedener Weise Gebrauch. Er läßt eine Person für einige Zeit gänzlich verstummen und durch eine andere darauf aufmerksam machen. So verstummt Sir William Sampson, der Vater der Sara Sampson, als er erfährt, daß seine Tochter vergiftet und unrettbar verloren ist. Mit den Worten: „Wie erstarrt er dasteht" macht Mellefont darauf aufmerksam (V, 10).

Manchmal sagen es die Personen selbst, daß sie nicht mehr reden können. Im Lustspiele „Damon oder die wahre Freundschaft" sagt Damon im letzten Auftritte: „Leander, Sie wollen — — Verdruß und Erstaunen lassen mich kein Wort aufbringen."

Im „Freigeist" macht Adrast einmal die Bemerkung: „Urteilen Sie aus meinem Stilleschweigen, wie groß mein Erstaunen sein müsse!" (V, 3). „Kann ich noch reden?", fragt Franziska im Zorn darüber, daß ihre Herrin dem galanten Schwindler Riccaut ein Geldgeschenk giebt. (Minna von Barnhelm IV, 3.)

Am häufigsten und am besten deutet Lessing das Versagen der Sprache dadurch an, daß er seine Personen mitten im Satze abbrechen läßt. Ein deutliches Beispiel dafür ist das folgende. Adrast, dem Theophan gesteht, daß er Julianen nicht liebe, bringt in der Überraschung, in die ihn diese Mitteilung versetzt, nur das Wort „Sie — —" über die Lippen. (V, 3.)

---

1) Danzel, I; S. 155.

2) Wundt, Grundr. d. Psych., Leipzig 1896, S. 212.

Lessing deutet solche Stellen, wo seinen Personen im Affekte das Wort ausgeht, äußerlich durch Gedankenstriche an. Treffend bemerkt Kuno Fischer in seiner Abhandlung über Lessings „Nathan" (S. 126) hiezu: „Es giebt Schriftsteller, die Gedankenstriche machen, wenn ihnen die Gedanken ausgehen, darum giebt es in ihren Schriften so viel solcher Stellen: bei Lessing kommen die Gedankenstriche, wenn zu viel Gedanken in einem Moment zusammenströmen; bei ihm bezeichnen sie das beredteste Schweigen."

Johann Elias Schlegel meint in der Vorrede zu seinem „Canut" (Theatr. Werke 1747), daß der „wohlerzogene Mensch" zwar „die Leidenschaften, welche gemeine Herzen empfinden", auch fühlet, „daß aber jener seinen Gefühlen auf vornehmere Art Ausdruck verleihe und nicht wie diese bei den geringsten Kleinigkeiten nichts als oh und ach auszurufen wisse", oder im Falle er erzürnt ist, „die Sprache mit neuen Schimpfwörtern bereichere". Der Dramatiker hat nach Schlegels Meinung diesen Unterschied im Ausdrucke der Empfindungen zur Geltung zu bringen. Lessing ist dieser Meinung nicht. Er vertritt im Gegenteil die Anschauung, daß die Erziehung der „simplen Natur" weichen müsse. (Hamb. Dramat. 59. St.) „Wenn Pomp und Etikette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen."

Natürlich will Lessing seine Personen vor allem im Affekte sprechen lassen, und gerade die Interjektionen, die Schlegel verwirft, dienen ihm dazu. In allen seinen dramatischen Werken finden wir eine Reihe solcher „primärer Interjektionen", wie sie Wundt[1]) nennt, und alle Personen, die in Affekt geraten, führen sie im Munde, die „wohlerzogenen" so gut wie die unerzogenen. Nur einzelne Interjektionen wie juchhe oder juchhei (zum Ausdruck der Freude) läßt er nur naivere Elemente gebrauchen, und zwar immer einen Diener wie im „Jungen Gelehrten", „Freigeist" und „Minna von Barnhelm".

Im allgemeinen läßt sich nicht erkennen, daß Lessing diese Interjektionen nach einem bestimmten Gesetze oder Plane gebraucht. Am häufigsten verwendet er das unbestimmte, für die verschiedenartigsten Gemütsbewegungen verwendbare „o". Bemerkenswert wäre vielleicht, daß sich die Silbe „je", die Frau Gottsched noch sehr gerne gebraucht, in den Erstlingswerken Lessings (im „Damon", „Jungen Gelehrten", „Misogyn", „Freigeist" und besonders häufig in der „Alten Jungfer") noch findet, in den späteren Werken aber verschwunden ist. Charakteristisch kann man es vielleicht bezeichnen, daß in der „Miß Sara

1) Völkerpsychologie I. Bd., S. 303.

Sampson", dem Stücke, in welchem Lessing „zum ersten und letzten Male in seinem Leben wirklich langweilig ist"[1]), auffallend oft die Interjektion „ach" Verwendung findet. Außer den bisher erwähnten Interjektionen finden sich noch: ah, ha (besonders zum Ausdruck der Wut), hu, weh, ei, hui, pfui, uph.

Nicht minder häufig gebraucht Lessing zum Ausdrucke von Affekten eine zweite Art von Interjektionen, die wir — wiederum nach Wundt[2]) — „sekundäre Interjektionen" nennen wollen. Gemeint sind damit diejenigen reinen Gefühlsäußerungen, die in sprachliche Formen eingekleidet sind, wie z. B. „mein Gott", „Donnerwetter" und Zusammensetzungen aus solchen Wörtern mit primären Interjektionen wie z. B. „ach Gott", „o Himmel".

Diese Art von Interjektionen finden wir in den Erstlingswerken Lessings weit häufiger, als in denen seiner reiferen Jahre. Zwei solche Gefühlsausbrüche, „Henker" und „Himmel", sind am häufigsten verwendet. Im 3. Akt des „Jungen Gelehrten" allein findet sich der Ausruf „zum Henker" zehn Mal. Mannigfache Affekte werden damit zum Ausdruck gebracht: Unwillen und Ärger, Erstaunen und Erschrecken, Mißmut und Zorn. Der Ausruf „Himmel" wird zum Ausdruck von Schrecken, Unwillen, Kummer, Mißmut, Enttäuschung und Entrüstung gebraucht. Neben „Himmel" finden sich die Wendungen: um des Himmels willen, gerechter Himmel, grausamer Himmel und hilf Himmel. Als Ausdruck des Ärgers kehrt öfters der Ausruf „der Geier" oder „zum Geier" wieder. Als Ausrufe des Erstaunens hört man „Potz Stern", „Schocktausend", „der Teufel". Vereinzelt findet sich: je verflucht, verzweifelt, vertrackt, mein Gott, Blitz, Himmel und Hölle, Tod und Verdammnis.

Auch diese Art von Interjektionen gebraucht Lessing, ohne nach einem bestimmten Plane zu verfahren. Er läßt alle Personen vom Diener bis zum Prinzen sie im Munde führen, freilich aber läßt er sie die social tiefer stehenden Personen bedeutend öfter gebrauchen.

Ein weiteres natürliches Ausdrucksmittel ist der Ausruf. Dies Mittel findet bei Lessing häufige Verwendung. „Die arme Miß", „schreckliche Nachricht", seien Beispiel dafür. Häufiger noch als diese Art von Ausrufen sind solche, denen ein unbestimmtes „was für ein" oder „welcher, e, es" vorausgeht; z. B. was für ein Mann, was für Begriffe, welche Gnade. Oft tritt ein ausdrucksvolles Attribut hinzu: welche glückliche Veränderung, was für eine niederträchtige Seele.

1) Danzel, a. a. O. I. Bd., S. 311.

2) Wundt, a. a. O. I. Bd., S. 304.

Nach Johann Elias Schlegel ist es eine Eigenschaft „gemeiner“ Menschen, daß sie, im Falle sie erzürnt sind, die Sprache mit neuen Schimpfwörtern bereichern. Von dieser Thatsache macht Lessing reichlich Gebrauch. Er läßt besonders in seinen Jugendstücken die „gemeinen“ Leute in den kräftigsten Ausdrücken sich ergehen. Doch auch die „Wohlerzogenen“ schimpfen mitunter in diesen Stücken frisch darauf los.

Lessings Lieblingsschimpfwort ist „Schurke“; der Diener Anton im „Jungen Gelehrten“ muß dies Wort „so oft hören, daß er endlich selbst glauben werde, es sei sein Taufname“. Auch „Narr“ und „Närrin“ sind viel gebrauchte Schimpfwörter. Außerdem finden sich: Schlingel, Menscher, Kerl, Pinsel, Einfaltspinsel, Dummkopf, Idiote, Stockfisch, Spitzbube, Rabenaas, Nickel, Hund, Galgenschwengel, Galgendieb, Galgenstrick, Lumpenhund, Halunke, Maulaffe, Grobian, Ungeheuer, Niederträchtiger u. a.; ferner die Sammelnamen: Lumpengesindel, Eulengeschlecht, Pfaffengeschmeiß und eine Anzahl sonstiger kräftiger Bezeichnungen wie Gickelgackel, Wischiwaschi, Plunder, Lästermaul.

Die Neigung Lessings zu derb-realistischer Ausdrucksweise, die aus dieser Blumenlese hervorgeht, zeigt sich auch an den zusammengesetzten Schimpfausdrücken. Die am häufigsten bei diesen Zusammensetzungen gebrauchten Epitheta sind: verdammt, verzweifelt, verflucht, verwünscht und nichtswürdig. Es begegnen uns verdammte Kreaturen, verdammte Weiber, das verzweifelte Mädel, verfluchter Kerl, nichtswürdige Bestie, verwünschtes Pack; als Beweis dafür, daß Lessing auch vor sehr derbem Ausdruck nicht zurückschreckt, sei angeführt: „verdammter Hundsfott von Poeten“. Vereinzelt finden sich: eingemachter Narre, überstudierter Pickelhering, elender Stümper, nackigte Maus, gottloses Gesindel u. a.

Der Reichtum der Jugendstücke an solchen Schimpfwörtern rührt zum Teil daher, daß Lessing durch den Gebrauch derselben komische Wirkungen erzielen will. Ein deutliches Beispiel dafür bietet der 3. Auftritt des 1. Aufzuges des „Jungen Gelehrten“. Lisette kommt da und meldet dem Chrysander, daß ihn jemand sprechen will.

Chrysander: Nun, was für ein Narr muß mich jetzt stören? Wer ist es denn?

Lisette: Soll ich alle Narren kennen?

Chrysander: Was sagst Du? Du hast ein unglückliches Maul, Lisette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu schimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch sein, was wollte er sonst bei mir?

Lisette: Nu, nu: verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chrysander: Den Fehler des meinigen?

Lisette: O, gehen Sie doch! Der ehrliche Mann wartet.

Chrysander: Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heißen. —

Den häufigen Gebrauch von Schimpfwörtern erklärt noch etwas: er ist eine Folge der fleißigen Lektüre der Lustspiele des Plautus, des Lieblingsautors Lessings schon in früher Zeit. Danzel spricht direkt von den „Plautinischen" Schimpfwörtern im „Jungen Gelehrten". Nimmt doch auch Lessing ein kräftiges Schimpfwort des Plautus in der Originalsprache in dies Lustspiel herüber. „Verberabilissime, non fur, sed trifur!" läßt er den jungen Gelehrten Damis dem Diener Anton entgegendonnern und läßt ihn erstaunt hinzufügen: „Himmel, daß ich vor Zorn sogar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß!"

Doch nur die Häufigkeit und allenfalls die Art mancher Schimpfausdrücke Lessings wollen wir mit dem Hinweis auf Plautus erklären, nicht etwa die Anwendung solcher überhaupt, die zweifelsohne eine Folge der in diesem Falle sehr naheliegenden Beobachtung der Wirklichkeit und eine Nachahmung dieser ist.

Im „Freigeist" macht Adrast dem Theophan den Vorwurf der verdeckten Schmeichelei, da dieser im Zorn ihn nicht einen „Ruchlosen", einen „Höllenbrand", einen „eingefleischten Teufel" nennt, und auf den erstaunten Ausruf des Theophan: „Was für Begriffe!" antwortet der Freigeist: „Begriffe, die ich von tausend Beispielen abgesondert habe."

Diesen Satz darf man wohl allgemein genommen auf Lessing selbst anwenden: er hat aus tausend Beispielen „abgesondert", daß der erzürnte und geärgerte Mensch gerne schimpft.

Mit der Zeit lernt aber Lessing hinzu, daß nicht alle Menschen gleich viel und gleich kräftig schimpfen; er lernt das Temperament und Bildungsniveau seiner Personen berücksichtigen. So kommt es, daß in den späteren Werken viel weniger geschimpft wird, und daß die gebrauchten Schimpfausdrücke im allgemeinen sanfteren Charakters sind. Immerhin finden sich noch Ausdrücke wie: verfluchter Verführer, nichtswürdige Gesellschaft von Spielern und Landstreichern, verwünschtes Vermächtnis, verdammter Unsinn, barbarische Marwood, junge Närrin, wollüstige, eigennützige, schändliche Buhlerin, albernes Hirngespenst, unsinniges Weibsbild (Miß Sara S.); in der „Minna von Barnhelm" werden durch den derben, urwüchsigen Just wieder kräftigere Töne an-

geschlagen: das vermaledeite Haus, hämischer, unbarmherziger Racker, der widerwärtige, ungeschliffene Kerl, der Galgenstrick, das Eselshirn; in der „Emilia Galotti" finden. wir: ein ganzer Affe, feiger, elender Mörder, Abschaum aller Mörder und im „Nathan": deutscher Bär, der tolerante Schwätzer, jüd'scher Wolf im philosophischen Schafspelz.

Wie sehr Lessing in späterer Zeit darauf sah, unnötig scharfe Ausdrücke zu vermeiden, zeigt uns ein Brief desselben an seinen Bruder Karl (vom 1. März 1772), in dem er schreibt: „Wenn Akt 5, Scene 1 (der „Emilia Galotti") noch nicht gedruckt ist, so laß aus den Worten des Marinelli: der alte garstige Neidhart, das garstig weg; der alte Neidhart ist genug!"

Aber nur wirklich unnötige Kraftausdrücke läßt Lessing weg. Wo die Situation solche erheischt, wo Personen recht heftig wüten und toben, läßt er solche gebrauchen, wie die oben angeführte Auswahl uns erkennen läßt. In solchen Fällen scheut Lessing auch in späterer Zeit nicht vor derbrealistischem Ausdruck zurück. Prüderie ist ihm fremd, wie deutlich aus einer kleinen Abhandlung mit dem Titel „Delikatesse" hervorgeht, in der er sagt: „Eine allzu zärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Äußerliche an. Durch nichts verraten sich dergleichen Leute aber mehr, als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben, plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidigt finden lassen und weit nachsichtiger gegen die schlüpfrigsten Gedanken, wenn sie nur in seine unanstößige Worte gekleibet sind.

Und ganz gewiß sind doch diese den guten Sitten weit nachteiliger, weit verführerischer.

Man hat über das Wort Hure in meiner Minna geschrien. Der Schauspieler hat es sich nicht einmal unterstehen wollen zu sagen. Immerhin, ich werde es nicht ausstreichen und werde es überall wieder brauchen, wo ich glaube, daß es hingehört."

Eine weitere Thatsache, die uns die tägliche Beobachtung lehrt, ist die, daß geärgerte, erzürnte und wütende Menschen ihren Ärger und Zorn gern in starken Übertreibungen, in Hyperbeln ausströmen lassen. Die oben behandelten Schimpfwörter sind im Grunde auch Äußerungen dieser Neigung zu Übertreibungen. Neben diesen finden wir bei Lessing noch verschiedene andere Arten starker Hyperbeln, die er der Wirklichkeit abgelauscht hat.

Eine solche Art sind Sätze wie die folgenden: ich möchte toll werden, ich möchte verzweifeln, ich möchte platzen, ich hätte über sein kaltsinniges Compliment bersten mögen; ich möchte aus der Haut fahren; Gift und Galle möcht' ich speien, so toll bin ich; ich möchte rasend werden!

Eine weitere Art von Übertreibungen sind die folgenden Verwünschungen und Schwüre: daß doch der Henker die Poeten holte; daß Dich dieser und jener —; verflucht sei ihr Name; der Teufel soll mich holen; der Tropfen soll zu Gift werden (Minna v. B.); wenn ich jemals das vergebe, so werde mir meiner Sünden keine vergeben. (Emilia Galotti).

Endlich finden sich in Lessings dramatischen Werken noch eine Anzahl von Hyperbeln allgemeineren Charakters als Äußerungen von Affekten.

„Hätte ich mich doch lieber dreimal gehangen als dreimal geheiratet!" „Sobald Du und Deinesgleichen sich unter die Menschen rechnen, sobald bekomme ich Lust, mich mit dem Himmel zu zanken, daß er mich zu einem gemacht hat." „Ich fürchte, daß ich mir noch die Schwindsucht über Dein Plaudern an den Hals ärgern werde." „Nun, wahrhaftig, ein Pferd, das den Koller bekömmt, ist leichter aufzuhalten, als das Plappermaul eines solchen Nickels."

Diese Sätze sind alle Kraftaussprüche des stets ärgerlichen und zornigen Weiberhassers, des „Misogynen".

„Ha! wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver stampfen und in die Luft schießen könnte!", schäumt einmal des Adrast Diener Johann im „Freigeist".

„Das beste, schönste, unschuldigste Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß so verführt werden!" jammert der gute, alte Waitwell in „Miß Sara Sampson" (I, 1). „Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grausamer hätte zubringen können", seufzt Mellefont. (Miß Sara Sampson I, 3.) „Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn mit diesen Händen erdrosseln, mit diesen Zähnen zerreißen wollen," wütet Just. (Minna v. B. I, 4.)

Auch überquellende Freude führt zu Übertreibungen im Ausdruck. „Sie sind noch das süßeste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne" sagt Tellheim zu Minna. (Minna v. B. V, 9.)

Auch diese Arten von Affektäußerungen finden sich weit zahlreicher in den Stücken der früheren Zeit als in denen der späteren. In jenen verwendet sie Lessing ebenso wie die Schimpfwörter bisweilen zur Erzielung komischer Wirkungen und zur Charakterisierung mancher Personen wie z. B. des Misogynen.

Ein weiteres der Wirklichkeit entnommenes Mittel zum Ausdruck von Affekten, das bei Lessing Verwendung findet, sind folgende Imperative:

schweig! pack Dich! untersteh Dich! laß mich zufrieden! hör einmal auf! gesteh! halt Dein Maul! Antworte, Hund! Halte mich nicht länger auf und rede! Geh mir aus den Augen! geht, kommt mir nicht wieder vor die Augen! so sag es in aller Hexen Namen und laß mich ungehudelt!

Unwillen, Ärger oder Zorn werden durch diese Aufforderungen und Befehle zum Ausdruck gebracht.

Hierher gehören eine Anzahl eigentümlicher Ausdrücke, die in verschiedenen Dramen Lessings zu finden sind: Mit dem verdammten Plaudern! (Junge Gel. III, 15); mit Ihren Erscheinungen! (Misogyne II, 2); mit Ihren 54 Jahren! (Alte Jungfer I, 1); ach, mit Ihrem Cantor! (Weiber sind Weiber I, 6); ha, ha! mit Deinen Mäulern unterm Schlosse! (Minna von Barnhelm II, 1); mit euren ersten Häusern (Emilia Galotti, I, 6); mit Deinem Nicolo! (Em. Gal. III, 2).

Diese Ausdrücke sind verkürzte Imperativsätze, die Lessing der Umgangssprache des Volkes entnommen oder nachgebildet. Für sich allein betrachtet sind diese Ausdrücke unverständlich; sie bekommen erst Inhalt durch den Zusammenhang und besonders durch den Ton, in dem sie gesprochen werden. Sie werden gewöhnlich im Ärger oder Unwillen gebraucht; das trifft auch auf die von uns angeführten Beispiele zu, bis auf das im Scherz gesprochene aus „Minna v. B.". Und zwar empfindet den Ärger oder Unwillen die Person, die einen solchen Ausdruck gebraucht, über ein von irgend einer anderen Person gesprochenes Wort, und sie will damit etwa sagen: „Schweig, laß mich in Ruh', laß mich ungeschoren mit Deinem . . . !"

Bisweilen folgt auf einen Imperativ eine unterdrückte Drohung (Aposiopesen); z. B. schweig, oder . . . !; nimm, oder . . . !; mach er Herrn Justen den Kopf nicht warm, oder . . . ! Nur keine Gewalt, Mellefont, oder . . . ! Manchmal werden diese Drohungen auch recht klar und deutlich ausgesprochen: ich erschlage Dich; Kerl, ich erdrossle Dich! daß ich ihm die Zähne austreten soll! Auch an diesen Beispielen sehen wir wieder, wie Lessing die Wirklichkeit belauscht und das Erlauschte in seinen dramatischen Erzeugnissen zu verwenden versteht.

Auf ein weiteres Mittel zum Ausdruck von Gemütsbewegungen, ein Mittel, das für unser Ohr und für unsre Zeit mit ihren anderen Sitten und Gebräuchen der unmittelbaren Wirkung entbehrt, macht Heinrich Pröhle aufmerksam in seinem Buche: „Lessing, Wieland, Heinse." Er sagt da (S. 35, Anmerkung): „Wie vielfach Lessing in der Emilia Galotti auf eine damals vielleicht nicht ganz gefahrlose Weise die Wirklichkeit kopiert haben mag, kann folgendes Beispiel zeigen: Friedrich der Große und die mit ihm in Verbindung stehenden Fürsten nannten ihre

vornehmsten Räte nicht, wie man gewöhnlich glaubt, stets „Er“, sondern in der Regel „Sie“, Friedrich selbst wegen des französischen „Vous“ wohl gewöhnlich „Ihr“. Das „Er“ wurde mehr im Zorn angewendet. Auch hiervon findet sich eine Spur in der Emilia Galotti. Der Prinz, der Marinelli soeben noch „Sie“ genannt hat, fährt gleich darauf, als Marinelli ihn gefragt hat, ob er denn Emilia Galotti kenne, im Zorn gegen ihn heraus: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er.“

Dieses Beispiel aus der „Emilia Galotti“ steht nicht vereinzelt da, auch in anderen Stücken Lessings finden wir einen ähnlichen Wechsel in der Anrede.

Damis, der junge Gelehrte, duzt gewöhnlich seinen Diener Anton; aber im Zorn fährt er ihn einmal an: „Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich lese? Will er mich noch länger stören?“ Und Anton, der vorher ein wiederholtes „Schurke“ und die Drohung „Schweig, oder — —“ nicht ernst genommen hat, sagt nun leise zu sich selbst: „St! er ist im Ernste bös geworden.“ (I, 1.)

Im gleichen Lustspiele sagt der alte Chrysander, der sonst per „Du“ mit seinem Sohne spricht, zweimal zornig zu diesem: „Bleib er mir, Herr Informator, mit den Possen weg, oder — —“ (I, 2), und an anderer Stelle: „Herr Doktor, vergeß' er nicht, daß ich Vater bin“ (III, 4). Ebenso fährt im „Misogyne“ der alte Weiberhasser Wumshäter seine Tochter im Zorn einmal an: „Je, Jungfer Tochter! Schweig sie doch!“

Mellefont und Marwood in „Miß Sara Sampson“ reden sich gegenseitig mit „Sie“ an, sobald aber die beiderseitige Wut (in der Unterredung im 2. Akte) ihr Zenith erreicht hat, tritt die Anrede „Du“ an dessen Stelle. „Geh Elender“, wütet Marwood; „eben diese Bereitwilligkeit verdammt Dich, Niederträchtige“ schleudert ihr Mellefont entgegen. (II, 6 u. 7.)

Mellefont sagt zu seinem Kinde „Du“, aber in der Aufregung, in die ihn die Unterredung mit Marwood gesetzt hat, spricht er: „Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich u. s. w.“ (II, 6.)

Diese Beispiele zeigen deutlich, daß Lessing bisweilen auch durch die Form der Anrede den Affektzustand seiner Personen andeuten will.

Charakteristisch ist es auch, wie Lessing seine Personen in der Aufregung von anderen sprechen läßt: er läßt diese nicht beim Namen nennen, sondern durch ein Personalpronomen bezeichnen.

Einige Beispiele sollen das erläutern.

Im „Damon“ empfängt (4. Auftr.) Lisette den Leander mit den Worten: „Ein klein bischen eher, so hätten Sie i h n angetroffen.“ In diesem Falle weiß die angesprochene Person, die selbst auch wie die anredende mit Gedanken an „ihn“ erfüllt ist, sofort, wer gemeint ist.

Gewöhnlich ist dies nicht der Fall. Im „Freigeist“ ruft Lisidor die Lisette und befiehlt ihr in seiner Aufregung: „Sage, sie sollen gleich herkommen!“ „Wer denn?“ fragt Lisette, die nicht wissen kann, daß „ihre Jungfern“ gemeint sind.[1])

Im „Nathan“ finden sich drei solcher Beispiele.

Daja erzählt dem zurückgekehrten Nathan von seiner Recha:

„. . . ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm.“

Nathan: Bei ihm? Bei welchem ihm?
Daja: Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.
Nathan: „Wer war das? wer? — Wo ist er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?“ (I, 79 flg.)

Und endlich kommt die Mitteilung, daß „ein junger Tempelherr“ „er“ war.

Ein anderes Beispiel: wie der junge Tempelherr sich wieder sehen läßt, springt Daja eilig herbei und meldet dem Nathan:

„Er läßt sich wieder sehn! Er läßt
Sich wieder sehn!

Nathan: Wer, Daja? Wer?
Daja: Er! er!
Nathan: Er? er? — Wann läßt sich der nicht sehn! Ja so,
Nur euer Er heißt er. (I, 506 flg.)

Im 4. Akt (Scene 4) fragt Saladin den Tempelherrn:

„Kam er nicht mit?“

Tempelherr: Wer?
Saladin: Nathan. (IV, 318 flg.)

Das deutlichste Beispiel dafür, wie Lessing auf diese Art den Seelenzustand seiner Personen andeuten will, bietet „Emilia Galotti“. Nach-

1) Ein deutliches Beispiel findet sich in den unter der Bezeichnung „Komische Einfälle und Züge“ gesammelten Skizzen Lessings:

Lucinde (verliebt in Erasten). Marton.

L. Ist er ausgegangen?
M. Wer denn?
L. Ob er ausgegangen ist?
M. Euer Bruder?
L. Nein.
M. Euer Bedienter?
L. Wer redt von meinem Bedienten? Ist Erast ausgegangen?
M. Ich glaube nicht. Aber wie habe ich's sollen raten, daß Sie von Dem reden?

dem Emilia von der Kirche, wo der Prinz sie angesprochen hatte, „in einer ängstlichen Verwirrung" zurückgekehrt, erzählt sie ihrer Mutter jenen Vorgang. Bei den Worten: „Ich zitterte, ihn zu erblicken, der sich den Frevel erlauben durfte. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —", fällt die Mutter ein: „Wen, meine Tochter?" „Raten Sie, meine Mutter, raten Sie. — Ich glaubte in die Erde zu sinken. — Ihn selbst." „Wen ihn selbst?" „Den Prinzen" offenbart sie endlich.

Durch dieses „ihn selbst" läßt uns Lessing einen Blick in die Seele der Emilia thun. Darauf weist Erich Schmidt bei der Erörterung der Scene zwischen Emilia und Odoardo (V, 7), „einer der bestrittensten Scenen des deutschen Dramas" hin, indem er bemerkt, daß das verräterische „ihn selbst" nicht stark genug betont werden kann.

In einer kleinen Abhandlung über die „Unterbrechung im Dialog" führt Lessing folgendes Wort Voltaires an: „C'est une très grande négligence de ne point finir sa phrase, sa période, et de se laisser interrompre, surtout, quand le personnage qui interrompt est un subalterne, qui manque aux bienséances en coupant la parole à son supérieur. Thomas Corneille est sujet à ce défaut dans toutes ses pièces."

Lessing pflichtet dieser Meinung Voltaires nicht bei. „Wer fragt nach der Wohlanständigkeit, setzt Lessing hinzu, wenn der Affekt der Personen es erfordert, daß sie unterbrechen oder sich unterbrechen lassen? Da hat Home die wahren Schönheiten des Dialogs besser gekannt. „Kein Fehler ist gewöhnlicher", sagt er (Grundsätze der Kritik, T. III, S. 311), „als eine Rede noch fortzusetzen, wenn die Ungeduld der Person, an die sie gerichtet ist, diese treiben müßte, dem Redenden ins Wort zu fallen. Man stelle sich vor, wie der ungeduldige Schauspieler sich indes geberden muß. Seine Ungeduld durch heftige Aktion auszudrücken, ohne dem Redenden ins Wort zu fallen, würde unnatürlich sein; aber auch seine Ungeduld zu verhehlen und kaltsinnig zu scheinen, wenn er entflammt sein sollte, ist nicht weniger unnatürlich."

Auch aus diesen Ausführungen erkennen wir wiederum Lessings Ansicht, daß der Dramatiker nach Natürlichkeit streben soll. Einige Beispiele mögen zeigen, daß er die Beobachtung vom Unterbrechen im Affekte in seinen Dramen auch zu verwerten versteht.

Im 1. Auftritt des 1. Aufzuges jammert der getreue Waitwell darüber, daß „das beste, schönste, unschuldigste Kind, das unter der Sonne gelebt hat", so verführt wurde. Wie er sich dann in Erinnerungen an „Sarchen" ergeht: „. . . Aus jeder kindischen Miene strahlte die Morgenröte eines Verstandes, einer Leutseligkeit, einer — —", da unter-

bricht ihn Sir William Sampson mit den Worten: „O schweig! Zerfleischt nicht das Gegenwärtige mein Herz schon genug? Willst Du meine Martern durch die Erinnerung an vergangene Glückseligkeiten noch höllischer machen? . . .“

Gern läßt Lessing eine Person durch eine andere unterbrechen, indem er ein von jener gebrauchtes Wort durch diese in Frageform oder im Tone einer Frage wiederholen läßt; besonders Überraschung, aber auch Zorn drückt er gerne in der Weise aus.

Wie Marinelli der Gräfin Orsina mitteilt, daß der Prinz ihren Brief erhalten, aber nicht gelesen hat, platzt diese „heftig“ heraus: „Nicht gelesen?“

Oder im „Nathan“ (V, 298 flg.):

Nathan: Dank sei dem Patriarchen . . .

Tempelherr: Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank?

Diese Methode, Gemütsbewegungen zum Ausdruck zu bringen, das Wiederholen der Worte eines anderen in Form einer Frage, gebraucht Lessing mit Vorliebe. Er geht dabei manchmal so weit, daß er fast alle Begriffe eines Satzes in der Weise wiederholen läßt. Ein Beispiel hierfür enthält „Emilia Galotti“ (I, 4).

Auf die Frage des Prinzen: „Also, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt?“ antwortet der Maler halb erstaunt, halb ärgerlich, da er des Prinzen Frage für Spott hält: „Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt?“

Man glaubt an solchen Stellen den Lessing der Streitschriften gegen Klotz und Götze zu hören, wie er z. B. im Ersten Briefe antiquarischen Inhalts schreibt: „Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers . . . überwiesen haben . . . Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht sein. Aber eines unverzeihlichen? . . .“

II. Darstellungsmittel kunstmäßig-rhetorischen Charakters.

Lessing hat auch die sogen. rhetorischen Figuren als Mittel zum Ausdruck von Gemütsbewegungen zu verwenden gewußt. In allen seinen Stücken sind solche zu finden. Wir werden, wo es möglich, für die einzelnen Figuren drei Beispiele anführen, je eines aus einem Lustspiele der Jugendzeit, einem Stücke der mittleren Schaffenszeit und eines aus einem Werke der Meisterjahre.

Gern gebraucht Lessing die Anapher.

„Drum, liebster Damon, wenn mir auch durch Sie der größte Schimpf widerführe; wenn ich durch Sie um Ehre und Ansehen käme;

wenn ich durch Sie Gut und Geld verlöre; wenn ich durch Sie ungesund, lahm, blind und taub würde; wenn Sie mich um Vater und Mutter brächten; wenn Sie mir selbst das Leben nähmen: glauben Sie, liebster Damon, daß Sie mich alsdann beleidigt hätten?"

(Damon, 5. Auftr.)

„Wiederhole mir alles, was Du mir vor einigen Stunden tröstliches sagtest. Wiederhole mir, daß mein Vater versöhnt ist und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu . . . ."

(Miß Sara Sampson, V, 8.)

„. . . . Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei....

Nathan: Genug! Hör auf!

Derwisch: Laßt meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an solchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuspüren,
Um Anteil, dieser guten Seite wegen,
An dieser Geckerei zu nehmen?"

(Nathan, I, 480 flg.)

Beispiele für Epiphora sind bei Lessing nicht zu finden. Häufig wird das Asyndeton verwendet; in den meisten Fällen treffen wir zugleich auf die Figur der Steigerung, der Klimax.

„Wie vergnügt, wie entzückt wollte ich sein . . ."

(Damon, 5. Auftr.)

„Was habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beschworen . . ."

(Philotas, 1. Scene.)

„Deine Hartnäckigkeit, Dein Trotz, Dein wildes ungestümes Wesen . . ., Deine tückische Schadenfreude, Deine Rachsucht . . ."

(Minna von Barnhelm, I, 7.)

Das Polysyndeton findet nur wenig Verwendung. Ein Beispiel dieser Art findet sich im „Nathan", wo Al-Hafi seinen Ärger über das viele Borgen des Sultans in den Worten äußert:

„. . . . Sollt'
Es wohl mit ansehn, daß Verschwendung aus
Der weisen Milde sonst nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern? —" (Nathan, II, 658 flg.)

Der Apostrophe bedient sich Lessing in seinen Dramen nicht gerade häufig. Aber ganz fehlt die rhetorische Anrufung auch in den Meisterdramen nicht. In größerer Zahl ist sie in dem Monologe des Philotas zu finden, der die Götter, den Vater, den Arzt, das eigne Ich, den Gedanken, das Herz, die „Standhaftigkeit des Alters", die „Hartnäckigkeit des Jünglings" und das unselige Gold apostrophiert.[1])

Groß ist die Zahl der rhetorischen Ausrufesätze in Lessings dramatischen Werken, die naturgemäß zum Ausdrucke mannigfacher Gemütsbewegungen dienen. Bevorzugt werden von Lessing

1. Ausrufesätze von negativer Form, wie
„Was habe ich nicht von beiden ausstehen müssen!"
(Damon, 1. Auftr.)

2. Daß-Sätze, denen meistens eine Interjektion vorangeht.
„Ach, daß ich so verliebt, ach, daß ich so gewissenhaft in der Freundschaft bin!" (Damon, 2. Auftr.)
„O, daß laute Donner mich gehindert hätten, mehr zu hören."
(Emilia Galotti, II, 6.)

3. Verkürzte Ausrufesätze, wie
„O über die Blinden, die nicht sehen können!"
(Minna, II, 12.)
„O über die wilden, unbeugsamen Männer, die . . ."
(Minna, IV, 6.)

In der „Miß Sara Sampson" und im „Philotas" finden sich die etwas geschraubt und gedrechselt klingenden Ausrufe, wie
„O über die Hinterlist eines heimtückischen Feindes!"
„O der grausamen Barmherzigkeit eines listigen Feindes!"
(Philotas.)
„Verdammter Unsinn eines sterbenden Vetters!"
„Schreckliches Gewebe eines sinnlosen Traumes!"
(Miß Sara Sampson.)

Das am meisten verwendete Mittel zum Ausdruck von Seelenzuständen ist wohl die rhetorische Frage. Sie ist ein Darstellungsmittel,

1) Friedrich Düsel, D. dram. Monolog der Poetik des 17. und 18. Jahrhdts. u. in den Dramen Lessings, S. 61.

das bei keinem Dramatiker fehlen dürfte, das beispielsweise auch Gottsched reichlich verwendet, und das dessen steifen, träge und langweilig dahinplätschernden Alexandrinern stellenweise eine Spur von Lebendigkeit verleiht.

Es erscheint uns unnötig, Beispiele dieser Art aus Lessings Werken anzuführen. Nur darauf wollen wir hinweisen, daß Lessing gern der rhetorischen Frage ein „wie?" oder „was?" vorausgehen läßt, besonders wenn es gilt, einen stärkeren Affekt, heftigen Zorn oder Entrüstung, zum Ausdruck zu bringen.

Ein Beispiel hierfür! Der Patriarch im „Nathan", der in dem berühmten Dialog mit dem Tempelherrn über den „Fall", daß ein Jude ein Christenkind als Jüdin auferzogen, aus der Entrüstung nicht herauskommt, gebraucht mit Vorliebe das „was" und „wie" der Entrüstung:

„... Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?..."
(IV, 183 flg.)

Auch hier wird man an den Polemiker Lessing erinnert, der besonders gern in den Schriften gegen das Urbild jenes Patriarchen, in den Briefen Anti-Goeze, das „was?" und „wie?" verwendet, wenn er durch eine boshafte Bemerkung seines Gegners zu größerer Heftigkeit entflammt wird. So z. B. im zweiten Anti-Goeze, wo er sagt: „Ich muß, ich muß entbrennen ...", und dann loszieht: „Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit ...".

Spezielle Erwähnung verdient eine Gruppe von rhetorischen Fragen, die alle nach einem Schema gebildet sind.

Damon, 4. Auftr.: „Grausamer Himmel! so war es nicht genug, mir mein Vermögen zu nehmen, du mußtest mir auch noch den Gegenstand meiner so zärtlichen Liebe entreißen?"

Freigeist II, 5: „Ho! ho! Ist es nicht genug, daß du keinen Gott glaubst? willst du noch dazu keinen Teufel glauben?"

Kleonnis, I, 12 flg.:

„... Zurück,
Gedanke voller Qual! Ist's nicht genug,
Für einen zittern, wenn ich nicht zugleich
Auch um den andern (Sohn) weine?"

Miß Sara Sampson I, 1: „O schweig! Zerfleischt nicht das Gegenwärtige mein Herz schon genug? Willst Du meine Martern durch die Erinnerung an vergangene Glückseligkeiten noch höllischer machen?"

Miß Sara Sampson I, 7: „Wie unglücklich ist der Mensch! Fand sein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, sie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm schaffen?"

Die Matrone von Ephesus, I. Entwurf, 9. Auftr.: „Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genug, daß Ihr uns verführt, müßt Ihr uns auch noch verspotten?"

Emilia Galotti V, 8: „Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?"

„Ein kurzer Ausruf — ist es nicht genug — muß noch das —" dies ist das Schema, der Grundriß sozusagen, nach dem diese hier zusammengestellten Sätze aufgebaut sind. Es sind Ausbrüche großen Seelenschmerzes, mit Ausnahme der beiden aus „Freigeist" und „Der Matrone von Ephesus", die einen Stich ins Komische haben.

Lessing versteht es ferner, durch eine schnelle Folge kurzer, hastiger Fragen die seelische Erregung seiner Personen auszudrücken.

Reich an dieser Art von Ausdrucksmitteln ist die „Miß Sara". Auf die Anmeldung Mellefonts gerät (II, 2) Marwood in gewaltige Aufregung, der sie in den Fragen Luft macht: „Wie soll ich ihn empfangen? Was soll ich sagen? Welche Miene soll ich annehmen? Ist diese ruhig genug?"

Mellefonts Unruhe, die ihn ergreift, wie er von Sara erfährt, daß sie von ihrem Vater einen Brief bekommen, malt sich in den überstürzten Fragen (III, 5): „Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Ist er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch ist, wird Sara die Tochter sein, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? . . ."

Philotas, dem Aridäus mitteilt, daß sein Sohn der Gefangene von dessen Vater sei, ruft erstaunt aus: „Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? Seit wann? Wie? Wo?" (Philotas, 3. Auftr.)

Da (im Nathan III, 177 flg.) der Tempelherr so rasch und plötzlich von Recha sich entfernt, fragt diese bestürzt und verwundert:

„Was ist das, Daja?
So schnell? — Was kommt ihn an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?"

Auf ein weiteres Mittel, das Lessing zum Ausdrucke von Gemütsbewegungen verwendet, macht August Sauer in seinem Buche „Joach. Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessings" aufmerksam. Er schreibt darin (S. 47): Lessings Dramen sind reich an verschiedenen Arten der rhetorischen Wiederholung; eine derselben ist für die Miß Sara Sampson

besonders charakteristisch: derselbe Begriff wird mit einer näheren Bestimmung wiederholt, also dem Substantiv wird bei der Wiederholung ein Adjektiv oder ein attributiver Genitiv beigegeben.

Solche rhetorische Wiederholungen sind:

Die Liebe, die verdammte Liebe; Leander, liebster Leander (Damon); was für Bilder, was für schreckliche Bilder; Trost, grausamer Trost für seine Sara; um dieser Liebe, um dieser großmütigen, alle meine Unwürdigkeit übersehenden Liebe willen; diesen Mann, diesen liebsten Mann; Marwood, gefährliche Marwood; Einbildungen, vermaledeite Einbildungen (Miß Sara Sampson); für ein Kind, für ein verzärteltes Kind (Philotas); Stolz, unverzeihlicher Stolz (Minna von Barnhelm); Mörder, feiger, elender Mörder (Emilia Galotti); zum Schurken, zum undankbaren Schurken (Nathan).

Sauer zählt in der Miß Sara Sampson 15 solche Fälle, im Philotas 2, in der Emilia 4, im Nathan 3.

Noch weit reichlicher verwendet Lessing eine zweite Art rhetorischer Wiederholungen zum Ausdruck von Affekten, hauptsächlich des Erstaunens, Erschreckens, der Bestürzung und Entrüstung; es wird entweder ein Wort oder ein zusammengesetzter Ausdruck oder auch ein ganzer Satz wiederholt.

Damon, 5. Auftr. „Ich besorgte immer, ich besorgte, Sie würden mir ihn hier entziehen."

Der Junge Gelehrte, I, 1: „Ich? ich? nicht deutsch?"; „ich? ich nicht essen?"

I, 2: „Heiraten? des Heiratens wegen zu mir? zu mir?"

III, 4: „Wie? einen Brief? einen Brief? Ach, lieber Anton, einen Brief! Liebster Herr Vater, einen Brief?"

Misogyne, I, 2: „Ein Weibsbild für das Schätzbarste auf der Welt zu halten! Ein Weibsbild!"

Die alte Jungfer, I, 1: „Ich unbesonnen? unbesonnen?"

Miß Sara Sampson, II, 4: „Was ich nicht sollte, Marwood, was ich nicht sollte."

Philotas, 1. Auftr.: „So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen!"; „und nur eine Wunde, nur eine!"

Minna von Barnhelm, II, 2: „Wie? was? mein Kind! mein Kind!"; „er ist's, er ist's!"

Emilia Galotti, I, 8: „Recht gern? — Ein Todesurteil recht gern? — ... Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!"

Nathan der Weise:

I, 12: Wie elend, elend hättet Ihr indes
Hier werden können!

I, 24: Sag nur heraus! heraus nur!
I, 506: Er läßt sich wieder sehn! Er läßt
Sich wieder sehn!
II, 519: Wir müssen, müssen Freunde sein! —
II, 532: Wir müssen, müssen Freunde werden.
III, 64: Posse! — Als ob der Verstand
Nur hier zu Hause wäre! Posse! Posse!
III, 225: . . . Und soll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
V, 687: Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind's! sie finds!
Sind beide meines . . . deines Bruders Kinder!"

Auf diese Art rhetorischer Wiederholung weist Bulthaupt (a. a. O. S. 74) hin und nennt sie ein „Verfahren, hinter dem man eine pointierende Absicht zu suchen geneigt ist, ohne sie doch in einer erheblichen Anzahl von Fällen finden zu können". Er giebt zu, daß sich einige solcher Wiederholungen aus dem Nachdruck, den das betreffende Wort verdient, zur Not erklären lassen; doch sei ihre verschwenderische Häufung ein sicheres Zeichen, daß man es dabei weniger mit einer künstlerischen Absicht, als vielmehr einem bloßen Notbehelf (zur Füllung von Verszeilen) zu thun habe.

Dies Urteil Bulthaupts erscheint uns entschieden zu scharf. Wir halten die Verse des „Nathan" im allgemeinen auch nicht für besonders gelungen; wir geben zu, daß sich an ihnen „die Ungewohnheit in der Behandlung des kostbaren neuen Materials", der fünffüßigen jambischen Verszeile, zeigt, bestreiten aber, daß Lessing fast alle diese Wiederholungen nur dazu gebraucht habe, um Verszeilen zu füllen. Warum fehlen sie an verschiedenen größeren Partien, z. B. der Parabel von den drei Ringen, vollständig? Warum verstand es Lessing hier, die Verse ohne „Notbehelf" zu füllen? Ferner ist zu bedenken, daß Lessing, wie die angeführten Beispiele zeigen, auch da, wo es keine Verszeilen zu füllen giebt, in den Prosastücken, derartige Wiederholungen gebraucht. So enthalten auch die wenigen uns erhaltenen Fragmente der Prosafassung des „Nathan" einige solcher Wiederholungen; z. B.: „Sage es nur vollends heraus! — Sage es nur heraus!"; „Eure Rahel! Eure Rahel!"; „Wenn Ihr nur schenken könnt, wenn Ihr nur schenken könnt." — „Nathan, Nathan, er läßt sich wieder sehen! er läßt sich wieder sehen!" — „Bruder, Bruder, wie spielst Du heut?"

Allerdings, „aus dem Nachdruck, den das betreffende Wort verdient", lassen sich nur einige dieser Wiederholungen erklären. Es muß nach einem anderen Erklärungsgrund gesucht werden. Wir erklären sie

aus dem in allen seinen Stücken deutlich erkennbaren Streben Lessings, die seelische Erregung der einzelnen Personen durch entsprechenden sprachlichen Ausdruck bestimmt und scharf in Erscheinung treten zu lassen. Die Wiederholung der Worte „heraus nur" bei den Worten Nathans: „Sag' nur heraus! Heraus nur!" kann sicherlich nicht aus dem Nachdruck, den diese Worte verdienen, erklärt werden. Von Versfüllsel kann man hier auch nicht sprechen, denn diese Wiederholung findet sich doch auch in der Prosafassung. Recht gut läßt sich aber diese Wiederholung aus der Gemütsverfassung Nathans erklären; seine bange Ungeduld wird dadurch trefflich zum Ausdruck gebracht.

Zu den bisher genannten und besprochenen Darstellungsmitteln kunstmäßig-rhetorischen Charakters kommen noch eine Reihe von solchen, die speziell in den Versdramen Verwendung finden. Diese hat Belling in seiner Abhandlung über „Die Metrik Lessings" eingehend besprochen. Wir begnügen uns, das zusammenfassende Resumé dieser Untersuchungen hier wiederzugeben.

Belling sagt (S. 10): „Sein (Lessings) lebhaftes, unruhig vorwärts stürmendes Wesen zeigt sich sowohl in der größeren Anzahl der Coupes, der Accente und der gebrochenen Verse in den Alexandrinern seiner Dramen, als ganz besonders bei den fünffüßigen Jamben in der mehr und mehr um sich greifenden Vernachlässigung der Cäsur, in der außerordentlichen Häufigkeit und Kühnheit der Enjambements, in dem Brechen des Rhythmus, in der öfteren Wiederholung desselben Wortes in derselben oder folgenden Verszeile, in der Überleitung des Verses von Scene zu Scene, in der vielfachen und häufigen Einteilung der Verse unter mehrere Personen."

Wie Belling selbst hervorhebt, finden sich „in den Oden, da die lyrische Poesie ungebrochene Verszeilen liebt, und ebenso in den didaktischen Dichtungen, deren ruhige Gedankenentwickelung weniger Veranlassung dazu bietet", die Coupes zum Beispiel nur selten. Das heißt nicht anders, als Lessing wendet diese nur an, wenn er sie für zweckdienlich hält. Das trifft bei den Dramen zu. Es ist wohl weniger Lessings unruhig vorwärtsstürmendes Wesen, das aus obigen Eigenschaften seiner Verse sich erkennen läßt, als vielmehr die Erregung der in den Dramen dargestellten Personen, die durch jene zum Ausdruck gebracht ist.

III. Spezifisch Lessingsche Darstellungsmittel.

Jeder bedeutendere Dichter spricht in seinen Werken seine eigene Sprache; natürlich auch seine eigene Affektsprache.

Die bisher behandelten sprachlichen Mittel zum Ausdruck von Affekten sind ein Bestandteil der Affektsprache Lessings, aber doch nur

ein mehr äußerlicher, zufälliger. Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung der eigentlichen Affektsprache Lessings zu. Diejenigen Ausdrucksmittel wollen wir hier behandeln, die ein spezifisch Lessingsches Gepräge aufweisen, die des Dichters Individualität widerspiegeln.

Ein solches Darstellungsmittel ist das: Lessing läßt seine Personen im Affekte der Überraschung, des Schreckens, der Ungeduld in selbstquälerischen Einbildungen und Befürchtungen sich ergehen.

So äußert sich Miß Sara Sampsons Schreck über das unerwartete Erscheinen des alten Waitwell, des Dieners ihres Vaters, in den Worten: „Gott, was bringst Du? Ich hör' es schon, ich hör' es schon, Du bringst mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er ist hin, der vortrefflichste Mann, der beste Vater! Er ist hin, und ich, ich bin die Elende, die seinen Tod beschleunigt hat ... Sage mir, geschwind sage mir, daß die letzten Augenblicke seines Lebens ihm durch mein Andenken nicht schwerer wurden, daß er mich vergessen hatte; daß er eben so ruhig starb, als er sich sonst in meinen Armen zu sterben versprach; daß er sich meiner auch nicht einmal in seinem letzten Gebete erinnerte ..." In dieser Manier ginge es wohl noch eine Weile fort, wenn nicht endlich der gute Waitwell mit der ohne Zweifel aus dem Herzen kommenden Bitte dazwischen käme: „Hören Sie doch auf, sich mit so falschen Vorstellungen zu plagen!" (III, 3.)

Miß Sara neigt sehr stark dazu, sich solchen „falschen Vorstellungen" hinzugeben. Lessing hat ihr offenbar mit Absicht diesen Zug verliehen; es ist ein Stück ihres Charakters. Das geht klar aus verschiedenen Äußerungen hervor. Sie selbst spricht einmal (III, 3) von ihrer „feindseligen Einbildung", und Mellefont sagt einmal treffend zu ihr: „Sie vermuten immer das Schlimmste." (I, 7.)

Bei diesem Hang zu pessimistischen Anwandlungen ist es an sich begründet und nicht unnatürlich, wenn Miß Sara Sampson beim Anblick des Waitwell sofort an das Schlimmste denkt. Woher kommt es nun, daß trotzdem dieser Gefühlsausbruch wie so viele andere der Miß, auf uns so stark fühlbar den Eindruck des Unnatürlichen, Gesuchten, Gekünstelten macht? Dies kommt von dem Streben Lessings, für den Schauspieler zu arbeiten, was auf eine völlig verkehrte Weise geschieht. Lessing glaubt, worauf wir bereits hingewiesen, durch großen Wortreichtum dies erreichen zu können. Dieser Wortreichtum, das ins einzelne gehende Zergliedern einer an und für sich motivierten Empfindung erscheint uns unnatürlich und macht die Sarascenen, wie Erich Schmidt sagt, zu Martyrien für die Heldin und mit wenig Ausnahmen auch für den Leser.

Nicht nur Sara, für die es charakteristisch sein soll, sondern auch andere Personen geben sich im Affekte solchen „falschen Vorstellungen"

hin. So z. B. Mellefont, Saras Geliebter. Wie ihm Sara die überraschende Mitteilung macht, daß sie von ihrem Vater einen Brief erhalten habe, denkt er sofort an möglichst schlimme Eröffnungen.

„Was hab' ich zu fürchten?" ist bezeichnenderweise seine erste Frage. Dann folgt erst ein: „Was habe ich zu hoffen?" „Ist er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch ist, wird Sara die Tochter sein, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? ... In diesem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unser entdeckter Aufenthalt für mich nach sich ziehen kann. — Er wird kommen und sie aus meinen Armen reißen ..."

Das Unnatürliche dieser Auslassungen Mellefonts hat Lessing selbst gefühlt, wie aus dem Briefe an Moses Mendelssohn vom 14. September 1757 hervorgeht. Er giebt da zu, daß er Mellefont „schwatzhafter werden läßt, als er bei seiner Ungeduld sein sollte". Und dies geschieht, um jenem „einen gemeinen Gestum" zu rauben und ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feineren Spiele auszudrücken.

Der Messenierkönig Euphaes läßt (Kleonnis, I, 82 flg.) in der Besorgnis um seinen Sohn „zügellos von der kranken Phantasie sich fortreißen".

„..... Er ist umringt!
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag es! Hinter Dich! Bedecke schnell
Die offne Lende! Hoch das Schild! — Umsonst!
In diesem Streiche rauscht der Tod auf ihn
Herab. Erbarmung, Götter! — Ströme Bluts
Entschießen der gespaltnen Stirn; er wankt;
Er fällt; er stirbt! — ..."

Auch im „Nathan" findet sich ein Beispiel dafür. Wie Nathan dem Tempelherrn Recha als Schwester vorstellt und dann diese beim richtigen Namen nennt, Blanda von Filneck, da fährt der junge Heißsporn auf:

„Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt
Sie! gebt ihr ihren Christennamen wieder!
Verstoßt sie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es sie entgelten lassen? sie!" (V, 656 flg.)

Auf diesen unmotivierten Gefühlsausbruch läßt sich eine Äußerung der Miß Sara Sampson anwenden: „Wie unnatürlich scheint mir des Affekts ungeduldige Hitze!"

Man kann nicht behaupten, daß Lessing diese Art von Ausdrucksmitteln mit besonderem Geschick handhabt. Erklärlich ist das: solche Gefühlsausbrüche mit ihren pessimistischen Übertreibungen liegen Lessings Natur gänzlich fern. Das läßt sich aus verschiedenen Stellen seiner Briefe[1]), besonders der an Eva König gerichteten erkennen.

Näher liegt der Natur Lessings eine andere Art von Mitteln zum Ausdruck von Gemütsbewegungen: packende, anschauliche Bilder und Gleichnisse als Ausflüsse einer durch Affekte in lebhafte Bewegung versetzten Phantasie. Das beweisen die Schriften Lessings, in denen seine eigenen Gefühle und Affekte zu Worte kommen; die Streitschriften, in die unser Dichter die ganze Wucht und Fülle seiner Leidenschaft in prächtigen Bildern und Gleichnissen ausgeströmt hat. Diese Hilfsmittel für den energischen Ausdruck, „den Witz des Vergleiches und die Farbe des Bildes"[2]), finden wir auch in Lessings dramatischen Werken. Nicht in allen. In den Lustspielen sind sie nur sehr spärlich vertreten. Von den übrigen Dramen enthalten Miß Sara Sampson und Philotas verhältnismäßig zahlreiche solche Bilder und Gleichnisse, in der Emilia Galotti finden sich nur einige wenige, während die Verse des „Nathan" wieder reichlicher damit bedacht sind.

Uns interessieren in diesem Zusammenhange diese Bilder und Gleichnisse nicht als solche. Wir haben zu untersuchen, ob wir es hier mit einer Art sprachlichen Ausdruckes von Affekten zu thun haben. Die Thatsache, daß Lessing an den leidenschaftlichen Stellen seiner polemischen Schriften einen außergewöhnlichen Reichtum an originellen Bildern entfaltet, daß seine eigene Leidenschaft so leicht und gern in Bildern sich äußert, beweist noch nicht, daß Lessing in seinen dramatischen Werken zu derartigen Bildern in der bewußten Absicht greift, die Gemütsbewegungen seiner Personen damit zum Ausdruck zu bringen.

Ohne Zweifel verdanken eine ganze Reihe der Bilder und Gleichnisse, die in den Dramen zu finden sind, ihr Dasein teils der Absicht Lessings, klar und anschaulich sich auszudrücken, teils sind sie lediglich Schmuck der Rede, bloßer Zierat. Der Reichtum des „Nathan" an solchen Bildern und Gleichnissen rührt zum Teil daher, daß Lessing die Freude an diesen seinem Nathan und dem Al-Hafi als einen hübschen Charakterzug verliehen hat.

1) Im Briefe vom 12. Februar 1771 schreibt Lessing an Eva König: „...Wer martert sich im voraus? Und wer wollte nicht immer das Beste hoffen?"; im Briefe vom 1. Mai 1772 an dieselbe: „ . . . Wenn ich nicht von der Art wäre, daß ich mir nicht gerne das Schlimmste vorstelle . . . "

2) Gustav Freytag, Techn. d. Dr., S. 257.

Aber gerade der „Nathan" enthält ein deutliches Beispiel dafür, daß Lessing Bild und Gleichnis auch als Mittel zum Ausdruck von Affekten in wirksamer Weise zu verwenden versteht.

Dem Sultan Saladin gegenüber macht der heißblütige, junge Tempelherr seinem heftigen Zorn über Nathans Verhalten in den Worten Luft:

„Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen." (IV, 401 flg.)

Eine nähere Betrachtung dieses dem neuen Testament entnommenen und von Lessing ergänzten Bildes soll uns darüber Aufschluß geben, welcher Eigenschaft dieses Bild seine Wirkung als Ausdrucksmittel des Affektzustandes des Tempelherrn verdankt.

Was will der Tempelherr mit dem Bilde sagen? Er will wohl dem Gedanken Ausdruck geben: ich werde mich zu rächen wissen.

Nach meinem Empfinden ist das Bild deshalb gut zu nennen, weil es diesen Rachegedanken mit einem dem heftigen Zorn entsprechenden Ungestüm zum Ausdruck bringt, ohne durch eine zu wilde Kraßheit zu verletzen. Deutlicher hätte Lessing leicht sein können, er hätte den Tempelherrn nur eine bestimmte, geplante Rachethat aussprechen zu lassen brauchen. Aber wäre diese eine verhältnismäßig harmlose, so wäre die Wirkung schwächer gewesen; und eine krasse, unbarmherzige That an dem würdigen, uns so sympathischen Greise hätte ohne Zweifel verletzend und verstimmend auf uns gewirkt: Die Kraft des Ausdruckes trotz der Unbestimmtheit desselben ist es, die unsern Beifall herausfordert.

In der „Emilia Galotti", dem Stücke, in dem Lessing am konsequentesten nach realistischem Stil strebt, wo unser Dichter mit Absicht fast jeglichen Schmuck der Rede dem Streben nach Naturtreue, nach Wahrheit opfert, in diesem Drama finden wir doch einige Bilder und Gleichnisse und gerade an Stellen, an denen die Wogen der Leidenschaft hoch aufschäumen. Daraus darf man doch wohl auf eine Absicht schließen und behaupten, daß Lessing durch die an jenen Stellen verwendeten Bilder und Gleichnisse die starken Gemütsbewegungen der Personen zum Ausdruck bringen wollte.

Zunächst einige Beispiele! In der gewaltigen Erregung, in welche die Kunde von der bevorstehenden Verheiratung Emilia Galottis den Prinzen versetzt hat, ruft dieser im Verlaufe des Gespräches aus: „. . . O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange er-

zählen? — Sie sehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? . . ." (I, 6.)

Claudia Galotti, die Mutter der Emilia, wirft in ihrer an Raserei grenzenden Wut dem Marinelli die Worte ins Gesicht: „. . . warum soll ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speien? — Dich! Dich Kuppler!" Und auf die Mahnung Marinellis, ihr „wildes Geschrei" zu mäßigen und zu bedenken, wo sie sei, donnert sie ihm entgegen: „Bedenken wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt?" (III, 8.)

In der qualvollen Spannung und Erregung, in die den alten Galotti die Äußerung der Gräfin Orsina versetzt, es koste sie ein Wort, um ihn um den Verstand zu bringen, bittet dieser: „Das Wort, Madame, das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geschwind." (IV, 7.)

Diese Beispiele zeigen uns, daß Lessing thatsächlich seine Personen in Momenten stürmischster Erregung in Bildern und Gleichnissen sich äußern läßt.

Aber nun haben wir zu fragen: können wir diese Art des Ausdruckes von Affekten eine glückliche, eine gute nennen?

Bei allen angeführten Beispielen wäre auch ohne das betreffende Gleichnis der Gemütszustand der in Betracht kommenden Personen genügend zum Ausdruck gebracht. Diese Gleichnisse haben also nur dann einen Zweck und damit Daseinsberechtigung, wenn sie dazu angethan sind, den Gemütszustand jener Personen noch mehr zu verdeutlichen, ihn noch kräftiger und schärfer zum Ausdruck zu bringen, um die Wirkung auf den Leser oder den Zuschauer bei einer Aufführung des Stückes zu verstärken. Das läßt sich aber von den angeführten Beispielen nicht behaupten; am allerwenigsten von dem Gleichnis Odoardos: „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer!"

Schon äußerlich, durch seine Form fällt der Satz aus dem Rahmen seiner Umgebung, leidenschaftlich zerhackten Ausrufen, heraus; doch das nur nebenbei. Der Hauptfehler dieses Gleichnisses ist der: es ist uns nicht sofort verständlich, wir müssen — wenn auch nur kurz — über seine Bedeutung nachdenken. Es nötigt uns, einige logische Schlüsse zu machen, wozu wir während einer so erregten und bewegten Situation nicht aufgelegt, bei einer Darstellung des Stückes im Theater wohl gar nicht fähig sind. Ein Gleichnis oder Bild, das in solcher Situation gebraucht wird, muß so geartet sein, daß es sofort ohne unser Zuthun in uns eine gewisse Vorstellung weckt. Dieser Forderung entspricht obiges

Gleichnis nicht; wohl aber die beiden anderen von uns angeführten Gleichnisse. Diese sind klar und anschaulich, ganz von der Art, wie wir sie in Lessings Streitschriften finden. Aber gerade das, was uns die Bilder dieser polemischen Schriften so wertvoll macht, ihre Eigenschaft, eine Situation blitzartig zu beleuchten, macht sie so ungeeignet für solche Stellen im Drama, wo die Wogen der Leidenschaft so hoch gehen. Es wirkt da unnatürlich, wenn die Personen durch solche geistreiche Gleichnisse ihre eigene Lage beleuchten.

Ein krasses Beispiel dafür ist die Antwort Emilias (in „Emilia Galotti") auf den Frageausruf „Was hab' ich gethan!" ihres Vaters, der ihr soeben den Dolch in das Herz gestoßen: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert." (Dies „tändelnde Gleichnis" gefällt dem Odoardo so gut, daß er es dem Prinzen gegenüber wiederholt.)

Die Haupthandlung des Stückes, die Lessing von Anfang an am stärksten interessierte, die den Anstoß zur Konzeption des Stückes gab, wird durch dieses Gleichnis kurz und bündig ausgesprochen, aber in einer Form, wie sie nur eine an der Handlung nicht beteiligte Person finden konnte. Im Munde der mithandelnden und mitleidenden Emilia nimmt sich dies tändelnde Gleichnis sehr unnatürlich aus.

Lessing scheint das selbst gefühlt zu haben. Er läßt deshalb seine Heldin erst in Wirklichkeit eine Rose, die sie sich zu diesem Zweck ins Haar stecken mußte, zerpflücken, wohl um das Gleichnis möglichst naheliegend erscheinen zu lassen.

Fassen wir zusammen, so können wir sagen: Lessing versteht es nur in ganz wenigen Fällen, den Gemütszustand seiner Personen durch entsprechende Bilder und Gleichnisse zum Ausdruck zu bringen. Er versetzt sich nicht immer in den Gemütszustand seiner Personen, um da das Bild gewissermaßen von selbst entstehen zu lassen, sondern er bleibt außerhalb der Situation stehen, betrachtet diese wie aus der Vogelperspektive, läßt aber seine da empfangenen Eindrücke von einer der mithandelnden und mitleidenden Personen äußern, was uns unnatürlich und erkältend anmutet.

Manche Affekte, besonders Schrecken und Furcht, können erregend und belebend auf unsere Phantasie einwirken, können diese zu lebhafter Bethätigung reizen. Wie Daja dem Nathan erzählt, zittert seiner Recha noch der Schreck durch jede Nerve, und

„Noch malet Feuer ihre Phantasie
Zu allem, was sie malt."

Solche Phantasiegemälde sind dem Dichter ein gutes Mittel, um den Gemütszustand seiner Personen zum Ausdruck zu bringen. Lessing bringt verschiedene Male dies Darstellungsmittel zur Verwendung.

So äußert sich Miß Sara Sampsons Unruhe, in die sie Mellefonts Absicht versetzt, nach Frankreich „überzugehen", um dort die Trauung zu vollziehen, in folgendem Phantasiegebilde (I, 7):

„... In jeder Welle, die an unser Schiff schlüge, würde mir der Tod entgegenrauschen, jeder Wind würde mir von den väterlichen Küsten Verwünschungen nachbrausen, und der kleinste Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu sein dünken."

Der gefangene Philotas malt in dem Gram und Schmerze über seine Gefangenschaft und die voraussichtlichen Folgen derselben sein Lebensende folgendermaßen aus:

„... Wann ich denn vor Scham sterbe und unbedauert hinab zu den Schatten schleiche, wie finster und stolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbeiziehen, die dem Könige die Vorteile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er sich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt." (Philotas, 2. Auftr.)

Das gewaltigste dieser Art, was Lessing geschaffen, ist das bekannte Phantasiegebilde der Gräfin Orsina, jene „verzückte Tirade von fieberhaftem Crescendo", wie sie Erich Schmidt nennt.

„... Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal alle, — wir, dies ganze Heer der Verlassenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräter einer jeden versprach und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

(Emilia Galotti, IV, 7.)

Wir sehen aus diesen Beispielen, daß Lessing es versteht, seine Personen starke Gemütsbewegungen in entsprechenden Phantasien ausströmen zu lassen. Nicht oft macht Lessing von diesem Ausdrucksmittel Gebrauch. Zu den zitierten Beispielen kommen nur noch einige wenige Verwünschungen, die man als Ausflüsse einer durch heftige Wut in Thätigkeit versetzten Phantasie betrachten kann.

So stößt Mellefont auf die Mitteilung vom Weggange der Marwood hin die Verwünschung aus:

„... Unglück und Tod und womöglich die ganze Hölle möge sich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf sie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verschlingen! — —" (Miß Sara Sampson, V, 5.)

Odoardo Galotti wünscht dem Prinzen Hettore, daß er die Schandthat, die Beseitigung des wackeren Appiani, dadurch büßen solle, daß er die Frucht seines Verbrechens nicht genieße. „Dies martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von

Lüsten zu Lüsten treiben, so vergälle die Erinnerung, die eine Lust nicht gebüßt zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette, und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt, so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!" (Emilia Galotti, V, 2.)

Diese Phantasien, denen ohne Zweifel eine gewisse Kraft innewohnt, lassen uns die Eigentümlichkeiten der Phantasiebethätigung Lessings erkennen. Seine Phantasie bewegt sich ins Breite; sie verweilt bei dem von ihr erschauten Bilde und malt es Zug für Zug aus. Daher die breite Ausführlichkeit, die uns an allen diesen Phantasiegebilden Lessings auffällt. Diese macht wohl die Bilder anschaulich und deutlich, raubt ihnen aber zugleich die natürlich anmutende, ungestüme Wucht, die z. B. Shakespeares Phantasiebilder auszeichnet. Die heißblütigen, impulsiven Naturen des englischen Meisters der dramatischen Kunst geben die Gebilde ihrer Phantasie so wieder, wie sie in ihrer Seele auftauchen, ohne vor einer krassen Übertreibung oder Unmöglichkeit zurückzuschrecken. Dies thun aber Lessings reflektierende, ihre Leidenschaften zügelnde und beherrschende Personen. Sie mildern eine Unmöglichkeit, wie Mellefont durch Hinzufügung eines einschränkenden „wenn möglich", und wenn — wie bei der Gräfin Orsina — das Phantasiebild einen Stich ins Gräßliche erhält, so verlegen sie das Erschaute in ein fernes Jenseits.

Sehen wir näher zu, so finden wir, daß alle von uns angeführten Phantasiebilder Ereignisse schildern, die erst nach gewisser Zeit stattfinden; es sind Zukunftsbilder. Das gilt in gewissem Grade auch von den beiden Verwünschungen: die Marwood soll das Schicksal „auf dem Wege" erreichen und der Prinz soll „bald" seine Schandthat büßen.

Auch daran erkennen wir eine Eigenheit der Phantasiethätigkeit Lessings. Seine Phantasie bewegt sich schwer und langsam. Lessing muß sie sozusagen einen Anlauf nehmen lassen, indem er sich die Frage stellt: was wird oder was soll geschehen? Den Eindruck, daß die seelische Erregung selbst ohne Mithilfe der Personen bei diesen das entsprechende Phantasiebild unmittelbar und plötzlich entstehen läßt, daß ein solches Bild diese selbst gegen ihren Willen ergreifen und im Banne halten kann, bekommt man bei Lessing nie auch nur annähernd in dem Maße wie vergleichsweise bei Shakespeare.

Um nur ein Beispiel dafür anzuführen, wie Shakespeare es versteht, in uns den Eindruck zu erwecken, daß die leidenschaftliche Erregung selbst das Phantasiegemälde erzeugt, wollen wir die Worte Othellos zitieren, mit denen er den schrecklichen Gemütszustand, in den ihn seine Gewaltthat an seiner Gemahlin versetzt hat, zum Ausdruck bringt:

„O unerträglich! o furchtbare Stunde!
Mich dünkt, jetzt müßte eine ungeheure
Verfinsterung sein an Sonn' und Mond, und rings
Der bange Erdball vor Entsetzen beben."
(Othello, V, 2; übersetzt von Heinrich Voß.)

Shakespeare versenkt sich in die Situationen und läßt sich von diesen den entsprechenden Ausdruck diktieren. Lessing wird von der momentanen Situation nicht völlig gefesselt. Seine Vorstellung schweift gerne vom Gegebenen ab und wandelt in den Gefilden einer fernen Zukunft umher. Es ist das Lessings Natur. Er macht es nicht anders, wenn ihn selbst ein starker Seelenschmerz beschleicht. Das zeigen uns seine Briefe. In dem Briefe an Gleim vom 1. Sept. 1759 sucht er sich selbst und Gleim zu trösten, indem er seiner Meinung Ausdruck giebt, daß der für tot gemeldete Major Kleist ein anderer Major Kleist, nicht ihr gemeinschaftlicher Freund sei; aber es steigt doch eine bange Ahnung in ihm auf: „Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? —" Nicht was er an Kleist verloren hätte, beschäftigt Lessings Vorstellung, sondern was er in Zukunft entbehren müßte. In dem Briefe an Eschenburg (vom 10. Jan. 1778), der Nachricht vom Tode von Lessings Frau giebt, heißt es: „Meine Frau ist tot; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen." Oder im Briefe vom 12. Jan. 1778 gleichen Inhalts an seinen Bruder Karl schreibt er: „Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden, in meinen vier Wänden!" Auch in diesen Briefen wird nicht direkt gesagt, was war, sondern was nicht mehr sein wird.

Der Mangel an Hingabe an die Situation, der bisweilen bei Lessing zu beobachten ist, erklärt zum Teil wenigstens wohl auch die auffällige Thatsache, daß unser Dichter einen sehr geringen Gebrauch von jener Darstellungsart macht, die Roetteken in seiner Abhandlung über „das innere Leben bei Gottfried von Straßburg" (Zeitschrift f. deutsch. Altertum, XXXIV, 102) die kausale nennt. Diese Darstellungsart besteht darin: die Ursachen eines Affektes werden ausgesprochen und dienen so als Ausdruck, als Äußerung des Affektes. Einige Beispiele dieser Darstellungsart finden sich bei Lessing. So z. B., wenn Minna von Barnhelm, die durch den Wirt die Anwesenheit Tellheims erfahren hat, aufjubelt: „Nun habe ich ihn wieder, Franziska! Siehst Du, nun habe ich ihn wieder!" Dies eine Beispiel möge genügen; handelt es sich hier doch um eine Ausdrucksart, wie sie wohl bei jedem Dichter zu finden ist. Der bekannte Jubelruf Walthers von der Vogelweide: „Ich

han mîn lêhen, al diu werlt, ich hân mîn lêhen", beweist, daß wir vor einer sehr alten Darstellungsart stehen.

Aber nur solche Beispiele wie das angeführte finden wir bei Lessing, ausgeprägtere Fälle kausaler Darstellung suchen wir vergebens bei ihm. Manches, was wie kausale Darstellung aussieht, ist doch mehr beschreibendes Mittel. So die Worte Adrasts im „Freigeist", die Schlußworte eines Monologs (I, 2): „ ... Welch grausames Geschick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verstorbenen Vaters trägt mir eine von seinen Töchtern an. Ich eile herbei und muß zu spät kommen und muß die, welche auf den ersten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, schon versprochen finden. Ach, Juliane! so warst Du mir nicht bestimmt? Du, die ich liebe? Und so soll ich mich mit einer Schwester begnügen, die ich nicht liebe? ..." Ohne Zweifel war es dem Dichter hier weniger darum zu thun, den Gemütszustand Adrasts auszumalen, als vielmehr darum, das Publikum mit einem der Handlung des Stückes vorausgehenden Vorgang bekannt zu machen. Diese Absicht ist zu deutlich und wirkt daher verstimmend.

Wie ganz anders geschieht diese Mitteilung von Dingen, mit denen der Leser zum Verständnis der Handlung vertraut sein muß, bei dem Meister der kausalen Darstellung, bei Goethe. Zum Beispiel in dem berühmten Eingangsmonolog der Iphigenie:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel" u. s. f.

Der Zweck der Mitteilung tritt hier zurück hinter dem Streben, den Seelenzustand der Iphigenie, ihre Sehnsucht nach der Heimat und nach den Lieben, zum Ausdruck zu bringen.

Einen solchen ausgeprägteren Fall kausaler Darstellung finden wir bei Lessing nirgends. Wie ist das zu erklären? Auf einen Erklärungsgrund dieser Erscheinung haben wir bereits hingewiesen: auf den des öfteren zu erkennenden Mangel an Hingabe an die Situation und das Abschweifen in Zukunftsbildern. Aber es kommt noch etwas hinzu. Aus den Dramen Goethes und Schillers können wir ersehen, daß die kausale Darstellung diesen Dichtern zum Ausdruck starker Seelenschmerzen von längerer Dauer dient. Wo sich die Personen einem solchen Schmerze hingeben, ist Gelegenheit zur Verwendung dieser Darstellungsart gegeben.

Lessing geht dieser Gelegenheit und damit dieser Darstellungsart aus dem Wege; er vermeidet es, seine Personen einem Schmerze willenlos sich hingeben zu lassen. Auch da, wo die Situation dieses Hingeben nach unserem Empfinden erheischt, geschieht es nicht.

Dafür ein Beispiel. Wir finden in der ersten Scene des „Philotas" den Jüngling dieses Namens in einem Zelte des Feindes seines

Vaters, wohin er soeben verwundet und gefangen gebracht wurde. Er ist allein. Was wäre da natürlicher, als daß der junge Held sich ganz dem Schmerze hingiebt, den doch die Gefangennahme, das härteste Geschick, das ihn ereilen konnte, in ihm erwecken muß? Das jähe Ende seines ersten Fluges muß ihn beschäftigen, der Gedanke, gefangen zu sein, muß ihn beherrschen, ihn quälen und peinigen. Das würden wir in dieser Situation erwarten. Nicht so bei Lessing. „So bin ich wirklich gefangen! — Gefangen!" läßt er seinen Helden beginnen. Dann folgen einige bittere, ironische Worte, und damit ist der Ausdruck des Schmerzes über die Gefangennahme beendet. Die folgenden Worte sind Äußerungen des Unwillens, der durch zufällige Geschehnisse bei und nach der Gefangennahme, aber nicht durch diese selbst erregt ist. Ähnlich wie hier Philotas verhalten sich auch Tellheim, Odoardo, Gräfin Orsina, der Tempelherr — kurz alle starken, kräftigen Naturen Lessings, wenn sie von tiefen Seelenschmerzen erfüllt sind. Sie leiden meistens, ohne zu klagen, sie „knirschen lieber eins mit den Zähnen" und schelten lieber als daß sie jammern. Es beherrscht sie eine gewisse Scheu vor schwächlichem Klagen; sie sind mit Lessing der Meinung:

„... Empfindung haßt der Reime kalte Menge
Und wünscht unausposaunt zu sein."

(Abschied eines Freundes.)

Einen Beweis dafür, wie bisweilen Lessings eigener Schmerz sich in solchem Schelten und Rasen äußert, liefert der Brief an Gleim (vom 6. Sept. 1759), der die Mitteilung vom Tode Kleists enthält. In diesem Briefe macht Lessing darauf aufmerksam, daß „manchmal ihn der Schmerz verleitet, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet". Er zürnt auf Kleist, weil er glaubt, jener habe sterben wollen. Sodann „rast" er gegen die Leute, die Kleist „versäumt" haben. „Er (Kleist) ist versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben!"

Der herbe Schmerz, mit dem ihn der Verlust des teuren Freundes erfüllt, kommt direkt fast gar nicht zum Ausdruck. Lessing giebt sich nicht diesem Schmerze hin; er klagt nicht, er zürnt und rast wie die Personen seiner Dramen. Bei solchem Verhalten ist es erklärlich, daß bei Lessing ein ausgeprägter Fall kausaler Darstellung nicht zu finden ist.

Der typische Verlauf eines großen Seelenschmerzes bei Lessing vollzieht sich im großen und ganzen so, wie Nathan in der Unterredung mit dem Klosterbruder den Verlauf des gewaltigen Schmerzes schildert, den er vor langen Jahren durchkosten mußte, wie ihm durch rauhe Mörderhand sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne dahingerafft wurden.

„Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? — Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht ..."
(IV, 667 flg.)

In ähnlicher Weise äußert sich auch bei Lessing selbst und bei manchen seiner Personen ein starker Seelenschmerz. Nur in einem Punkte weichen sie ab: sie weinen nicht. (Allerdings sehen wir keine der Personen Lessings im Zustande eines so großen Schmerzes, wie ihn Nathan uns schildert.) Eine Ausnahme machen in den späteren Dramen nur die Personen der „Miß Sara Sampson". Das sind eben keine echt Lessingschen Naturen, sondern nach englischem (Richardson) Vorbild geschaffene Gestalten. Echt Lessingsche Naturen wie Tellheim, Odoardo, Gräfin Orsina weinen nicht, ihr Schmerz äußert sich vielmehr manchmal durch ein bitteres, grimmiges Lachen.

Bitter und grimmig wie das Lachen sind die Äußerungen dieser Personen, wenn sie sich in einem Zustande großer Erregung befinden. Solche bittere, ironische und sarkastische Äußerungen sind Lessing ein häufig und gern gebrauchtes Mittel zum Ausdruck von Gemütsbewegungen.

Besonders als Ausdruck des Zornes und der Wut dient dieses Mittel. Was Franz Horn im „Gesellschafter" vom 1. Juni 1827 von Lessing sagt[1]): „Der Ausbruch seines Zornes war fürchterlich; denn er schien dabei ganz kalt, und die Flammen seines Zornes knisterten stets im satyrischen heftigen Salz", das trifft — wenigstens in Bezug auf den Schlußsatz — bei verschiedenen Personen in Lessings dramatischen Werken zu.

Zum Beispiel bei Major Tellheim. Wie ihm der wackere Wachtmeister Paul Werner mit Hilfe einer kleinen Notlüge eine Rolle Dukaten, die er für Tellheim erhoben haben will, aufzudrängen sucht, dabei aber diesen darauf aufmerksam macht, daß die Summe nicht ganz sei, ruft Tellheim zweimal in ärgerlichem Tone: „Werner!" Auf die erstaunte Frage Werners: „Was fehlt Ihnen? was ärgert Sie?", antwortet der Major „bitter, indem er sich vor die Stirne schlägt und mit dem Fuß auftritt", also im höchsten Zorn: Daß es — die 400 Thaler nicht ganz sind!

Oder wie Paul Werner einmal bemerkt: „Herr Major! ich bin ein Mensch —", unterbricht ihn Tellheim mit der ironischen Bemerkung: „Da bist Du was rechts!"

1) Abgedruckt in Danzel-Guhrauer, II. Bd.

Der junge Tempelherr im „Nathan" giebt gern seiner Mißstimmung in sarkastischen Worten Ausdruck.

Wie er Nathan um die Hand Rechas bittet und dieser den hitzigen Jüngling nach seinem Vater befragt, hält er das für „Neubegier" und beleidigt Nathan in seinem Ärger durch die bissigen, höhnischen Worte:

„Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Bastard oder Bankert!
Der Schlag ist auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlassen.
Nicht zwar, als ob ich den geringsten Zweifel
In Euren Stammbaum setzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt für Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da so weiter,
Weiß ich ihn selbst; will ich ihn selbst beschwören."
(III, 692 flg.)

Dieser grimmige Ärger macht sich auch im Gespräche Saladins mit dem Tempelherrn geltend; dieser erzählt dem Sultan den oben geschilderten Vorgang bei seiner Werbung um Recha mit den Worten:

Denn nun warb ich, und nun ward ich verschmäht.
... Der weise Vater schlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weise Vater
Muß aber doch sich erst erkundigen, erst
Besinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, besann ich denn
Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie?
Fürwahr! bei Gott! Es ist doch gar was Schönes,
So weise, so bedächtig sein!" (IV, 363 flg.)

Nicht bloß zum Ausdruck von Ärger und Zorn, sondern auch von großen, nagenden Seelenschmerzen verwendet Lessing Ironie und Sarkasmus; besonders in der „Emilia Galotti".

Wie die Gräfin Orsina erfahren, daß der Prinz ihr Briefchen „nicht einmal gelesen" hat, ergreift sie eine tiefe Wehmut, die zu herbem Schmerz anwächst, als Marinelli unbedachterweise ihr gegenüber das Wort „Verachtung" fallen läßt und sie dann mit dem Komplimente trösten will, daß sie eine Philosophin sei. Ihrer Erregung macht die Gräfin da mit den Worten Luft: „Nicht wahr? — Ja, ja, ich bin eine ... O pfui, wenn ich mir es habe merken lassen, und wenn ich mir es öfter habe merken lassen! Ist es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist ebenso ekel als ein Mann,

der sich schminkt. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Über den Zufall: daß ich dem Prinzen schreibe, er soll nach Dosalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht liest, und daß er doch nach Dosalo kommt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein sonderbarer Zufall! Sehr lustig, sehr närrisch! Und sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen." (IV, 3.)

Odoardo, der aus dem Munde der Orsina die Schandthat Marinellis, das Verhalten des Prinzen und seiner Tochter erfährt, wütet vor Schmerz, er „blickt wild um sich, und stampft und schäumt" und spricht: „Nun Claudia? Nun Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz besonderen Ehre!" (IV, 7.)

Als dann Marinelli dem gekränkten Vater eröffnet, daß Emilia in eine besondere Verwahrung zu bringen ist, da will der „brausende Jünglingskopf mit grauen Haaren" losdonnern, besinnt sich aber und meint: „... Doch ja; freilich, freilich! Ganz recht: in eine besondere Verwahrung! Nicht Prinz? Nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit ist! Vortrefflich!"

Auf die Frage des Prinzen: „Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi und seine Gemahlin?" (ob ihrer Sittlichkeit verrufene Leute, zu denen Emilia auf Marinellis Rat in Obhut kommen soll), antwortet Odoardo sarkastisch: „Was sollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edlen Paares kenn' ich. Wer kennt sie nicht?"

Treffend sagt Erich Schmidt[1]) von den Reden der Orsina und des Odoardo: „Sarkastischer und spitzer hat die Leidenschaft nie gesprochen. Was bei andern die bare Manier wäre, bleibt bei Lessing noch eben in den Grenzen eines grandiosen Stiles, denn diese aparte, auch im Sturme der Empfindung das Wort wägende und würzende Sprache ist dem Tragiker Lessing natürlich. Sprach er doch in der Tragödie des Lebens wie Odoardo und Orsina; ein Sarkasmus und ein dumpfes Lachen kam ihm wie andern eine Elegie und ein Strom von Thränen." Das beweist uns z. B. der Brief an Eschenburg vom 31. Dezember 1777, in dem Lessing den Tod seines Kindes, das nur einige Stunden lebte, mitteilt: „... Und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von einem Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Ver-

1) a. a. O. II, 208.

stand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? . . ."

Einen solchen Ton in solcher Situation kann nur ein Mann finden, der Herr über sich ist, der sich auch im größten Schmerze beherrscht. Und das konnte Lessing, der willensstarke Mann, der sogar Krankheit und Traurigkeit durch seine Willenskraft bannen will. (Brief an Eva König vom 31. Okt. 1771.) Ihm erscheinen solche im Schmerz gesprochene „witzige" Worte nicht unnatürlich; im Gegenteil, er ist mit Diderot der Meinung, daß der Schmerz „witzig" macht. Im 81. Litteraturbrief führt er ein Beispiel an, daß eine Bäuerin im Schmerz ein „witziges" Wort gesprochen habe. „Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich", fügt Lessing hinzu. Der Dichter denke nur vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird.

Werfen wir am Ende unserer Betrachtung noch einen kurzen Blick zurück, so ergiebt sich uns folgendes Bild.

Lessings dramatische Werke lassen sich nach der Art der sprachlichen Mittel, durch die in ihnen die Affekte zum Ausdruck gebracht werden, in zwei Gruppen scheiden. Die erste bilden die Werke bis zur „Miß Sara Sampson", während die zweite diese und die ihr folgenden Werke umfaßt.

Der sprachliche Ausdruck der Affekte in den Werken der ersten Gruppe entspricht im allgemeinen der Forderung Lessings, im Affekte „nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte", gebrauchen zu lassen. Lessing strebt in den Werken dieser Periode nach realistischem, naturgetreuem Ausdrucke. Auf dieses Extrem folgt in der „Miß Sara Sampson" das andere: eine oft ganz unnatürliche, gedrechselte Sprache. Aber nun macht sich Lessings Individualität bei seinem dichterischen Schaffen immer deutlicher und kräftiger geltend, was auch der Sprache seiner Dramen zu gute kommt. Bei den Personen, wie Tellheim, Odoardo, Gräfin Orsina, dem Tempelherrn, die er seine eigene Affektsprache reden lassen kann, wo er charaktergemäß das Ausdrucksmittel der Ironie und des Sarkasmus zur Anwendung bringen kann, erreicht die Sprache oft eine gewaltige Wucht. Dagegen bei Gestalten wie Minna, Emilia, Recha, die Lessings Natur ferner liegen, versagt seine schöpferische Kraft. In der größten Erregung bewahren sich diese Figuren die Fähigkeit, über einzelne Begriffe zu reflektieren, diese mit philosophischer Ruhe zu zergliedern und geistreiche Sentenzen zum besten zu geben. Diese

Schwäche haben schon manche Zeitgenossen Lessings empfunden, z. B. der durch Lessing der Nachwelt überlieferte „Geheimderath" Klotz, der z. B. (in einem Briefe an Briegleb; abgedruckt im Anhang zu Erich Schmidts Lessingsbiographie) tadelt, daß Marwood „in der größten Wut Sentenzen redet". Besonders störend wirken diese Reflexionen und Sentenzen bei Emilia Galotti, die zur Philosophin wurde, obgleich Lessing dies nicht wollte, da „jungfräuliche Philosophinnen nicht nach seinem Geschmack sind". (Brief an Karl Lessing vom 10. Febr. 1772.)

Trotz dieser Mängel bedeutet die Sprache der „Emilia Galotti" im ganzen einen großen Fortschritt. Es herrscht in ihr, wie Karl Lessing in einem Briefe (3. Febr. 1772) sagt, „ein Ton, den ich in keiner Tragödie, so viel ich deren gelesen, gefunden habe; ein Ton, der nicht das Trauerspiel erniedrigt, sondern nur so herunterstimmt, daß es ganz natürlich wird und desto leichter Eingang in unsre Empfindungen erhält". Wenn auch der deutsche tragische Stil erst von Schiller geschaffen wurde, Lessing hatte — wie Bulthaupt bemerkt — den Weg dazu gebahnt und in Kunstwerken ersten Ranges architektonische Muster geschaffen.

Litteratur.

Belling, Die Metrik Lessings; Berlin 1887.

H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels; 7. Aufl.

Danzel-Guhrauer, Lessings Leben und seine Werke; Leipzig 1850/54.

Fr. Düsel, Der dramat. Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings; Diss. Rostock 1896.

Kuno Fischer, Nathan der Weise; Stuttgart 1864.

Gustav Freytag, Technik des Dramas; Leipzig 1894; 7. Aufl.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur; Leipzig 1874.

H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse; Berlin 1877.

H. Roetteken, Das innere Leben bei Gottfried von Straßburg; Zeitschrift f. deutsch. Altertum XXXIV. Bd.

Aug. Sauer, Joach. Wilh. von Brawe, der Schüler Lessings; Straßburg 1878.

Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften; Berlin 1884/92.

Wundt, Grundriß der Psychologie; Leipzig 1896.

Wundt, Völkerpsychologie I. Bd. Leipzig 1900.

M. Zickel, Die scenarischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings; Diss. Berlin 1900.

Lachmann-Muncker, Lessings sämtl. Schriften; Stuttgart, 1886 flg.

Hempelsche Ausgabe der Werke Lessings.

Zur Geschichte des Schuldramas.

Von **Rudolf Windel** in Halle a. S.

Das Bildungsideal des 16. Jahrhunderts war das des konfessionellen Theologen, der zugleich eine gute humanistische Bildung besaß. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wird im Geistesleben der deutschen Nation die Opposition gegen den Konfessionshader, gegen die unfruchtbare Schulgelehrsamkeit, gegen die kirchliche Bevormundung auf allen Gebieten immer mächtiger. Deshalb wird jetzt jenes Bildungsideal von dem anderen, dem des galant homme, des politicus (eigentlich homo politus), des möglichst vielseitig gebildeten Weltmannes, abgelöst.[1]) Andrerseits erstrebt die neu aufkommende pietistische Richtung angesichts der Entartung des Volkslebens eine Erneuerung desselben „auf dem Grunde einer aus lebendiger christlicher Erkenntnis wiedergeborenen Bildung". Wie sie immer wieder gegenüber dem Pochen auf die „reine Lehre" die praktische Seite des Christentums, den Glauben, der durch die Liebe thätig ist, hervorhebt und es betont, daß nicht die durch die Geburt erworbene Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession, sondern die persönliche Herzensläuterung und Sittlichkeit die Christlichkeit des Menschen ausmache, so verlangt sie auch, daß in den höheren Schulen der gesamte Unterrichtsstoff dazu dienen soll, daß die religiös-sittliche Bildung des Schülers gefördert werde und er „im lebendigen Christentum" Fortschritte mache.

Es ist vielleicht nicht uninteressant zu sehen, wie auch die Geschichte des Schuldramas diesen Entwickelungsgang der Bildungsgeschichte widerspiegelt. Im 16. Jahrhundert diente in erster Linie das neulateinische Schuldrama dem Zwecke, tüchtige Lateiner zu bilden. Selbst bei Luther steht diese Aufgabe des Schuldramas im Vordergrunde. Als Dr. Johannes Cellarius, der seit 1539 Pfarrer in Dresden war, ihn wegen jenes schlesischen Schulmeisters fragte, der, nicht ungelehrt, sich vorgenommen hatte, eine Terenzische Komödie zu agieren, aber viel Widerspruch erfahren hatte, „gleich als gebührte einem Christenmenschen solch Spielwerk aus heidnischen Poeten nicht", erwiderte Luther: „Komödienspielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein

1) Vergl. hierzu Otto Kämmel: Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts, S. 1 flg.

jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnet werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wohl anstehe, und was er thun soll; ja es wird darinnen fürgehalten und für die Augen gestellet aller Dignitäten Grad, Ämter und Gebühr, wie sich ein jeglicher in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel, wie in einem Spiegel".[1]) Und Nicodemus Frischlin sagt in der Vorrede zu seiner Dido: Volo enim iuventutem exercere in mea schola Poetica, ut primo ediscant Virgilii phrasin et genus illud dicendi grandiloquum ac numeris vinctum. Deinde volo illos haec eadem, quae edidicerunt, in scena recitare, ut non solum memoria illorum crebro usu acuatur, sed etiam decori gestus et apta pronunciatio condoceatur. Volo denique animum accendi et excitari in tenera aetate, ut aliquando viri facti promptius et cordatius coram aliis praesertim in coetibus et conventibus publicis loquantur.[2]) Unter den praktischen Schulmännern des 16. Jahrhunderts machte besonders Sturm in Straßburg diesen Gesichtspunkt geltend. Unter seinem Rektorate (1538—1581) sind mit wenigen Ausnahmen nur Stücke mit einem aus dem klassischen Altertum entnommenen Inhalte, auch griechische Dramen von Sophokles, Euripides, ja Ciceronianische Reden aufgeführt worden.[3]) Der theologischen Ausbildung im allgemeinen diente das biblische und der konfessionellen im besonderen das konfessionell-polemische[4]) Schuldrama der Reformationszeit. Auch diese wurden gewöhnlich lateinisch geschrieben und aufgeführt. Aber der großen Menge zuliebe erschien sehr häufig schon am Tage der Aufführung das ganze Stück in freier deutscher Übersetzung, meistens in gereimten Versen, hatte doch Frischlin im Hinblick auf die lateinischen Dramen zu klagen (im Prolog zu den Helvetiogermani):

So höret uns denn günstig zu und haltet
Den lieben Pöbel, wie ihr könnt, in Zaum,
Denn weil das Stück lateinisch wird verhandelt,
So murren, die die Sprache nicht verstehn,
Belfern die Weiber, lärmen Mägd' und Knechte,
Wurstmacher, Fleischer, Schmied und andere Zünfte
Und fordern laut in deutscher Sprach' ein Stück;
Da man dies nicht gewährt, so ziehen sie
Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler und
Dergleichen Volks uns unverhohlen vor.

---

1) Luthers Briefe, herausgegeben von De Wette 3, 566. Vergl. noch Tischreden, herausgegeben von Förstemann und Bindseil 4, 592.

2) Vergl. auch Helvetiogermani Prolog S. 6.

3) Siehe Jundt: Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg, S. 22 flg.

4) Über dieses siehe besonders Holstein: Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886.

Ganz neue oder doch bisher nicht genügend betonte Ziele giebt dem deutschen, nicht in Versen geschriebenen Schuldrama erst Christian Weise[1]), jene für die Litteratur- wie für die Schulgeschichte gleich interessante Persönlichkeit (1642—1708), der das „Hauptverdienst hat, dem deutschen Unterrichte in dem höheren Schulwesen eine dauernde Heimstätte und geregelte Pflege errungen zu haben". Weise war seit 1664 Lehrer an dem durch den Herzog August von Sachsen-Weißenfels in Weißenfels gestifteten Gymnasium illustre Augusteum, einer Art Ritterakademie, die nicht nur auf die Universität vorbereiten, sondern junge Leute, namentlich adlige, zum Eintritt in den Staats-, Hof- und Militärdienst ausbilden sollte. 1678 wurde er Rektor am Gymnasium zu Zittau, wo sein Vater collega tertius gewesen war. Hier wirkte er bis zu seinem Tode. Ihm steht weltmännische Bildung des jungen Mannes am höchsten, er ist der Hauptvertreter des Bildungsideals des homo politus. Unter „politisch" versteht Weise „eine Klugheit, das gemeine Wohl zu konservieren und sich durch eine einnehmende weltläufige Haltung ein gutes Fortkommen zu sichern". Dazu ist eine Hauptbedingung die rechte, nicht nur lateinische, sondern vor allem deutsche Beredsamkeit, und so tritt Weise mit aller Entschiedenheit für die unterrichtliche Pflege der Muttersprache, für die Pflege der deutschen „Oratorie" in den höheren Schulen ein. Dieser freien politischen Bildung junger Leute sollte ferner das in Zittau schon längst gepflegte, von Weise zu neuem Flor gebrachte Schuldrama dienen. Als Zweck desselben giebt er einmal an: Aufmunterung blöder ingenia durch freye und negligente Aktion zur politischen Courage, und an einer andern Stelle formuliert er die Aufgabe des Schuldramas so: „Die Jugend wird durch dieselben zu einer geziemenden Hardiesse aufgemuntert, hiernächst auch zu einer kuriösen Betrachtung menschlicher und politischer Begebenheiten angeführt. Wie könnte ich den zukünftigen Cavalier von meiner Hand wegziehen lassen, wenn er zwar das Gemüth mit lateinischen Gedanken, hingegen aber die Zunge mit keiner anständigen Beredtsamkeit, viel weniger das Gesicht und den Leib zu keiner leutseligen Miene disponiert hätte!" In seinen „politischen Redner" hat er eine Komplimentier-Komödie eingelegt, in

1) Von ihm handelt ausführlich Palm in seinen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Litteratur, Erich Schmidt in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 23, im beigegebenen Anzeiger S. 141 flg. Derselbe behandelt den Dichter Weise und Otto Kämmel den Pädagogen Weise in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 41. Über ihn als Pädagogen handelt ferner Wünschmann in einer Dissertation, Leipzig 1895. Die Dissertationen von Kornemann (Marburg 1853) und Glaß (Rostock 1872) über ihn als Dramatiker sind mir nicht bekannt.

der alle Arten von Komplimenten angebracht sind, damit sie die Schüler auf diese Weise lernen.

Man mag nun über diese Aufgabe, die hier dem Schuldrama neu gestellt wird, urteilen, wie man will, meiner Ansicht nach wird jeder unparteiische Beurteiler der Weiseschen Dramen als Schuldramen, der bedenkt, daß diese vom Rektor erdichtet worden sind, um von Schülern aufgeführt zu werden, zugeben müssen, daß sie dem Schüler für Herz und Gemüt gar nichts bieten, daß sie geradezu geeignet sind, seine sittliche Charakterbildung zu schädigen. Gewiß dürfen wir nicht den Maßstab unseres verfeinerten Geschmacks ohne weiteres an die ästhetischen Erzeugnisse früherer Jahrhunderte legen. Selbst in Straßburg, wo man in den Schuldramen immer auf Anstand hielt, ließ man von Schülern Folgendes, freilich lateinisch, recitieren, ohne Anstoß daran zu nehmen[1]):

Samuel: Soll Eli sterben, wie du's verkündigst, wer wird Gottes Volk regieren? Prophet Messaia: Du bist zum Oberpriester und zum ersten der Propheten erwählt worden. Die Jugend fromm zu erziehen, soll dann deine höchste Pflicht sein . . . S.: Und womit soll diese Fürsorge für die Jugend beginnen? M.: Mit der Milch der Mutter; denn die Muttermilch pflanzt den Kindern den Sinn und den Charakter der Mutter ein. S.: Soll denn niemand außer der Mutter die Kinder säugen? M.: Nein, wenn man die Seinen nicht dem Verderben preisgeben will. Leider sind die Mütter zu viel um ihre zarte Schönheit besorgt und überlassen ihre Kinder trunksüchtigen und unkeuschen Ammen, und mit der buhlerischen Milch saugt auch das Kind die buhlerischen Sitten ein. S.: Was aber thun, wenn die Mutter selbst nicht säugen kann? M.: Dann soll man ehrliche Säugammen suchen. S.: Wenn man aber keine findet? M.: Kann denn nicht Gott dem Wasser die Kraft der Milch verleihen, oder ist die Kuhmilch nicht der Milch eines unehrlichen Weibes vorzuziehen? Was soll ferner geschehen, wenn das Kind zu reden anfängt? Eine gute Mutter bindet ihm Beine und Arme zusammen und formt ihm den Kopf, damit er schöne, wohlgewachsene Glieder bekomme u.s.w.

Aber Weise mutet den agierenden Schülern doch noch ganz andere Dinge zu, wo man wirklich fragen muß: Wo bleibt da der erste pädagogische Grundsatz: Maxima debetur puero reverentia? Mit burleskem Behagen ergeht er sich in seinen Bibeldramen in den episodischen Abschnitten, die die Haupthandlung überwuchern; satirische Anspielungen fehlen in diesen modernisierten Bibeldramen nicht, die so gar nichts von

1) Siehe Jundt a. a. O. S. 59 flg.

pietätvoller Stimmung gegen die Schrift verraten. Welch geschlechtlicher Cynismus macht sich z. B. in Isaaks Hochzeit breit. Dazu kommt Weises Vorliebe für die lustige Person, den Pickelhering, dessen „facetiae innocuae doch recht grob gesponnen sind". Nach seiner Ansicht „wird kein Spiel ästimieret, da nicht ein Pickelhering dabei ist, wie das Sprichwort sagt: Wer bei dem Spiele den Pickelhering vergessen hat, der ist einem Wirte zu vergleichen, der zu seinem Krautsalat kein Gebratenes auftragen läßt". Und in seinem „kurzen Berichte vom politischen Näscher, wie nämlich dergl. Bücher sollen gelesen und von anderen aus gewissen Kunst-Regeln nachgemacht werden, Leipzig 1680", drückt er diese seine Ansicht, der zuliebe er den Pickelhering im Drama so bevorzugt, so aus[1]): „Man will sich erlustigen und mitten in dem Zuckernaschen wird die Artzney angebracht, welche wie ein Pfeil in das Hertze dringt und nimmermehr so leicht wieder herausgezogen als hineingeschossen wird." Ähnlich heißt es im „politischen Redner" 1684[2]): „Die lustigen Einfälle haben bei jungen Leuten einen besseren Nachdruck, als wenn man mit lauter verlegenem Katonischen Sauer-Ampfer aufgezogen kommt." Auch die Stücke, die ihren Stoff nicht biblischen Büchern entnehmen, sind alles eher als Schuldramen, die eine gesunde Nahrung der Jugend bieten sollen. Welch' eine unwürdige Rolle spielt z. B. im „bäurischen Machiavell" der Schulmeister Scibilis, ganz abgesehen von der lächerlichen Manier Weises, ihm eine große Menge von lateinischen Sprichwörtern und Phrasen in den Mund zu legen, um sie so „spielend" dem Schüler beizubringen!

Um mein abfälliges Urteil über Weises Schuldramen, das übrigens Gervinus teilt[3]), zu illustrieren, wähle ich dazu als ein sehr maßvolles Beispiel eine Stelle aus Jephthas Töchtermord (1679), in dem sich übrigens als anziehende Zeitbilder einige lustige Werbescenen finden, und das einen opernhaften Charakter hat. Die Lieder darin sollten gewiß — bei Weise muß alles der Pädagogik dienen — gesungen und die Schüler dadurch in der Musik geübt werden; am Schluß des Dramas heißt es deshalb: „Hierauff folgen etliche Melodeyen auff die unterschiedenen Texte." — Nabal, der Narr, bewirbt sich um die Kammerjungfer Silpa der Tochter Jephthas, die Thamar heißt. Als letztere vor ihrem Tode noch zwei Monate Frist erhält, um in den Bergen ihre Jungfrauenschaft zu beweinen, „beheult" er, nun auch am Erfolge seiner Liebe verzweifelnd, seine Junggesellenschaft in einem ebenso witzigen wie zweideutigen Liede:

1) S. 155.
2) S. 71.
3) Geschichte der deutschen Litteratur III.

„Vierdte Handlung, Achter Auffzug.

(Nabal kömt und hat einen schwartzen Trauer=Mantel nebenst einen spitzigen Hute mit Flor, nur das die breite Krause hervorguckt; Wie dann ein Knabe mit einer Laterne, wegen des finstern Theatri von ferne folgen kan.)

Nabal: Nun ist es mein rechter Ernst, daß ich meine Jungferschafft eben so ehrlich beweinen wil, als das liebe Kammer=Jungfergen. Denn wer wil mir das Weinen verbieten, da eines Fürsten=Tochter fast vor die lange Weile dem großmäulichten Menschenfresser in das Trenchir=Messer lauffen sol. Wiewol ich gebe die gute Thamar doppelt drum, wenn ich nur, ach wenn ich nur. Ja, zum drittenmahl, ach wenn ich nur entweder das artige Silpgen nicht gesehen hätte, oder wenn sie nicht ein Opfer=braten werden solte. Nun, das Unglück ist einmahl da, habe ich meine Jungferschafft lachende nicht verlieren können, so wil ich sie weinende behalten. Doch auffsehens! Der Lobgesang wird vor dieß mahl umsonst anzuhören seyn.

(Nabal singet.)

Komt her ihr Keutzgen, komt ihr Eulen,
Und hört meine Seufftzer an:
Ja helfft mir fein mit unter heulen,
Wenn ich nicht fertig werden kan:
Ich soll mit Haut und Haar verderben
Und als ein Junggeselle sterben.

Mein Vater ist kein Jüngling blieben,
Als er die Mutter hat gefreyt;
Ich aber werde gar vertrieben,
Von der verborgenen Fröligkeit.
Das heist, ich soll nur gantz verderben,
Und als ein Junggeselle sterben.

Ach hätt es nur noch wenig Tage,
Mit dir, mein Kind, verzug gehabt,
So hätt ich mich in solcher Plage
Zum meisten nur einmahl gelabt,
Da wolt ich doch mit Lust verderben,
Und nicht als Junggeselle sterben.

Ach Schade, liebe Silpa, Schade,
Daß du noch eine Jungfer bist,
Und daß mich arme Käse=Made
Nun ferner keine Jungfer küßt,
Ach ist kein Mittel vors Verderben,
Sol dieser Junggeselle sterben.

Der Henker hole diese Mode,
Daß man die reinen Jungfern schlacht,
Man schlage sonsten was zu tode,
Das in der Schenke Possen macht.
So durfft ich nicht so bald verderben,
Und als ein Junggeselle sterben.

Wie wohl ich bin dazu erkohren,
Ach liebste Silpa gute Nacht;
Nun wird vor mich kein Sohn gebohren,
Und dir wird auch kein Kind ge... bracht.
Denn ich muß neben dir verderben,
Und als ein Junggeselle sterben. [1])

Solche Schuldramen mußten die Opposition hervorrufen. Übrigens ist die Einrichtung des Schuldramas nie ganz unangefochten gewesen. Im 16. Jahrhundert wandte man sich besonders gegen die Aufführung der Komödien des Terenz und Plautus. Sturm sagt: Comoediarum

1) Die letzte Zeile wird allezeit repetieret, und da verkehrt es Nabal allezeit: Und als ein junger Esel sterben.

actiones multi improbant propter molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurios, in quibus corruptelam morum esse putant. Er bekämpft diese Vorwürfe mit Gründen, die nicht immer stichhaltig sind, z. B. wenn er sagt[1]): Wie kann man den Schülern die Schönheit der Tugend anschaulich machen, wenn ihnen nicht im Gegensatze dazu auch die Häßlichkeit des Lasters vor die Augen gestellt wird! Im 17. Jahrhundert (1602) wendet sich unter anderen in sehr derber Weise gegen die Schuldramen der Riedemeister Joachim Oppermann in Hildesheim, der in seinem Tagebuche folgendes schreibt[2]): „Die fructus so auf die actiones comoediarum folgen, seyndt gemeiniglich diese, daß die Knaben dadurch frech, ungehalten, muthwillig werden, lernen saufen und fressen, gerathen in viel Kundtschaft, achten die praeceptoren nicht groß hernach, es gibt ein dissolutam disciplinam, Sie beschlaffen gemeinlich ein Maydt oder zwei, Werden ihren herren und frawen ungehorsamb, bleiben Ihnen die nacht über aus dem hauß, gehen gassatum, hawen in die Steine, Richten Stenkerei ahn, Werden ins Lock drueber gesteckt, ziehen darnach davon taliter qualiter, Die Schuele wirdt öde dadurch, im examine darnach kohnnen sie nicht bestehen, haben nichts auswendigk gelehrnet, Verseumen sich, welches das ergste, ein großes in Ihren studiis, der Ladt dunke (?) beist sie, Und wehre Ihnen zu wüntschen, quod essent tam eruditi quam sibi videntur. Sie verseumen die Zeit, es folgt allerhandt unradt daraüß. Die Paedagogi verseumen sich ihre discipulos. Es gehet viel Zeit, indem sie es auswendig lernen, in der Schuele aliquoties versuchen, Die Kleider zu Wege bringen, darnach im Agiren. Zu diesem Was gehet für Unkost darauff. Da müßen newe Scepter, newe Kronen, Fittiche, Schem Maskarden, Harvdn haben. Da müßen die Elttern, Herren oder frawen große mühe haben, eh sie Ihnen die Kleid, die Ketten und andern Schmuck verschaffen. Da steht man in steten Sorgen, Es werde etwas verlohren, genohmmen, verwahrloset, verderbt, gebogen, besudelt, zerbrochen, Ist eitel muehe und Arbeitt u. s. w. In summa: Plus habet incommodi quam commodi." Und bei Gelegenheit der 1602 aufgeführten, vom Rektor verfaßten Komödie „**Abraham**" heißt es: „Die spielenden Bauern setzten sich nied im **felde**, **kriegen** ihre Knapsecke herfür, eßen, trinken, zuvor aber betete **einer**: 'Aller Raben augen warten auf Dich, Herr Babst, Dan Du bist **ihre speise** zu seiner Zeit, Du thust Deine Diebische Handt auff, Unt **raubest alles**, was Du bekohmmen kanst, mit wohlgefallen'. Darnach: '**Vater Babst**, der Du bist zu Rom, Entheiligt werde Dein Nahme,

1) Siehe bei Zundt a. a. O. S. 19.

2) Geschichte des Gymnasiums Andreanum von 1546 bis 1815. Von J. P. **Fischer**. Programm 1862.

Zerstört werde Dein Reich, Dein Wille geschehe nimmermehr ꝛc.'. Das 'Herr Gott, himmlischer Vater' ging auch auf den schlag."

Auch die Geistlichen griffen diese Einrichtung an, sie wandten sich nicht nur dagegen, daß die Schuldramen oft in der Kirche aufgeführt wurden, sie wollten die heidnischen Schuldramen und solche mit anstößigem Inhalte durch Terentii Christiani ersetzt wissen, indem sie die das Schuldrama empfehlenden Äußerungen Luthers in seinen Vorreden zu den Büchern Judith und Tobias[1]) nur auf solche Dramen angewandt wissen wollten. Zuerst schrieb einen Terentius Christianus, „ab obscoenis purgieret, mit feinen Sentenzen gezieret und mit vielen zu gutem Sittenleben dienlichen Sachen erfüllt", Cornelius Schonäus aus Gouda, Rektor in Haarlem (1541—1611). Er verfaßte 16 Schauspiele, die, mehrfach gedruckt, 1618—1620, in einer Gesamtausgabe unter dem Namen Terentius Christianus erschienen. So schreibt Mengering, ein Hallescher Geistlicher, in seinem Scrutinium conscientiae Catecheticum bei den Gewissensfragen nach dem achten Gebote[2]): Frage: „Ob Du die Parodias Sacras, da man die heidnischen Sprach-Bücher auff Christliche und Biblische Materien und Historien applicieret und transferiret, gebilliget und verworffen?"

Erklärung.

Als etliche Aristarchi auch sind, die es verargen, daß man Terentios Christianos, Senecas Christianos und dergleichen schreibt, da es doch fürwahr löblich und wohlgethan ist und zu wünschen wäre, daß man die Jugend in solchen Christlichen, Biblischen Materien und Historien, Sententien und dramatibus unterrichten und üben liesse, damit also ihnen neben der Sprache die fundamenta fidei et vitae Christianae von Kindes-Beinen an wohl eingeflöst und sie zu Liebe und Lust die H. Göttliche Schrift zu lesen und studieren aufgemuntert und angeführt werden möchten. Legem tulerat Julianus, ne in Graecorum literis Christianorum pueri instituerentur, tum vero Apolinarius historias antiquas sacrarum literarum ad Homericum quendam modum versibus exposuit, Evangelia vero et Apostolica dogmata ad dialogorum formam, ad exemplum Platonis redegit. Quae res et legem Imperatoris inclementem irritam fecit et ecclesiae plurimum profuit, cum reiectis Ethnicorum scriptis sacra haec pueris discentibus proponerentur. Centur, 4, Magdeb., S. 1388. Thut man derowegen mit solchen Zoilieren und aristarchieren unrecht wider das achte Gebot.

1) Walch, Luthers Werke 14, 83; 14, 89.

2) S. 1088 flg.

Nur solche Terentii Christiani hatte man im Auge, wenn man die Schuldramen „zur Kultivierung der morum" empfahl, wie dies 1700 bei einer Visitation der Fürstenschule zu Meißen geschah. Flathe in seiner ausgezeichneten Schulgeschichte, die nicht nur für die Schulzeit Lessings von großer Bedeutung ist: „St. Afra, Geschichte seit ihrer Gründung", erzählt uns, daß bei einer Visitation 1700 die Visitatoren in der Fürstenschule „pro necessitate credendorum et in vita agendorum einen sehr merklichen Defect und tepor fanden sowohl wegen fleißiger Lesung, aufmerksamer Anhörung des göttlichen Wortes und Nachschreibung etzlicher Predigten als liederlichen Lebensart vieler Alumnorum". Es werden darum allerlei Anweisungen zur besseren Pflege der „Pietät" gegeben. Dann heißt es weiter: „Auch sollte zur Kultivierung der morum nicht ein weniges contribuieren, wenn die Knaben den statutis gemäß des Jahres manchmal comoedias aut tragoedias ex historia ecclesiastica aut St. Bibliis entweder teutsch oder lateinisch (wie dergl. beim Terentio Schonaei Christiano vorkommen) in öffentlichen auditoriis in ehrbarer Kleidung, doch sonder ärgerliche Masquen und Vorstellungen halten würden."

Dagegen verwarfen ganz die Schuldramen diejenigen Schulmänner, die von der neuaufkommenden theologischen Richtung des Pietismus beeinflußt waren. Die schärfsten Angriffe gegen diese Einrichtung richtete der Rektor Gottfried Vockerodt[1]) in Gotha, der Weise als Verderber der Jugend anklagt; Weise nennt ihn in seinen Briefen den fanaticus Gothanus. Dieser Vockerodt schrieb im Jahre 1697 eine Abhandlung „Mißbrauch der freyen Künste insonderheit der Musik nebst abgenötigter Erörterung der Frage: Was nach Dr. Luthers und anderer evangelischer Theologen und Politicorum Meinung von Opern und Komödien zu halten sei?" Daran schließen sich noch andere Abhandlungen von ihm über dasselbe Thema. Sie finden sich in der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle a. S. in den Actis Pietisticis[2]) und bilden einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Streites über die Adiaphora zwischen den Pietisten und Orthodoxen. Auch für die Geschichte des Unterrichts in der Rhetorik ist die Abhandlung interessant, weil wir darin die Themata vieler Schülerreden erfahren, über die die Schüler in dem Actu Oratorio bei Anfang und Ende der jährlichen Schulvisitation „peroriert" hatten, und auch die Themata der Programme und vieles aus den Programmen selbst, mit denen der Rektor zu jenen Actus ein-

1) Über seine Amtsthätigkeit handelt, freilich wenig eingehend, Chr. F. Schulze in seiner Geschichte des Gymnasiums zu Gotha.

2) Signatur 84 B. 3.

lub. Ist doch für die Geschichte der Schulschriften noch so wenig gethan. Solche Themata der Schulreden waren: de inconsulta studiorum ratione eiusque damnis, de difficili studiorum delectu. Ein Schüler zeigte in einer Rede, wie man die eloquentiam in tacendo beweisen sollte, ein anderer redete de Michaele Neandro, den Rektor von Ilfeld, und zwar in gebundener Rede über sein Privatleben, ein zweiter griechisch „von Neandri Betragung im Schulamte", der dritte in lateinischer Prosarede von den sonderbaren Tugenden des Neandri. Anläßlich einer anderen Schulvisitation schrieb Bockerodt de paedagogismo, von der Pedanterie und ließ dann in einem oratorischen Aktus einen Schüler de nomine, definitione et variis generibus Paedagogismi, d. h. der Pedanterie reden; dieser behandelte zuerst die Etymologie, ob das Wort von pedaneus oder paedagogus herkomme, gab dann eine speziale Definition des Begriffes, dann eine „spezialere, und definierte endlich specialissime: die Pedanterie ist ein Laster deß Gemüths, das sich durch Hochachtung seiner Gelehrsamkeit und Vertrauen auf Witz und Kunst aufblehen läst und zu einer ungöttlichen durstigen und ungereimten Betragung im gemeinen Leben antreibet. Erkläret hier auch diese Beschreibung gründlich und außführlich, und zeiget, daß alle ungläubige und gottlose Gelehrten solche Pedanten seynd, wann sie auch schon unter allerley Schein sich verstecken, damit sie nicht davor angesehen werden". Ein anderer Schüler redete de notis Paedagogismi, von den Kennzeichen der Pedanterie, ein dritter de remediis Paedagogismi. Zum Schluß der Schulvisitation (August 1696) schrieb der Rektor das Programm, das ihm soviel Anfeindungen zuziehen sollte: de falsa mentium intemperatarum medicina. Bockerodt hatte in dem verflossenen Sommersemester „die Kayser-Historie aus bewehrten lateinischen Skribenten vorgestellt" und besonders die Regierungszeit Caligulae, Claudii und Neronis behandelt. In dem Programm rechtfertigt er gleichsam diese Lektüre, „denn wer wolte wol glauben, daß das Leben und die Thaten deß sehr wilden und grausamen Caligulae, des närrischen Claudii und schändlichen Neronis einigen Vorschub zur Gottseligkeit und Klugheit thun könnten", während doch andererseits die Lehrer darauf zu sehen hätten, „damit die auf dem fürstlichen Gymnasio studierende Jugend bei Lesung der alten Autoren nebenst der Kunst und Beredsamkeit und Lateinischen Sprache auch dasjenige lernen, was zur Besserung des Lebens erforderlich ist". Demgegenüber meint der Rektor, man könne von diesen drei Kaisern besonders gut lernen, „daß, wie man sein Thun und Leben in der Jugend einrichte, auch in den folgenden Jahren sich betrage, ein solches Ende nehme man auch". Nero sei in der Jugend zu sehr den theatralischen Tanz- und Singspielen nachgegangen, er sei deshalb ein „galanter

Pedant" geworden ebenso wie Caligula, Claudius habe sich dagegen früh der „gelehrten Pedanterie" ergeben. Deshalb sei auch aus ihm nichts geworden. Ihre Schwächen und Thorheiten werden weiter ausgeführt. Zuletzt wird erwähnt, daß, wie er „in abgewichenem Jahre von des Augusti Redlichkeit und Gottesdienst in 3 Schulreden habe handeln lassen, so wolle er im bevorstehenden Schulaktus einmal auch 3 Schulreden über die folgenden Kaiser halten lassen, und zwar solle ein Selektaner reden „von des Caligulae verkehrter Auferziehung" und solle zeigen, „wie dem unordentlichen Gemüthe dieses jungen Herrn nicht wol gerathen worden, daß man solches mit theatralischen Sing- und Tanz-Spielen habe bessern wollen; der andere des Claudii Pedanterie oder unmässige Lust zu unnützen Künsten, dadurch er pedantisch und zu Geschäften untüchtig worden, vorstellen, der dritte aber erweisen, daß Neronem die unsinnige Liebe zu Musik und Schauspielen gestürtzet."

Dieses unschuldige Programm wurde der Anlaß zu einem heftigen Federstreite zwischen Vockerodt und Joh. Christoph Weitzel, Med. D. und Schulrektor in Altenburg, und Joh. Christ. Lorber, Kaiserl. gekrönten Poeten und Fürstl. Sächs.-Weimar. Hofadvokaten, und einem anonymen Weißenfelsischen Hofmusikanten. Diese Männer warfen Vockerodt vor, er sei ein Musikfeind, er habe nicht nur die Musik, sondern auch die Musiker „höhnisch durchgezogen", Komödien- und Opernbesuchen sei keine Sünde, habe doch Luther das Komödienspielen empfohlen; auch Tanzen sei keine Sünde, es sei ein gutes Werk, wenn die Fürsten Musik und dergl. Künste pflegten u.s.w. Ich gehe auf Vockerodts maßvolle und sachliche Widerlegung hier nicht ein, sondern hebe nur hervor, daß er sich wiederholt sehr entschieden gegen die Schuldramen in diesem Zusammenhange ausspricht und diese Einrichtung ganz verwirft[1]): den vermeintlichen Vorteil, den die Schuldramen haben sollten, könne man viel besser erzielen, wenn die „Praeceptores in den oberen Classen die Jugend fleissig zum deklamiren und disputiren" anhielten. „Durch Pickelhärings Possen und ungöttliches Geschwätz wird die Jugend nicht muthig, sondern wild und frech: nicht wol gebärdig und höflich, sondern affektirlich und ungereimt werden, die, wie die Erfahrung lehret, eine einmahl mit Zwang angenommene Comödiantische Art zu reden oder sich zu geberden ihr Leb-Tage behält, und sich damit bey vernünfftigen Leuten ridicul macht." Ob bei diesen Worten der „fanaticus Gothanus" nicht an Weises Dramen gedacht hat, der sich von ihnen so viel für den homo politus versprach?

1) Vergl. bes. S. 152 flg.

Nach Bockerodt hat aus den pietistischen Kreisen sich noch einmal entschieden gegen die Schuldramen gewandt: Hieronymus Freyer, der Inspektor des Kgl. Pädagogii in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S., der besonders durch seine „Anweisung zur Teutschen Orthographie“ sich litterarisch bekannt gemacht hat. Derselbe schrieb anläßlich des öffentlichen Examens des Paedagogii Regii zu Glaucha vor Halle des 22. und 23ten Martii des 1728sten Jahres ein Teutsches Programm — er sagt in der Abhandlung, er sei von einem vornehmen Gönner ersucht, dies Thema zu wählen, und zwar in Teutscher Sprache es zu behandeln, „da ich mich bey dergleichen Fällen sonst der Lateinischen zu bedienen pflegete“ — über die Frage: ob ein Christlicher Schullehrer anstatt der gewöhnlichen oratorischen Übungen mit gutem Gewissen Komödien spielen und die ihm anvertraute Jugend dazu anführen könne. Er urteilt in dieser Abhandlung, „daß ein Christlicher Schullehrer auch die besten Komödien für sich und sein Amt als gefährlich, schädlich, unanständig und unnöthig anzusehen habe; und um deswillen dieselben mit gutem Gewissen und ohne Verletzung seiner Christen- und Amtspflicht weder zur Übung noch Vergnügung der Jugend einführen könne“. In seinen maßvollen Ausführungen wendet er sich besonders dagegen, daß in den Schuldramen die Schüler auch in „Weibskleidern“ auftreten. Er meint, die Schuldramen seien nicht nur gefährlich und schädlich, sondern auch unnötig, da es andere, bessere exercitia in der Beredsamkeit gebe. Zu diesen rechnet er vor allem die actus oratorii. Sie seien im Kgl. Pädagogio von dessen Stiftung an gepflegt, später „vermehret und extendiret worden, daß sie nunmehro allen 7 Lateinischen Classen von Quinta bis auf Selectam, über dieses auch den Griechischen, Teutschen und Frantzösischen Lectionibus nach eines jeden Scholaren Vermögen zur beständigen Übung dienen. Wir haben auf diese Weise im nächstverwichenen Winter und also in einer Zeit von 6 Monaten mit unserm etwa aus achtzig Scholaren bestehenden Coetu, die Orationes und Gratiarum actiones auf dem öffentlichen Examine mit eingeschlossen, elf dergleichen Actus publicos und privatos, jedoch die privatos auch in vieler Zuhörer Gegenwart, überall aber in denselben an die 150 Reden und Gespräche gehalten; und weil über dieses die Alumni vielfältig und in den obersten Klassen täglich wohl mehr als einmal auftreten und entweder einen mit Fleiß elaborirten und auswendig gelernten Sermon recitiren oder über eine aufgegebene Materie einen extemporalen Vortrag thun, die Selectaner und Primaner auch wöchentlich disputiren müssen; so haben sie bey solcher Gelegenheit wenigstens über 600mal nicht auf dem Catheder, sondern mitten im Auditorio, völlig angekleidet, wie man an einem fremden Orte zu erscheinen pfleget, frey stehend und förmlich zu reden und darauf meisten-

teils der verordneten öffentlichen Censur vor der gantzen Classe zu erwarten gehabt". Aus der Ordnung des ganzen Examinis, die am Ende des Programms angegeben ist, erwähne ich, daß auch in „Teutscher Oratorie für die Anfänger und für die mehr Geübten" examinirt wurde. Aus dem beigegebenen Verzeichnis der Orationen, welche auf dem Examine gehalten werden, erwähne ich die deutschen Reden: aus Klasse Selecta: Von der Gleichheit der beyden römischen Kayser Caroli V. und VI; aus Klasse Prima (in deutschen Versen): Von der Thorheit der Atheisterey; in deutscher Prosa: Von den Zeugen der Wahrheit in und aus der Pfalz vor der Reformation.

Es ist vielleicht von Interesse, noch andere Themata, die bei solchen Examinibus von den Schülern in ihren Reden behandelt wurden, kennen zu lernen. Zu dem Herbst-Examen des Jahres 1728 schrieb Freyer ein Programm über die Frage: ob ein Studiosus iuris auf Universitäten sich nicht eben so wohl als ein Studiosus theologiae eines wahren und rechtschaffenen Christentums befleißigen müsse. Aus den beigegebenen Themen erwähne ich als Abschiedsrede aus Klasse Prima: Von den Zunamen der Kurfürsten von Brandenburg (in deutschen Versen), ein anderer, ebenfalls in deutschen Versen, redete von den Landplagen dieses Jahres, ein dritter „von der einem Teutschen hochnöthigen Excolirung seiner Muttersprache". Ostern 1730 schreibt Freyer wieder deutsch „Vom Romanlesen"; aus den verzeichneten Themen erwähne ich wieder nur die derjenigen Reden, die deutsch gehalten wurden: Von dem bitteren Haß der Papisten gegen die Protestanten (aus Klasse Selecta). Aus Klasse Prima redet einer von dem gesegneten Fortgange des Christentums in Indien, ein anderer „vom heilsamen Gebrauch des kalten Wassers"! Ostern 1733 schreibt Freyer ein „Programma hodoeporicum, das ist, Vorstellung der Ursachen, Warum und wiefern im Paedagogio Regio das unnöthige Reisen nothwendig eingeschrenket und zum theil gäntzlich abgeschaffet seyn und bleiben müsse". Aus Selecta hält einer eine deutsche Rede über das Thema: Von den Vorzügen eines wahren Gelehrten, ein anderer redet in deutschen Versen von der Notwendigkeit des pythagoreischen Stillschweigens in Schulen, ein dritter in deutscher Prosa von der Tapferkeit des alten und von der Weichlichkeit des neuen Roms.

Sprechzimmer.

1.

Er ist voller Übermut.

Eb. Nestle glaubt die Wahrnehmung gemacht zu haben (vergl. diese Zeitschrift XV S. 206), daß „die Form voller (fast) nur vor weiblichen

Hauptwörtern und vor der Mehrzahl gebraucht werde, wo sie also aus voll der zusammengezogen sein könnte", und wirft infolge davon die Frage auf, „ob sich seine Beobachtung auch sonst bewahrheite und ob trotzdem die herkömmliche Erklärung (als Erstarrung der flektierten Form des männlichen Nominativs) zweifellos richtig sei". Wenn er hierbei darauf hinweist, daß Luther die Form voller „in seinem neuen Testament" ausschließlich in dieser Weise verwendet habe, so wiederholt er nur für einen Teil der Lutherschen Bibelübersetzung, was J. Grimm D. Gr. IV 499 schon für das ganze Werk ausgesprochen hat: „Luther zog voller unrichtig auf den folgenden Genetiv Fem. oder Genetiv Plur. und setzt in anderen Fällen bloß voll"; und wenn er zur Erklärung der Konstruktion nur die Schriften von Bauer, Geistbeck und Behaghel heranzieht, so ist ihm entgangen, daß die Fügungen mit voll bereits in dieser Zeitschrift III, 30—43 eingehend behandelt worden sind von K. Ondrusch, der besonders den Sprachgebrauch Jean Pauls gründlich untersucht und durch eine große Zahl von Belegen erläutert. Da aber Ondrusch gerade die Verwendung von „voller" am wenigsten genau erörtert (S. 41—43), so komme ich hier mit einigen Worten darauf zurück.

Für den Gebrauch der Form „voller" vor Hauptwörtern männlichen und sächlichen Geschlechts werden von ihm III, 42 folgende Belege aus Lessing und Goethe angeführt: Wir stehen voller Erstaunen vor dem breiten, rauschenden Flusse (Hamb. Dramat.), diese Roxelane ist eine kleine, närrische Kokette, den Kopf voller Wind (ebenda), voller Unmut (Wilh. Meister), voller Gehalt (Dichtung und Wahrheit). Diese Beispiele aus der Litteratur ließen sich leicht noch vermehren; z. B. heißt es bei P. Gerhardt: O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn, und in einem anderen Liede desselben Dichters: Voller Labsal, Trost und Saft, ist der keuschen Liebe Joch; bei M. Opitz: Des Kerkers voller Wust und Grauens; bei Gellert: Er starb in meinen Armen, die itzt durch seinen Tod noch voller Zittern sind; bei H. v. Kleist: Ich finde alles voller Leid. Doch genügt schon der Hinweis darauf, daß es noch gegenwärtig in der mitteldeutschen Umgangssprache hiesiger Gegend ganz gewöhnlich ist, zu sagen: Er ist voller Lob über eine Sache = voll Lobes oder des Lobes voll; ebenso er ist voller Neid, Hochmut, Übermut, Zorn, Frohsinn, Gottvertrauen, Leben, Widerspruch, Witz, Gift (und Galle), Lug und Trug, Abscheu, der Hund ist voller Ungeziefer, das Zimmer ist voller Glanz; wesentlich seltener sagt man: die Stube ist voller Rauch, Qualm, der Ofen ist voller Ruß, die Straße ist voller Staub, Schmutz, Unrat, das Feld steht voller Unkraut. Dagegen sind gar nicht üblich Verbindungen wie: ein Topf voller Wasser, ein Gefäß voller Blut, ein Kasten voller

Holz, eine Hand voller Reis, ein Mund voller Brot[1]), in denen Topf, Kasten u.s.w. Nominative sind, ebensowenig: er bringt einen Topf voller Wasser, einen Kasten voller Holz, wo sie im Accusativ stehen. Selten kommen Fügungen vor wie: er hat ein Herz voller Hochmut, Zorn u. a. Daraus ergiebt sich, daß in der Umgangssprache hiesiger Gegend das prädikativ gebrauchte voll, besonders in Verbindung mit Abstrakten, auch bei männlichen und sächlichen Hauptwörtern ganz gewöhnlich auf -er ausgeht, dagegen das als Attribut verwendete diese Endung fast gar nicht annimmt.

Anders liegt die Sache, wenn bei dem von voll abhängigen Substantiv noch ein Eigenschaftswort steht. Hier bleibt voll in der Einzahl meist unflektiert, und das darauf folgende Adjektiv erscheint bei männlichen und sächlichen Wörtern in der schwachen Biegungsform: voll reichen Segens, voll regen Eifers, voll großen Gottvertrauens; in der Mehrzahl aber kommt daneben noch ab und zu die Form voller vor, wobei das folgende Adjektiv starke Abwandlung erhält: ein Busch voll roter Beeren oder voller roter Beeren, ähnlich wie schon Nigrinus schreibt: daß ich von der andern heiligen Legendis nichts sage, die doch stickvoller stinkichter Lügen sind. Dagegen ist die schwache Biegungsform hier nicht üblich.

Soweit die Umgangssprache. Wenn man nun in der Rede des Volkes nach der Form voller sucht, so findet man sie viel seltener. Denn für Wendungen wie: er ist voller Güte, Freundlichkeit, Bosheit sagt der gemeine Mann lieber: er ist die Güte selber, er ist aus lauter Freundlichkeit zusammengesetzt, er war eine Bosheit; für: er war voller Wut lieber: er war in voller Wut. Wenn aber die Vulgärsprache voll mit darauffolgendem (abhängigem) Substantiv wirklich verwendet, so läßt sie jenes wie dieses gewöhnlich unverändert stehen, mag nun ein Eigenschaftswort dabei sein oder nicht. Wie es heißt ein Pfund Brot statt (wie zu Luthers Zeiten) ein Pfund Brotes, so sagt man jetzt auch ein Krug voll Wasser statt (wie zu Luthers Zeiten) ein Krug voll Wassers; ebenso ein Glas voll schöne Milch, einen Becher voll guten Wein, ein(en) Schrank voll neue Bücher, eine Schachtel voll große Knöpfe. Selbst bei sprichwörtlichen Redensarten und stereotypen Wendungen wie: der Himmel hängt ihm voll(er) Geigen und er steckt voll(er) Thorheiten erscheint voll im Volksmunde hiesiger Gegend gewöhnlich in der -er-losen Form.

Fragen wir nun nach dem Ursprunge der Gebilde auf -er, so spricht doch mehr für die Ansicht J. Grimms a. a. O., Behaghels (Die deutsche Sprache S. 208), Erdmanns (Grundzüge d. deutsch. Synt. S. 37),

1) Mundartlich ist sogar Hand voll und Mund voll zu Hampfel und Mumpfel zusammengewachsen.

Weinholds (Mhd. Gr. S. 502), Wunderlichs (Deutsch. Satzbau S. 173), Th. Matthias' (Sprachleb. u. Sprachschäden S. 226), Blatz' (Nhd. Gr. II 196) u. a., die in -er eine erstarrte Flexionsform suchen, als für die von Adelung stammende, von Sanders im Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten wieder vorgetragene, daß in -er der bestimmte Artikel enthalten sei. Zunächst lassen sich dafür die in gleicher Weise erstarrten Formen **halber** und **selber** heranziehen. In Fischarts Garg. S. 175 heißt es: den Becher halber, und noch jetzt sagt man in Süddeutschland: er war halber tot, sie haben ihn halber tot geschlagen, bei selber aber ist die erstarrte Form auch in der Schriftsprache gäng und gäbe. Ferner hat sich im ältern Nhd. das flektierte Eigenschaftswort auch sonst gar nicht selten erhalten, z. B. bei H. Sachs: die Göttin war triefnasser; und noch im 18. Jahrhundert wenden sich die oberbayrischen Grammatiken gegen diesen Sprachgebrauch, z. B. die kurbayrische S. 495: „In diesem Falle flicken einige die Silbe -er an das Adjektiv, sie sprechen z. B.: ich bin ungekleideter aus dem Zimmer gelaufen". Vor allen Dingen aber scheinen mir Sätze wie: so wird ich foller aller pîn (bei Joh. von Soest) und o du voller aller Betriegnis (in der sogenannten 4. Bibelübersetzung vergl. Ondrusch a. a. O. S. 42) für die Auffassung J. Grimms zu sprechen. Auch erwartete man, wenn „voller" für „voll der" stünde, das darauf folgende attributive oder substantivierte Eigenschaftswort jetzt nur in der schwachen Form zu finden. Thatsächlich steht es aber gewöhnlich in der starken: ein Topf voller blauer (nicht blauen) Beeren und ein ganzes Schlachtfeld voller Toter (nicht Toten). Ist daher die Grimmsche Erklärung die wahrscheinlichste, so läßt sich andrerseits nicht leugnen, daß das jetzige Sprachgefühl die Form „voller" meist aus „voll der" ableitet, wie schon Luther gethan hat.

O. Weise.

Eisenberg, S.-A.

2.

Zu Wülfing, Sprachliche Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer. (Ztschr. 14, 308 flg.)

Auf S. 329 des vorjährigen Bandes der Zeitschrift vermerkt Dr. Wülfing bei Gelegenheit der Besprechung von **Wärtel** bei C. F. Meyer, daß das Wort bei Heyne und Sanders fehle. Betreffs Sanders ist dies ein Irrtum. Denn im 3. Bande, S. 1487, Sp. 3 findet sich der Verweis „Wärtel .... s. I. Wart", und an letztgenannter Stelle bringt Sanders für das unverbundene Wort Belege aus Goethe, Lessing, Rückert und Veit Weber, fügt aber hinzu: „gewöhnlich in Zusammensetzungen", deren er dann eine stattliche Anzahl anführt.

Sei es mir gestattet, hieran ein paar kurze Bemerkungen allgemeineren Inhalts zu knüpfen.

Die an und für sich belanglose Richtigstellung gereicht mir insofern zu besonderer Freude, als hierdurch Sanders' Wörterbuch, dem in Dr. Wülfings statistischer Abrechnung auf S. 330 flg. in Bezug auf Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit so wie so die Krone zuerkannt wird, in noch günstigerem Lichte erscheint. Wie leicht bei der Einrichtung und dem Druck des Werkes Einzelheiten zu übersehen sind, weiß jeder Benutzer desselben zur Genüge. Sicherlich aber ist das Werk eine schier unschätzbare Fundgrube für die genauere Lektüre der neueren deutschen Litteratur, dem in dieser Hinsicht kein anderes Werk irgendwie ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann[1]).

Vielleicht nur wir, die wir im Auslande deutsche Litteratur erklären, sind uns bewußt, wie mangelhaft unsere deutschen Wörterbücher in Bezug auf Reichhaltigkeit des Inhalts sind; denn nur wir werden durch unsere eines entwickelten Sprachgefühls ermangelnden Schüler auf jede irgendwie ungewöhnliche Ausdrucksweise hingewiesen. Der Sprachgebrauch der Klassiker ist ja in den bekannten Nachschlagewerken meistens hinreichend gebucht; doch für das neunzehnte Jahrhundert stünde es schlimm um die Lehrer des Deutschen im Auslande, besonders insoweit als sie nicht selbst Deutsche sind, wenn Sanders nicht wäre. Grimm ist unvollendet und in den ersten Bänden veraltet, Heyne bei weitem nicht vollständig genug, Paul gar nicht als Wörterbuch in engerem Sinne berechnet, und Weigand kann für einfach praktische Zwecke auch kaum in Frage kommen.

Trotzdem erinnere ich mich nur zu deutlich, wie wir während meiner Studentenzeit vor Sanders gewarnt wurden, weil die Etymologien unzuverlässig seien, was sie ja auch sind. Auch bei amerikanischen Kollegen, die drüben studiert haben, scheint dieses Vorurteil zu bestehen. Viele kennen Sanders entweder nicht oder unterlassen seine allerdings recht schwierige Benutzung mit Hinweis auf seinen Mangel an Wissenschaftlichkeit. Die philologischen Mängel Sanders' kenne ich selber nur zu gut und will sie wahrlich nicht in Abrede stellen oder beschönigen. Trotzdem bin ich überzeugt, daß deutsche Lehrer und Berater unrecht thun, wenn sie Studierende fremder Nationalitäten von der Benutzung unseres einzigen einigermaßen vollständigen Wörterbuchs abhalten. Für Etymologien und Begriffsentwickelungen wird es ja so wie so niemand mehr benutzen wollen. Da haben wir ja Kluge und Paul.

Anderseits ist es allerdings sicher, daß die Zeit für die Herstellung eines groß angelegten praktischen Wörterbuchs der neueren deutschen

1) Obwohl wir ein bloßes Sammelwerk wie das Wörterbuch von Sanders nicht auf eine Stufe mit den wissenschaftlichen deutschen Wörterbüchern von Grimm, Paul, Kluge u. a. stellen können, geben wir doch im Interesse der Bedürfnisse des Ausländers gern auch einer entgegengesetzten Anschauung Raum. D. L. d. Bl.

Sprache reif ist. Das Werk, das ich im Sinne habe, müßte natürlich auf der Höhe der Wissenschaft stehen; aber es sollte dennoch auch praktischen und populären Bedürfnissen, in des Wortes höchster Bedeutung, dienen.

Wenige werden wohl leugnen, und ich wünschte, Dr. Wülfing hätte als Ergebnis seiner Untersuchung nachdrücklich darauf hingewiesen, daß ein solches Werk, klar und übersichtlich angelegt und gedruckt, wie z. B. die größeren amerikanischen Wörterbücher (Webster, Standard, vor allem Century), ein wirkliches und dringendes Bedürfnis aller Freunde deutscher Litteratur wäre, mögen es nun Fachleute oder Liebhaber sein. Sanders, selbst wo er ausreicht — und es steckt in dem Werke wohl doppelt so viel, als der gewöhnliche Benutzer findet —, ist für den Uneingeweihten allzu schwierig zu gebrauchen und ist wohl auch nie in die gebildeten Kreise des Volks gedrungen.

Heynes Wörterbuch ist gewiß ein äußerst verdienstvolles Werk; doch sollte man es sicher nicht, wie hierzulande oft geschieht, als „a German Century Dictionary“ bezeichnen. Jedem, der mit beiden Werken vertraut ist, muß ein solcher Vergleich durchaus unzulässig erscheinen. Dafür ist, um nur eins zu erwähnen, das Heynesche Werk viel zu sehr die ausschließliche Arbeit eines Philologen. Doch auch in anderer Hinsicht fehlt es dem Werke an praktischer Anlage. So ist z. B. die grundsätzliche Auslassung von Fremdwörtern von keinem praktischen Standpunkt aus zu billigen. Was die Reichhaltigkeit des Werkes betrifft, so sind Dr. Wülfings Angaben beredt genug in betreff der Sprache der Gegenwart. Doch auch die Vertretung der älteren Litteratur läßt vieles zu wünschen übrig. Vorgeschrittene Schüler von mir lasen vor zwei Jahren mehreres von Jean Paul und von Sturm- und Drang-Autoren, wie Klinger, Wagner, Lenz, Maler Müller u. a., und waren dabei außer auf Grimm hauptsächlich auf den dreibändigen Heyne angewiesen. Als Ergebnis dieser herzlich eng begrenzten Lektüre könnte ich Dutzende vergeblich gesuchter Wörter und Wendungen anführen.

Zum Schluß dieser Bemerkungen möchte ich mir noch, ohne alle Anmaßung, einen Ratschlag erlauben. Wenn man sich, was hoffentlich bald geschieht, an die Ausführung eines solchen Unternehmens macht, so sollte man die wissenschaftlichen Vertreter des Deutschen an auswärtigen Hochschulen auf geeignete Weise ersuchen, ihre Nachtragsammlungen zu den von ihnen benutzten Wörterbüchern dem Unternehmen zur Verfügung zu stellen. Ich bin überzeugt, daß das gern geschehen würde und daß dadurch recht schätzenswertes Material erlangt werden könnte, einfach aus dem oben erwähnten Grunde, daß wir immer mehr oder weniger an genaue Worterklärung zu denken gewöhnt sind und

deshalb vieles nachschlagen und eventuell buchen, worüber man ohne solche Nötigung als genügend verständlich oder erratbar hinwegliest.

Nashville, Tenn., U. S. A., Vanderbilt University. **A. R. Hohlfeld.**

3.

Im Egerlande und im Norden der Oberpfalz hört man den Ausdruck: „er hat sich mit ihr geschieden, sie hat sich mit ihm geschieden". Wir in Norddeutschland sagen bekanntlich umgekehrt: „er hat sich von ihr geschieden". Und das entspricht der Logik. Wie jener Ausdruck sich gebildet haben mag? Ich denke, nach Analogie. Man sagt in derselben Gegend, auch sonst in Österreich: „ich vergesse auf etwas". Offenbar ist das eine falsch gebildete Analogie nach: „ich besinne mich auf etwas". Wir sagen ferner: „ich verlobe mich, ich verheirate mich mit jemandem", scherzweise wohl auch „gegen jemanden"; aber allgemein ist gebräuchlich: „sich mit jemandem entzweien", während doch logisch richtig allein „von" wäre. Es wäre interessant, zu wissen, ob der oben angeführte Gebrauch auch anderwärts gäng und gäbe ist oder ob er sich allein auf diese Gegenden beschränkt.

Plauen im Vogtlande. **William Fischer.**

4.

Kurfürst Moritz und das Spanische.

Der Held von Sievershausen schreibt kurz und klar, doch mit der Orthographie steht er auf äußerst gespanntem Fuße. Nun, „dem Genie ist es erlaubt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß." (Lessing.) Von fremden Sprachen hat er fast nichts verstanden, selbst Spanisch kannte er kaum. Aus seinen köstlichen, noch nicht genügend gewürdigten Ehebriefen[1]) führe ich hierzu nur ein Beispiel an. Aus dem Lager vor Raab schreibt er unterm 8. Oktober 1552 u. a.: „allein so fil heslikeit ist nit bey mir zu finden gewest, das ich wer zu dem spanisen Frautzimmer gangen vnd het in einem pesselos manos (beso los manos!) dafor gemacht".

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

5.

Ein denkwürdiges griechisches Palindrom, das unseren „Reliefpfeiler" weit hinter sich läßt und etwa dem: „Ein' Ledergurt trug Nebel nie" gleichsteht, ist „Νίψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν" (Wasch' ab die Sünde, nicht nur das Antlitz).

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

1) Man vergl. Distel in von Webers „Archiv für die sächsische Geschichte" N. F. VI. (1880), 133, N. 54: Verb. m. 138, N. 65 und 141/142.

6.

„Von Pontio nach Pilato rennen" schreibt Heinrich Heine in seinem „Ludwig Börne" (1840), III. Buch. Auch wir haben vergessen, daß der römische Landpfleger in Judäa, zur Zeit des Todes Christi Pontius Pilatus hieß und wir nach Luk. 22, 11 sagen sollten „von Herodes zu Pilato".

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

7.

Die Bezeichnung einer vorgerückten Frauensperson durch „Alte Schachtel"

stammt aus der Weidsprache, die sehr alte Tiere (weibliche Hirsche) damit bezeichnet; man vergl. z. B. Johann Wilhelm von Pärsons „Der Edle Hirsch-gerechte Jäger" (1734), 80 und Grimms „D.W.B."

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

8.

Lessing zu einer Würdigung seines Vaters.

An seine Mutter schreibt der große Kamenzer (Wolfenbüttel, 7. Juli 1771) nach seines Vaters Tode u. a. also: „Was das zu druckende Andenken anbelangt, so will ich mit nächstem an [meinen Bruder] Theophilus weitläufig darüber schreiben. So wie es Theophilus aufgesetzt hat, ist es recht gut; aber ich sehe wahrlich nicht ein, warum es den dummen und boshaften Camzern (die Lebenden sind andere Leute!) zu gefallen gedruckt werden muß. Eben so vollständige Nachrichten von unseres Vaters Leben sind schon an mehr als einem Orte gedruckt, und es ist immer noch Zeit, der Welt zu seinem Lobe etwas zu sagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe seyn, wie er nach der Leichenpredigt abgelesen wird. Ich habe mir es fest vorgenommen[1]), etwas aufzusetzen, aber es soll etwas seyn, was man weiter als in Camenz und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieset."

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

9.

Theodor Fontane erzählte mir 1898 aus seiner Leipziger Apothekerzeit, daß ein Kind mit einem Zettel folgenden Wortlautes: „Gatte, blaß' mal!" (Kataplasma) bei ihm eingetreten sei.

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

---

1) Leider ist es dabei geblieben; man vergl. Distel im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatte" 1901 Nr. 15.

Dr. Hermann Schiller, Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1901. 656 S., dazu 48 S. Quellensammlung, Register (S. 49—74) und drei Karten.

Als wir in dieser Zeitschrift[1]) den ersten Band von Schillers neuer Weltgeschichte besprachen, fühlten wir uns zum Widerspruche gedrungen dagegen, daß der Verfasser in seiner Einleitung (S. 14 flg.) das Mittelalter erst mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges abschließen wollte. In jener Einleitung hieß es (S. 15) ausdrücklich, der zweite Band werde die Geschichte „des Mittelalters und der Übergangsepoche zur Neuzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges" enthalten. In Wahrheit schließt der inzwischen erschienene zweite Band in altgewohnter Weise mit dem Übergange aus dem 15. ins 16. Jahrhundert ab.

Während wir aber hier nur voll zustimmen können, finden wir es bedauerlich, daß dieser zweite Band auch von den damals mit Beifall begrüßten Grundsätzen und Ankündigungen nicht unwesentlich abweicht. Denn während Schiller in der Einleitung zum ersten Bande (S. 2 flg.) ganz vortrefflich von dem, was eigentlich zur Weltgeschichte gehört, zu reden weiß, wird er hier seinen dort aufgestellten guten Grundsätzen wiederholt untreu. Während Schiller an der angeführten Stelle des ersten Bandes richtig betont, daß manche Völker „erst von dem Augenblick an interessanter" für die Geschichte werden, „wo sie sich mit wirklich geschichtlich bedeutenden Völkern berühren", widmet er hier (S. 641 flg.) der Vorgeschichte Amerikas eine eingehende Behandlung, ohne uns erklären zu können, worin die weltgeschichtliche Bedeutung der Kämpfe der Indianer, der Chichimeken, Tekpaneken u. s. w., unter sich eigentlich beruht. Nachdem Schiller in seinem Vorwort (1. Band) das „Eingehen in bisweilen kleinliche und stets für die große Entwickelung unwesentliche Einzelheiten abgelehnt" hat, kann man ihm hier den Vorwurf nicht ersparen, von diesem guten Leitsatz ohne Not abgewichen zu sein.

Eine ganze Reihe von Kapiteln sind im Verhältnis zur wirklich weltgeschichtlichen Bedeutung ihres Stoffes bei weitem zu ausführlich geraten; sie könnten nicht nur ohne Schaden für das Ganze erheblich kürzer sein, das würde vielmehr dem Werke zu entschiedenem Vorteil gereichen, da dann Platz für wichtigere Dinge geschaffen würde. Als zu breit möchten wir besonders folgende Stücke hervorheben: § 9 Die Verhältnisse des Ostens in der karolingischen Zeit (S. 98—108), § 15 Die Griechen und die mohammedanische Welt bis zu dem Zusammenstoße

1) 15. Jahrgang, 1. Heft, S. 59—66.

in den Kreuzzügen (S. 215—231), § 21 Die osteuropäischen Länder und das Morgenland (S. 354—387!), § 29 Die Wandlungen im Osten und ihre Rückwirkungen auf die christlichen Kulturstaaten (S. 563—592!). Die Breite dieser Kapitel ist um so unberechtigter, als namentlich in den beiden größeren (§ 21 und 29) die Kulturgeschichte, die das Wichtigste enthält, was die Welt dem mohammedanischen Völkerkreise verdankt, viel zu sehr hinter der politischen Darstellung zurücksteht. Schiller hat sich hier, da es sich in den genannten Stücken immer um dasselbe Thema handelt, offenbar von seiner Hauptquelle (A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, 2 Bde., in Onckens Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen) zu allzu großer Breite verleiten lassen.

Während so auf der einen Seite zu große Ausführlichkeit in minder bedeutenden Dingen herrscht, fehlt es in diesem Bande anderseits vielfach an einem größere Partien der geschichtlichen Entwickelung zusammenfassenden Überblick, an einer Gesamtwürdigung längerer Perioden, an ausführlicher Betrachtung der höheren Gesichtspunkte in Rankes Manier. Gerade hierin aber liegt zweifellos die wertvollste Aufgabe der weltgeschichtlichen Darstellung, ohne deren Erfüllung sich kein Recht für die Bezeichnung der Geschichte als magistra temporum erweisen läßt. Ein gutes Beispiel für solche größere Überblicke findet sich S. 387—389 in dem Rückblick auf die Periode von 1100—1300: durch die häufigere Einfügung derartiger Betrachtungen hätte das Werk bedeutend an Wert gewonnen. Natürlich fehlt es auch diesem Bande nicht an den Vorzügen, die wir schon bei der Besprechung des ersten als charakteristisch für den Verfasser rühmend hervorhoben, und einzelne Kapitel sind auch hier vortrefflich gelungen. Und wenn Schiller dabei auch vieles seinen Quellen[1]) verdankt, so verdient doch die Art ihrer Benutzung und die geschickte Behandlung durch den Verfasser dieser neuen Weltgeschichte hohe Anerkennung. Als besonders treffliche Stücke möchten wir hier nur hervorheben die eingehende und klare Darstellung Karls des Großen, die auch die Mängel des großen Herrschers nicht verschweigt (§ 6, S. 57—82); den Hinweis auf die Fehler der Ottonischen Politik, die die Stellung der deutschen Kaiser so erschütterten: Begründung neuer herzoglicher Dynastien, Schwächung der Hausmacht durch das Herzogtum der Billunger, Zersplitterung der Geroschen Mark (S. 147); die sehr gute und klare Darstellung der Ziele Hildebrands und die Hervorhebung des Anteils, den Humbert von Silva Candida daran hatte (S. 172); die durch gleiche

1) besonders: Abel u. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. Köpke u. Dümmler, Kaiser Otto der Große. Meyer v. Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich IV. u. V. Lamprecht, Deutsche Geschichte.

Klarheit und treffendes Urteil ausgezeichnete Behandlung des Kampfes zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. (S. 182—191), sowie das Schlußurteil über Heinrich IV. (S. 197). Auch der ganze § 22, „Die Kulturverhältnisse im 12. und 13. Jahrhundert" (S. 389—404), zeichnet sich durch trefflich übersichtliche Zusammenstellung und lichtvolle Klarheit aus.

In Einzelheiten aber giebt dieser zweite Band viel mehr Anlaß zu Ausstellungen als der erste, der mit weit mehr Sorgfalt gearbeitet war. Wir möchten das nähere Eingehen auf diese Einzelheiten als ein Zeugnis für das besondere Interesse angesehen wissen, das wir dem Werke entgegenbringen.

S. 187, Z. 15 v. u. vermißt man eine Erklärung, mit welchem Rechte die deutschen Fürsten Heinrichs IV. Gang nach Canossa als Bruch des Oppenheimer Vertrags auffaßten. Ist es doch vielmehr zweifellos, daß die Fürsten wortbrüchig wurden, indem sie Heinrich IV. nicht mehr als König anerkannten, obwohl er sich vor Ablauf eines Jahres vom Banne gelöst hatte.

S. 246, Z. 21 v. o. ist auf einmal von „Freilassung" des Erzbischofs Adelbert von Mainz die Rede, ohne daß vorher von seiner Gefangensetzung auf Schloß Trifels (vergl. Weber, Weltgesch. VI, 400) berichtet worden ist.

S. 271 und namentlich S. 273 ist Arnold von Brescia und seine Bedeutung für Barbarossa viel zu oberflächlich behandelt. Vergl. dagegen Ranke, Weltgesch. IV, 91—105!

S. 330 ist von der Empörung des jungen Heinrich gegen seinen Vater, König Heinrich II. von Frankreich, die Rede, ohne daß es der Verfasser für nötig hielte, uns auch nur über den Grund dieser Empörung aufzuklären.

Daß es Schiller auf S. 395 unterläßt, im Anschluß an die deutsche Kunstdichtung des Mittelalters von der Volksdichtung zu reden, und das Nibelungenlied und die Gudrun nicht einmal erwähnt, ist ein grober, unverzeihlicher Fehler.

S. 430, Z. 11 flg. v. u. sind die Kurstimmen in falscher Reihenfolge angeführt. Nach der Goldenen Bulle stand der Markgraf von Brandenburg an letzter Stelle. (Vergl. Weber, Weltgesch. VIII, 126 flg.)

S. 462, Z. 10 v. u. tritt der Name „Lollarden" plötzlich und ohne Erklärung für die Anhänger Wiclifs auf, auf die er doch erst übertragen wurde.

Gegenüber dem, was Schiller S. 480 (2. Absatz) und 481 über Sigmund und Hus sagt, muß man ganz entschieden an Rankes Wort (Weltgesch. IV, 462) festhalten: „Doch ist es ein vergebliches Bemühen, den König von Wortbrüchigkeit freizusprechen". Zürnte doch Sigmund

selbst heftig darüber, daß schon durch Hussens Gefangennahme sein königlicher Geleitsbrief (also keine bloß „mündliche Zusage des Königs"!) gebrochen worden sei. (Vergl. Weber, Weltgesch. VIII, 218.)

S. 484, Z. 13 v. o. tritt der Ausdruck „Taboritentum" unvermittelt und unerklärt auf. Erst 27 Zeilen weiter unten auf derselben Seite ist von der Gründung der Festung Tabor die Rede, und erst S. 485 Z. 2 und 3 v. o. heißt es: „die Taboriten, wie die radikale Richtung sich nannte". Dieses Verfahren ist auf alle Fälle falsch. Entweder setzt Schiller voraus, daß der Leser weiß, was unter „Taboritentum" zu verstehen ist, und dann ist die nachfolgende Erklärung überflüssig; oder er meint, der Leser bedürfe dieser Erklärung, und dann darf er den Ausdruck „Taboritentum" nicht brauchen, ohne die Erklärung sofort beizufügen.

Ähnlich liegt die Sache S. 493, Z. 4 v. u. Hier ist bei dem Ausdruck „deutsche pragmatische Sanktion" auf S. 491 verwiesen, wo aber dieser Ausdruck wenigstens gar nicht gebraucht ist.

Nicht zu billigen ist es auch, wenn Ludwigs XI. Bruder Karl, welcher Herzog von Berry und Guienne war (vergl. Register S. 52, Spalte 2), S. 520 Z. 5 v. o. „Karl von Berry", S. 521, Z. 16 v. u. aber „Karl von Guienne" genannt wird. Und ebensowenig vermögen wir es gutzuheißen, daß S. 614 Z. 3 „Crotus Rubeanus", Z. 37 flg. aber „Johann Jäger" steht, ohne daß an einer der beiden Stellen angezeigt wäre, daß mit beiden Namen dieselbe Person bezeichnet wird. Das Register S. 59 Spalte 3 giebt nur den Namen „Jäger" und unterläßt ebenfalls, in Klammer „Crotus Rubeanus" hinzuzufügen.

S. 619 hätte bei der Besprechung Donatellos doch wohl sein berühmtes Reiterstandbild des Gattamelata erwähnt werden sollen.

Des weiteren mögen einige Fehler in den Anmerkungen erwähnt sein.

Auf S. 24, Anm. 1 dürfte die oberste Klammer nur Chodowech und Audefleda umfassen; denn nur diese waren Kinder Childerichs I.

Auf derselben Seite in Anm. 2 muß die Klammer, welche Plectrudis, Pippin den Mittleren und Chalpaida umfaßt, weg; denn nur Pippin der Mittlere war ein Kind des Ansegisil und der Begga.

S. 96 in der Anm. gehört die S. 80 erwähnte Tochter Karls des Großen Gisela unter seine Kinder zwischen Bertha und Drogo.

Ein anderes Kapitel, auf das wir schon beim ersten Bande hinwiesen, kehrt hier wieder: die verschiedene Schreibweise ein und desselben Wortes. Da liest man S. 253 auf der letzten Zeile „manchfache" und „Mannigfaltigkeit"; man sollte meinen: wer „manchfach" schreibt, der müßte logischerweise auch „Manchfaltigkeit" schreiben.

Da steht S. 254, Z. 11 „Speyer", Z. 14 aber „Speier".

Unter dem Bilde zu S. 618 steht „Brunelleschi", während der Text überall — so auch auf S. 618 dreimal — die Form „Brunellesco" aufweist. (In andern Werken findet man freilich in diesem Punkte noch Schlimmeres; und über die Lebenszeit des berühmten Künstlers herrscht völlige Verwirrung.)

S. 648, Z. 4 v. o. steht „Huayna Kapak", S. 650 Z. 12 v. u. aber „Huayna Kapac".

S. 651, Z. 14 v. u. steht „Narvaez", vier Zeilen weiter „Narvaes".

Ja, S. 653, Z. 1 v. o. liest man „Inkareich" (wie auch sonst) und gleich auf der nächsten Zeile „Inca".

Uns will derartiges Schwanken eines wissenschaftlichen Werkes nicht würdig scheinen. Man mag über den Vorzug der einen oder der andern Form streiten können, aber man muß sich für eine von beiden entscheiden.

Schlimmer noch steht es bei einer Reihe von andern Verfehlungen, die als bloße Druckfehler aufzufassen bei ihrer Häufigkeit und Regelmäßigkeit uns diesmal nicht mehr gelingen will. Wir stellen sie zusammen:

S. 88, letzte Zeile steht: „Nach Karl d. Gr. Meinung" statt: Karls d. Gr.

S. 257, Text-Zeile 7 v. u. steht: „des böhmischen Priester Cosmas" statt: des böhmischen Priesters C.

S. 300, Z. 9. v. u. steht: „des deutschen Königs Heinrichs VII." statt: des deutschen Königs Heinrich VII.

S. 316, Z. 14 flg. v. u. steht: „seines ... Sohnes Ludwigs VII." statt: seines ... Sohnes Ludwig VII.

S. 332, Z. 9 steht: „seine normannische Vasallen" statt: seine normannischen V.

S. 425, Z. 3 flg.: steht „seines ... Schwagers Waldemars III." statt: seines ... Schwagers Waldemar III.

S. 560 Z. 15 steht: „die Absichten Karl VIII." statt: die Absichten Karls VIII.

S. 603, Z. 23 v. u. steht: „des Luxemburgers Karls IV." statt: des Luxemburgers Karl IV.

S. 624, Z. 9 v. u. steht: „des Herzogs Philipps des Kühnen" statt: des Herzogs Philipp des Kühnen.

S. 640, Text-Zeile 8 v. u. steht: „des Florentiners A. Vespuccis" statt: des Fl. A. Vespucci.

Von diesen zehn Fehlern sind neun falsche Genetivbildungen!

Nebenbei sei hier erwähnt, daß auch in diesem Bande wieder die regelwidrige Zerreißung „wog ... über" (S. 284, Z. 14; S. 630, Z. 12 u. 13; S. 635, Z. 7; S. 637, Z. 30) statt „überwog" mehrfach vorkommt; ebenso steht S. 628, Z. 20 „überzuwiegen" statt „zu überwiegen".

Soll denn künftig der Unterschied zwischen überlegen und überlegen aufgehoben sein?

Entschieden unschön und nicht nachahmenswert ist auch die Unterdrückung des Artikels in der Wendung „auf 1. Mai", „auf 15. Juni" (beides S. 413).

S. 509, Z. 2 fehlt ein Untertitel mit der Bezeichnung „a)", entsprechend dem b), c), d) auf S. 519, 526, 531.

Die neue Überschrift auf S. 609, Z. 13: „b) Der Humanismus und die Renaissance" findet sich in der Inhaltsübersicht auf S. VII, Spalte 2 unter § 30 nicht angegeben. Soll sie trotzdem gelten, dann muß auf S. 636 statt „b)" ein c) und S. 641 statt „c)" ein d) treten, und dementsprechend ist dann die Inhaltsübersicht zu ändern.

Endlich sind noch eine Anzahl offenbarer Druckfehler zu nennen; zunächst solche, die Zahlen betreffen:

S. 276, Anm. letzte Zeile steht 1058 statt 1158.

S. 321, Z. 4 v. u. = (1125) = 1225.

S. 322 sind bei den Anmerkungen die Ziffern 1 und 2 vertauscht.

Im Register steht S. 67, Spalte 1 unter „Paris": „Vertrag v. P. (1254)" mit Hinweis auf S. 324. Auf dieser Seite, Z. 22, ist aber dem Vertrage zu Paris zwischen Ludwig IX. und Heinrich III. das Jahr 1258 beigefügt. Nach anderen (so Weber, Weltgesch. VII, 651 und 709) fand der Vertrag 1259 statt.

Auf S. 53 des Registers, Spalte 3 muß es hinter „Camões" nicht „507", sondern „597" heißen.

Buchstabenfehler dagegen sind folgende:

S. 495, Z. 21 steht „Biether" statt Diether.

S. 513, Z. 27 = „dem" = den.

S. 529, Z. 6 = „vor" = von.

S. 543, Z. 4 = „dem" = den.

S. 597, Text-Zeile 12 v. u. steht „Luisiaden" statt Lusiaden.

S. 619, Z. 7 muß es statt („Bronze-)türme" offenbar (Bronze-) thüren heißen.

Hinter den Ordnungszahlen bei Namen fehlt auch in diesem Bande fast durchgängig der Punkt.

Einen trefflichen Schmuck des Buches bilden die 20 vorzüglichen Abbildungen, und eine besondere Anerkennung verdient die Auswahl der Stücke, die als „Quellensammlung zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses" angehängt sind. Der Verfasser ist dabei offenbar von der Absicht geleitet gewesen, solche Quellenstücke zu bieten, die dem Leser im allgemeinen weniger leicht zugänglich sind, und dieses Verfahren ist sehr

dankenswert. Dem weiteren Fortschritt des Werkes sehen wir mit gesteigertem Interesse entgegen.

Dresden. Dr. **E. Baffenge.**

Karl Weitbrecht, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts, Sammlung Göschen, Bd. 134 u. 135. Leipzig 1901.

Der Darstellung der gesamten Geschichte unserer Litteratur hat der rührige Verlag jetzt einen knappen Überblick über die litterarische Entwickelung im verflossenen Jahrhundert folgen lassen. Litteraturgeschichten aus der Feder von Dichtern gewähren immer einen besonderen Reiz, da man bei ihnen ein wirkliches Einfühlen in das dichterisch Gewollte voraussetzen darf; und wenn der Dichter zugleich Kritiker ist, so steht zu erwarten, daß seine Leistung hohe Ansprüche befriedigt. In Karl Weitbrecht vereinigen sich diese Eigenschaften. Dem Umfange des Gebietes nach läßt sich die Arbeit des Stuttgarter Professors am ersten mit der seines Dresdner Kollegen Adolf Stern vergleichen, dem wir als auch selbständig herausgekommene Fortsetzung der Vilmarschen Litteraturgeschichte eine „Deutsche Nationallitteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart" verdanken. Gegenüber der Fülle litterarischer Erscheinungen, die Stern zu betrachten hatte, wenn er anders eine Ergänzung des genannten Werkes nach dessen Plane liefern wollte, fällt an der Schrift Weitbrechts die kluge Beschränkung auf das Hauptwesentliche auf, die dem Verfasser gelegentlich nicht leicht geworden sein mag. Die beiden Büchlein erweisen sich als recht brauchbar, alles wirklich Hervorragende findet in ihnen seinen Platz. Wir sind im Zeitalter der Landschaftslitteraturgeschichten; wie man die Entwickelung im großen gern innerhalb eines engeren Rahmens widergespiegelt verfolgt, so läßt sich auch die Beobachtung machen, daß von den neuesten Darstellern der Gesamtlitteratur vielleicht etwas mehr, als es dem objektiven Standpunkte des Geschichtschreibers entspricht, das ihnen besonders vertraute Heimatliche Würdigung erfährt. Auch in diese Kreise dringen die Wirkungen des Stammesgefühls, und wenn selbst die Ausdrucksweise sich durch die heimatliche Sprechart ein wenig beeinflußt zeigt, so verdient das angesichts der Thatsache, daß die Schriftsprache sich immer von neuem aus den Mundarten verjüngt, ebensowenig Tadel wie die kräftigere Betonung der Heimatsdichtung. Geschieht doch damit, selbst wenn einmal eine dichterische That in falscher Perspektive gesehen sein sollte, ein heilsamer Hinweis auf das Bodenständige aller echten Kunst. Bei Weitbrecht erhalten die Schwaben vielleicht einen zu großen Raum, in dem weitbekannten Buche von Adolf Bartels kann man wohl das norddeutsche Wesen mit besonderer Wärme dargestellt finden. Das ist nicht die einzige

Ähnlichkeit zwischen den Litteraturgeschichtsdarstellungen Weitbrechts und Bartels'. Vielmehr bietet sich dem Beschauer eine sehr große Übereinstimmung, die immer zunimmt, je mehr wir uns dem Ende des abgelaufenen Jahrhunderts nähern. Darf es auch als selbstverständlich gelten, daß ein im ganzen sich deckendes Kunsturteil den Hauptgrund dieser Thatsache abgiebt, so wird man doch eine starke Beeinflussung des neueren Werkes durch die „Deutsche Dichtung der Gegenwart" nicht ableugnen können. Die Anordnung des Stoffes, die Adolf Bartels gegeben hat und die er mit vollem Rechte gegenüber Richard M. Meyer verteidigt, ist so trefflich, daß man wirklich am besten thut, sie entweder ganz oder doch mit Abweichungen je nach der besonderen Betrachtungsweise des Einzelnen herüberzunehmen. Die Abhängigkeit der Weitbrechtschen Schrift von Bartels des näheren zu verfolgen, würde durchaus nicht schwer fallen. Auf der anderen Seite versteht es sich von selbst, daß der angesehene Kritiker an vielen Stellen eine nicht nur von seinen Vorgängern, sondern auch vom Landläufigen durchaus abweichende Schätzung litterarischer Persönlichkeiten und Erzeugnisse zum Ausdruck bringt.

Die beiden Teile des Buches zerfallen in je drei Abschnitte: Der Anfang des Jahrhunderts, Zwischen den Revolutionen, Die Rückkehr zur Form, Der poetische Realismus, Nationale Einigung und geistige Entartung, Die Moderne. Klar wie die Einteilung ist die Ausführung. Die Gedrungenheit gehört zu den Hauptvorzügen der Darstellung. Einige der litterarischen Charakterbilder, der Anlage des Werkes gemäß nur in kleinstem Maßstabe gezeichnet, erfreuen durch ihre Schärfe. Durchaus angenehm wirkt die ruhige Sicherheit bei der Darstellung auch des nur bedingt Anzuerkennenden. Eine derbere Tonart schlagen eigentlich nur die letzten Kapitel an, wo der Verfasser mit wuchtigen Hieben und vielfach Adolf Bartels ähnlich gegen das Unwesen der Litteratur seit den Tagen der Gründerzeit zu Felde zieht.

Weil die Litteratur nur im Zusammenhange mit den politischen und socialen Verhältnissen der Zeit verstanden werden kann, müssen wir fordern, daß der Betrachter der Geschichte der Dichtung seine Leser auf die inneren und äußeren Kräfte hinweist, die den Unter- und häufig den Hintergrund für die poetischen Bestrebungen bilden. Weitbrecht entzieht sich dieser Aufgabe nicht; er weiß mit kräftigen Strichen die Farben aufzutragen und hält sich, obgleich die Schilderung der Kulturumstände einen ziemlich breiten Raum einnimmt, doch von der Übertreibung frei, die da vermeint, alles aus den Zeitströmungen erklären zu können, und die Ansicht vom Milieu auf jegliche Litteraturentwickelung überträgt.

Beweise für die Selbständigkeit des Urteils bieten sich in Fülle. Wir erwähnen nur die Rechtfertigung Wilhelm Jordans, mit der Weit-

brecht sich in entschiedenen, unserer Ansicht nach wohlbegründeten Gegensatz zu Adolf Stern, Bartels und Richard M. Meyer stellt; besonders fein sind dabei die Andeutungen über die Vorahnung Nietzschescher Gedanken; oder wir erinnern an die Zeilen über Detlev von Liliencron, die in einer Periode blinder Überschätzung des Dichters angenehm abkühlend wirken.

Bei dem Verfasser einer Schrift über die neueren Bearbeitungen der Nibelungensage darf es nicht verwundern, die Darstellungen dieses Stoffes geradezu als Wertmesser für die verschiedenen Stufen der Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts benutzt zu sehen, wenn das auch mehr unbewußt als absichtlich geschieht.

Das warme Deutschempfinden, das die Schrift durchweht, berührt äußerst anmutend.

Nur zwei Druckfehler sind uns aufgefallen. Es muß I S. 67 unten heißen: auch die ethischen und religiösen Werte statt Werke, und S. 141 statt 1864: 1846.

Die Erkenntnis, daß der Höhepunkt der litterarischen Bewegung des verflossenen Jahrhunderts in den 50er und dem Anfange der 60er Jahre liegt, verdanken wir nach der Meinung des Unterzeichneten dem kritischen Blick Adolf Bartels'. Wenn auch zu Tage tritt, wie sehr sich hier und in anderen Fällen die neueste Litteraturgeschichte auf den gesicherten Ergebnissen des Weimarer Forschers aufbaut, so besitzt sie doch selbständigen Wert genug, um als Führerin durch ein Labyrinth von Erzeugnissen dienen zu können. Nur auf die wahrhaft bedeutenden Erscheinungen lenkt sie unsere Blicke, ohne uns durch allzu reiche Hinweise auf Vorübergehendes den Anteil am dauernd Wertvollen zu benehmen.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Kleines Gottsched-Denkmal. Dem deutschen Volke zur Mahnung errichtet von Eugen Reichel. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Gottsched-Verlag, 1900. VIII, 136 Seiten. 2 Mark.

Das vorliegende Buch ist eins von den seltneren, die mit dem Herzen geschrieben sind. Darauf beruhen seine Vorzüge und Schwächen. Für den Verfasser ist Gottsched immer nur der Vielverkannte, dessen Ehrenrettung ihm heilige Herzenssache ist. Und weil er dies persönliche Verhältnis nirgends verleugnet und mit einem opferwilligen Idealismus für diese von ihm verfochtene Sache eintritt, darum dürfen wir ihm auch unsere Anerkennung nicht versagen, und ich möchte ebendeswegen dem Verfasser gönnen, daß sein Lebenswerk Beachtung und nicht bloß Achselzucken finden möge. Denn dieses letztere wird überall da ihm nicht erspart bleiben, wo der kühle Verstand allein seine Resultate prüft. Was

soll ein nüchtern denkender Mann dazu sagen, wenn es auf dem vorgehefteten Blatte heißt: „Kein Deutscher wird in Zukunft mehr wagen, über den großen Patrioten, den freien, stolzen, mutigen Denker und Dichter, den Reformator unseres ganzen geistigen und sittlichen Lebens zu lachen oder geringschätzig zu urteilen"! Ist denn wirklich unsere Litteraturgeschichte so ungerecht gegen den Mann gewesen? Ich sollte denken, von Küttner ab, der in seinen Charakteren teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781, S. 230 flg., Gottscheds Verdienst auch gegen Lessing hervorhob, bis auf Scherers Litteraturgeschichte ist, um eins der bekanntesten Bücher zu nennen, „das Unvergängliche der Lebensarbeit Gottscheds" mit ruhig abwägendem Urteil anerkannt. Aber ebendies fehlt Eugen Reichel. Er sieht nur immer wieder das absprechende Urteil Lessings, Goethes und der Zeitgenossen und läßt sich nun verblenden, in seinem Helden einen „Nationalhelden" allerersten Ranges zu sehen. So sagt er Vorr. S. VI: „Wie Bach, wie Friedrich II. ... zu Ehren gekommen sind, so muß auch Gottsched (der zweifellos größte, glänzendste Stern dieses großen deutschen Dreigestirns) wieder zu Ehren kommen"; und S. VII: „er, der größte Deutsche seiner Zeit, doch zugleich der sittlichste, der edelste Mann, dem in dieser Beziehung vielleicht nur Schiller ähnlich und nahe verwandt ist. Aber er war noch mehr!" Das muß doch auch dem ein Lächeln abnötigen, dem es leid thut, zu sehen, wie ein geistvoller Mann sich durch seine ehrliche Begeisterung dazu hinreißen läßt, so völlig übers Ziel hinauszuschießen. Ebenso wird jeder den Kopf schütteln müssen, der die Schilderung Lessings auf S. 55 flg. liest. Wir geben gern zu, daß die Art, wie Gottsched von Lessing behandelt wurde, nicht verdient war; aber wir treten trotzdem nicht mit Eugen Reichel auf Gottscheds Seite, wenn wir Lessing dort so völlig kritik- und geschmacklos herabgewürdigt sehen. Man lese und staune: „Lessing war aus der Schule des Buch- und Brotgelehrtentums hergekommen, hatte nichts Solides gelernt, nur dort und hier genascht, und war voll vom Ehrgeiz, eine litterarische Rolle zu spielen." „Lessing kam zeit seines Lebens nicht über das Kompilieren, das Philologengezänk und jenen, allen Buchgelehrten anhaftenden Hochmut hinaus, der mit seinem absprechenden Urteil stets bei der Hand ist." „Seinem (Lessings) leicht über die Oberfläche der Dinge hingleitenden, boshaften, selbst vor Verleumdungen nicht zurückschreckenden Witze gelang das (Gottsched unter die Räder zu bringen) vollständig." In dieser Art geht es dann weiter. Lessing hat danach eigentlich nichts weiter gethan, als Gottsched ausgeplündert.

Doch wozu viel anführen, um nur ein Lachen zu erregen, das mir nicht passen zu wollen scheint zu dem ehrlichen Streben Eugen Reichels, seinen Helden aus der Dunkelheit ins helle Licht zu stellen! Die Art,

wie er dies thut, muß entschiedenen Widerspruch finden. Wenn er es aber unternimmt, Gottsched durch Veranstaltung kleinerer Ausgaben mit Ausscheidung des Veralteten wieder bekannter zu machen, so verdient das durchaus unsere volle Zustimmung. Daß ihm dies Unternehmen auch durch die nötige materielle Unterstützung gesichert werde, ist nur zu wünschen. Der Preis für die einzelnen Hefte ist auf 2 Mark festgesetzt. Es wird also möglich sein, mit verhältnismäßig geringen Kosten sich nach und nach die wichtigsten Schriften Gottscheds zu verschaffen; ihren Wert für die Beurteilung der damaligen Kultur wird schon daraus jeder ermessen können, daß dieser Mann thatsächlich ein Jahrzehnt lang der Brennpunkt der geistigen Entwickelung Deutschlands gewesen ist.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrgang, Nr. 6. Juni 1901. Festordnung der Hauptversammlung in Straßburg. — Bezeichnungen des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den Eltern des Mannes und denen seiner Frau? Von Dr. Karl Scheffler. — „Angeführt mit Löschpapier." — Zu den preisgekrönten Verdeutschungen des Zweigvereins Berlin-Charlottenburg. Von O. Sarrazin. — „Natur-Kunstdruckpapier." Von Dr. H. — Kleine Mitteilungen.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrgang 1901, VII. und VIII. Bandes 4. Heft. I. Abteilung (7. Band). Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Von Privatdozent Dr. Eduard Schwyzer in Zürich. — Vergils Äneis im Lichte ihrer Zeit. Von Prof. Dr. Eduard Norden in Breslau. — Die Vorgeschichte der Zauber- und Hexenprozesse im Mittelalter. Von Archivar Dr. Josef Kaufmann in Magdeburg.

—— II. Abteilung (8. Band). Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit (Fortsetzung). Von Oberlehrer Dr. Walther Hoppe in Löbau i. L. — Die Mathematik im Reformgymnasium. Von Prof. Dr. Heinrich Vogt in Breslau. — Die deutschen Großstädte. Ein Beitrag zum geographischen Unterricht. Von Dr. Carl Reichardt in Wildungen in Waldeck.

Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte. Herausgegeben von August Sauer. VIII. Band. 1. Heft. Jahrgang 1901: Prinzipien der wissenschaftlichen Periodenbildung. Mit besonderer Rücksicht auf die Litteraturgeschichte. Von Richard M. Meyer in Berlin. — Zu Wielands Übersiedlung nach Weimar. Von Karl Obser in Karlsruhe. — Neue Beiträge zur Charakteristik des jungen Jerusalem. Mitgeteilt von Victor Loewe in Hannover. — Neue Briefe von Schubart. Mitgeteilt von Rudolf Krauß in Stuttgart. I. Briefe Schubarts vom Asperg an seine Gattin nach Stuttgart. — Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe 1788—1797. Von Heinrich Düntzer in Köln. — Schillers Werke in italienischer Übersetzung. Von E. Fasola in Florenz.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Jena. VIII. Band. Heft 4 und 5: Bücherpreise aus den letzten Jahrzehnten des Mittelalters. Von

Dr. G. Kohfeldt, Bibliothekar in Rostock. — Aus Inventarien pommerscher Amtshäuser und Schlösser (um 1500). Von Prof. Dr. M. Wehrmann in Stettin. — Die Aussagen der Protokolle der großen hessischen Kirchenvisitation von 1628 über den im Volk vorhandenen Aberglauben. Von Lic. Dr. W. Diehl, Pfarrer in Hirschhorn. — Zur Geschichte des deutschen Fürstenlebens im 16. und 17. Jahrhundert. Von Direktor Dr. Eduard Otto in Offenbach a. M.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Holzmüller. 12. Jahrgang. 8. Heft: Über die Verhandlungen der Berliner Junikonferenz vom Jahre 1900. Von Dr. G. Holzmüller. — Zur Ausbildung des Kunstverständnisses unserer Jugend. Von J. Bauke, Zeichenlehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium in Breslau.

Die Gesellschaft. Halbmonatschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 17. Jahrgang. 1901. 1. Juniheft: An den Kaiser. — Matthieu Schwann, Wie die Deutschen Chinesisch lernen. — J. Hofmiller, Über Björnsons Kraft. — Otto Julius Bierbaum, Einladung. — Baronesse Falke, Gustav Mahler. — Alexander Swietochowski, On i Ona. — Alfred Georg Hartmann, Das Erzieherische der Studie. — Franz Bruck, Aphorismen. — Münchner Kunst.

Neu erschienene Bücher.

Verzeichnis der an den höheren Lehranstalten Preußens eingeführten Schulbücher. Im amtlichen Auftrage herausgegeben von Dr. Horn. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 131 S.

H. Viehoff, Deutsches Lesebuch für mittlere Klassen höherer Lehranstalten. Bearbeitet von H. Leisering. 12. gänzlich umgearbeitete Auflage. Braunschweig, G. Westermann, 1900. 536 S.

H. Viehoff, Deutsches Lesebuch für untere Klassen höherer Lehranstalten. Bearbeitet von H. Leisering. 14. gänzlich umgearbeitete Auflage. Braunschweig, G. Westermann, 1900. 444 S.

H. Viehoff, Handbuch der deutschen Nationallitteratur von Luther bis zur Gegenwart für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neu bearbeitet von H. Leisering. 25. Auflage. Braunschweig, G. Westermann, 1901. 2 Teile: 1. Teil, Poesie. 596 S. 2. Teil, Prosa. 391 S.

Georg Heydner, „Flachsmann als Erzieher", der deutsche Lehrerstand und der Theaterkritiker der „Hilfe". Hamburg, Verlag der „Pädagog. Reform", 1901. 35 S.

Ernst Müller, Schiller-Büchlein. Leipzig, G. Freytag, 1901. 164 S. Preis gebunden 2 M.

Dr. Arnold Zehme, Germanische Götter- und Heldensage. Leipzig, G. Freytag, 1901. 258 S. Preis gebunden 2 M.

Dr. Wilh. Kahl, Deutsche mundartliche Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, G. Freytag, 1901. 201 S. Preis gebunden 2 M.

Richard Wossidlo, Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1901. 60 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Zur Geschichte unserer Wochentage.

Von Dr. **Theodor Matthias** in Zittau.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für die Unwiderstehlichkeit, mit welcher weitester Welten- und Zeitenferne verdankte Kulturerrungenschaften sich allgemein durchsetzen, und zugleich für die feinfühlige und doch sichere Art, in welcher sie sich gleich anderen auch unser Volk durch einheimische Benennung vertraut zu machen verstanden hat, bildet unsere Woche und die Bezeichnung ihrer Tage.

Daß unsere Woche schlechthin als ein Geschenk galt, das wir der altbabylonisch-assyrischen Kultur verdanken, beruhte nicht eben auf stetiger und sicherer Begründung. Sorgfältiger, und ohne daß die Fäden der Entwickelung je abreißen, ist dagegen die Geschichte unserer Woche und ihrer Tage kürzlich behandelt worden, indem Friedrich Kluge, der schon 1895 im 8. Wissenschaftlichen Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins S. 89—98 die deutschen Namen der Wochentage sprachlich erläutert hat, in seiner neuen „Zeitschrift für deutsche Wortforschung", 1. Bd. S. 150—193, die Aufschlüsse veröffentlicht, die er über diese Frage von berufenen Fachmännern erhalten hat: für Babylon und Ninive von P. Jansen, für die Semiten von Th. Nöldeke, für die Griechen und Albanesen von A. Thumb, für die Römer von G. Gundermann, für die Kelten von R. Thurneysen und für die Romanen von W. Meyer-Lübke. Auf Grund dieser Darstellungen der heutigen Erscheinungsform unserer Woche rückwärtsschreitend ihrem Werden nachzugehen, ist das Ziel, das sich die folgende Betrachtung gesteckt hat.

1. Allgemeiner bekannt ist, namentlich seit Kluges oben genanntem Aufsatze, daß unsere Wochennamen zumeist lediglich Übersetzungen lateinischer Namen sind. In den nachchristlichen Jahrhunderten hatten nämlich die Römer folgende Wochentagsreihe: dies Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris und Saturni; d. h. die Tage waren nach den von den Alten angenommenen Planeten bezeichnet, deren Namen zugleich Götternamen sind. Schon Tacitus in der Germania Kap. 9 und auch sonst hat nun bekanntlich germanische Gottheiten mit römischen gleichgesetzt und einfach mit deren Namen bezeichnet, Wodan mit Mercurius,

Ziu mit Mars und Freia mit Isis. Es war also nur eine Weiterbildung dieses Verfahrens, wenn jetzt die zugleich Götternamen darstellenden Planetennamen der Wochentage durchweg eindeutschend und zumeist nach deutschen Göttern[1]) benannt wurden. Solis dies ward Sonntag, Lunae d. Montag. — Martis dies fand ursprünglich keine gleich einheitliche Übersetzung. Alemannisch und auch westlich der Iller trat dafür Zischtig, d. i. zîs-tag ein; denn in jenen Mundarten war die indogermanische Form der Gottesbezeichnung djos, divus, das hochdeutsche Ziw oder Ziu, zum Namen des besonderen Kriegsgottes, der ja Mars war, geworden. In Bayern und den sette communi ist dafür seit dem 12. Jahrhundert Ertag nachweisbar, dessen ersten Bestandteil der dem griechischen Kriegsgotte Ares entsprechende germanische Schwertgott Eru oder Er bildet. Die im Schriftdeutschen herrschende Form Dienstag weiß man sicher erst seit 1883 zu erklären, wo in Nordengland ein in die Zeit um 230 n. Chr. gehöriger Altar gefunden wurde, den im römischen Heere dienende Friesen neben anderen Gottheiten dem Mars Thingsus gewidmet haben, dem Kriegsgott der Heeresversammlungen. Unser Dienstag ist also unter irrtümlicher Anlehnung an dienen aus Dingstag und weiter, wie es im Munde z. B. des lausitzischen Volkes noch heißt, Dinstag entstanden. — Dem dies Mercurii hat ursprünglich ebenfalls eine wörtliche germanische Übersetzung entsprochen. Englisch heißt er noch Wednesday, wie er angelsächsisch wôdnesday hieß, das ist ganz gemäß der schon Taciteischen Gleichung Wodanstag. Im mittelalterlichen Niederdeutsch gab es ebenfalls einen wodenesdag, und auch im westfälischen Gudensdag steckt wenigstens ein dem Wodan ähnlicher Gott. — Jovis dies wurde Donnerstag, d. i. Thonaresdag, und Veneris dies englisch Friday aus angelsächsisch Frîgedaeg, westgermanisch Frîadag, neuhochdeutsch Freitag. — Nur beim dies Saturni kam man in Verlegenheit, weil es keinen dem Saturn entsprechenden germanischen Gott gab. Wie in England, wo Saturday daraus wurde, ist er daher auch auf dem germanischen Festlande zum Teil nur halb übersetzt worden. Westlich von Paderborn ward der Name zu sâterdach verbequemlicht, und das nur anders geschriebene niederländische Zaterdag hat den gleichen Sinn. Im oberdeutschen Sprachgebiete dagegen nahm man, wie ja auch einige andere kirchliche Namen, z. B. Kirche, Pfaffe, Taufe, Heide, das jüdisch-kirchengriechische Sabbat auf. Wie dies schon neupersisch nasaliert als schanba und bei den christlichen Abessyniern als schambate, auch bei den Magyaren als szombat erscheint, ward es

1) Andere Ersatznamen sind hier nur erwähnt, soweit sie in der Schriftsprache üblich geworden sind.

althochdeutsch sambaztag, mittelhochdeutsch samez-, samztag, neuoberdeutsch Samstag. Das Mittel dagegen, zu einem ganz deutschen Namen zu kommen, war es, wenn man, gemäß der altdeutschen Art, die Rechnung der Tage von den Nächten zu beginnen, den Tag als Vorsonntag, als den Sonnabend bezeichnete.

2. Fraglich ist zuerst, mit welchem Tage die germanische Woche begonnen hat; doch geben vielleicht einige unserer Ersatznamen darüber Auskunft. Schon der zuletzt besprochene Sonnabend berechtigt — vielleicht — zu dem Schlusse, so habe der Sabbat nur als Anfang der Woche vor dem zweiten Wochentage, dem Sonntage, genannt werden können, nicht auch als ihr Ende; die christlichen Syrer nennen ähnlich den vorletzten Tag ihrer Woche, die mit schabtha (Sabbat, Sonnabend) schließt, also den Freitag, ʿarūbtha, d. i. Abend. Jedenfalls wird die Thatsache, daß zuerst auch in Germanien die Woche mit dem Sabbat, dem saterdag begonnen hat, dadurch bezeugt, daß gerade im westlichen, von römischer Kultur überfluteten Germanien solche Denkmäler, kleine Altarsteine, Mosaikböden, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, wie Becher oder Schöpfkellen, gefunden worden sind, welche Darstellungen der Wochengötter in der Reihenfolge von Saturn bis Venus tragen.

Sicher war dagegen der Sonntag schon der erste Wochentag, als kirchliche Bedenken gegen den Thonaresdag und den Wodansdag laut wurden; enthielten diese doch Götternamen, die nach den Zeugnissen der alten Taufgelübde, die Abschwörungsformeln sind, im Volksbewußtsein viel lebendiger geblieben waren, als etwa Freia, von der überdies manches auf Maria übergegangen war. Für Donnerstag sagte man nämlich in Bayern dann Pfinztag, d. i. πέμπτη = der fünfte Tag (vergl. Pfingsten = πεντηκοστή, d. i. der 50. Tag [nach Ostern]); diese Rechnung aber stimmt nur bei Anfang mit dem Sonntag. Ebendarauf führt der allgemein üblich gewordene Ersatz für Mercurii dies oder Wodanstag, unser Mittwoch, das in mundartlichem italienischem mezedima und churwelschem mazemda seine Vorlage hat und gleich diesen Übersetzung von media hebdomas, „Mitte der Woche", ist; diese ist Mittwoch aber nur zwischen Sonntag und Sonnabend, nicht zwischen Sonnabend und Freitag.

Außerhalb Germaniens, wohin ja alle unsere Wochentage weisen, haben zur Verlegung des Wochenanfanges vom Sonnabend, auf den er erwiesenermaßen lange Zeit, aber vielleicht auch nicht ursprünglich fiel, auf den Sonntag heidnische und kirchliche Einflüsse zugleich gewirkt. Der heidnische war die große Macht, die seit Kommodus (180 n. Chr.) der Mithras- oder Sonnenkultus gewann, unter dessen Einfluß denn auch

schon zwei vorkonstantinische Wochengötterdarstellungen, auf einer Schöpfkelle aus Baden und einem Lämpchen (De Witte, Gazette Archéologique V, pl. I und V, 5), die Reihe mit Sol beginnen. Die christlichen Schriftsteller erwähnen ausschließlich die christlichen Einflüsse: ein Gebot Konstantins und die Absicht der Christen, sich von den Juden zu unterscheiden und das neue Leben der Woche mit dem Tage der Auferstehung und des ihnen dadurch gewonnenen neuen Lebens zu beginnen (Codex Just. 3, 12, 2; Cod. Theod. 2, 8, 1; Eusebius. vita Constantini 4, 18; Tertullian, Apologeticum 16; ad nationes 1, 13 u. a.). Jedenfalls herrschte seit dem 4. Jahrhundert allein der sonntägliche Wochenanfang.

3. Woher stammt nun aber überhaupt die siebentägige Woche? Das ist eine weitere Frage. Soviel ist bekannt, daß die Griechen trotz der Rolle, die in ihren ältesten Zeiten, bei Homer und auch sonst gelegentlich die Siebenzahl spielt, in ihrer klassischen Zeit keine Wocheneinteilung entwickelt haben, also auch keine der unsrigen entsprechende Benennung und Zählung der Wochentage. Die Römer wieder rechneten in der republikanischen Zeit ausschließlich nach einer achttägigen Woche, die nach ihrer eigentümlichen um eins erhöhenden Art zu zählen nundinum hieß; auch hatten sie für deren Tage keine Namen geschaffen, vom letzten abgesehen, den sie nundinae nannten. Erst seit Augustus kommt eine siebentägige Woche vor, aber längere Zeit durchaus noch ausnahmsweise. Ovid erwähnt in den Fasti noch allein die achttägige Woche mit den Worten: Est quoque qui nono semper ab orbe redit (I, 53), und über zwanzig Kalender aus den letzten vorchristlichen Jahrzehnten weisen immer nur acht Nundinalbuchstaben auf, nämlich A bis H allemal vor den acht Tagen jedes Nundinum. Daß anderseits freilich gleichzeitig eine siebentägige Woche bekannt zu werden anfing, beweisen Bruchstücke eines in der Sabina gefundenen Kalenders, die sogenannten Fasti Sabini (C. I. L. I², 220). Hier stehen vor den Tagen des Jahres nämlich zwar auch die Zeichen A bis H, d. h. die Nundinalbuchstaben der achttägigen Woche, noch davor aber außerdem die Buchstaben A bis G, d. h. die Bezeichnung einer siebentägigen Woche. Es stimmt dazu, daß die überhaupt älteste Erwähnung eines unserer Wochentagsnamen, des dies Saturni, in dieselbe Zeit fällt. Der römische Dichter Tibull sagt in einem zwischen 30 und 20 v. Chr. entstandenen Gedicht (I, 3, 18), oft habe der Vorwand zum Aufschub der Reise neben anderm Saturni sacra dies gegeben, d. h. der Sabbat, an dem nach jüdischer Sitte der Umkreis der Stadt nicht verlassen werden durfte. In seinen unter Nero geschriebenen Satiren erwähnt sodann Petronius in seiner Beschreibung des Speisezimmers Trimalchios unter dessen Ausstattung auch eine bemalte Tafel mit der Darstellung des Mondlaufs

und den Bildern der sieben Wochengötter. Auch ein Kalender aus den Thermen des Titus weist diese auf. Die Alleinherrschaft der siebentägigen Woche auch bei den Römern aber beweist wenigstens für die Mitte des 4. Jahrhunderts das vollständige Kalendarium des Schönschreibers Philocalus aus Rom vom Jahre 354 n. Chr. (C. I. L. I², 254). Hier stehen zwar auch noch die Nundinalbuchstaben A bis H mit verzeichnet, aber schwarz; maßgebend sind aber die Zeichen A bis G für die siebentägige Woche, insofern sie gleich den Monatsanfängen und den Abschnitten der Nonen und Iden durch rote Farbe hervorgehoben sind. Längst sind jetzt auch inschriftlich die anderen Wochentagsnamen belegbar, am frühesten nach dem Saturntage der dies Solis aus dem Jahre 60 in Pompeji (C. I. L. I², 342); und die Woche wird außer mit dem griechischen Fremdworte hebdomas auch lateinisch benannt: septimana, so zuerst von Kommodian um 250 n. Chr.

4. Der Ursprung der siebentägigen Woche liegt indes weit über ihr Aufkommen im kaiserlichen Rom und hellenistischen Griechenland zurück. Die Juden, deren Aberglauben ja der Römer Tibull schon teilt, sind jedenfalls das älteste Volk, für das seit unvordenklicher Zeit die Woche unseres Sinnes und Wesens nachweisbar ist. D. h. wie wohl auch unser Name Woche, ahd. wëhha, d. i. Wechsel bezeichnet, verstehen wir darunter einen Kreis von Tagen, der ohne Rücksicht auf Monat und Sonnenjahr ununterbrochen weiterrollt. Nur hatten sie als Anbeter Jehovahs natürlich keine Benennung der Wochentage nach den heidnischen Planetengöttern, sondern zählten einfach die Tage vom Sabbat an. Im Alten Testament kommt überhaupt nur dieser Name vor, der zugleich geradezu auch Woche bedeutet. Die aramäische Zählung der Rabbiner war also

hadh bschabbā	= 1ter (in) der Woche	= Sonntag,
tren bschabbā	= 2ter „ „ „	= Montag,
tlatha **bathar** bschabbā	= 3ter nach dem Sabbat	= Dienstag u. s. f.,
ʿärūbhta (oder hebräisch: erebh schabbāth)	= Abend	= Freitag,
schabthā	= Sabbat	= Sonnabend.

Daß diese Zählung zur Zeit der Niederschreibung der Evangelien auch in den christlichen Kreisen üblich war, beweist ihre wörtliche Übersetzung im Neuen Testament, z. B. (ἡ) μία (τῶν) σαββάτων (Matth. 28, 1; Mark. 16, 2) für Sonntag und die Bezeichnung παρασκευή (wörtlich: Vorbereitung) für Freitag. Als semitisch ist diese Zählung aber auch zu den arabischen Semiten und durch diese zu den Moslemin überhaupt, z. B. auch bis zu den Neupersern gekommen. Anderseits wurde sie auch die herrschende Bezeichnung in den griechisch schreibenden wie den

anderen orientalischen Christenkirchen; nur ist für den Sonntag in den Kirchen griechischer Zunge seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. der schon in der Offenbarung Johannis I, 10 gebrauchte Name (ἡμέρα) κυριακή, d. i. „Tag des Herrn" üblich geworden, wie er es gemäß dem Kampfe, den die karthagischen, italischen und gallischen Kirchen seit dem 4. Jahrhundert gegen die heidnischen Namen geführt haben (Augustin in psalm. 93, 3; Gregor v. Tours, hist. 3, 15), auch in allen romanischen Sprachen und vorübergehend auch im Irisch-Gälischen geworden war. Vollends im Osten klangen diesen orthodoxen jüdisch-christlichen Tagesbezeichnungen gegenüber die nach den Planetennamen gebildeten z. B. schon dem byzantinischen Kirchengeschichtschreiber Sozomenos aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts (I, 8) so fremd, daß er die Bezeichnung ἡμέρα Ἡλίου (Sonntag) als heidnisch-griechischen Ausdruck besonders erklären zu müssen glaubt. Ganz natürlich haben demgemäß die slawischen Völker, die ihre Wochennamen mit ihrer kirchlichen Kultur wenigstens zunächst sämtlich durch die orthodoxe Kirche Konstantinopels erhielten, auch keine Spur unserer Wochentagsbenennung nach den Planetengöttern, sondern zählen im wesentlichen nach jüdisch-altchristlicher Art.

5. Den Römern die jüdische siebentägige Woche zugeführt zu haben, ist einmal die Wirkung der starken jüdischen Einwanderung auch in den Westen des Römerreiches gewesen; wurden doch schon 139 v. Chr. die Juden wegen lästigen Bekehrungseifers aus Rom verwiesen, und zu Sullas Zeit gab es keine judenreine Stadt im ganzen Römerreiche (Friedländer, Sittengeschichte Roms I^{6}, 391 flg.; III^{6}, 611 flg.). Anderseits ist damit noch immer die Benennung der Wochentage nach heidnischen Gestirn-Götternamen nicht erklärt. Doch führt auf die Spuren derjenigen, denen diese Verbindung zu verdanken ist, untrüglich die schon erwähnte Angabe, die in der Zeit Neros Petron macht über Trimalchios Tafel mit dem Mondlaufe und den sieben Wochengötterbildern Saturn, Sol, Luna, Mars, Mercurius, Jupiter und Venus; darauf waren nämlich außerdem durch verschiedene farbige Zwecken die Glücks- und Unglückstage kenntlich gemacht. Auf einer Inschrift (C. I. L. IX, 5808) ist gar auch die astrologische Bedeutung jeder Stunde, ob sie gut, schädlich oder unentschieden war, je nach dem Stunden- und Tagesplaneten bezeichnet. Das aber war die Arbeit der babylonischen Astrologen der hellenistischen Zeit, der sogenannten Chaldäer. Es ist denn auch kein zufälliges Zusammentreffen, daß in demselben Jahre 139 v. Chr. mit den Juden auch die Chaldäer aus Rom ausgewiesen wurden (Valerius Max. 1, 3, 3); natürlich vergebens. Nicht bloß Marius' Gegner Octavius und Sulla, sondern auch der geniale Cäsar, der Verbesserer des Kalenders, noch mehr Augustus und seine Nachfolger

huldigten der Astrologie; und die orientalische Arbeiter- und Sklaveneinwanderung brachte die Bekanntschaft mit ihr auch immer mehr ins Volk.

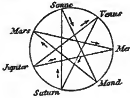
Selbstverständlich sind die Berechnungen dieser Astrologen über die Wochentage und über die Beherrschung jeder Stunde durch die Planeten, ihre Benennungen der Tage und Tagesregenten, wie immer, viel älter als die Schriften, in denen über eine solche Kunst vollständig Auskunft gegeben wird, oder gar als die Inschriften, auf denen der Brauch der Astrologensprache volkstümlich geworden scheint. Denn schon Tibull kannte ja (vergl. oben S. 620) um 30 v. Chr. Saturni sacra dies, und Josephus, Gegen Apion II, 39, 2, behauptet um 85 n. Chr., daß es kein Volk, keine Stadt, weder Griechen noch Barbaren gebe, wo die Sitte der jüdischen Woche nicht hingedrungen sei. Plutarch (46—120 n. Chr.) führt daher unter den Fragen, die man in gebildeter Gesellschaft oft erörtere, in den Tischgesprächen IV, 7 auch schon die an, wie die von der Planetenreihe abweichende Folge der doch nach ihnen benannten Wochentage zu erklären sei. Die Antwort, die man am Anfange des 3. Jahrhunderts auf diese Frage zu geben wußte, teilt Dio Cassius (150—235 n. Chr.) XXXVII, 18 flg. mit, nachdem er von der Rechnung nach der siebentägigen Woche und der Benennung ihrer Tage gesagt hat, daß sie als etwas Fremdes überall üblich, ja bei den Römern geradezu ein Stück nationaler Eigenart geworden sei.

Den Planeten gab man — von dem der Erde entferntesten angefangen — damals folgende Reihenfolge: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond. Dafür, wie daraus die Wochentagsreihe entstanden sei, bietet Dio nun zwei Erklärungen. Erstens eine kosmisch-astronomische. Jeder Planet wurde an einer durchsichtigen Hohlkugel befestigt gedacht, und die äußerste größte Hohlkugel, die des Saturn, erzeugte dabei den höchsten, die innerste, am langsamsten umschwingende den tiefsten Ton. In dieser Harmonie der sieben Sphären braucht man nach dieser ersten Erklärung nur, wie bei der griechischen rückläufigen viertönigen Tonleiter, dem Tetrachord (ἁρμονία ἡ διὰ τεττάρων), den ersten (höchsten) mit dem vierten Tone, so den ersten, äußersten Planeten mit dem drittnächsten nach innen, dann diesen wieder mit dem von ihm drittnächsten zu verbinden und so die im Kreise fortlaufend gedachte Reihe durch, so erhält man aus der Planetenreihe die Wochentagsreihe

1. Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
2. Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
3. Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
4. Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn.

Die andere, die astrologische Erklärung, beruht darauf, daß nach der Lehre der Astrologen jede Stunde einen Planeten als Regenten

und jeder Tag den Regenten seiner ersten Stunde als Tagesregenten hat, nach dem dann der ganze Tag benannt ist. Der erste, mit Saturn beginnende Tag beansprucht also dreimal die Reihe ganz und dann noch für die 22. bis 24. Stunde Saturn, Jupiter und Mars; die folgende Sonne ist also der Regent der ersten Stunde des zweiten Tages und somit dessen Tagesregent und Namengeber. Auf diesen Tag kommt dann wieder dreimal die Reihe Sonne bis Mars und außerdem Sonne, Venus und Merkur. Die erste Stunde des dritten Tages und damit dieser selbst gehört also dem folgenden Monde u. s. f. Das Ergebnis dieser Rechnung, die Dio wegen des damals üblichen sonnabendlichen Wochenanfanges mit Saturn beginnt, die aber im übrigen dieselbe bleibt beim Ausgehen von einem anderen Planeten bez. Tage, liest sich am bequemsten von der folgenden Figur ab. Hier sind dem Kreise die Planeten der Alten in ihrer Folge umgeschrieben, die eingeschriebenen Graden aber führen in der Pfeilrichtung von je einem Regenten der ersten Tagesstunde zu dem der 25. Stunde oder der ersten Stunde des nächsten Tages, kurz von einem Tagesregenten zum folgenden.



Ein um 350 n. Chr. geschriebener Zauberpapyrus nun, der von der Folge der Wochentage im Kalender die Tagesregenten zu berechnen lehrt, aber nach einem anderen System (Leemann, Papyri graeci Musei Lugduni-Batavi II [1885], 98), führt weiter auf die Kreise, in denen solche Berechnungen beliebt waren; das war die Gnosis, in deren Gedankenkreis und damit in die Zeit um 125 n. Chr. dieser Papyrus nach seinem übrigen Inhalte gehört. Die jüdische Gnosis Alexandrias liebte überhaupt die Zahlenmystik; der jüdische Verfasser der Schrift De opificio mundi erörtert z. B. gerade die Heiligkeit der Siebenzahl in den Planeten, Tönen und Tagen, und so ist es klar, in welchem Sinne es verstanden sein will, wenn Dio Cassius am angegebenen Orte die Einrichtung der Woche bei den Ägyptern zu Hause sein läßt. Es sind die chaldäisch-jüdischen Astrologen des hellenistischen Alexandria, und die dort heimische Verbindung der jüdischen Gnosis mit dem Griechentum hat der Erfindung erst in Alexandria, seit dem letzten Jahrhundert v. Chr. im griechischen Kulturbereiche und durch die in Rom weilenden Hellenisten der Kaiserzeit dann auch dort so überraschend schnell Eingang und Verbreitung gesichert. Daß trotzdem in den östlichen Kirchen, d. h. denen griechischer Zunge, diese planetarischen Wochentagsnamen von vornherein durch die orthodoxe, dem jüdischen Brauche folgende Art ersetzt wurden (vergl. S. 622), deutet auch darauf, daß sie

dort immer als heidnischen Ursprungs und zauberischen Wesens empfunden wurden. Nur eine Erinnerung ist den Neugriechen aus der Zeit der Benennung der Wochentage nach den Planeten-Götternamen geblieben. Während im Abendlande der Freitag als der Passionstag zum Unglückstage geworden ist, richtet man auf Kreta an ihm sogar das Hochzeitsbett her, und der Unglückstag ist der Dienstag geworden als der Tag des Zwist und Unheil stiftenden Mars. So sagt in Übereinstimmung mit einem auch im 12. Jahrhundert nachweisbaren Aberglauben ausdrücklich der Verfasser eines Gedichts auf die Eroberung Konstantinopels, indem er das Unglück zum Teil zurückführt auf *τρίτην ἡμέραν δολεράν, οὗ αὐθέντευεν ὁ Ἄρης*, den schrecklichen dritten (Wochen-)Tag, wo Mars regiert.

6. Weiter als über die Zeit vom ersten vor- zum ersten nachchristlichen Jahrhundert läßt sich unsere Woche in ihrer gesamten Art nicht zurückverfolgen, damals erst scheint sie so gebildet worden zu sein, vielleicht aber aus Ansätzen und einzelnen Bestandteilen, die weiter zurückgehen.

Selbst die geniale Erfindung der fortrollenden Woche wollen nämlich die Semitologen dem alten israelitischen Bauernvolke nicht zusprechen, obwohl es sie seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., seit der Aufzeichnung der Schöpfungsgeschichte und der Gesetze besessen haben muß. Die unbedingte Geltung der fortrollenden heiligen Siebenzahl, die Zusammenfügung der fünf echten alten Planeten mit Sonne und Mond zu einem so festen Kreise, meinen sie, könne bloß aus einem Kultus der sieben Planeten erklärt werden, ein solcher aber ist thatsächlich und, wie wir noch sehen werden, zum Teil in Verbindung mit Tagsiebenten, in Babylonien gepflegt worden. Freilich ließe sich immer noch sagen, daß die Juden, ehe sie Jehovahdiener wurden, sehr wohl Planetenanbeter gewesen sein können; wenigstens zeigt eine Erinnerung im Deborahliede (Richter 5, 20: „Vom Himmel wird wider sie gestritten; die Sterne in ihren Läuften stritten wider Sissera"), daß sich die Juden ehedem die Sterne gleich den Assyrern als Krieger gedacht haben. Dann könnte Saturn sehr wohl der Stern ihres Jahveh, ihres Gottes der Heerscharen gewesen und die Woche immerhin echthebräisch oder doch westsemitisch sein.

Indes ist es erklärlich, daß man auf diese jedenfalls völlig verdunkelten Erinnerungen an eine für die Juden vorgeschichtliche Zeit unser Wochensystem nicht aufbauen wollte. Aus dem Umstande, daß ein Name in diesem aus Babylon entlehnt scheint, schloß man vielmehr auf die Entlehnung des ganzen Systems von dort. Der Name Sabbat, d. i. Feier-, Versöhnungstag, für den Ruhetag der Juden, der zugleich ihre Woche bezeichnet, kommt nämlich auch schon bei den Assyrern und Babyloniern

vor: schabattu ist da der Tag der Versöhnung des Herzens (der Götter), der dem Beten und Opfern gewidmete Tag, und nach nicht unwahrscheinlicher Vermutung war damit identisch einer der heiligen Siebentage der Babylonier oder diese alle. Indes braucht es selbst dann kein Zeugnis für jüdische Entlehnung zu sein, da die Hebräer ein eigenes Zeitwort schabat (שָׁבַת) = feiern haben und dies die Annahme heimischer Ableitung des Namens für den Feiertag näher legt.

Jedenfalls spricht gegen die übliche Annahme, unsere Woche sei in der ganzen Art wie ihre Tage gezählt und benannt werden, altbabylonischen Ursprungs, auch noch anderes. Vor allem hat sie so für Altbabylon und Assyrien noch nicht nachgewiesen werden können, vielmehr hat man nach den Zeugnissen kappadozischer Keilinschriften im 3. Jahrtausend irgendwo im Bereiche der assyrischen Kultur zunächst nach Tagfünften gerechnet, und zwar waren dies Sechstel des Monats, dessen erstes die Sichel, das zweite die Niere, das dritte die herrliche oder Königs-Mütze hieß. Der 5., 10., 20. und 25. Tag eines Monats gehörten auch einer der Hauptgottheiten des uralten nordbabylonischen Kulturmittelpunktes Nippur an, und der 10., 15., 20., 25. und 30. waren bemerkenswerte Tage.

Daneben kennen die Assyro-Babylonier allerdings auch die Heiligkeit der Siebenzahl. Aus dem 3./4. Jahrtausend melden die Inschriften von einem 7tägigen Feste; am 7. Tage nach dem Beginn der babylonischen Sintflut werden Sturm und Meer ruhig, und am 7. Tage nach dem Aufsitzen der Arche kann Noah das Schiff verlassen; am 7. Tage einer Kur darf ein Kranker keinen Knoblauch essen. Immerhin berechtigt diese Beliebtheit der Siebenzahl noch lange nicht zu der Annahme einer fortlaufenden Zählung von 7 zu 7 Tagen. — Näher kommt dieser Zählung erst die jüngere, ursprünglich babylonische nach 7×7 Tagen. Je der 7., 14., 21., 28. und 19. sind nämlich hervorgehobene Tage, die ersten vier vom Ersten ihres Monats gezählt, der 19. vom Ersten des vorhergehenden, indem immer mit vollen Monaten zu 30 Tagen gerechnet wurde und so der 49. Tag der 7×7. oder große Siebentag war. Ein großer Unterschied von unserer Woche, die fortläuft und ebendeshalb nicht die Viertelung des Mondumlaufes sein kann, besteht demnach darin, daß hier auf den Monat Rücksicht genommen ist, und zwar wohl in folgender Weise: 4×7 Tage sind ungefähr ein siderischer Monat von $27\frac{1}{3}$ Tag, d. h. die Zeit, innerhalb deren der Mond wieder vor denselben Fixstern, an dieselbe Stelle des Himmels zurückkehrt, und die stets noch beigegebenen 2 Tage, der 29. und 30., sind die Monatszuschläge, durch die der synodische Monat, d. i. die Zeit des Umlaufs von Neumond zu Neumond, ausgefüllt werden sollte.

Diese fünf Siebentage jedes Monats nun waren böse Tage; an ihnen mußte man sich bestimmter Dinge enthalten, z. B. gekochter Speise, gesalzenen Brotes und des Abschlusses von Verträgen, dagegen sollte man den Göttern opfern. Schon die Erwägung, daß die Assyro-Babylonier außer diesen 12 × 5 Feiertagen, wenn die [jüdische] Woche auch bei ihnen gegolten hätte, noch 52, d. h. also zusammen 112 Feiertage gehabt hätten, daß aber kaum an einem Drittel aller Tage des Jahres Geschäftsstille gewesen sein kann, macht es unwahrscheinlich, daß unsere, die jüdische Woche je in Assyro-Babylonien in Gebrauch gewesen ist.

Auch hinsichtlich der Verbindung der Wochentage mit Planetennamen fehlt jede Spur von der Weise unseres Systems, wonach jeder gleiche Tag immer wieder den gleichen Planeten oder göttlichen Namensheiligen hat. Auch hatten die Babylonier nicht die unserem Wochensystem in der oben angegebenen Weise zu Grunde gelegte Planetenreihe. Eine von vielen altassyrischen Planetenreihen lautet vielmehr: Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Merkur und Mars, und eine spätere babylonische der Seleucidenzeit ohne Sonne: Jupiter, Venus, Merkur, Saturn, Mars und Mond. Ja, Merkur fehlt oft ganz oder hat doch die unsicherste Stelle der Reihe, wohl weil er erst spät entdeckt worden ist.

Um gleichwohl die Ansicht von der assyro-babylonischen Herkunft der Wocheneinteilung wie der Benennung ihrer Tage aufrecht zu erhalten, hat man die Reihenfolge der letzteren, vom Sonntag angefangen und den Anfang mit dem Sonnabend nur als etwas Vorübergehendes betrachtend, darauf zurückführen wollen, daß schon die Babylonier den Planeten bestimmte Metalle und Farben zuteilten, nämlich entsprechend dem Aussehen des Planeten

Gold, das wertvollste, der Sonne,
Silber, das nächstwertvolle, dem Monde,
Rot, als lebhafteste Farbe, dem Mars,

endlich, während über die vierte und sechste Stelle Widerspruch herrscht,

Schwarz, als die Trauerfarbe, dem dunklen Unglücksstern Saturn.

Indem man Herodot mehrerer Irrtümer bezichtigte, deutete man diese Farbenleiter dann auch in dessen Angaben (I, 242; II, 583) über die sieben Farben der sieben Mauern Ekbatanas hinein, ähnlich gewaltsam auch in die Nachrichten über die sieben Thore Thebens. Indes selbst wenn so die Reihenfolge der Planeten in ihrer jetzigen Verwendung als Wochentagsheilige babylonisch wäre: eine solche Verwendung der Planeten als Namenheilige in einer schon babylonischen Woche ist damit immer wieder nicht bewiesen, weil diese selber noch nicht nachgewiesen ist.

Nur zweierlei — außer dem gemeinsamen Namen Sabbat für den Ruhe- und Versöhnungstag bei Babyloniern und Juden — scheint allerdings über diese auf jene zurückzuführen. Einmal giebt es Stellen in babylonischen Texten, nach denen die Fünf- und Siebentage gleichzeitig als hervorgehobene, als Sondertage galten, also daß hier eine Verquickung beider Systeme versucht sein könnte. Vielleicht weist auf ähnliche spätere Verquickung, die durchdrang, während jener ältere Versuch keine allgemeine Geltung gewann, die Übereinstimmung der nachjüdischen, unserer mit dem Sonntage beginnenden Woche mit dem babylonischen Tagfünft in dem Gott-Planeten des fünften Tages. Im babylonischen Tagfünft gehört dieser dem Bel oder dem Stadtgotte Marduk von Babylon, der nichts anderes ist als der Marduk-Stern, d. i. Jupiter, der Planetengott unseres Donnerstags. Auch erscheinen an dem von Marduk und seiner Gemahlin Sarpanitu regierten siebenten Tage schon Marduk und Ischtar, deren Stern die Venus ist, als gemeinsame Opferempfänger; am 14. Tage folgt ebenso auf den Marduk des siebenten Tages Belit-Ischtar als Regentin, wie bei uns Jupiter und Venus am Donnerstage und Freitage aufeinanderfolgen, dort vielleicht, weil es unter den echten alten Planeten die beiden am hellsten leuchtenden waren.

Man sieht, es scheinen sich in unserer Woche einige Elemente schon aus babylonischer Frühzeit zu bergen, aber wir vermögen die Fäden nicht zu fassen, an welchen sie in das Gewebe geschlungen worden sind, das wir in der hellenistischen Zeit am östlichen Mittelmeere plötzlich fertig in die Hände bekommen. Ganz folgerichtig kommen wir von solchen Betrachtungen aus mit P. Jensen zu dem — vielleicht freilich nur vorläufigen — Ergebnis, daß die Woche mit ihrer Tageszählung und -benennung ein spätes, unter chaldäischer Flagge eingebürgertes Erzeugnis ist, das dem Babyloniertum aus nicht mehr deutlich erkennbaren älteren Ansätzen erst nachträglich in den westsemitisch-hellenistischen Ländern um das östliche Mittelmeer gelungen ist.

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Von **Hermann Voll** in Brühl.

Pflege und Bedeutung der deutschen Mundarten.

(Fortsetzung.)

V. Verwendung der Mundarten beim Unterricht.

Den Nutzen, den die Dialekte beim Unterricht gewähren, scheint man mehr und mehr einzusehen. Strackerjan veröffentlichte 1866 zu Oldenburg eine Programmabhandlung mit der Aufschrift: Das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht. „Vor etwa 20 Jahren", sagt er, „war in den gebildeten Kreisen Oldenburgs das Plattdeutsche der Gegenstand lebhafter Erörterungen". Goldschmidt suchte in der Schrift „Über das Plattdeutsche als ein Hemmnis jeder Bildung" auf eine möglichst rasche und allseitige Verdrängung des Plattdeutschen als Volkssprache hinzuwirken. Lübben wies in dem Werkchen „Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen" mit wissenschaftlichen Gründen den inneren Verfall dieser Sprache nach.

„Man kann", fährt er in fast wehmütiger Weise fort, „den Untergang des Plattdeutschen bedauern, wie man nicht ohne schmerzliche Gefühle es ansieht, wenn die stillen Plätze, an welchen die schönsten Jugenderinnerungen haften, von einem Schienenweg durchschnitten und durch den neuen rauschenden Verkehr so umgewandelt werden, daß es uns vorkommt, als opferten wir den Fortschritten der Zeit ein Stück unseres Lebens. Was wir opfern, ist ein Geringes gegen das, welchem wir es opfern. Ein Hindernis der Volksbildung ist die Herrschaft, welche das Plattdeutsche bisher behauptet hat, jedenfalls.

Wie man aber auch über die praktische Bedeutung des Plattdeutschen denken mag, das theoretische Interesse für dasselbe ist davon ganz unabhängig. Wir können an dem Plattdeutschen, wie es sich auf das platte Land und in die niederen Schichten der Bevölkerung geflüchtet hat, vielfach noch Spuren einer Vergangenheit entdecken, wo das Niederdeutsche dem Hochdeutschen ebenbürtig zur Seite stand, und es hat daher mehr als ein pathologisches Interesse, wenn man es, bevor es ganz untergeht, zum Gegenstand des Studiums macht. Trotz der Armut und Beschränktheit, in welcher das Plattdeutsche jetzt (1866) hinsiecht, bietet es Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichen mit dem Gotischen, Alt-,

Mittel- und Neuhochdeutschen und mit den nordischen Mundarten. Dadurch läßt es sich auch für die Schule verwerten. Gelegentlich, wo die Sache es nahe legt, werde auf das Plattdeutsche hingewiesen."

Dann folgen Seite 10—51, in denen der beim Unterrichte zu verwendende Stoff einer näheren Erörterung unterzogen wird. Hiermit verlassen wir diese eigentümliche Abhandlung, nicht ohne einen Verleger darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß er die Arbeit, zeitgemäß geändert, dem deutschen Büchermarkte als Broschüre zugänglich mache.

1. Auf das Verhältnis der Volksschulen zu den einzelnen Mundarten kann hier nicht näher eingegangen werden, weil es dem Plane dieser Arbeit fern liegt.

2. Auch die Seminare sollen nur kurz gestreift werden. Göpfert stellt (Dialektisches aus dem Erzgebirge, Annaberg 1872 S. 60) die Forderung auf: „Namentlich müßte der Sprachunterricht in den Seminarien das Eigentümliche der Volksmundart mit in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, zugleich um es wissenschaftlich zu verwerten, um so mehr, da im Seminar das Deutsche die einzige Gelegenheit zu sprachlicher Vertiefung überhaupt bietet."

Der den Dialekten gewiß nicht freundlich gegenüberstehende Socin sagt S. 39: „Nur der gedankenlos nach der Seminarschablone arbeitende Lehrer erblickt in der Mundart ein Hemmnis, während er im Gegenteil durch die beständige Hervorhebung ihres Unterschiedes zur Schriftsprache ein wirksames Mittel der Befruchtung und Belebung des Unterrichts in der Hand hat und dadurch zugleich einer charakterlosen Verquickung beider Sprachelemente vorbeugt. Eine Pädagogik, welche den mundartlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler sogar außer der Schulstunde verbietet, führt zur Unnatur und Entfremdung. Das Verschwinden der Mundart hat für die große Masse der Bevölkerung durchaus nicht ein reines Hochdeutsch, sondern den greulichen Großstadtjargon und eine geistige Verarmung zur Folge." Ein zweckentsprechendes Werk ist: Davin, Die Sprache der Deutschen, nach ihrer Geschichte, ihrer Litteratur und ihren Mundarten dargestellt für Deutschlands Volksschullehrer sowie für den Gebrauch in Schullehrer-Seminarien, Erfurt 1864. Davin widmet S. 299—351 den Dialekten. — Ferner Förster, Deutsches Lesebuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien, Straßburg 1882. II. Aufl. Es enthält, wie es sich geziemt, eine Anzahl dialektischer Gedichte, sowie S. 630 einen Aufsatz „Die deutschen Mundarten" von F. Grimm.

Vergl. noch: Gutbier, Deutschlands Mundarten, München 1854, der die Mundart als die Muttersprache und die Büchersprache als eine fremde behandelt wissen will; ferner Gutbier, Die Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache in der Schule (Praktischer Schul-

mann, IV 1855, S. 42 und 87; Aurbacher, Über den Dialekt, dessen Bedeutung und Benutzung in Volksschulen, 1838; Brütt, Über die Benutzung der Mundart bei den ersten Sprechübungen, 1843; Nostitz, Über Berücksichtigung der Mundart beim Unterricht in der Muttersprache, 1855; Dunker, Dialekt und Schriftsprache, 1855; von Östen, Über Benutzung der Mundart, 1856.

3. Wir kommen nunmehr zu den Gymnasien und Realschulen. Vor allem muß der Unterricht dahin wirken, daß der Gymnasiast sich seiner Muttersprache, wenn diese eine Mundart gewesen, auch öffentlich nicht mehr schämt. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß er stets Plattdeutsch reden solle.

An eine Verfolgung des Hochdeutschen ist nicht zu denken. Der Schüler soll die Mundart vorurteilsfrei beurteilen. Er muß des inne werden, daß es stolzer Unsinn ist, zu sagen: „Wer die Sprache des Pöbels redet, zeigt, daß er zum Pöbel gehört“. Ein augenblicklich noch in seiner hohen Stellung befindlicher kommandierender General, dessen Wiege dereinst in Köln gestanden, spricht außeramtlich und außerdienstlich selbst in weiter Ferne von seiner Geburtsstätte seine heimische Mundart; er gehört dem Freiherrenstande an. „Die landläufige Ansicht“, sagt W. von Waldbrühl (Rhingscher Klaaf, Opladen 1869, S. IV), „daß die niederdeutsche oder sog. plattdeutsche Sprache geringerer Herkunft sei, als die Schrift- oder Buchsprache, veranlaßt viele Flachgebildete, auf ihre heimatlichen Klänge mit schnöder Verachtung herabzusehen, wie ein Emporkömmling im stolzen Schlosse sich des Vaterhauses schämt. Doch das vermeintlich Geringere, das als niedrig und roh Verachtete liegt nicht in der Mundart selber, sondern nur in dem Umstande, daß dieselbe zumeist von Leuten niederen Standes gesprochen wird. Die Mundart selber ist dem Hochdeutschen völlig ebenbürtig, ja, übertrifft dasselbe häufig im Wohlklang, überall aber in Weichheit und im Reichtum an Redewendungen, und Wortbegriffen, die man in der jetzt geltenden Buchsprache nur durch Umschreibung auszudrücken vermag.“ Ferner schreibt Ernst Weyden (Köln vor 50 Jahren, Köln 1862, S. 69): „Wir Kinder sprachen natürlich nur kölnisch; denn mit einem gewissen Stolze bewahren die echt kölnischen Familien die kölnische Mundart, die man von arm und reich in ihren verschiedenen Abstufungen nach den verschiedenen Stadtvierteln reden hört. Noch schämte sich keiner der kölnischen Mundart, niemand verbastardete dieselbe durch Einschmuggeln des Hochdeutschen. Die Sprache war der Spiegel des kölnischen Lebens, der Ausdruck ungezwungener, inniger Gemütlichkeit. Ich habe noch in kölnischer Mundart predigen, selbst vor Gericht plaidieren hören. Selbst der Präsident der von den Franzosen errichteten Handelskammer und

des Handelstribunals, einer unserer ehrenwertesten Bürger, dessen Herz warm für das Gute und Schöne schlug, der Bankhalter und Kaufherr Abraham Schaaffhausen, sprach gewöhnlich nur kölnisch. Der Dialekt des Kölners war ernst, gemütlich, weich, herzlich; die niederdeutsche Ruhe und Behäbigkeit erhält einen klar hervortretenden Anstrich rheinischer Lebendigkeit. Witz und Humor hatte der Kölner von den Vätern geerbt, doch hatte derselbe, wie schlagend derb er auch sein mag, nie etwas Verletzendes, ihm fehlt nie das Gemüt. Hörten wir Knaben einen unserer Spielkameraden, die Söhne der aus dem Bergischen eingewanderten Familien gutes Deutsch reden, dann hieß es: Dä welt sich jett dohär mäche, dat es ene Calviner." (Honni soit qui mal y pense.)

Über das von Karl Morre im Dialekt geschriebene Volksstück „'s Nullerl" schrieb die Köln. Ztg. am 18. Januar 1888: „Die Kenntnis und Übung der Mundart ist in süddeutschen Kreisen so sehr Herzenssache auch der Gebildeten, daß dort ein im Hochdeutschen abgefaßtes Volksstück undenkbar ist."

Wenn nun zur Stunde die Bedeutung der Dialekte als Volkssprachen und Unterrichtsmittel nicht mehr bezweifelt werden kann, so ist unsere erste Forderung die, daß der Gymnasiast auf den hohen Wert der Mundarten aufmerksam gemacht werde und er diese achten lerne. Das ist besonders an jenen Orten unerläßlich, an denen für die Pflege der Dialekte so gut wie nichts geschieht. Weniger ist es nötig in Städten wie Köln, denn dieses hat 18 Karnevalsgesellschaften und eine sehr schöne Zeitschrift in der Mundart „Alaaf Köln", und die Bürger sind ihrem Platt in glühender Liebe zugethan und reden es nach wie vor.

Gymnasialoberlehrer Krumbach hat unter dem bescheidenen Titel: Beiträge zur Methodik der deutschen Lese- und Sprechübungen in den unteren Klassen höherer Lehranstalten, Programmabhandlung, Wurzen 1889, in ausgezeichneter Weise den hohen Wert der Mundarten für die höheren Schulen eingehend auseinander gesetzt. Man sollte die vortreffliche Arbeit des leider allzufrüh verstorbenen Verfassers in Form eines Büchleins erscheinen lassen; wir hegen die sichere Erwartung, daß nicht nur die Lehrer des Deutschen, sondern auch die andern Amtsgenossen, ja, alle Gebildeten, Juristen, Künstler, Kaufleute, die sich in dieser Sache belehren lassen wollen, das Werkchen sich anschaffen.

Auch das soll der Schüler wissen: die Mundarten sind nichts Willkürliches, in der Luft Hängendes, für vogelfrei Erklärtes, sondern sie folgen denselben Gesetzen wie das Neuhochdeutsche. Der geistvolle Kenner der süddeutschen Mundarten Schmeller sagt: „Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrate schon gewonnenen und gereinigten Metalls, wie der noch un-

gelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes neben einem Teile desselben, der bereits zum Nutzholz durchforstet und zum Lusthain geregelt ist."

„Wer im Unterricht", sagt Krumbach S. 19, „die Mundarten absichtlich miede, würde sich eines Mittels berauben, seine Schüler einen tiefen Blick in die Geheimnisse der großen Sprachwerkstatt werfen zu lassen, wo sie erkennen würden, daß nicht Willkür, sondern der feine Spürsinn des Volkes die Formen schuf, wo sie in mancher scheinbar regelwidrigen Bildung eine Regelmäßigkeit entdecken, die ihnen Achtung vor der sprachlichen Schöpferkraft ihres Volkes abnötigt."

Der Lehrer möge daher keine passende Gelegenheit vorübergehen lassen, die Schüler auf den mundartlichen Wortschatz, auf Formen und Konstruktionen aufmerksam zu machen.

Eine Thorheit wäre es, dem Lehrer des Deutschen allein die Arbeit zu überlassen, da für dieses Fach ohnehin viel zu wenig Stunden angesetzt sind; es ist vielmehr Aufgabe aller Unterrichtsstunden, auf die Mängel und Vorzüge der Mundarten hinzuweisen. Daß hierbei, wie überhaupt, so manches von dem Takt, der Fähigkeit und dem Geschick der einzelnen Lehrer abhängt, ist außer Frage. Wir wollen nun an der Hand der Unterrichtsfächer der Reihe nach zeigen, wie wir uns die Sache gedacht haben. Daß diese Auseinandersetzung nur als ein schwacher Versuch angesehen sein will, betonen wir ausdrücklich.

a) Der Religionslehrer wird wohl das Unglück haben, zunächst die Fehler, welche die Knaben beim Hersagen der Antworten des Katechismus machen, verbessern zu müssen. Mag er ferner auch weise Mäßigkeit sich auferlegen, er wird doch nicht umhin können, darauf aufmerksam zu machen, daß die Vornehmen, welche Hochdeutsch reden, im ganzen weniger gläubig sind, nicht so gern beten, die Geistlichkeit weniger achten und genußsüchtiger sind, als die gewöhnlichen Leute, welche Plattdeutsch sprechen. Das zweite Gebot giebt dem Religionslehrer eine gute Gelegenheit, die Schüler auf eine unangenehme Sitte der Plattdeutschen hinzuweisen. Nirgendwo auf dem weiten Erdenrund wird mehr geflucht, als in Elberfeld.[1]) Solche traurigen Redensarten lauten: Gott verdamm meck, Gott verdarre, Gott verdäck, höl meck en heilig Donnerkil, und kommen so häufig vor, daß man sich kaum ein Satzgefüge denken kann, in welches nicht der eine oder der andere negative Segensspruch eingeflochten wird; z. B. Sei du, Gott verdamm meck, göff meck en Bettschen Für! (Sage du, — —, gieb mir ein bißchen Feuer.) Man hört sagen: Sei du, Gott verdamm meck, eck gläuf, dat es Tid ist, en de Kerke to jonn. (Sage du, — —,

1) Wir kennen die Verhältnisse in Elberfeld nicht näher und müssen dem Verfasser die Verantwortung für die oben ausgesprochene Behauptung überlassen.
D. L. d. Bl.

ich glaube, daß es Zeit ist, in die Kirche zu gehen.) Das letztere Beispiel ist besonders lehrreich, es zeigt, daß das Fluchen meist gedankenlos geschieht und daher die Bitte angebracht ist: Herr, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie sagen. Wenn auch die äußere Schale rauh ist, so ist der innere Kern doch anders, wie der Wunsch zeigt:

Herrgott em Heemel bowen
Haul öwer uß ding Hank,
Scheck dinen besten Segen
Alltid dem Bergschen Lank.

b) Den Löwenanteil bei Besprechung der dialektischen Erscheinungen hat natürlich der Lehrer des Deutschen; er mache es sich zur Regel, möglichst nur die heimische Mundart zu berücksichtigen, ohne daß er jedoch einen besonders bemerkenswerten Ausdruck einer benachbarten Provinz zu übergehen braucht.

Die westfälische, aber regelmäßige, wenn auch viel verketzerte Form „dreizig" wird er sich nicht entgehen lassen. Die Stelle aus der Legende von Goethe:

Sah er was blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was

wird ihn veranlassen, die Stämme des Zeitwortes „sein" zu besprechen und die Befehlsform „bis" zu erwähnen, welche auch von den Gebildeten viel gebraucht wird, z. B. Bis so gut und gieb mir das als (vergl. S. 651). Das Schriftdeutsche kennt nur die Zusammensetzungen am, beim, zum, der Dialekt auch die Form mim, mit dem. Der Satz: Laß mich in Himmel kommen muß eigentlich heißen: Laß mich in'n Himmel kommen; das ausgelassene n ist ein Überbleibsel von dem Artikel „den". Da der Redner durch das Adjektiv einer Person oder Sache eine lobende oder tadelnde Eigenschaft beilegt, so genügt für das Hochdeutsche zunächst der Positiv, während der Plattdeutsche wie die kleinen Kinder und ruhmredigen Römer gern den Superlativ setzen.

„Redet die Buchsprache", sagt Osthoff S. 30, „in verketteten, oft allzu künstlich verschlungenen Perioden, so ist dagegen der Stil der Mundart einfach und zwanglos. Ihre Sätze reihen sich leichthin aneinander. Bilder wendet auch die mundartliche Rede reichlich an; aber ihre Bilder haben den Vorzug der frischen Sinnlichkeit, sind noch nicht abgegriffen und zur leeren Redensart geworden, wie die so vielfach unserer Schriftsprache geläufigen. Die Mundart spricht noch geradezu und meint, was sie sagt."

Jeder Schüler soll die drei Regeln kennen, die in dieser Zeitschrift (1889 S. 346) abgedruckt sind. Bei der Verbesserung der Aufsätze wird der Lehrer oft das Gebiet der Mundarten berühren. Daß die Dialekte selbst dem hochdeutschen Aufsatz nicht hinderlich sind, erhellt

aus der Bemerkung Sommers (Hand= und Hülfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatz, Köln 1876, VI. Aufl., S. 6): „Oft dürfte es für den Schüler bei der Anfertigung des Aufsatzes zweckdienlich sein, wenn er den Satz im Plattdeutschen wiederzugeben versuchte; denn dieses kennt eben keine Überschwenglichkeit und Schwindelei im Ausdruck." Auch bei der Erklärung der Gedichte ist Gelegenheit genug vorhanden, auf das Gebiet der Mundarten überzugehen. „Der große Wortreichtum des plattdeutschen Dialektes ist häufig Veranlassung dazu geworden, plattdeutsche Wörter der hochdeutschen Sprache einzuverleiben. Luther, Goethe, Voß, Hebel, Uhland u. a. haben mit großem Geschick mundartliche Ausdrücke zum Eigentum des Hochdeutschen gemacht. Luther sagt: Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man deutsch reden soll, wie die Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch zu ihnen redet". (Ostfriesisches Schulblatt, Nr. 7 vom Juli 1889, S. 145.) Auch die Aussprache ist wichtig. Der Westfale spricht S=tein, der Schwabe ischt, also gerade umgekehrt wie der Hochdeutsche. Auf die Mundart führen uns Ausdrücke wie Aldermann und fackeln von Goethe, uhlen von Voß, nit und kunnt von Uhland, versehren von Platen, es ist ein Bäumlein gestanden von Rückert, die Senne schwirrt von Geibel, der Odem von Reinick, bestäubt von Vogl, er mußt' durch ein Gebirge und ich lass' mir's halt gefallen von Uhland.

Da das Lesebuch der Mittelpunkt des Unterrichts ist, so könnte sich die Belehrung an die in diesem vorhandenen Dialektstücke anschließen. Aber, o wehe, da müßte man lange suchen; denn die Lesebücher haben in der Regel keine Stücke aus der Mundart aufgenommen. Nur einige machen eine rühmliche Ausnahme; so hat das Lesebuch von Wirth, Leipzig 1877, im VI. Teile nur ein Stück, die „Baumzucht" von Hebel, aufzuweisen; das von Förster widmet den Mundarten Seite 630—639 (Straßburg 1882); das von Kehr und Kriebitsch hat im I. Bande (Gotha 1880) sieben Dialektstücke, das von Masius (II. Teil, Halle 1885) elf Stücke aus verschiedenen Mundarten. Wir möchten die Herausgeber ersuchen, in jedem Lesebuche wenigstens einige Stücke, wo möglich aus der betreffenden Heimat, abdrucken zu lassen.

Da die meisten Sprichwörter und Redensarten des Volkes von ihrer Kraft, ihrem Wesen, ihrer Art (von ihrem Duft und ihrer Blume) verlieren, wenn sie in das Hochdeutsche übertragen werden, so verlangt Krumbach S. 27, daß der Lehrer die Schüler dann und wann mit denselben bekannt mache. Willem Schröder hat deren 1000 Stück

gesammelt, zahllos laufen sie ungedruckt im Munde des Volkes umher, z. B. Wat nit schmutzt, dat nicht putzt; Wenn êne jeck wêt, fängt et em kopp ân; Wä sech wâht (wehrt), behält si Pâd; De Aprel dêht, wat he well; De Bûre han de Flade und de Börger de Name; Em Mêrz spart de koch de kerz; Probeere geht över studeere; Edelmann, Bedelmann. — Otto Bräunlich hat Proben aus den verschiedenen Mundarten gesammelt unter dem Titel: „Die deutschen Mundarten in Dichtungen und Sprachproben. Zur Verwendung beim geographischen und deutschen Unterricht", Jena 1879, und sagt im Vorwort: „Auch beim deutschen Unterricht kann man die vorliegende Sammlung benutzen, indem man die Schüler zum Übersetzen einzelner Dialektproben ins Hochdeutsche anleitet."

c) Im lateinischen und griechischen Unterrichte lassen sich ebenfalls mit der nötigen Beschränkung Wort- und Satzverhältnisse besprechen, die mittelbar dem Deutschen wieder zu gute kommen. Das Gebiet der Etymologie bietet manche Anknüpfungspunkte; Zeitwörter wie edere, rumpere, trahere, ferere (ferre) mag der Schüler mit eten, ruppen, trêcken, bêren (entbehren) vergleichen, ebenso mutare mit Mûz, Mauser oder Mause. Den Satz des sterbenden Kyros θῆτε τὸ σῶμα μήτ' ἐν χρυσῷ μήτ' ἐν ἀργύρῳ möge man zusammenstellen mit der Konstruktion: ich lege das auf dem Tisch, ich gehe in dem Garten, wie man im Plattdeutschen, aber auch in der Umgangssprache der sogenannten Gebildeten sagt.

d) Der Lehrer des Französischen sollte nicht versäumen, auf die zahlreichen Zeitwörter auf ieren zu verweisen, die in den Mundarten Aufnahme gefunden haben. Die französische Wortstellung stimmt oft mit der mundartlichen, aber nicht mit der hochdeutschen überein. Hierdurch gewinnen die deutschen Aufsätze, in denen man sonst manche nachlässige Wortstellung findet, gegen welche der Lehrer des Deutschen mit seinen zwei Stunden vergeblich ankämpft.

e) In dem Fache der Geschichte, die im Zusammenhang mit dem Leben stehen sollte, giebt es der Anknüpfungspunkte an die Mundarten genug, gegen welche nur der trockene Zahlenfreund sich ablehnend verhält. Der Lehrer soll sich nicht scheuen, Plattdeutsches auszusprechen und zu erklären, wenn sich ungezwungen hierzu Gelegenheit findet, wie folgende Beispiele zeigen.

1. Als der Kurfürst Joachim I. in unerbittlicher Strenge mit dem adligen Raubgesindel aufräumte, schrieben die Raubritter an die Thüre seines Schlafzimmers: Joachimke, Joachimke, hüde dy; wo wy dy krygen, hangen wy dy.

2. Im Jahre 1459 wählten die deutschen Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg den König von Dänemark unter der Bedingung zu ihrem Herzog, daß sie „up ewig ungedeelt“ blieben.

3. Als im Jahre 1806 ein Tag, der 14. Oktober, das so sichere Preußen zertrümmert hatte und Westfalen unter Jérôme in ein Königreich verwandelt wurde, da blieben die Herzen der biederen Bürger dem angestammten Könige treu. Als nun die Fremdherrschaft nach einer 6jährigen Dauer (vom 18. August 1807 bis 30. September bez. 17. Oktober 1813) abgeschüttelt wurde, zogen die zähen Westfalen für die gemeinsame Sache des Vaterlandes in den heißen Kampf mit dem Stichworte: Hack man tau, et geiht för't Vaterland. Das 53. preußische Infanterie-Regiment, das Leibregiment des früheren Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des besonderen Lieblings der Rheinländer, führt noch heute im Volksmunde den Ehrennamen: „Hacketäuer“; es besteht aus Westfalen.

4. Die Bonner Königshusaren nannten sich von ihren Übungsritten nach dem Tannenbusch, auf denen sie vorzeiten regelmäßig fleißigen Ziegelarbeitern begegneten, mit Vorliebe selbst: „Lehmops“.

5. Die 1813 gegen die Gewaltherrschaft des korsischen Löwen sich erhebenden, bis aufs Mark ausgesogenen bergischen Bauern wurden, weil sie aus Begeisterung zum Teil die Ankunft der Waffen nicht abwarteten, sondern mit Stöcken sich versahen, vom Volke „Klöppelsjonge“ genannt. Solch rührende Beispiele von Königstreue und Vaterlandsliebe bewegen das Gemüt der empfänglichen Jugend mehr, als stundenlange Geschichtsvorträge.

6. Ein Lieblingswort unseres einzigen Strategen, des unvergeßlichen Schlachtendenkers Grafen von Moltke hieß: Wat segt hei nu tau sine Süpers? Mit diesem hatte es folgende Bewandtnis: Friedrich der Große erklärte bei einer Besichtigung des Dragoner-Regiments, der jetzigen Königin-Kürassiere, dem Obersten von Schwerin gegenüber das Regiment für eine Bande von „Süpers“. Schwerin warf den Pallasch in die Scheide und schwur, ihn niemals wieder für den König zu ziehen. Im zweiten schlesischen Kriege suchte der König den Oberst zu veranlassen, das Regiment wieder zu führen, aber dieser wies auf seinen Schwur hin. Der König erwiderte: „Dann kommandiere Er mit der Reitpeitsche!“ Am 4. Juni 1745 hatten die Bayreuther Dragoner bei Hohenfriedberg Gelegenheit, den Tadel des Monarchen durch die That zu widerlegen. Sie ritten nämlich die österreichische Infanterie über den Haufen und marschierten mit 66 eroberten Fahnen und Standarten am Könige vorüber, während Schwerin mit der Reitpeitsche grüßend gesagt haben soll: Wat segt hei nu tau sine Süpers?

f) Die Überzeugung, daß auch der Lehrer der Erdbeschreibung die vorkommenden mundartlichen Ausdrücke oder Bestandteile von Namen erklären solle, bricht sich allmählich mehr und mehr Bahn. Dabei soll freilich zunächst die engere Heimat nicht vergessen werden. Thomas (Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen, Breslau 1886, S. III) sagt: „Die Schule hat bisher wenig Gewicht auf die Deutung der geographischen Namen gelegt, und doch erscheint eine häufigere Anwendung derselben in hohem Maße geeignet, den geographischen Unterricht zu beleben und zu vertiefen. Sie zeigt dem Schüler, wo er bisher nur eine dürre Wüste endloser Namenreihen zu sehen gewohnt war, individuell belebte Gestalten, die aus uralten Zeiten zu ihm reden. Die Erklärung geographischer Namen, bei deren Auffindung der Schüler mitzuarbeiten vermag, kann der Lehrer bereits in den unteren Klassen gelegentlich einfügen." Das ist vornehmlich bei plattdeutschen Ausdrücken der Fall, von denen hier einige angeführt werden sollen.

Noch heute heißt ein Dorf bei Bensberg in der Nähe von Köln Immekeppel; Imme = Biene, Keppel = Kapelle, also: Bienenkapelle. Der Butterweck ist ein Butenwerk, Außenwerk. Der Buttermarkt hat seinen Namen nicht von dem Verkaufe der Butter erhalten, sondern war ein Butenmarkt, Außenmarkt; so ist auch die Budengasse eine Butengasse, Außenstraße, die Achterstraße eine Hinterstraße. Wie heimisch klingt die kölnische Straßenbezeichnung „Unger Sechzehnhüser", wie fremd „Unter Sachsenhausen"! Bocholt heißt Buchenholz, Buchenwald; Dal-Elf: Thalfluß; Grönland: das grüne Land; Ilmenau: Ulmenau; Island: Eisland; Kopenhagen: Kaufenhafen, eine Handelsstadt, in der man für Geld Waren kaufen kann; Oldenburg: Alte Burg; das deutsche Eck in Coblenz am Zusammenfluß von Rhein und Mosel; Mecklenburg: die große Burg; Lützelburg (Luxemburg): die kleine Burg (michel=groß und lützel=klein sind noch in vielen Mundarten vorhanden). Die Uhlstraße erinnert an die mittelalterliche Sitte, daß die Handwerker nach ihrer Beschäftigung zusammenwohnten; Uhl, lat. olla, plattd. ühl oder üll, fälschlich wegen der Gestalt an Eule angelehnt; auf dem Griechenmarkt in Köln verkauften die Töpfer ihre Krüge, es war also ursprünglich ein Krügemarkt. Der Lousberg, von dem man eine prachtvolle Aussicht über die alte Kaiserstadt Aachen und das damit eng zusammenhängende Burtscheid hat, ist ein 60 Meter hoher, waldiger Bergrücken; holl. loeren, luisteren, plattd. lûre, lustere, hochd. lauschen, vergl. öm de Eck heröm lûre = um die Ecke herum sehen; auch die Lorley ist ihres poesievollen Ruhmes entkleidet weiter nichts, als ein Aussichtsberg; der Gappstock zu Köln von gappe, gaffen, um sich sehen ist ein Ausbau gewesen am Ufer des Rheins, der eine weite und freie Aussicht entweder zu kriegerischen

Zwecken oder zum Vergnügen gewährte. Auch der Scherz möge hier neben dem Ernste seine Stelle finden, zumal da die Sprachforschung als solche ein trockenes Fach ist. Nach der Gründung des Domes in Minden sprach Karl der Große der Sage zufolge zu Wittekind: Dat schal syn myn un dyn, daher der Name Minden; ferner sagte der Held nach den Sachsenkriegen: Dat was mir en sûr Land, daher Sauerland (in Wahrheit: Südland). Die Sachsenkriege waren so blutig, daß der Erdboden sich rötete, daher die „rote Erde" in Westfalen; daß es auch in der Nähe von Aachen eine „rote Erde" giebt, braucht nicht jeder zu wissen. Die richtige Erklärung, die nebenbei auf beide Gegenden paßt, ist: rauhe Erde. Altona war allto nah (allzu nahe) bei Hamburg, hat aber seinen Namen nach dem die Stadt von Hamburg trennenden Bache Altenau (alten owa, alter Fluß) erhalten. (Vergl. Thomas S. 6.)

g) Aber in aller Welt, soll denn auch der Mathematikus im Klassenunterricht sich mit den Mundarten befassen? Allerdings ist er gewissermaßen dazu gezwungen; denn das Lehrbuch der Algebra von Heilermann und Diekmann, Essen 1888, enthält auf S. 69 und 71 zwei dialektische Aufgaben, welche zu überschlagen gar kein Grund vorliegt.

Daß es sich auch in der Naturwissenschaft verlohnt, neben den oft schwer verständlichen Ausdrücken der Wissenschaft für Tiere und Pflanzen die Benennungen des Volkes mit aufzuführen, wird jeder gewissenhafte Lehrer aus eigener Erfahrung zu bestätigen in der Lage sein.

h) Daß auch der Gesanglehrer sein Scherflein zur Förderung der Dialektpoesie beitragen kann, indem er das eine oder andere herrliche Volkslied singen läßt, wird jedem sogleich einleuchten.

So haben wir denn die wichtigsten Lehrgegenstände des Gymnasiums vorgeführt und zu zeigen versucht, wie es möglich ist, in die bisherige Art des Unterrichts etwas Abwechslung zu bringen und die Mitwirkung des Schülers mehr als sonst in Anspruch zu nehmen. Diese geistige Anteilnahme macht diesem Freude und bereitet ihm manchen Genuß, da er Dinge hört, die bei ihm auf wohlvorbereiteten Boden fallen. Selbstverständlich sollen die Auseinandersetzungen dieses Kapitels keine festen, unabänderlichen Grundlagen sein, sondern die schwierige Sache, die den Reiz der Neuheit für sich hat, anbahnen helfen. Man hat ja schon in niederen und höheren Schulkreisen sich zu rühren begonnen, und der einmal in Fluß geratene Gedanke wird erst nach seiner Erledigung wieder zur Ruhe kommen. Am 15. Juli 1890 fand zu Rüthen in Westfalen bei Gelegenheit einer Seminarkonferenz eine leider nur kurze Besprechung über die Berechtigung der Dialekte statt. Die angenommene These 3 aus den Verh. der Dir.-Vers., Weidmann 1889, S. 441 lautet: „Wie einerseits auf die Beseitigung anstößiger dialekti-

scher Eigentümlichkeiten in der Aussprache zu achten ist, so kann anderseits auch die Mundart zur leichteren Erlernung fremdsprachlicher Laute verwendet werden." Man bedenke, wie vorsichtig die Herren bei der Abfassung solcher Thesen glauben sein zu müssen, um nicht dem Fluch der Lächerlichkeit anheimzufallen. Denn es giebt zur Stunde noch zu viele, die bei ihrer großartigen Unkenntnis in dialektischen Dingen sogleich bereit sind, Galle, Gift und Geifer über die wohlgemeinten, auf Sachkenntnis beruhenden Bestrebungen auszugießen. So nur ist es verständlich, daß der preußische Kultusminister noch am 29. August 1879 bestimmte, daß die Forschungen des Dr. Wenker über deutsche Dialekte von den Behörden zu unterstützen seien.

VI. Das Verhältnis des Hochdeutschen zu den Mundarten.

Darüber braucht sich der ruhige Beobachter keiner Täuschung hinzugeben, daß die Büchersprache gegen das Plattdeutsche bisher einen Kampf auf Leben und Tod führte.

Erdmann, ein Verehrer der Volksmuse, sagt mit bitterem Spott: „Das Plattdeutsche ist die Sprache der Ungebildeten, des Pöbels; es ist daher unfähig, den höheren Ansprüchen zu genügen, welche die Kunst an eine Sprache zu machen hat. Eine der Ästhetik genügende plattdeutsche Litteratur ist daher undenkbar. Im günstigsten Falle kann diese barbarische Sprache Bänkelsängerweisen hervorbringen, roh nach Form und Inhalt, Lieder von derbstem Humor und gröbster Satire, die schon auf weite Entfernungen nach Kuhstall und Dünger riechen und aus denen das Juchzen und Kreischen der Knechte und Mägde heraustönt. Deshalb ist diese Sprache mit allen Mitteln zu bekämpfen und, wenn möglich, mit Stumpf und Stiel auszurotten." Dann fährt er fort: „Wie oft dringen solche und ähnliche Aussprüche über die plattdeutsche Mundart an unser Ohr, selbst von Leuten, deren hoher Bildungsgrad sie zu einem richtigeren Urteil befähigen sollte!" (Vergl. Pädagogium, XII. Jahrg., 1. Heft, Oktober 1889, S. 39.) Wenn man von einem Kampf des niederdeutschen Dialekts gegen die hochdeutsche Schriftsprache in der neueren Zeit spricht, stellt man die Sache auf den Kopf; denn es giebt nur einen Kampf des Hochdeutschen gegen das Plattdeutsche; jenes ist der Verfolger, dieses der Verfolgte. Hat es jemals eine Anzahl von plattdeutschen Schulen, niedere, höhere und höchste, gegeben, in denen der Dialekt gesprochen wurde und das Hochdeutsche verboten war? Nein, vielmehr war es umgekehrt, die Volksschulen, Gymnasien, Hochschulen, die Kanzeln, Bühnen, Gerichte, das Militär — sie alle sprachen Hochdeutsch und duldeten das Plattdeutsche bisher unter keinen Umständen,

und nun streut man die Unwahrheit aus, das Plattdeutsche verfolge das Hochdeutsche und suche dasselbe zu verdrängen. Da wird man unwillkürlich an seine früheste Kindheit erinnert, in der man die Fabel vom Wolf und Schaf las und lernte. Erreicht haben die Bemühungen der Hochdeutschen wenig; der Knabe spricht bis zu dem Zeitpunkte, wo er in die Volksschule eintritt, ferner während seiner Schulzeit, auf dem Spielplatz, in den Pausen, sodann nach seiner Schulzeit bis zum Eintritt ins Heer, während seiner Dienstzeit mit seinen Kriegsgefährten, nach seinem Militärdienst mit seiner Braut und endlich als Mann und Vater mit seinen Kindern, also so ziemlich sein ganzes Leben hindurch Plattdeutsch, und nur die paar Augenblicke, in denen er mit Lehrern und Offizieren spricht, sucht er einige hochdeutsche Sätze hervorzubringen. Wer das nicht einräumt, will mit sehenden Augen blind sein. So blühen denn die Mundarten bei dem größten Teile der Bevölkerung so herrlich wie die Blumen und Bäume im Wonnemond; wer in dieser schönen Zeit der im Brautgewande prangenden Natur griesgrämig den Rücken zukehrt, den erfreut der Schmelz des Frühlings nicht. Beide Sprachen, die hochdeutsche und die plattdeutsche, mögen von nun an friedlich nebeneinander leben. Große Männer haben beide Sprachen stets nebeneinander gesprochen, ohne die eine auf Kosten der anderen zu lieben oder zu hassen. Nach einer Zeitungsnachricht vom Juni 1890 pflegt Seine Excellenz der bayerische Finanzminister Freiherr von Riedel, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, aber einfach, schlicht, anspruchslos, auch in seiner hohen Stellung mit besonderer Vorliebe die fränkische Mundart.

Fürst Bismarck kam im Sommer 1889 auf einem Spaziergange an eine ihm unbekannte Stelle und bat ein ihm begegnendes Mädchen, ihm den richtigen Weg zu zeigen. Dieses erwiderte: „Datau häw ick kein Tîd; mîn Herrschaft luert up mi.“ Der Fürst aber sprach: „Na, denn grüß ock dîn Herrschaft von mi. — Aber weißt du denn ock, wer ick bin?“ „Na, wer sall hei anners sinn, as de oll dick Fleischer ut Rummelsburg!“ — Als das Mädchen zu Hause über seinen Irrtum aufgeklärt wurde, sagte es: „Dat häw ick em nich anseihn!“

Derselbe Fürst sprach am 1. April 1890 in Friedrichsruh zu Herrn Wörmann: „So veel Hurrah hett Friedrichsruh sien Dag nich sehn“, oder wie auch gemeldet wird: „So veel Hurrah hett Friedrichsruh als lange nich hört.“

Auf diese Weise werden die Mundarten neben dem Hochdeutschen bestehen bleiben, verherrlicht von denen, die ihren wahren Wert erkennen.

Man muß sich freilich hüten, daß man im Lobe der Dialekte nicht zu weit geht. So wünscht Klaus Groth die Schöpfung einer allgemeinen

niederdeutschen Schriftsprache, Scheller wollte in seiner großen Vorliebe für die Mundart die sächsische Sprache wieder zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wissen, und Gedike kommt zu dem Schluß, daß die niedersächsische Sprache in dieser Hinsicht vor der obersächsischen den Vorzug verdiene. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man sich wegen einer neuen Schriftsprache abmühen, da wir im Besitze einer ganz ausgezeichneten Schriftsprache sind.

Nun hört man oft im Ernste den Satz aussprechen: Das Hochdeutsche, das von den Gebildeten gesprochen wird, ist eine fehlerfreie Sprache, das Plattdeutsche dagegen, über das keine Grammatiken und Stilistiken vorhanden sind und das von den Ungebildeten gesprochen wird, wimmelt nur so von Fehlern. Dieser Satz ist natürlich wieder grundfalsch. Mit derselben Beweiskraft könnte man sagen: Die hochdeutsche Sprache in Romanen und Zeitungen wimmelt von Fehlern, und die plattdeutsche Sprache in guten Dialektwerken ist fehlerlos. Nicht die Sprache als solche ist wieder einmal an diesem angeblichen Übelstande schuld, sondern die sie redenden Menschen.

Es ist schon gewagt, von einem Manne zu behaupten, daß er „Hochdeutsch" spreche, die Sprache nämlich, welche von dem Dreigestirn Luther, Lessing, Goethe in die Litteratur eingeführt worden ist. Zwischen Schreiben und Sprechen ist eben ein großer Unterschied. Zum ersteren kann man sich viele Zeit nehmen und das Hingeschriebene später, so oft man will, umändern, verbessern, abfeilen, vervollkommnen; das Wort, welches gesprochen wird, hat schon der alte Vater Homer „geflügelt" genannt. Und so kommt es denn, daß viele, vornehmlich Gelehrte, eine Sprache reden, die der klassischen Buchsprache sich nähert, daß dagegen der größere Teil der Bevölkerung vom streng grammatischen und stilistischen Standpunkte aus betrachtet ein Greueldeutsch spricht. Bei ruhiger Beobachtung erkennt man den wahren Grund dieser traurigen Erscheinung, er ist die — Eitelkeit. Es giebt Leute im Alter von 25—30 Jahren, die ihr ganzes Leben hindurch Plattdeutsch, und zwar ein richtiges Plattdeutsch gesprochen haben. In Anwesenheit „reicher" und „feiner" Leute fühlen sie sich plötzlich veranlaßt, Hochdeutsch zu reden, eine Sprache, die ihnen ziemlich unbekannt ist. Da ist Holland in Not, und man hilft sich, so gut es eben gehen will. Kürzlich hörte ich noch, wie eine Frau zu ihrem Sohne sagte: „Karl, ruf du mich der Ferdinand!" In dem Satze sind zwei schwere Fehler; in der Kölner Mundart aber heißt derselbe: Karl, rof do mech dä Ferdinand; mech ist Dativ und Accusativ und dä Nominativ und Accusativ. Der plattdeutsche Satz wäre also ganz richtig gewesen. Nun begeht man die Unvorsichtigkeit, die Dialekte für die Fehler verantwortlich zu machen. Schon Kinder fühlen, wie verkehrt

derjenige Plattdeutsche handelt, der ohne Kenntnis der Schriftsprache Hochdeutsch reden will. So sagte etwa im Jahre 1860 in Elberfeld ein Knabe zu einem Spielkameraden, der sich aus der Schar als der einzige Mühe gab, ein Hochdeutsch zu radebrechen: „Dä sprekt ôch Hôchdütsch met ner plattdütschen Schnûte", eine verdiente Zurechtweisung, die sich der kleine Sünder schon gefallen lassen mußte. Mit Bezug auf die den Mundarten zum Vorwurf gemachten Fehler sagt Osthoff S. 22: „Den Vorwurf der grammatischen Fehler würde jede Volksmundart dem Schrifthochdeutschen mit dem Gleichnis von dem Balken im eigenen und dem Splitter in des Nächsten Auge zurückzugeben wissen." In dem dialektischen Prachtwerk von Paul Faust (Köln in frohen und ernsten Stunden) werden die zielenden Zeitwörter ohne weiteres mit dem Nominativ verbunden, z. B. der Karl treffe, der Kopp huh dräge. Es läßt sich dies durch die schulmäßige Einwirkung des Hochdeutschen erklären, da das Kind sich leicht daran gewöhnt, das Hauptwort mit dem bestimmten Geschlechtswort im Werfall auszusprechen. Es ist und bleibt aber ein Fehler, der besonders in der letzten Zeit Regel zu werden droht. Man findet diesen Fehler hüben und drüben sogar in umgekehrter Gestalt. Neulich sagte noch ein vornehmer Hochdeutscher, mit breitem Schwerte angethan, in näselndem Tone: In Frankfurt haben wir doch ein schöner Pferdemarkt; desgleichen ein biederer Mann aus dem Volke: Heute ist aber doch einen prächtigen Tag. Beide können sich, wie Osthoff treffend bemerkt, getreu die Hand reichen. In die Dichtung scheint dieser Fehler auf künstliche Weise eingeführt worden zu sein, z. B. „Do waach den Eenen op" und „Et bröllt eenen Ohs" (Simrock, Rheinsagen, Bonn 1883, S. 144). Diese Erscheinung zeigt sich nicht nur in Köln, sondern auch in Elberfeld, wie Bauerfeind in seinem Programm S. 5 bezeugt. „Das hiesige Platt", sagt er, „hat die eigentümliche Neigung, das Prädikat und gelegentlich auch das Subjekt, wenn ein Adjektiv dabei steht, in den Accusativ zu setzen. Also: Mäten is en goden Mann; Wat is dat vor en schönen Tag? Wat dat vor en berühmten Mann war! Dat war sinen größten Spaß; Eck kann schwiegen on ok minen Mann." Es darf aber nicht so gesprochen werden, wie einige Beispiele vom Gegenteil zeigen: Hä schlog immer düchtig in dä Feind (nicht: in der Feind) (Simrock S. 78); hä scheppt de Raum dervun (nicht: der Raum, Rahm, dervun) (Ernst Weyden S. 216); do sooch mer den Teesch (Weyden S. 50); alle Morgens ging dä ärme Bäcker en den Dom (Mering, Gesch. der Stadt Köln, 1839, I S. 273). Ferner sagt ein Sprichwort: Wer de Oogen nich updeit, mütt den Büdel updahn. Auch Fritz Reuter unterscheidet wohl den Nom. de ap (der Affe) und den Acc. den apen; ebenso die

holländische Grammatik: de vaber und den vaber. Es erscheint mithin tadelnswert, wenn Schriftsteller den Fehler noch unterstützen und schreiben: ich gehe in der Dom statt: ich gehe in dä Dom, so daß er beim Volke in Fleisch und Blut übergeht. Dies ist schade, denn „das Volk hat ein bestimmtes und richtiges Sprachgefühl für das, was in seiner Mundart gesprochen wird; aber wenn diejenigen, welche im täglichen Leben die Mundart des Volkes sprechen, Hochdeutsch reden sollen, so verläßt sie meistens das Sprachgefühl, welches nur in der Volkssprache und gewissermaßen nur für sie ausgebildet worden ist." (Becker, Über Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache, Frankfurt 1833, S. 21.)

Zweierlei haben wir aber festzuhalten, erstens, daß das Hochdeutsche von den Mundarten nicht verfolgt wird, und zweitens, daß die Dialekte als solche nicht daran schuld sind, wenn beim mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Volkssprache Fehler sich eingeschlichen haben. —

VII. Die Bedeutung der Mundarten für die Sprachforschung durch ihren Wortschatz.

Alle Gelehrten, auch die Gegner der Mundarten, haben den hohen Wert derselben für die Sprachforschung jederzeit anerkannt. „Die oberdeutschen Volksdialekte", sagt Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik, Marburg 1860, S. 5, „sind mehr oder minder auf der Stufe des Mittelhochdeutschen stehen geblieben und grammatisch äußerst wichtig, ja, in dieser Hinsicht meistens ursprünglicher und folgerichtiger, als die gemeinschaftliche Schriftsprache, ohne jedoch wegen ihrer Vergröberung und Nachlässigkeit der letzteren den Rang streitig machen zu können." Und Sachse sagt im Programm Berlin 1867, S. 9: „Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, die einzelnen Bestandteile des litterarischen Eigentums der Nation zu erhalten und für die Sprachwissenschaft, in welcher das Kleinste wie das Größte beachtet zu werden verdient, zu verwerten. Das Plattdeutsche gewährt sogleich ein Doppelinteresse durch seine Beziehungen sowohl zum Hochdeutschen und den verwandten Dialekten, dem Holländischen, Schwedischen, Dänischen, als auch zu den überkommenen niederdeutschen Resten aus den früheren Jahrhunderten, und es ist gerade die rechte Zeit, nach dieser Richtung hin thätig zu sein und das Vorhandene für immer festzuhalten, so lange es noch geht. Und hier ist noch ein Feld umfangreicher, lohnender Arbeit."

Es ist nun eine erfreuliche Thatsache, daß mundartliche Stoffe in den Dissertationen, Programmabhandlungen und Habilitationsschriften mit Lust und Liebe behandelt werden. Daß dieses edle Streben wieder Verdächtigungen ausgesetzt ist — man nennt es nämlich eine bald

wieder verschwindende Modethorheit —, möge die fleißigen Arbeiter nicht hindern, auf dem einmal betretenen Wege mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit fortzuschreiten.

„Eine solche Arbeit", sagt das Pädagogium (XII. Jahrg. 1. Heft vom Oktober 1889 S. 49), „kann nicht einer in Deutschland übernehmen; auf jedem einzelnen Sprachgebiet ist eine allseitige Kenntnis des lebenden Dialekts ein Haupterfordernis. Ohne diese wird man manche nicht so an der Oberfläche liegende Erscheinung schriftlicher Denkmäler nie völlig zu verstehen im stande sein. Das Ergebnis solcher Forschungen läßt sich jetzt nicht absehen. Indessen ist es kein bloßer Zufall, daß seit einigen Jahren das Studium der Mundarten von mehreren jungen Forschern mit Thatkraft und Glück betrieben wird. Dieses Studium ist keine Spielerei und kein Gegenstand bloß philologischer Mikrologie, sondern es soll uns den Weg zur Erkenntnis unserer Vorzeit bahnen, einem Ziele, das man mit gutem Gewissen als ein echt patriotisches bezeichnen darf."

Der Reichtum der Mundarten zeigt sich zunächst darin, daß sie eigene Ausdrücke besitzen, welche in der Gestalt dieser Wortkörper der hochdeutschen Sprache fehlen. Die Beispiele sind, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise dem Kölner Dialekt entnommen. Für Biene hat der Kölner Bai und Imm; das letztere bereichert in der Zusammensetzung Imker, Bienenzüchter, die Schriftsprache. Wippe, hin- und herbewegen (vergl. Wipfel), dann von der hüpfenden Bewegung des Wassers gebraucht (vergl. den Flußnamen Wipper, die a) in den Rhein, b) in die Unstrut, c) in die Ostsee fließt). Bubbele (Köln) hd. sprechen, Kalle (Elberfeld; vergl. Kalender, Nachtigall, gellen) und küre (Münster) in derselben Bedeutung; das letztere noch vorhanden in Kurfürst, auserkoren und holl. keur, Wahl, Prüfung. Zweifelhaft ist es, welcher Ausdruck älter ist: die Sonne geht zur Rüste oder: de Sunne giht zu Rüste. Sollte hier der Altenburger Dialekt die Priorität vor dem Schriftdeutschen haben? Goethe sagt im Hochzeitliede: Die Ratte, die raschle, so lange sie mag. Der sonst so gewissenhafte Leimbach übergeht II, S. 136 die Erklärung des Zeitwortes rascheln, welches in der Bedeutung „sich hörbar bewegen" der Altenburger Mundart angehört. Der Elberfelder nennt den Hof um Sonne und Mond Näwvelspürk (Nebelperücke). Aprelsjeck ist in Köln ein Mensch, der sich am 1. April zum besten halten läßt. Pihlopräht (Elberfeld) und pihloprăch (Köln) wurde bisher erklärt: aufrecht wie ein Pfeil. Nun ist ein Pfeil wohl gerade, aber nicht aufrecht stehend, wie z. B. ein Soldat stehen soll. Sinn giebt wohl: aufrecht wie ein Pihler, denn der Pfeiler steht in der That aufrecht, die Mittelsilbe wäre dann ausgefallen, was sehr oft geschieht; so wird ĕhaft: echt, Elfenkönig: Erlkönig, drei-Faden

=ig: dreifadig, Faden=chen: Fädchen, un=leugnen=bar: unleugbar, un=künden=bar: unkündbar, Plauderer=in: Plauderin, Stammburg Arnoldstein bei Koblenz: Arnstein, Thüringerheim: Türnheim, Birnbaumblatt: Börblatt, Alpenhorn: Alphorn, Habichtsburg: Habsburg. — Beißel (holl. beitel), der Meißel. Bestevar, Großvater. Dopp, der Kreisel. Beschütt (holl. beschuit), Zwieback. Bestemohr, Großmutter. Läke (holl. laken), Betttuch. Möhr, das Weibchen vom Kaninchen (im Gegensatz zum Rammler). Brescheswing, Wein mit der Etikette auf der Flasche. Buchping, Leibschmerzen. Bütt (holl. bot, engl. butt), Waschkübel. Die kleinen runden Spielsteine, mit denen die Knaben im Spätherbste sich köstlich vergnügen, haben hier und in der Umgegend die Namen: Ömmere, Schüsser, Dötz, Mormele, Häuere, Frängköff, Knicker oder Klicker. Für „weinen" desgleichen: bauze, kriesche, hüle, lügge. Die unangenehme Ohrfeige hat die Ehre, in Köln durch 15 Ausdrücke bezeichnet zu werden: Babbeljöttsche, Diladötzche oder Dillendötzche, Fimm, Firmbängel, Flapp, Gêlz, Ging, Katzekiesche, Klatsch, Knûz, Ohrfig, Tachtel, Tâtsch, Wämännche, Watsch. Der Fernwohnende möge aus dieser Thatsache nur keinen verkehrten Schluß ziehen, denn der gemütliche Kölner vom alten Schlage schlägt sehr selten. Avkamisöle (ab=kamisol), durchprügeln. Schaaf, Schrank. Fies (holl. vies) 1. Ekel habend, 2. Ekel erregend. Prüme (holl. pruimen) Tabak kauen. Prüm, Prim, Prümke, Kautabak. Schlouchig, feinschmeckerisch. Verschnuppt, beim Essen verwöhnt. Flett (span. fleta), Nelke. Föch, Ofenrohrklappe. Gebotktersch, längere Benutzung des Arztes. Hämmche (holl. ham, der Schinken), ein Stück Schweinefleisch vom Knöchel. Helpe (helfen), 1. Hosenträger, 2. Tragriemen beim Fahren einer Schubkarre. Himmele, sterben. Hipp, Ziege. hôsch (hörsch von hören), leise. Lei, 1. Schiefer, 2. Tafel. Bött, ungeschickt, plump. Ink (holl. inkt), Tinte. Iserbähner, Eisenbahnbeamter. Kâf (holl. kaf), Spreu. Läuv, Speicher. Knatschjeck, ganz verrückt. Schibbes, verrückt. Us dem Jan sin, beim Kartenspiel Sechsundsechzig die Hälfte (33) haben. Verbistert (bister, dunkel), außer Fassung. Verbaselt (engl. bashfull), verwirrt. Gabbeck, der in alle Ecken gafft; der Volksmund benennt so manchen gewissenhaften Beamten, der für die Reinhaltung der ihm unterstellten Räume Sorge zu tragen hat. Kiep, Tragkorb auf dem Rücken. Jott, die Patin, die geistige Mutter des getauften Kindes, Abkürzung des Dän. und Schwed. gudmoder, doch ist die Bedeutung des Wortes gud noch nicht bekannt. Klumpe (holl. klomp), Holzschuhe; desgl. Blötsche, vielleicht von Blötsch, der Eindruck des Fußes in das Holz (vergl. das Treten in den Schnee); ferner Trippe (holl. trip, engl. tripp), vielleicht vom unsicheren, trippelnden Gang.

Knabben, Torfkohlen. Knäller, schlechter Tabak. Kutscher, billiger Wein. Kohm (holl. kaam), Schimmel auf gegorener Flüssigkeit. Kott (holl. kwaad), böse. Komp (ahd. chumph, griech. κύμβος) Schüssel. Kromm, Sichel. Lind (lind, Schlange), schmales Band. Küpp (span. copa, frz. coupe), der Hut. Loßleddig, unverheiratet. Kal, Gespräch, Rede. Mang (holl. mand) großer Korb. Mangel, die, (holl. mangel), Maschine zum Glätten großer Wäschestücke. Mähl aus Mähr (lat. merula), Amsel. Mäzerbiese (frz. bise), Hagelschauer und Schneestürme im März. Mariasief, Feiertag am 2. Juli; fällt an diesem Tage Regen, so dauert er nach einer Bauernregel 40 Tage, Mariä Heimsuchung (vergl. 1. Seife zum Waschen, 2. Elbseifen [sumpfartiger Bach], Quellbach der Elbe; siefe, sickern, träufeln; söffig, sehr trinkbar). Beging (holl. begijn, frz. béguine, engl. biggin), die Nonne von Ging, die enge, anschließende Kopfbedeckung. Krabitz (holl. krabben, kratzen; vergl. Kratzbürste), zänkisches Weib. Nutstoppe, Aushelfer. Pannhas, in der Pfanne gebratener Wurststoff. Peps (holl. pip), Erkältung. Plât (holl. plaat), Glatze. Quellmänner, Pellkartoffeln (frz. peler, abschälen), Bünnäepel (Elberfeld; Bünne, die Schale), mit der Schale gekochte Kartoffeln, die sich jeder selbst in vornehmeren Häusern beim Essen schälen mußte. Röggelche, ein kleines Roggenbrot. Rusch (Rüschche), die Krause. Rutte (mhd. rûte, Viereck; vergl. Raute), Fensterscheibe. Schauf, Strohlager für Tote. Scheffche, Brotkörbchen in der Gestalt eines Schiffchens. Schibbele, rollen. Schluffe (holl. slof), Hausschuhe. Schmeck, Peitsche. Schmeß (holl. smeet), Fechternarbe (vergl. Schmiß). Schmôken (holl. smoken), Tabak rauchen. Schnâk (holl. snaak), Witz (vergl. Schnakesänger, Witzbold). Schmêrbüch (Schmêr, Fett, Butter), Fettwanst, Dicksack. Schnäuzer, von Schnauze, Schnurrbart. Schnippel (holl. snippel), Frack, nach der Ähnlichkeit der Form auch: Schwalwestetz, in Berlin: Hiftenbetrieger, weil das Tuch die Hüften nicht bedeckt und diese gleichsam um die beiden Rockschöße betrogen werden. Schniffele, fein regnen. Schnüffche (holl. snuifje), eine Prise. Schnuppe (holl. snoepen), naschen. Schnuppe, gleichgültig. Schnûtche (holl. snuitje, engl. snout) Schnabel an Gefäßen. Schöß, Schublade. Schräge (holl. schragg), Holzgestell. Schrump (onomatopoetisch) die Geige. Schürge, eine Handkarre fahren. Schürger, der Kärrner. Schwaden (holl. zwad), Dampf, Dunst; in der Bergmannssprache: Schwaden, die schlagenden Wetter, welche die Entzündung veranlassen. Seiver (Sever), 1. Speichel, 2. Nikotinabsonderung im Abguß der Tabakspfeife. Sößholz raspele, Mädchen Artigkeiten sagen. Speibeck, der den Schulmännern überall freundlich entgegenlächelnde Spucknapf. Spies (holl. spijs), Mörtel. Sprattele, zappeln. Spreit (holl. sprei), Bettdecke. Sprûte (holl. spruit), Rosenkohl. Stât

(holl. staat), Pracht, daher: sech stâts mâche. Stêtz (holl. staart), Schweif. Stropp (holl. stroopen, streifen), wilder Knabe. Ströppe, (holl. stroopen), wildern. Enkel (holl. enkel, engl. ankle) Knöchel an den Füßen. Basch (von bersten), Sprung im Glase. Bandag (Elberfeld), heute (in Köln: hück). Äftermann (Elberf.), Pflasterstein. Äfterôgen (nicht: Elsteraugen), Straßenpflasteraugen an den Zehen. Schlabbere (holl. slabberen), verschütten. Schlabberdôch, Serviette (Mundtuch). Fennig (holl. vinnig), boshaft. Pôtz (ahd. pfuzza oder putti, holl. put), heute noch als Name: Pütz und Pützchen (bei Bonn), Brunnen. Stippe, stützen. Hömpele, hinken. Kölle, zum Narren halten. Klemme, stehlen. Krêmele, voll sein. Pill, Ente. Bötz (holl. bokse), Beinkleid. Hôse, Strümpfe. Kappes (holl. kabuis), Sauerkraut; Göthe: Krautkopf. Dörpel, Stein am Eingange vor der Hausthür. Deftig (holl. deftig), ordentlich, tüchtig vermögend. Strunze, prahlen. Stûve (holl. stouwe), stoven (Davidis Kochbuch). Sôt (holl. sudde, der Sumpf), die Straßenrinne mit dem darin befindlichen Schmutz; daher Sudder, Tabakssaft im Abguß der Pfeife. Timpe (holl. tip, tipje), Zipfel. Tippe, anrühren. Teut oder Tût (holl. tuit), Gefäß. Verlebde (holl. verleden), vergangen. Verschängelêre, beschädigen. Tûsche, zum Schweigen bringen. Vertusche, zu verbergen suchen. Wiel (holl. wiel), Nonnenschleier. Tösche (holl. tuischen), zwischen. Wêke (holl. wiek) Lampendocht. Vriet oder frêt (holl. wreed), abgehärtet. Wippelstetz, Wippletz (holl. wipstaart), 1. Bachstelze, 2. unruhiger Mensch. Zaue, eilen. Zowäschdriever, zanksüchtiger Mensch. Schleck, Schlegel (holl. slek), Schnecke. Schmuck, ein frisch vom Baum geschnittener Stock zur Bestrafung unartiger Kinder. Schmuggele (holl. smokelen), Schleichhandel treiben. Mogele (holl. makelen), beim Skat die Partner hintergehen dadurch, daß man trotz eigener guter Karten paßt (nicht spielt), so daß ein anderer „turniert" und „hineinfällt". Futele (frz. la faute), beim Spiel betrügen. Müze (Mätze, Osterbrot der Israeliten?), Fastnachtsgebäck. Bâs (holl. baas), Meister, Oberknecht, Gutsherr, Hausherr, Gutsbesitzer. Köppche (holl. kopje, engl. cup), Tasse. Döppe (frz. duper), dummer Mensch. Paaschurgel (paasche, drücken), Ziehharmonika. Knick, Kreide. Sich bestâde (vergl. ausstatten), heiraten. Hoddele (engl. huddle) nachlässig arbeiten. Mudd (holl. modder, engl. mud), Schlamm. Fummele (engl. fumble), anrühren. Kribbelig (holl. kribig, engl. cribble), übel gelaunt. Puddele (engl. puddle), 1. waschen, 2. beim Kegelspiel einen Fehlwurf machen. Söster (engl. sister), Schwester.

Die vorstehende kleine und unvollständige Sammlung plattdeutscher Wörter zeigt, daß sehr viele Ausdrücke auch im Holländischen vorhanden sind.

„Bei den regen Handelsbeziehungen zu den Niederlanden“, sagt Bauerfeind im Programm S. 4, „wäre es auffällig, wenn sich nicht Spuren niederländischen Einflusses auch in der Sprache fänden; bei Gleichheiten und Anklängen kann freilich auch vielfach niederdeutsche Urverwandtschaft zu Grunde liegen.“ Diese neben dem Hochdeutschen selbständig sich bewegenden Ausdrücke sind so zahlreich, daß sie fast eine Sprache für sich ausmachen, die der Nichtkenner erst wie eine fremde lernen muß. Es ist daher der Ausspruch, daß derjenige, der neben dem Hochdeutschen noch einen heimischen Dialekt spricht, zwei Sprachen kennt, wohl berechtigt. „Thöricht handeln also“, sagt Osthoff S. 23, „diejenigen von unsern 'gebildeten' Eltern, welche da meinen, ihren Kindern eine Wohlthat zu erweisen, wenn sie dieselben vor jeder Berührung mit der Sprache des gemeinen Mannes, des Handwerkers in der Werkstatt, des Bauern auf dem Acker hermetisch abschließen“.

Die Dialekte sind für das Schriftdeutsch von der größten Wichtigkeit. Sie liegen demselben gleichsam zu Grunde. Je mehr Mundarten die Nation besitzt, um so mehr Nahrung hat dasselbe, es braucht dann auch nicht bei benachbarten Völkern eine Anleihe zu machen. Sprachen ohne Dialekte führen ein kummervolles Dasein, sie sind und bleiben verkrüppelt und zwergenhaft; schließlich verfallen sie unrettbar dem Siechtum und endlich dem Untergang, den keine Kunst hintanzuhalten vermag, wenn die Menschen auch noch so mächtig und gelehrt sind. So ergeht es z. B. den Kunsterzeugnissen unserer Tage, einem Volapük, einer Pasilingua und wie diese Gebilde alle heißen, da sie keine Mundarten, da sie keine Poesie besitzen. Der geistvolle Sprachforscher Max Müller sagt: „Die Dialekte sind stets mehr Quellbäche, als Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen, die Zuleiter, nicht die Ableiter, die Produzenten, während die Schriftsprache der Konsument ist“ (Osthoff S. 32). Nicht minder richtig urteilt der 1868 zu Göttingen gestorbene Menschenfreund, der Bonner Professor Otto Jahn, wenn er sagt: „Die reichhaltigste Litteratur genügt nicht, um den mächtigen Strom der Sprache vollständig zu erschöpfen; neben der geschriebenen Sprache macht die gesprochene, neben der kunstgerecht erzogenen die im Volke frei aufwachsende Sprache gleichen Anspruch auf Beachtung, wenn es gilt, den ganzen Organismus der Sprache zu erfassen. Je dürftiger hier die Quellen fließen, um so begieriger greift man nach jedem neuen Hülfsmittel der Erkenntnis. Wer sich an den reichen Schatz von Belehrung und Erfrischung erinnert, welche den lebenden Sprachen durch die verschiedenen Mundarten zugeführt wird, der wird leicht ermessen, in welchem Maße die Vergleichung stammverwandter Sprachen die Kenntnis jeder einzelnen fördern muß.“ (Die Universitäten und die Wissenschaft, Eine Rede, Bonn 1862, S. 9.)

„Die Volkssprache", sagt H. Leineweber, „gleicht dem rohen Erz, das der Bergmann aus der Erde holt, die Büchersprache dem im Schmelzofen geläuterten Metall", und dieses ist, so fügen wir hinzu, ohne jenes gar nicht vorhanden. Wenn diese Erkenntnis erst in weitere Kreise dringt, dann wird auch die planmäßige Verfolgung der Mundarten im Leben allmählich aufhören. Zur Stunde ist dies noch nicht geschehen; denn vor kurzem äußerte sich noch ein hoher Herr: Alles kann ich leiden, nur nicht das Plattdeutsche. Dank unseres ganzen heutigen Kulturlebens muß das Hochdeutsche in der Volksschule, im Gymnasium, auf der Hochschule, im Gericht und auf der Schaubühne als Unterrichtssprache und Verkehrsmittel weiter gebraucht werden. An dieser Thatsache darf niemand rütteln; die hochdeutsche Sprache soll von ihrer Errungenschaft nichts einbüßen. Viele Mühe wird es kosten, das weibliche Geschlecht, besonders die vornehmere Damenwelt zu unserer Ansicht zu bekehren; sie verhält sich gegen die Dialekte ablehnender, als die Herrenwelt. Es liegt dies in dem feinen Gefühl und zarten Charakter des weiblichen Geschlechts, der an der rauhen Außenseite des Plattdeutschen Anstoß nimmt. Allein eine sachgemäße Belehrung dürfte auch hier auf fruchtbaren Boden fallen. Man gebe der weiblichen Jugend nur ohne Furcht gesunde mundartliche Lektüre in die Hand, und verstopfe die Quelle der Schand- und Schundlitteratur. Diese macht aus dem jugendlichen Herzen eine trostlose Einöde, jene erhält es frisch und gesund, und Zufriedenheit und Glück sind der unausbleibliche Lohn. Guter Lesestoff ist genug vorhanden, leider brachten Unkenntnis und Vorurteil es zu stande, daß die dialektischen Bücher, welche in der „Armeleutesprache" geschrieben waren, unter den Hochdeutschen einen nur bescheidenen Leserkreis hatten.

VIII. Bewahrung untergegangenen Sprachschatzes durch die Mundarten.

In dem Wortschatze der Dialekte sind Wortstämme oder ganze Wörter aufbewahrt, welche in der Büchersprache zu Grunde gegangen sind. Wer also das Neuhochdeutsche zum Gegenstande seines Studiums macht, würde nur ein halbes Werk verrichten, wollte er nicht auch eine oder mehrere Mundarten in den Kreis seiner Beobachtung ziehen. Die Volkssprache ist gleichsam ein Reliquienschrein, in welchem vor Alter ehrwürdige, in der jetzigen Sprachperiode ausgestorbene Wortformen dem unheiligen Blicke verborgen aufbewahrt werden.

A. E. Fröhlich gebraucht das Wort „blusterhellt" und Geibel das Hauptwort „Blust", die Blüte (mhd. bluost, alem. bluest). Wäsem (Elberfeld), der Rasen (ahd. waso, mhd. wase). Boddem (Boden), Bessem

(Besen), Fadem (Faden) ahd. bodam, besama, fadam; die Mundart hat also das ursprüngliche m bewahrt. Vom Zeitworte „bêren, bären, bören" wird eine ganze Sippe von Wörtern abgeleitet: gebären, sich gebärden, Gebärde, geboren, Wohlgeboren, Geburt, gebürtig, Gebühr, gebühren, Gebühren, Bahr (Milchgefäß), Bahre (Sarg), Tragbahre, Barmen (Fruchtschober), Bärme (Hefe, welche den Teig hebt), entbehren, Eimer (Einber), Gefäß mit einem Henkel, Zuber, Gefäß mit zwei Handhaben, bar, fruchtbar. Das Mhd. bike (dicke), oft, lebt noch im Fränkischen deck (Mainz), döck (Köln), döckes (Elberfeld), ebenso mhd. vach (holl. vaak) in fak, faken, oft, so daß also dem Hochdeutschen „oft" zwei dialektische Wörter „döck" und „fak" gegenüberstehen. Puff, eine onomatopoetische Bildung zur Bezeichnung des Schlages (holl. poff, engl. to puff, frz. pouffer), Schlag, Stoß, davon die Puffer am Eisenbahnwagen. Die viel verketzerte Form „dreizig" nach dem Vorgange von „zwanzig" wird jetzt noch von den Westfalen gesprochen. Ahd. eckert ist im Kölner Dialekt: eckesch, nur. „Als" in „alsbald" (als=ald), schon bald, auch allein, z. B. gieb mir das als (in der feineren Umgangssprache). Küren, wählen, lebt noch in köre (Elberfeld), das Essen versuchen. Mhd. überenzec heißt in Köln: üvverenzig, übrigens. Spröhl, mhd. sprehl, holl. spreeuw, der Star (Vogel). Bâte (got. gabatnan, holl. baten) helfen, nützen (vergl. baß, besser, fürbaß; von der Wurzel bat, gut, sollen auch die Bataver genannt sein). Kümme (ahd. chûmôn, vergl. kaum, Kummer) jammern. Kloppe, schlagen; daher Klöppel (holl. Klepel), der Schlägel in der Glocke. Das pommersche „negenklok" (neunklug), überklug, verbreitet vielleicht etwas Licht über den Neuntöter (Lanius excubitor), der mehr Tiere mordet, als er für sich und seine Brut nötig hat. Ein eigentümliches Walten des Zufalls ist es, daß ich später dieselbe Zusammenstellung bei Franke (Reinheit u.s.w.) S. 42 fand. Höfer (Wie spricht das Volk?) hat S. 218 die Form wên, zusammengezogen aus wesen (vergl. verwesen, das Wesen), sein, vom alten Zeitwort „ich wese". Merkwürdig sind die beiden Diminutiva nimmerle, nimmerlein (Bergmann S. 104) und dûkingdûchen von du (Höfer S. 225), z. B. mîn lêw Dûking, mein liebes Duchen. Auffallend ist auch die Steigerung durch „meineidig", z. B. di Bärwell hett meineidi vîl g'wunne, sehr viel; vergl. das Hochdeutsche: der Besuch hat verzweifelt wenig zu bedeuten; dieser Bursche ist rechtschaffen faul. Däne (ahd. dûhjan, mhd. diuhen), drücken. Schmiere (ein Butterbrot), tautologisch, das Brot mit Butter (Schmêr) bestreichen. Anke bei Hebel (ahd. anka), Butter.

In den Mundarten liegt noch manches schöne Wort wie in einem Winterschlafe; was in denselben aufbewahrt ist, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der Kurfürst Clemens August von Köln (1723—1761) veranstaltete einst mit mehreren Hofjunkern eine Landpartie zur Zeit, als das Korn reif war. Der Erzbischof sah auf einem Felde mehrere Ähren ohne Frucht und fragte einen Bauer nach der Ursache. Dieser antwortete: „Kurfürstliche Durchlaucht, die Ähren junkern." Clemens August verstand den landesüblichen Ausdruck nicht und fragte nach dessen Bedeutung. Der biedere, aber witzige Landmann entgegnete: „Die Ähren tragen die Köpfe hoch, weil sie nichts inne haben." Den Kirchenfürsten belustigte diese Antwort ungemein, und er nahm später öfter Gelegenheit, mit den Worten des schlichten Mannes seine vornehmen Junker zu necken (Mathieu, Gesch. der Stadt Köln, 1845, S. 206). Heutzutage hätte der Bauer ohne Zweifel geantwortet: Die Ähren sind ausständig, oder die Ähren streiken.

IX. Stete Erhaltung und Erfrischung der hochdeutschen Sprache durch die Mundarten.

Karl Franke hat durch die jedem Fachmanne bekannte Preisarbeit den Beweis geliefert, daß die Schriftsprache durch die Mundarten fortgesetzt bereichert wird.

Die Sprachwissenschaft hat sich abgemüht, um das Hauptwort „die Vorfahren" zu erklären.

1. Adelung erklärt im Wörterbuche (IV, 1262) das Wort so: a) der vor uns in unserm Amte war, der Vorgänger, Verweser, im Niedersf. Vorsate; b) Personen, welche vor uns gelebt haben, im Gegensatze zu den Nachkommen, Nachfahren. Es kommt her von dem Zeitworte „fahren", welches auch leben bedeutete. Wachter und andere legen ein Zeitwort fahren = zeugen zu Grunde. Sofern die Vorfahren zugleich Voreltern sind, heißen sie im Angelf. Forefathers, im Holl. Veurvaeders. Das Wort Vorfahren kommt in dem deutschen Livius von 1514 vor.

2. Schwenk sagt in seinem Wörterbuche: Die Benennung ist von Gütern entlehnt; denn auf ein Gut fahren bedeutet auf ein Gut ziehen, um es zu bewirtschaften. Der nachher auf das nämliche Gut Ziehende ist der Nachfahr des ersten.

3. Kluge vermeidet die Erklärung S. 6 bei Besprechung des Wortes „Altvordern".

4. Heyse leitet dasselbe im Wörterbuche S. 358 bei Erklärung des Namens Faramund von fara, das Geschlecht, ab.

5. An das Zeitwort „fahren" wird wohl nicht zu denken sein. Dieses hat verschiedene Bedeutungen. Zunächst ist es so viel wie leben; z. B. Hochherziger Jüngling, fahre wohl (Schiller). Der Engländer sagt

Farewell, Lebewohl! Ein Sprichwort sagt: Wä got schmiert, dä got fihrt. Es ist ursprünglich vom Rade der Karre zu verstehen, dann heißt es allgemein: Wer sich nicht scheut, an der richtigen Stelle Geld auszugeben (vergl. den mit Gold beladenen Esel des Königs Philipp von Macedonien), der erreicht seine Zwecke und kommt überall im Leben durch. Ferner bezeichnet es jede Art der Bewegung von der langsamsten bis zur schnellsten, z. B. Fahre wohl denn, schöner Stern (Gensichen); man spricht von einem fahrenden Schüler, einer fahrenden Habe, von einer Wanderfahrt; endlich fährt auch der Blitz durch die Luft. Aber diese Ableitung befriedigt nicht völlig.

6. Einzig richtig, weil am einfachsten, ist die Erklärung von W. von Waldbrühl (Rhingscher Klaaf, Opladen 1869, S. 215), der es vom Plattdeutschen Var (Vater) herleitet. Das Wort „Vater" hat im Kölnischen und Bergischen die vierfache Gestalt: Vatter, Vader, Var, Va. Diese Deutung wird unterstützt durch das Griechische προπάτορες, durch das Holländische voorfaders und das Englische forefathers, so daß die richtige Erklärung hiermit wohl endgültig gefunden sein dürfte. Hieran schließt sich leicht der Gevatter (Mitvater, Taufzeuge) an, der dem Mitpaten (geistlichen Vater des Täuflings) mit Erfolg den Rang streitig macht. — Wie sollte der vielgeplagte Esel hier fehlen können? Er lautet im Kölnischen Äsel (mit kurzem ä), daher der Kelleräsel, dann Kellerassel. Neben der Scheune hat sich noch Schûer, die Scheuer, erhalten (ahd. sciura, mhd. schiure), neben Krug das Bergische Krûke. Eine Kracke ist ein altes, abgemagertes, unbrauchbares Pferd, welches sich vor Alter und Elend krümmt, wie auch alte Leute einen krummen Rücken erhalten und ein altes Haus schief wird (vergl. holl. Krak, das alte Haus, engl. an old crack, eine alte Vettel). Bart, der Kamm am Schlüssel. Das liebliche Schneewittchen hat bisher noch niemand in Schneeweißchen umgetauft. Es hapert (holl. haperen, stecken bleiben), es geht nicht gut. Halfe (half plattd. statt halb), ein Gutspächter, der nur die eine Hälfte des Ertrages der Ländereien für sich behält und die andere Hälfte an den Eigentümer abzuliefern hat. Trocken heißt im Bergischen brûg, daher Drogen (holl. drogge, ital. droga, engl. drug, frz. drogue), eigentlich getrocknete Waren. Beiere (holl. beijeren), am Vorabende hoher Feste auf dem Lande die Kirchenglocken schlagen. Trupp (holl. troep), eine größere Menge. Bigott (frz. bigot, holl. bigot), abergläubisch, aus: bei Gott (vergl. lat. per deos, griech. ναὶ μὰ τὸν Δία). Schmuggeln aus holl. smokkelen, engl. smuggle. Klaus Groth und Osthoff führen noch Born, sacht, Odem an, welche die Schriftsprache von den Mundarten übernommen hat. Der Bend, die Bende, ein großer, nicht notwendig eingezäunter Weideplatz; auch Uferwiese (holl. beemt?); ein Bahnhof in

Aachen heißt der Templer Bend, der große Jahrmarkt der Aachener Bend; beide befinden sich auf einem Platze, den früher eine große Wiese bedeckte. Im Holl. bezeichnet ben einen Korb, die Benne (frz. benne) ist ein Korbwagen, und in Niederdeutschland versteht man unter Benne auch einen aus Weidenruten geflochtenen Pferch zum Übernachten der Schafe. Sêkenhûs heißt eine Stelle zwischen Werden und Essen in Rüttenscheid mit einer alten Kapelle, an der seinerzeit ein Pflegehaus für Pestkranke sich befand. Ûzen, verspotten. Bringen (holl. wringen), die nasse Wäsche auspressen. Ponjel', Nachtkleid für Kinder. Dies Wort muß sehr vornehm sein, weil es weither gekommen ist. Die Holländer ahmten nämlich aus Bequemlichkeit die langen Gewänder der Japanesen als Hauskleider nach und nannten sie Japon, daher Japonjel und endlich Ponjel. In Schnurrbart bezeichnet das oberdeutsche Schnurre so viel wie „Maul, Schnauze". „Eine sprachliche Feinheit, die dem Neuhochdeutschen fast verloren gegangen ist, wird von den Mundarten vielfach bewahrt: es ist das angefügte (auf ahd. o beruhende) e beim Adverbium zum Unterschiede von seinem Adjektiv. — Die feinen Unterschiede zwischen dem bestimmten Artikel und Pronomen demonstrativum einerseits und dem unbestimmten Artikel und Numerale anderseits sind für das Sprechen durchweg beachtenswert, z. B. d'r Mann, der Mann; e Kind, ein Kind. Hier ist die Bezugnahme auf die mundartliche Betonung bei der Erklärung dieser Wortarten geradezu geboten" (Krumbach S. 23).

Aus diesem kurzen Kapitel geht zur Genüge hervor, daß das Schriftdeutsche durch die Mundarten immerfort seine Nahrung erhält. Sache der Gelehrten ist es, die unbekannten Gebiete zu durchforschen, und die Ehrenpflicht des gemeinen Mannes, die angestammte Volkssprache mit Stolz und Freude zu reden.

Indes nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier,
So schaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesamtes Volk, an ihr!

Das Volkslied.

Von Dr. **Prahl** in Langfuhr bei Danzig.

Veranlassung zu folgenden Zeilen gab mir ein Buch, das jüngst mit großer Anmut und viel Würde auf den Markt geworfen ist: Ludwig Jacobowski, Aus deutscher Seele, Ein Buch Volkslieder. 1.—5. Tausend. Minden, o. J., Bruns. Ich gestehe, daß ich nicht oft durch ein Buch so enttäuscht worden bin wie durch dieses. Jacobowski glaubte, er müsse an der Wende des Jahrhunderts einem tiefgefühlten Bedürfnisse abhelfen, ja es erschien ihm wie eine Notwendigkeit, „in übersichtlicher Ordnung und geprüfter Auswahl eine Sammlung Lieder dem deutschen Volke darzubieten", denn, so hat er vorher auseinandergesetzt, das Wunderhorn und keine der nachfolgenden Sammlungen ist ein Hausbuch des deutschen Volkes geworden. Aber was Arnim und Brentano, was Uhland, was Scherer und andere nicht gekonnt haben, Ludwig Jacobowski kann es.

Das Buch enthält auf 318 Seiten Text erst sogenannte Volkslieder, dann Sprüche, bis auf zwei Stück alles Abdrucke aus andern Sammelwerken; am meisten haben beigesteuert Erk und Böhme, Liederhort; Böhme, Kinderlied; Hoffmann von Fallersleben, Findlinge und Volksgesangbuch; Freiherr von Ditfurth, Fränkische Volkslieder u.a.m. Jacobowski beansprucht für sich (S. 319) auch nur den ästhetischen Gesichtspunkt, der seine Auswahl leitete, und die Anordnung des Stoffes. Ein „Hausbuch" wird aber auch sein Sammelwerk kaum werden. Derartige Bücher bleiben heute mehr noch als früher beschränkt auf einen engen Kreis von Gebildeten, besser noch, Kennern und Freunden der deutschen Litteratur; für diese haben sie einen Wert, wenn sie etwas Wertvolles oder Neues bringen. Das geschieht in Jacobowskis „Aus deutscher Seele" nicht, seine Textabdrucke aus allgemein bekannten und leicht zugänglichen Werken sind wissenschaftlich überflüssig und bedeutungslos. Auf die breiteren Schichten unseres Volkes aber und gar als „Hausbuch" werden solche Zusammenstellungen bloßer Texte niemals Eindruck machen oder Einfluß gewinnen, denn wenn zu irgend einem, so gehört zu dem sogenannten Volksliede die Melodie. Die besten, edelsten Volkslieder zu verbreiten, einzubürgern, ist daher auch nur den vielen Liedersammlungen gelungen wie etwa Hoffmann von Fallersleben, Volksgesangbuch; Fink, Hausschatz; Härtel, Liederlexikon; Erk, Germania und Lieder-

schatz; Silcher, Volkslieder, bis zu dem jüngsten Unternehmen der Art, Tongers Taschenalbums, Köln a. Rh.

Das sind zum Teil wirklich Hausbücher geworden.

Jacobowskis Buch halte ich also für überflüssig und zwecklos. Diese Eigenschaft würde es mit vielen anderen teilen, in einem Punkte unterscheidet es sich aber noch zu seinem Nachteile von seinen zahlreichen Leidensgefährten, es ist ein gefährliches Buch, gefährlich durch einen alten Irrtum, den es wieder weiter verbreitet. Stutzig wurde ich schon, als ich in der Einleitung las S. VII: „Die folgende Sammlung ist . . die Frucht vieljähriger, innigster Beschäftigung mit den Wundern der deutschen Volksseele und Volkspoesie" und S. XII: „Ich darf dieses Werk meiner Liebe in Fröhlichkeit loben, denn es gehört nicht mir, sondern der geheimnisvollen Dichterkraft der deutschen Volksseele". Also doch wieder dieser alte Nebel, diese nichtssagende Redensart von dem dichtenden Volksgeiste, der Dichterkraft der Volksseele? Und das bei einem „Kundigen" (S. XI)? Was hat denn dieser mystische Dichter Volksgeist oder Volksseele geschaffen „von so unsäglicher Schönheit, daß kein lyrisches Erzeugnis der Kunstpoesie einen Vergleich damit aushalten kann" (S. XII)? Ich bitte den Ausdruck zu beachten „kein lyrisches Erzeugnis der Kunstpoesie". Jacobowski stellt also das Volkslied, d. h. ein Erzeugnis des unbekannten Verfassers Volksgeist oder Volksseele, entgegen dem lyrischen Erzeugnisse der Kunstpoesie, d. h. dem Gedichte eines bekannten Verfassers. Die Namenlosigkeit ist also für ihn das Wesentliche bei dem Begriffe Volkslied, wie auch die Behandlung des Liedes zeigt „Zu dir ziegt's mi hin" S. 52. Zu diesem heißt es S. 325: „Nachträglich von F. M. Böhme als Gedicht des Dichters Alex. Baumann erkannt. (In dessen „Gebirgsbleameln", 1. Heft, Nr. 3, o. J.). Also fälschlich hier aufgenommen." „Zu dir ziagt's mi hin" von Baumann, um 1840 entstanden, ist in Bayern und den österreichischen Ländern ein weitverbreitetes und viel gesungenes Lied. Von den Leuten, die es dort singen, kennt wahrscheinlich kein einziger den Verfasser und kümmert sich auch nicht um ihn, und wenn er nun irgendwo von irgendwem gefunden wird, ist dieser Umstand dann irgendwie wesentlich für die Natur, den Charakter dieses Liedes? Vorher war es ein „Volkslied", eins von den „unsäglich schönen" Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes, und plötzlich ist es das nicht mehr? Das kann doch also nur ein ganz äußerliches Merkmal sein. Wie äußerlich, das zeigt ein weiterer Blick in das Jacobowskische Buch. Zwei Stellen ausgenommen, die ich später berühren werde, muß man nach der Bemerkung auf S. 325 doch annehmen, die anderen Gedichte der Sammlung seien nach Jacobowskis Meinung echte Volkslieder, d. h. namenlose unbekannter Ver-

fasser. Nun führt er aber noch einige auf, deren Verfasser nur ihm unbekannt sind, so

S. 19. A Deanderl geht um Holz in Wald
Recht zeitli in der Fruah.

Verf. Anton Freiherr von Klesheim, zuerst in s. Schwarzblattl aus'n Weanerwald, 2. A. Wien 1846, T. 1. S. 28f. als „Da Himml".

S. 116. Herr Olaf reitet so spät und weit

Verf. Herder; nach einem dänischen Liede als „Erlkönigs Tochter" zuerst in s. Volksliedern, 2. Teil, Leipzig 1779, 2. B., S. 27, danach im Wunderhorn und durch andere Sammlungen bis auf die Jetztzeit als Volkslied belegt, so bei Frischbier, Hundert Ostpreußische Volkslieder in hochdeutscher Sprache, Herausg. von Sembrzycki, Leipzig 1893, Nr. 24, und in den Blättern für pommersche Volkskunde, 1893, S. 131 f.

S. 66. Ich hab die Nacht geträumt
Wohl einen schweren Traum

Verf. August Zarnack in s. Deutschen Volksliedern mit Volksweisen, 2. Teil, Berlin 1820, Nr. 48 „Der schwere Traum", zu einer alten Volksweise. Das Lied wird allerdings oftmals in Sammlungen als Volkslied angeführt, so auch in Jacobowskis Quelle. Es steht übrigens auch in Finks Hausschatz und Härtels Liederlexikon. Volkslieder sind dies nach meiner Meinung und zwar recht gute, nach Jacobowskis Meinung auch, aber nur weil und so lange er ihren Verfasser nicht kennt. Doch wieder nur ein Beweis für die Unzulänglichkeit dieses Kriteriums. Ja in zwei Fällen sieht Jacobowski selbst davon ab. So sind S. 18 auch Str. 2 und 3 abgedruckt von „Mädle, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite" und dazu S. 322 die Bemerkung: „Str. 2—3 ist (!) von Heinrich Wagner (ps. Wergan), der damals Tübinger Seminarist, für Silcher hinzugedichtet; sie sind aber so ins Volk übergegangen, daß sie ausnahmsweise auch hier eine Stelle gefunden haben", und S. 326 heißt es zu dem Liede

Wie eine Rose fallen läßt
Ihre jungen Blätter

nach Freiherrn von Ditfurth, Fränkische Volkslieder, 2. Teil, Leipzig 1855, S. 280, es sei von einem alten Zimmermann aus Silbach, W. Zeis. Hier sind also wieder Gedichte bekannter Verfasser doch Volkslieder, weil sie „so ins Volk übergegangen sind". Dasselbe gilt aber auch von, ich kann wohl sagen, Hunderten sogenannter Volkslieder, auch wenn ihre Verfasser den Herausgebern solcher Sammelwerke, wie das Buch Jacobowskis eins ist, nicht bekannt sind.

Doch genug davon, ich glaube, es hat uns selbst bewiesen, daß die Vorstellungen, die sein Verfasser von dem Wesen des Volksliedes hat, falsch sind. Und darum nannte ich es ein gefährliches Buch, weil es diese falschen Vorstellungen mit großer Überzeugung vorträgt und wahrscheinlich wieder weiterverbreitet.

Mit Leidenschaft wird dieselbe Ansicht verfochten von Professor Dr. Pommer in Wien und seiner Schule in der Zeitschrift: Das deutsche Volkslied, Wien 1899 flg. Doch auch diese widerlegen sich selbst. In: 222 echte Kärntnerlieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Hans Neckheim. Unter Mitwirkung von Dr. Jos. Pommer. Herausg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 1893, II. Abt., steht Nr. 139 das schon erwähnte Lied „Zu dir ziagts mi hin", dazu S. 197 die Anmerkung von Pommer: „Dieses auch in Steiermark im ganzen Mürzthale und in der Gegend von Judenburg und Admont verbreitete Lied wird wohl fälschlich für ein echtes Volkslied gehalten", weil nämlich der Text von Alex. Baumann herrührt. Ja, was soll denn eigentlich Volkslied sein? Nach Pommers eigenem Zeugnisse wird es außer in Kärnten in fast ganz Steiermark vom Volke und als Volkslied gesungen, und dann soll es doch keins sein? Ähnlich steht es mit dem Liede „O Diandl tief drunt im Thal", als Volkslied in Kärnten verbreitet, so bei Pogatschnigg und Hermann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten, 1. T. 2. A. Graz 1879, S. 39, ebenso auch in den 222 Kärtnerliedern von Neckheim, 1. Abt. Nr. 55. In der Einleitung sagt Pommer selbst S. XII, der Verfasser dieses vielgesungenen Liedes sei der bereits verstorbene Dr. M., der in diesem Liede seine Geliebte besang, ein schönes Bürgermädchen in Klagenfurt. Das war ein Dr. jur. Mittenburger, der in den fünfziger Jahren von Kärnten nach Siebenbürgen übersiedelte und dort gestorben ist, was mir auch von Herrn Thomas Koschat persönlich bestätigt wurde. Nun wird mit einem Male in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", 8. Heft, Wien 1899, S. 83, die Verfasserschaft Mittenburgers in Frage gestellt. Ich kann darin nur einen Ausdruck der Verlegenheit erblicken, daß ein als richtiges Volkslied erkanntes und bekanntes Lied eben doch auf einen bestimmten Verfasser zurückgeführt ist. Derselbe Prof. Pommer berichtet nun wieder in seiner Zeitschrift, 2. Jahrg., Wien 1900, 2. Heft, S. 19, im Salzburgischen werde das bekannte Lied von Aloys Berla aus der Operette „Das verwunschene Schloß", Musik von Karl Millöcker:

Zwischen Felsen, die voll Schnee

mit dem Kehrreime „O du himmelblauer See" von den Bauern gesungen, also doch wieder ein Volkslied eines bekannten Verfassers. Dieselbe

Zeitschrift bringt Oktober 1900 S. 111 die Nachricht, im Volksbildungsvereine zu Wien seien am 3. November lauter deutsche Volkslieder gesungen, darunter auch „Gieb mir die Blume, gieb mir den Kranz" und „Andres, lieber Schutzpatron". Jenes ist aber von Chr. Aug. Vulpius verfaßt, dieses von J. W. v. Beust.

Mit den hier angeführten Beispielen glaube ich bewiesen zu haben, daß die Vertreter der Ansicht, es gehöre zum Wesen des Volksliedes, daß sein Verfasser unbekannt sei, sich selbst widerlegen. Doch aus den vielen mir zu Gebote stehenden Fällen vom Gegenteil will ich noch einige beibringen. Sie sind in so großer Menge vorhanden, daß ich nur einige besonders bezeichnende herausgreifen kann.

Ach Gott, das drückt das Herz mir ab

von O. Roquette, zuerst in s. Liederbuch, Stuttgart und Tübingen 1852, S. 83flg., wird in Baden, Württemberg, im Elsaß und im Erzgebirge als Volkslied gesungen,

An einem Fluß, der rauschend schoß

von K. Fr. Lossius, zuerst gedruckt in Leipzig 1781, in Anhalt, Nassau, Heidelberg, Schlesien,

Der Mensch soll nicht stolz sein

von Karl Elmar, zuerst in s. Gesangsstück „Unter der Erde", Wien 1855, in Ostpreußen und im Mosel- und Saargebiete,

Die Rosen und die Nelken und Flieder und Jasmin

von O. F. Gruppe, zuerst in s. Gedichten, Berlin 1835, im Rheinland,

Du Mädchen vom Lande, wie bist du so schön

von Gleim, zuerst im Vossischen Musenalm. 1796, in Schwaben, Sachsen, Elsaß, Rheinland,

Dunkel sind nun alle Gassen

von Hoffmann von Fallersleben, schon in s. Gedichten, Leipzig 1843, im Mosel- und Saargebiete.

Ein trotziger Ritter im fränkischen Land

von J. Fr. Ratschky, zuerst im Göttinger Musenalm. 1781, in Württemberg, Hessen, Rügen, Ostpreußen,

I woaß a kloans Häuserl am Roan

von Castelli, zuerst in der „Wiener Zeitschrift" 1822, in Bayern, Tirol, Kärnten, Ungarn, Franken, Böhmen,

Sonnenlicht, Sonnenschein,
Schaust mir ins Herz hinein

von August Becker, zuerst in s. epischen Gedichte „Jung Friedel, der Spielmann", Stuttgart und Augsburg 1854, im Mosel- und Saargebiet.

Diese Aufzählung ließe sich ins Endlose vermehren, denn Dr. John Meier, jetzt ordentlicher Professor an der Universität Basel, führt in seiner als Manuskript gedruckten Sammlung „Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde" 242 Lieder aus dem Volksmunde an, deren Verfasser nachgewiesen sind. Von den 171 Liedern unbekannter Verfasser in der Abteilung B derselben Sammlung sind inzwischen wieder etwa ½ Dutzend auf bestimmte Verfasser zurückgeführt, und noch ganz kürzlich konnte ich in einer handschriftlichen Liedersammlung von Kestner aus dem Kestnermuseum in der Stadtbibliothek zu Hannover feststellen, daß auch das Gedicht von Schubart von 1782

Mädels, sagt es laut,
Liesel ist 'ne Braut

aus der Umgegend von Heidelberg als Volkslied aufgezeichnet ist. Also mit dem Kriterium des unbekannten Verfassers ist es für das Volkslied nichts. Nun sollte man denken, diese Seite der Frage nach dem Wesen des Volksliedes müßte längst erledigt sein nach so gehaltvollen, klaren und überzeugenden Aufsätzen wie: „Volksdichtung und Kunstdichtung" von Arnold E. Berger in „Nord und Süd", Januar 1894, und „Volkslied und Kunstlied in Deutschland" von Dr. John Meier, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, 7. und 8. März 1898. Leider scheinen diese Arbeiten nicht so bekannt zu sein, wie sie es verdienen, sind sie doch auch Jacobowski entgangen. Beide stimmen in ihren Ansichten und dem Ergebnisse ihrer Untersuchungen überein, auf beide stütze ich mich, wenn ich hier ganz kurz in großen Zügen wiedergeben will, worauf es ankommt.

Herder, der Mann der großen Anregungen und fruchtbaren Gedanken, sah, daß die deutsche Dichtung zu seiner Zeit mit wenigen Ausnahmen eine Kunstübung gelehrter und feingebildeter Kreise war, ganz esoterisch von ihnen und für sie. Ihr fehlte die Verbindung mit dem geistigen Leben des Gesamtvolkes. Das nannte Herder Kunstdichtung. Um den deutschen Dichtern zu zeigen, wie und was sie dichten müßten, wenn sie aus ihrem engen Kreise heraus in die weiteren Schichten des deutschen Volkes dringen wollten, damit so die Dichtkunst ihre hohe Aufgabe erfülle, um ihnen also gewissermaßen ein Musterbuch in die Hände zu geben, sammelte er aus allen ihm zugänglichen Litteraturen, was den „Lebenshauch unverbildeter Natur" zeigte, und diesen Band Gedichte, Leipzig 1778 erschienen, nannte er nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen „Volkslieder". Das war also etwas ganz anderes, als

was heute darunter verstanden wird. Darum enthielt das Buch auch von deutschen Dichtern Lieder wie

Kein selger Tod ist in der Welt
Als wer vorm Feind erschlagen

von Jakob Vogel, die letzte Strophe eines in seine „Ungarische Schlacht" 1626 eingefügten Gedichts; das „Lied der Freundschaft" und „Ännchen von Tharau" von Simon Dach; von Goethe „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn" und den „Klagegesang der edlen Frauen des Asan-Aga"; von Roberthin den „Wettstreit des Frühlings":

Du Vater aller Lieblichkeit,
O Frühling, Kleinod unsrer Jahre,

das „Abendlied" von M. Claudius: Der Mond ist aufgegangen. Soldatenmut, Freundschaft, Liebe, Trennungsschmerz, Freude an der Natur, diese allen Menschen gemeinsamen Gefühle in klarer, faßlicher Form dargestellt, das waren „Volkslieder", ob der Verfasser bekannt war oder nicht. Herders Vorstellung, hier praktisch den deutschen Dichtern „wie Materialien zur Dichtkunst" geboten, deckt sich also mit der, die Schiller theoretisch in der Recension von Bürgers Gedichten entwickelt: „Glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Wenn ein Gedicht die Prüfung des echten Geschmackes aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volkes zu leben, dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Das wären die Volkslieder im besten und edelsten Sinne. Giebt es solche? Gewiß. Wo nur zur Weihnachtszeit in einem deutschen Hause, groß oder klein, arm oder reich, die Lichter am Baume brennen, da ertönt doch das herrliche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht", von Joseph Mohr am Weihnachtsabende 1818 gedichtet und sofort von seinem Freunde Franz Gruber in Musik gesetzt, und die ganze Weihnachtszeit hindurch wissen viele Tausende deutscher Herzen das tiefe, überströmende Glücksgefühl nicht schöner und inniger auszudrücken als mit den Worten von Johannes Falk:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit.

Oder wenn am Morgen der männermordenden Völkerschlacht die Heeressäulen heranziehen, ist da wohl einer unter den Hunderttausenden, der still bliebe, sowie die Lieder anheben „Morgenrot" oder „Ich hatt' einen Kameraden"? Der eine singt's, der andre brummt's, der jüngste Rekrut, der eben vom fernen Walddorfe kam, wie der graue General; die Dichter haben es eben verstanden, wiederzugeben, schlicht wiederzugeben, was

alle deutschen Männer in solchen Stunden fühlen. Oder ein Lied wie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten"?

Das sollten nur einige Beispiele sein, denn jedermann könnte diese Reihe noch bedeutend vermehren.

Herder wußte aber auch sehr wohl, daß solche Lieder von lebhafter Empfindung, Sinnlichkeit und Wahrheit schon im deutschen Volke lebten, mündlich im Gesange fortgepflanzt. Solche stellt er deshalb als gleichartig und gleichwertig mit den Liedern bekannter Verfasser zusammen, denn Volkslied ist ihm „das lebendig empfundene, sinnlich anschauliche Lied, das in seiner Entstehung national gebunden ist, einerlei ob es einen bekannten Verfasser hat oder nicht" (Meier). Der Herdersche Begriff des Volksliedes erfuhr aber allmählich eine Umwertung.

Die gesungenen Lieder wurden gedächtnismäßig fortgepflanzt, und kaum einer, der sie sang, kümmerte sich darum, von wem solch ein Lied herrühre. Dasselbe können wir ja auch heutzutage jeden Augenblick feststellen. Man frage nur unter den sogenannten Gebildeten nach, wie viele in dem Augenblicke, wenn sie es singen, wissen, von wem ein Lied ist wie „Morgenrot", oder „Ich hatt' einen Kameraden", oder „Stille Nacht" u.a.m. Solche Lieder, die namenlos gesungen und weitergegeben wurden, entstanden besonders zahlreich zur Zeit der Befreiungskriege. Anfangs wurden sie mit den Liedern bekannter Verfasser noch unbedenklich zu einem Ganzen zusammengefaßt, so nach Herder von Arnim und Brentano im Wunderhorn und vom Freiherrn von Erlach in seinen Volksliedern der Deutschen, 5 Bände, Mannheim 1834—37. Doch konstruierte schon dieser einen künstlichen Gegensatz, indem er im 5. Bande seiner Volkslieder für die Lieder bekannter Verfasser den Ausdruck schuf „volkstümliche Lieder", und von der Zeit rührt der willkürliche Unterschied her, der gemacht wurde und, wie Jacobowski zeigt, bis heute gemacht wird: Volkslied ist das Lied eines unbekannten Verfassers, läßt sich für solch ein Lied der Verfasser nachweisen, so ist es ein volkstümliches Lied. Der Ausdruck des Freiherrn von Erlach ist durch Hoffmann von Fallersleben in seinen „Volkstümlichen Liedern" dann dauernd unserm Sprachschatze einverleibt, und dadurch ist die Verwirrung chronisch geworden, denn bald machte sich noch eine weitere Unterscheidung notwendig: Kunstdichtung wurde genannt, was einer aus den Kreisen der Gebildeten dichtete. Blieb es auf die Kreise der Gebildeten beschränkt, so war es reine Kunstdichtung, ging es in breitere Schichten und gar ins „Volk" über, so war es volkstümliches Lied. Und doch läßt sich fortwährend die Entwickelung verfolgen, daß ein Kunstlied zum volkstümlichen und dieses zum Volksliede wird, d. h. dem Volksliede, was man heute so

nennt. Da nun einmal der Gegensatz zwischen Kunstlied und Volkslied konstruiert war, so wurde dem Kunstdichter auch ein Volksdichter entgegengestellt, denn ganz ließ sich der Gedanke nicht fortweisen, daß trotz des „dichtenden Volksgeistes" das eine oder das andere oder gar viele Lieder einmal von einem Menschen zuerst geschaffen sein mußten, und dieser Volksdichter sollte dann ein Mann aus dem „Volke" sein, der nicht nach bewußten Regeln oder Gesetzen, sondern gewissermaßen instinktiv Lieder dichtete, die dem Fühlen des großen Haufens entsprächen, dem auch er angehörte, oder über den er sich doch nicht wesentlich erhob. Und solche Volksdichter waren ja auch in den schönsten Exemplaren vorhanden. So dichtete 1861 Konstantin Killmaier aus Hohenzollern, als er in Saarlouis beim Hohenzollernschen Füsilierregiment stand, für heimkehrende Kameraden sein Lied:

Nicht weit von Württemberg und Baden
Und auch der wunderschönen Schweiz,

das jetzt am Rhein und in Württemberg viel als Volkslied gesungen wird. Vergl. Weizsäcker in dieser Zeitschrift 1898, 5. Heft.

In solcher Weise ist der Herdersche Begriff des Volksliedes umgewertet und zerlegt worden und dadurch der Blick getrübt für das, was diesem Zweige des gesungenen deutschen Liedes als wesentlich zukommt. Denn etwas Besonderes ist es doch, aber dieses Besondere ist nicht so leicht zu fassen.

In ganz allgemeinen Umrissen giebt Goethe es an in seiner Anzeige von „Des Knaben Wunderhorn" 1806, wenn er sagt, man nenne diese Lieder Volkslieder, ob sie gleich eigentlich weder vom Volke noch fürs Volk gedichtet seien, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich hätten und begriffen, daß der kern- und stammhafte Teil der Nation dergleichen Dinge fasse, behalte, sich zueigne und fortpflanze. Der kern- und stammhafte Teil des Volkes lebt im Bauernstande und heute im Heere, darum ist hier vornehmlich die Heimat des Volksliedes. Eine Zu- und Aneignung ist nur möglich, wenn Vorgänge oder Gefühle schlicht und knapp und leicht verständlich in Worte gefaßt sind und diese durch Reim und Strophe ins Ohr fallen, ein Behalten und Fortpflanzen, wenn eine leicht faßliche Melodie dazu geschaffen wird oder schon vorhanden ist. Ohne sie kann auch das schönste und einfachste Gedicht niemals Volkslied werden. Brüinier, Das deutsche Volkslied, Leipzig, Teubner, 1899, entscheidet sich S. 48 dahin: „Also ist mir ein „Volkslied" nicht, was im „Volkstone" abgefaßt erscheint, wie ihn der aus einer Blütezeit gewonnene Maßstab ermißt; nicht, was von einem Manne aus dem „Volke" herrühren mag oder was nach der Art der Veröffentlichung zu schließen eigens für das „Volk" bestimmt gewesen,

sondern nur was in einem von der Sitte zusammengeführten Chor als Lied erklang und erklingt." Das deckt sich doch nicht ganz mit dem Begriffe Volkslied, denn danach würden auch die meisten Studentenlieder und viele Gesellschaftslieder der gebildeten Stände dazu gehören, allein etwas sehr Wesentliches hat Br. doch hervorgehoben, den Gesang. Daß es immer ein Chorgesang sein muß, ist auch nicht richtig. Der Gesang allein ermöglicht aber die gedächtnismäßige Fortpflanzung, und diese ist auch so wesentlich für das Volkslied, daß Berger a. a. O. S. 88 geradezu vorschlägt, die überlieferte Terminologie, die so viel Verwirrung angerichtet, fahren zu lassen und dafür zu setzen: ungeschriebene Dichtung oder geschriebene Dichtung oder mündlich überlieferte Dichtung und Schriftdichtung. Damit hätten wir also schon zwei Bestimmungen für den Begriff „Volkslied": durch Gesang mündlich überliefertes Lied. Daß ein solches Lied von Sammlern hundertmal gedruckt sein kann oder daß mancher sich aufschreibt, was er gerne singt, ist unwesentlich.

Die mündliche und gedächtnismäßige Überlieferung bedingt aber noch ein Weiteres. Nur wenige Lieder sind so, daß sie einen Inhalt erschöpfen, und so abgerundet und so faßlich in der Form, daß sie sich unverändert erhalten. Die meisten erleiden eine Umbildung, bedingt durch die gedächtnismäßige Überlieferung. Diese Umbildung setzt zunächst ein mit dem Gedächtnisfehler eines Einzelnen, der dann oft weitergegeben wird. So ist mir bekannt, daß der Vers aus der Loreley „Den Schiffer im kleinen Schiffe" vielfach ohne Rücksicht auf den Reim gesungen wird „Den Schiffer im kleinen Kahne". Solche Veränderungen gehen absichtslos vor sich, ohne bewußte Überlegung, entstellen jedoch in ihrer Weiterbildung ein Kunstlied oft bis zur Unkenntlichkeit, denn sie gehen unbewußt auf das Ziel hinaus, Form und Inhalt den Sängern aus dem Volke mundgerecht zu machen, d. h. seinem Gefühl und Verständnisse anzupassen. Zu dem Zwecke unterbleibt die Einführung redender Personen des Kunstliedes, und der Sprechende redet unvermittelt; das Ende einer Zeile fällt meistens mit einem Sinnesabschnitte zusammen; wo das Kunstlied das nicht bietet, wird es danach geändert. Unverständliche Ausdrücke werden durch andere ersetzt, z. B. statt „Hebe, sieh in sanfter Feier" wird gesuugen „Hebe sie in . . .". Für „Ein Mädchen holder Mienen" wird gesetzt „Schön Hannchen von der Mühle". Vergl. dazu J. Meier a. a. O. II, S. 2 flg. Den dort zahlreich angeführten Beispielen möchte ich noch ein scherzhaftes hinzufügen. Geibels Lied:

Fahr mich hinüber, schöner Schiffer,
Nach dem Rialto fahre mich

lautet in einer großen Menge von fliegenden Blättern, den beliebten Drucken „schöner, neuer Lieder" volksmäßig:

Fahr mich hinüber, schöner Schiffer,
Nach dem Rinaldo fahre mich.

Der Rinaldo aus dem Räuberliede von Chr. Vulpius war eben bekannt und lag näher, als der Rialto.

Eine weitere Veränderung betrifft den Inhalt. Dem Volksliede eigen ist das Typische, Allgemeine. Das Besondere des Kunstliedes wird deshalb zu diesem verändert, erweitert; ein unbestimmt ausklingender Schluß wird zu einem bestimmten Abschlusse gebracht. Von den bezeichnenden Beispielen aus J. Meiers Abhandlung führe ich nur das eine an. Die letzte Strophe von Eichendorffs „In einem kühlen Grunde" lautet bekanntlich:

Hör ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Das ist für das Empfinden des Volkes nicht abgeschlossen genug, denn der Zwiespalt im Gemüte des Liebenden dauert fort, darum singt es:

Hör ich ein Mühlrad gehen
Ich weiß nicht, was es will:
Am liebsten möcht ich sterben,
Dann stand's auf einmal still.

Diesen Veränderungen, begründet in der gedächtnismäßigen Überlieferung, und diesem Anempfinden, begründet in den einfacheren Vorstellungen und Gefühlen der Kreise unseres Volkes, in denen das Volkslied hauptsächlich heimisch ist, unterliegen die meisten Lieder, die doch immer einer einmal geschaffen haben muß.

Die Untersuchungen über diese Seite des Volksliedes sind noch nicht abgeschlossen; erst wenn sie bei allen bekannten Volksliedern durchgeführt sind, wird man den beiden obengenannten Merkmalen noch ein drittes hinzufügen und eine richtige Definition des Begriffes „Volkslied" geben können. Eine große Anzahl solcher Behandlung einzelner Lieder liegt aber schon vor; die mir bekannt sind, will ich angeben.

1. Hier sitz ich auf Rosen mit Veilchen bekränzt, von Clamer Schmidt;
   O. Schade im Weimarischen Jahrbuch, III, S. 263.
2. Ich hatt' einen Kameraden, von Uhland;
   Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie, XI, S. 32 flg.
3. Mariechen saß weinend im Garten, von v. Zedlitz;
   M. K. in der Schlesischen Zeitung 1890, Nr. 157 und 158 und R. Petsch, Ein Kunstlied im Volksmunde. Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde in Berlin. Heft 1, 1900, S. 66 flg.

4. Ich bin ein lustiger Musketier, von Wilh. Hasse;
Rogge in der Täglichen Rundschau, Berlin, 4. April 1895.
5. Heiter war der Frühling meines Lebens, Verfasser unbekannt.
J. Meier in: Volkslieder von der Mosel und Saar von Köhler und Meier, I. Halle 1896, S. 384 flg.
6. Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, Verfasser unbekannt;
J. Meier, ebendort S. 385 flg.
7. Gestern hört ich recht in stiller Ruh, Verfasser unbekannt;
J. Meier, ebendort S. 390 flg.
8. Keine Liebste nehm ich mir, Verfasser Le Pensio (?), Erfurt 1729;
A. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899, S. 143 flg. Vergl. auch J. Meier a. a. O. S. 408 flg.
9. Mein Schatz, wenn ich betracht' deinen Humor, Verfasser Stoppe; Kopp a. a. O. S. 46 flg.
10. Wir sitzen so fröhlich zusammen, Verf. unbekannt;
Cremer in dieser Zeitschr. 1892, S. 687 flg.

11. Zu „In des Gartens dunkler Laube" von unbekanntem Verfasser bringt das Material Voretzsch, Vom deutschen Volkslied, Preuß. Jahrb. 1894, S. 210 flg. Zusammenstellungen ohne durchgeführte Vergleichung noch mehrfach bei Voretzsch und J. Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. Der zweite Band dieses wertvollen Buches wird Abhandlungen zu den Liedern bringen, und von diesem Kenner des Volksliedes ist dann eine abschließende Begriffserklärung zu erwarten. Vorläufig müssen wir uns noch damit bescheiden, die Ansichten solcher Kenner wie Jacobowski als einen alten und veralteten Irrtum zurückzuweisen.

Zum Lesestück von der Fürsorge Gottes.

Von Prof. **Franz Branky** in Wien.

Kürzlich besprach ich mit meinen Lehramtszöglingen das bekannte Stöbersche Lesestück: Gottes Fürsorge. Nachdem ich gezeigt hatte, wie ein solcher Bildungsstoff in der Schule sach- und sprachgemäß zu behandeln ist, erkundigte ich mich bei meinen jungen Zuhörerinnen, wie ich am Schlusse jeder Lektion zu thun pflege, ob sie nicht schon ähnliches gelesen oder gehört hätten, und wo. Da meldete sich ein Zögling und teilte mit, er habe in dem großen Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" die unerschöpfliche Liebe und Treue Gottes als polnische Volksüberlieferung kennen gelernt. In der That liest man in dem Bande, der das Königreich Galizien schildert, auf S. 282 folgendes:

Einstmals sandte Gott einen seiner Engel zu einer armen Witwe, damit er ihre Seele zu sich nehme. Der Engel trat in die armselige

Hütte, wo er fünf kleine Kinder fand, die am Bette der sterbenden Mutter heiße Thränen weinten. Ein großes Mitleid preßte sein Herz zusammen, zwei große Thränen traten in seine Augen, und er kam mit leeren Händen in den Himmel zurück.

„Warum hast du die Mutter nicht hergebracht?" fragte der liebe Gott.

„Urewiger Gott und Herr aller Zeiten! Ich konnte mir nicht das Herz fassen, dieses Weib mit mir zu nehmen; es ist eine Witwe und an ihrem Lager weinen fünf kleine Kinder so, daß es herzzerreißend ist."

„Hier hast du einen Stab", erwiderte Gott darauf, „gehe hin an das Meer und schlage damit auf das Wasser. Das Meer wird sich zurückziehen, und auf seinem Grunde wirst du einen Stein erblicken. Diesen Stein zerschlage, und dann komme wieder zu mir und sage mir, was du darin gesehen hast."

Der Engel ergriff den Stab, ging an das Meer, schlug darauf, das Wasser trat zurück, und er erblickte einen kleinen Stein. Er zerschlug ihn und kehrte zu Gott zurück.

„Was hast du also gesehen?" fragte ihn der Herr.

„Ich habe", antwortete der Engel, „als ich den Stein auseinanderschlug, ein so kleines Würmchen darin gesehen, daß man es kaum mit dem Auge wahrnehmen konnte."

„Siehst du", sagte da der liebe Gott, „ich weiß also um dieses kleine Würmchen am Meeresgrunde, das in einem Stein eingeschlossen ist, die Kinder aber sollte ich vergessen? Gehe und hole die Mutter!"

So erzählt der Mazure diese Legende. Der gröbere Geist des Goralen setzt den Tod an Stelle des Engels. So wie dieser hat auch der Tod Mitleid mit den Kindern. Er bekommt einen Schlag ins Gesicht und geht, um den Stein zu holen, zum Meerauge (im Tatragebirge). Nachdem er ihn gebracht, muß er ihn aufbeißen und um die Mutter holpern.

Simon Matusiak, der Schilderer des polnischen Volkslebens in dem angeführten großen Werke, giebt außer den beiden Namen Mazure und Gorale keine nähere Quelle an, woher diese Überlieferung stamme. Jeder Leser vermutet daher, sie sei polnischen Ursprungs und bringe die unwandelbare Liebe und Treue Gottes in ebenso schlichter wie tiefsinniger Weise zum Ausdruck. Diese Überlieferung trifft man aber auch fast mit den gleichen Zügen auf dem Boden Deutschlands an. Sie ist uralt, gehört den deutschen Predigtmärlein an, mit denen in alter Zeit die Prediger ihre Predigten ausschmückten, um ihnen große Anschaulichkeit zu verleihen.

Franz Pfeiffer veröffentlichte aus einer Papierhandschrift, die der erzählenden Prosa des 15. Jahrhunderts angehört, eine ganze Reihe solcher

„bredigen merlin“. Einunddreißig davon, die besten und interessantesten des starken Foliobandes, der gegen 400 in Spalten geschriebene Blätter enthält, hob er aus und teilte sie im dritten Bande der Germania (407—444) mit. Unter dem Titel NEUE PREDIGTMÆRLEIN entnahm Pfeiffer aus derselben Handschrift noch acht solche Stücklein und verleibte sie als Nummer XXVII seinem altdeutschen Übungsbuche zum Gebrauche an Hochschulen ein (Wien, Braumüller, 1866, S. 191—199). Die Nummer 2 dieser Predigtmärlein handelt von der Fürsorge Gottes. Weil diese kurze und sinnige Legende zugleich ein recht anschauliches Beispiel der Prosa des 15. Jahrhunderts bietet, soll sie hier wortgetreu folgen:

Ez wz ein armer man vnd hatte der eine frowe vn vil cleiner kinde. vn beging ſich der arme man mit ſiner groſſen arbeiten, daz er ſine kindelin erzoch. Nv̊ kam die zit dz dirre man ſterben ſolte. Do ſprach der erber arme man zů ſiner lieben frowen lo dir dine kindelin befolhen ſin wan ich enmag in keine helffe me getv̊n. ich mv̊s ſterben. Der gůte man der ſtarp. Do kam ein Engel zů vnſerme her’en gotte vnd ſprach her’e wereſtu ze ſtroffende. oder ſolte ich dich ſtroffē ſo wolte ich dich ſtroffenen von wz ſachen wolteſtu mich (214 c) danne ſtroffen. ſprach vnſer her’e got. Do ſprach der Engel herre ſo wolte ich dich dar vmb ſtroffen, dz du den armē man heſt geloſſen ſterben der ſo vil cleiner kinde het geloſſen. wie ſúllent die hinnan fúr erzogen werden. Do ſprach vnſer her’e zů dem Engel nv̊ far hin in dz mer an des meres grvnt vnd bring mir dē aller herteſten ſtein der an des meres grvnt lit. Der Engel fůr hin als in vnſer her’e geheiſſen hatte. vnd brohte jme den herteſten vn̄ den gantzeſten ſtein der in dem mere lag. Vnd ſprach zů vnſer̄ her’en der ſtein iſt hie. Do nam vnſer her’e den ſtein. vn̄ ſprach zů dem Engel lieber beſchowe den ſtein ſiheſtu jergent kein loch oder keinen ſpalt an diſeme ſteine. Der Engel ſprach nein. Do ſprach vnſer her’e nv̊ brich den ſtein in zwei. Der Engel brach den ſtein in zwei. do lag in dem ſteine ein lebendes wúrmelin. Nv̊ lůge ſprach vnſer her’e dz wúrmelin dz iſt me danne tuſent jor in diſeme gantzen ſteine gelegen wer het dz ſit geſpiſet. weneſtu (214 d) nit ſprach vnſer her’e der dis wúrmelin je ſit beſorget vn̄ geſpiſet het der mag ouch wol diſe kindelin beſorgen. Dar zů habe ich ſie ze durre gekauft mit mynem blute vn mit mynem tode dz ich ſu v̊t loſſe verderben.[1])

1) Möglicherweise gehen beide Überlieferungen, die polnische und das alte Predigtmärlein, auf eine ältere lateinische Quelle zurück. Vielleicht vermag einer der Leser dieser Zeitschrift, der mit der lateinischen und deutschen Predigtlitteratur wohlvertraut ist, die gemeinsame Quelle der beiden Stoffe anzugeben.

Dieses Predigtmärlein las ich den Zöglingen vor, und einzelnes, was für den Sprachunterricht ganz besonderes Interesse bot, stellte ich zu besserer Anschaulichkeit schriftlich an der Schultafel dar. Die Übereinstimmung der beiden Texte, der des Predigtmärleins mit dem, wie ihn Matusiak darstellt, regte die Schülerinnen ungemein an. Mit einer Art von Hochachtung wurde jetzt geradezu der Inhalt des Lesestückes von Gottes Fürsorge betrachtet. Leicht faßten die Zöglinge den alten Text auf, und mit besonderer Vorliebe verglichen sie das Lesestück, die galizische Überlieferung und das Predigtmärlein miteinander. Dieser alte Text hat aber noch etwas für sich. Die Zöglinge bekamen von der deutschen Prosa des 15. Jahrhunderts durch dieses Exempel eine ungleich bessere Vorstellung als durch die wunderlichen Notizen, die über diese Sache in manchen Litteraturbüchelchen zu lesen sind. Die Vorzüge und Schwächen des alten Textes werden leicht aufgefunden. Der schlichte, einfache Stil des Predigtmärleins fand fast ungeteilten Beifall. Bei Besprechung des ersten Satzes, wo es heißt: vnd hatte der eine frowe, dachte ein Zögling, das sei Zeitungsstil von heute. Der Zögling meinte, es müsse heißen: vnd der hatte eine frowe, was sich daraus erklärt, weil es in den Sprachbüchern heißt, daß in solchen Fällen nach dem Bindewort „und" das Subjekt und nicht das Prädikat den ersten Platz einzunehmen habe.

Des weiteren fiel an diesem Predigtmärlein auf:

vil cleiner kinde; der Genetiv nach viel, der uns auch noch geläufig ist, aber in der Umgangssprache von heute immer mehr und mehr das Feld räumen muß, weist in den älteren Denkmälern unserer Sprache ein viel größeres Gebiet auf. Hier nur ein paar recht in das Ohr fallende Beispiele:

filu liebes. Otfried III. 2, 27.
wîzer unde rôter bloumen weiz ich vil.
Walther v. d. Vogelweide. Liebestraum, V. 12.
Hetele der was rîche und hete vil der mâge.
Kudrun (v. E. Martin), 208, 3.
ſus hete er vil der Freunde. Ebenda 209, 4.
... dâ wurde der rede ze vil. Erec 4301.
des gap der herre ir vil. Der arme Heinrich 332.
vil êren unde guotes. Ebenda 403.
Von dem gedanke wart ſî dô
vil ringes muotes unde frô. Ebenda 530—531.
Swie vil ſî flüeche unde bete
unde ouch ſcheltens getete. Ebenda 1333—1334.

Der Text des Predigtmärleins zog noch in vielen anderen Beziehungen die Aufmerksamkeit der jungen Leute auf sich und bot gute

Gelegenheit dar, das Jetzt und Einst miteinander zu vergleichen, was im Sprachunterrichte von höchstem Belang ist. Ich hebe noch hervor:

fine kindelin wegen des vorgesetzten Pronomens, wegen des dreisilbigen Substantivs und wegen der Verkleinerungssilbe;

befolhen wegen der gegenwärtigen Schreibweise befohlen;

ich enmag in keine helffe getvn wegen en und keine und dann wegen der Form helffe.

Große Überraschung bereitete bei dem gegenwärtigen Majuskel-Mißbrauch der Umstand, daß das Predigtmärlein nur das Wort Engel mit einem Großbuchstaben auszeichnet, ferner daß auch nicht immer dem Schlußpunkte ein solcher folgt, und daß außer dem Punkte kein anderes Lesehilfszeichen zu entdecken ist.

Großes Befremden erregte der Superlativ in der Fügung: den gantzesten stein. Dieses Befremden wich jedoch sehr bald, als ich zeigte, daß auch der Sprache des 19. Jahrhunderts derartige außergewöhnliche Superlativformen nicht fremd sind, und daß sie der große Liedmeister von der Insel Rügen sogar mit einer gewissen Art von Vorliebe anwendet. Man ersieht das in E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen (Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1845), wo man liest: aus den deutschesten Menschen (II. B. S. 62); mit dem blindesten Glauben (II, 85); die öffentlichsten Verhandlungen (II, 89); da auch der Blindeste wohl sieht (II, 451); die wahrste, geradeste, unumwundenste Darstellung (II, 477); das italienischeste (Italien) (II, 482); der Holländer, der nüchternste aller Protestanten (III, 84); auf das goethischeste greifen und aneignen (III, 313); das freieste Wort und der ungefesseltste Geist (III, 341); die Pflicht . . . gebietet diese klarste, geradeste und offenste Wahrheit (III, 361); in geradester Linie (III, 411); die blindesten Augen (III, 431); eine deutscheste Notwendigkeit (III, 437); der leerste und fratzenhafteste Fetischismus (III, 464).

In sachlicher Beziehung bot dieses kleine Sprachdenkmal des 15. Jahrhunderts auch genug des Interessanten. Bei näherer Betrachtung des Predigtmärleins fällt ein hübsches Streiflicht auf die Art des Predigens von einst und jetzt.

Neben der Fürsorge Gottes begegnen uns in der angeführten Auswahl von Predigtmärlein noch andere sehr bekannte Stoffe: Die Geschichte von dem Kotzen[1]); da giebt ein Vater seinem Sohn in Rücksicht auf die Behandlung des Großvaters ein höchst unwürdiges Beispiel. Der Gang nach dem Eisenhammer, wo man auch manches aus Fridolins

1) Unter dem Titel „Der alte Großvater und der Enkel“ ist diese Geschichte an einem Tröglein in der großen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (14. Aufl. Nr. 78) dargestellt.

Vorgeschichte hört: er war der einzige Sohn eines reichen Herrn; mit Macht und Gewalt zog es ihn in die Fremde; der Vater läßt ihn schweren Herzens ziehn und giebt ihm zwei heilsame Lehren mit auf den Weg. Die erste Lehre war, jeden Tag die Messe zu hören[1]), und die andere besagte, Fridolin möge, sobald er zu einer Herrschaft komme, achten, wann dieselbe betrübt und traurig und wann sie wohlgemut und fröhlich sei; danach solle er sein Benehmen einrichten, u. dergl. Das Gesicht des Arsenius, das verständlicher und deutlicher ist als Ludwig Theobul Kosegartens gleichnamiges Gedicht.

Um die Zöglinge zu selbständigem Urteil anzuleiten, warf ich die Fragen auf: Mögen diese und ähnliche Predigtmärlein unseren Vorfahren gefallen haben oder nicht? Aus welchen Gründen wurden diese Erzählungen beifällig aufgenommen? Welchen Nutzen gewährten sie den Zuhörern? Weshalb mögen die Predigtmärlein von den Kirchenorganen untersagt worden sein?

Die Art des Predigens führt zu den hervorragendsten Predigern der älteren Zeit. Die Zöglinge erinnerten sich an Bruder Berthold von Regensburg, Johann Geiler von Kaisersberg, Dr. Martin Luther und Abraham a Santa Clara.

Da die Zöglinge vor Jahresfrist Wallenstein sahen, wie er auf den Brettern der Wiener Hofburgbühne dargestellt wird, und da das Drama auch kürzlich gelesen worden ist, so konnten folgende Fragen an diesen Stoff angeschlossen werden: In welchem Schillerschen Drama ist eine Predigt sehr wirksam in Verwendung gebracht worden? Von wem stammt sie her? Welchem Zeitalter gehört Abraham a Santa Clara an? Gegen wen richtete sich der Inhalt der Predigt: „Auf, auf, ihr Christen!“? Gegen wen richtet sich der Inhalt dieser Predigt in Wallensteins Lager? Warum macht die Kapuzinerpredigt auf der Bühne einen so überwältigenden Eindruck? — Das liegt erstens in der Sache, zweitens in der Sprache und drittens in der Form dieser Predigt.

---

1) Diese Lehre vom Anhören einer Messe begegnet auch unter Punkt 10 im Rudlieb (Übertragung des ältesten deutschen Heldenromans von Moritz Heyne, Leipzig, Hirzel, 1897, S. 36), wo es heißt:

Nie habe du auf Reisen solche Eile,
Daß, wenn du eine Kirche siehst, vorbeiziehst
Und nicht der Heil'gen Schutz dich anempfiehlst.
Wo Glocken läuten, wo man Messe liest,
Da steig schnell vom Pferde und geh hin,
Um an der Kirche Frieden Teil zu haben.
Das säumt die Reise nicht, nein, das verkürzt sie,
Und sichrer, ohne Furcht vor Feinden, ziehst du.

Der Kapuziner entrollt in Kürze und Würze ein schreckliches Bild von den Wallensteinern. Diese Soldaten beherrscht der ärgste Egoismus. Sie wissen nichts von dem Glück des stillen Familienlebens, nichts von den Reizen der Heimat, nichts von der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich. Welcher Idee sie dienen, ist ihnen füglich gleichgültig. Wer besser zahlt, wer ihren Leidenschaften wenig in die Zügel fällt, der hat sie, dem folgen sie blind. Den Eid brechen, die Fahne verlassen, das macht ihrem weiten Gewissen keine Skrupel. Sie sind roh in der Gesinnung, verletzend in Wort und That, ohne alle Pietät gegen Ehrwürdiges und Heiliges, unwahr und untreu in ihrem Handel und Wandel, sogar der Dieberei und dem Raub ergeben.

Wie ein Gerichtspräsident am Schlusse einer großen Gerichtsverhandlung faßt der Kapuziner mit seiner Predigt das Sünden- und Lasterleben dieser Leute in ein farbenprächtiges Gemälde zusammen. Alle unsauberen Anwürfe läßt dieses Pack ruhig über sich ergehen. Erst dann, als der derbe Kapuzinermund auch Wallenstein mit strafender Rede zu geißeln beginnt, rührt sich und regt sich in der Seele von einigen dieser Gesellen etwas Menschliches, die Liebe zu ihrem Zuchtmeister, und so fallen einige dem Kapuziner ins Wort und drängen ihn vom Platze.

Die Sprache, die dieses Bild malt, zeigt uns, welch gefährliches Instrument der in Ungnade gefallene Generalissimus mit dieser Armee in Händen hat; die Sprache ist kurz und bündig, frisch und bewegt, volkstümlich derb, voll Sang und Klang, reich an ansprechenden Gleichnissen, so daß sie verständlich ist von A bis Z.

Die Knüttelverse, wenn sie von Künstlern, wie sie die kaiserliche Hofburgbühne besitzt, zur Darstellung gelangen, sind von geradezu vorzüglicher Wirkung.

So führte eine kurze Lektion in der speziellen Methode der deutschen Sprache von der Fürsorge Gottes von Stöber, durch eine zufällig aufgeworfene Frage, nach Galizien zu den Mazuren und Goralen, zu Franz Pfeiffers ausgewählten schlichten Predigtmärlein des 15. Jahrhunderts, zu den begabten und bedeutenden Predigern Deutschlands in älterer Zeit, zu dem Lieblingsdichter der sinnigen Jugend und der edlen Frauen, zu seinem unsterblichen Hauptwerke Wallenstein und zur launigen Kapuzinerpredigt.

Da die unmittelbare Gegenwart, in der die Zöglinge leben, doch nur aus der Vergangenheit verstanden werden kann, und da man überall, wo es möglich ist, die Anfänger im Schulamte in die seltene Kunst einführen soll, von der nächsten Nähe in entlegene Fernen zu blicken und von da wieder die Zustände der Heimat und Gegenwart zu schauen und sie vergleichend zu prüfen, so erlaubte ich mir zum Schlusse noch eine

Frage an meine junge Schar zu richten: Warum werden in unserem Vaterlande in Gymnasien, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, in Realschulen und Realgymnasien sonntäglich eigene Predigten (Exhorten) gehalten, und warum schickt man nicht die Schüler und Zöglinge in die Predigt, der die Pfarrgenossen beiwohnen?

Diese Frage wurde am schwächsten beantwortet, ich sage besser: gar nicht. Drolliges kam da zum Ausdruck, was nicht einmal lohnt, daß es durch den Druck verewigt werde. Aber lehrreich, höchst lehrreich bleibt dieser Umstand immerhin. Er zeigt so deutlich, wie doch manch Gutes und Zweckmäßiges trotz unseres künstlich angelegten Unterrichtsverfahrens nicht vollständig begriffen und erfaßt wird. Da heißt es auch, das Gute liegt zu nahe, um es zu sehen.

Alle Erziehung mit dem mächtigen Hebel des erziehenden Unterrichts muß darauf aus sein, daß die Gegenwart, in der wir leben, in der wir sinnen und empfinden, fühlen und wollen, von den unserer Hut anvertrauten Zöglingen aus der Vergangenheit verstanden und erklärt werde, damit Sitte und Brauch von heute mehr geschätzt und besser gewürdigt werden können.

Sprechzimmer.

1.

Nochmals Bennolegende und Ring des Polykrates.
(Ztschr. S. 539.)

Es ist zwar zu vermuten, daß außer Herrn Direktor Dr. Löschhorn nicht leicht jemand an einen Einfluß der Sage vom Schlüssel des heiligen Benno auf Schillers „Ring des Polykrates" glaubt; damit aber die willkürliche Annahme ihm selbst etwas bedenklich erscheine, erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß man unschwer ein paar Dutzend solcher Vergleiche ziehen könnte, wenn man nur die Stoffsammlung benutzen wollte, die sich im zweiten Bande von Reinhold Köhlers Kleineren Schriften S. 209 findet.

Dresden. **Karl Reuschel.**

2.

Die „latente" Dreizahl.

Richard von Muth bezeichnet Zahlen, „die für irgend eine Aufstellung oder Aufzählung maßgebend, zwar ohne ziffernmäßigen Ausdruck, aber durchaus nicht zufällig sind", mit dem Ausdrucke „latente Dreizahl". „Wie beim Verbum", sagt Grimm im Wörterbuche (unter „drei"), „die drei Personen alle möglichen Verhältnisse erschöpften, wie im Märchen häufig drei Brüder ausziehen, um die Aufgaben zu lösen, und nur

dem dritten, dem jüngsten gelingt es, oder in den Sagen drei Schwestern als geisterhafte Wesen erscheinen, so bezeichnet bei allen Dingen und Handlungen drei das Abgeschlossene, Vollendete, Vollständige. Drei Mal wird etwas bekannt gemacht, wird aufgefordert, angekündigt, gewarnt, geantwortet, ein Zeichen gegeben, ein Lebehoch ausgebracht ..."

Besonders häufig kommt die Dreizahl bei Lessing im Worte (demselben oder in verschiedenen) und im Satze (dem gleich- oder verschiedenartigen) vor. Der Schüler suche nach Beispielen!

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dtl.**

3.

Zu Ztschr. S. 540.

Auf die Übereinstimmung der Stelle des ditmarsischen Liedes mit Tells Worten hat schon Rudolf Hildebrand geachtet. (Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes I, Vierzehnter Abschnitt, S. 206.)

Dresden. **Karl Reuschel.**

4.

Noch einmal: Psychologische Übereinstimmung oder Entlehnung?

Weizsäcker zeigt unter obiger Überschrift (Ztschr. f. d. deutschen Unterr. XIV, H. 11 S. 728 flg.) an zwei interessanten Beispielen, daß „gewisse Wahrheiten zu gewissen Zeiten Gemeingut sind und in der Luft liegen". Als Beleg dafür seien zwei Stellen genannt, wo derselbe Gedanke ausgesprochen wird wie in der „Zerstörung Ilions" und dem Kudrunliede.

In dem Prozeß gegen Christian Ludwig von Kalckstein wegen Hochverrats sagte sein eigener Bruder gegen ihn aus. Über seine Mordgier gab er an, er habe gesagt, fände er bei seinem Einfall in Preußen den Kurfürsten und die Prinzen, so „wolte er keinen schonen, sondern niederhawen, denn es würden doch solche Tyrannen werden, alß der Alte". (Joseph Paczkowski, Der Große Kurfürst und Christian Ludwig von Kalckstein. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. II, S. 429.)

Ferner heißt es in der Hebelschen Erzählung „Rettung einer Offiziersfrau" (J. P. Hebels Werke, Ausg. i. 3 Bdn., Bd. II, 214 flg.): „In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kinde im Schoße weinte und ihr Leid Gott klagen wollte, und wollten sie auch ermorden. 'Ja', fuhr sie einer von ihnen wütend an und war der Allerärgste, 'für Euer Leben giebt es kein Lösegeld, und Euer Bürschlein da hat auch bayerisch Blut in den Adern.'"

Friedeberg, Nm. **H. Braune.**

5.

Ein Wortungeheuer.

Es soll hier nicht die Rede sein von der in Münchener Zeitungen bisweilen auftauchenden „Oberlandesgerichtssenatspräsidentenwitwe", nicht von den Bremer und Hamburger „Doppelschraubenschnelldampfern", auch nicht von den „Handelsvertragsverhandlungen" und den „Nichtvollanstalten", obgleich diese Ungeheuer eine Besprechung wohl verdienten, sondern ich möchte nur ein Wort sagen von der viel kürzeren, weit unschuldiger aussehenden, aber nicht weniger grausigen Mißbildung „Lehrperson". Was die bildsame deutsche Sprache sich an Verrenkungen gefallen lassen muß, das zeigt dieses abscheuliche Wort, dieser Zwitter, der das Geschlecht so sinn- und erfolgreich verhüllt und triumphierend zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt. Wann und wo diese Mißgeburt aufgetaucht, wer ihr Vater, ihre Mutter (oder soll ich sagen: Zeugeperson?) war — ich weiß es nicht; doch, glaube ich, hatte es vor 15 Jahren das Licht der Welt noch nicht erblickt. Wäre es da geblieben, von wo es nie hätte zum Vorschein kommen sollen! Lehrperson! Das soll heißen Lehrer oder Lehrerin. Einverstanden! Dann mache man aber Ernst und sage folgerichtig nicht mehr: die Sänger und Sängerinnen erwarben sich den Beifall der zahlreichen Anwesenden, sondern — die Singpersonen! Ebenso natürlich auch nicht mehr Tänzer und Tänzerinnen, Winzer und Winzerinnen, Schnitter und Schnitterinnen, Götter und Göttinnen, sondern Tanzpersonen, Winzpersonen, Schnittpersonen, Gottpersonen! Damit spart man Worte, Zeit, Papier und Geld! Es lebe die Vereinfachung der deutschen Sprache, es lebe der Kanzleistil! Hoffentlich nehmen alle Schriftsteller und Schriftstellerinnen — doch was sag' ich! Schrift- oder Schreibpersonen ist doch viel einfacher! — diese Anregung freundlich auf!

Oberhausen. Dr. **Wasserzieher.**

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Dr. Julius Sahr. Sammlung Göschen Nr. 25, 1901.

Es ist keine leichte Arbeit, aus dem reichen Schatze deutscher Volkslieder eine bescheidene Auswahl zu treffen, in der doch alle Gattungen und möglichst alle Zeiten vertreten sind. Dazu gehören eingehende Kenntnis und feinsinniges Urteil, denn die Proben sollen einen richtigen Begriff vom Wesen und vom Verbreitungsgebiete des deutschen Volksliedes geben. Prof. Sahr hat dieses Unternehmen mit Glück durchgeführt und ein Werkchen geliefert, das nicht nur vorzüglich in den Rahmen der Sammlung Göschen paßt, sondern auch als bequemes Hilfsmittel zum Verständnis des deutschen Liedes kaum seinesgleichen haben dürfte. In einer lesens-

werten Einführung wird man über einige Grundfragen der Volkslied-forschung gut unterrichtet; es folgen 13 geschichtliche Lieder, 8 Rätsellieder, Wettstreitlieder und Balladen, 10 Vertreter des Liebesliedes, 9 geistliche Lieder; in einem Abschnitt „Vermischtes" sind Zechlieder, Lieder auf verschiedene Stände u. a. untergebracht, zum Schlusse auch noch 15 Notenbeilagen angehängt. Jede Gattung leitet Prof. Sahr mit einem kurzen Überblick ein, und dem einzelnen Erzeugnis der Volkspoesie widmet er einige lehrreiche Vorbemerkungen. In gründlichster Weise erklärt er sprachliche und sachliche Schwierigkeiten. Überall verraten sich der Fleiß und der Herzensanteil des Herausgebers. Daß die wichtigeren Werke über das deutsche Volkslied eifrig benutzt worden sind, spürt der Kenner bald, und deshalb kann er das schmucke Büchlein nur warm empfehlen.

Auszusetzen findet sich kaum etwas. Wenn beim Bernauerstoffe die Bearbeitung Martin Greifs erwähnt wird, vermißt man einen Hinweis auf Hebbel und Otto Ludwig. Im Liede von der Himmelslinde liegt kein Grund vor, Str. 6 „kert" in „ker" umzuändern.

Wenn das Bändchen dem deutschen Liede neue Freunde gewönne, dann würde dem Herausgeber der schönste Lohn zu teil.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Friedrich Seiler, Auf alten Kriegspfaden vor Paris. Kriegs- und Reisebilder. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1901. IX und 436 Seiten.

Es giebt ja eine sehr ausgedehnte Litteratur, in der Mitkämpfer des großen Krieges gegen Frankreich ihre persönlichen Erlebnisse berichten; ja sie ist vielleicht schon allzu ausgedehnt, denn ungleich verteilt ist die Gabe des Auffassens und Berichtens, und gar leicht erdrückt die mittelmäßige Ware das Gute. Solche Kriegserinnerungen, gut und anschaulich wiedererzählt, bilden auch die unterste Schicht dessen, was Friedrich Seiler niedergelegt hat in dem stattlichen Bande „Auf alten Kriegspfaden vor Paris". Aber darüber lagert noch manche jüngere Schicht, und gerade wegen dieser Eigentümlichkeit möchte ich die Leser darauf hinweisen. Der Verfasser hat es auf zwei Reisen, im Juli 1899 und 1900, unternommen, man kann in gewissem Sinne sagen, gewagt, nicht nur Paris selbst, sondern auch die Städte und Dörfer der Umgegend aufzusuchen und zu durchwandern, wo er einst 1870 und 1871 als wackerer Füsilier focht und schanzte, Posten stand und den Hagel der Granaten aushielt. Indem er diese neuen Fahrten berichtet und in sie die alten Erinnerungen einwebt, entsteht eine eigentümliche Verschmelzung von Einst und Jetzt, die viel Anregendes hat und auch unsere Jugend fesseln wird, wenn man ihr das Buch in die Klassenbibliothek der Prima stellt. Aber Seiler hat

auch sonst die Augen offen, und so erhalten wir in sehr vielen Beziehungen ein lebendiges Bild der großen Weltstadt, in der so ungeheure Entscheidungen der Weltgeschichte gefallen sind, die auch mit unserer vaterländischen Geschichte und Kultur so eng verflochten ist, und von der die Schüler auch im französischen Unterricht so viel lesen und hören. Den Rahmen der Darstellung bildet das Leben in einer Pariser Pension, wo sich Leute aus allerlei Ländern zusammenfanden, zum Teil um, wie Seiler selbst, teilzunehmen an einem Kursus der sogenannten Alliance française, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Kenntnis der französischen Sprache, Litteratur und Kunst in den Ländern der westlichen Civilisation und in den Kolonien zu verbreiten und zu vertiefen und der französischen Kultur und dem französischen Geiste dadurch Sympathien zu erwecken. Dies ist bezeichnend für den Verfasser; er will nicht in dem Tone des alten Nationalhasses gegen den Erbfeind reden, sondern hegt die Überzeugung, daß eine dauernde und ehrliche Freundschaft zwischen beiden Völkern, wie sie sich nach manchen Anzeichen jetzt anbahnt, möglich und von großem Nutzen sein werde. So ist die durchgehende Stimmung eine versöhnliche. Die Darstellung wird humoristisch belebt, indem eine Anzahl Typen aus jenem internationalen Pensionsleben frisch und lebendig gezeichnet wird und diese Leute auch als Mithandelnde eingeführt werden. Das Buch geht zum Teil zurück auf eine Artikelreihe, die unter dem Titel „Eine Erinnerungsfahrt vor Paris" in der Täglichen Rundschau erschienen ist. Gerade ihre überaus freundliche Aufnahme durch den Leserkreis der Rundschau und die vielfachen brieflichen Äußerungen, die jene Aufsätze hervorgerufen haben, sind für Seiler eine Ermutigung gewesen zur Abfassung dieses Buches, in dem jene Skizzen vielfach verändert und weiter ausgearbeitet sind. — Ein Anhang enthält etwas zunächst sehr fremdartig Erscheinendes, dessen Aufnahme durch die Beziehung auf den vom Verfasser im Kriege gemachten Fund einer französischen Ausgabe des alten Horaz begründet wird. Auf einer Reise durch Italien hat Seiler einmal einen „Streifzug ins Sabinergebirge" ausgeführt, um die Stätte zu sehen, wo der römische Dichter sein stilles, idyllisches Landgut besaß und so gern bewohnte. Der Ausflug ist allein unternommen, er war sehr anstrengend und keineswegs gefahrlos. Die Schilderung dieser kecken Fahrt wird sowohl durch die Einblicke in jetzige italienische Zustände, die sie uns thun läßt, als besonders durch die lebendige Veranschaulichung der Örtlichkeit, die so manches Gedicht Horazens bespricht, die Teilnahme der Primaner erregen, aber auch dem Lehrer höchst willkommen sein. — Leider fehlt sowohl für die Umgegend von Paris, wo sie wegen der auch sonst zugänglichen guten Kartenskizzen leichter entbehrt werden kann, als für diese Wanderung ins Sabinergebirge eine

Zeichnung des Geländes. Sie nachträglich zu liefern bei einer zweiten Auflage, die hoffentlich in nicht zu langer Zeit nötig wird, möge dem Verfasser und dem Verleger ans Herz gelegt sein. Druck und Ausstattung sind sonst tadellos.

Neustrelitz. **Theodor Becker.**

Muff, Chr., Prof. Dr., Rektor der Königl. Landesschule Pforta, Abriß der deutschen Grammatik. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1901. 8°. 19 S.

Das Schriftchen, welches die beste Empfehlung verdient, ist ein Sonderabdruck aus dem Anhang zu Hopf und Paulsiek's bekanntem, vom Verfasser neu bearbeiteten deutschen Lesebuch für Sexta, Quinta und Quarta. Da die den älteren Auflagen beigegebene Grammatik wegen ihrer durchweg schematisch-theoretischen Form und allzu großen Genauigkeit im einzelnen von den Lehrern des Deutschen in den unteren Klassen nicht gerade häufig benutzt wurde, erscheint der neue Abriß ganz besonders dankenswert, zumal er viel übersichtlicher und verständlicher gehalten ist als die früheren, auch alles Überflüssige glücklich vermieden und überall die vielfachen Erfahrungen der Jetztzeit auf dem Gebiete des elementar-grammatischen Unterrichts in der Muttersprache, sowie stellenweise die sicheren Resultate der wissenschaftlichen Forschung bezüglich der Erklärung einzelner Spracherscheinungen und Worte ausgiebig benutzt sind. So sind die Unterschiede der starken und schwachen Deklination der Hauptwörter schärfer und klarer bestimmt, auch das Wesen der sogenannten gemischten Deklination berücksichtigt, die sechs Klassen der ablautenden Verben an einfacheren Beispielen erläutert und durch gesperrten Druck für das Auge deutlicher hervorgehoben, der Begriff des zusammengezogenen Satzes, der so viel Unheil im Unterrichte angerichtet hat, gänzlich gestrichen, die Wortfolge in Hauptsätzen schon in das Sexta-, nicht, wie sonst üblich, in das Quintapensum mitaufgenommen und ein vorzügliches Beispiel einer ausgedehnten Periode aus Rückert gegeben. Ganz neu hinzugefügt sind mit Recht die Abschnitte über die Deklination der Adjektiva in der Steigerung (S. 3) und namentlich über die Wortbildung (S. 14—16), über die der Schüler früher meist nur ganz gelegentlich und nicht im Zusammenhange unterrichtet wurde. Treffend wird (S. 3) die Bildung der regelmäßigen und unregelmäßigen Steigerung der Adjektiva so unterschieden, daß erstere angenommen wird, wenn Komparativ und Superlativ vom Stamm des Positivs gebildet sind, letztere, wenn beide Formen andere Stämme aufweisen als der Positiv. Sehr dankenswert ist u. a. auch die S. 8 gegebene Unterscheidung von: „ich lasse dir schreiben" und „ich lasse dich schreiben",

wie S. 16 die von Laut- und Bedeutungswandel. Wünschenswert wäre höchstens noch die vom Verfasser S. 11 und 12 wohl im Prinzip gelehrte, aber nicht ausdrücklich als solche bezeichnete Auffassung jedes Nebensatzes als eines Satzgliedes in Satzform.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Aly, Prof. Dr. Fr., Königl. Gymnasialdirektor. Sapiens atque eloquens pietas. Programm des Königl. Gymnasiums zu Marburg i. H. 1901. 8 S. Programm-Nr. 432.

Das Programm enthält die sehr gediegene Antrittsrede des neuen Direktors Aly, des bekannten früheren Herausgebers der Blätter für höheres Schulwesen und wackeren Vorkämpfers für Besserstellung des Lehrerstandes wie für möglichste Erhaltung des gegenwärtig stark bedrohten Gymnasialwesens. Die Ansprache, welche als Ziel und Aufgabe der lernenden Jugend die sapiens atque eloquens pietas des berühmten reformierten Straßburger Rektors Johannes Sturm unter Anwendung auf die heutigen Verhältnisse, also als „denkende und beredte Frömmigkeit" bezeichnet, enthält goldene Worte, die von unserer Jugend nicht genug beherzigt werden können. Einer lobenden Erwähnung gerade in unserer Zeitschrift erscheint die Rede hauptsächlich auch deshalb würdig, weil sie trotz der Betonung des klassischen Moments in unseren Gymnasien das Deutsche als Mittelpunkt des Unterrichts in allen höheren Schulen anerkennt und gediegene Vorschläge zur Verbesserung des oft so schwerfälligen und nachlässigen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks unserer Schüler macht. Betont wird vor allem die formal überaus bildende und zu strengem logischen Denken erziehende Unterweisung in der Grammatik der beiden klassischen Sprachen und der Mathematik, bei welcher das frühere, viel zu abstrakte Lehrverfahren längst nicht mehr angewendet wird, dann aber wird mit Recht der deutsche Aufsatz als schönste Frucht der Lektüre der großen Alten gepriesen. Pietas nimmt Aly allgemein als Treue, wie der römische Nationalheld Äneas vom Dichter pius im weitesten und edelsten Sinne genannt wird, und erblickt in dieser pietas, die sich auch als allmählich erstarkende Vaterlandsliebe offenbart, das höchste Ziel der Gymnasialbildung. Bildungsfähig ist nach ihm der, welcher bildungsbedürftig ist, nicht der, welcher in hochmütiger Verachtung das Heilige in Litteratur, Kunst und Religion nicht mehr verehren zu müssen glaubt.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang. 1901. Nr. 5. Kluges Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, bespr. von Behaghel. — Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, bespr. von Behaghel. — Hagen, Der Gral, bespr. von Panzer. — Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur, bespr. von Arnold. — Kahle, Ein Sommer auf Island, bespr. von Gebhardt.

—— Nr. 6. Andresen, Deutsche Volksetymologie. 6. Aufl., bespr. von Behaghel. — Zehme, Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters, bespr. von Schulte. — Minde-Pouet, Heinr. von Kleist. Seine Sprache und sein Stil, bespr. von Schlösser. — Platens Werke, hrsg. von Wolff und Schweizer, bespr. von Woerner. — Kettner, Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente, bespr. von Woerner. — Stickelberger, Parallelstellen bei Schiller, bespr. von Woerner. — Knortz, Was ist Volkskunde? bespr. von Boretzsch.

Neu erschienene Bücher.

Otto Albrecht, Die Jugendlitteratur der Gegenwart. Aus der Praxis. Leipzig, E. Kempe, 1901.

August Sauer, Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin W., B. Behrs Verlag (E. Bock), 1901. 654 S.

F. Stöwesand, Lesebuch der Kleinen. Ausgabe A. 1. Teil. Für Volksschulen, 1. Schuljahr. 54 S. 2. Teil. Für Volksschulen, 2. Schuljahr. 80 S. Magdeburg, C. E. Klotz, 1900.

G. Schumann und W. Heinze, Leitfaden der preußischen Geschichte. 4. Auflage. Herausgegeben von K. Dageförde. Berlin SW., Carl Meier (Gustav Prior), 1901. 242 S.

Bukowiner Deutsch. Fehler und Eigentümlichkeiten in der deutschen Verkehrs- und Schriftsprache der Bukowina. Gesammelt vom Vorstande des Bukowiner Zweiges des Allgem. Deutsch. Sprachver. Wien, k. k. Schulbücherverlag, 1901. 52 S.

J. Franck, Geschichte des Wortes Hexe. Bonn, Universitätsbuchdruckerei von Carl Georgi, 1901. 59 S.

D. Mackay und F. J. Curtis, First French Book. London, Whittaker & Co., 1900. 343 S.

Frick, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 2. Abteilung: Friedrich Schillers Dramen I. 3. erweiterte Auflage. Gera und Leipzig, Theod. Hofmann, 1901. 367 S.

Prof. Dr. O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1901. 192 S.

Dr. Edm. Weißenborn, Leben und Sitte bei Homer. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 68 S.

Max Mendheim, Johann Ludwig Uhland. (Dichter-Biographien, 5. Band.) Leipzig, Reclam. 107 S.

Prof. Dr. G. Lücking, Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. I. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der 8. Realschule zu Berlin. Berlin, R. Gaertners Verlag (Herm. Heyfelder), Ostern 1901. 37 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Ehrgeiz und Liebe in Schillers Dramen.

Eine Schillerstudie von Prof. Dr. **Adolf Strack** in Gießen.

In der ersten, später unterdrückten Vorrede zu seinen „Räubern" bemerkt Schiller: „Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seinesgleichen ist." Dem entsprechend bewundert in der uns durch einen glücklichen Zufall noch erhaltenen älteren Fassung der zweiten Scene des I. Aktes Karl Moor den Satan Miltons: „Jener, der es nicht dulden konnte, daß einer über ihm war und sich anmaßte, den Allmächtigen vor die Klinge zu fordern, war er nicht ein außerordentliches Genie?" Das Laster reizt ihn um der Größe willen. „Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Katilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische sitzen?" In der zweiten Vorrede heißt es ähnlich von Karl Moor: „Ein Geist, den das äußerste Laster nur reizet um der Größe willen, die ihm anhänget" u. s. w. wie oben bis „begleiten". „Ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömmt, notwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweite, und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten", d. h. der „große Bösewicht" wird schließlich zum „großen Rechtschaffenen". „Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, enthusiastische Träume von Größe und Wirksamkeit leben", wie der Dichter an derselben Stelle sagt, „in der Seele Karl Moors". In der zur ersten Aufführung der Räuber von Schiller selbst dem Publikum gegebenen Erläuterung nennt er die Räuber das Gemälde einer verirrten großen Seele. „Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Räuberbande stand, ... doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen." „Vielleicht könnt ihr noch, ehe ihr zu Grabe geht, eine

Wallfahrt nach seinem Monument thun, das er sich zwischen Himmel und Erden errichtet", sagt Franz (A. I, Sc. 1) zu dem alten Vater. Vor dieses Monument führt uns ein bekanntes Gedicht der Anthologie, dessen vierte Strophe lautet:

Modre — verstieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Siehe! Der Ewigkeit übergiebt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Dem Throne gegenüber erhebt sich der Galgen, „heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke"; denn in Monarchien entsteht, wie der junge Schiller schon in einem seiner Lieblingsbücher[1]) las, „die Verbindung der Bürger aus der Begierde nach Ehrenstellen und Würden". Das Streben nach Ehre ist nach einer auch von Montesquieu gelehrten, weitverbreiteten Anschauung jener Zeit die Triebfeder, durch die in Monarchien die Staatsmaschine im Gang gehalten wird. Ruhmsucht ist zugleich, woran man hier auch denken darf, die Leidenschaft des schlimmen Fürsten, des Eroberers, des Tyrannen. — Im weiteren Verlauf jenes Gedichts der Anthologie ermahnt der Dichter die Jünglinge, „mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl behutsamer spielen zu lernen", sich von ihrem „glühenden, thatenlechzenden Herzen" nicht verleiten zu lassen, dem großen Räuber zu folgen; sein fürchterliches Monument möge sie warnen, und wenn auch das Ganze nur eine Dichtung sei: „seine Sünde lebt — lebt seine Schande". Ganz ähnlich heißt es in der zweiten Vorrede: „Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dürfen, daß ich dieses Gemälde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satire des Spaniers (d. i. Don Quixote) nur allein Ritter geißelt."

Ruhmsucht ist also die Sünde Karl Moors, nach der Auffassung des Dichters selbst; ein leidenschaftliches Streben nach Wirksamkeit und Größe, durch die Verhältnisse in falsche Bahnen gedrängt, stürzt ihn ins Verderben. Das ist auch das Bild, das uns in der Dichtung, und zwar nicht bloß in dem oben angeführten älteren Bruchstück, entgegentritt. Schon in der Zeichnung, die Franz von seinem Bruder entwirft, erkennen wir diese Züge: die Empfindlichkeit für jeden Reiz von Größe und Schönheit, den kindischen Ehrgeiz, den unüberwindlichen Starrsinn;

1) Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Christian Garve, Leipzig 1772, S. 234.

die Abenteuer des Julius Cäsar und Alexanders des Großen sind die Lieblingslektüre des Knaben. In der zweiten Scene treffen wir Karl Moor im Plutarch lesend „von großen Menschen“; er haßt das Gesetz und preist die Freiheit, die „Kolosse und Extremitäten ausbrütet“. Die Existenz, die ihn bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus erwartet, steht im Widerspruch zu seinen Träumen von Freiheit und Größe; so bedarf es nur eines äußeren Anstoßes, wie ihn die Intrigue seines Bruders bietet, um ihn auf die Bahn zu treiben, die schließlich zu seinem Untergang führt. „Siehe, da fällt's wie der Star von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich ins Kefigt zurückwollte!“ Er tritt „aus dem Kreise der Menschheit“; er muß ein „höherer Mensch“ (Übermensch!) sein, oder er ist ein Teufel: so lautet die Alternative, vor die er später selbst Kosinsky stellt. Er versucht es, „das Rachschwert der oberen Tribunal zu regieren“; sein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist sein Gewerbe. Die „Parteilichkeiten der Vorsehung“ will er gutmachen. So stellt er sich in frevelhafter Überhebung der Gottheit zur Seite. Das Ziel, dem dieser erste der Schillerschen Helden zustrebt, ist zugleich das Höchstmögliche; es liegt jenseits der Schranken der Menschheit. In seinem bedingungslosen Streben nach Größe und Ruhm liegt zugleich das, was man als tragische Schuld zu bezeichnen pflegt; es ist — im Sinne Schillers — auch zweifellos eine sittliche Schuld. Die Konsequenzen seines Strebens führen Karl Moor zu Greueln und Frevelthaten; und angesichts der fürchterlichen, von ihm selbst herbeigeführten Zerstörung seines Schicksals bricht er in jenes ergreifende Schuldbekenntnis aus (V, 2), das ihn wieder zur Höhe des Helden emporhebt. „Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne“ (Selbstrecension Schillers).

Um die Verschuldung seines Helden und die Schattenseite seiner Charakteranlage deutlicher hervortreten zu lassen, hat sich der Dichter eines Mittels bedient, das er auch später wiederholt anwendet: lasterhafte Gesellen, Spitzbuben gemeiner Art sind seine Genossen und Werkzeuge; für ihre Schandthaten trifft ihn die Verantwortung. Eine besondere Stellung nimmt Spiegelberg ein: so wie eine gut gezeichnete Karikatur die Schwächen des verspotteten Originals durch Übertreibung und Verzerrung zur Anschauung bringt, so finden wir in der Physiognomie dieses Konkurrenten des großen Räuberhauptmanns gewisse charakteristische Züge Moors wieder, die ins Niedrige und Gemeine entstellt sind; es ist ein Spiegelbild, dem die Größe und die Tiefe des Originals völlig abgeht, das aber gerade seine Schwächen in erschreckender Deutlichkeit zeigt. Auch Spiegelberg strebt nach Ruhm und Ehre, aber er ist innerlich hohl; „Riesenpläne gären in seinem schöpferischen Schädel“, aber es sind nur

die eitlen Projekte eines gemeinen Schwindlers und Gauners. „Mit ausgespreiteten Flügeln“ hofft er zum Ruhmestempel emporzufliegen und ist der Feigste und Niederträchtigste unter der ganzen Bande. „Glück auf den Weg! Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Nachruhms“, mit diesen Worten will sich Karl Moor von ihm trennen, als der verhängnisvolle Brief eintrifft und allem eine andere Wendung giebt. In Spiegelbergs Kopf entsteht der Plan zum Räuberleben, und in seinem jähen Tode erkennt Karl Moor erschüttert den „Finger der rachekundigen Nemesis“. Trotz aller Komik, mit der er diese Figur ausgestattet hat, ist die Absicht des Dichters eine tief ernste. Wenn er in dem „Monument Moors des Räubers“ diesem zuruft: „Zu den Sternen des Ruhms klimmst du auf den Schultern der Schande“, so sind das fast dieselben Worte, mit denen sich der Held von dem Gauner lossagen will. Die auf tief sittlicher Grundlage beruhende Tragik in dem Schicksale Karl Moors wird durch die parodistische Figur Spiegelbergs grell beleuchtet.

Durch sein Streben nach Größe und Ruhm erweckt Moor unsere Bewunderung, sein weiches Gefühl erwirbt ihm unsere Liebe. „Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt“, sagt Schiller in seiner Selbstrecension. Amalia ist die Figur des Dramas, die von jeher am schlimmsten von der Kritik mitgenommen worden ist. Über die Schwäche der Zeichnung braucht man kein Wort zu verlieren — Schiller selbst hat schon das Nötige hierüber gesagt; — ebenso über ihre gänzliche Unthätigkeit: sie greift in die äußere Handlung des Stückes überhaupt nicht ein. Gerade deshalb aber muß man fragen: Was wollte der Dichter mit ihr, wie kam er zu dieser Erfindung, zumal ihm die Schubartsche Erzählung, der er den Rohstoff zu seiner Dichtung entnahm, in dieser Richtung keine Anregung gab? Eine Antwort darauf hörten wir schon aus des Dichters eignem Munde: er knüpft den Räuber dadurch an unser Herz an. Wenn das Streben nach Größe und Ruhm den Helden, indem es ihn über seine Mitmenschen erhebt, zu isolieren droht, so knüpft ihn die Liebe zu einzelnen wieder an die Gattung an. Dadurch, daß er liebt, zeigt er sich als wahren Menschen, dadurch, daß er geliebt wird, zeigt er sich als liebenswert, und unser Gefühl wird mitgerissen. Kuno Fischer meint, Amalie habe im Grunde keine andere Bestimmung, als in ihrer Phantasie das Götterbild Karl abzuspiegeln[1]): die Beobachtung ist an sich richtig, aber einseitig. In Amaliens Seele „herrscht Karl wie ein Gott in seinem Tempel“ (I, 3); mag Franz versuchen, was er will: dieses Götter-

1) Schillerschriften I², 165.

bild zu stürzen gelingt ihm nicht. „Karl steht vor ihr im Wachen, Karl regiert ihre Träume, die ganze Schöpfung scheint ihr in den einzigen zu zerfließen, den Einzigen widerzustrahlen, den Einzigen ihr entgegenzutönen", sagt Franz, die Sprache Amaliens redend. Mag ihn der Vater verstoßen haben, ihr ist er der „große, herrliche Sohn", der Bettler gewordene König, dessen „Lumpen sie nicht mit dem Purpur des Gesalbten vertauschen möchte". Vor dem großen, dem königlichen Blicke dieses Bettlers werden „die Herrlichkeit, der Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen" zu nichte. Die „träge Farbe" des Bildes, das sie von ihm gemalt hat, „reicht nicht, den himmlischen Geist nachzuspiegeln, der in seinem feurigen Auge herrscht". Der trojanische Held, der von seinem Weibe Abschied nimmt, wird ihr zum Bilde des Geliebten. „Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne" steht der Jüngling vor ihrer Seele, dessen Tod sie beklagt. Über den Tod hinaus bleibt sie ihm treu; selbst ihre scheinbare Untreue (im 4. Akte) zeugt von der unwiderstehlichen Macht, die sie an ihn fesselt. Es ist kein Zweifel, diese Verklärung des Helden in der Seele der Geliebten verleiht ihm auch in unseren Augen Glanz; auch wir empfinden etwas von dem Zauber, den er auf das liebende Mädchen ausübt. Aber damit ist die Bedeutung, die Amalie für die innere Ökonomie des Stückes hat, nicht erschöpft. In der Schenke an der sächsischen Grenze steht Moor am Scheideweg seines Geschickes: auf der einen Seite Spiegelberg, der ihn in seiner Weise auf den Weg des Ruhmes führen will, auf der anderen Seite Amalie, „in deren Armen ihn ein edler Vergnügen lockt". Er folgt jenem. Und als er an der Donau in dem friedlichen Strahle des Frühlings seine verlorene Unschuld beklagt, da ist es der Name Amaliens, der ihn in die Heimat zurückzieht. Das idyllische Glück, das er preisgegeben hat, der Friede des Vaterhauses, die Unschuld der Kinderjahre, alles das faßt symbolisch der Name Amaliens in sich. An sie, die das einzige unzerreißbare Band bildet, das ihn noch ans Vaterhaus fesselt, knüpft sich auch die einzige Möglichkeit einer guten Wendung, die wir sehen. Als sie nach der furchtbaren Enthüllung, die ihr der Geliebte macht, an ihm noch festhält, fühlt sich der Räuber entsündigt und glaubt selbst noch einmal den Weg zum irdischen Glück zurück gefunden zu haben. Da erhebt sich das Gespenst seiner Vergangenheit und stellt sich zwischen ihn und sein Glück. Er tötet die Braut.

Schon die Zeitgenossen Schillers nahmen Anstoß an dieser That. Der Dichter selbst meinte, sie sei die Krone des Stückes.[1]) Er nimmt

1) Siehe die Selbstrecension (Schriften, historisch-kritische Ausgabe von Goedeke II, 370) und Briefe ed. Jonas I, 43 flg.

sie sowohl im „Württembergischen Repertorium" als auch Dalberg gegenüber energisch in Schutz. Seine Argumentation befriedigt nicht; sie beweist höchstens, daß Amalie sterben muß, aber nicht, daß die Hand Karl Moors hierzu nötig ist. Das Mannheimer Bühnenmanuskript läßt sie denn auch durch Selbstmord endigen. Die Konzeption des Dichters und sein Festhalten an ihr erklärt sich aus einer Eigentümlichkeit seines dramatischen Schaffens, auf die hinzuweisen eine Absicht dieser Untersuchung ist, und ist schließlich begründet in den Tiefen seines eigenen Seelenlebens, wovon später noch die Rede sein wird. Wie die Mordthat des Räubers Moor zu verstehen ist, ergiebt sich vielleicht schon aus den seitherigen Ausführungen. Das Streben nach Größe kollidiert mit dem Streben nach Glück; Ehrgeiz zerstört das Idyll der Liebe; indem Karl Moor „zu den Sternen des Ruhmes klimmt auf den Schultern der Schande", vernichtet er sein eigenes Glück, trennt er sich für immer von Amalie. Die ganze Tragik seines Geschickes offenbart sich hierin. Der Bräutigam selbst ermordet die Braut, das ist der Gipfel der Tragik: „diese Wendung krönt das ganze Stück" (Schiller). Er muß den Kelch des Leidens bis zum letzten Tropfen leeren, er muß die äußerste Konsequenz seines Handelns ziehen; er muß einsehen, daß es für ihn kein Glück mehr auf Erden giebt, weil er es selbst so gewollt hat. So begeht er die That, die symbolisch den sittlichen und tragischen Gehalt der Dichtung zusammenfaßt. Und erst nach ihr und durch sie erlangt er die volle Einsicht in das Verwerfliche seines Strebens und die Kraft, sich von dem Bösen loszusagen und seine Schuld zu sühnen. In dieser tragischen Verknüpfung von Ehrgeiz und Liebe, Streben nach Größe und Glückseligkeit ist das Erstlingsdrama Schillers, wie in so vielem andern, typisch für sein dramatisches Schaffen überhaupt.

Die Intention des Dichters, die in den Räubern nicht überall völlig klar zum Ausdruck kommt, die vor allem durch das Gewicht, das in der Ausführung die Intrigue Franzens erhalten hat, getrübt erscheint, tritt viel deutlicher im Fiesko hervor. Das Stück „sollte ein ganzes großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werden", wie Schiller am 16. Nov. 1782 an Dalberg schreibt. In die Seele Fieskos wird uns ein Blick gestattet in den beiden großen Monologen am Schlusse des zweiten und im zweiten Auftritt des dritten Aktes. Hier vor allem lernen wir die Triebfedern seines Handelns kennen. Gleich Verbrechern, die auf eine schwarze That ausgehn, schleichen sich am Abend die üppigen Phantome des Ruhms und der Ehre an seiner Seele vorbei. Er steht an der Grenze, „wo die Mark der Tugend sich schließt" und die des Lasters beginnt. Eine That wie er sie vorhat, muß aus reinem Herzen entspringen, sonst wird sie zur Sünde. Die „unglückselige Schwung-

sucht, an deren Halse Engel den Himmel wegküßten", will ihn verleiten nach der Herzogskrone zu greifen, sein Gewissen heißt ihn das Diadem wegwerfen und als des befreiten Genuas glücklichster Bürger zu leben. Aber „die schlaue Sünde, die vor jeden Teufel einen Engel stellt" gewinnt am andern Morgen die Oberhand. (Auf die dramatische Schwäche, die in der Gegenüberstellung der beiden Monologe liegt, gehe ich hier, wo es sich nur darum handelt die Absichten des Dichters zu erkennen, nicht ein.) In Schillers Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" findet sich die Bemerkung: „Der verfeinerte Zögling der Kunst will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eignen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugnis des Gesetzgebers in Zweifel." Ziemlich genau nach diesem Rezept verfährt Fiesko. Er ist der größte Mann in Genua „und die kleineren Seelen sollten sich nicht unter die große versammeln"? „Aber ich verletze die Tugend? (steht still.) Tugend? — der erhabene Kopf hat andere Versuchungen als der gemeine — sollte er Tugend mit ihm zu teilen haben? — Der Harnisch, der des Pygmäen schmächtigen Körper zwingt, sollte der einem Riesenleib anpassen müssen?" — — — „Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich eine Börse zu leeren — es ist frech eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß eine Krone zu stehlen", so argumentiert Fiesko — echt Schillerisch, wenn auch der Dichter die Anregung hierzu in einer seiner Quellen fand. Fiesko hat vergessen, was er den Abend zuvor noch so gut gewußt hatte, daß er im Begriffe ist eine Sünde zu begehen „aus deren kreißendem Bauche der Tod springt". So muß er das selbst erleben — wie Karl Moor.

Und wie in den Räubern, so hat auch in seinem zweiten Stück der Dichter die Schuld, die sein Held auf sich lädt, illustriert durch eine komische Karikatur, die er ihm zur Seite stellt. Neben den erhabenen Verbrecher, der Kronen stiehlt, tritt der gemeine, der Börsen leert. Als Fiesko dem Mohren sein verwirktes Leben schenkt, reicht ihm dieser treuherzig die Hand hin: „Schlagt ein, Lavagna, eine Ehre ist die andere wert. Wenn jemand auf dieser Halbinsel eine Gurgel für euch überzählig hat, befehlt! und ich schneide sie ab, unentgeltlich." Er hat, wie er sagt, auch seine Ehre, die wohl feuerfester ist als die der ehrlichen Leute; „sie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten sie pünktlich dem Teufel." (I, 9.) Er leistet seinem

neuen Herrn so treffliche Dienste, beweist eine solche Umsicht und entwickelt eine so rastlose Thätigkeit im Interesse der Revolution, daß der vornehme Herr beschämt nun seinerseits dem Hallunken die Hand reicht und dieser voll Stolz sagen kann: „Gelt Fiesko? Wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen auskehren kann.“ (III, 4.) Wie Spiegelberg seinen Hauptmann aus dem Wege räumen will, so versucht es Muley Hassan, durch den Undank seines Herrn gereizt, diesen durch Verrat zu stürzen. Und in der Nacht der Revolution finden beide ihr Ende. Während Fiesko die Herzogskrone erkämpft, plündert der Mohr die Kirchen und rühmt sich stolz seiner Verdienste um die Revolution. „Daß ihr's wißt, Schurken! Ich war der Mann, der diese Suppe einbrockte — — — Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben bazen sich um ein Herzogtum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apostel sich wärmen.“ (V, 7.) Der Gauner wird durch Fiesko gerichtet, Fiesko durch Verrina, und nochmals werden der große Verbrecher und sein gemeiner Genosse einander gegenübergestellt, als Verrina fragt: „Sage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jesuitendom aufknüpftet?“ „Die Kanaille zündete Genua an“ erwidert Fiesko. „Aber doch die Gesetze ließ die Kanaille noch ganz“ (V, 16) — diese Worte Verrinas bringen abschließend und deutlich die Absicht, die der Dichter mit der frei erfundenen Figur des Mohren hatte, zum Ausdruck.

Noch eine zweite Gestalt dient dazu, unser sittliches Urteil über die That Fieskos zu bestimmen: während Fiesko aus selbstsüchtigen Motiven die Tyrannen stürzt, beteiligt sich Verrina aus reiner Vaterlandsliebe an der Verschwörung; und wenn dazu noch das Motiv der Privatrache an dem Schänder seiner häuslichen Ehre tritt, so wird die Reinheit seiner Absichten dadurch nicht getrübt. Er ist es, der die ehrgeizigen Pläne Fieskos zuerst durchschaut; er stimmt für die Ermordung des „sanftmütigen Andreas“, dem „gut zu sein, eine Wollust ist“ (Leonore: I, 1), aber er kann den Mord der Tyrannen nur verantworten, wenn er den zweiten Mord an Fiesko begeht, der Genuas gefährlichster Tyrann zu werden droht (III, 1 und IV, 5). So vollzieht er das Strafgericht an dem Freund in ähnlicher Weise, wie dies Timoleon dem Bruder gegenüber that.[1]) Als Fiesko Verrina verspricht, er werde „sein Fürstentum

1) Siehe Schillers Abhandlung „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“. Werke ed. Bellermann 8, S. 24 flg. und Plutarchs Timoleon c. 4 und 5. Wieder eine Anregung, die der Dichter Plutarch verdankte, wie auch Fieskos Verwundung (II, 9) aus Plutarchs Solon c. 30 stammt, wo der Vorgang von Pisistratus erzählt wird, vergl. Schillers Werke ed. Bellermann 14, 470 flg.

nur zur Schatzkammer seiner Wohlthätigkeit machen", erwidert dieser: „Der verschenkte Raub hat noch keinen Dieb vom Galgen geholfen." Mensch gegen Mensch redet er zu ihm: „Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen und Genuas Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließest" (vergl. das Wort des Mohren von den ehrlichen Leuten, die dem lieben Herrgott ihre Schwüre brechen). „Das fürstliche Schelmenstück drückt wohl die Goldwage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen." Als Vollstrecker des göttlichen Richterspruchs stößt er den unbußfertigen Sünder in die Fluten des Meeres.

Es ist wohl auch jetzt klar, weshalb Schiller neben Gianettino die edle Gestalt des ehrwürdigen Andreas gestellt hat: Fieskos Schuld wiegt dadurch um so schwerer. Es handelt sich nicht um ein politisches Vergehen; ob Republik oder nicht, das läßt schließlich den Dichter dieses „republikanischen Trauerspiels" ebenso kalt wie uns; er hat „die kalte unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herausgesponnen" (s. die Vorrede zum Fiesko); rein menschlich hat Fiesko sich versündigt, als er aus Selbstsucht und Ehrgeiz seine That vollbrachte; von innen betrachtet gleicht sein Vergehen durchaus dem des Räubers Moor.

Auch Amalia fehlt nicht. Leonore ist für die äußere Handlung des Stückes ebenso unnötig. Aber sie liebt Fiesko schwärmerisch; ihr Gatte ist der Abgott, den sie anbetet wie Amalie Karl Moor; neben das Bild der Wirklichkeit tritt das Idealbild in der Seele der liebenden Frau und wirft seinen verklärenden Schimmer auf den Helden. Fiesko erwidert die Liebe seiner Gattin; bei seinem Streben nach Größe will er die Liebe nicht missen. Sein süßester Gedanke ist, seine Herrlichkeit mit der Geliebten zu teilen, Größe zu vereinen mit Liebesglück. Ergreifend kommen diese Empfindungen an der Leiche Leonorens zum Ausdruck (V, 13): „Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Fest jener Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzogin brächte. Wie lieblich verschämt sah ich schon deine Wangen erröten, deinen Busen wie fürstlich schön unter dem Silberflor schwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzückung versagen." Sie repräsentiert für ihn das eigentliche Glück des Lebens ebenso wie Amalia für Karl Moor. Und wie dieser zerstört er selbst dieses Glück, — schon als sie noch lebt. Seine ehrgeizigen Pläne veranlassen sein Getändel mit Julie, wodurch er seine treu liebende Gattin beinahe dazu treibt, sich von ihm zu trennen. Der Konflikt zwischen Ehrgeiz und Liebe tritt am deutlichsten zu Tage in der Unterredung der Gatten unmittelbar vor Ausbruch der Revolution (IV, 14). Leonore sieht es voraus, daß die Größe die Liebe morden wird. „In

der stürmischen Zone des Thrones verdorrt das zarte Pflänzchen der Liebe." Liebe und Herrschsucht, die beiden allmächtigen Götter, vertragen sich nicht miteinander, das weiß sie, und deshalb fleht sie ihn an, die Größe der Liebe zu opfern, mit ihr zu fliehen und ganz sich selbst in den Fluren der Liebe zu leben. „Unsre Seelen, klar wie über uns das heitre Blau des Himmels, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an — unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer." — Wiederum tritt, wie in den Räubern, das Idyll der Liebe neben die Träume der Größe. Und Fiesko ist schon im Begriffe zu unterliegen, als der Kanonenschuß fällt und die Verschworenen in den Saal treten. Das Ende Leonorens ist wohl noch schlechter motiviert als das Amaliens. Schon ihr Erscheinen auf der Straße ist bedenklich: der Ausgang wird schließlich durch einen blinden Zufall entschieden: Hut und Scharlachmantel Gianettinos müssen auf der Straße liegen bleiben, damit Leonore sich ihrer bedienen kann, und Leonore muß in der Tracht des Tyrannen erscheinen, damit Fiesko sie ermordet. Die Absicht des Dichters, der so unbekümmert um Wahrscheinlichkeit die Handlung weiterführt, ist klar: indem Fiesko glaubt Gianettino zu töten, mordet er sein Weib. Es ist dieselbe tiefsinnige Symbolik wie in den Räubern: die Herrschsucht mordet die Liebe; Fiesko muß selbst sein Glück zerstören, er hat das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht, er ist Herzog von Genua, aber Genuas schlechtester Bettler würde nicht mit ihm tauschen. „Eine Gattin teilt seinen Gram, mit wem kann ich meine Herrlichkeit teilen?" — So steht Fiesko vereinsamt in seiner Größe, und der sühnende Tod ist nur der wohltätige Abschluß eines Daseins, das seiner schönsten Zierde beraubt ist. Daß, abweichend von den Räubern, der Held seine Schuld am Schlusse nicht bekennt, ist durch die ganze Anlage des Stückes bedingt. Mit dem Schicksal Fieskos kontrastiert, worauf schließlich noch ein kurzer Hinweis gestattet sei, dasjenige seines einstigen Mitbewerbers um Leonorens Hand. Was Fiesko wollte, das führt dieser ritterliche Beschützer Leonorens aus, er tötet den Tyrannen, und als Siegespreis wird ihm seine Bertha zu teil. Ihn hat die Liebe auf den richtigen Pfad geführt. —

Bevor ich mich zur Betrachtung der späteren Dramen des Dichters wende, soll in einem verweilenden Rückblick gezeigt werden, daß es wirklich Schillersche Gedankengänge sind, die wir in seinen beiden ersten Dramen gefunden zu haben glauben. Schon in einem seiner frühesten Gedichte geißelt Schiller die Ruhmsucht des Eroberers:

Ha! Eroberer, sprich: was ist dein heißester,
Dein gesehntester Wunsch? — Hoch an des Himmels Saum
  Einen Felsen zu bäumen,
  Dessen Stirne der Adler scheut,

Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegeslust,
Auf die Trümmer der Welt, auf die Eroberungen
Hinzuschwindeln im Taumel
Dieses Anblicks hinweggeschaut.

O ihr wißt es noch nicht, welch ein Gefühl es ist,
Welch Elysium schon in dem Gedanken blüht,
Bleicher Feinde Entsetzen,
Schrecken zitternder Welt zu sein.

Man vergleiche mit diesem und den folgenden Versen den zweiten Monolog Fieskos (III, 2); es ist dieselbe Sprache, die wir vernehmen, die Sprache des Eroberers, des Tyrannen; in dem Munde Fieskos fallen einige Wendungen um so mehr auf, als sie eigentlich nicht aus der Seele des Helden geredet sind, ebenso wie in ihrer Abschiedsscene (IV, 14) Leonore bei ihrer Schilderung der Herrschsucht manche Töne anschlägt, die weder durch die Situation, noch in ihrer Seelenlage genügende Rechtfertigung finden. Schillers eigenes Pathos bricht an solchen Stellen unwiderstehlich durch und verrät seine innersten Absichten. In der Jugendode redet der Dichter unmittelbar. „Ruhm nur hast du gedürstet und Unsterblichkeit!" ruft er dem Eroberer zu und stellt ihm das göttliche Strafgericht vor Augen. — In der Rede über Güte und Tugend, die Schiller am 10. Jan. 1779 in der Militärakademie hielt, definiert er die Tugend als „das harmonische Band von Liebe und Weisheit". „Nicht die schimmernde That vor dem Auge der Welt, nicht das stürmende Klatschen des Beifalls der Menge, die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet." Als Beispiel der erhabensten Tugend wird Sokrates angeführt und — Gott selbst, den die Tugend nachahmt. „Was war's, das den Weisesten leitete, eine Welt aus dem Grabe zu erheben? — Unendliche Liebe!" Anderseits wird der große Cäsar verdammt; obgleich ihn „der Thoren läppischer Mund so hoch erhob", hat er nicht tugendhaft gehandelt, denn „Herrschsucht war seine Neigung, Ehrgeiz die Quelle seiner That". Ebenso wird Augustus die Larve heruntergerissen: er wollte „unsterblich werden mit den Unsterblichen". Aus der heiligen Geschichte wird das abschreckende Beispiel Absaloms angeführt, der nach der Krone strebte und nach Herrschaft dürstete.[1]) — In seiner zweiten akademischen Festrede („Die Tugend, in ihren Folgen betrachtet") entwickelt der jugendliche Redner jene für ihn so bezeichnenden Anschauungen über die Liebe. Was die Anziehungskraft in der Körperwelt, das ist die Liebe in der Geisterwelt. „Liebe ist es, die den unendlichen

1) Schillers Gattin weiß von einem in die frühe Jugend des Dichters fallenden dramatischen Gedicht „Absalom" zu berichten, „von dessen Ideen er nur noch die Erinnerung hatte". Siehe Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 85.

Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunterneigt — — — Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung, Liebe das große Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen." Auf ihr beruht alle Vervollkommnung. „So kann sich Seele in Seele spiegeln, so der Schöpfer selbst sein großes Bild in menschliche Seelen zurückwerfen; so kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüberjauchzen." Die Liebe tritt in dem ersten Abschnitt der Rede völlig an Stelle der Tugend; der zweite Abschnitt handelt von den Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst: sie bestehen in der Seelenruhe, die „einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegenführt, wenn die Cäsare unter blutig errungenen Diademen zittern, — — wenn Gewissensmartern den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen". Auch das Verhältnis des Württemberger Herzogs zu seiner Geliebten wird unter diesem Gesichtspunkt betrachtet: er, „der große Menschenbildner", „ein Nachahmer der Gottheit auf Erden", und sie seine vortreffliche Gehilfin, die „seine Freuden würzt und erhöht, seine Leiden sympathievoll mit ihm duldet; beider Tugend vereint zur Glückseligkeit der Menschen". „Mit wem kann ich meine Herrlichkeit teilen?" klagt Fiesko an der Leiche seiner Gattin. Kuno Fischer hat mit Recht auf die starken Eindrücke hingewiesen, die die Phantasie des Knaben von der Persönlichkeit seines Herzogs empfing[1]); auch zu Betrachtungen über das Thema Größe und Liebe fand er hier Anregung. — Noch zweier Gedichte der Anthologie muß in diesem Zusammenhange gedacht werden. Das eine ist überschrieben „Die Freundschaft". Die Gedanken, die Schiller besonders in seiner zweiten akademischen Rede aussprach, werden hier dichterisch behandelt: „Geisterreich und Körperweltgewühle Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele". Das ganze Bedürfnis seiner Seele nach Liebe und Mitteilung kommt in überschwenglichen Worten zum Ausdruck:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie.

Auch der Inbegriff aller Größe, Gott selbst empfindet dieses Bedürfnis:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.

Ähnlich hieß es in den Reden, Gott habe Liebe zur Schöpfung der Welt bewogen. Und Verrina weiß die Mitteilung seines Vorhabens an Bourgognino (III, 1) nicht besser zu motivieren als durch die Wen-

1) Schillerschriften I², 126 flg.

bung: „Größe ist dem Schöpfer zur Last gefallen, und er hat Geister zu Vertrauten gemacht". Das zweite der Gedichte ist der Vorwurf an Laura. Sein Thema ist recht eigentlich, wie der Ehrgeiz, die Ruhmsucht, durch die Liebe vernichtet wird. Der stolze, große Mann, der Berge aufwälzte zu des Ruhmes Sonnenhöhe, ist durch die Geliebte zum Zwerge geschrumpft; er, der zu der Gottheit Adlerpfade flog, empfängt nun Leben und Tod vom Augenspiel der Liebsten. Er kennt das Entzücken, das Befriedigung des Ehrgeizes gewährt:

Köstlich ist's — der Schwindel starrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu saugen,
Stolzer, kühner schwillt die Brust ·

Aber er bereut den Tausch nicht:

Lächelst du? — Nein, nichts hab' ich verloren!
Stern und Lorbeer neid' ich nicht den Thoren,
Leichen ihren Marmor nie.
Alles hat die Liebe mir errungen,
Über Menschen hätt' ich mich geschwungen,
Jetzo lieb' ich sie!

Man muß das ganze Gedicht lesen, um die frappante Ähnlichkeit seines Dichters mit Karl Moor und Fiesko voll zu empfinden, um zu verstehen, welchem Seelenbedürfnis Amalie und Leonore ihre Entstehung verdanken, wie tief sie innerlich mit der Handlung beider Dramen verknüpft sind. In dem Gedichte trägt die Liebe den Sieg davon, in den Dramen der Ehrgeiz. Fiesko ist am Schluß des vierten Aufzuges im Begriff, genau denselben Schritt zu thun, den der Dichter der Laura-Ode gethan hat; daß er ihn nicht thut, führt seinen Untergang herbei.

Wie höchst persönlich solche Empfindungen des Dichters waren, zeigen vielleicht noch deutlicher einige Briefstellen aus der Mannheimer-Bauerbacher Zeit. Auch des jungen Schiller Seele war erfüllt von Ehrgeiz und Ruhmsucht; auch er berauschte sich an Träumen von Größe und Unsterblichkeit; Zeugnisse hierfür aus der Jugendzeit sind bekannt. Schiller selbst macht darüber ein interessantes Geständnis in einem Briefe an seine Schwester Christophine. Er verteidigt seine eigenmächtige Lebensführung dem Urteile des Vaters gegenüber: „Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und chimärisch war — — — Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ersten Plänen gemäß, in unbemerkbarer, doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brot meines Vaterlandes gegessen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch bis jetzt meine Übereilung nennt, hat seinen Namen

weiter getragen, als er hoffen konnte."[1]) Auch er hatte sich, wie Karl Moor, vom Vaterhause und der Heimat, vielleicht auch aus den Armen der Liebe losgerissen, um die Bahn zur Größe zu betreten. In Bauerbach hatte er ein freundliches Asyl gefunden; in seinem Herzen erwachte die Liebe zur Tochter seiner mütterlichen Wohlthäterin. Da empfindet er es von neuem: „Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit".[2]) Ruhm und Größe erscheinen ihm gleichgültig, und er gesteht Frau von Wolzogen: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut als eine Galanterie ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie sich Vieh halten. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Ich möchte mit Leonore sprechen: Laß uns fliehen u.s.w."[3]) Es folgen die Worte vom Schlusse des schon öfter citierten Fieskoauftritts. Dichtung und Leben in innigster Vereinigung! Er denkt daran, sein Leben in Bauerbach zu beschließen; und noch als er wieder in die geräuschvolle Welt eingetreten ist, sehnt er sich nach dem Frieden und Glück des ländlichen Idylls zurück.[4]) Seinem Freunde Zumsteeg gratuliert er am 19. Januar 1784 zur Verheiratung: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden teilt, die unseren Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein, an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen und alle Bitterkeiten des Glücks im Genusse der Familie zu verträumen ist wahre Wonne des Lebens, um die ich dich von ganzem Herzen beneide."[5]) Am 5. Mai desselben Jahres schreibt er seinem späteren Schwager Reinwald: „Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich seither unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte und in dem heiteren Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehr-

1) Dresden, den 28. Sept. 1785. Br. ed. Jonas I, 268.

2) Br. I, 124. 3) Br. I, 129. 4) Br. I, 142. 5) Br. I, 174.

geiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen!"[1]) Und endlich der Brief an Henriette von Wolzogen vom 26. Mai 1784, in dem er das Geständnis seiner Heiratspläne ablegt: „Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und inniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren."[2]) Ich denke, diese Briefstellen in Verbindung mit den anderen Äußerungen des Dichters aus der Zeit seiner beiden Erstlingsdramen genügen, um zu zeigen, daß es sich in beiden um Selbstbekenntnisse ernstester Art handelt, um ein Bekenntnis innerer sittlicher Erlebnisse, und daß die Intentionen, die wir in ihnen zu erkennen glaubten, in der That diejenigen des Dichters gewesen sind.

Es handelt sich nun darum, zu sehen, ob und inwieweit diese Lieblingsvorstellungen des jugendlichen Dramatikers in seinen späteren Dichtungen wiederkehren. Das in Kabale und Liebe behandelte Thema erscheint zunächst total verschieden von dem der beiden früheren Dramen, der Konflikt ist ein anderer und dem entsprechend auch die tragische Lösung. Trotzdem ergeben sich bei näherem Zusehen interessante Parallelen. „Kabale und Liebe" ist eine Tragödie der Liebe und nicht des Ehrgeizes. Aber die Liebe ist nicht das zärtlich schmachtende Gefühl, das ein Idyll in die rauhe Welt der Wirklichkeit zaubert, sie ist ein Feuerbrand, der, in die Herzen zweier Menschen geworfen, ihr Glück verzehrt. Auch hier tötet der Liebhaber selbst die Geliebte, aber es ist nicht sein Ehrgeiz, der ihn auf die abschüssige Bahn gebracht hat. Ferdinand ist der umgekehrte Fiesko; alle Größe und allen Ruhm will er der Liebe opfern. „Mein Ideal von Glück zieht sich genügsam in sich selbst zurück! In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben", sagt er zum Vater, als dieser ihn auf die Straße weist, die zum Throne führt (I, 7). Wie Leonore Fiesko, so bestürmt er Luise, mit ihm zu fliehen; mit denselben Farben wie Amalie weiß er das Paradies zu malen, das sie erwartet, wenn sie nur der Liebe folgen (vergl. I, 5 u. III, 4 mit Räuber IV, 5). Aber diese Liebe, die sich über alle Schranken hinwegsetzt, trägt den Keim der Zerstörung in sich; die äußere Veranlassung zur Katastrophe wird die Kabale des Präsidenten, der eine ähnliche Rolle zufällt wie der Intrigue Franzens in den Räubern. Wie Liebe den Sohn zum Handeln treibt, so ist Ehrgeiz die Triebfeder des Vaters, Ehrgeiz allerdings gemeinster Art und mehr mit dem Franz Moors, als mit der gewaltigen Leidenschaft Karls und

1) Br. I, 186. 2) Br. I, 196 flg.

Fieskos zu vergleichen. Und doch hat der Dichter auch dieser Figur einen Schimmer von Tragik verliehen, die uns in dem Schicksal der früheren Helden erschüttert. Er hat versucht, den Bösewicht uns menschlich nahezubringen: der Vater liebt seinen Sohn — allerdings in seiner Weise. Ihm zuliebe will er die Bahn des Verbrechens betreten haben, ihm zuliebe mit seinem Gewissen und dem Himmel zerfallen sein; dem Sohne möchte er den Weg zum Ruhm bahnen, und auch seine Intrigue soll schließlich diesem Zwecke dienen. Statt dessen treibt er den Sohn in den Tod gerade durch das Mittel, das ihm ein Hindernis auf der Bahn zur Größe aus dem Wege räumen sollte. Sein Schmerz um den sterbenden Sohn ist aufrichtig; den einzigen, den er liebte, hat er getötet. „Geschöpf und Schöpfer" verlassen den Unglücklichen; die Situation erinnert an die Fieskos vor der Leiche der Gattin. Und wenn ihn der Dichter mit der Vergebung des Sohnes sterben läßt, so hat er auch damit dem sonst so düster gezeichneten Bilde einen freundlicheren Zug eingefügt. — Noch in einer anderen Figur klingt das Thema vom Ehrgeiz, der Liebe und Glück vernichtet, an: Lady Milford hat ihre Tugend dem äußeren Glanz geopfert; ihr Ehrgeiz läßt es nicht zu, einer Dame am Hofe den Rang vor ihr einzuräumen. „Frauenzimmer können nur zwischen Herrschen und Dienen wählen"; sie hat sich für das erstere entschieden und muß es nun erfahren, daß „die höchste Wonne der Gewalt doch nur ein elender Behelf ist, wenn dem Weibe die größere Wonne versagt wird, Sklavin eines Mannes zu sein, den sie liebt". Sie möchte dem Fürsten sein Fürstentum vor die Füße werfen und mit dem geliebten Mann in die „entlegenste Wüste" der Welt fliehen — so wie dieser mit Luise (II, 2). Sie hat sich selbst dieses Glück verscherzt. Sie hat „um den Namen des großen britischen Weibes gebuhlt" und muß nun erleben, „daß ihre Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrlosten Bürgerdirne versinken soll". Erst nach dieser Erfahrung sieht sie ihre Schuld ein und sühnt sie, indem sie aller Größe und mit ihr der Liebe entsagt — wie Karl Moor. „Groß wie eine fallende Sonne" sinkt sie von dem Gipfel ihrer Hoheit herunter (IV, 8).

Auch das eigentliche Thema des „Don Carlos" ist recht verschieden von dem der „Räuber" und des „Fiesko", aber den alten Gedankengängen begegnen wir auch hier wieder. In dem jugendlichen Königssohn hat die Liebe zur Mutter allen Ehrgeiz, alle Pläne künftiger Größe erstickt. Der „stolze Karl", dessen Busen einst „von fürstlichen Entschlüssen wallte", dessen Brust sich stolzer hob, als „sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen", ist zum kranken, thatenlosen Schwächling geworden, dessen Seele nur noch von der einen verbrecherischen Leidenschaft erfüllt

ist; die Liebe droht zum Hindernis der Größe zu werden. Da greift Posa ein. Er versucht es, die Liebe des Prinzen in den Dienst seiner Ideen zu stellen; geläutert von allen irdischen Schlacken soll sie ihn „zum Vortrefflichen, zur höchsten Schönheit erheben"; Elisabeths Hand soll ihn zurückführen auf den Weg zur wahren Größe, zur Verwirklichung der Ideale von Freiheit und Menschenglück. Aber von neuem droht die Leidenschaft den Prinzen auf die alten Irrwege zu treiben. Es bedarf schließlich des größten Opfers, um Carlos zur Höhe eines Helden zu heben: Posa muß sein Leben hingeben. „Er stirbt, um für sein in des Prinzen Seele niedergelegtes Ideal alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das Teuerste ist, um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei".[1]) Er erreicht seinen Zweck. An der Leiche des Freundes, der um seinetwillen gestorben ist, erwacht Carlos aus den Träumen der Leidenschaft. „Keine sterbliche Begierde teilt diesen Busen mehr." Ein reines Feuer hat sein Wesen geläutert (V, 11). Wie Fiesko seiner Leonore „eine Totenfeier halten will, daß das Leben seine Anbeter verlieren und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll", so will er dem Freunde „einen Leichenstein setzen, wie noch keinem König geworden", „über seiner Asche blühe ein Paradies". Aber wie Karl Moor kommt ihm die Erkenntnis des Verderblichen seiner Leidenschaft zu spät. Sein Ende ist unabwendbar; es ereilt ihn, wie jenen, als einen Verklärten, als einen Helden. Wie jener seinen frevelhaften Größenwahn, so hat er die verbrecherische Leidenschaft zur Mutter überwunden. Wie Ferdinand in „Kabale und Liebe" war ihm die Liebe zu einer zerstörenden Macht geworden; die große Aufgabe, die ihm gestellt war, bedurfte selbstloser Hingebung; denn „die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet", wie der Schüler der Militärakademie schon wußte.

Zeigt sich so in dem Titelhelden des Stückes, ähnlich wie in Ferdinand, eine gewisse Umkehrung des sittlichen Problems der Räuber, so gleicht das tragische Geschick P o s a s in bestimmten Grundzügen direkt dem Karl Moors. „Seine ganze Phantasie ist von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen, die H e l d e n d e s P l u t a r c h leben in seiner Seele."[1]) „Geräuschlos, ohne Gehilfen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei"; — — — „er will den Freund retten w i e e i n G o t t — und eben dadurch richtet er ihn zu

1) Briefe über Don Carlos 12.

Grunde". Sehr interessant sind die allgemeinen Bemerkungen, die Schiller hieran im elften seiner Briefe über Don Carlos anschließt; sie berühren aufs nächste das Thema dieser Untersuchung: „Und hier, deucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herum zu schauen oder dem Gang seiner eigenen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich in Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen sehr menschlichen Übergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind." Ein solches moralisches Ideal, meint Schiller, sei immerhin nur eine Idee, die in ihrer Anwendung durch Verallgemeinerung schon ein gefährliches Instrument werde. „Aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden, Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen." Diese Betrachtungen will der Dichter auf den Marquis angewendet wissen. Ein „ganz wohlwollender, über jede selbstsüchtige Begierde erhabener Charakter", der sich „die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses" zum Zwecke gesetzt hat, verirrt sich auf dem Wege dahin in Despotismus. Daß er, „von stolzem Wahne geblendet, ohne Carlos das Wagestück zu enden", diesem sein Geheimnis unterschlägt, ist die Schuld, durch die jene verhängnisvolle Lage geschaffen wird, in der Posa sich für den Opfertod entscheidet. Aus dem „Charakter des heldenmütigen Schwärmers" sucht es Schiller zu erklären, daß er nicht die Lage, in der er sich befindet, „von allen Seiten prüft, bis er ihr endlich einen Vorteil abgewonnen", daß er vielmehr „durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens sich bei sich selbst wieder in Achtung setzt".[1]) — Man wird darüber verschiedener Meinung sein können, ob Schiller wirklich die Intentionen, die er mit Marquis Posa verfolgt, künstlerisch vollständig zum Ausdruck gebracht hat; eine gewisse Ähnlichkeit dieser Absichten aber mit den im Räuber Moor sich zeigenden Tendenzen wird man nicht verkennen, eine Ähnlichkeit, die gerade bei der völligen sonstigen Verschiedenheit der Menschen und Verhältnisse um so mehr ins Auge fällt; die innere Quelle der That, die sie ins Verderben treibt, ist bei beiden die gleiche.

1) Briefe über Don Carlos 12.

Noch eine dritte Figur des Carlos gehört in den Kreis dieser Betrachtungen, die des Königs Philipp. Was Leonore dem Gemahl in jener großen Abschiedsscene ahnungsvoll prophezeit, das ist hier Wirklichkeit geworden. Das Bild des Despoten hat greifbare Gestalt gewonnen; aus dem genuesischen Usurpator ist Spaniens Monarch geworden. Wie jener, als er das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche erreicht hat, verzweifelnd ausruft: „Mit wem kann ich meine Herrlichkeit teilen?", so ist Philipp auf seinem Throne allein; da er „den Menschen zu seinem Saitenspiel herunterstürzte, wer teilt mit ihm Harmonie?" (III, 10). Er ist aus dem Stande der Menschheit herausgetreten, ohne doch menschlichen Bedürfnissen völlig entsagen zu können — „ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer" („heillose Geschöpfe, schlechtere Schöpfer" hatte Leonore gesagt). Das Verlangen nach Sympathie, die Sehnsucht nach einer mitfühlenden Seele, die so stark das Herz seines unglücklichen Sohnes durchdringt, ist auch in ihm noch nicht erloschen. Spuren davon zeigt schon seine erste Unterredung mit Don Carlos (II, 2). Durch den Gang der Ereignisse wird dieses Bedürfnis mächtiger. Da glaubt er in Posa, der ihm sein Spiegelbild vorhält und ihn dadurch tief erschüttert, einen Freund gefunden zu haben. „Ein neuer, schön'rer Morgen" geht ihm in diesem Jüngling auf, er schließt ihn in sein Herz wie einen Sohn. Aber die Herrschsucht, die Despotenangst ist gewaltiger als die Liebe. So wird der Monarch durch das „plumpe Gaukelspiel" Posas betrogen; er selbst vernichtet den, den er so sehr geliebt hat, — wie Fiesko seine Gattin tötet, — und ebenso erschütternd klingt seine Klage um diesen Verlust (V, 9). „Wer darf mir sagen, daß ich glücklich bin?"

Es ist kein Zufall, daß in den beiden letzten Dramen das Thema von dem Ehrgeiz, der durch die Liebe überwunden wird, mehr in den Vordergrund tritt. War der erste Schritt, den der Dichter in die große Welt that, ein Verzicht auf das bescheidene Glück der Heimat gewesen, hatte zunächst stolzes Kraftgefühl, Streben nach Größe und Ruhm seine Brust geschwellt und in Gestalten wie Karl Moor und Fiesko sich verkörpert, so ist die folgende Zeit reich an Liebeswirren der mannigfaltigsten Art. Aus den Briefstellen, die oben mitgeteilt wurden, hat man gesehen, wie nahe dem Dichter zu jener Zeit der Gedanke lag, den er in dem „Vorwurf an Laura" dichterisch aussprach, alle Größe dem idyllischen Glück der Liebe zu opfern. Aber auch hierin liegt eine Einseitigkeit, eine Überspannung, die schließlich zu einem tragischen Konflikt führt; Ferdinand und Carlos zeigen diese Kehrseite des Problems. Unter den Frauengestalten, die dem Dichter damals nahetraten, nimmt die erste Stelle Charlotte von Kalb ein. Man hat längst erkannt, daß des

Dichters Beziehungen zu ihr in der unglücklichen Liebe des spanischen Prinzen zur Königin dichterischen Ausdruck erhalten haben. Wie sehr der von Mannheim scheidende Schiller seinem neuen Helden gleicht, zeigt vor allem der Brief, den er am 10. Februar 1785 den neu gewonnenen Leipziger Freunden schreibt.[1]) Von all der Unruhe und Leidenschaft des Mannheimer Lebens geängstigt, sehnt er sich nach Frieden und Glück im Kreise teilnehmender Freunde. „Für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau." Die liebevollen Geständnisse der Leipziger trafen ihn „in einer Epoche, wo er das Bedürfnis eines Freundes lebhafter als jemals fühlte". — — — „Ich kann nicht mehr hier bleiben. — — — Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Die Liebe zu der mütterlichen, schwesterlichen Freundin, von der ihn unübersteigliche Schranken trennten, war zur zerstörenden Leidenschaft geworden. „O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. — — — Bei Ihnen will ich, werd' ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten; das Herz darbt dabei." Wir sehen Carlos, der sich an Posas Brust wirft:

Ich habe niemand, niemand,
Auf dieser großen, weiten Erde niemand;
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffahrt unsere Flaggen sendet,
Ist keine Stelle, keine, keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese.

Ich verzichte darauf, die Parallele weiter zu verfolgen. Wie sehr Carlos ein Spiegelbild des Dichters ist, dem auch die Liebe ein Hindernis auf dem Wege zur Größe zu werden drohte, läßt das Mitgeteilte deutlich genug erkennen.

Den Läuterungsprozeß, den Carlos an Posas Hand durchmachte, erlebte auch Schiller in den nächsten Jahren, zum Teil unter dem Einfluß Körners. Nach der Beendigung des Don Carlos folgen Jahre der

1) Br. I, 227 flg.

ernstesten historischen und philosophischen Studien. In Jena und Weimar gelangt der Dichter zur klassischen Meisterschaft, der Mensch zur Ruhe und Seßhaftigkeit, zum Genusse des Friedens und des Glückes der Häuslichkeit, wonach der Jüngling sich oft so schmerzlich gesehnt hatte. Wie stark auch in jener Zeit das Bedürfnis nach innigster Seelengemeinschaft, das in den Sturm- und Drangjahren oft so ergreifenden Ausdruck fand, in seinem Innern weiter lebte, mögen uns einige Briefstellen zeigen. Am 7. Januar 1788 schreibt er an Körner[1]): „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann. — — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. — — Ich bin bis jetzt ein isolierter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. — — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe." Als er Lotte von Lengefeld in den ersten Monaten des Jahres 1788 nähergetreten, taucht in seiner Phantasie wieder jenes Liebesidyll auf, das er so oft sich schon ausgemalt. Er schreibt der neu gewonnenen Freundin am 11. April[2]): „Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Anteil auf meine Rechnung käme, wie gerne entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu sein! Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen! Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schöner Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. — — — Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen." Der Sommer desselben Jahres brachte in Volkstädt und Rudolstadt für einige Monate die Verwirklichung solcher Träume, ein Vorspiel des dauernden Glückes, das den Dichter später an der Seite seiner Gattin erwartete. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers für uns alle", schreibt Caroline von Wolzogen. Und als das Ende der schönen Tage herannaht, klagt Schiller über den drohenden Verlust in Worten, wie wir sie schon öfters aus seinem Munde vernahmen: „Längst schon haßte ich meine isolierte Existenz; es ist eine notwendige Bedingung meiner Glückseligkeit, mich als den Teil eines Ganzen zu fühlen. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemischt worden sind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Ein-

1) Br. II, 4 flg.; vergl. den Brief an Huber v. 20. Jan. a. a. O. S. 8 flg.
2) Br. II, 38 flg.

samkeit in dieser geselligen Schöpfung."[1]) Ein Jahr später, nach seiner Verlobung mit Lotte, spricht er es beglückt aus, daß sein Leben jetzt erst von jenem erwärmenden Glanze erfüllt ist, dessen er bedurfte, um freudig schaffen zu können. „Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur umkleidet", schreibt er den Schwestern.[2]) Noch nie hat er „so kühn und frei die Gedankenwelt durchschwärmen können als jetzt". „Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paare verfliegt unser goldenes Leben!" Kurze Zeit vor der Trauung macht er das für sein ganzes Wesen so außerordentlich bezeichnende Geständnis[3]): „Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. — — — Liebe allein ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühle meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerke beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hochzuschätzen." Die Liebe, die als sengende Leidenschaft Ferdinand Walther und Don Carlos ins Verderben stürzte, und der Ehrgeiz, der als treibender Stachel Karl Moor und Fiesko zu Verbrechern machte, beide sind in der Seele des Dichters nun geläutert zu beglückender Gattenliebe, zu freudigem Schaffenstrieb und berechtigtem Selbstgefühle. Was sich so oft widerstrebte und zur Quelle des Leidens ward, hat sich nun zusammengefunden und verbürgt dauerndes Glück. „Ich hatte mir wohl in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glück so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden, lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet sanftes Licht über mein Dasein", so schreibt er nach halbjähriger Ehe an Huber.[4]) Es ist kein Wunder, wenn von jetzt ab in den Briefen die Töne leidenschaftlicher Sehnsucht nach einer mitfühlenden Seele verstummen, wenn der Ehrgeiz

1) Br. II, 119. 2) Br. II, 329 flg. 3) Br. III, 51. 4) Br. III, 93.

nicht mehr zum Worte kommt, der nunmehr in rastloser schöpferischer Thätigkeit und in der Bewunderung der Besten der Nation, vor allen Goethes, seine Befriedigung fand, aber in der Dichtung klingt das alte Thema weiter, wenn auch in Variationen, die durch die größere Reife des Dichters, durch die Veränderung seiner äußeren und inneren Lage bedingt erscheinen. Gleich das erste große dramatische Werk, mit dem er nach langer Pause wieder vor sein Volk trat, legt Zeugnis hiervon ab. (Schluß folgt.)

Warum erleidet Emilia Galotti den Tod?

Von Prof. U. Zernial in Lichterfelde bei Berlin.

Als im Jahre 1772 das erste große Trauerspiel der Deutschen „Emilia Galotti“ erschien, an welchem der geniale Schöpfer der Hamburgischen Dramaturgie zeigen wollte, daß auch die modernen Völker nach den aus Aristoteles' Poetik abgeleiteten Regeln des antiken Dramas eine Mustertragödie schaffen können, waren die Urteile der Zeitgenossen, besonders der großen, über das Werk sehr verschieden. Man erwartete ein in jeder Beziehung Großes und Ganzes, fand aber vor allem die Entwickelung der Handlung, wie sie sich aus den Charakteren ergiebt, nicht so einfach und natürlich, wie man es von dem deutschen Aristoteles erwartet hatte. Herder meinte, Lessing könne Weiber nicht würdig schildern; Schiller bekannte, daß ihm das Stück allmählich zuwider werde; besonders gern aber hören wir, wie Goethe über die Dichtung urteilte. Er sagte, er sei dem Stücke nicht gut, und so sehr er es sonst für ein Meisterwerk hielt, des großen Denkers würdig, der das Wesen des antiken Dramas so gut kannte und verstand wie damals niemand, so erklärte er es doch der Entwickelung der Handlung nach für nur gedacht. Meiner Ansicht nach enthält gerade dieses Wort das allertreffendste Urteil, welches über Lessings Dichtung gefällt werden kann. Aber seit 129 Jahren hat die Kritik noch beständig an diesem Stücke zu thun, und namentlich der Charakter und das Handeln der Emilia selber ist der verschiedensten Beurteilung unterworfen. In einer Abhandlung von Heidemann (Progr. von Saarburg, 1880) wird Liebe der Emilia zu dem Prinzen als Motiv ihres Thuns angenommen. Franz Kern in seinem Buche „Deutsche Dramen als Schullektüre“ (Berlin 1886) erklärt, daß ihm das Drama in seinem Aufbau, in der Charakterschilderung, in der Führung des Dialogs als ein Meisterstück gelte, daß es ihm aber für immer widerstrebe, das Stück etwa im Unterrichte mit Schülern jemals

eingehend zu besprechen. Zunächst seien unerquickliche, trostlose äußere Zustände durch die Handlung des Dramas geschaffen; sodann aber könne der Schüler in die Stimmung der Emilia sich nicht hineindenken, „die an ihrem Hochzeitstage, der zugleich der Todestag ihres Verlobten ist, mit den Vorstellungen einer übermächtigen Sinnlichkeit ringend, keinen anderen Ausweg weiß, ihre Reinheit zu bewahren, als den Tod. An diesem Tage dieser Tumult in ihrer Seele, also welches Minimum von Liebe zu Appiani — und nun der Dolch die einzige Rettung"! Kern ist demnach auch der Ansicht, daß Emilia den Prinzen liebt, daß sie aus diesem Grunde von der Begegnung mit dem Prinzen ihrem Bräutigam, dem Grafen Appiani, gegenüber schweigt, daß Appiani um dieses Fehlers der Emilia willen den Tod erleidet und sie dann auch selbst den Tod sich wünscht und findet.

Zu dieser Ansicht kann ich mich um keinen Preis verstehen. Würde Emilia Galotti „an ihrem Hochzeitstage mit einer übermächtigen Sinnlichkeit ringen" aus Liebe zu einem anderen Manne, so würde das Drama ästhetisch geradezu so unschön sein und der Stoff so widerlich berühren, daß alles, was sonst als unbedingt lobenswert an dem Stücke angeführt wird, als schal und nichtssagend erscheinen müßte, als sei es gewissermaßen nur ein kaltes Rechenexempel auf die aristotelischen Regeln, ohne auch nur das allergeringste Interesse an der dramatischen Handlung zu erregen. Wohl ist es ein Trauerspiel, in welchem Wege des verdammenswertesten Lasters gezeichnet sind, auf denen einige der Menschen wandeln, — daß aber die Titelheldin des Stückes selber aus schwerer Schuld, aus dem Verlangen, von der Wahrheit abzuweichen, aus der Scheu, ihre tiefsten Herzensempfindungen, welche sie selber auch für nicht rein hält, ganz aufzudecken, dazu beitragen sollte, jene Wege zu ebnen, das lese ich aus dem Drama nicht heraus, denn der Dichter hat es nicht gewollt.

Erstens: Ich weiß wohl, daß Devrient von Lessings Emilia Galotti sagt, daß „der Dichter in ihr Charaktere giebt, welche an innerem Reichtum und an Vollendung von keinem späteren Dichter übertroffen worden sind und dennoch dem Darsteller so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu erraten und zu ergänzen übrig lassen; an sämtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin". Ich weiß auch, daß Goethe sagt: „Wenn alle so vortrefflich spielten wie Madame Wolf, daß sie diese Masken ausfüllten, ja noch mehr dahinter erraten ließen, so würde man nicht wissen, was man zu sehen bekäme, so gewönne alles mehr Sinnlichkeit." Ich weiß aber auch, daß Lessing selbst auf Nicolais Mitteilung, daß nach Ansicht der Schauspielerin Starke die

Rolle der Emilia nie gespielt werden könne, so wie sie gespielt werden solle, denn sie erfordere ein ganz junges Mädchen, das doch die vollkommenste Schauspielerin sein müsse, um der Rolle genugzuthun, antwortete: „Hol' der Teufel die Frau mit ihrer Bemerkung! Die Rolle der Emilie erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung." Die Auffassung, die in den beiden ersten Urteilen und in dem letzten sich ausspricht, ist gewiß eine sehr verschiedene, aber man darf doch wohl von Lessing selber annehmen, daß er gewußt hat, wie er die Rolle seiner Heldin verstanden wissen wollte. Naiv und natürlich soll Emilia dargestellt werden, nicht aber soll sie zwischen den Zeilen erraten und ergänzen, nicht an Sinnlichkeit gewinnen lassen, wo nur Einfachheit und Reinheit, wie sie ursprünglich ihre Worte kundthun, den Charakter ihres Seins bestimmen. Daß sie aber ebenfalls — ausgenommen in der Scene mit ihrem Verlobten — überall, wo sie erscheint, in fünf Scenen über und gegen das an sie sich herandrängende Laster sprechen und sich verteidigen muß, liegt darin, daß die dramatische Handlung nun einmal einen so grausig tragischen Verlauf nimmt.

Zweitens: In der oben erwähnten Abhandlung von Heidemann wird bei der Beurteilung des sich fortentwickelnden dramatischen Verlaufes festgestellt, daß Lessing an keiner Stelle die Liebe der Emilia zu dem Prinzen direkt ausspricht und doch bei aller Knappheit der Sprache nichts Wesentliches vergißt, daß aber ein Gemütszustand der Emilia wie der vorliegende ein außerordentliches Motiv ist, um ihre Herzensempfindungen offenbar werden zu lassen. Jedoch bei eben dieser knappen Bestimmtheit des Ausdrucks, bei der Lessing nichts Wesentliches vergessen hat, hat er auch nichts Unwesentliches hinzugesetzt, und dieses Unwesentliche soll sich nach Heidemann beziehen auf die Auffassung von dem Prinzen, welche Emilia in einer Abendgesellschaft bei dem Kanzler Grimaldi gewonnen habe, auf den Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Prinzen auf sie gemacht und der ihr später die Worte in den Mund legte (V, 7): „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine." Die Dramaturgie aber gebietet, daß jede in einem dramatischen Kunstwerke aufgeworfene Frage in dem Kunstwerke selbst ihre Antwort findet, nicht in einer Welt außerhalb seines Bereiches. Wenn also in unserm Drama die Liebe als Motiv für weiteres Handeln benutzt wäre, so müßte Lessing sie deutlich und bestimmt als einen Beweggrund bezeichnen und aussprechen. Einen Fehler, sagt Erich Schmidt in der Biographie Lessings, würde der Dichter begangen haben, wenn er die Liebe nicht als Triebfeder zum Handeln erwähnt hätte; erwähnt er sie nicht als solche, so ist sie es nicht. Und auch ein stillschweigendes Ergänzen erregter

Herzensempfindungen würde den Fehler nicht beseitigen. Wenn Emilia jene furchtbaren Worte ausspräche, weil sie Liebe für den Prinzen fühlte, aber ihrer Neigung sich schämte, so müßte sie diese auch vorher deutlich zu erkennen gegeben, nicht aber als unwesentlich unterdrückt haben, oder die Stimmung, in der solche Worte dem Zaune ihrer Zähne sich entringen, muß eine ganz andere sein.

Nach diesen beiden allgemeinen Vorbemerkungen gehe ich auf die Scenen des Dramas selber ein, in welchen Emilia auftritt.

In dem sechsten Auftritte des zweiten Aufzuges „stürzet Emilia in einer ängstlichen Verwirrung herein" — wie ein verfolgtes Reh: sie kehrt aus der Kirche heim, wo sie gerade heute, an ihrem Hochzeitstage, ganz besonders fromm und andächtig, wo ihre Andacht gerade heute recht innig und brünstig hat sein wollen, denn, sagt sie, „ich habe heute mehr als jeden anderen Tag Gnade von oben zu erflehen". Aber die fromme, andächtige Stimmung ist gestört, Emilia ist angeredet worden in frevler Weise: man hat ihr vorgeredet von Liebe, von Schönheit, von diesem Tage, welcher ihr Glück mache, — wenn er es anders mache, — aber des Andern Unglück auf immer entscheide. Fest und entschieden ist ihr Urteil: „Was ist dem L a s t e r Kirch' und Altar?", ruft sie, und als die Mutter meint, daß ihre Tochter gewiß nicht habe mit sündigen wollen, erklärt sie, daß allerdings die Gnade sie so tief nicht habe sinken lassen, aber noch einmal kehrt das entschlossene, harte Urteil wieder, in dem sie von fremdem L a s t e r spricht, „das uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann". Das naive, offene und ehrliche, unschuldige Mädchen hat das Gefühl, daß schon die bloße Berührung mit dem Schlechten ansteckend wirkt und auch auf den Reinsten ihren Makel wirft. Sie ist angesprochen worden von dem Prinzen von Guastalla. Der Mutter gegenüber braucht sie die Bezeichnung: ihn, sogar i h n s e l b s t. Vor einigen Wochen, wie wir schon wissen, hat Emilia den Prinzen in einer Vegghia bei dem Kanzler Grimaldi kennen gelernt, in Guastalla, einer kleineren Residenz. Die wichtigste Persönlichkeit unter der Herrenwelt des Ortes ist selbstverständlich der Prinz, der regierende Prinz, zunächst für die Männer, dann aber auch für die Mütter und für die Töchter. Solch ein Prinz ist eine vielbesprochene, wichtige Persönlichkeit, zumal wenn ihm alle Bestechungskünste von Rang, Glanz, Bildung, Manieren, Beredsamkeit, Unterhaltungsgabe zur Seite stehen. Solch einen Mann macht „die Elasticität seiner Empfindung, verbunden mit der Gewandtheit und dem Schmelz der Rede und seiner vornehmen und zugleich liebenswürdigen Art, sich zu bewegen", für weibliche Naturen gefährlich, und zwar um so gefährlicher, je jünger und unerfahrener die Mädchen sind. So ist Emilia. Sie ist ein unerfahrenes Kind, ein einfaches Mädchen,

aber auch wie Minna von Barnhelm ein kluges Mädchen mit Lessingschem Verstande: sie, dies junge, weltfremde Mädchen, wird umzingelt von der blendenden Persönlichkeit des Prinzen, bestrickt von seinem gefälligen, glatten Wesen, und ängstlich, aber auch klug, wie sie ist, hat sie ihn — wie die Mutter dem Vater erzählt (II, 4), um die Auffassung Odoardos von dem „Wollüstling, der bewundert, der begehrt", zu mildern — durch ihre Munterkeit und ihren Witz bei der Unterhaltung so bezaubert, daß er des Lobes voll ist. Und sie selbst hat zwar augenblicklich Gefallen gefunden an dem äußerlich gewandten und feinen Verkehre mit ihm und wohl beim Gespräche mit der Mutter in der Erinnerung sich mit ihm beschäftigt, aber daß der Ton in dem Hause der Grimaldi ein sehr freier ist, ist ihr in jener Gesellschaft völlig klar geworden, denn nur „eine Stunde da, (sogar) unter den Augen ihrer Mutter, — und es erhob sich so mancher Tumult in ihrer Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten". Eben dieser Prinz, den sie dort in den freiesten Verkehrsformen sich hat bewegen sehen, hat sie heute angesprochen: furchtsam entflieht sie, fassungslos über die Frechheit des Lasters; sie ist, sagt die Mutter über ihre Tochter (IV, 8), „die Furchtsamste, aber auch die Entschlossenste unseres Geschlechts". Denn als die Mutter ihre Freude darüber ausspricht, daß unter diesen Umständen der Vater die Tochter nicht mehr hat erwarten wollen, fragt Emilia in dem ruhigsten, entschlossensten Tone: „Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir Strafbares finden können?" Um so mehr kann sie behaupten, daß sie nichts Strafbares sich hat zu schulden kommen lassen, als wir von dem Prinzen selbst einen Bericht über die Unterredung in der Kirche erhalten (III, 3): „Ich habe von dieser Kunst (zu gefallen, zu überreden) schon heut' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurteil hörte. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau' ich mir sie wieder anzureden." Dieses Urteil des Prinzen über ihr Benehmen und jenes Wort der Emilia ist es, was ihren Charakter am besten beleuchtet. Heidemann in der oben angeführten Abhandlung ist der Ansicht, daß dieser innere Vorgang der Emilia ihr in dieser ganzen Scene (II, 6) nicht zum klaren Bewußtsein komme, daß sie der Mutter gegenüber nicht ganz wahr und auch sich selbst gegenüber nicht mehr ganz wahr sei. Ich möchte wissen, woraus dies geschlossen werden soll. Vor allem wird doch niemand behaupten wollen, daß Lessing der Heldin seiner Tragödie eine Frage an die eigene Mutter in den Mund legt, unter der man eine Verstellung, eine offenbare Lüge verstehen müßte. Sie kann offen und

ehrlich und schuldlos vor ihren Vater hintreten, denn wenn sie auch an diesem **einen** Tage große Welt- und Selbsterkenntnis gewinnt durch einen tiefen Einblick in die schuldvolle, lasterhafte Welt, so ist sie doch wohl berechtigt, zu fragen: Wer kann mich einer Sünde zeihen? Inwiefern habe ich strafbar gehandelt? Dem entspricht unmittelbar auch das richtige natürliche Gefühl, das sie treibt, vor ihrem Verlobten nichts auf dem Herzen zu behalten: „Der Graf", sagt sie, „muß das wissen. Ihm muß ich es sagen." Nun aber weiß die Mutter ihr einzureden, daß sie ihren Bräutigam unruhig mache, wenn sie ihm etwas mitteile; „sag ihm nichts, laß ihn nichts merken! Schwachheit wär's, verliebte Schwachheit!" Und mit den Worten: „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen" — folgt sie gehorsam dem Rate der Mutter, eine Jungfrau, wie Lessing sie zu zeichnen liebt, die keine höheren Tugenden kennt als Frömmigkeit und Gehorsam: „Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten." Die Mutter hat sie davon überzeugt, daß der Graf Appiani denken könne, daß sie sich eitlerweise auf die Galanterie des Prinzen etwas einbilde. So kommt sie sich mit ihrer Furcht vollends lächerlich vor: heiter springt sie dem kommenden Bräutigam entgegen, ruhige Fröhlichkeit ist in dem naiven Mädchen wieder eingekehrt, und die frühere Furchtsamkeit und Fassungslosigkeit ist der Kehrseite der Doppelnatur ihres Wesens, der Festigkeit und der Gefaßtheit gewichen, denn, sagt die Mutter (IV, 8), „ihrer ersten Eindrücke ist sie nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt".

In dem folgenden, dem siebenten Auftritte des zweiten Aufzuges trifft der Graf Appiani mit seiner Braut und ihrer Mutter zusammen; es ist die einzige Scene der Tragödie, in der wir das Brautpaar vereinigt sehen. Sie, die liebenswürdige Braut, übertrifft den Bräutigam an jugendlicher Frische und Heiterkeit bei weitem. Er, der Graf Appiani, in dem sechsten Auftritte des ersten Aufzugs sogar von dem Prinzen gezeichnet als ein sehr würdiger junger Mann, als ein schöner Mann, als ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre, den er sehr gewünscht hätte sich verbinden zu können, tritt hier „tiefsinnig, mit vor sich hingeschlagenen Augen herein" und erwidert zwar auf die Frage der Emilia, warum er so feierlich und so ernsthaft sei, und ob dieser Tag, sein Hochzeitstag, keiner freudigeren Aufwallung wert sei, daß er mehr wert sei als sein ganzes Leben, aber — sein Lebensideal, so zeichnet ihn Erich Schmidt, beruht in tiefgewurzelter Sentimentalität des 18. Jahrhunderts; sein Grundsatz ist: Il faut cultiver son jardin, fern vom Lärme der Menschen, von den Fesseln eines Hofes; er kann — der

Vorläufer des Marquis Posa — kein Fürstendiener sein. Er ist der ausgeprägte Gegensatz zu dem Prinzen und zu dem Kammerherrn Marinelli, paßt hingegen ganz zu dem Vater der Emilia, dem Obersten Odoardo Galotti, den er das Muster aller männlichen Tugenden nennt und von dem er sagt, daß sein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, nie lebendiger sei, als wenn er ihn sehe — wenn er ihn sich denke. So ist er eine ernsthafte und feierliche Persönlichkeit, ohne jugendliche Frische und Anziehung, ein Mann, in Liebe und Freundschaft zurückhaltend wie Lessing selber. Ein Brautpaar wie den Wachtmeister und Franziska dürfen wir nicht erwarten, denn erstens ist die Bildungsstufe der Verlobten hier eine andere, und zweitens sind wir hier nicht in einem Lustspiele; auch ein Brautpaar wie Minna und Tellheim dürfen wir nicht erwarten, denn bei all dem Ernste, um den es dort zwischen den beiden Liebenden sich handelt, siegt schließlich doch der Humor. Hier ist der Verkehr der Liebenden mit maßvoller Schönheit gezeichnet. Namentlich die zweite Hälfte der Scene ist in wahrem Sinne anziehend zu nennen, denn ein volkstümlicher Hauch in Wort und Sinn liegt über ihr. Das frische, fröhliche, in seinem stillen Sinne nicht das Prächtige, sondern nur das Einfache liebende, bescheidene Mädchen will nichts von dem Geschmeide, dem letzten Geschenke von Appianis verschwenderischer Großmut, nichts, was nur zu solchem Geschmeide sich schickte, zum Hochzeitsschmucke anlegen, von dem Geschmeide, von dem ihr dreimal geträumt hat, daß die Steine desselben sich in Perlen verwandelten, — und Perlen, sagt der Volksmund, bedeuten Thränen. Der Bräutigam, dessen „Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern gestimmt ist", wiederholt „nachdenkend und schwermütig" dies für die Verlobten ahnungsvolle Wort — zweimal: Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen! In dem freudig heiteren Sinne des Mädchens aber bleibt nichts von trüber Stimmung haften: einfach und schlicht will sie das Hochzeitskleid tragen, ein Kleid von der nämlichen Farbe, von dem nämlichen Schnitte, wie sie es getragen, als sie ihrem Bräutigam zuerst gefiel, fliegend und frei, und das Haar — in seinem eignen braunen Glanze, in Locken, wie sie die Natur schlug, — die Rose darin nicht zu vergessen! Und das alles in fröhlichster Laune und flink und rasch: „Eine kleine Geduld, und ich stehe so vor Ihnen da!" Appiani zwar wird von dem heiteren Ton der Braut nicht heiterer gestimmt, er sieht der Scheidenden mit einer niedergeschlagenen Miene nach und wiederholt noch einmal das bedeutungsvolle Wort: Perlen bedeuten Thränen. Emilia hingegen erscheint in ihrem Verkehre mit ihm, wenn man von den steiferen Umgangsformen früherer Jahrhunderte absieht, nach denen sich die Verlobten aus den gebildeteren, höhergestellten Kreisen — wie die Kinder die Eltern — mit Sie an-

redeten, ungezwungen und natürlich, und namentlich gegen das Ende der Scene, wo Emilia und Appiani die Unterhaltung allein führen, so freundlich warm, daß zu der Annahme eines „Minimums" von Liebe zu ihrem Bräutigam kein Grund vorhanden ist. Und doch, hinter und unter diesen harmlosen, durch ihre kindliche Offenheit und ihre heitere Freudigkeit jedermann wohlthuenden Worten will man Verstellung suchen? Emilia soll doch mit ihrem Denken und Sinnen nicht eigentlich beim Grafen Appiani sein, sondern beim Prinzen Guastalla! Ohne Zweifel ist es psychologisch wahr und richtig, daß, sobald Emilia die Bühne verlassen hat und in ihrem stillen Zimmer eingetroffen ist, die heutige Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche ihr sich noch einmal in den Sinn drängt, aber auch das, daß sie die Erinnerung an diese Begebenheit mit Entrüstung von sich weist, um so mehr, als sie eben noch mit ihrem Bräutigam in der liebevollsten Weise verkehrt hat und binnen wenigen Stunden ihm für immer angehören wird. Wollte man hier eine Verstellung annehmen, so müßte die Schauspielerin, welche die Emilia darstellt, allerdings wie Madame Wolf viele Masken ausfüllen und noch mehr dahinter erraten lassen, aber die Emilia selbst wäre ein sittlich so schlechtes, so raffiniertes Mädchen, daß sie zur tragischen Titelheldin nach dem 79. und dem 82. Stücke der Hamburgischen Dramaturgie überhaupt nicht geeignet wäre. Ihre tragische Schuld wäre dann keine αμαρτία, keine Schwäche des Charakters, sondern eine im Kern ihres Wesens liegende Schlechtigkeit, denn der Graf Appiani würde schnöde hintergangen. Ich höre aber solchen Betrachtungen gegenüber Lessing noch einmal sagen: Hol' der Teufel die Leute mit ihren Bemerkungen!

Inzwischen sind, nachdem der Prinz dem Marinelli, dem Intriganten des Dramas, in dem sechsten Auftritte des ersten Aufzuges freie Hand gelassen hat für alles, was er thun will, von den geplanten Intriguen beide ausgeführt. Der Prinz sollte sogleich nach seinem Lustschlosse, nach Dosalo hinausfahren, und zu Anfang des dritten Aufzugs finden wir ihn dort. Die zweite, im ersten Aufzuge nicht ausgesprochene, sondern nur angedeutete Intrigue, daß der Wagen des Grafen Appiani, in dem die Mutter der Emilia, diese selbst und der Graf sich befinden, auf dem Wege nach Sabionetta, dem Landgute der Familie Galotti, ganz in der Nähe des prinzlichen Lustschlosses Dosalo überfallen werden soll, wird ebenfalls am Anfang des dritten Aufzugs ausgeführt. Im Auftrage Marinellis hat ein Teil von seinen Leuten den Wagen angefallen, gleichsam um ihn zu plündern. Dabei ist der Graf Appiani von dem Banditen Angelo tödlich verwundet worden, und der Wagen fährt mit dem sterbenden Grafen zur Stadt zurück. Ein anderer Teil, wobei Battista, einer von Marinellis Bedienten, sich

befindet, ist aus dem Tiergarten, durch welchen der Weg nach Sabionetta führt, herbeigestürzt, den Angefallenen gleichsam zu Hilfe. Während des Handgemenges, in das beide Teile zum Schein geraten, soll der Bediente Emilia ergreifen, als ob er sie retten wolle, und durch den Tiergarten in das Schloß des Prinzen bringen.

Emilia kommt — der Prinz und Marinelli sehen sie kommen. Der Prinz zieht sich zunächst zurück, und das vom Bedienten geleitete Mädchen wird von Marinelli empfangen, der ihr mitteilt, daß sie im Schlosse des Prinzen, in Dosalo ist. „Welch ein Zufall!", ruft die stutzig gewordene Emilia aus. Sie hofft den Prinzen in Gesellschaft ihrer Mutter erscheinen zu sehen, er kommt aber allein. Sie wird besorgt, weil sie die Ihrigen nicht sieht; sie glaubt, daß ihr die Wahrheit verhehlt wird, er aber sucht sie zu beruhigen und sagt: „Geben Sie mir Ihren Arm und folgen Sie mir getrost." Da aber zeigt sich Emilia zunächst wieder als die Furchtsamste ihres Geschlechts, als ihrer ersten Eindrücke nie mächtig. „Unentschlossen" — so schreibt Lessing —, nur mit dem Lose der Ihrigen beschäftigt, ergeht sie sich in ängstlichen Besorgnissen: „Wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen" und fragt: „Warum sind sie nicht schon hier? Warum kamen sie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?" Der Prinz ermuntert sie wieder, mit ihm zu kommen, sie aber verliert immer mehr die sichere Fassung, und „die Hände ringend" — so schreibt Lessing — ruft sie aus: „Was soll ich thun?", denn sie ist durchaus nicht geneigt, dem Prinzen zu folgen, weil sie ihm nicht traut. Den Zweck dieser Frage, die Abneigung und Ablehnung, erkennt aber der Prinz sofort, und vornehm und zurückhaltend in seinen Gebärden, wie er sich in solchem Falle zu zeigen versteht und liebt, spielt er den höchsten Trumpf aus — er kann es dreist thun, denn er selber hat die Hand gar nicht im Spiele gehabt, sondern nur Marinelli —, indem er fragt: „Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen?" Da aber erreicht die Handlung ihren Höhepunkt — es ist dies auch der Höhepunkt der ganzen Tragödie —: Emilia fühlt die volle Schwere des Vorwurfs, welchen sie auf den Prinzen gehäuft, aber anstatt ihm gegenüber den Vorwurf nun auch offen und energisch zu vertreten, anstatt konsequent den Vorwurf ihm ins Gesicht zu schleudern, ist und bleibt sie ihm gegenüber nicht stark genug, sondern wird immer verlegener, immer fassungsloser, und indem sie gewissermaßen den Prinzen um Verzeihung darum bittet, daß sie ihm so wenig getraut hat, „fällt sie" — so schreibt Lessing — „vor ihm nieder" und spricht zitternd und zagend: „Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr!" Nach diesen Worten aber versinkt sie in völliges Schweigen, und er, „sie aufhebend", wie Lessing schreibt, beginnt eine

lange Rede: „Ich bin äußerst beschämt. — Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. —“ Die Anrede hat sich in den einfachen Vornamen verwandelt, er läßt es scheinbar verlegen über sich ergehen, daß er den Vorwurf verdiene, den sie ihm gemacht, und ebenfalls scheinbar verlegen stammelt er eine ganze Entschuldigungs- und Versöhnungsrede in mehr oder minder kurzen, beständig durch Gedankenstriche unterbrochenen Sätzen hervor, bis er kühn und siegesgewiß Emilia auffordert, zu kommen, wo Entzückungen auf sie warten, die sie mehr billigt, und bis er „sie, nicht ohne Sträuben, abführt.“ Emilia folgt, menschlich schwach, wie sie ist: denn nicht standhaft, nicht mit aller Kraft ihres Willens wehrt sie sich gegen die bestrickende Freundlichkeit und die Liebesversicherungen des Prinzen, und hierin liegt ihre tragische Schuld, wie sie Lessing selber im 82. Stück der Hamburgischen Dramaturgie zeichnet, wenn er sagt: Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in unsagbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmut erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Das Tragische von Emilias Thun liegt in psychologischer Beziehung auf der Seite des Fühlens. Es ist ein Mangel an Selbstbeherrschung, um dessentwillen sie der Gewalt der Stimmungen tragisch unterliegt, welche das junge, furchtsame Mädchen dem Prinzen gegenüber aus drei Gründen bewegen. Zunächst ist es der Prinz, „er selbst“, „unser Prinz“ (III, 8), vor dem sie steht, dessen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit im Benehmen bei der Besprechung des sechsten Auftritts des zweiten Aufzugs genauer gezeichnet worden ist und vor dessen zauberischer Allgewalt im Reden und Handeln sie schüchtern verstummt. Sodann ist es wieder der Prinz, der am heutigen Morgen in der Dominikanerkirche ihre Andacht in frecher Weise gestört hatte, dem sie aber in einem Blicke nicht alle Verachtung zu bezeigen das Herz hatte, die er verdiente, so sehr sie auch über sein Benehmen empört war und ihm grollte. Endlich ist es auch der Prinz, dem sie eben jetzt den stummen Vorwurf gemacht hat, daß er schuld sei an dem Überfall, den sie eben erlebt hat, und daran, daß sie hier nach Dosalo gekommen sei. Laut und offen aber wagt sie ihrem Ärger nicht Luft zu machen, sondern ängstlich befangen leiht sie willenlos unwillig eben diesem des Redens und Ratens nur allzu kundigen, übermächtigen und überlegenen Prinzen ihr Ohr. So fehlt Emilia: ihre ἁμαρτία, ihre tragische Schwäche ist Mangel an Selbstbeherrschung; gegenüber den Anforderungen, die das Leben an sie stellt, weiß sie nicht das Gleichgewicht, nicht die gleichmäßige Seelenruhe zu bewahren, sondern sie läßt sich teils von dem Gefühle des Unmuts und des Unwillens, teils von dem Gefühle der Beschämung so

leiten und hinreißen, daß sie die ruhige und feste Sicherheit des Handelns verliert.

In dem achten Auftritte des dritten Aufzugs kommt die Mutter, ebenfalls von dem Bedienten Battista geleitet, auf die Bühne. Sie sucht ihre Tochter, und Marinelli soll sie zu ihr führen. Sie erfährt durch ihn auch, daß sie in Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen, ist, und da ihr die Begegnung des Prinzen mit ihrer Tochter am Morgen in der Kirche wohl bekannt ist, sie auch den heftigen Wortwechsel gehört hat, welcher zwischen dem Kammerherrn Marinelli und dem Grafen Appiani in ihrem Hause stattgefunden hat, so reimt sie jetzt, wo Appiani bei dem Überfalle getötet ist, sich leicht und einfach zusammen, daß hier ein Bubenstück des Prinzen und des Marinelli vorliegt; und indem sie dem letzteren einen feigen, elenden Mörder, einen Kuppler an den Kopf wirft und dabei ihr wildes Geschrei nicht mäßigt, ohne zu bedenken, wo sie ist, der Löwin gleich, die da brüllt, wenn ihr die Jungen geraubt sind, unbekümmert, in wessen Walde sie ist, hört Emilia im Nebenzimmer die laute Stimme der Mutter und ruft: „Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!" Darauf stürzt die Mutter zu ihr hinein, und die Tochter sinkt, wie wir in dem ersten Auftritt des vierten Aufzugs vom Prinzen vernehmen, der Mutter ohnmächtig in die Arme.

Von noch größerer Bedeutung ist, was uns in dem ersten Auftritte des vierten Aufzugs über die Emilia berichtet wird. Als der Vater die Mutter fragt, ob Emilia wisse, daß Appiani tot ist, entgegnet jene: „Wissen kann sie es nicht. Aber ich fürchte, daß sie es argwöhnet, weil er nicht erscheinet", und die Ansicht des Vaters, daß sie nun jammere und winsele, widerlegt die Mutter mit den Worten: „Nicht mehr. Das ist vorbei: nach ihrer Art, die du kennst", und nach dem schon mehrfach angeführten Urteile über Emilias Charakter fährt sie fort: „Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone —". Diese Worte beweisen, daß Emilia, „nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt", die erforderliche Seelenruhe gefunden, daß der Verstand und die Vernunft Herr geworden sind über das Gefühl des Unwillens sowohl als auch der Verlegenheit und der Beschämung, daß sie weiß, was sie sich als Menschen, was sie sich als der Verlobten des Grafen Appiani dem Prinzen gegenüber schuldig ist. Die ängstliche Befangenheit ist gewichen; die ruhige und feste Sicherheit des Handelns ist gewonnen, und so können wir auch nach dem, was uns die Mutter über Emilias Benehmen gegen den Prinzen in dem achten Auftritte des vierten Aufzugs mitteilt, nichts weniger denn ein tieferes Interesse für den Prinzen als treibenden Beweggrund ihres Handelns annehmen, sondern wir haben allen

Grund, uns über ihr abwehrendes, zurückhaltendes, gemessenes Auftreten zu freuen.

Dieser Bericht der Mutter über Emilia steht am Ende des vierten Aufzugs, da wo die fallende Handlung längst im Gange ist und an fünf Stufen klar zu erkennen ist: die erste besteht darin, wie schon erwähnt, daß Klaudia den Überfall als ein Bubenstück des Prinzen und des Marinelli ansieht (III, 8); die zweite darin, daß Marinelli dem Prinzen den Vorwurf zu machen wagt, daß er durch den Gang in die Dominikanerkirche zwar „nicht den ganzen Tanz, aber doch vor itzo den Takt verdorben habe" (IV, 1); die dritte darin, daß die Gräfin Orsina dem Marinelli „zuschreyet: Der Prinz ist ein Mörder, des Grafen Appiani Mörder!" (IV, 5); die vierte darin, daß die Gräfin Orsina dem Odoardo Galotti den Dolch aufdringt, den sie eigentlich für sich selber mitgebracht: „Nehmen Sie!" (IV, 7); die fünfte endlich darin, daß Odoardo der Mutter erklärt: „Emilia darf nicht wieder nach Guastalla. Sie soll mit mir" (IV, 8).

Wir sind geneigt, so tragisch-düster auch der Tod des Grafen Appiani die ganze Handlung des Stückes färbt, nach jenem Berichte der Mutter ein günstiges Urteil über den Ausgang des ganzen Dramas, besonders über das Geschick der Emilia zu fällen. Die Lösung erscheint uns leicht und gar nicht gewaltsam, indem Vater, Mutter und Tochter resigniert nach Hause zurückkehren. Das Spiel geht zu Ende auch ohne Emilias Tod; solch einen tragischen Ausgang erwarten wir nicht, weil er aus der Handlung des Dramas sich nicht als eine unvermeidliche Notwendigkeit ergiebt, sondern bisher sogar unmotiviert und deshalb unnötig erscheint.

Aber die Manen des eben entschlafenen Grafen Appiani können ihre Ruhe noch nicht finden und sind noch nicht zum Schweigen zu bringen: um seinetwillen ist schon eine neue Erregung und Bewegung, eine neue Entwickelung in die dramatische Handlung hineingeraten. Der antik-moderne Dramaturg hatte früher geplant, die Ermordung der Verginia durch ihren Vater Verginius aus der alten römischen Geschichte dramatisch zu behandeln; dieser Plan schwebte ihm jetzt bei der Bearbeitung der Emilia Galotti wieder vor, und eben jene Erregung und Entwickelung der Handlung herbeizuführen, schuf er die Rolle der Gräfin Orsina. Sie betritt die Bühne mit dem dritten Auftritte des vierten Aufzugs und verläßt sie mit dem achten Auftritte desselben Aufzugs. Sie ist für den zweiten Teil der Tragödie eine der allerwichtigsten Persönlichkeiten, und es ist die Unregelmäßigkeit und Besonderheit, daß sie, obgleich eine Hauptperson, erst so spät in die Haupthandlung eintritt, damit zu entschuldigen, daß sie die Leitung des ganzen vierten Aufzugs

selbst übernimmt. Sie vereinigt sich mit den übrigen um Emilia gruppierten Personen der fallenden Handlung zu dem Zwecke, daß eben durch sie die sittliche Macht über Marinelli und Genossen siegt. Sie soll zunächst ein Spiegelbild für Emilia und ihre Eltern sein; sie alle drei sollen sehen, wie es der Geliebten des Prinzen, „dann wieder einer! — und wieder einer!" (IV, 7) ergeht. Sodann soll sie motivieren und vermitteln den Übergang von der eigentlich beabsichtigten Ermordung des Prinzen durch den Vater (V, 5) zu dem wirklichen Ausgange, dem Tode Emilias; sie begründet demnach Odoardos heftige Erregung und vor allem seine leidenschaftliche That, nicht dem Prinzen nach dem Leben zu trachten, sondern die Tochter dem Mörder ihres Glückes zu entziehen. So drängt sie dem Vater den Dolch auf, mit dem sie eigentlich selber den Prinzen niederstoßen wollte (IV, 7) und mit dem Emilia nachher von ihrem Vater erstochen wird; so erhebt sie auch ihre warnende Stimme, denn sie weiß alles, was vom frühen Morgen an geschehen (IV, 7). „Der Bräutigam ist tot: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als tot. Nicht zugleich auch tot. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt. Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang' es dauert" — so spricht die „betrogene, verlassene" Orsina. Und als der gequälte, bis aufs Blut gepeinigte Vater, um von der Folter durch Lösung des Rätsels befreit zu werden, ruft: „Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geschwind —", spricht die Gräfin dies gar verhängnisvolle Wort: „Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe: des Nachmittags hat er sie auf seinem Lustschlosse. Sie hatten nichts Kleines zu verabreden." Siegesgewiß antwortet der Vater: „Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter." Er weiß eben, wie sehr Emilia ihrem Bräutigam zugethan, wie glücklich das Brautpaar gewesen ist, und weist damit alle Reden von Nebenbuhlerschaft und Entführung in das Gebiet der Fabel. Die Gräfin Orsina aber hat von ihrem Standpunkte aus eine so trübe Auffassung der Verhältnisse, daß sie erklärt, „sie selber sei von dem nämlichen Verführer beleidigt", und Lessing läßt sie überhaupt in ihren Reden stark auftragen, um den Odoardo in solche Erbitterung und in solchen Zorn zu versetzen, daß „seine Verginius-That so vorbereitet wird, daß der Mord der Emilia ihm als einzige Rettung mit unwiderstehlichem Zwange diktiert erscheint".

Erbittert wird er zunächst über die Zumutung des Marinelli, welche ihm dieser in dem dritten Auftritte des fünften Aufzugs macht,

daß „er werde wohl erlauben müssen, daß Emilia nach Guastalla gebracht wird", während er selbst erklärt: „Sie soll, sie muß mit mir", d. h. nicht nach Guastalla, und im vierten Auftritte ärgerlich ausruft: „Mir vorschreiben, wo sie hin soll? Mir sie vorenthalten? Wer will das? Wer darf das?" Die Erbitterung steigert sich noch weit mehr, als Marinelli erwähnt (V, 5), man habe Verdacht, daß es nicht Räuber gewesen seien, welche den Grafen angefallen, sondern daß „ein Nebenbuhler ihn habe aus dem Wege räumen lassen, ein begünstigter Nebenbuhler". Was Odoardo vorher als Verleumdung, verdammte Verleumdung von sich wies, als die Gräfin Orsina es aussprach, klingt ihm aus dem Munde des intriganten Marinelli, dieses Hofschranzen, verdächtig und viel glaubwürdiger, so daß er an der eigenen Tochter zu zweifeln und ihr nicht zu trauen beginnt. Er vernimmt vom Prinzen, daß Emilia in das Haus des Kanzlers Grimaldi gebracht werden soll, und willigt scheinbar ein, als aber der Prinz und Marinelli sich verabschieden, erwacht er aus „tiefen Gedanken" und bittet, daß der Prinz ihm die Tochter senden möge: „Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig." Aber mit sich allein, beruhigt er sich nach kurzer Zeit. „Da denk' ich so was, was sich nur denken läßt", spricht er zu sich selber, und mit den Worten: „Gräßlich! Fort, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort!" steht er im Begriffe zu gehen, wohl noch einmal von dem Gedanken erfüllt, resigniert mit seiner Tochter nach Hause zurückzukehren. Da aber sieht er die dem Wunsche des Vaters gehorsame Tochter kommen — die Leidenschaft, die Erbitterung, der Mordgedanke flammt wieder auf: „Zu spät! Ah! er (der Himmel) will meine Hand; er will sie", sagt er zu sich, gewillt, die, wie er glaubt, doch schuldige Tochter niederzustoßen. Aber Lessing konnte die Theatercoups nicht leiden; er gab daher dem Drama einen anderen, weniger gewaltsamen, aber natürlicheren Fortgang.

Emilia kommt. Sie nimmt ihr Geschick selber in die Hand: wenige Minuten verlaufen, und es ist in furchtbarer, grausiger Weise erfüllt. Zuerst zeigt sie sich als die Allerentschlossenste ihres Geschlechts. Sie findet den Vater, aber nur den Vater, nicht die Mutter, nicht den Grafen. Aber den Vater findet sie so unruhig, während der Vater sie so ruhig findet. „Warum nicht?", sagt sie, „entweder ist nichts verloren oder alles." „Was nennst du alles verloren?", fragt der Vater — „daß der Graf tot ist?" Hier, in diesem Augenblicke erfährt Emilia das, was sie bisher nur geahnt, namentlich aus dem „nassen und wilden" Auge ihrer Mutter geschlossen hat; jetzt wird ihr die ganze „schreckliche Geschichte"

bestätigt. Unschwer reimt sie aber auch in der schrecklichen Geschichte sich alles zusammen, was zusammen gehört. „Und warum er tot ist! Warum!", ruft sie aus, „nämlich weil er dem Prinzen im Wege stand, mich zu besitzen". „Wenn er darum tot ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!" So ruhig, so entschlossen beurteilt sie ihre ganze Lage, daß sie mit ihrem Vater fliehen will, fliehen von diesem Lustschlosse, fliehen von dieser Stätte des schnöden Mordes und der sündigen Lust, zurückkehren in den Schoß der Eltern und sich abkehren von dieser Welt, in der sie „nach wuchtigen Schicksalsschlägen schnell zu trostloser Einsicht herangereift ist". Die Rückkehr zu ihren Eltern steht ihr als einziger, aber sicherer Trost vor Augen; der geliebte Bräutigam ist ihr durch schändlichen Verrat genommen, aber das Elternhaus ist ihr als zuverlässiger Zufluchtsort geblieben. So denkt Emilia — nicht so der leidenschaftlich erregte Vater, der vor wenigen Augenblicken den in seiner Leidenschaft immer noch nicht gesättigten Prinzen hat den Wunsch aussprechen hören, daß Emilia in das Haus der Grimaldis gebracht werden solle, und daraufhin die Ermordung der Tochter geplant hat, weil er an dem eigenen Kinde irre ward und an den begünstigten Nebenbuhler zu glauben begann. Von diesem Gedanken kann er sich nicht losreißen, um so weniger, als er des Himmels Einwilligung zu seinem Thun erlangt zu haben glaubte. Und doch kann er seiner geliebten Tochter, die er **kennt**, nicht zutrauen, was ihm die Verleumder über sie eingeredet, und wovon sie Herz und Mund ihm erfüllt haben. So wagt er die Probe: er will von seinem Kinde selbst erfahren, was sie denkt, von ihr selbst ein Urteil darüber erhalten, wie sie über all das denkt, was man von ihr erzählt.

Hier ist nun meines Erachtens die Stelle im Drama, in welcher Goethe vielleicht den Hauptgrund gefunden hat, weshalb er das Stück für **nur gedacht** erklärte. Würde nämlich Emilia in ihrer eben bewiesenen Ruhe und Festigkeit beharren, so würde die Verginiusthat des Vaters unnötig sein und das Drama in schlichter und einfacher Besprechung und Behandlung aller wichtigen Momente zwischen dem Vater und der Tochter zu Ende gehen. Dies geschieht nicht: die zuerst so wunderbar ruhige und entschlossene Emilia wird — in der gewaltigen Erregung des Tages hat ihr Wesen eine tiefgehende Wandlung erfahren — nachher die Furchtsamste, die Erregteste ihres Geschlechts; ihr von quälenden, folternden Gedanken gepeinigtes, ihr geängstetes und zerschlagenes Herz leitet sie zum Verderben, zum Tode, und wie Emilia selbst den von Seelenqual erlösenden Tod sich denkt, sich wünscht, so schuf der denkende, grübelnde Lessing das Drama zur Tragödie mit dem gewöhnlichen tragischen Abschlusse, dem

Tode der Hauptheldin: Emilia stirbt wie Verginia durch den Dolch in des Vaters Hand.

Als der Vater Emilias letztes Wort wiederholt: „Fliehen?" und hinzusetzt: „Was hätt' es dann für Not? — Du bist, Du bleibst in den Händen deines Räubers — und allein, ohne deine Mutter, ohne mich", da stürzt mit einem Male eine Flut von Gedanken über das bisher starke, nun aber schwache und verzweifelnde Mädchen: in ihrer Seelenangst vor einem Leben ohne ihre Eltern, ohne den geliebten Bräutigam wünscht sie auch im Tode dem Appiani zu folgen. „Ich allein in seinen — der Prinz wird nicht genannt — Händen?", ruft sie sich wehrend. — „Ich will doch sehn, wer mich hält — wer mich zwingt — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann", und als der Vater daraufhin meint, sie sei doch nicht ruhig, wie sie es vorher von sich behauptet, entgegnet sie: „Was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schoß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?" Der Vater, erfreut, Emilia in solcher Stimmung zu finden, ruft zweimal aus: „Laß dich umarmen, meine Tochter!", erklärt sich dann aber deutlicher: „Er — der Prinz wird wieder nicht genannt — reißt dich aus unsern Armen und bringt dich zur Grimaldi", und durch diese Drohung wird Emilia immer aufgeregter und ängstlicher — ihr kommen Worte in den Mund wie: „nur eine Unschuld", „Verführung ist die wahre Gewalt". Uns aber fallen die Worte ein, welche sie früher (II, 6) zur Mutter sprach: „Daß fremdes Laster uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann!", und wir begreifen jetzt, daß sie in stürmischer, fast krankhafter Erregung ausruft: „Ich habe Blut, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne". Sie erkennt jetzt, welche Gefahr es in sich barg, bei der Begegnung mit ihrem Bräutigam (II, 7) davon zu schweigen, daß der Prinz sie in der Messe angeredet hat, und leidenschaftlicher, immer leidenschaftlicher rückt sie sich im stillen ihre Mitschuld an des Geliebten Tode vor: Appianis Tod treibt sie ebenfalls in den Tod. So kommen der Gram und des Bräutigams Tod, ihre eingebildete Mitschuld an demselben und ihre tiefinnerste Beschämung darüber zusammen, und diese Mitschuld wird für sie eine zweite tragische ἁμαρτία: das Einzige aber, was folgerichtig für sie sich daraus ergiebt, ist der Wunsch, zu sterben. Die immer noch erregtere Stimmung bringt ihr die fernsten Gedanken nahe: dem frommen Mädchen fallen die Märtyrer ein, die zu Tausenden in die Fluten sprangen und Heilige wurden; die Rose, mit der sie zur Hochzeit sich schmückte (II, 7), reißt sie aus dem Haare herab, weil diese sich für sie nicht zieme, und zerpflückt sie. Als sie dann aber, an den alten Römer Verginius erinnernd, ausruft: „Ehedem wohl gab es einen

Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten Male das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!", ersticht sie der Vater, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, mit den Worten: „Doch, meine Tochter, doch!" Er empfindet sofort tiefe Reue über seine That, zu der in Wirklichkeit kein Anlaß vorlag, denn die Schuld der Emilia ist nur eine eingebildete, eine gedachte. Der Sterbenden aber entringen sich, ihrer leidenschaftlich erregten Phantasie gemäß, die trostbringenden Worte: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert." Der sittliche Wille triumphiert über Berechnung und Gewalt. Emilia Galotti ist eine so reine Natur, daß selbst der bloße Gedanke an eine Berührung mit der unreinen Welt sie in den Tod treibt, der frischen, zarten Rose gleich, die gebrochen wird, ehe der Sturm sie zerzaust!

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Von Hermann Boll in Brühl.

Pflege und Bedeutung der deutschen Mundarten.

(Fortsetzung.)

X. Die Mundarten in ihrem Verhältnis zur Litteratur- und Kulturgeschichte.

Wenn fast alle Litteraturgeschichten diejenigen Kunstwerke unseres Volkes, welche durch ihre Sprache dessen eigentümliche Anschauung, Gesinnung und Sitte, dessen Geist und Leben darstellen, zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen und an den mundartlichen Erzeugnissen absichtlich mit vornehmer Unkenntnis vorübergehen, so verdienen sie schweren Tadel, den sie alle ruhig hinnehmen mögen. Ein Heer besteht nicht ausschließlich aus Offizieren und ein Volk nicht bloß aus hochdeutschen Schriftstellern. Ein solches Werk der Litteraturgeschichte ist lückenhaft, mangelhaft und darf der Wahrheit gemäß nur darauf Anspruch machen, daß es einen Teil des Volkslebens dargestellt hat. Wenn nun schon der Litterarhistoriker die vortrefflichsten Dialektwerke kennen muß, so gilt dies erst recht vom Kulturhistoriker. Vom Volke spricht der größte Teil die Mundart, ein verschwindend kleiner Teil das Schriftdeutsch, wie es z. B. in Goethes „Hermann und Dorothea" zu lesen ist, und wieder ein größerer Teil die sogenannte Umgangssprache,

ein Gemisch von Dialekt und Hochdeutsch. Haben nun die zahlreichen Werke der Volksmuse es verdient, so ohne weiteres mit Stillschweigen übergangen zu werden? Liegt nicht in ihnen ein kostbarer Schatz, den der Geschichtsforscher zu heben verpflichtet ist?

Manche wollen sich einreden, die Sprache sei zu schwer. Das mag sein; denn aller Anfang ist schwer. Aber bei einigem guten Willen geht es doch.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.

Dieses Dichterwort bestätigt z. B. Dr. Löbner mit den Worten: „Obwohl das Vogtländische dem Referenten bislang ein unbekannter und nicht geläufiger Dialekt war, so hat er sich nach Überwindung der kleinen Schwierigkeiten, welche die ersten paar Seiten verursachten, doch ziemlich rasch mit der fremden Mundart befreundet, und um so lieber, als ihm die Lektüre einen vollen und ganzen Genuß bot." (Litt. Merkur VIII, S. 191.) Bei Gelegenheit der Besprechung eines andern vortrefflichen Dialektwerkes erklärt Dr. Diez, daß das Verständnis der Mundart auch dem Nichtschwaben nicht lange Schwierigkeiten mache (Litt. Merkur VIII, S. 231).

Auch für die Geschichte der Religion sind die mundartlichen Dichtungen, von denen der Unverstand behauptete, daß sie nur oder vorzugsweise humoristisch seien, von nicht geringem Werte. Dies soll ein Gedicht beweisen, welches sich gegenüber den Lobpreisungen der alten guten Zeit auf Kosten des Unglaubens unserer Tage eigentümlich genug ausnimmt. Das folgende Gebet sprach gegen das Ende des vorvorigen Jahrhunderts eine Frau in einem $1^1/_2$ Stunde von Köln gelegenen Orte ganz gewissenhaft, bevor sie morgens ausging, um aus dem Walde, was zur damaligen Zeit gestattet war, Laub oder dürres Holz oder von der Wiese Gras zu holen.

Morgengebet.

Wenn ich des Morgens opstonn,
En de Welle Jott jonn,
Mir jonnt zo holze oder zo grase,
Bejähnen os drei sellige Knaben.
Dä êne es Jott, dä andere es Jott selver,
Dä dreite es dä hellige Jeeß.

Dänne besällen ich mîn Blod on Flêsch,
Op dat os jeenen kobben Honk en bieß,
Dat os ĵeene büsen Wolf zerrieß,
Dat os ĵeen büs Mummel anmau,
On dat os ĵeen büs Sau anschau.
Dos leeve Frau! Amen.

Zu Hochdeutsch:

Wenn ich des Morgens aufstehe,
In (d. h. nach) dem Willen Gottes gehe,
— Wir gehen, um Holz oder Gras zu holen —
Begegnen uns drei selige Knaben.
Der eine ist Gott (der Vater), der andere ist Gott selber (Christus),
Der dritte ist der heilige Geist.
Denen befehle ich mein Blut und Fleisch,
Auf daß uns kein böser Hund nicht beißt,
Daß uns kein böser Wolf zerreißt,
Daß uns keine böse Katze anmiaue
Und daß uns keine böse Sau anschaue.
Unsere liebe Frau (Jungfrau Maria)! Amen.

In diesem für jeden Theologen lehrreichen Gebete finden wir Anklänge an das urgermanische Heidentum, welche auf innige Weise mit den christlichen Anschauungen verschmolzen sind.

„Zwei grimmige Wölfe jagen hinter Sol und Mani her, Sköll und Hati, und wenn sie den Himmlischen nahe kommen, erbleichen dieselben, und die Sterblichen nennen dies Sonnen- und Mondfinsternis.“ (Göll, Illustrierte Mythologie, Leipzig 1879, S. 356.) Die Göttin Freya fuhr auf einem mit Katzen bespannten Wagen, und ihr Bruder Freyer ritt auf einem Eber. Wer sich ins „Volk“ begiebt oder mit dem Volke zu verkehren das Glück hat, der findet noch manchen nicht geborgenen Schatz. In erster Linie sind der Lehrer und der Pastor in jedem Dorfe berufen, nach dieser Seite hin thätig zu sein. Nichts ist auf diesem Gebiete gering, und vieles kann noch gerettet werden, wenn auch Ludwig der Fromme seinerzeit sein Vernichtungswerk gründlich betrieben hat.

XI. Die Pflege der Mundarten ist mit ein Heilmittel gegen die Sozialdemokratie.

In diesen Tagen hat Fiebig eine Broschüre herausgegeben: Nur durch die Muttersprache führt der Weg zum sozialen Frieden (Breslau 1891. 40 S. 1.20 Mark). Die Sprache also, die den Weg zum Herzen des armen, oft irregeleiteten Mannes findet, ist im stande, zur Heilung der sozialen Schäden beizutragen. Gewiß ist dieser Standpunkt zum großen Teile richtig, aber nicht ausschließlich; denn zur Stillung des augenblicklichen Hungers hilft kein Vaterunser, kein Rosenkranz, sondern ein ordentlich Stück Brot, welches Homer das Mark der Männer genannt hat. Es ist das einstimmige Urteil aller Psychologen, daß ein Mensch mit sattem Magen im Ernste keine Revolution macht. Dies gilt von den Zeiten eines Menenius Agrippa bis herab auf unsere Tage. Aber der Mensch lebt nicht vom materiellen Brote allein. Denn wenn wir in der vierten Bitte zu Gott flehen, so wünschen wir, daß er uns

alles verleihen möge, was unserm Körper, aber auch was unserm Geiste zum Heile dient. Unsere Nahrung ist also eine doppelte, eine körperliche und eine geistige. Soll der Leib gesund sein und bleiben, so muß der Mensch durch den Genuß guter Nahrung für regelmäßigen Stoffwechsel Sorge tragen; nicht minder bedarf der Geist einer ihm zusagenden Nahrung. Nun wohlan! man gebe dem Bauer, Bürger, Tagelöhner, Handwerker, Fabrikarbeiter eine kräftige patriotische Geisteskost, die ihm gefällt, die sein Herz erwärmt, für die er sich begeistert. Man rede alle diese Leute in ihrer Muttersprache an; die gefällt ihnen besser, als das starre Hochdeutsche. Haben die braven und fleißigen Arbeiter des Tages Last getragen, oder kommt der vielen so langweilige Sonntag, so lesen sie gern, was sie verstehen, was ihnen aus der Seele geschrieben ist. Irren wir nicht, so besitzen wir schon ein Volksbuch, welches die weiteste Verbreitung verdient, das ist „De plattdütsche Bismarck van Willem Schröder" (Leipzig 1878). Jeder Freund der Wahrheit und Kenner der wirklichen Verhältnisse, der diese gemütvolle Lebensbeschreibung des größten Sohnes des vergangenen Jahrhunderts liest, muß zugeben, daß dieses Prachtwerk in plattdeutscher Luft sich entwickelt hat. Schröder sagt selbst in der Einleitung „An Bismarcks Fründe": „Et giwt in Dütschland naheto tein (10) Millionen Minschen, de plattdütsch spräket, för de, wenn se ook dat Hochdütsche in'r School leernt un in Schrift un Rede meistendehls anwendet, dennoch jümmer dat Plattdütsche ehr eegentliche Moderspraк un Hartensspraak is un bliwt. De Buur un Buurfroo mit ehre Kinder un Deenstlühd, de Schipperstand, de Kleenbörger, de Soldat, se alle spräket plattdütsch mit ehresglieken, wenn se ehr Hart uutschötten wüllt. Weil nu awer de Volksklassen, de Buur, de Börger un Seemann bi us dejenigten sünd, in welken de ächten olddütschen Tugenden, as da heetet: Gottesfurcht, Wahrhaftigkeit, Treue in Handel und Wandel, Ehrbarkeit im Bedragen, Fliedigkeit, Mitgeföhl, Mohd gegen de Fiend, Uutduur in Gefahr — noch bit hütigen Dages to Huuse sünd un mehr, as in de groote Masse van de 'Halfgebildeten', so heww ick dit mien Book in der plattdütschen Spraak, in de Spraak van de noorddütschen Volksklassen schrewen." Schröder nennt das Plattdeutsche mit Recht die Herzenssprache des Volkes; sie duldet keine Übersetzung aus dem Hochdeutschen. Ein Wort des Lobes über das Schrödersche Buch sprechen, hieße eine offene Thür einrennen.

Die Sozialdemokraten[1]) müssen ihrem ganzen Wesen nach die erbittertsten Feinde der Mundarten sein. Für sie gilt der Satz: „Die Mundart isoliert, die Büchersprache schenkt uns ein großes Vaterland"

1) Wir halten diese Schlußfolgerung für zu weit gehend. D. L. d. Bl.

in vollem Maße. Hätte es in Deutschland keine starre Schriftsprache, sondern nur kräftig blühende Mundarten gegeben, wahrlich diese Utopisten würden vielleicht nicht so kühn ihr verneinendes Haupt erhoben haben. Die Staatsmänner und Gesetzgeber, sowie alle, denen das Wohl des Staates am Herzen liegt, mögen sich dies gesagt sein lassen, damit sie die Mundarten hochschätzen und die guten Schriftsteller der Volksmuse thatkräftig auch durch Stiftungen und andere ehrenvolle Zuwendungen unterstützen. „Ich wünsche dem Plattdeutschen", sagt Professor Wiggers aus Rostock in seiner Grammatik S. XI, „alle Beachtung und Pflege, welche es als Ausdruck des kernhaften Geistes und sinnigen Gemütes eines großen deutschen Volksteiles verdient und als die Sprache, welche in weiten Landstrichen Deutschlands der Bürger und der Bauer redet, und in welcher er ausspricht, was in Lust oder Leid sein Leben erfüllt und sein Herz bewegt". Wenn dem so ist, so legen wir es dem Willem Schröder und seinen Geistesbrüdern, deren es in der plattdeutschen Rheinprovinz, z. B. in Köln, viele giebt, nahe, sogleich Hand ans Werk zu legen und den plattdütschen Bismarck in die Mundarten der namhafteren Städte umzuarbeiten. Schon Köln, Düsseldorf, Aachen und Elberfeld haben vier deutlich sich von einander unterscheidende Volkssprachen. Es versteht sich, daß alle Provinzen gebührend berücksichtigt werden müssen. Zweckdienlich ist es, wenn von solchen Werken billige Volksausgaben bei gutem Druck im Werte von 50 Pfg. und feine und prachtvolle Abdrücke für Vornehme und Reiche hergestellt werden, so daß ein etwaiger Verlust auf der einen Seite auf der andern reichlich ausgeglichen würde. Sodann ist es nötig, daß das Leben und die Thaten der andern Helden, der gekrönten und ungekrönten, an denen Deutschland zu seinem Glück einen großen Reichtum hat, in den einzelnen Mundarten dargestellt werden. Andreas Hofer, Blücher, Gneisenau, Zieten, Moltke, der alte Fritz, Königin Luise, Wilhelm I. und Friedrich III. liefern den Stoff in Hülle und Fülle. Hochdeutsche Werke von anmutigen Erzählern könnte man zu Grunde legen, aber man dürfte sie beileibe nicht übersetzen. Unsere Forderung lautet also: Als Gegenbild zu den in hochdeutscher Sprache verfaßten Flugblättern, welche allerlei unerfüllbare Hirngespinste enthalten, reiche man dem „gemeinen" Manne eine plattdeutsche patriotische Lektüre, dann werden die aufgeregten Gemüter sich allmählich wieder beruhigen und auch die geschäftlichen Verhältnisse wieder erstarken. Ohne Ruhe und Vertrauen aber kann keine vernünftige Einrichtung auf die Dauer bestehen und gedeihen.

XII. Die Mundarten und die Fremdwörter.

Es giebt auf der Erde keine reine, unverfälschte Sprache; eine jede ist durch die Nachbarsprachen infolge des kriegerischen oder friedlichen

Verkehrs mehr oder minder beeinflußt und gemischt worden. Kein Volk liebt seine Sprache mehr, als die Franzosen; sie halten ihre Sprache für frei von allen fremden Bestandteilen, und doch ist sie ein Gemisch von Keltisch (Ursprache), Römisch (Caesar) und Deutsch (Normannen). Eine durchaus reine Sprache kann naturgemäß nur diejenige sein, welche mit andern nicht in Berührung kommen konnte, nämlich die von Adam und Eva geredete. Alle Versuche der Gelehrten, diese Ursprache aus den vorhandenen Stämmen in „regressiver" Methode wieder herzustellen, sind bisher gescheitert (vergl. Kuhl, Die Farbigen, Bonn 1875, S. 56 und 69).

Was von den Sprachen gesagt ist, gilt auch von den Mundarten. Da die Sprache der „gemeinen" Leute mit der der „Vornehmen" fortgesetzt in Berührung und Wechselwirkung steht und diese sich gern mit verstandenen und unverstandenen Fremdwörtern aufspielen — in der letzten Zeit treiben die Wildlinge „salopp" und „fascennierend" hierzulande ihr Unwesen —, so ahmt der Arme das böse Beispiel des Reichen nach. So kommt es denn, daß es keine Mundart ohne Fremdwörter giebt. Es fragt sich nur, in welchem Maße diese Verunreinigung der Dialekte stattgefunden hat. Wer die gewöhnlichen Leute im Elsaß und die in Hohenzollern längere Zeit in ihrem alltäglichen Reden beobachtet hat, muß gestehen, daß die Sprache der Hohenzollern viel reiner ist, als die der Elsässer; dasselbe läßt sich in betreff der Elberfelder und der Kölner Mundart feststellen. Jene hat wenige Fremdwörter, während diese an dem Unkraut überreich ist. Elsaß war zunächst Grenzland, dann aber von 1681 bis 1870, also fast 200 Jahre hindurch französisch; Köln hat ebenfalls, wenn auch kürzere Zeit, unter dem fremden Joche geschmachtet. Am 6. Oktober 1794 nämlich überreichte eine Abordnung des Rates unter Anführung des Poststallmeisters Elsen dem anrückenden Feldherrn Championnet in tiefer Ergebenheit die Schlüssel der Stadt, und am 14. Januar 1814 wurde Köln von den Verbündeten besetzt. Also beinahe 20 Jahre hatte die erniedrigende Fremdherrschaft gedauert — 1796 wurde der Gottesdienst im Dom verboten und dieser in ein Korn- und Fouragemagazin verwandelt —, als auch für Köln der Tag der Freiheit und mit ihm unter den schützenden Fittichen des mächtigen Hohenzollernaars eine Zeit ungeahnter Blüte und Wohlhabenheit anbrach. Aber auch schon vor 1794 war der deutsche Geist aus Volk und Sprache verdrängt; fast 75 Jahre dauerten die Kriegsstürme, welche die niederrheinischen Gebiete verheerten. In den Wintern von 1759, 1760, 1761 war Köln der Sammelplatz für die genußsüchtigen französischen Offiziere; die französischen Soldaten erhielten das Waisenhaus als Kaserne. Wer wird sich nun wundern, wenn die Kölner Mundart auffallend viele Fremdwörter enthält? Man denke ferner an die äußerst

regen alten Handelsbeziehungen mit Frankreich und Holland! Durch den letzteren Verkehr kamen auch die spanischen Ausdrücke hinzu. Der deutsche Kaiser Karl V. übergab 1555 die Niederlande seinem Sohne Philipp, der 1556 auch die Krone von Spanien erhielt, und im Westfälischen Frieden, also 1648, wurde die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkannt. Drei Menschenalter hindurch war also Spanien in sprachlicher Hinsicht die tonangebende Macht in Holland, und auf die leichteste Weise von der Welt wurden die spanischen Wörter nach Köln verpflanzt. Auf diese Weise schwindet das Bedenken, welches Ernst Weyden in seiner Geschichte der Stadt Köln S. 219 ausgesprochen hat.

Wir haben also festzuhalten, daß die Grenzländer im ganzen mehr von der Fremdwörterseuche heimgesucht werden, als die Binnenländer; so enthält die Aachener Mundart viele französische und die pommersche viele slawische Ausdrücke; in der Mitte befindet sich eine gewisse Stille, im Wörterverzeichnis von Ullrich-Greß, welches 40 Spalten umfaßt, liest man nur sehr wenige Fremdwörter, ebenso im Programm von Bauerfeind S. 19 und 20. Wenn ein Binnenland von Fremdwörtern überschwemmt wird, so hat dies seine geschichtlichen Gründe. Hier haben die Mundarten einen großen Vorzug vor dem Hochdeutschen. Wo diese Sprache geredet wird, sind die Fremdwörter gleichmäßig verbreitet. Dafür sorgen 1. die Bücher und 2. vornehmlich die Zeitungen. Es ist fast unglaublich, wie die letzteren sich gegenseitig ausschreiben, und zwar im politischen Teile; denn bei den vermischten Nachrichten ist dies wohl selbstverständlich und kann darum nicht beanstandet werden. Es findet fortgesetzt eine großartige Schriftstellerei ohne alle Angabe der Quelle statt. Wenn daher ein seltsamer Kauz irgend ein unsinniges Fremdwort aufgethan hat, so durchzieht es mit Windeseile alle Gegenden und ist bald in Aachen, Kiel, Danzig, Konstanz und Weimar zu lesen. Das ist ein Unheil, wie es die hochdeutsche Presse stiftet.

Übrigens müssen wir nach unsern Beobachtungen gestehen, daß die Fremdwörter auch in der Kölner Mundart schon im Rückzug begriffen sind, wie denn überhaupt die Dialekte gegen die Unholde sich im ganzen ihrem Wesen nach ablehnend verhalten. Der Vornehme schmückt sich gern mit fremden Federn, der gewöhnliche Mann nicht; denn wat de Bür net kennt, dat frett hä net. Der gesunde Sinn der kölnischen Bevölkerung fußt in dem patriotischen Stolze, die Wildlinge, die ein trauriges Geschick herübergebracht, wieder abzustoßen. Wir werden hier an den bekannten Naturheilprozeß erinnert, demzufolge ein Dorn, der in das Fleisch eingedrungen ist, in demselben allerdings einige Zeit verbleibt, dann aber nach und nach herausgestoßen wird. Das Hochdeutsche nimmt die Fremdwörter mit offenen Armen auf; jeden Augenblick beinahe

liest man die beiden Wörter Krematorium und Sanatorium. Der Plattdeutsche sagt: Lobberbett, Sieches (Siechhaus), Läuv, Schlabberdoch, Riffels (Geriffels), Rabau, Schienekieker (vergl. Fennekieker, 1. der Fleischbeschauer, 2. der heimtückische Mensch, und Stärekieker), et Rat schlonn (das Rad schlagen), Krütz, Schöppe, Hätz, Eckstein, Goddestrag, Geerkammer (vergl. engl. geer oder gear, der Anzug) statt Sopha, Hospital, Mansarde, Serviette, Charpie, Reinette, Eisenwerkrevisor, Astronom, fallieren, Treff, Pique, Coeur, Carreau, Prozession, Sakristei, ferner Peiner (Pfänder), de schwatze Düt und de flegende Bröd (guter Volkswitz wegen der Langsamkeit der Fahrt) statt Exekutor, Pest und Fähre.

Diesen Vorzug der Mundarten geben die besonnenen Beobachter gern zu. So schreibt Viktor von Scheffel: „Das alte schwäbisch-alemannische Bauerndeutsch läßt möglichst wenig Fremdwörter zu“ (vergl. Zeitschrift des Allg. Deutsch. Sprachvereins I, S. 20). Ebenso sagt W. von Waldbrühl S. IV: „Der Niederrheinische hat keinen Grund, sich der Mundart und Schriftsprache seiner Väter zu schämen, vielmehr sollte man sich schämen der unsinnigen Fremdwörter, die nur Vornehmthuerei erfunden hat. Man sollte vielmehr die schönen, wohlklingenden und bedeutungsvollen Wörter aus dem Plattdeutschen und Altdeutschen, für welche im Hochdeutschen gar keine Bezeichnungen vorhanden sind, zur Bereicherung unserer Schriftsprache in diese aufnehmen.“

XIII. Verzeichnis der in der Kölner Mundart vorkommenden Fremdwörter.

Sech en âr gevve (frz. se donner un air), sich ein Ansehen geben.
Abelung, Amelung, Abelong, Amelong (engl. longing), Begierde.
abselut (frz. absolument), durchaus.
absent, abwesend.
abstrack, grob.
abunnêre, eine Zeitung bestellen,
abbêre, zusammenzählen. [halten.
abjûs, lebewohl.
Afgrunt (frz. affront) Beleidigung.
afgruntêre, beleidigen.
afreislich (frz. affreux), schrecklich.
agêre (frz. agir), handeln.
akedêre (frz. accorder), sich verein-
Akôd, Vereinbarung. [baren.
akumedêre (frz. accommoder), sich richten nach einem.
akurat, sorgfältig.
Akurateß, Sorgfalt.
alât (frz. alerte), flink. [wärts.
allemäsch (frz. allons, marche), vor-
allo (frz. allons), vorwärts.
amalsamêre, verbinden.
Amberâ (frz. embarras), Umschweife.
Amelang (so kurz wie ein Amen im Gebet), Augenblick.
amôhn, angenehm.
amperig (frz. amer), säuerlich.
Anbooch (Aquädukt), überdeckte Rinne. [weilig.
annejant (frz. ennuyant), lang-

annejêre (frz. ennuyer), langweilen.
angkaschêre (frz. engager), in Dienst
apât, besonders. [nehmen.
aplizêre, anbringen, geben.
aranschêre (frz. arranger), anordnen.
Aranschemang, Aufstellung.
asserant (frz. assurant), boshaft.
assimilêre, ähnlich machen. [anwalt.
Avekat, Sachwalter, Anwalt, Rechts=
Aventörche, reizender Vorfall.
avklawêre, schließen.
avstrapezêre, abmühen. [kind.
Bababitzchen (engl. baby), Wickel=
Babbeljöttche (frz. babillote), Haar=
wickel; Ohrfeige.
Bagâsch, Gepäck; met der ganze B.,
mit der ganzen, zahlreichen Familie.
balbêre, den Bart abnehmen lassen.
Ballung (frz. ballon), Ball, Luftball.
Balunster (frz. balustre), Säulchen.
Barutt, Freiherr.
Baselemanes (span. besar los ma-
nos), freundliche Verbeugung mit
Handkuß.
Baselum, Baselümpche (span. besar
los lomos), Lendenküsser, Ar=
beiterhemd; die Spanier trugen
solche zur Schonung des Waffen=
rocks unter dem Panzer.
Batalje, Schlacht.
bêt (frz. faire la bête), er hat das
Spiel verloren.
Beging (frz. béguine), Betschwester.
betuppe (frz. duper), betrügen.
bestaden (engl. bestow), verheiraten.
Bise, Bister (ahd. bisa, mhd. bise,
frz. bise), Märzschauer.
Biskwit (frz. biscuit), Zwieback.
Blamm (frz. blâme), Gerücht, Ge=
schwätz, Aufsehen.
Blessor (frz. blessure), Wunde.

Blôder (engl. bladder), Blase.
Blûs (frz. blouse), weiter Kittel.
Bommelâsch, Zierat an der Uhr=
kette. [kraut.
Borâsch (frz. bourrache), Gurken=
Bredulje (frz. bredouille), Verlegen=
heit.
Brosch (frz. broche), Vorstecknadel.
Buquett (frz. bouquet), Blumenstrauß.
Buschôr (frz. bon jour), guten Tag.
Butälje, Flasche.
Butz (poln. buzia, Mündchen), der
Kuß; vielleicht vom frz. pousser,
stoßen (vergl. Amboß). Daher
das Kölner Witzwort: Küssen ist
das Aneinanderstüssen zweier
gleichgesinnten Schnüssen.
Deielendames (deum laudamus),
Kirchengesang; dummes Geschwätz.
despektêrlich, verächtlich. [schied.
Differenz, Verschiedenheit, Unter=
Dilleschanz (frz. diligence), Eilwa=
direktemang, sogleich. [gen.
Diskerêr, Unterhandlung.
diskerêre (frz. discuter), besprechen.
Disköschh (frz. discours), Unterhaltung.
disperât, verzweifelt.
Disperazjon, Verzweiflung.
Dispetat (frz. dispute), Wortwechsel.
dispetêre, streiten.
docktrinêre, erklären. [sichtig.
dusemang (frz. doucement), vor=
Ennung (engl. noon, Mittag; Eupen:
Nonn; westf. Naune; holl. noen,
Mittag), Mittagsschläfchen.
ennunge, Mittagsschläfchen halten;
die beiden Wörter werden mit
verschiedenen Abweichungen bis
zu „ennore“ gesprochen; beim
letzteren hat man an „ein Uhr“
und „ein Ohr“ gedacht.

enquatêre, Soldaten wohin legen.
Enquatêrung, das Legen der Sol-
daten in die Privathäuser.
estimêre, achten.
existêre, bestehen.
Exküs, Entschuldigung.
Explizêr, Erklärung.
explizêre, erklären.
exprê, ausdrücklich.
familjär (familier), vertraulich.
Fantaß, Schwärmer.
Faut, Fäutche (frz. faute), Fehler.
Fazung (frz. façon), Gestalt.
fazünglich, ordentlich. [geschickt.
ferm (frz. ferme, lat. firmus), fest,
Festäng (frz. festin), Festgelage.
Festivität, Festlichkeit.
Fidûz, Vertrauen,
Filû (frz. filou), Heimtücker.
filuisch, heimtückisch.
Fisil, Fisel (span. fisil, geringfügig),
Kleinigkeit.
et fiselt, es fällt Staubregen.
Fisematäntchen (ital. fisima, Grille),
Umschweife.
Flambau (frz. flambeau), Fackel.
flankêre (frz. flaner), schlendern.
Flett (span. fleta), Nelke.
florêre, blühen.
foschêre (frz. forcer), erzwingen.
frikasêre, ordentlich hernehmen.
Fudderâsch (frz. fourage), Nahrung.
Funtain, Springbrunnen.
Furnûß (frz. fournaise), Küchenherd.
fûtele, fûdele (frz. faute), betrügen.
futtere (frz. foudroyer), schelten.
Gadderob, Kleiderzimmer, Kleider-
Granêrung, Besatz. [schrank.
granêre, besetzen. [Mensch.
Habilius (frz. habile), ein verrückter
Habitche (frz. habit), Kleid.

Hantêr, Handhabung.
hantêre (frz. hanter), handhaben.
hantêrlich, handlich.
Hasâtche (frz. hasard), tolles Ver-
Haselêr, Verschwendung. [gnügen.
haselêre (frz. hasarder), vergeuden.
Hokespokes (hoc est corpus), Gaukelei.
hôsch (engl. hush = pst!), leise; nach
andern von hören.
Huppes spille (frz. haut-bas), Kinder
hochheben und niederlassen.
Hüssje, Gerichtsvollzieher.
inspirêre (frz. inspirer), begeistern.
jüstemang, eben.
Kabaß (span. cabazo), geflochtene
Strohtasche.
Kaduck (frz. caduc), kleinmütig.
Kall (span. cala), Dachrinne.
Kalle (engl. call), sprechen.
Kamell (frz. caramelle), dat
Klömpche; im Hochdeutschen fehlt
dafür eine Bezeichnung.
kampêre, übernachten. [senleder.
Kamunsledder (span. gamuza), Gem-
Kanalje (frz. canaille), Pöbel.
Kantôr (fz. comptoir), Schreibstube.
Kantoriß, Kaufmannsschreiber.
Kapensche (holl. kabuis, engl. cabin),
enges Gemach. [reiten.
Karessell (frz. carroussel), Ringel-
Karfingche (frz. carafin), Öleinsatz.
Kasack (span. casaca), Überkleid.
Kaschöttche (frz. cachot), Gefängnis.
Kaschulêr, Schmeichelei.
kaschulêre (frz. cajoler), schmeicheln.
Kases, Fall.
kavêre, gutsagen, bürgen.
Kavent, Bürge. [Kleinigkeit.
Kickschoserey (frz. quelque chose),
Klau (engl. claw), Pfote.
Klick (frz. clique), Partei.

Klôr (frz. couleur), Farbe.
Klüster, Einsiedlerwohnung.
Kniep (engl. knife), Taschenmesser.
knuffele (engl. knubble), drücken.
Knünch (canonicus), Stiftsherr.
Kollet (frz. collet), Jacke.
Komkommer (frz. concombre), Gurke.
Kommang (frz. comment), Art und Weise.
Köppche (frz. coupe, engl. cup, holl. koopje), Obertasse.
Kôr (frz. corps), Pöbel.
korrischêre, verbessern.
kotörsche (span. colofre), Fläschchen.
Kripêre, 1. vom Tier verenden, 2. vom Geschoß platzen.
Kubegat (frz. corps de garde), Gesindel.
Kufetôr (frz. couverture), Buchumschlag.
kujenêre (frz. cojonner), übel behandeln.
Kujon (frz. cojon), Taugenichts.
Kumede, Lustspiel.
Kumediant, Schauspieler. [ofen.
Kumfôr (holl. komfoor), Küchen-
kumfus (frz. confus), verwirrt.
Kumedêr, gebieterischer Ton.
Kumité, Ausschuß.
kummedêre, gebieten.
Kumod, Schubladenkasten.
kumod, bequem.
Kumpanie, Gesellschaft.
Kumpanjong, Teilhaber.
Kumpâr (frz. compère), Gevatter.
Kumpäsch, Gevatterin.
Kumplement, Gruß, Artigkeit.
Kumplett (frz. complet), vollständig.
Kumpliet, Abendandacht.
Kuneep, 1. die Kladde, 2. der Ent-
kundemnêre, verurteilen. [wurf.

Kundewitte (frz. conduite), feines Benehmen.
Kunsât, Tonkunstvortrag.
kunsemêre (frz. consumer), ver-
kunsens, Erlaubnis. [brauchen.
kunsternêt (frz. consterné), verwirrt.
kuntant (frz. content), vertraulich.
Kuntenanz (frz. contenance), Fas-
Kuntor, Schreibstube. [sung.
Kuntoriß = Kantoriß.
Kuntroll, Aufsicht, Nachrechnung.
kupelêre (frz. copuler), trauen (Hei-
Kurant, gangbare Münzen. [rat).
Kuräsch, Mut.
kureck (frz. correct), fehlerlos.
kurjos, wunderlich.
kusche, zur Ruhe bringen.
laberêre (frz. laburer), Not leiden.
Lampett (frz. lampée, Humpen; lamper, austrinken), Waschwasserkanne.
Lappörche (frz. labour), Kleinigkeit.
Lavor (frz. lavoir), Waschbecken.
Lazêr (frz. lascatif), Abweichen.
Livverei (frz. livrée), Bedientenkleidung.
Lodderânsdösche (frz. l'eau de la reine), Riechdöschen. [gehen.
loren (frz. leurer, engl. lure), hinter-
Loschement, Unterkommen.
Lumbad (frz. lombard), Pfandhaus.
Luschi, Wohnung; luschêre, wohnen.
Mâl (lat. merula), Schwarzdrossel.
malätzig (frz. malaise), mager.
manglêre, fehlen.
Mankementche (frz. manquement), Fehler.
marôt (frz. marode), unwohl.
Masôr (frz. ma soeur), die älteste
Materjâl, Stoff. [Schwester.
matsche (engl. to mach), beschmutzen.

Mäzerbise (frz. bise), Hagelschauer.
Melekatömmelche, Melekatung, Melekatus (span. melocaton), Pfirsiche.
menen (span. menos), weniger.
Meubel, Hausgeräte.
Mibezing, Millezing, Arznei.
moderêre, mäßigen.
Modzacker (frz. sacré mort de dieu), Ausruf der Verwunderung.
Modzinter (frz. mort saint nom de dieu), Empfindungswort des Zornes.
Moleste, Beschwerden; molestêre, belästigen.
Monête (frz. monnaie), Gelder.
Morjû (frz. morgue), Totenhaus, Leichenhaus.
Morjû (frz. mort de dieu), Ausruf der Bestürzung.
Mottecopp (span. motes copia), 1. ein geheimnisvolles Buch, 2. ein Schimpfname.
Mungfrâr (frz. mon frère), der älteste Bruder.
Mungstrum, Scheusal.
Musjê, Herr.
oblischêre (frz. obliger), verpflichten.
obenâr, gemein.
Obenêr, Anordnung; obenêre, anordnen.
Ober, Befehl.
opstinât (frz. obstiné), eigensinnig.
Pâf (aus p. a. f. = pastor animarum fidelium; vergl. auch Dom aus D. O. M. = Deo Optimo Maximo und ripsch (verloren) sein aus: R. I. P. S. = Requiescat in pace sancta; alles das scheint eine geistreiche Spielerei zu sein), der Geistliche (jedenfalls wie Pfaffe aus lat. papa).
Pasei (frz. pavé), Straßenpflaster.
passeie (frz. paver), pflastern.
Paijatz (ital. bajaccio), Hanswurst.
Pais mäche (frz. la paix), Frieden machen.
Palljaß (frz. paillasse), Strohsack.
Paraplü, Regenschirm.
parat, bereit.
Parätche (frz. baret), Hausmütze.
Pardung (frz. pardon), Verzeihung.
Parêr (frz. barrière), Schlagbaum.
parêre, gehorchen.
Paresoll, Pattesoll, Sonnenschirm.
partû (frz. partout), durchaus.
Passeletang (frz. pour passer le temps), Zeitvertreib.
Patteschêr (frz. passager), Reisende.
pelle (frz. peler), schälen.
Penôr (frz. peine), Verlegenheit.
persôsch (frz. par force), mit Gewalt.
perplex, verwirrt.
Pêsch (frz. pêche), Pfirsiche.
petit, klein.
Pilaster, Pfeiler.
Plafung (frz. plafond), Zimmerdecke.
Pläsêr, Vergnügen; pläsêrlich, scherzhaft.
plumerant (frz. bleu mourant), mattblau.
Plümm, Feder.
Plümo, Federbett.
pö a pö, nach und nach.
Poäng, Punkt.
Pöll (span. polla, frz. poule), 1. dickes Mädchen, 2. junges Huhn.
Positor, Haltung, Stellung; postêre, aufstellen.
Potteschäs (frz. porte-chaise), Tragstuhl.
pôver, ärmlich; Pôvretêt, Armut.
Prakesêr, Überlegung, prakesêre (frz. practiser), nachdenken.
Predulje (frz. bredouille), Verlegenheit.

Present, Geschenk; Presentche, kleines
Geschenk. [eilig.
Pressêr, Eile; pressêre, eilen; pressêt,
presümêre (frz. présumer), voraus-
setzen.
pretendêre (frz. prétendre), be-
anspruchen.
prîm sin, der erste sein.
Prîm (praemium), Belohnung.
Prîs, etwas Schnupftabak; prîse,
schnupfen.
probêre, versuchen, kosten.
Proficiat, zur Gesundheit.
Profit, Nutzen; profitêre, Nutzen
Proß, Wohl bekomme es. [haben.
Prumenad, Spaziergang; prumenêre,
lustwandeln.
Pruviant, Mundvorrat.
Pruvîser, Apothekergehülfe.
Pukal Prunkbecher.
pumâdig, bequem, gemächlich [mann.
Pumpjê (frz. pompier), Feuerwehr-
Punjel (Japunjel), Nachtkleid.
pusêre, rasten; pussêre, liebeln.
Pût (ital. puto), Kind.
Quatêr, Wohnung. [fraglich.
Question, Einwendung; questionêt,
quick (frz. quitte, span. quito, lat.
quietus), ohne Verbindlichkeit.
quittêre, bescheinigen.
Rabaljepack (frz. racaille), Gesindel.
Rabau (frz. ribaud, holl. rabauwt),
radikal, völlig. [roher Mensch.
Ramôr (frz. rumeur), Geräusch.
ranschêre, ordnen.
rar, selten.
Râsch (frz. rage), Wut.
Räsong (auch Resung), Vernunft.
Rediküll (frz. ridicule), Täschchen.
regalêre, bewirten.
replizêre (frz. repliquer), entgegnen.

reskêt, gewagt.
resolvêre, sich entschließen. [Pflaume.
Ringelott (frz. reine Claude), grüne
Riputazion (frz. réputation), guter
riputêrlich, ansehnlich. [Ruf.
salvêre, sich retten.
Savotte (frz. savate), Schlappen.
Schabau (aqua sabaudica), Brannt-
wein. [bänkchen.
Schabellche (frz. escabelle), Fuß-
Schalusie, Eifersucht; Fensterblende.
Schapo (frz. jabot), Brustkrause.
Schapo (frz. chapeau), Hut.
schapronnêre (frz. chaperonner), be-
scharmant, reizend. [schützen.
Schassewitt (frz. chasser vite), Ab-
weisung. [sing.
Schavu (frz. chou de Savoie), Wir-
Scheni, Schlaukopf.
Schinêr (frz. gêne), Befangenheit.
schinnêre, sich Zwang anthun.
Schmiesche (frz. chemisette), Über-
hemd. [schnürchen.
Schnillje (frz. chenille), Sammet-
schockêre (frz. choquer), beleidigen.
Schurnal, Zeitung; Frauenzimmer.
Schwitt (frz. suite), Anhang.
Schwittjê (frz. suitier), Säufer.
Sertä̂t (frz. serre-tête), Frauen-
mütze.
Sifrang (frz. six francs), Bügelbrett.
simelêre (frz. simuler), sich ver-
Singenal, Zeichen. [stellen.
Söster (engl. sister), Schwester.
Speckspecktiv, Operngucker.
spibêre, befördern.
Spikelêr, Absicht.
spikelêre, ausforschen.
Spikulazius, Zuckerzeug. [klügeln.
spintisêre (lat. pensitare), aus-
Sprûte (engl. sprout), Rosenkohl.

Staat (frz. état), Aufwand; staats, stantepê, stehenden Fußes. [fein.
Statôr (lat. statura), Haltung.
Stellâsch (frz. étalage), Gestell.
straplizêre, strapazêre (ital. strapazzâre), anstrengen.
supplizêre (frz. suppliquer), bitten.
Tabel, Schultasche der Kinder.
Täng (frz. teint), Gesichtsfarbe.
Tât (span. torta, lat. torquêre),
Têk, Ladentisch. [feiner Kuchen.
Tipo (frz. dépôt), Gefängnis.
Törelör (frz. turelure), langweiliges
Tôrt (frz. tort), Qual. [Zeug.
Tôtsch (frz. torche), Fackel.
träcke, ziehen. [halten.
Trakkêr, Bewirtung; traktêre, frei-
Trälje (frz. traillé), Gitterstab.
tranzionnêre (transir), peinigen.
Tribbelêr, Quälerei.
tribelêre (frz. tribuler), verlangen.
em Trôhn (frz. en train de boire), betrunken.
turmentêre (frz. tourmenter), plagen.
unfazäunglich, plump.
unmanêrlich, unfein.
unschinêt, frei.
usspintisêre, nachgrübeln.
Vakanz (frz. vacances), Ferien.
veramaljemêre, verbinden.
verbâs, verbaserig, verbasert (holl. verbas), verlegen.
verdefentêre, rechtfertigen.
verexküsêre, entschuldigen.
verfumfein, verderben.
verfumfeit (engl. forfeit), verdorben.
verhabbele (span. hablar), sich ver-
verjuxe, vergeuden. [schwätzen.
vermäntenêre (frz. maintenir), ein-
verplex, verlegen. [stehen für.
verposementêre, vergeuden.
verschammerêre (frz. aimer, tomber amoureux), sich verlieben.
verschockêre (frz. choquer), unter-
verträcke, ausziehen. [bringen
vexêre, quälen.
vies (holl. vies), Ekel 1. habend, 2. bewirkend.
Vinter Vilje (ad sanctas virgines),
Visâsch, Gesicht. [die Ursulakirche.
Visitt, Besuch.
Voll (frz. voile), Schleier.
vrîet (holl. wreed), abgehärtet.
Vulang (frz. volant), Krause.
Wiel (holl. wiel), Nonnenschleier.
Zackerjû (frz. sacré dieu).[1]
Zackerlôt (frz. sacré bleu).[1]
Zackerment.[1]
Zappermôt (frz. sacré mort), Ausruf des Unwillens. [Tunke.
Zaus (frz. sauce), Salze, Brühe,
Zentôr (frz. ceinture), Gürtel.
Zerjätt (frz. sayette), Strickgarn.
Zerwijätt, Mundtuch.
Zimpatie, Teilnahme.
Zizîs (frz. saucisse), Bratwurst.

1) Ausrufe der Freude und des Zornes; auch Fluchwörter.

(Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Sprokenkreuz.

Von befreundeter Seite wird mir folgendes mitgeteilt: In der Lausitz, in Pommern u.s.w. bestand ehedem die Sitte, daß an der Stelle,

wo man einen Ermordeten oder Verunglückten gefunden hatte, jeder Vorübergehende einen Baumzweig niederlegte und dazu ein Gebet sprach, so daß dadurch mit der Zeit ein großer Reisighaufen entstand. Die Reiser hat man wohl ursprünglich kreuzweise gelegt, und diesen Kreuzen den Namen Sprokenkreuze gegeben.

Über Sinn und Ursprung des Wortes Sproken befragt, konnte ich nur die Auskunft geben, daß Sproken mit der älteren Form sprock identisch zu sein scheine. Nach Adelung W. B. 1808 ist sprock adj. und adv. niederdeutsch, bedeutet spröde, zerbrechlich, so daß dergleichen Weiden Sprockweiden genannt werden. Adelung verweist auf den nahe verwandten Ausdruck die Sprücke pl. Sprücken, Diminut. das Sprückchen, womit z. B. in der Gegend von Schkeuditz „unförmliche Grasflecke“ bezeichnet werden, „welche jeder Nachbar von einem Gemeindestücke zu seinem Anteile eingeräumt bekommt, mit den Hauptstücken nicht zusammenhängen, doch aber mehrenteils durch einen Graben abgesondert sind. Sie werden auch Brüche, an anderen Orten aber Breitchen und Folgen genannt. Sprücke, Bruch und Sprock sind Wörter eines Geschlechts und bedeuten eigentlich abgebrochene, figürlich aber auch kleine durch Teilung entstandene Stücke.“ Soweit Adelung. Das alles paßt trefflich zu der obigen Mitteilung. Demnach wären Sprokenkreuze Kreuze, die aus abgebrochenen Zweigen, flüchtig abgerissenen Ästen gebildet werden; in Kreuzesform legt man sie, um anzudeuten, daß dort ein Christ plötzlich starb, für dessen Heil man betet.

Verwiesen sei noch auf den Ausdruck Sprocke oder Sprakwürmer, womit die Larven der Köcherjungfern, Wassermotten oder Frühjahrsfliegen (z. B. Limnophilus rhombicus) bezeichnet werden; sie sind raupenartig, mit büschelförmigen Kiemen versehen und bewohnen das Wasser in selbstverfertigten, mit Steinchen, Muscheln, Tannennadeln, Holzsplittern u.s.w. bedeckten Röhren. Also auch hier Sprocke = Bruchstück.

Vermag jemand über Sitte und Ausdruck aus alter oder neuer Zeit oder über den Ursprung des Wortes Sproken weiteres anzugeben, so wäre ich herzlich dankbar.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

2.

Begonnte. Vergl. Ztschr. 14, 337; 15, 320.

Zu Dr. Karl Müllers Nachweisen unsicherer Präteritalformen möchte ich für die Form begonnte noch verweisen auf die Stelle im Faust I. Teil (Faust und Gretchen im Garten), wo Gretchen sagt:

Gesteh' ichs doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu Eurem Vorteil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte. —

So auch schon im Urfaust (Erich Schmidt, Weimar 94 S. 59); ferner auch in Adelungs Wörterbuch (Ausgabe Wien 1808 mit Soltaus Beiträgen von Schönberger): Beginnen, verb. irreg. Imperf. ich begann oder begonnte, Particip. begonnen oder begonnt. Man ersieht daraus, daß damals sowohl im Präteritum wie im Participium beide Formen noch nebeneinander üblich waren. Unter den Belegen giebt Adelung drei Beispiele mit begann: eins aus Haller, zwei aus Wieland; eins mit begonnte aus Gellert: Eh' ich zu seyn begonnte.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

3.

Zu XIV, 309 flg. der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht.

Bei C. F. Meyer II, 375 ist „läßlicher Fehl" nichts anderes als ein Fehler, der in der „Läßlichkeit" des Fehlenden seinen Grund hat, der aus Indifferenz hervorgeht. Ein „läßlicher Friede" I, 343 kann doch nur bedeuten: „ein Friede, den man zulassen, annehmen kann". II, 142 wird ein Ereignis nicht als Staatssache, sondern als „läßliche Familienangelegenheit" behandelt; der Gegensatz zeigt, daß „läßlich" hier bedeutet: „etwas, was nicht so streng genommen zu werden braucht, da es die Interessen des Staates nicht berührt, für ihn indifferent ist".

„aus dem Mittel heben" scheint mir eine unbewußte Nachbildung des lateinischen „e medio tollere".

„spannen" in der Bedeutung „gespannt sein" ist mir aus der Studentensprache in Göttingen durchaus geläufig.

Wenig einverstanden bin ich mit dem, was Wülfing zu „ungezählt" bemerkt. Schon „daß dieses unselige 'ungezählt' von den Besten angewandt wird", sollte ihn doch stutzig machen und ihn davon abbringen, einen nutzlosen Kampf dagegen zu führen. Wenn er aber gar statt der „ungezählten Stufen einer Wendeltreppe" einsetzen will: „die zahlreichen Stufen", mit der Begründung, „auch 'unzählbar' und 'zahllos' sagten viel zu viel", so zeugt das von einer einseitig verstandesmäßigen Auffassung, die gerade hier dem Gedanken nicht gerecht wird. Man vergleiche übrigens die genau entsprechende Entwickelung im Griechischen und Lateinischen, z. B. ἀναρίθμητος, invictus und viele andere, um zu der Einsicht zu kommen, daß mit dem rein verstandesmäßigen Denken eine sprachliche Erscheinung nicht richtig beurteilt werden kann.

Bei „zürnen" hätte wohl auf die mhd. Beispiele des transitiven Gebrauchs hingewiesen werden können. Immerhin zeugt der Umstand,

daß, soweit ich sehe, nur Beispiele mit „es" belegt sind, dafür, daß diese transitive Fügung überall auszusterben im Begriffe ist. Ein Neutrum des Pronomens hält sich, wie auch aus anderen Sprachen bekannt, am ersten im Accusativ als Rest einer sonst untergegangenen Konstruktion.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

Franz Schnedermann, Die deutsche Nationallitteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhange mit der Sittengeschichte dargestellt. Leipzig 1899. 8°. IV, 139 S.

„Schon wieder eine deutsche Litteraturgeschichte!", so wird vielleicht mancher, den Kopf mißmutig schüttelnd, sagen, wenn er den obigen Titel sieht und an die große Zahl deutscher Litteraturgeschichten denkt, die dem genannten Werk an Umfang etwa gleichen. Dem wäre das Wort eines bekannten Geschichtsforschers — irre ich nicht Karl Biedermanns — entgegenzuhalten: die Geschichte müsse etwa alle 30 Jahre neu geschrieben werden. Daß dies so gut von der Weltgeschichte wie von der der Litteratur gilt, wird niemand leugnen wollen. Welt und Forschung stehen nicht still, und unter Berücksichtigung neuer Ergebnisse erscheinen auch alte Thatsachen oftmals in neuer Beleuchtung. Aber auch Begriffe und Maßstäbe, mit denen wir das Überlieferte messen, wandeln sich: und so hat jede Zeit das Recht, die Vergangenheit von ihrem Standpunkte aus zu beurteilen. Somit wäre also auch dem vorliegenden Werke seine Berechtigung nicht abzusprechen, wenn es eine Litteraturgeschichte wäre. Aber eine solche im landläufigen Sinne ist es gar nicht. Dem Verfasser kommt es nicht sowohl darauf an, die hundertmal zusammengestellten Namen, Thatsachen und Daten der deutschen Litteratur zum hundertunderstenMale möglichst vollständig, knapp und übersichtlich — vielleicht nach neuen Gesichtspunkten — zu ordnen; er will vielmehr einen Gang, eine Wanderung durch unser Schrifttum unternehmen und dabei dem inneren Zusammenhange nachspüren, der etwa zwischen mehreren oft zeitlich und räumlich weit getrennten Erscheinungen besteht; dabei sucht er die Beziehungen zwischen Litteratur und jeweiliger Sitte klarzulegen; und so will er gelegentlich dieses Ganges die Frage beantworten: ob dieser innere Gang durch das Labyrinth der Jahrhunderte doch schließlich nach oben führt. Dabei legt er zugleich Nachdruck auf den Begriff des Nationalen. Weit entfernt von dem heute vielfach beliebten Grundsatz der Forschung, den man in die Worte Alexander Popes zusammenfassen kann: Whatever is, is right, sucht er

vor allem das hervor, was in unserm Volks- und Schrifttum von alters her echt germanisch, echt deutsch ist, um dies liebevoll und eingehend zu betrachten. Niemand wird leugnen, daß es dessen in unserer Litteratur zu allen Zeiten genug gegeben hat, trotz starker Modeströmungen in jedem Jahrhundert; niemand wird in Abrede stellen, daß diejenigen Dichtungen und Schriftwerke dem ewig und unvergänglich Gültigen am nächsten kommen, bei denen das echt Deutsche von der jeweiligen Mode am wenigsten verdunkelt und überwuchert wird, daß die Dichtungen, die sich zum rein Menschlichen über das Zufällige emporheben, auch durch alle Zeiten hindurch die Teilnahme der Vaterlandsfreunde erwecken: denn in ihrem innersten Kern bleibt doch die menschliche — also auch die deutsche — Natur die gleiche. Putz und Flitter der Modeströmungen sind das Vorübergehende, Zufällige, Wechselnde; Vergangenheit und Gegenwart zeigen, daß jede Modethorheit die vorhergehende verlacht. Auch Schnedermann berührt dies äußere Beiwerk: man kann ohne dies nicht tiefer in die Sittengeschichte eindringen; aber er bemüht sich den Kern, das Bleibende daraus herauszuschälen und aufzuweisen. Dabei geht er mit großem sittlichen Ernst zu Werke, und das berührt wohlthuend zu einer Zeit, wo viele zu glauben scheinen, Grundsätze und Ton bei Besprechung und Beurteilung von Litteraturwerken könnten nicht leicht genug sein. Vielleicht könnte man Schnedermanns Standpunkt als den deutsch-christlichen, genauer als den deutsch-evangelischen bezeichnen, aber ohne jeden tadelnden Nebensinn!

Das Buch ist demnach grundverschieden von den üblichen Abrissen deutscher Litteraturgeschichte, wie sie Lehrern und Schülern als Handbuch dienen. Damit soll diesen Abrissen ihr Wert und Verdienst nicht abgesprochen werden; sie bieten, was die Schule verlangt: sie machen die heranwachsende Jugend mit den wichtigsten Thatsachen und Daten unserer Litteratur-Geschichte vertraut und geben ihr damit das Gefäß, in welches hernach durch ernstere, tiefergehende Behandlung, sei es auf der Universität, sei es durch eigenes Studium, jedenfalls aber nicht ohne eigenen Anteil und innere Verarbeitung der köstliche Inhalt — der vorher nur mehr geahnt wurde — gegossen werden soll. Und hier setzt als handliches, leicht zu beschaffendes Hilfsmittel Schnedermanns Büchlein ein. Zu dieser Vertiefung und Versenkung in unsere Litteratur will es die Hand bieten; und in der That, da ist es ein vortrefflicher, feinsinniger und zuverlässiger Führer. Trotz aller Bescheidenheit des Verfassers (vergl. Vorwort), trotz vieler Citate, die es anderen Büchern entlehnt, ist es meines Erachtens in hohem Maße selbständig; ich wüßte nicht, woran es in seiner sehr ausgesprochenen

Haltung, in seinem Aufbau, in seinem warmen edlen Ton — Schnedermann weiß zu packen — sich anlehnte: Das alles ist eben das eigene Werk eines Mannes, dem das, was er sagt, in langer Erfahrung inneres Erlebnis geworden ist. Schnedermann setzt also eine gewisse Vertrautheit mit unserem Schrifttum schon voraus, er wendet sich an ernstere, reifere Leser, Menschen, die fähig und gewillt sind, beim Lesen denkend innezuhalten, zu verweilen, um den vom Verfasser angeschlagenen Ton in sich ausklingen zu lassen, den angedeuteten Gedanken weiter zu verfolgen, kurzum in jeder Hinsicht in die Tiefe zu gehen. Zwar weiß er sich von gelehrtem Beiwerk fernzuhalten; er schreibt — oftmals redet er auch den Leser als Hörer direkt an — anregend und fesselnd; aber leicht macht er es seinem Leser nicht immer. In einem müßigen Stündlein, behaglich hingestreckt, ist also mit dem Büchlein nichts anzufangen. Dafür erquickt und erhebt es aber auch und macht einen tieferen, bleibenden Eindruck. Mit umfassender Kenntnis und Belesenheit weiß Schnedermann sicheres Urteil, Klarheit, Schärfe und Weite des Blicks zu verbinden; es ist eine Freude, zu sehen, wie er versteht, die Übergänge und Zusammenhänge herauszuarbeiten, die Höhepunkte in einer litterarischen Bewegung oder im Schaffen eines Mannes hinzustellen. Der Gefahr, sich in Einzelheiten zu verlieren, erliegt er nicht. So können Leser der verschiedensten Geschmacksrichtungen in dem Büchlein Entdeckungen machen; denn auf manche bekannte Thatsache fällt durch des Verfassers Betrachtung neues, überraschendes Licht.

Das Buch hat 12 Abschnitte und schließt mit Schiller. In der älteren Zeit (1. Die ältere Zeit. 2. Die Höhe des Mittelalters S. 1 bis 18) werden nur Karl der Große (dabei das Hildebrandslied), Heliand, Otfried, Gudrun, Wolfram, vor allem Walther ausführlicher behandelt. Das Nibelungenlied und einiges andere wird gestreift, vieles aus jener Zeit überhaupt nicht genannt. Das 3. Kapitel setzt mit Luther ein, neben dem dann aus seinem Jahrhundert noch im 4. Kapitel Hans Sachs und Fischart eingehend besprochen werden (S. 19—38). Die Lücke zwischen Mittelalter und Luther wird durch Kapitel 7 ausgefüllt, welches die Entwickelung des Dramas im Zusammenhang bis Gottsched giebt (S. 63—74). Zwischen dem 16. Jahrhundert und dem 7. Abschnitt steht die ausgezeichnete Schilderung des 17. Jahrhunderts: 5: Der Eintritt einer neuen Zeit mit Martin Opitz; die Rettung des Zusammenhangs im Liede (vortrefflich!) — und 6: Die Sittenschilderer des 17. Jahrhunderts (S. 38 bis 63). Das 8. Kapitel umfaßt die Vorboten des Aufschwungs (S. 74 bis 86). Hier ist besonders die feinsinnige Behandlung Hallers zu rühmen. Dann folgen in großen, ganz vorzüglichen Abschnitten: 9. Klopstock (S. 86 bis 98); 10. Lessing (S. 98—110); 11. Goethe als Lyriker (S. 110—122);

12. Innere Zusammenhänge in Schillers Begriffswelt, Schlußbetrachtung (S. 123—136). Ein Namen- und Sachregister schließt sich an.

Man sieht, wo der Schwerpunkt des Buches liegt: in der Behandlung der Zeit von 1500 bis etwa 1800. Wer will, mag mit dem Verfasser darüber rechten; ich thue es nicht und meine, bei der besonderen Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist es seine Sache, wo er länger verweilen und wie weit er gehen will. Indessen kann ich mich auch bei schnellem Gang durch die ältere Zeit z. B. mit dem bloßen Streifen des Nibelungenliedes nicht befreunden. Nibelungenlied und Gudrun verlangten meiner Ansicht nach auch da eine ihrer Bedeutung in unserem Schrifttum mehr entsprechende Behandlung. Noch weniger kann ich verstehen, daß in der sonst so liebe- und lichtvoll behandelten Zeit von 1500 bis 1800 z. B. Gellert nur gestreift, Herder dagegen nur gelegentlich genannt ist, aber ihm gar keine zusammenhängende Darstellung gewidmet wird: ihm, dem treuen Pfadfinder, dem Weiser neuer Wege, dem feurigen Anreger und Führer zu neuen ungeahnten Zielen, ohne den doch wirklich unsere klassische Dichtung nicht das geworden wäre, was sie ist! Auch Wieland, so wenig er dem Verfasser sympathisch sein mag, durfte nicht fehlen. Nun, ich hoffe, daß sich das Buch im Sinne des bereits Vorliegenden noch auswächst und daß neue Auflagen diese empfindlichen Lücken ausfüllen. Zu wünschen wäre es von Herzen; aber auch mit den genannten Lücken ist und bleibt Schnedermanns Büchlein ein Werk, das niemand, der es gründlich gelesen hat, ohne Befriedigung aus der Hand legen und zu dem er gern wieder greifen wird. Ein paar Angaben, die sachlich zu berichtigen sind (z. B. S. 28 und 29), vermögen den Wert des sorgfältig gedruckten und geschmackvoll gebundenen Buches nicht zu schmälern. Erwähnt mag noch werden, daß Schnedermann nicht nur über die Dichter redet, sondern sie auch in sehr gut ausgewählten Proben selbst zu Worte kommen läßt; er thut das nicht nur bei seinen offenbaren Lieblingen, wie Luther, Simplicissimus, Paul Fleming, Volkslied, sondern auch bei meist nur dem Namen nach bekannten, z. B. Philander von Sittewald (S. 61), Lohenstein (71 flg.), Abschatz (S. 79) und Besser (S. 80). Eine Menge metrischer Bemerkungen, die von feinem Verständnis und von Vertrautheit mit diesem schwierigen Gegenstande zeugen, sind in dem Buche verstreut, das übrigens in seinen gelegentlichen bibliographischen Notizen auf eine Anzahl älterer, zum Teil jetzt schon recht versteckter und fernliegender Quellenwerke hinweist; ihre Zusammenstellung würde sich in einer Neuauflage ebenfalls empfehlen.

Als Probe folge hier noch die schöne Stelle über Rudolf Hildebrand, den Schwiegervater des Verfassers (S. 44): „R. H. brachte zum Nacherleben der inneren Bedingungen des Volksliedes die sittliche Grund-

stimmung mit, ohne die man diesem Gebiete überhaupt fernbleiben soll: die Reinheit eines Herzens, das jauchzen konnte über jeden Beweis sittlicher Hoheit und Gesundheit in diesen Offenbarungen des Volksgeistes als über einen Beweis der Gegenwart des heiligenden Gottes im ungekünstelten Volksleben selbst, während ebendasselbe Herz unaussprechlich litt, wo es den Spuren des Unheiligen und Bösen begegnete. Von hier aus erschloß sich diesem einzigen Manne, dem bei solchem Kindessinn zugleich ein zartes Dichtergemüt gegeben war, die leisefte Bewegung in der Geschichte des Poetischen selbst wie in der Geschichte der das Handeln des Volkes bestimmenden Anschauungen, die Bedeutung der Sitten wie der Sprechweise, der Einfluß altgegebener Bilder wie wechselnder Zeitbegriffe, die Überlieferung der Stoffe und der Wandel im Text und innerer Haltung des Liedes. Welche Freude, wenn es zur Wahrheit würde, das, was er samenkorngleich in die Herzen vieler Hörer gelegt, als auch ein 'Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes' im Drucke vorliegen zu sehen!" — Es ist unterdessen zur Wahrheit geworden durch die von Georg Berlit herausgegebenen Vorlesungen Hildebrands: Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds, Leipzig, 1900. —

Möchte Schnedermanns „Gang" die wohlverdiente weite Verbreitung finden!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Georg Berlit, Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Sammlung Göschen, Bd. 7. 1900.

Mit Freuden sieht man, daß die Sammlung Göschen sich bei der nötig gewordenen Neubearbeitung entschloß, dem 16. Jahrhundert mehr Raum zu gewähren als früher. So wurde eine dem modernen Schulbedürfnis angepaßte Behandlung dieser wichtigen Zeit ermöglicht, und der kraftvollen Gestalt Martin Luthers konnte ein Bändchen gewidmet werden. In Prof. Georg Berlit fand die Verlagshandlung einen trefflich geeigneten, auf dem Gebiete deutscher Sprache und Litteratur bewährten Bearbeiter. Durch eine stattliche Reihe von Schriften führt uns das vorliegende Bändchen Luther als Reformator und als Mensch vor. Zwar verzichtet Berlit sowohl auf eine Biographie Luthers wie auf Abdruck eines längeren Abschnittes der Bibelübersetzung — beides meiner Ansicht nach mit Recht. Die Lutherbibel ist ja in jedem deutschen Hause zu finden; auch gute Bücher kleineren oder größeren Umfanges über Luthers Leben sind weit verbreitet oder leicht zugänglich. Aus letzterem Grunde war auch der Abdruck einer der drei reformatorischen

Hauptschriften des Jahres 1520 nicht unbedingt nötig, da Proben aus ihnen in den üblichen weit verbreiteten Lesebüchern stehen. So wurde Raum gewonnen für die wichtigen sprachgeschichtlichen Einleitungen, ohne die man bei Luther, dem Beginne unserer neuhochdeutschen Zeit, gar nicht auskommen kann. Auf diesem überaus schwierigen Gebiete hat die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte eifrig gearbeitet, und es galt, die Ergebnisse dieser sowohl sehr in die Tiefe wie auch in die Breite gehenden Forschung in knapper, übersichtlicher Form zusammenzufassen. Daher liegt in diesen Einleitungen, zumal in den großen am Anfang (1. Luthers Stellung in der deutschen Litteratur. 2. Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache im 14. und 15. Jahrhundert. 3. Luthers Verdienst um die Ausbildung der neuhochdeutschen Gemeinsprache. 4. Latein und Volkssprache im 14. und 15. Jahrhundert. 5. Luther als deutscher Klassiker. 6. Die Bibelübersetzung), ein sehr wesentlicher Teil der Arbeit und des Verdienstes des Herausgebers; denn es ist nicht jedermanns Sache — selbst unter denen nicht, deren Studium und Lehrgegenstand deutsche Sprache und Litteratur sind —, weitschichtige wissenschaftliche Werke über Sprachgeschichte durchzuarbeiten. Unterscheidet sich schon so Berlits Lutherbändchen ganz bedeutend von anderen Schulausgaben Lutherscher Schriften, so gewinnt es einen weiteren eigenartigen Reiz durch die getroffene Auswahl. Durch Wegfall einer der drei oben erwähnten Hauptschriften gewann der Herausgeber Platz für das köstliche Sendschreiben an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen errichten sollen (1524; gekürzt S. 66—89). Es ist die einzige größere Schrift Luthers in dem Bändchen. Mit aufrichtiger Bewunderung liest man immer wieder diese machtvoll aufgebaute Schrift, die den Bedenken und Hindernissen, die Luthers Plan etwa begegnen könnten, so gründlich auf den Leib rückt, daß sie in nichts zerfließen und auch gar nichts mehr von ihnen übrig bleibt. Und welches Behagen erregt noch heute die von Leben, Frische und Humor strotzende Art, wie Luther sein Anliegen vorträgt! Auch die gelegentlichen grobianischen Stellen heute nicht mehr üblicher Derbheit passen so in den Rahmen, daß man sie nicht missen möchte. Das ist packender Volksstil! Luther tritt hier vor uns als der Begründer des deutschen Schulwesens, der Reformator, der von strengster höchster Sittlichkeit durchdrungene Mensch, der mitten unter den Seinen stehende Volksmann und Volksschriftsteller. — Auch dem Lebenswerk Luthers, seiner Arbeit an der deutschen Bibel, ist ein wichtiger Abschnitt (S. 21—55) gewidmet. Berlit hat hier feinsinnig die Schriften zusammengestellt, die uns Luthers Verhältnis zur Muttersprache, das unablässige schwere Ringen des Geistes- und Sprachgewaltigen nach sprachlicher Vollendung, seine Liebe zu ihr und zu

deutschem Wesen zeigen. Hier tritt uns auch, abgesehen von dem klassischen Briefe vom Dolmetschen (1530; Berlit S. 21—31), manch rührender, liebenswürdiger, ja ergreifender Zug entgegen. An die berühmte Stelle im 1. Faustmonolog gemahnt es uns, wenn Luther in der Vorrede auf das Alte Testament 1523—1545 (Berlit S. 39) sagt: „Ich meynet auch, ich were geleret, vnd weys mich auch gelerter, denn aller hohen schulen sophisten von Gottes Gnaden", und wie goethisch ergreifend berührt uns das Bekenntnis, mit dem er fortfährt: „Aber nu sehe ich, das ich auch noch nicht meyn angeborne deutsche sprach kan". Und so spricht er am Abschluß seiner Lebensarbeit! Es wäre interessant, zu wissen, ob Goethe diese Stellen gekannt hat. — Doch genug der Proben: Berlits Auswahl ist vorzüglich. Auch sonst bietet sie noch manches Prachtstück, z. B.: „Vom Nutzen der Geschichte" (1538), die Auslegung des 101. Psalms (1534), die beweist, welch tiefen Blick Luther in Leben und Treiben der Leute am Hofe gethan hat, endlich fehlen auch nicht: Vorrede zu den Äsopischen Fabeln(1530), einige Briefe, darunter der von köstlichstem Humor übersprudelnde von der Coburg (1530) an seine Tischgesellen, in dem er den Dohlen- und Krähenreichstag unter seinem Fenster mit packender Kraft schildert: ein wahres Musterstück seiner Art. Endlich kommen noch einige Kernstellen aus seinen Tischreden. Welche Vielseitigkeit auch in dem engen Rahmen der Sammlung Göschen! Und welche Einfälle hat Luther in seinem Humor: als Vorläufer des Deutschen Sprachvereins bietet er dem „Meister Klüglingen" (Summarien vber die Psalmen [1533]; Berlit S. 36 flg.) einen Preis von 50 Gulden für die beste Verdeutschung des hebräischen Ausdrucks Chen in der Bibel. Sehr dankenswert ist noch, daß Berlit nicht versäumt hat, das deutsche Kirchenlied Luthers und seiner Zeit, sowie Luthers wichtigsten Gegner Thomas Murner in charakteristischen Proben dem Bändchen einzuverleiben.

Für die Texte greift der Herausgeber gern auf alte Originalausgaben zurück, die er zum Teil auch in ihrer Schreibung wiedergiebt. Gewissenhaft führt er überall seine Quellen und Hilfsmittel an, so daß wir in dem Bändchen eine hübsche kleine Luther-Bibliographie erhalten. Endlich hat er durch reichliche, in ihrer Form knappe sachliche und sprachliche Anmerkungen allenthalben für richtiges Verständnis des Textes gesorgt. Die Zahl der Druckfehler ist nicht groß, gern stelle ich sie sowie einige Stellen, wo ich den Text anders auffassen würde, dem Herausgeber für eine neue Auflage zur Verfügung. Möchte das Bändchen, eine sorgsame, verständnisvolle und trefflich gelungene Arbeit, recht viel benutzt werden: man kann auf Luther den Reformator und Menschen nie genug zurückgehen!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Dr. Max Hodermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Dürrs Verlag, 1901.

Wer eine Reihe von Jahren hindurch den deutschen Unterricht in Sekunda und Prima erteilt hat, wird schließlich an einem Punkte angelangt sein, wo er den zu behandelnden Stoff nach allen Richtungen glaubt erschöpft zu haben und wo es schier unmöglich erscheint, demselben neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Dieses Gefühl der Verlegenheit, um es so zu nennen, macht sich besonders bemerklich, wenn es gilt, neue Themata zu den Aufsätzen zu finden, da es aus mehrfachen Gründen unthunlich ist, dieselben Aufgaben öfter wiederkehren zu lassen. In solcher Lage sind die zahlreich erschienenen Dispositionssammlungen ein Hilfsmittel, zu welchem auch der selbstbewußteste Lehrer, der alles in selbstthätiger Arbeit schaffen möchte, unzweifelhaft gern greifen wird. Recht viele dieser Sammlungen wird er enttäuscht beiseite legen, sie tragen den Stempel der Oberflächlichkeit an der Stirn, sie sind Eselsbrücken für faule Schüler und wollen auch nichts andres sein; andre sind, wie Schultzs „Meditationen", das Resultat langjähriger Arbeit und Vertiefung in den Stoff und darum vortreffliches didaktisches Material für den Lehrer, ein Hilfsmittel zur Vorbereitung für den Unterricht, dessen er sich mit demselben Recht und dem gleichen Nutzen bedienen kann wie etwa der Frick und Polakschen Kommentare.

Der Vorzug dieser nach unserer Meinung nur für die Hand des Lehrers bestimmten Dispositionssammlungen besteht darin, daß sie thatsächlich Neues bieten, neue Themata von fruchtbarem Gehalt und mit neuen Gesichtspunkten, statt alte Ladenhüter in schülerhaft-dilettantischer Weise für den Schülerstandpunkt zu verarbeiten. — Ein solches vortreffliches didaktisches Hilfsmittel für die Hand des Lehrers bieten die Dispositionen von Hodermann, die uns zur Besprechung vorliegen. Wir merken, daß dieselben aus der Praxis eines langjährigen Unterrichts hervorgegangen sind, fast ausnahmslos stellen sich die Themata als selbstgefunden dar, kaum eins von ihnen ist beispielshalber in der so außerordentlich reichen Sammlung von Aufsatzthemen von Berg enthalten. Der deutschen Litteratur sind 80 Themata entnommen; es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie der Verfasser z. B. dem Nibelungenliede, der Gudrun, dem Götz von Berlichingen u. a. neue, Lehrern und Schülern interessante Themata abgewonnen hat; unzweifelhaft steckt in ihnen eine Fülle geistiger Arbeit, die nicht alltäglich ist. Neben den deutschen Klassikern sind auch die Griechen (14 Themata) und Shakespeare gebührend berücksichtigt; zwölf Themata sind allgemeinen Inhalts, 16 Themata sind im Anschluß an den naturwissenschaftlichen und geographischen Unterricht gestellt; zum Teil sind diese von dem Oberlehrer

B. Habenicht-Quedlinburg dem Verfasser zur Verfügung gestellt; sie werden den Lehrern der Physik und der beschreibenden Naturwissenschaften ein angenehmes Hilfsmittel für die sogenannten „kleineren Ausarbeitungen" bieten. — Ist die Sammlung der Themata durch die Neuheit und Originalität der gestellten Aufgaben wertvoll, so verdient auch die Art ihrer Disponierung alles Lob. Die Dispositionen sind logisch klar aufgebaut, sie erschöpfen den Stoff und gehen doch nicht so auf Einzelheiten ein, daß dem Benutzer jemals die Aufgabe erspart bliebe, das Thema im Unterricht sich selbst wiederum zu verarbeiten; schon dadurch ist der Möglichkeit vorgebeugt, daß die Sammlung jemals zu einer in Schülerkreisen „mit Recht geschätzten" — Eselsbrücke wird.

Druckfehler und sonstige störende Äußerlichkeiten sind uns nicht aufgefallen; der Druck und die Anordnung ist übersichtlich und wohlgefällig, die Ausstattung dem anerkannten Verlage angemessen. Allen Fachgenossen sei das Buch auf das wärmste empfohlen.

Wernigerode a. H. Prof. Dr. **Drees.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 22. Jahrgang. 1901. Nr. 7. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesanges, bespr. von Panzer. — Schönbach, Die älteren Minnesänger, bespr. von Panzer. — Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde, bespr. von Drescher. — Klenz, Die deutsche Druckersprache, bespr. von Behaghel. — Arnold, Die deutschen Vornamen, bespr. von Behaghel.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 16. Jahrgang Nr. 7/8. Zur Fest- und Tagesordnung der Hauptversammlung in Straßburg i. E. — Dieses Mediziner-Deutsch! Von Sanitätsrat Dr. Ernst Graef. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 4. Jahrgang 1901, VII. und VIII. Bandes 5. Heft. I. Abteilung (7. Band): Vergils Äneis im Lichte ihrer Zeit. Von Professor Dr. Eduard Norden in Breslau. (Schluß.) — Die Vorgeschichte der Zauber- und Hexenprozesse im Mittelalter. Von Archivar Dr. Josef Kaufmann in Magdeburg. (Schluß.) — Deutsche Wörterbücher. Von Privatdozent Dr. Wilhelm Horn in Gießen. — Über das Verständnis von Kunstwerken. Von Professor Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — II. Abteilung (8. Band): Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung. Von Professor Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Grammatische Zukunftsgedanken. Von Oberlehrer Dr. Armin Dittmar in Grimma. — Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Von Oberlehrer Dr. Walther Hoppe in Löbau i. S. (Fortsetzung.)

—— VII. und VIII. Bandes 6/7. (Doppel-)Heft. I. Abteilung (7. Band): Angeln und Warnen. Die Entstehung des thüringischen Stammes. Von Dr. Ernst Devrient in Saalfeld a. S. — Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin. Von Professor Dr. Thaddäus Zielinski in

St. Petersburg. — II. Abteilung (8. Band): Asklepios. Eine Schulrede. Von Oberlehrer Dr. Johannes Ilberg in Leipzig. — Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung. (Schluß.) Von Professor Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. (Schluß.) Von Oberlehrer Dr. Walther Hoppe in Löbau i. L. — Deutsch-Ostafrika in Wort und Bild. Ein Lichtbildervortrag. Von Direktor Dr. Harry Denicke in Rixdorf.

Neu erschienene Bücher.

Wilhelm Idel, Gestalten und Bilder. Dichtungen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, 1900. 142 S.

Karl Hessel, Der erste Leseunterricht muß umkehren! Sonderabdruck aus der „Mädchenschule", 1901, mit einem Vorworte von Wilh. Vietor. Bonn, A. Marcus u. E. Weber, 1901. 31 S.

Dr. Gotth. Bötticher u. Dr. Karl Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. IV, 3. Klopstocks Messias und Oden. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1901. 136 S.

Ernst Linde, Kunst und Erziehung. Leipzig, Brandstetter, 1901. 272 S.

Karl Hessel, Schreib- und Lesefibel auf phonetischer Grundlage. 3. Aufl. der Fibel von Hessel u. Böttner. Bonn, A. Marcus u. E. Weber, 1901. 92 S.

Dr. W. Reim, A. Pickel u. E. Scheller, Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts nach Herbartischen Grundsätzen. III. Teil. Das 3. Schuljahr. 4. Aufl. Leipzig, H. Bredt, 1901. 235 S.

Dr. Wilh. Ebrard, Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. II. Teil. Jahresbericht des Kgl. Alten Gymnasiums in Nürnberg. 1901. 31 S.

Dr. Fritz Hofmann, Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht an den Mittelklassen höherer Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 62 S.

Dr. Ernst Brandes, Aus Fritz Reuters Leben. II. Teil. Strasburg Wpr., A. Fuhrich, 1901. 70 S.

M. Griep, Bürgerkunde. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1901. 203 S.

Ferd. Schöningh, Ausgaben deutscher Klassiker. Aus Schillers prosaischen Schriften. I. Für den Schulgebrauch eingerichtet von Prof. M. Schmitz. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 170 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Ferd. Schöningh, Ausgaben ausländischer Klassiker. Shakespeares Macbeth, herausgegeben von Prof. Hense. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 127 S. Preis 1 M. 40 Pf.

Richard Ackermann, Lord Byron. Heidelberg, Karl Winter, 1901. 188 S. Preis geb. 3 M.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 9. verbesserte Aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 495 S.

P. Tesch, Deutsche Sprachgeschichte und Sprachlehre. Halle a. S., Pädagogischer Verlag von Herm. Schroedel, 1901. 404 S.

Prof. Dr. Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. 4. verb. Aufl. Berlin, Georg Bondi, 1901. 192 S. Preis geb. 2 M.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Ehrgeiz und Liebe in Schillers Dramen.

Eine Schillerstudie von Prof. Dr. **Adolf Strack** in Gießen.

(Schluß.)

Der Wallenstein verhält sich zum „Fiesko" wie der Mann zum Jüngling. Trotz aller menschlichen und künstlerischen Reife und Klärung, die uns in der neuen Dichtung mit Bewunderung erfüllt, die höchst individuellen Züge des Fieskodichters kommen unverkennbar wieder zum Vorschein. Fassen wir zunächst die Gestalt des Helden ins Auge. Zum richtigen Verständnis derselben ist es vielleicht gut, sich vorher die Züge zu vergegenwärtigen, die Schiller in dem historischen Wallenstein zu erkennen glaubte. In der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" heißt es von ihm: „Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden".[1]) Diese Kränkung widerfuhr ihm durch seine Absetzung auf dem Kurfürstentage zu Regensburg. Er zog sich, Rache brütend, ins Privatleben zurück. „Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben — — — brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. — — — Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen. — — — Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung."[2]) Die Zeit der Rache kommt endlich; man bedarf seiner; er erhält von neuem seine Feldherrngewalt mit unerhörten Vollmachten; der Plan zur künftigen Empörung ist entworfen; es gilt eine Königskrone zu erringen; der große Mann wird zum Verbrecher. „An dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. — — — Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vorteils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte."[3]) Dies geschah in Pilsen. Das Verhängnis geht seinen Gang; Wallenstein wird getötet. „So endigt er in einem Alter von fünfzig Jahren sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt,

1) I. Teil, Buch 2. Werke (ed. Bellermann) 7, 153.
2) II. Teil, B. 3. W. 7, 264 flg. 3) II. Teil, B. 4. W. 7, 359 flg.

bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswert, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte."[1])

Die hervorgehobenen Charakterzüge finden wir wieder in dem dichterischen Bilde Wallensteins. Die Leidenschaft, von der er beherrscht wird, ist sein Streben nach Größe, sein Ehrgeiz; durch Rachsucht verstärkt, wird er zur „Flamme, die verheerend rast". Von der Zeiten Gunst emporgetragen, hatte „des Glückes abenteuerlicher Sohn" der Ehre höchste Staffel rasch erstiegen. „Und ungesättigt immer weiter strebend" fällt er „der unbezähmten Ehrsucht Opfer" (Prol. V. 91 flg.). Wie Fiesko verlockt ihn der Glanz einer Krone, und in ähnlicher Weise wie jener in seinem zweiten Monolog weiß er sein Gewissen zu beruhigen. Gräfin Terzky stellt ihm vor:

Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen;
Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil. (W.s Tod I, 7.)

Wie sehr dies im Sinne Wallensteins gesprochen ist, zeigt die Art, wie er später sein Thun vor Max zu rechtfertigen sucht (Tod II, 2): „Was thu' ich Schlimmres, als jener Cäsar that, des Name noch bis heut das Höchste in der Welt benennt?" Wir wissen, wie sehr der junge Schiller schon Cäsar verdammte, da Ehrgeiz die Quelle seines Handelns gewesen sei. In der Quelle, die Schiller bei seinem Fiesko benutzte, findet sich in der Rede Verrinas, durch die er Fiesko zum Handeln zu bestimmen sucht, bereits jene Argumentation: „Cependant ces fantômes d'infamie que l'opinion publique a formés pour épouvanter les âmes du vulgaire ne causent jamais de honte à ceux qui les portent pour des actions éclatantes, quand le succès en est heureux. — — — Et si l'on condamne Catilina comme un traître, l'on parle de César comme du plus grand homme qui ait jamais vécu."[2]) Es ist dieselbe Rede, die Schiller bei dem zweiten Monolog Fieskos benutzt hat. — Wie Karl Moor durch die Verstoßung des Vaters, erhält Wallenstein den entscheidenden Anstoß dazu, die Bahn des Verbrechens zu betreten, durch den Undank und die Verstoßung seines Kaisers. Auch für ihn gelten jetzt die Worte: „Mein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache ist mein Gewerbe". — Ähnlich wie in den Räubern und in Fiesko hat der Dichter neben den Verbrecher, der Ehrgeiz mit wirklicher Größe ver-

1) II. Teil, B. 4. W. 7, 374 flg.

2) de Retz, La conjuration de Fiesque in Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France par Petitot T. XLVI, p. 497. Auch bei Duport du Tertre, dessen Geschichte der Verschwörungen dem jungen Schiller wohl früher zugänglich war als die Retzschen Memoiren, konnte er die Stelle lesen.

einigt, die gemeinen Seelen, die Werkzeuge seiner Politik, gestellt. Alles, was sie sind, verdanken sie Wallenstein, alles, was sie hoffen, erwarten sie von ihm. Wenn sein Vorhaben nicht gelänge, dann wären sie alle ruiniert, wie der Schuldenmacher Isolani gesteht (Picc. I, 1). So sollte auch Sacco die genuesische Staatsumwälzung von seinen Schulden befreien. Und wie Fiesko in der Wahl seiner Mittel keine Bedenken zeigt und dem Mohren die weitgehendsten Vollmachten giebt, so benutzt Wallenstein seinen Illo und duldet, daß er gemeinen Betrug ausübt. Wie den Mohren, so ereilt auch die Terzky und Illo die Vergeltung vor dem Helden, der gleich Fiesko ahnungslos und ohne Erkenntnis seiner Schuld in den Tod geht. Die Vergleichung ließe sich wohl noch weiter durchführen; auch die charakteristischen Verschiedenheiten wären zu beachten; hier würde uns dies zu weit von unserem Thema abführen.

Doch nicht bloß die den Helden beherrschende Leidenschaft, die zur Schuld wird, ist dieselbe wie im Fiesko. Von dem historischen Wallenstein sagt Schiller: „Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Mut, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlen die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben."[1]) In seiner Dichtung hat er diesem Mangel abzuhelfen gesucht. Max und Thekla verdanken solchem Bedürfnis ihre Entstehung. Dem liebenden Paar fällt in dem Gesamtorganismus des Kunstwerkes dieselbe Aufgabe zu wie Amalie in den Räubern und Leonore im Fiesko. Wallenstein ist verheiratet, wie Fiesko. Der ersten Jahre der Ehe denkt seine Gattin noch mit Lust. „Da war er noch der fröhlich Strebende, sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer." Seit dem Tage von Regensburg hat sich das geändert. Was Leonore für ihre Ehe fürchtet, wenn Fiesko Herzog werde, das ist hier eingetreten:

> Was hab' ich nicht getragen und gelitten
> In dieser Ehe unglücksvollem Bund!
> Denn gleichwie an ein feurig Rad gefesselt,
> Das rastlos eilend, ewig, heftig treibt,
> Bracht' ich ein angstvoll Leben mit ihm zu,
> Und stets an eines Abgrunds jähem Rande
> Sturz drohend, schwindelnd riß er mich dahin. (W.s Tod III, 3.)

Das Schicksal der Mutter wird zur schlimmen Vorbedeutung für das Geschick der Tochter. Der Vater hängt an ihr mit inniger Liebe. Als er sie nach langer Trennung in ihrer jungfräulichen Blüte wiedersieht, ist sie ihm ein schön aufgehender Morgenstern, ein Pfand größeren Glücks. Auf ihr Haupt will er den Kranz seines kriegerischen Lebens

1) Dreißigjähriger Krieg II, 4. W. 7, 375.

niederlegen. „Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst, In einen königlichen Schmuck verwandelt, Um diese schöne Stirne flechten kann.“ (Picc. II, 3.) Eine Krone will er auf ihrem Haupte sehen oder will nicht leben (Tod III, 4). Max empfindet es ahnungsvoll, als er sie in dem prächtigen Schmuck der Diamanten sieht, daß die Ehrsucht des Vaters das Glück des Kindes vernichten wird. „Warum auch mußt' er beim Empfange gleich den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer den Engel schmücken!“ (Picc. III, 4.) Und Thekla spricht es in jener entscheidungsvollen Scene dem Geliebten gegenüber aus: „Auch mich wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben hinabziehn.“ (Tod III, 22.) Die Bedeutung der Gestalt Maxens endlich empfand schon Körner richtig, wenn er am 9. April 1799 dem Freunde schreibt: „Wallensteins kalter Ehrgeiz ist anstößig für das Herz, seine Astrologie und das Schwankende in seinem Benehmen für den Verstand. — — — Um uns für ihn zu gewinnen, war Max schlechterdings nötig. Wallenstein verklärt sich in seinem Enthusiasmus.“ Was der Dichter früher durch Frauengestalten erreichte, das leistet hier der jugendliche Freund. Noch ein anderes kommt hierzu. Max ist der Liebling des Gewaltigen. Freudig heißt dieser ihn willkommen, als er ihm die Tochter zuführt. „Stets warst du mir Der Bringer irgend einer schönen Freude, Und, wie das glückliche Gestirn des Morgens, Führst du die Lebenssonne mir herauf.“ Tausende hat er reich gemacht, mit Ländereien beschenkt, mit Ehrenstellen belohnt, ihn hat er geliebt, sein Herz, sich selber ihm gegeben; er war das Kind des Hauses, wie ihm Wallenstein in jener ergreifenden Abschiedsscene vorhält (W. T. III, 18); an Stelle des Sohnes, den ihm das Geschick versagt hatte, war der jugendliche Freund getreten. Und diesen Liebling seines Herzens treibt er selbst in den Tod. Was er ihm gewesen, das sagen uns noch einmal zusammenfassend die trauernden Worte, die er seinem Gedächtnis weiht:

Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend.
— — — — — — — — —
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Das Bild Fieskos an der Leiche der Gattin tritt wieder vor unsere Seele: „Mit wem kann ich meine Herrlichkeit teilen?“ Fiesko meint,

die Vorsehung habe ihm diese Wunde nur geschlagen, sein Herz für die nahe Größe zu prüfen: „Itzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr". Wallenstein erblickt in dem durch seine Schuld veranlaßten Verlust des Freundes den Zoll, den er dem Neide des Schicksals habe bringen müssen. „Abgeleitet ist auf das geliebte reine Haupt der Blitz, der mich zerschmetternd sollte niederschlagen." (W. T. V, 4.) Wie Fiesko überrascht ihn der Tod. Ein Leben wird beiden genommen, das bereits vorher seines schönsten Schmuckes beraubt war. „Was ist ein Leben ohne Liebesglanz?" — So dienen die Gestalten der beiden Liebenden dazu, uns den Helden menschlich nahe zu bringen, sie verleihen seinem Leben jenen Glanz von Schönheit, mit dem der Dichter die Größe zu verklären pflegt, sie stellen zugleich seine Schuld ins hellste Licht, nicht bloß durch ihren Untergang, sondern auch durch ihre Beurteilung von W.s Handlungsweise. Sie erhöhen die Tragik seines Geschicks, lassen aber zugleich seinen Tod als den versöhnenden und erlösenden Abschluß eines Daseins erscheinen, das sich selbst bereits vernichtet hat. Der Staatsaktion, in der die Leidenschaften der Selbstsucht herrschen, ist das Liebesidyll, „der einzig reine Ort, der unentweihte in der Menschlichkeit" (T. III, 7), gegenübergestellt, und beide sind so miteinander verknüpft, daß die Tragödie des „wirkenden und gestürzten Ehrgeizes" zugleich das Liebesidyll in ein Trauerspiel verwandelt. „Die sichere Hütte ihres Glückes" hatten die Liebenden an den Vater, den Freund gelehnt, „gelockt von seiner gastlichen Gestalt"; sie verfällt der Zerstörung:

> Schnell, unverhofft, bei nächtlich stiller Weile
> Gärt's in dem tück'schen Feuerschlunde, ladet
> Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
> Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
> Der wilde Strom in grausender Zerstörung. (T. III, 18.)

Was in den früheren Stücken durch eine Frauengestalt erreicht wurde, dazu dient in dem so viel umfassenderen, stoffreicheren Stück eine ganze Episode.

Bezeichnend ist das Verhältnis des Dichters zu den beiden Teilen seiner Tragödie. Während er wiederholt betont, daß er den Charakter des Haupthelden mit der reinen Liebe des Künstlers traktiere, daß er ihn mit kalter Objektivität behandelt habe, fesselt ihn an Max und Thekla eigne warme Zuneigung; die Liebesepisode erklärt er für den poetisch wichtigsten Teil des Stückes. Was in den Tagen der Räuber und des Fiesko die ganze Seele des Dichters erfüllte und den Jugendhelden jene stark subjektive Färbung verlieh, das ist jetzt zum künstlerischen Objekt geworden. Das leidenschaftliche Streben nach Größe und Ruhm hat sich beruhigt. Aber die Liebe lebt weiter in seinem Herzen. Die Erfüllung der Sehnsucht der Jugend hat die Stärke der

Empfindung nicht geschwächt: was in den früheren Dramen nur ein Traum war, der verlockend vor der Phantasie des Helden schwebte, das ist in der Darstellung des verheirateten Mannes beglückende, selige Wirklichkeit geworden, wenn auch von kürzester Dauer. Die Notwendigkeit, die Liebesscenen in eine besondere Episode zu verweisen, ist somit schließlich in der ganzen menschlich-sittlichen Entwickelung, die der Dichter genommen hat, begründet.

Wer alle diese Zusammenhänge sich klar vor Augen stellt, der wird nicht mehr so leicht zu einer abfälligen Beurteilung der Liebesepisode im Wallenstein geneigt sein; man kann wohl sagen, erst durch sie wird das Stück zu einer echten Geburt Schillerschen Geistes. „Im Ganzen dieses Stückes habe ich mein Wesen ausgesprochen", schreibt Schiller am 31. Januar 1799 an Frau von Kalb. Man wird dieses Wort jetzt verstehen.

Als Schiller den Wallenstein vollendet hatte, sehnte er sich nach einem „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff;" „denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt". (An Goethe 19. III. 99.) Im Mittelpunkt seiner nächsten Dramen stehen Frauen. Sie schließen sich an Wallenstein ähnlich an wie „Kabale und Liebe" und „Don Carlos" an die beiden Erstlingsdramen. Die Leidenschaft, durch die die tragische Verwickelung herbeigeführt wird, ist die Liebe; sie wird, wie vorher der Ehrgeiz, zur sittlichen und tragischen Schuld.

In „Maria Stuart" zeigen uns gleich die Expositionsscenen, wie der Dichter den Charakter seiner Heldin aufgefaßt wissen will. Schwer lastet die Blutschuld der Vergangenheit auf ihr, die sie, „ergriffen vom Wahnsinn blinder Liebesglut", auf sich geladen hatte. Am Jahrestage der Ermordung ihres Gatten tritt sie uns zuerst entgegen, gequält von Gewissensbissen, eine bußfertige Sünderin. Aber von neuem lädt sie Schuld auf sich; das Lebens- und Liebesbedürfnis des Weibes ist wiederum mächtiger als die Würde der Königin. Die Neigung zu Leicester erfüllt ihre Seele; ihm will sie die Freiheit verdanken. Hatte sie einst Elisabeths Herrschaft bedroht, so wird sie nun ihre Rivalin in der Liebe. Ihr Haß gegen die Feindin, ihr Rachebedürfnis wird aufs höchste gesteigert und macht sich Luft in der Zusammenkunft mit der Verhaßten. Daß der Geliebte zugegen ist, erhöht das Gefühl ihres Triumphes. Selbst in dieser großen Scene, die im Mittelpunkte des Stückes steht, redet mehr das Weib als die Königin. An das Weib, „das heiße Liebesbitte rühren kann", wendet sich Mortimer in der unmittelbar folgenden Scene:

Die Krone ist von deinem Haupt gefallen,
Du hast nichts mehr von ird'scher Majestät.
— — — — — — — — — — — — — —
Nichts blieb dir, als die rührende Gestalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt.

Erst angesichts des Todes überwindet sie ihre weibliche Schwachheit. Melvil gegenüber bekennt sie ihre Schuld: „Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt, und Rachgedanken tobten in dem Busen". Aber mehr noch hat sie „durch sünd'ge Liebe (zu Leicester) das höchste Gut beleidigt" (V, 7). Die so vielfach angefochtene Beichtscene ist für die Erkenntnis der Absichten des Dichters die allerwichtigste. Sie enthüllt uns aufs deutlichste das Innere der unglücklichen Königin und zeigt uns, worin die Schuld beruht, die sie in den Tod treibt. Die vor dem Stück liegende Versündigung Marias ist aus derselben Quelle geflossen wie ihr Handeln während des Stückes. Sie geht in den Tod, nachdem sie ihre Schuld, wie Karl Moor, erkannt und bekannt hat. Erst nachdem sich die Läuterung ihrer Seele vollzogen hat, darf sie sich wieder als **Königin** fühlen:

> Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
> Den würd'gen Stolz in meiner edlen Seele. (V, 6.)

Eine letzte, die schwerste Prüfung besteht sie noch in der Zusammenkunft mit Leicester. Auch hier bewährt sie den Wandel ihrer Gesinnung; auch ihm gesteht sie die „besiegte Schwachheit" und sagt ihm ohne Bitterkeit Lebewohl; so stirbt sie, eine Königin, eine Heldin. — Die Liebe ist ihr ein Hindernis auf dem Wege zur Größe gewesen, ebenso wie Don Carlos, und wie dieser hat sie ihre Leidenschaft siegreich überwunden. Ihr Abschied von Leicester erinnert an Karls Abschied von Elisabeth. Sein Wesen „hat ein reines Feuer geläutert"; „keine sterbliche Begierde teilt diesen Busen mehr"; Maria ist „auf dem Wege, von der Welt zu scheiden und ein sel'ger Geist zu werden, den keine ird'sche Neigung mehr versucht". Sie hat „nichts mehr auf der Erden"; alles selbstsüchtige Begehren ist geschwunden; auch Carlos sagt: „Vorbei sind alle meine Ernten".

Als Gegensatz zu Maria in jeder Beziehung hat der Dichter die englische Königin gestaltet. Auf die Details ihres viel komplizierteren Charakters einzugehn, kann hier meine Absicht nicht sein. Nur gewisse Grundzüge seien hervorgehoben. **Elisabeth** will nichts von der Schwäche des Weibes wissen. Ihre Seele ist erfüllt von **Herrschsucht**; ihren Thron will sie verteidigen; und wenn sie nicht tyrannisch regiert hatte, so trägt nur die Sorge um ihren Thron die Schuld daran. Die Blöße ihres Rechts muß sie mit Tugenden bedecken, wie sie in jenem Monolog sagt (IV, 10), der uns einen ähnlichen Einblick in ihr Inneres eröffnet wie die Beichtscene in das Marias. So sehr aber die Herrscherin das Weib in ihr zu unterdrücken strebt, sie ist doch Weib geblieben, vor allem darin, daß sie **liebt**. Als Königin darf sie Leicester nicht an ihrer Seite sehen, als Weib möchte sie ihn nicht missen (II, 9). Daß er

Zeuge ihrer Demütigung durch Maria war, ja, sie veranlaßt hat, ist ihr das Bitterste. Als Maria ihr auch den Geliebten zu rauben droht, ist ihr Schicksal entschieden. Und damit auch das Elisabeths! Sie ereilt das Geschick der Tyrannen — Vereinsamung. Als sie am Schlusse sehnend nach Leicester verlangt, wird ihr die Antwort: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich". Sie selbst hat ihn weggetrieben. Die Herrschsucht hat wieder einmal das Liebesglück getötet, — das alte Thema, allerdings eigenartig nuanciert, entsprechend den anders gearteten Verhältnissen. Die Tragik, die auch hier vorhanden ist, hat einen leichten Beigeschmack von Komik; was früher erschütternd wirkte, gewährt hier eine gewisse Befriedigung, denn dieser Frau fehlt das, was den ehrgeizigen Helden der früheren Dramen zu eigen war, Seelengröße. Wenn uns Marias Geschick an das Karls erinnerte, so gemahnt uns Elisabeth an den spanischen Tyrannen. Auch in Philipp unterdrückt der Herrscher den Menschen, auch er sieht seinen Thron durch den Infanten bedroht, auch ihm tritt der Sohn als Nebenbuhler um die Liebe der Gattin entgegen; auch er bereitet sich selbst das Schicksal der Vereinsamung. Ihm wie Elisabeth bleibt nichts als das Leben; „das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten".

Auch auf den Geliebten Elisabeths fällt ein Schimmer jener Tragik. Sein Ehrgeiz hat ihn gegen Jugend und Schönheit fühllos gemacht; er hat Marias Hand verschmäht und im Dienst der ungeliebten Königin Sklavenketten getragen. Als die geplante Heirat Elisabeths ihn um die Frucht seines zehnjährigen Strebens zu bringen droht, da wendet sich sein Auge „der ersten schönen Hoffnung wieder zu".

> Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
> Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren. (II, 8.)

Er hofft Marias Hand zu erlangen, indem er sie befreit. Aber zum zweiten Male triumphiert die Selbstsucht über die Liebe, als er Mortimer verhaften läßt und sich vor Elisabeth rechtfertigt. Die verdiente Strafe trifft ihn; ihm selbst wird die Vollstreckung des Richterspruchs an Maria übertragen. Als er Maria zum letzten Male gesehen, bricht er zusammen in dem trostlosen Gefühl, sein eignes Glück zerstört zu haben. Seine Liebe hat er verraten, und den Preis seiner Schandthat vermag er nicht zu gewinnen.

Auf Maria Stuart folgt die „Jungfrau von Orleans". Neben die Gestalt des Weibes, dem die Liebe des Mannes ein Bedürfnis des Lebens ist, tritt die reine Jungfrau, die, um eine große Sendung zu vollbringen, der Männerliebe entsagen muß. Das tragische Problem des Dramas ist oft mißverstanden worden; die Beleuchtung, in die es in dem Zusammenhang dieser Betrachtungen tritt, erscheint mir geeignet,

es völlig klar hervortreten zu lassen. Als Johanna den göttlichen Auftrag erfüllt, ihr Vaterland vom Feinde zu befreien, wird ihr die Bedingung gestellt:

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust. (Prol. 4.)

„Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." So hat die Himmelskönigin selbst zu ihr gesprochen (I, 10). Als Montgomery sie „bei der Liebe heilig waltendem Gesetz, dem alle Herzen huldigen", beschwört, seiner zu schonen, erwidert ihm Johanna: „Du rufest lauter irdisch fremde Götter an, die mir nicht heilig noch verehrlich sind." Nicht eignes Gelüsten, — die Götterstimme treibt sie zu blutigem Kampf. So muß der Walliser fallen (II, 7). Als Dunois und Lahire sich um ihre Hand bewerben, weist sie die beiden zurück mit den Worten:

Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte und in eitlem Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren! (III, 4.)

Das ist durchaus keine Überspannung, sondern im Munde dieses Mädchens durchaus innerlich wahr, ebenso wie es unter den gegebenen Voraussetzungen ein sittlich richtiges Empfinden ist. Und nun tritt das Verhängnisvolle, das sie eben noch so entschieden zurückgewiesen, ein; sie empfindet Liebe zu einem irdischen Manne, und sie läßt durch diese eigensüchtige Neigung sich in ihrem Handeln bestimmen. Dieselbe, die erbarmungslos Montgomery getötet hatte, läßt Lionel entkommen. Sie ist ihrer großen Mission untreu geworden; sie hat wider die Stimme der Gottheit gehandelt, deren Willen sie zu vollstrecken hat. Erschütternd spricht sich ihr Schuldbewußtsein aus in dem Monolog zu Beginn des vierten Aufzugs; auch diese Worte sind nicht überspannt, sondern menschlich wahr und sittlich berechtigt. Als Thibaut sie fragt: „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?", muß sie verstummen. Der Himmel selbst scheint ihre Schuld zu bestätigen. Sie muß es dulden, daß man ihr Schweigen mißdeutet; Gott sendet ihr die Prüfung, die sie verdient hat. Der letzte Akt bringt die Läuterung der Heldin. In dem furchtbaren nächtlichen Unwetter findet sie die verlorene innerliche Ruhe wieder; sie ist sich „keiner Schwachheit mehr bewußt". Aber sie muß diesen Wandel ihrer Gesinnung auch durch die That bewähren. Sie fällt den Engländern in die Hände und wird Lionel übergeben. Daß dies für sie noch eine Prüfung ist, beweist ihr Entsetzen, als Isabeau befiehlt, sie zu Lionel

zu bringen. Ihr Verhalten dem früher Geliebten gegenüber zeigt, daß sie ihre Schwachheit wirklich überwunden hat. So neigt sich ihr der Himmel wieder; sie ist wieder die reine Jungfrau, die jedes Herrliche vollbringt. Sie zerreißt die Ketten und entscheidet die Schlacht, in der sie den Tod findet, eine verklärte Heldin. — Johanna ist frei von jedem Ehrgeiz. Es war ein grobes Mißverständnis, wenn man glaubte, sie sei in der Atmosphäre des Hofes von eitler Ruhmsucht ergriffen worden und habe schon dadurch sich an ihrem Berufe versündigt. Das heißt sich auf das Niveau des alten Thibaut stellen. Einzig und allein in ihrer Liebe, die in diesem Falle eine Regung persönlicher Selbstsucht ist, besteht ihre Schuld; nur dieser Schuld klagt sie sich an, und nur diese Schuld büßt sie.

Die nahen Beziehungen zu dem vorhergegangenen Drama fallen ins Auge. Auch Elisabeth strebte über die Grenzen ihres Geschlechts hinaus; aber nicht göttliche Berufung, sondern eitle Ehrsucht war ihr Beweggrund. Auch sie möchte die „jungfräuliche Königin" sein, aber nur, um nicht in Abhängigkeit zu geraten; ihre zur Schau getragene Jungfräulichkeit hindert sie nicht, ihre Lüste im Geheimen zu befriedigen. Sie trägt nur die Maske der Jungfrau. In Johanna hat der Dichter die Reinheit und Herrlichkeit der wahren und echten Jungfräulichkeit darzustellen gesucht. Liebe wurde für sie zur Schuld, wie für die schottische Königin. Ließ diese die Liebe ihre sittliche und königliche Würde vergessen, so wurde Johanna durch ihre Schwachheit ihrer großen Aufgabe ungetreu. Maria und Johanna haben ihre Schwäche bereits vor ihrem Ende überwunden. Der letzte Aufzug zeigt beide als Geläuterte, und beide haben diese Läuterung unmittelbar vor ihrem Tode zu bewähren in einem letzten Zusammensein mit dem einst geliebten Manne. Für beide ist der Tod eine Verklärung. — Die Fäden, die von hier aus rückwärts zur früheren dramatischen Produktion des Dichters führen, zu verfolgen, kann nach dem früher Gesagten dem Leser überlassen bleiben.

Die „Braut von Messina" zeigt ihre Eigenart auch darin, daß jene Beziehungen von Liebe und Glück, Ruhmsucht und Größe nicht in der Weise, die der Dichter früher liebte, zum Ausdruck kommen. Nicht das Schicksal eines Einzelnen, sondern das eines Geschlechts, das durch seine Leidenschaftlichkeit sich selbst zerstört, wird dargestellt. Auf der Lava von Haß und selbstsüchtigen Leidenschaften versucht man eine Hütte des Glücks und Friedens zu bauen; sie geht, durch einen neuen furchtbaren Ausbruch, in Flammen auf, wie die Hütte des frommen Klausners auf des Ätnas Höhen (V. 399 flg., 945 flg., 2098 flg.): das aus dem Wallenstein bekannte Bild kehrt wieder. Die Liebe, „die die graulichten Farben des Lebens" erheitert „und in das Gemeine und Traurig-

wahre die Bilder des goldenen Traumes webt", wird in diesem Geschlecht zur fressenden Flamme, die Leben und Glück vernichtet. Die Größe ihres fürstlichen Daseins mit dem Glück der Liebe zu vereinigen, mit dem Glanze der Schönheit zu schmücken, ist diesen Menschen nicht gegeben, so wenig wie Karl Moor, Fiesko und Wallenstein. Auch Ehrsucht und Ruhmesgier mag den Sprossen dieses Hauses nicht fehlen, aber sie tritt nicht als die herrschende Leidenschaft hervor, die das Glück zerstört. Auch hier wird ein zartes Liebesidyll zur grausen Tragödie; aber der unseligen Verkettung der Umstände fällt dabei eine größere Schuld zu als dem Naturell der Liebenden. Die „Braut von Messina" ist doch wohl, trotz aller wahren Kunst und aller wirklich großen Tragik, die künstlichste unter den Tragödien Schillers, diejenige, die am wenigsten das Seelenleben ihres Dichters widerspiegelt. So klingt auch das Thema, dessen Variationen wir verfolgen, in ihr nur schwach an.

Anders ist es mit dem „Wilhelm Tell". Mit ihm lenkt der Dichter wieder in seine eigensten Bahnen zurück und vollendet sie. „Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wieviel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. — — — Darum achtete ich es des Versuches nicht unwert, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung." Mit diesen Worten beginnt Schiller die Einleitung zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande". Sie lassen sich auch vor das Drama setzen, mit dem der Dichter erst wirklich das Denkmal errichtet hat, das er in jener unvollendeten geschichtlichen Arbeit plante. Die Stellung des „Wilhelm Tell" zu früheren Dichtungen, in denen „die schimmernden Thaten der Ruhmsucht" dargestellt waren, wird zugleich durch jene Worte hübsch bezeichnet. Auch im Tell galt es, wie im Fiesko, „eine Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen."[1]) Sehen wir zu, wie der Dichter diese Aufgabe gelöst hat.

Wie Fiesko überragt Tell alle Teilnehmer der Verschwörung. „Es giebt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge." Was niemand wagt,

1) Vergl. den Brief an Körner vom 9. Sept. 1802. Br. VI, 415.

das thut er. Er ist „der beste Mann im Land, der bravste Arm, wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit". Als er gefangen wird, sind „alle gefesselt und gebunden"; mit ihm „geht ihr letzter Trost dahin . „Was könnt ihr schaffen ohne ihn?" fragt mit Recht Hedwig.[1]) So fällt ihm denn auch die schwerste That zu, die Ermordung Geßlers, deren Notwendigkeit schon Stauffacher in der Rütliscene fürchtet. Er ist, wie Fiesko, der Mann, der handelt, während andere beraten; aber wie anders ist die Art, wie anders sind die Beweggründe seines Handelns! Während jener trotz aller Heldenhaftigkeit sich immer des Eindrucks, den sein Handeln macht, bewußt bleibt und bemüht ist, nicht bloß ein Held zu sein, sondern sich als Helden darzustellen, erscheint das Handeln Tells als der einfache und notwendige Ausdruck seiner Natur, jede Rücksicht auf den Schein liegt ihm fern, er handelt durchaus naiv. Während Fiesko jedes Mittel recht ist zur Verwirklichung seiner lichtscheuen Pläne und ihm so der verbrecherische Mohr zur Seite tritt, ist Tell durchaus jeder Empörung abgeneigt, er bedarf keines Helfers und Mitwissers, sein treues Herz, sein starker Arm und sein scharfes Auge reichen hin zur Vollbringung der That, zu der die Not ihn treibt, und nicht, wie Fiesko, die Ehrsucht, ja nicht einmal Rachsucht. Daß Tells Beweggründe deutlich hervortreten, daß seine That die richtige Beleuchtung erhält, darauf mußte dem Dichter alles ankommen; das ganze Drama würde unter einer schiefen Beurteilung der Ermordung Geßlers leiden.

Der Dichter hat sich deshalb nicht mit der allgemeinen Charakteristik seines Helden begnügt; durch den Monolog Tells vor der That und durch die Parricidascene nach derselben wollte er jede falsche Auffassung unmöglich machen. Der Monolog läßt uns einen Blick in Tells Seele unmittelbar vor Begehung der That thun. Er ist sich weder eine Sekunde darüber zweifelhaft, daß er sie thun muß, noch macht er sich die geringsten Gewissensskrupel. Er sagt uns nur, was er thun will und warum er es thun will. Daß in den Minuten, während deren er auf Geßler wartet, solche Gedanken durch seine Seele gehen, ist psychologisch durchaus wahr. „Die armen Kindlein, die unschuldigen, das treue Weib muß ich vor deiner Wut beschützen, Landvogt." — — — „Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert, Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder. Auch jetzt — euch zu verteid'gen, eure holde Unschuld Zu schützen vor der Rache des Tyrannen, Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen." Er ist ein Vollstrecker des göttlichen Strafgerichts, — ein wirklich berufener, nicht wie Karl Moor ein Usurpator. Mit völlig

1) S. Tell I, 1. III, 3. IV, 1. u. 2.

reinem Gewissen begeht er seine That. Wie anders Fieskos Monolog vor der Entscheidung, als die Ehrsucht über die Tugend triumphiert. Einen solchen Ehrsüchtigen stellt Schiller in der Parricidascene seinem Helden gegenüber. Man hat die Scene bis auf den heutigen Tag fast allgemein verurteilt, — wie mir scheint völlig mit Unrecht.[1]) Wie unmittelbar die Scene der Seele des Dichters entwachsen ist, wie sie durchaus seine eigensten Intentionen zum Ausdruck bringt, wird durch meine seitherigen Ausführungen, durch das Licht, das in diesem Zusammenhange auf sie fällt, vielleicht deutlich geworden sein. Der Bemerkung Emilie von Gleichens („diese Scene wurde von Charlotte von Schiller verlangt"[2]) kann ich um so weniger Wert beilegen, als Schiller selbst sich über die Notwendigkeit des Austritts ausgesprochen hat. Am 14. April 1804 schreibt er an Iffland, der unter anderem den Monolog und die Parricidascene bemängelt hatte: „Wegen des Übrigen, worin ich nicht nachgeben konnte, Tells Monolog und die Einführung des Parricida, berufe ich mich auf das, was ich Herrn Pauli mündlich sagte. Der Casus gehört vor das poetische Forum, und darüber kann ich keinen höheren Richter als mein Gefühl erkennen. Auch Goethe ist mit mir überzeugt, daß ohne jenen Monolog und ohne die persönliche Erscheinung des Parricida der Tell sich gar nicht hätte denken lassen."[3]) Auch Körner meinte (17. März. 1804): „Johannes Parricida trägt als Gegenstück des Tell am Schlusse viel zur Befriedigung bei." Als Tell nach vollbrachter That zu Weib und Kind zurückkehrt, ergreift selbst Hedwig ein leichter Schauder, und sie zweifelt, ob sie die Hand des Gatten fassen dürfe:

Hedwig: — — — — Diese Hand — o Gott!
Tell (herzlich und mutig):
Hat euch verteidigt und das Land gerettet;
Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben.

Auch nicht der Schatten eines Zweifels an der völligen sittlichen Reinheit seiner That beschleicht seine Seele. Wie begreiflich, daß ihn tiefe und aufrichtige Entrüstung packt, als der Mann, der aus Neid und Selbstsucht seinen Oheim und Kaiser gemordet hat, sich neben ihn zu stellen, seinen Mord mit Tells Befreiungsthat zu vergleichen wagt: „Auch Ihr nahmt Rach' an Euerm Feind". Auf

---

1) Auch Bulthaupt verteidigt die Scene in seiner „Dramaturgie des Schauspiels" I⁴, S. 388.

2) Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, 67 A. 1.

3) Br. VII, 138. Eckermanns bekannter Bericht vom 16. März 1831 kann dem gegenüber nicht allzuschwer in die Wagschale fallen.

diese Bemerkung folgen die Worte Tells, die den Kern des ganzen Auftritts bilden:

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
Des Herdes Heiligtum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That! Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet — nichts teil' ich mit dir —, gemordet
Hast du, ich hab' mein Teuerstes verteidigt.

Es handelt sich darum, Tells That so scharf wie möglich gegen die ähnlich aussehende Johanns abzugrenzen. „Die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet", das Wort des jugendlichen Schiller fällt uns wieder ein. Ganz in derselben Weise, wie der Dichter der Räuber neben Karl Moor Spiegelberg gestellt und die Schuld seines Helden dadurch illustriert hat — beide sind von Ehrsucht getrieben; ganz so, wie er Fieskos Schuld durch den Mohren beleuchtet — und durch Verrina, dessen That der Tells gleicht, ganz so hat er, um die völlige Reinheit und Unschuld Tells über jeden Zweifel zu erheben, ihm Johann Parricida zur Seite gestellt. Wie nötig dies war, mag man daraus sehen, daß selbst so Tell und sein Handeln gänzlich mißverstanden worden sind. Ludwig Börne meinte z. B.: „Ich begreife nicht, wie man diese That (d. h. Geßlers Ermordung) je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, aber die Kunst vermag es nie."[1]) Wer so urteilt, der hat in der That von Schillers Geist keinen Hauch verspürt. Auch diejenigen, welche heute die Parricidascene als Ganzes angreifen, haben sich, wie ich fürchte, nicht genügend in die Seele des Dichters wie seines Helden eingelebt. Ich darf vielleicht noch hinweisen auf die Beurteilung, die Johanns That von den Eidgenossen erfährt. Auch ihnen ist sie eine „grauenvolle That", von der sie sich schaudernd abwenden, eine blutige That der Rache, die den Mördern mit Recht keinen Gewinn bringt. Daß sie mit der Tells irgendwelche Ähnlichkeit habe, ist ein Gedanke, der ihnen überhaupt nicht kommt. Tell hat nach ihrer Meinung das Größte gethan, das Härteste erduldet (V,I); und so scharen sie sich zusammen, ziehen vor Tells Wohnung und empfangen den Heraustretenden mit lautem Frohlocken: „Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!"

1) Ludwig Börne, Gesammelte Schriften, Wien 1868, Bd. 4, 170.

Auch hier hat schließlich der Dichter Parricida und Tell kontrastiert, wenn auch diese naiven Menschen, aus deren Mund die lautere Natur redet, einen solchen Vergleich nicht machen können.

Daß selbstsüchtiger Hochmut, gewissenloser Ehrgeiz das Glück der Menschen zerstört, hatte sich in den früheren Dramen gezeigt; nur dem selbstlosen, reinen Menschen ist es gegeben, Größe mit Glück zu vereinigen: das zeigt uns „Wilhelm Tell“. Neben ihm stehen eine liebende Gattin und zwei aufblühende Kinder. Wie Leonore, von bangen Ahnungen ergriffen, ihren Gatten vor Ausbruch der Verschwörung anfleht, seinen ehrgeizigen Plänen zu entsagen, so fürchtet auch Hedwig vor Tells verhängnisvollem Aufbruch nach Altorf das Schlimmste und sucht ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber während Fiesko seine Leonore tötet und selbst untergeht, darf Tell, nachdem er das Große glücklich vollbracht, zurückkehren und im Kreise der Seinen das friedliche Glück des Lebens genießen. Das Idyll ist zur Wahrheit geworden. Wie Tell dem Fiesko, so stehen die Melchthal, Baumgarten, Stauffacher, Walther Fürst den Sacco und Kalkagno gegenüber. Wie der erste Akt des Fiesko mit dem Eidschwur der vier Patrioten abschließt, so endet der erste Akt des Tell mit dem Schwur der drei Männer, der die Rütliscene vorbereitet. Aber wie anders sind die Motive, von denen die beiden Gruppen geleitet werden! Dort Geldgier und unsaubere Liebesneigung, hier die Redlichkeit treuer Männer, die nach fürchterlichstem Drucke sich zur Notwehr entschließen, für Haus und Hof, für Weib und Kind eintreten. Ebenso verschieden ist dieses einige Volk von Brüdern von dem genuesischen Pöbel, den Fiesko so meisterhaft zu behandeln versteht; die Freiheitsidee, deren Verwirklichung im Fiesko zur Farce wird, hat endlich im Tell würdige Vertreter gefunden.

Nur einer der Verschwörer des Fiesko kehrt im Tell wieder: Bourgognino lebt in Rudenz wieder auf. In der Seele dieses Jünglings scheint anfangs der Ehrgeiz zu herrschen. Die Welt des Ruhmes jenseits der Berge lockt ihn an, er möchte lieber Ehre unter Habsburgs Fahnen sammeln, als auf seinem Erbe müßig still liegen (II, 1). Aber schon der alte Attinghausen sagt ihm: „Gebunden bist du durch der Liebe Seile.“ Bertha weist ihn auf den richtigen Weg. Ihr gesteht er: „Euch sucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms, Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe“. Jetzt winkt ihm als schönster Siegespreis die Hand der Geliebten; er fühlt, daß nur das Vaterland ihm Glück gewähren könne. Sein Ehrgeiz hätte sein höchstes Lebensglück zerstört. Die Liebe hilft es ihm gewinnen (III, 2). Seine Stimmung am Schlusse dieser Scene erinnert an Bourgogninos Wort: „Ich hab' schon längst ein Etwas in meiner Brust gefühlt, das sich von nichts

wollte ersättigen lassen. Was es war, weiß ich jetzt plötzlich — Ich hab' einen Tyrannen!" Beide haben ihre Lebensaufgabe erkannt, geführt von der Liebe. Die Ähnlichkeit beider Paare wird noch gesteigert dadurch, daß der Dichter Bertha von Bruneck in eine ähnliche Lage bringt wie ihre ältere Namensschwester. Sie wird von dem Tyrannen geraubt und eingekerkert. Jetzt hat Rudenz nicht bloß die Sache seines Volkes, er hat die eigne mit dem Tyrannen auszufechten (IV, 2). Der Tag der Freiheit öffnet auch Berthas Kerker, und das Liebespaar steht am Schlusse innig vereint neben den treuen Gatten: auch dies ein hübsches Gegenbild zum Schlusse des Fiesko. Die Liebe, die als selbstsüchtige Leidenschaft in den früheren Dramen so oft ein Hindernis auf der Bahn zur Größe und zum Glücke war, ist zu einer sanft wärmenden Flamme geworden, die, auf dem häuslichen Herde brennend, das Gute und Schöne fröhlich gedeihen läßt; sie fesselt den Menschen an den heimatlichen Boden und giebt ihm Kraft, das Größte zu wagen.

Es ist merkwürdig, daß der „Tell", mit dem der Dichter so schön den Kreislauf seines dichterischen Schaffens beendet, auch das letzte Drama geblieben ist, das er vollendet hat. Einige Nachklänge des Themas „Ehrgeiz und Liebe" vernehmen wir noch im „Demetrius". Der Held ist ein reiferer Posa, der in sein neues Reich die Freiheit verpflanzen, aus Sklaven Menschen machen will; was Schiller im Don Carlos nur leise angedeutet hat, im Fiesko nicht genügend zu motivieren verstand, die Umwandlung des Freiheitsschwärmers zum Despoten, das sollte hier das eigentliche Thema werden. Marina erscheint als die Verkörperung des selbstsüchtigen Ehrgeizes. „Das höchste Ziel der Sterblichen" will sie erreichen und eine Krone tragen. „Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden, Wer, dem das Höchste überm Haupte schwebte?" „Die Liebe oder Größe muß es sein, Sonst alles andre ist mir gleich gemein." „Demetrius ist ihr nur ein Mittel, sie glaubt nicht an seine Neigung und denkt nur darauf, ihn von sich abhängig zu machen."[1]) An sie fesselt Demetrius zu seinem Verderben sein Schicksal. Ihr gegenüber tritt Loboiska, die „durch eine schöne, liebende Natur" interessieren sollte. In dem zweiten Plan zu dem ursprünglichen ersten Akt skizziert Schiller den Abschied des Demetrius von ihr. Sie liebt den Demetrius ohne Gegenliebe. „Es ist eine uneigennützige, schöne Neigung, die mit dem selbstsüchtigen Sinn der Marina einen rührenden Kontrast macht." — — — „Diese kleine Episode soll sich an die nachherige Glücks- und Sinnesänderung des

1) S. Schillers dramat. Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von Gustav Kettner, Stuttgart 1899, S. 58 flg. u. 120 flg.

Demetrius rührend knüpfen und durch ihren idyllischen, unschuldigen Charakter zu seiner furchtbaren Zars- und Tyrannenrolle einen Abstich machen." (Vergl. Max und Thekla!) „Symbolisch deutet es an, wie er durch seinen Austritt aus dem Hause des Woiwoden sich von dem Glück der Unschuld scheidet. — — — Lodoiska erinnert den Zar oder sich selbst, wenn er fort ist, an manche schöne Augenblicke seines vorigen Standes — Reiz der Unschuld und einfacher Freuden."[1]) Es ist die uns nun wohlbekannte Art Schillers, Größe und Glück, Ruhmsucht und Liebe einander gegenüberzustellen. Was ich oben über die Symbolik von Gestalten wie Amalia und Leonore gesagt habe, findet in dieser Notiz des Dichters eine willkommene Bestätigung. Eine Ausführung dieser Abschiedsscene ist erhalten.[2]) Ehrsucht und Liebe treten einander gegenüber. Demetrius fühlt, „da des Ruhmes Glanz ihn lockt, von keinen Wünschen sonst sich festgehalten". „Macht braucht kein Herz; Der Wille nur allein Spricht in den Handlungen das Leben aus." Warnend ruft ihm das treue Mädchen zu:

Du häufest Ruhm auf Ruhm in deinem Sinn;
Doch nicht durch Blut bezeichnet, lacht des Lebens Weg. —
Das treue Herz allein kann Glück noch fordern,
Der Kämpf' und Siege Lohn ist Reue nur.[3])

Die Wahrheit dieser Worte muß Demetrius an sich selbst erfahren, wie Moor, Fiesko und Wallenstein. Der Entwurf des vierten Aktes zeigt die Vereinsamung des Tyrannen. „Er hat keinen Freund, keine treue Seele." „Das furchtbare Element trägt ihn nun selbst", wie König Philipp am Schlusse des Don Carlos.[4]) Im fünften Aufzuge sollte des Idylls von Sambor nochmals gedacht werden in einer Scene zwischen Demetrius und Kasimir, dem Bruder der Lodoiska.[5]) Gegenwart und ferne Vergangenheit treten einander ergreifend gegenüber. „Sein dunkler hoffnungsreicher Zustand im Haus des Woiwoden weckt eine rührende Sehnsucht und eine schmerzliche Vergleichung. — — — An diese süßen, schmelzenden Erinnerungen knüpft sich hart und schneidend die furchtbare Gegenwart, die Gewalt ohne Liebe, die schwindlichte Höhe ohne Ruhe, kurz seine volle Zarsmacht an." Karl Moor an der Donau! Anfang und Ende von Schillers dichterischer Entwickelung berühren sich wieder.

Ich versuchte oben schon zu zeigen, wie starke Wurzeln die Verknüpfung und Kontrastierung von Liebe und Ehrgeiz in Schillers

1) A. a. O. S. 118. 2) A. a. O. S. 132. flg.

3) Daß die Auffassung des Demetrius in dieser älteren Scene eine etwas andere ist als in dem später gebilligten Anfang, berührt uns hier nicht.

4) A. a. O. S. 99. 5) A. a. O. S. 102.

eigener Seele hat, wie die Dichtung nur die Blüte seines menschlichen Wesens ist. Eine kurze Schlußbetrachtung über seine Auffassung der Liebe mag hierzu einen weiteren, vielleicht nicht uninteressanten Beitrag liefern.

In einer seiner frühesten Jugendschriften, der „Philosophie der Physiologie" (§ 1), definiert Schiller die Liebe als die Verwechslung des eigenen Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Sie ist, wie es in der Rede über die Folgen der Tugend heißt, die Kraft, durch die sich Seele in Seele spiegelt. Sie entspringt dem allgewaltigen Bedürfnis des Vereinzelten, sich selbst in andern wiederzufinden; sie ist das Band, das die Geisterwelt zusammen hält. Ähnlich bemerkt Julius in seiner „Theosophie": „Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre; Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe". Die Liebe ist „eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen." Es giebt Augenblicke, wo wir die Natur gleich einer Geliebten umarmen. „Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit." — — — „Liebe ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit." In dem in der „Theosophie" citierten, schon aus der Anthologie bekannten Gedicht „Die Freundschaft" richtet der Dichter an den Freund die Worte:

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir beschau ich mich.
— — — — — — — — — —
Schwermut wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüstig Grab?

Dasselbe sagt Don Carlos seinem Vater:

— — — — — Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen rötet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern!

Auch aus späteren Jahren mag eine bezeichnende Äußerung hier Platz finden: „Liebe ist zugleich das Großmütigste und das Selbst-

süchtigste in der Natur: das erste, denn sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern giebt ihm alles, da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite, denn es ist immer nur ihr eignes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt."[1])

Des Dichters eigne Seele ist erfüllt von dem Bedürfnis der Liebe. Es äußert sich am enthusiastischsten in dem bekannten „Seid umschlungen, Millionen". Nicht ein Objekt erregt durch seine Eigenart seine Neigung, sondern sein Liebesbedürfnis sucht nach Objekten, an denen es sich bethätigen kann. Er bedarf eines Mediums, durch das er seine Freuden genießt. Auch Körner weiß das: „Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß für den Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück."[2]) Auch die andere Seite von Schillers Charakter, deren dramatischen Äußerungen wir nachgingen, wird hier berührt. Als er verlobt ist, läuft er, wie er sagt, nicht mehr Gefahr, „sich aus sich selbst zu verlieren". „Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde."[3]) Durch diese Eigenart von Schillers Liebesempfinden sind auch seine Erlebnisse auf dem Gebiete der Liebe bestimmt. Wer sie von Laura ab bis zu Lotte hin aufmerksam verfolgt, wird es wohl empfinden, wie ein leichter Schimmer von Komik, und zwar unfreiwilliger Komik, über diesen Liebeserfahrungen ruht. Es sind zum Teil echte und rechte Schwabenstreiche. In der Abhandlung „über Anmut und Würde" schließt Schiller an die oben angeführten Worte die Bemerkung: „Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm giebt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut. Der feurige Wunsch wird zum Glauben, und der eigne Überfluß des Liebenden verbirgt die Armut des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt." Auch das hat der Dichter reichlich erlebt. Man denke nur an seine Mannheimer, Dresdener und Weimarer Erfahrungen auf diesem Gebiete, von der halbmythischen Laura ganz abgesehen. Auch Körner kannte den Freund von dieser Seite, wenn er ihm vorwirft, er stehe als Liebhaber zu hoch in den Wolken, um seinen Gegenstand gut zu sehen.[4]) Schiller selbst gesteht es einmal dem Freunde, daß jede Kokette ihn fesseln könne.[5])

1) Über Anmut und Würde s. Werke ed. Bellermann, 8, S. 113.

2) Am 26. Jan. 1790. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ed. Geiger, II, 117.

3) Br. II, 331. 4) Br. III, 21. 5) Br. I, 438.

Um sich die Schillersche Eigenart klarzumachen, werfe man nur einen Blick auf Goethes Liebesleben. Wie verschieden! Bei Goethe führt der Weg vom Objekt zum Subjekt, nicht umgekehrt; das die Liebe Erregende ist früher da, als die Leidenschaft. Seine Liebe ist ein Wohlgefallen an dem Objekt und nicht an der Widerspiegelung des eignen Subjekts. Das Goethische „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an" hätte Schiller nicht nachsprechen können.

Schillers Art zu lieben ist aber — und darauf kommt es hier besonders an — auch bezeichnend für seine Art zu dichten. Am 14. April 1783 schreibt er einen höchst merkwürdigen Brief an seinen späteren Schwager Reinwald, einen Brief, den der Gute mit Kopfschütteln gelesen haben wird, denn auch in ihn sah der Dichter damals eine Welt hinein, die nicht vorhanden war.[1]) Schiller war in diesen Bauerbacher Frühlingstagen mit seinem Don Carlos beschäftigt, während ihn zugleich eine zarte Neigung zu Lotte von Wolzogen erfüllte. Der Brief, den man ganz nachlesen muß, handelt von einem Thema, das in folgender Weise formuliert ist: „Jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes". In unserer Seele schlafen alle Charaktere nach ihren Urstoffen; durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung gewinnen sie ein dauerndes oder nur augenblickliches Dasein. „Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." So ist auch Liebe nur „die Anschauung unserer selbst in einem anderen Glase." Sie ist schließlich nur „ein glücklicher Betrug". Das geliebte Wesen spiegelt unsere eignen Freuden und Schmerzen wider. „Der ewig innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen ist Liebe. Sie ist gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft. — — — Das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. — — — Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein." Wie Gott aus Liebesbedürfnis die Welt aus dem Nichts hervorgerufen hat, so schafft der Dichter aus Sehnsucht nach Sympathie seine Welt, aus der ihm das eigne Wesen entgegenschaut. — Es handelt sich hier nicht um eine vorübergehende Stimmung oder um eine flüchtige, geistreiche Bemerkung, sondern Schiller hat in der That damit das Wesen seiner Dichtung bezeichnet. Nicht bloß das frühere Gedicht „Die Freundschaft" bezeugt uns dieselben Gedankengänge, auch spätere Äußerungen wiederholen die Bekenntnisse unseres Briefes. Seinem Freunde Körner

1) Br. I, 112 flg.

schreibt Schiller einmal[1]): „Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt". Genau die Art von Schillers Lieben! Wie der Dichter oft nach Stoffen suchte, denen er seine Seele einhauchen könnte, ist zu bekannt, als daß ich Belege dafür bringen müßte. Man muß dies beachten, um sich darüber klar zu werden, daß Schillers Art der poetischen Selbstbekenntnisse grundverschieden ist von Goethes „Beichten". So verschieden wie das Lieben beider! Als Körner nach Empfang der „Künstler" den Freund aufforderte, ein großes episches Gedicht zu unternehmen, erwiderte dieser: „Der epische Dichter reicht mit der Welt, die er in sich hat, nicht aus; er muß in keinem gemeinen Grad mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein. Dies ist, was mir fehlt."[2]) In den ersten Tagen seiner Verlobung mit Lotte schreibt er den Schwestern einen schon öfter citierten Brief, in dem er, von einem Spaziergang zurückkehrend, erwähnt, wie anders jetzt die Natur auf ihn wirke: „Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet, wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im stande ist und alles, alles von der Seele empfängt". Auch die Natur ist ihm nur „ein Spiegel, in dem er sein eignes Bild erblickt".[3]) Wie völlig ungoethisch! An einer anderen, schon oben angezogenen Stelle eines Briefes an die Lengefeldschen Schwestern schreibt er: „Wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue".[4]) In einem Briefe an Sophie Mereau vom 18. Juni 1795 spricht er über deren Gedichte und meint, ihre Phantasie liebe zu symbolisieren und alles, was sich ihr darstelle, als einen Ausdruck von Ideen zu behandeln. Das sei aber überhaupt die Art der Deutschen, die ihrem Klopstock darin folgten. „Weil leider unser Himmel und unsere Erde, der eine so trüb, die andere so mager ist, so müssen wir sie mit unsren Ideen bevölkern und ausschmücken und uns an den Geist halten, weil uns der Körper so wenig fesselt."[5]) Dem Himmel und der Erde wird hier schuld gegeben, was nur Schillers eigenste Art war. Der Dichter „behorcht die Menschheit in seiner eignen Brust", heißt es an einer anderen Stelle.[6]) Und in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" bemerkt Schiller, daß äußere und zufällige Einflüsse, welche immer einschränkend wirkten, nur

1) Br. III, 202. 2) Br. III, 169. 3) Br. II, 330. 4) Br. III, 51.
5) Br. IV, 189. 6) Werke 8, 302.

die Richtung bestimmen dürften, welche der sentimentalische Dichter einschlage, aber niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. „Dieser muß, — — rein von jedem äußeren Bedürfnis, aus einem glühenden Trieb für das Ideal herfließen, welches durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satirischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist."[1])

Die Betrachtung der Schillerschen Dramen hat uns gezeigt, wie sehr der Inhalt der Begeisterung in ihnen derselbe ist. Wir betrachteten sie von innen heraus. Es kam mehr darauf an, die Intentionen des Dichters zu erkennen, als die Art ihrer Verwirklichung zu beurteilen. Nur eine solche Betrachtungsweise wird auch schließlich der Kunst des Dichters gerecht werden. Es zeigte sich, daß seine dramatischen Schöpfungen ein Spiegelbild seiner eignen Seele sind; die am Schlusse mitgeteilten Selbstbekenntnisse bestätigen dies. Der Mann, der den Karl Moor schuf, konnte auch im Leben keines Menschen Freund sein, der nicht die Fähigkeit hatte, sich zu kühnen Tugenden oder Verbrechen zu erheben.[2]) Das Streben nach Größe, nach Wirksamkeit, das so leicht in Ehrsucht ausartet, erfüllte auch ihn. Und wie seinen Helden ist ihm die Liebe ein Lebensbedürfnis. Wenn ich nur die Darstellungen der Liebe und des Ehrgeizes in den Dramen des Dichters verfolgt habe, so glaube ich natürlich nicht, damit den ideellen Gehalt seiner Dichtungen irgendwie erschöpft zu haben. Wohl aber scheinen mir das Streben nach Größe und das Bedürfnis der Liebe die beiden Grundpfeiler zu sein, auf denen sich des Dichters menschlich-sittliche nnd dichterische Existenz aufbaut. Die Einheitlichkeit des Dichterbildes, das uns in den Dramen, von den „Räubern" bis zum „Demetrius", entgegentritt, ist überraschend. Auf sie sollte hauptsächlich hingewiesen werden. Die reiche Mannigfaltigkeit dieser Dichterwelt, die großen inhaltlichen und formellen Verschiedenheiten konnten dabei weniger berücksichtigt werden, so fern es mir liegt, sie zu leugnen. Es wäre verlockend, der Äußerung jener beiden Grundtriebe auch in Schillers sonstigem Dichten und Denken nachzugehen, vor allem in seinen ästhetischen Schriften. Es wäre endlich interessant, darzustellen, welchen Zeitströmungen sich Schiller in seinen Darstellungen des Ehrgeizes und der Liebe anschließt, und wie er sie weiterführt. Aber ich würde damit die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten müssen. Auf Goethe, dessen Gestalt in unserer Phantasie immer neben die Schillers tritt, fielen manche Seitenblicke; und auch dabei hat es sich wieder bestätigt: wenn Goethe von der Natur im weitesten Sinne des Wortes ausgeht, so schließt sich Schillers Dichten immer an Ideen an.

1) Werke 8, 343. 2) Br. I, 399.

Eine metrische Skizze zu Goethes Egmont.

Von **Karl Gneiße** in Straßburg.

Ein bedeutendes Kunstwerk ist unerschöpflich für die Betrachtung. Das erkennt auch jeder, der sich in eins der Dramen unserer großen Dichter versenkt. Die Ahnung ihres Reichtums in unseren Schülern zu erwecken, ist meines Erachtens das eigentliche Ziel der Dramenlektüre im höheren Unterricht, nicht etwa das doch zu keinem Ende führende Unternehmen, ihnen ein volles Verständnis des Ganzen wie des Einzelnen zu verschaffen. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, nach denen Stoff und Form dieser Dichtungen betrachtet werden können, wird man bei den einzelnen Abschnitten wechseln müssen. Es wird dadurch auch eine gewisse Ermüdung verhütet. Im Egmont kann man beispielsweise bei der Besprechung der Eingangsscene sein Augenmerk auf die Zeichnung einer Masse durch Typen richten; bei der zweiten, in der wir vom Bildersturm, dem eigentlichen Ausgangspunkt der Handlung, hören, wird man den Unterschied zwischen dramatischer und epischer Vorführung eines Begebnisses hervorheben. Egmonts Auftreten bei der Beschwichtigung des Tumults in der ersten Scene des 2. Aktes giebt Gelegenheit, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß der Held eines Schauspiels, wenn er tiefere Teilnahme erregen soll, vor allem handle. Die Konferenz Egmonts mit seinem Sekretär wird man besonders für die Charakteristik des Helden ausnutzen und dabei nicht vergessen, den Genußmenschen Egmont mit seinem Fatalismus als einen der Typen der Menschheit im Gegensatz zu anderer Lebensauffassung und Weltanschauung zu zeigen. Die Unterredung Egmonts und Oraniens fordert dazu heraus, den strengen Zusammenhang im Gedankengang eines Auftrittes nachzuweisen. Die Rolle Machiavells in III, 1 im Vergleich zu seiner Bedeutung in I, 2 ist ein einleuchtendes Beispiel für die Dialogisierung eines Selbstgespräches. So lassen sich auch die beiden Lieder Klärchens jedes in besonderer Weise verwerten — eine umfassendere Deutung gliche einer Vivisektion —: das erste kann den Schülern zeigen, was man unter Zeitfarbe und Lokalton einer Dichtung versteht, das zweite möge in ihnen den Sinn für die Beachtung des Metrums wecken oder stärken. Wie letzteres geschehen kann, sollen die folgenden Zeilen darthun.

Wir stellen neben den Text des Liedchens gleich das rhythmische Schema, über dessen Bestand kein Zweifel möglich ist.

Freudvoll	– ⏑
Und leidvoll,	⏑ – ⏑
Gedankenvoll sein;	⏑ – ⏑ ⏑ –
Langen	– ⏑
Und bangen	⏑ – ⏑

In schwebender Pein; ◡ – ◡ ◡ –
Himmelhoch jauchzend, – ◡ ◡ – ◡
Zum Tode betrübt, ◡ – ◡ ◡ –
Glücklich allein – ◡ ◡ –
Ist die Seele, die liebt. ◡ ◡ – ◡ ◡ –.

Es handelt sich zunächst um die Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Verse zu einander hinsichtlich ihrer Zusammensetzung, ihrer Ausdehnung, ihres Rhythmus.

Da ist klar, daß 1, 2 und 3 Verse sind, von denen keiner dem andern gleicht, die wir also durch a (– ◡), b (◡ – ◡) und c (◡ – ◡ ◡ –) bezeichnen können. Wir beobachten ferner, daß in der Aufeinanderfolge von a, b, c eine metrische Klimax vorliegt, insofern b = ◡ mit a, c = b mit ◡ – ist. Zu dem Unterschied in der Ausdehnung kommt weiter der des Rhythmus: a hat absteigenden, b und c aufsteigenden Rhythmus. Vielleicht sind auch 1 und 2 hinsichtlich des Rhythmus 3 gegenüber als eine Einheit vom Dichter empfunden worden.

Wenn wir uns dann zu 4—6 wenden, so erkennen wir die Wiederkehr von a, b, c.

Mit 7 tritt ein neuer Vers hervor, der aber sofort als a mit b bestimmt wird, in 8 erscheint wieder c. a mit b hat natürlich absteigenden Rhythmus und kontrastiert in diesem Punkte mit c; andrerseits haben beide dieselbe metrische Ausdehnung, nur daß a mit b die Senkung hinten hat, die c vorn zeigt.

Zu einem überraschenden Ergebnis führt die Betrachtung von 9 und 10. Wenn man in 9 die Wiederkehr von a mit b erwartet, so stellt sich der Vers dar als a mit b ohne ◡ (die schließende Senkung); in 10 aber zeigt sich (statt c) ◡ mit c. Die Senkung, die von a mit b weggenommen ist, erscheint vor c zugefügt. Oder mit anderen Worten: während 9 und 10 zusammengenommen die metrische Ausdehnung von 7 und 8 haben, ist die dadurch bedingte Symmetrie vom Dichter nicht zu einer vollständigen gemacht worden — sie wäre vollständig gewesen, wenn er 9 = a mit b, 10 = c gebildet hätte —, und es ist dies um so auffallender, als er leicht schreiben konnte:

Glücklich allein ist
Die Seele, die liebt.

Was wir bis jetzt gefunden haben, veranschaulicht folgendes Schema:

I	a b c	a b c	II
III	a mit b c	a mit b ohne ◡ ◡ mit c	IV

Das Gedicht weist also unter zehn Zeilen sechs an Ausdehnung sehr verschiedene Verse auf. Dieselben haben aber als allen gemeinsames Merkmal hervorstechende Kürze; auch sind sie unter sich verwandt: aus den Elementen – ⏑, ⏑ – ⏑, ⏑ – ⏑ – ⏑, deren jedes einen der sechs Verse bildet, sind die drei anderen, wie wir sahen, entstanden. Wir haben reichen Wechsel bei wenigen Grundbestandteilen durch Wiederholung derselben oder dadurch, daß sie verschiedene Verbindungen miteinander eingehen. Wir beobachten weiter den Wechsel zwischen absteigendem und aufsteigendem Rhythmus, der durch die ganze Folge der Zeilen hindurchgeht.

Und nun zur Bestimmung der strophischen Gliederung des Gedichts! Es zeigen sich sofort zwei Hauptteile, deren jeder zwei Abschnitte aufweist. Die des ersten sind, als Ganzes wie im einzelnen, vollständig gleich gebaut: sie haben drei Glieder. Die beiden Abschnitte des zweiten Hauptteiles sind gleichgebaut als Ganzes, aber nicht hinsichtlich der beiden Glieder, in die sie zerfallen. Wir finden also im ersten Hauptteile vollkommene Übereinstimmung der beiden Abschnitte, im zweiten eine weniger durchgeführte Übereinstimmung.

Was das Verhältnis der beiden Hauptteile zu einander betrifft, so beobachten wir die Übereinstimmung, daß beide in zwei sich entsprechende Abschnitte zerfallen, während sie sich dadurch unterscheiden, daß den drei Gliedern im ersten zwei im zweiten gegenüberstehen. Ferner kehren die Verse, die sich im ersten Hauptteil finden, im zweiten wieder. Aber während in III und IV a und b miteinander zusammengefaßt sind und als ein Ganzes c gegenübertreten, stehen sie in I und II gesondert vor c. Außerdem finden sie sich in IV mit einer Änderung.

Wie im Verhältnis der Verse zu einander, so sind also auch in der Verbindung derselben zu strophischen Gliedern und in der Zusammenfügung dieser Glieder zu dem Ganzen des Liedes Beharren und Wechsel, Gleichförmigkeit und Mannigfaltigkeit in bemerkenswerter Weise ausgeprägt.

Der Bau des Liedes erinnert uns an die Gesetze mittelalterlicher Lyrik und der Meistersänger. Wir erkennen unschwer die beiden Stollen und den Abgesang, und wir werden in der Absicht, den letzteren von dem Aufgesang zu unterscheiden und IV als abschließenden Teil zu kennzeichnen, auch den metrischen Grund sehen, weshalb der Dichter die beiden Abschnitte des zweiten Hauptteils nicht völlig symmetrisch gestaltete.

Die metrisch-rhythmische Erscheinung eines Gedichts ist ein schon für sich wirkendes ästhetisches Element, das aber zu voller Geltung kommt durch den dem Schönheitsgefühl entsprechenden Körper der Worte, durch die auch der gewählten Rede eigenen Mittel des Gleichklanges und Auseinanderklanges. Der Egmont ist, obwohl in Prosa geschrieben, über-

aus reich an diesen Kunstmitteln — man vergleiche z. B. den herrlichen Monolog am Eingang des 5. Aufzuges —. Wir verzichten darauf, ihre Anwendung an unserem Liedchen nachzuweisen und zu zeigen, wie dieselben mit seiner metrisch-rhythmischen Erscheinung in vollem Einklang stehen. Nur auf eins sei hingewiesen: auf den unreinen Reim liebt (10) zu betrübt (8). Wir sahen, daß die Zeilen 7 und 8 mit 9 und 10 korrespondieren, daß aber ihre Übereinstimmung eine leichte Störung erlitten hat, indem sich 7 als a mit b, 9 als a mit b ohne ⌣, 8 als c, 10 als ⌣ mit c darstellte. Haben wir in dem unreinen Reim nicht auch eine zu einem Teil gestörte Harmonie? Und wenn wir jenes Abweichen von dem metrischen Einklang für sinnvoll und begründet halten, weil es den zweiten Hauptteil von dem ersten unterscheidet und den Abschluß des Gedichtes anzeigt, sollten wir da nicht den unreinen Reim entschuldigen, weil er die Assonanz ermöglicht, die in der letzten Zeile den sehnsuchtsvollen Laut des I besonders hervorhebt?

Aller musikalische Reiz einer Dichtung aber soll doch nur der Versinnlichung ihres Gedankengehaltes dienen, daher wird auch eine metrische Betrachtung, zumal vor und mit unseren Schülern, als Anhang die Frage beantworten müssen: Entspricht die metrische Form der Erscheinung des dargestellten Gegenstandes? Unser Liedchen giebt den Zustand der liebenden Seele wieder, wie in ihm Freude und Leid, Jauchzen und Klage jäh miteinander wechseln, wie das Verlangen nach dem geliebten Gegenstand abgelöst wird von der Sorge, ob man ihm genüge, wie dieses Schwanken und Schweben das höchste Glück ist, weil die seligste Lust immer von neuem aus der schmerzlichsten Unlust geboren wird. Der Widerstreit der Gefühle, ihre bunte Folge, ihr schnelles Auftauchen und Schwinden, die stetige Bestimmtheit des Gemütes durch den gleichen Gegenstand, das Bewußtsein innigster Übereinstimmung, finden sie nicht ihr vollkommenes Gegenstück in den oben hervorgehobenen Merkmalen des Metrums: in der Verschiedenheit der Verse, ihrer Kürze und dem Wechsel des Rhythmus, in der Verwandtschaft, die sie trotzdem aufweisen, in der Harmonie des strophischen Aufbaues? Entspricht nicht die Steigerung in a, b, c der Wellenbewegung der Gefühle? Und wie steht es mit der metrischen Teilung:

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt?

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die dem „glücklich allein" entsprechenden Prädikate „himmelhoch jauchzend", „zum Tode betrübt" jedesmal eine Zeile füllen, so werden wir es sicher nur als ein glückliches Zusammentreffen ansehen, daß der Dichter die Kopula „ist" auch aus einem metrischen Grunde der folgenden Zeile zuweisen mußte.

Über bedenkliche und erfreuliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Von **Hermann Boll** in Brühl.

Pflege und Bedeutung der deutschen Mundarten.

(Schluß.)

XIV. Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Mundarten.

Man hat öfters den Mundarten einen baldigen Untergang vorhergesagt und auch gewünscht. In diesem Falle aber haben die Gäste wieder, wie nicht selten, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wer die Lebensäußerungen der Mundarten in der Gegenwart beobachtet und verstehen will, muß ihre Zähigkeit und Kraft geradezu bewundern. Was thut z. B. eine einzige Stadt, Köln, zur Hebung der Dialekte!

In Köln erscheint seit dem 1. November 1886 die Wochenschrift „Alaaf Köln", welche echten Humor, patriotische Gesinnung und sittliche Reinheit auf ihre Fahne geschrieben hat. Wissenschaftlich gebildete Männer mit dichterischer Anlage, wie der kaiserliche Postrat Blumberger und Gymnasialoberlehrer Wahlenberg — der letztere ist am 15. Dezember 1888 gestorben — und viele andere, haben dem verdienstvollen Unternehmen ihre Kräfte gewidmet und verbürgen so die Lebensfähigkeit der schönen Zeitschrift, welche, abgesehen von ihren Verdiensten um die Förderung der heimischen Mundart, eine Pflegestätte echter Poesie ist. Wenn jemand den Verfassern der Beiträge den Vorwurf machen wollte, daß sie ihre Arbeiten zuerst hochdeutsch niedergeschrieben und dann ins Plattdeutsche übersetzt hätten, dann würden sie nicht böse werden — denn das ist nicht die Art des Kölners —, sondern einfach erwidern: „Do hammer et widder, wann êne jeck wêd, fängk et em Kopp ân." An eine ernste Zurückweisung dieser vom Unverstande so oft gemachten Behauptung denkt kein vernünftiger Kölner. Das zu einer leichteren Lebensauffassung hinneigende Völkchen wählt sich jedes Jahr einige Tage aus, an denen es seine ungeheuchelte Freude sogar in ausgelassener Weise frei vor aller Welt offenbart. Daß es Leute giebt, die sich über den Kölner Karneval ärgern und dem heitern Treiben auf den Straßen griesgrämig den Rücken zuwenden, nimmt der Sache selbst ihren Wert nicht. Vor einigen Jahren kam ein Herr aus einer östlichen Provinz und war genötigt, die Fastnachtstage in Köln zuzubringen. Nach Verlauf der schönen Zeit wurde er gefragt, wie ihm der Kölner Karneval

gefallen habe. Und er versetzte darauf und that bedeutend den Mund auf: „Was gemein ist, ist gemein; ich habe drei Tage mein Zimmer nicht verlassen". Über eine solche Auslassung gerät der gemütliche Kölner nicht in verdrießliche Stimmung, oder gar in Zorn, sondern er denkt einfach: Jeck loß Jecke laus (vorbei)! Köln hat 18 Karnevalgesellschaften, in deren Sitzungen fast nur die Mundart in Poesie und poetischer Prosa geredet wird. Die hier vorgetragenen Reden und Gedichte erfreuen sich so großer Beliebtheit, daß selbst der Oberbürgermeister und der Gouverneur der Festung nicht fern bleiben, ein Vorkommnis, welches zeigt, daß der Kölner Humor alle Herzen zu bezaubern und hinzureißen vermag. Jedes Jahr liefert der Kölner Karneval auf dem Gebiete der Litteratur Vortreffliches. Die besten Vorträge und Lieder, welche die Faschingszeit zu Tage fördert, erscheinen im Verlage des Hofbuchhändlers Friedrich Heyn zu Köln. Die Kölnische Zeitung läßt neben dem Hauptblatte einen Stadtanzeiger erscheinen. Dieser bringt nicht nur regelmäßig jede Woche einen plattdeutschen Bericht über die wichtigsten Ereignisse der Stadt, sondern auch im Unterhaltungsteil plattdeutsche Erzählungen, die jedem hochdeutschen Feuilleton ganz und gar ebenbürtig sind. Hierdurch bleibt das Interesse der vornehmeren Bevölkerung rege, und die aus der Ferne Herziehenden legen ihr Vorurteil gegen die Mundarten allmählich ab. In der „hilligen" Stadt liegt eine unglaubliche Menge poetischen Stoffes aufgespeichert, er geht meistens von Mund zu Mund und von Vater auf den Sohn. Schier unerschöpflich ist der Born des immer fertig zur Verfügung stehenden Humors. Neulich fuhr ein Fremder nach Köln, um seinen im Himmelreich (einer Straße) wohnenden Freund zu besuchen, und bestieg zu dem Behuf eine Droschke. Die genannte Straße war aber wegen Anlegung eines Kanals in ihrer ganzen Länge aufgebrochen, und für die Fußgänger war nur ein ganz schmaler Pfad vorhanden. Alsbald hielt der biedere Rosselenker den Wagen an, öffnete die Thür und sprach zum Fahrgaste: „Hâr, bes an't Himmelrîch han ech üch jefâhre; we êhr erenn kutt, môt êhr selver sin" (d. h. Herr, bis ans Himmelreich habe ich Euch gefahren; wie Ihr hineinkommt, müßt Ihr selber sehen). Ein gutes Trinkgeld war der Lohn des unvorbereiteten Witzes. Überhaupt ist die Sprache des Kölners bilderreich. Selbst der sogen. ungebildete Mann ist im Besitze zahlloser Tropen. Fragt man z. B. jemand, ob er diese oder jene Arbeit übernehmen wolle, so antwortet er nicht etwa mit „Ja" oder „Nein", sondern er sagt: Hâr, dat soll e Wôrt sin, oder: Do ben ech net domm genog für. Unter diesen erfreulichen Verhältnissen steht zu hoffen, daß ein talentvoller Geist die zerstreut wachsenden und gedeihenden Blumen edler und zarter Poesie zu einem der ganzen Bevölkerung zur Ehre gereichenden

Gesamtstrauße vereinigt. „Die Volksmundart", sagt Osthoff S. 31, „bringt tagtäglich ein großes Maß lebensvoller Kraft und gesunder Ursprünglichkeit des Gedankenausdrucks hervor, und zwar mühelos, ohne Ringen und Suchen."

Auch an andern Orten wird die Pflege der Mundarten nicht vernachlässigt; überall zeigen sich ihre Lebensäußerungen. Das „Plattdütsche Sündagsblatt", bisher in Berlin herausgegeben, erscheint seit Januar 1889 im Verlage von A. Helmig in Bielefeld. Das Blatt will ein Sammelpunkt für alle Freunde der niederdeutschen Mundart sein und soll auch der Familie eine gediegene, Herz und Gemüt erfrischende Unterhaltung bieten. Es erscheint wie seine etwas vornehmere Schwester „Alaaf Köln" wöchentlich. Daß die Mundarten im ganzen keine Pflegestätte für überflüssige, aber liebgewonnene Fremdwörter sind, es sei denn, daß diese absichtlich im Dienste der Satire zur Geißelung des Benehmens thörichter Menschen oder zur Verhöhnung unhaltbarer, lächerlicher Zustände gebraucht würden, zeigt eine treffliche Bemerkung am Kopfe dieser Zeitung: Dat is natürlich man en lütte Reeg (Reihe), wat de finen Hochdütschen en „Petitzeile" nennt. Wenn die Dialekte ein festes Bollwerk gegen die leicht ersetzlichen Fremdwörter sind, so sollte man sie erst recht überall mit offenen Armen aufnehmen. Jedem vernünftigen Deutschen müßte ein plattdeutsches Wort, welches doch Nationaleigentum ist, lieber sein, als ein „hochfranzösisches".

Seit dem 1. Januar 1888 erscheinen in Trier die „Knallerbsen" eine Wochenschrift für Unterhaltung und Humor. Wir enthalten uns, über den Wert dieser Zeitung ein abfälliges Urteil auszusprechen. Die alten Märchen, die uns das Leben des Volkes im Zustande der Kindheit darstellen, erzählen uns nicht nur von Riesen, sondern auch von Zwergen. Kleinere Zeitungen bringen von Zeit zu Zeit die allbekannten Berliner Gerichtsverhandlungen in Berliner Mundart. Diese sind auch herausgegeben worden unter dem Titel: „Jn's kunträre Jegenteel. Herr Jerichtshof, ick bestreite Allens. Sammlung drolliger Berliner Gerichtsverhandlungen".

Unserer Zeit muß man den Vorwurf machen, daß zahllose Vereine die Menschen voneinander trennen; kommt es doch vor, daß ein Ort von 4000 Einwohnern drei Vereinigungen ehemaliger Soldaten besitzt, so daß also die während der Dienstzeit bestehende Trennung in das bürgerliche Leben hinübergepflanzt wird. Sicherlich ist es aber mit Freuden zu begrüßen, daß an verschiedenen Orten plattdeutsche Vereine gebildet worden sind. Düsseldorf hat einen solchen unter dem Namen „Unkel Bräsig"; in München haben die dort ansässigen Norddeutschen eine Vereinigung „De Plattdütschen" gegründet; in Berlin gab es im Januar 1887 unter

990 Vereinen drei plattdeutsche. Der Plattdeutsche Verein zu Braunschweig hatte den Fürsten Bismarck, der sich selbst einen Plattdeutschen genannt hat, zum Ehrenmitgliede ernannt. Infolgedessen erhielt der Vorstand des Vereins vom Fürsten am 31. August 1891 folgendes Schreiben: „Die Ehrenmitgliedschaft Ihres Vereins nehme ich mit Dank an. Unbeschadet unserer Liebe zum Gesamtvaterlande habe ich doch stets ein besonderes Interesse für die engere Stammesgenossenschaft gehegt, die in der plattdeutschen Sprache von der Weichsel bis zum Rhein ihren Ausdruck findet."

Wo so viele die Mundarten pflegen, kann die Bühne allein nicht zurückbleiben. In Hamburg befindet sich eine plattdeutsche Bühne, das Concordia-Hallen-Theater. Im Anfange des Dezember 1888 wurde zu Stuttgart von der Gesellschaft „Klimperkasten" ein eigenartiger Wettstreit veranstaltet. Es wurden nämlich heitere Vorträge in der schwäbischen, Mainzer, pfälzischen, elsässischen, Frankfurter, Wiener, sächsischen, schweizerischen und Kölnischen Mundart gehalten. Köstliche Gaben des deutschen Gemütslebens wurden der aufmerksamen und dankbaren, leider nur aus Herren bestehenden Zuhörerschaft dargebracht. Am 7. April 1889 fand im Schauspielhause zu Frankfurt die Aufführung des Lokalstückes „Neufrankfurt" von dem humoristischen Dichter Adolf Stolze mit herrlichem Erfolge statt. Das im Dialekt geschriebene Stück zeugt von scharfem Blick für die hervorstechenden Eigentümlichkeiten des Frankfurter Lebens, hat eine vernünftige Handlung, ist voll guten Humors und wurde nicht minder vortrefflich gespielt. Überhaupt gehört Frankfurt zu den die Mundarten fördernden Städten; schon im Jahre 1852 gab nämlich der Lokaldichter von Frankfurt, Friedrich Stolze, die im Dialekt geschriebene „Frankfurter Krebbelzeitung" heraus. Die Reichshauptstadt darf in diesen Bestrebungen nicht zurückbleiben, wenn sie auch etwas nachgehinkt kommt. Dort erscheint nämlich jeden Sonntag die plattdeutsche Zeitung „De Eekboom".

Auch die hochdeutschen Zeitschriften und Zeitungen dürfen nunmehr kräftiger und mutiger, als es bisher seitens der öffentlichen Meinung gestattet war, für die Mundarten eintreten, da sie keinen ernstlichen Spott mehr zu gewärtigen haben. Das Universum brachte im III. Jahrgang, Heft 21 S. 402—410 eine Humoreske von A. C. Müller: „De Revolutschon", Das Hessenland, eine Zeitschrift für hessische Geschichte und Litteratur, in Nr. 9 von 1889 S. 136—138 eine Geschichte in niederhessischer Mundart von Fr. Opper: „Der Josthenner"; der Neue Weltkalender für 1890 bei Dietz enthält zwei Dialektstücke: „Mei Freind Benjamin", Humoreske in pfälzischer Mundart, und „De neien Sdiwweln", eine sächsische Ballade.

Auch die Männer der Wissenschaft arbeiten teils im stillen an der Erforschung der mundartlichen Schätze, teils empfehlen sie öffentlich ihr Studium. Der 1884 gestorbene elsässische Gelehrte August Stöber von Mülhausen hat Vorarbeiten für ein Wörterbuch der elsässischen Mundarten hinterlassen, welche von den Erben dem Straßburger Professor Martin, der seit längerer Zeit Stoff für ein solches Wörterbuch sammelt, übergeben worden sind. Dr. Lienhart wird die unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen. Das Buch soll 50 Bogen und 1600 Spalten umfassen. Der Wortschatz der fränkischen Mundart in Deutsch-Lothringen soll einer besonderen Darstellung vorbehalten bleiben. (Nachricht vom 12. März 1890.)

In richtiger Würdigung des hohen Wertes der Dialekte hat Hermann Riegel den glücklichen Gedanken ausgeführt, die deutschen Gelehrten auf das Studium der Mundarten hinzulenken, und durch diese Handlungsweise gezeigt, wie verkehrt die Ansicht derjenigen ist, die da behaupten, es sei das ganze Bestreben des Sprachvereins, auf einige entbehrliche Fremdwörter Jagd zu machen. Die von dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein am 15. Oktober 1887 gestellte Preisaufgabe heißt: Wie können Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden? Da in der Behandlung dieser Arbeit die Kenntnis von mindestens einer Mundart verlangt wird, so waren die Trauben diesmal etwas sauer. Während bei andern Preisausschreibungen in der Regel einige Hundert Bearbeitungen eingesandt wurden — bei dem letzten Ausschreiben des Vereins der Realschulmänner liefen noch 74 Abhandlungen ein —, erreichten die eingeschickten Arbeiten nur die bescheidene Zahl 11. (Vergl. die Zeitschrift vom 1. Februar 1889 S. 32.) Von den elf Einsendern erhielten Professor Tobler in Zürich und Dr. Franke zu Leisnig in Sachsen eine Ehrengabe von je 500 Mark. Die Arbeit des letzteren Herrn ist 1890 bei Teubner im Druck erschienen. Man kann dieselbe wegen der beispiellosen Ruhe und Sachlichkeit der Darstellung und wegen des echt wissenschaftlichen Geistes, der in dem vortrefflichen Buche herrscht, endlich wegen der seltenen Liebe zu unserer Muttersprache ein in seiner Art klassisches Werk nennen. Aus Hochachtung möchten wir dem geehrten Verfasser hier einen Vorschlag zu machen uns gestatten. Da zur Stunde kein Gelehrter in Deutschland alle Mundarten beherrscht, so müßte das ausgezeichnete Buch durchschossen in jeder Provinz wenigstens vier kundigen und fleißigen Männern übergeben werden, welchen die Aufgabe zufiele, in einem bestimmten Zeitraume ihre mundartlichen Ergänzungen, welche zumeist dem Ausflusse des lebenden Menschengeistes und nur zum geringsten Teile der litterarischen Aufzeichnung angehören, zu den einzelnen Punkten hinzuzufügen.

Auf diese Weise würde der Inhalt des Werkes vervollständigt und das Buch selbst vollkommen. Die deutsche Nation aber besäße ein Meisterwerk zum Lobe seiner Mundarten.

Die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, in recht kräftiger Weise die hohe Bedeutung der Mundarten zu betonen. Im III. Jahrg. S. 12 schreibt sie: „Die vornehmste Absicht bei der Wahl gerade dieser Aufgabe war es, eine Aufgabe zu veranlassen, die den Gebildeten unseres Volkes zeigt, daß das Tintendeutsch unserer Kanzleien und Gelehrtenstuben unsere Sprache blutarm macht und allmählich gründlich verdirbt, daß die Schriftsprache der Besten Bildlichkeit und Frische aus den Mundarten schöpft und daß die mundartlichen Schätze noch lange nicht gehoben sind." Ferner im III. Jahrg. S. 51: „Lessing nahm lebhaften Anteil an der plattdeutschen Sprachweise, bemerkte sich die Stelle, wo ein plattdeutsches Lied auf Goslarisches Bier zu finden sei, und trat nachdrücklich für das niederdeutsche Wörtlein „glau" in die Schranken, welches etwa so viel wie hell und munter bedeutet, ja, er hat sehr genau eine Abhandlung von P. C. Decker gelesen, die darauf hinauslief, die hochdeutsche Sprache durch die plattdeutsche geradezu auszubessern." Sodann im III. Jahrg. S. 174: „Bei der Ausarbeitung der deutschen Speisekarte haben wir es für unsere Pflicht erachtet, auf die verschiedenen mundartlichen Ausdrücke Rücksicht zu nehmen." Endlich klagt die genannte Zeitschrift, daß unseren Gebildeten das Bewußtsein von dem Werte der Mundarten fast ganz geschwunden sei. Diese Klage ist, Gott sei Dank, nicht ganz zutreffend und bezieht sich nur auf Gouvernanten, Kommis, Halbgebildete und Schwätzer, an denen wir heutzutage leider großen Überfluß haben; Männern von gediegener Bildung dürfen wir diesen Vorwurf nicht machen.

Bei Gelegenheit der Besprechung einer Vorlesung, die der ausgezeichnete Reuter-Darsteller Herr Junkermann vom königlichen Hoftheater in Stuttgart kürzlich in Köln hielt, sagte die Kölnische Zeitung in Nr. 268 vom 2. April 1891: Die Darstellungen mahnen uns unmittelbar, jeden Dialekt als die wahre Sprache des Volkes zu hegen und zu pflegen und ihn nicht bloß für Späße zweifelhafter Volkstümlichkeit, sondern auch für edlere Formen des Humors zu verwenden und auszubilden. Die Mundart eines Volkes, ein wesentliches Stück seiner Seele, ist mehr wert, als nur dazu zu dienen, daß gelegentlich ein 'Gebildeter' sich den Spaß macht, zu reden, wie die gemeinen Leute reden."

Professor Scherer aus München hielt am 7. Oktober 1890 in der Lesegesellschaft zu Köln einen Vortrag über den bayerischen Dichter Karl Stieler. In der Einleitung sprach der genannte Gelehrte über den

Wert der Dialektdichtung, die auf dem Werte des Dialekts als des unverfälschten Ausdrucks der Volksseele beruhe.

Indes möge bei allem Ernste, den unsere Sache erfordert, der Scherz doch nicht gänzlich ausgeschlossen sein:

Wie ein Richter aussehen und sich benehmen soll, wenn er auf dem Richterstuhle sitzt, darüber giebt eine alte Handschrift in plattdeutscher Sprache Auskunft, die sich nach einer Bemerkung im Westfälischen Anzeiger vom Jahre 1799 im Archiv des Wittener Amtsgerichts befinden soll. Sie lautet: „Wann de Richter op den Richtstaul sitt, dann sall hei sick en Ahnsein gieven und kieken ut de Ogen as en gleinigen Kater.“ Ein hübsches Stückchen rheinischen Humors förderte im Juni 1889 ein junger Arzt in einem Dorfe bei Bonn zu Tage. Bei Empfang der Rechnung sagte ein biederer Landmann zum Jünger des Asklepios: Här Dokter, Ihr sit över jett dûr! Schlagfertig lautete die Antwort des Arztes: Jo, ming Frönd, dat hett minge Vatter öch all gesäch, als ik noch in Bonn bei de Studente waor. Jung, hett he gesäch, Du büs mer ne düre Jung.

Im August 1888 „inquirierte“ ein junger Assessor in einer Gerichtsverhandlung einen Zeugen aus dem Münsterlande natürlich in hochdeutscher Sprache: Durch welche Kombination kommen Sie zu dem Resultat, dieser Person die That zu imputieren? Der Zeuge schweigt, da er das Hochdeutsche des gelehrten Herrn nicht versteht. Da fragte denn ein Beisitzer mit Erlaubnis des Richters: Seggen Se mol, we künnt Se nur seggen, dat gerade de dat dahn hatt? Der von seiner Verlegenheit befreite Zeuge antwortete: Min Gott, ick hew't ja seihn.

Köstlich ist auch das Geschichtchen, welches uns Ernst Weyden S. 224 erzählt: In den dreißiger Jahren wohnte der preußische Kultusminister Herr von Eichhorn während der Kirchweihe im Kaiserlichen Hofe auf der Breitestraße. Nachmittags liegen Se. Excellenz im Fenster, um dem bunten Straßentreiben zuzusehen, als ein Rudel Knaben sich vor dem Hause aufstellt und folgendes kölnische Volkslied anstimmt:

Rode, rode Eichhöhn!
Jitt uns jett en't Zeichhöhn!
Roden bitt, roden batt,
Jitt uns jett en der Knappsack.
Mûs, Mûs, komm erûs,
Breng uns e jroß Stöck Jeld erûs.

Se. Excellenz geraten außer sich vor Wut, im Wahne, die Kölner Straßenjungen wollten sie wegen ihrer Rothaarigkeit beschimpfen. Der Wirt wird gerufen, aber seine Beteuerungen helfen nichts; selbst die herbeigeholte Polizei hatte die größte Mühe, den hohen Herrn davon zu überzeugen, daß die Jungen denselben gar nicht gekannt haben.

XV. Litterarische Leistungen der Mundarten in der neuesten Zeit.

Wollte man die Frage in erschöpfender Weise beantworten, was die Mundarten in der letzten Zeit auf dem Gebiete der Prosa und Poesie geleistet haben, so wäre bei der großen Ansammlung des Stoffes der Raum eines Buches nötig. Daher kann diese Darstellung nur ganz knapp sein.

Die Mundarten haben in der Gegenwart Gelegenheit gehabt, die Feuerprobe zu bestehen. Im Jahre 1888 lag Deutschland in schwerer, tiefer Trauer. Zwei Lieblinge der deutschen Nation verließen ihr Volk fast um dieselbe Zeit für immer. Haben da die Mundarten geschwiegen, und ist der Ernst, die Würde, der edle Schmerz nur im hochdeutschen Gewande einhergegangen? Ein flüchtiger Blick in die plattdeutsche Litteratur zeigt das Gegenteil, und es hat die dialektische Muse die Regungen der Vaterlandsliebe nicht minder zum Ausdruck gebracht, als die hochdeutsche. Bemerkenswerte Gedichte sind:

1. Der Kaiser Wilhelm eß dut. Paul Faust S. 107.
2. Unse Krunprinz. Paul Faust S. 108.
3. Moltkes Wahlspruch: „Ers wägen un dann wogen". Wilhelm Täpper in Bochum.
4. Tum Kaisersch-Geburtsdag. Fr. Storck S. 23.
5. Heil ussem Kaiser. Fr. Storck S. 33.
6. Denn dütschen Rhin. Bräunlich S. 107.
7. De Khinig will khumme. Bräunlich S. 107.
8. Vergêt ok nich dat Sedanfest. Segebarth S. 173.
9. Der alte Fritz. Bornemann.

Von diesen neun Gedichten habe ich nur die letzte Nummer in dem Lesebuche von Kehr gefunden; hoffentlich werden die Herausgeber von Lesebüchern ihren bisher wohl erklärlichen, wenn auch nicht zu billigenden Standpunkt in dieser Hinsicht nunmehr verlassen. Es mögen hier noch einige Gedichte allgemeineren Inhalts aufgeführt werden, in denen tiefe Trauerstimmung herrscht, die aber zugleich würdevoll, ernst und edel gehalten sind. Sie alle sind wohl wert, in unsern Lesebüchern abgedruckt zu werden.

1. De Plattdütsche. Lüder Woort. Mit diesem tiefempfundenen Gedicht müßte jedes Lesebuch beginnen.
2. Dat kranke Kind. Lüder Woort.
3. Truer. " "
4. Abendlied. " "
5. Das Schicksal. " "

6. Der Sunntag. Friedrich Ullrich.
7. Der Tud. " " .
8. Der lieb Gott is zum Gräserle gange. Bräunlich S. 58.
9. Mein Gartla. Bräunlich S. 67.
10. Min Modersprak. " S. 93.
11. De batende Barkmann. A. Ey.
12. Dat volde Leed van de Tofräbenheid. Bräunlich S. 111.
13. Abendgebet. Bräunlich S. 121.
14. Moder trurt. K. Th. Gaedertz.
15. Das Gewessen. "
16. Ostern. "
17. Verlaern. Emanuel Gurlitt.
18. De Springslot. " "
19. Wienacht. " "
20. Een Scheppersfrau am Allerseelendag. Karl Auch.
(Im Rhein. Westfäl. Dichterbuch von Baehr S. 12.)

Da die genannten 29 Gedichte an dieser Stelle nicht zum Abdruck gelangen können, so wollen wir wenigstens einige Stellen anführen, die den Beweis liefern, daß die mundartlichen Gedichte ernst, edel und würdig sein können.

1. Man glaubt in der Ferne, der Kölner Karneval sei nur dazu da, „faule Witze" an das Tageslicht zu fördern. Dieser Wahn soll gründlich zerstört werden. Die „Jecken" halten das Wort sehr hoch:

Halt faß am Rich, do kölschen Boor,
Mag et falle, ov söß, ov soor!

Am 27. Januar 1889 erklärte die V. Comitésitzung der Großen Karnevalsgesellschaft:

We Köllens Boor in schwerer Zick
Am Rich hät faß gehalde,
Su soll em kölsche Volk och hück
Die Lieb öm nix erkalde,
Die Lieb zom Kaiser und zom Rich,
Zor Freiheit, die soll blieve,
Bes dat der letzte Stẽn verblich,
De Welt vun' ein deit stüfe!
En dem Humor und en der Freud
Mer hück getreu gedenke
Des Kaisers, dä zo jeder Zick
Deutschlands Geschick deit lenke!
Wenn vun der Memel bes zom Ring
Vun der Alp bes zo dem Belt
Dat Schlachtschwert bletz em Sonnesching,
Mer sin derbei, op Köllens Boor dahn zällt.

2. Öwer der stillen Straten
Geit klar de Glockenslag.
God Nacht, dien Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag. (Theodor Storm.)

3. Dat Schicksal steit in höger Hand,
De wis't uns up en anner Land,
Wo alle Rätsel Lösung finnt.
Dar is de Klökste ok noch Kind. (Lüder Woort.)

4. Noch lewt em bergschen Herzen,
Noch geilt an jedem Oot
Die aule, dütsche Treue,
Dat bergsche Eahrenwoot.
On dreun däm Lank Gefohren,
On schallt en Hölperoop,
Dann stonnt vie bergsche Jonges
För Throan on Riek tu Hoop. (Friedrich Storck.)

5. En gudes Wark, en warmes Hart
Is mehr as Gold un Edelsteen;
Un wenn ok gar ken Dank bi ward,
Dat lohnt sich in sick sülm alleen.
O, hölp din Broder, ehr't to lat.
Un wes mit Trost un Rat bereit,
Un denk daran, dat oppe Strat
So menni Brave betteln geit. (Joh. Meyer.)

6. Am Abend.

Willst do, liebes Kindel, sahn,
Wos an Himmel thut geschahn.
Dou schließ dö lieben Guckel zu
Und schlouf ai lieber süßer Ruh.
Dort hürst dö schiene Engel singen,
Und viele gulne Horfen klingen.
An Himmel, och, muß schiene sain,
Dort werd' 'ch mai Kindel racht erfrain.

7. Wat helpt dragen Krüz un Not?
Wenn de Globen uns is blewen,
Dat lew Gott uns dat behr gewen,
Dat helpt dragen Krüz un Not.
Wat makt söt dat schlimmste Leb?
Wenn de truen Frünnen kamen,
Werrer bring'n, wat Gott uns nahmen,
Dat makt söt dat schwore Led!
Äwer wenn is Led en Glück?
Wenn blot Haw un Gold sünd schwunnen,
Fru un Kinner, de gesunnen,
'T Led mitdragen, dat's noch Glück.

Christel von Pauline Arndt. 1869, S. 71.

8. Ik har en Ros, de blöht' so schön,
Ik seeg se vergahn, ik seeg se verblöhn;
De Bleder streute de Stormwind umher,
O, wenn ich doch mit eer vergaengen wer.
(Emanuel Gurlitt.)

Die Rose war des Dichters Tochter Emilie, welche 1879 im Alter von 20 Jahren aus dieser Welt schied.

9. Dien Broder is wiet weg, mien Kind,
Leew Moder, so lat doch dat Weenen!
He kämpftför't Vaderland, mien Kind,
Leew Moder, och, still doch dien Sehnen!
Bit hierher het de Herr em schützt,
He ward em ok ferner behöden;
He weet am besten, wat uns nützt,
Kumm, Moder, wi wöllt to Em beeden. (E. Gurlitt.)

10. Nu lat uns sing'n ein'n Lobgesang
För'n Kaiser un uns Vaderland!
So lang wi Hohenzollern heww'n,
Dauhn wi för keinen Feind nich bew'n;
Am Sedangsdag, ick möt dat segg'n:
Wer kolt hüt as ein Töpel steiht,
Sin Hart nich för sin'n Kaiser sleit,
Dat is kein echte dütsche Mann,
Schmit em heruter ut den Lann';
In den sin'n Kopp is kein Verstand,
De hett nich leiw sin Vaderland,
De denkt am mihrsten blot an sick,
Wur hei sick in de Eck verkrüppt.

11. Sogar aus dem fernen Amerika liegt eine Kundgebung vor: Prairieblumen. Eng sammlonk fu libder a gedichter an letzebûrger deitscher sprôch. Als unhang e glossar fun de gebrauchte wirder. Eraus-gin fum N. Gonner. Drock fun der Luxemburger Gazette Dubuque (Iowa). Die Sammlung hat für den Dialektforscher großes Interesse und ist auch nicht ohne dichterischen Wert. Wohlthuend ist die warme Anhänglichkeit an die heimische Mundart. Eine Probe möge genügen:

Deitsch se mer an deitsch bleiwe mer.
Mir Letzebûrger menner
Sen deitsch fu stâm a blutt,
Bekannt an alle lenner
Fer frei, a frank, a gutt.
A wat mer sin, dât bleiwen
Mir bis zum jengsten dâch,
Ons ka kên't deitsch ferdreiwen,
Well mir fum deitsche schlâch.

12. Grön is dat Land,
Rot is de Kant,
Witt is de Sand;
Datt sünd de Farben von Helgoland.

XVI. Die neueren mundartlichen Erzeugnisse im Spiegel der Kritik.

Die viel verfolgten Mundarten haben zunächst sehr durch die mündliche Kritik in den vornehmeren Familien gelitten. Kinder von reicheren Eltern, deren Vater nur Sinn für das Geschäft und deren Mutter nur Zeit für alle Arten von Vergnügungen hatte, sie werden, wenn die Geschäfte den Vater auf längere Zeit von Hause fern halten und die Mutter infolge der heranrückenden wärmeren Jahreszeit in eine Krankheit fällt, die nur durch eine Badereise geheilt werden kann, von einer Gouvernante erzogen, die bei den armen Wesen Vater- und Mutterstelle vertreten muß. Diese Dame, welche auf den Spaziergängen, die sie täglich mit den Kindern macht, fast in Ohnmacht fällt, wenn sie ein vorübergehendes Kind aus dem Volke ein plattdeutsches Wort reden hört, hegt einen unauslöschlichen Haß gegen alle Pöbelsprachen. Warum, weiß sie selbst nicht, sie hat sich diese Frage als zu unbedeutend nie vorgelegt. Wohl hat sie mehrere Jahre lang einen wissenschaftlichen Unterricht genossen, aber das Wort „Mundart" hat sie in demselben nie gehört. Ist es nicht natürlich, daß die Kinder nach dem Spruche „Jurare in verba magistri" sich die Anschauung ihrer strengen Meisterin zu eigen machen und, wenn sie später erwachsen sind, in Hochmut und Unwissenheit die Dialekte verabscheuen? Wer dagegen eine Mundart von frühester Jugend an gehört hat und durch ein widriges Geschick viele Jahre von seiner Heimat entfernt lebte, vergießt ungeheuchelte Thränen, sobald er die seinem Ohr lieb gewordenen Klänge wieder vernimmt, so sehr ist er von der Schönheit der betreffenden Mundart durchdrungen und begeistert. So sehen wir also, daß die Beurteilungen je nach der Erziehung verschieden sind.

Schlimmer und gefährlicher als das gesprochene Wort ist das geschriebene. Da gilt es auch, Rede und Antwort zu stehen. Nun sagt Socin S. 37: „Die Mode beschränkt sich gewöhnlich darauf, für den mundartlichen Schriftsteller zu schwärmen und seine Bücher ungelesen zu lassen." Zunächst muß gegen Socin bemerkt werden, daß viele Dialektwerke, welche mir in die Hände kamen, in zweiter Auflage erschienen waren. Eine noch vernichtendere Sprache redet folgende Thatsache: die Gedichte in Hunsrücker Mundart von Rottmann sind schon in sechster, das Herbarium von Oecher Blomme von Brauchart in dritter, die Schwänke und Gedichte

von Grimme, Paderborn 1878, in siebenter, Gruin Tuig von demselben Verfasser, Münster 1881, in vierter, Galantryi-Waar' 1884 in dritter, Dinsend Plasäir 1879 in dritter, Volksklänge in Altenburger Mundart von Ullrich-Greß, Stettin 1875, in dritter, Des Burschen Heimkehr von Streff 1884 in dritter, Datterich, Lokalposse, Friedberg 1888, in siebenter, Derham is derham, Gedichte in vogtländischer Mundart von Riedel, in vierter, Weil's mi' freut von Stieler, Stuttgart 1886, in siebenter, Humoristische Gedichte in Wetterauer Mundart von P. Geibel, Friedberg 1886, in dritter, Plattdeutsche Dichtungen von Lüder Woort, Bremen 1880, in dritter, Pfälzische Gedichte von K. A. Woll, Heidelberg 1881, in dritter, Plattdeutsche Gedichte von Bornemann 1868 in siebenter, W. Hinnerk Swinegels Lebensloop un Enne von W. Schröder, Berlin 1871, in dritter, Plattdeutsche Predigten von Sackmann, Celle 1859, in sechster, Vögele d. Maggid. Gesch. von Bernstein, Leipzig 1878, in vierter, 's ys're Mann's Buchel von A. Pick, Straßburg 1873, in fünfter, Weitzmann, sämtliche Gedichte in rein deutscher und schwäbischer Mundart, Reutlingen 1868, in siebenter, desselben Verfassers Gedichte in schwäbischer Mundart, Cannstatt 1886, in achter, Grimme, Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart, Paderborn 1886, in achter, Gedichte in pfälzischer Mundart von Kobell, Stuttgart 1862, in fünfter, Stieler, A Hochzeit in die Berg, Stuttgart 1887, in dritter, desselben sämtliche Schriften im schwäbischen Dialekt, Ulm 1860, in dritter, und endlich 's Schwabenspätzle von Naze in dritter Auflage erschienen. Dabei ist jedoch festzuhalten, daß von vielen der genannten Werke in den letzten Jahren noch weitere Auflagen veröffentlicht worden sind. Doch schon aus der Zahl dieser Auflagen mag jeder Urteilsfähige ersehen, daß die Begeisterung für die Mundarten nicht bloß Modesache ist.

Daß es unter den Dialektwerken auch minderwertige, ja, völlig wertlose giebt, bestreiten wir nicht; dasselbe behaupten wir jedoch ebenso von der hochdeutschen Litteratur. Das erstere beklagt auch die wahrheitsliebende dialektische Kritik, z. B. im Litt. Merk. IV. Jahrg. S. 151. Aber eines ist der dialektischen Muse noch nicht widerfahren, man hat ihr noch nie eine wirkliche Unsittlichkeit nachweisen können. Und trotzdem nennt der thörichte Dünkel die plattdeutschen Werke „gemein". Man sieht auch hier, wie dieser ungerechte Vorwurf vor dem Spiegel der Wahrheit in nichts zerfällt. Was sagt nun die besonnene, sachkundige und gerechte Kritik von den in der letzten Zeit erschienenen Dialektwerken? Wegen des erdrückenden Stoffes wollen wir hier möglichst kurz sein und uns befleißigen, einige Gutachten vorzubringen, welche dazu angethan sind, die landläufigen Anschuldigungen gegen die Mundarten zu entkräften.

Im Jahre 1889 hat Paul Faust ein Buch unter dem Titel „Köln in frohen und ernsten Stunden" herausgegeben, über welches das Kölner Tageblatt am 30. November 1889 also schreibt: „Wer das kölnische Idiom bisher nur wegen seiner grobkörnigen, witzigen Ausdrücke gewürdigt hat, wird aus diesem Bändchen von 156 Seiten sich überzeugen, wie viel Gemüt und wie viel poetische Zartheit sich unter dem kölnischen Dialekt bergen und wie unendlich reich er an Ausdrücken für alle weicheren Regungen des Herzens ist. Die letzteren sind es auch, die Faust überall in den Vordergrund stellt; er sieht überall nur das Gute und Schöne, und so zeigen denn auch alle in seinen Geschichten vorkommenden Personen das Gepräge edler, unverdorbener Charaktere, denen der leichte frohe Sinn des Kölners, aber auch das mannhafte Streben nach Hohem und Edlem im Blute liegt; der Freundschaft und der Liebe singt er begeisterte Loblieder. Bei der Lektüre dieses Buches wachen in der Brust des Kölners alle sonnigen Erinnerungen der Kinderzeit wieder auf, die Erinnerungen an fröhliche Spiele und allerhand tolle Streiche, deren Schauplatz die engen lauschigen Straßen, die altehrwürdigen Häuser jenes alten Kölns waren, welches heute mit jedem Tage unter den Straßenverbreiterungen und den Prunkpalästen der Neuzeit mehr verschwindet. Und so spendet denn dieses Büchlein dem Leser nicht nur einige genußreiche Stunden, sondern es hat auch das Verdienst, in zwanglosen Blättern die Kunde von kölnischem Leben und Treiben fest zu halten, wie es ehemals war und wie es zum Teil noch ist. Dem liebenswürdigen Büchlein muß man gut sein und dem Verfasser auch."

Ein anderer Kritiker sagt über dasselbe Buch und seinen Verfasser: „Paul Faust ist in weiten Kreisen seiner Heimatsstadt als trefflicher Humorist und begabter Dichter bekannt. Mit der Beherrschung dieser oder jener Mundart und etlichen spaßhaften Einfällen ist man noch lange nicht ein Volksdichter. Was aber Faust dazu macht, das ist der Gemütsgehalt, welcher durch seinen Humor hindurchklingt, ein Gemütsgehalt, welcher in der deutlichen Herzensfreude sich ausprägt, von kölnischen Kindern und ihrem Treiben erzählen zu können. Der starke und stärkende Naturduft der Heimatliebe liegt auf diesen Faustschen Schöpfungen. In den Gedichten schlägt Faust in einer zwischen Ballade und Lied die Mitte haltenden Sangweise den echten Volkston an, während seine drei Gedichte „Unse Kaiser Wilhelm eß dut", „Unse Kronprinz", „Mie Köln am Ring" Prachtstücke ernster Dialektdichtung sind. Faust ist dazu berufen, für Köln zu werden, was den Frankfurtern Scholz, den Leipzigern Bormann, den Münchenern Anzinger und Rauchenegger sind."

Freimuth sagt über Josef van der Giese (III, S. II): „Am liebsten gebrauchte er die Mundart seiner Heimat, an welcher er mit ganzem

Herzen hing, welche ihm den Born des Volkslebens erschloß, aus dem er für sich und andere Labung schöpfte. Zugleich war es seine ausgesprochene Absicht, diese Mundart in ganzer Echtheit wiederzugeben. Er befürchtete nämlich ihre dereinstige Verdrängung durch die hochdeutsche Schriftsprache und wollte sie daher der Nachwelt aufbewahren. Er verband mit der Anhänglichkeit an seine Kirche die Achtung vor fremder Überzeugung, wahre Duldsamkeit gegen Andersgläubige, und sein einflußreiches Wort stand im Dienste der christlichen Nächstenliebe. In seiner Brust schlug ein warmes Herz für Menschenglück, für das Wohl und Wehe des Vaterlandes. Sein Bildnis, von kunstgewandter Hand gemalt, hat einen Ehrenplatz im Rathause seiner Vaterstadt Düren gefunden."

Derselbe Kritiker sagt III, S. 323: „Unsere Zeit (1883) hat mit Recht der Dialektdichtung wieder ein warmes Interesse und eine besondere Pflege zugewandt. Der Volkssprache wohnt ja eine außerordentliche Kraft und Fülle inne; sie ist gar reich an Wortgebilden und Redewendungen, die dem bewegten Leben des Volkes, seinem tiefen Fühlen und Denken Ausdruck verleihen, wie es die allgemeine und darum mehr verblaßte Schriftsprache niemals vermag. Die Volkssprache ist das gemütliche Band, welches den Menschen vielfach an seine engere Heimat kettet."

Eine noch auffallendere und wertvollere Bestätigung des Satzes, daß die mundartlichen Schriftsteller tüchtige Leistungen aufzuweisen haben, geben die Worte Leimbachs (VI, S. 19): „In plattdeutscher Dichtung leistet Fehrs sehr Ansprechendes, seine prosaische Erzählung „Lütj Hinnerk. En plattdütsche Geschicht', Itzehoe 1888", verdient geradezu nachdrückliche Empfehlung." Ferner (VI, S. 287): „Die Lieder von Gaebertz haben alle die Vorzüge der besten Erzeugnisse der plattdeutschen Dichtungen: erquickliche Kleinmalerei, christgläubige Frömmigkeit, treue Kindesliebe, tiefes Gemüt und vollen, ursprünglichen Humor". Endlich (VII, S. 102): „Die plattdeutschen Gedichte von Gurlitt sind mannigfaltig im Inhalte und in der Form meist wohl gelungen, sowie im Tone ansprechend. Ich finde des Dichters Talent in dieser Sammlung noch deutlicher zu Tage tretend. Vor allem berührt angenehm der treuherzige Humor und das Gottvertrauen, auch die kindliche Ergebung in der Trübsal."

Ein gutes Zeichen ist es, daß ferner der Deutsche Sprachverein sich zum Beschützer der so oft verleumdeten Mundarten aufgeworfen hat. In seiner Zeitschrift (I, S. 137) lesen wir: „Ich halte es für angezeigt, daß die Kluft zwischen der an Mundarten so reichen deutschen Volkssprache und der Schriftsprache durch den Schulunterricht nach und nach so viel als möglich ausgefüllt werde."

„Die Liedersammlung von Max Heinzel, Maiglöckel. Dichtungen in schlesischer Mundart, Breslau 1888, sei allen denen recht angelegentlich empfohlen, welche noch Freude an ungeschminkter, unverkünstelter Poesie haben. Einfache, aber herzliche Empfindungen finden in diesen Liedern treuherzigen Ausdruck. Die Sammlung zeigt recht deutlich, wie mühelos echte Begabung den Volkston trifft. Vielleicht, daß von dem mundartlichen Liede eine gesunde Rückwirkung auf die hochdeutsche Kunstlyrik übergeht. Sammlungen wie die vorliegende bieten dazu die beste Handhabe." (Litt. Merk. VIII, S. 336.) Die bisherigen Verächter der Mundarten sollten sich diese Worte tief in die Seele schreiben. — Lischen Ströh un ehr Söhn. En Lebensbild ut plattdütschen Landen. Von A. Scheteling. Garding 1888. „Eine ergreifende Geschichte. Ein dunkler Schein liegt über dem Ganzen. Schwerer Ernst des Lebens, der mit schwerem Sinn des Menschen Hand in Hand geht, wie so oft in den Gegenden des deutschen Nordens. Die Sprache ist einfach und schlicht, mit kunstlosen Worten häufig das Herz aufs tiefste bewegend. Die Anschaulichkeit der Gebilde und die tiefe Wahrheit des geschilderten Stückes Leben sei rühmend hervorgehoben." (Gekürzt nach Litt. Merk. VIII, S. 151.) Der Foosnetnarr. Eine Geschichte in vogtländischer Mundart. Von L. Riedel. Plauen 1888, 2. Auflage. „Riedels gemütvolle, schlichte Erzählungsart stellt ihn ebenbürtig neben Fritz Reuter, Klaus Groth und die andern berühmten Dialektdichter. Nicht nur das vorliegende Buch, sondern auch die andern Schriften des talentvollen Verfassers verdienen dies uneingeschränkte Lob." (Litt. Merk. VIII, S. 191.)

Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Von Felix Siegfried. Leipzig, 1890. 264 S. 3 Mark. „Der große Wert plattdeutscher Erzählungen und ihre eingestandene Wirkung beruht auf dem Umstande, daß sie aus dem vollen Leben heraus geschrieben sind." (Litt. Merk. X, S. 98.)

„In unserer alles nivellierenden Zeit droht" — da es nur bei der Drohung bleibt, so ist die Sache nicht schlimm — „auch die Volkssprache Norddeutschlands auszusterben. Es ist ein unausbleiblicher Prozeß, bedingt durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die bessere (?) Erziehung des kleinen Mannes und durch die immer mehr sich ausbreitenden Verkehrswege. Da ist es nur zeitgemäß, die alte Sassensprache vor dem Untergange zu retten. Und welch eine reiche, große, merkwürdige Vergangenheit besitzt gerade 'de oll Modersprak'! Anschaulich tritt uns dies entgegen aus der jüngst erschienenen Geschichte des niederdeutschen Schauspiels von K. Th. Gäderţ, Berlin 1884. Die Schaubühne ist ja der beste Spiegel für das gesamte Volksleben, und vornehmlich die platt-

deutsche. Gut gewählte Proben aus Scherz und Ernst erläutern den Text." (Gartenlaube 1885 Nr. 6, S. 104.)

„Einen eigenartigen Reiz gewährt die Sprache des Buches 'Der Bubenrichter von Mittenwald' von Max Schmidt, Stuttgart 1888. Die Menschen reden ihr angestammtes Idiom, der Dichter hochdeutsch. Man hat das Gefühl, als müßte es so sein, weil das Lokalkolorit neben historischer und landschaftlicher Treue auch den Dialekt verlangt. Landschaftliche Eigenart soll nicht gewaltsam unterdrückt werden, es ist gut, wenn die einzelnen Stämme auch litterarisch zum Wort kommen." (Litt. Merk. VIII, S. 198.)

„Solange Laune mit der Dialektdichtung untrennbar verbunden auftritt, so lange möge man den Dialekt in der Litteratur gelten lassen. Schon indem eine Geschichte in das gewöhnliche Schriftdeutsch gekleidet wird, verliert sie ihre Intimität, das Gemüt, möchte ich sagen. Vielleicht beruht darin das Geheimnis von der Wirkung des Dialekts in der Dichtung." (Litt. Merk. IX, S. 183.)

Aus dem Vorstehenden ersieht man, daß die mundartlichen Werke nach und nach die verdiente Anerkennung finden. So haben sich die Zeiten allmählich geändert. Als Hebel seine alemannischen Gedichte herausgegeben hatte, wähnten die guten Leute im Wiesenthal, der Dichter habe sie in ihrer von ihnen wenigstens hoch geschätzten Muttersprache verspotten wollen, und da sie ihr Teuerstes und Bestes sich nicht verhöhnen lassen wollten, teilten sie ihm mit, daß sie dem Karlsruher Professor bei der ersten Gelegenheit, sobald er sich blicken lasse, Arme und Beine entzweischlagen würden. Also im Jahre 1803. Ist es aber nicht bezeichnend, daß auch heute noch die neunte Auflage der Dichtergrüße von Elise Polko — das Buch erscheint in befremdender Weise ohne Angabe des Jahres — bei 632 Gedichten kein einziges aus der Mundart enthält? Natürlich darf ein von der zartbesaiteten Damenwelt so hoch verehrtes Buch nichts „Gemeines" aufnehmen. Weniger begreiflich ist es, warum das Sächsisch-thüringische Dichterbuch von Emil Barthel, Halle 1885, unter 194 Gedichten keinem plattdeutschen ein bescheidenes Plätzchen gegönnt hat. Dagegen fanden wir im Rheinisch-Westfälischen Dichterbuch von Paul Bähr, Münster 1888, unter 338 Gedichten erfreulicherweise 14 mundartliche. Das Sammelwerk „Aachens Dichter und Prosaisten" von Heinrich Freimuth, Aachen 1882—83, umfaßt in drei Bänden oder 1526 Seiten 160 Dichtungen und 5 Prosastücke in der Mundart. Die plattdeutsche Volksdichtung enthält so viel Weiches und Zartes, daß man sich über den Standpunkt der Elise Polko, gelinde gesagt, wundern muß. Die meisten Liederbücher, vornehme und geringe, wissen die dialektischen Gedichte wohl zu schätzen. So ist denn neben dem Un-

erfreulichen manches Erfreuliche zu melden. Am 14. August 1890 hielt Herr Waldeyer, ein geborener Westfale, auf dem Deutschen Anthropologentag in München einen Vortrag im Paderborner Platt über die Eindrücke, welche er in München gewonnen, und erntete einen Sturm des Beifalls. Das ist wenigstens ebensogut, als wenn ein anderer Herr, ein Rheinländer, eine Rede in griechischer Sprache hält, was einem unverbürgten Gerücht zufolge neulich in Godesberg bei Bonn geschehen sein soll. Jede Beleidigung und Verleumdung aber liegt uns fern.

Eine löbliche Einrichtung ist es, daß die Zeitungen und Zeitschriften vor Weihnachten oft in mehreren Nummern eine größere Anzahl von Büchern zur Auswahl für den Weihnachtstisch empfehlen. Diejenigen von ihnen, die den Mundarten freundlich gegenüberstehen — und ihre Zahl ist eine stattliche —, sollten von jetzt an eine bisher begangene Unterlassungssünde gut machen und auch plattdeutsche Werke in die Verzeichnisse aufnehmen. Es wird wohl nur dieses Fingerzeiges bedürfen. Es giebt auch in Broschürenform gedruckte Verzeichnisse, welche empfehlenswerte Jugendschriften enthalten, z. B. das Schatzkästlein deutscher Kinderschriften von Paul Neubner, Köln o. J., in welchem man auf 47 Seiten mehr als 500 Büchertitel von nur hochdeutschen Werken findet. Auch das „Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften mit beigefügten Gutachten zum Handgebrauch für Bibliothekare", Altenburg 1888, bietet auf 74 Seiten nur die hochdeutschen Werke von 107 Schriftstellern dar. Eine rühmliche Ausnahme machen die deutschen Kommersbücher, dann auch z. B. Erks Deutscher Liederschatz, Leipzig, bei Peters, o. J. I. Band, der unter 200 Liedern sogar 15 mundartliche enthält, eine Erscheinung, durch welche manche köstliche Perle edler dialektischer Dichtkunst ihre Verbreitung in andere Provinzen gefunden hat.

XVII. Aufforderung zum Studium der Mundarten und zur Lektüre der Dialektwerke.

Professor Müllenhoff schrieb im Jahre 1856: „Die That, die Klaus Groth vollbracht, indem er seinen Quickborn herausgab, wird nie verjähren, ihre Wirkung wachsen; möge die Gegenwart nicht vergessen, wie viel er ihr geopfert!" Die Pflicht der Dankbarkeit erheischt es, daß wir alle Hand anlegen, wir, denen die Hut und der Schutz des echten Deutschtums anvertraut ist. Jeder von uns, der sich gestehen muß, daß er infolge einer verkehrten Jugenderziehung es versäumt hat, seiner heimischen Mundart und den benachbarten Dialekten Aufmerksamkeit und freie Zeit zu schenken, möge das Versäumte noch nachholen. Ein feinsinniger Kenner dessen, was unserer Schriftsprache not thut, ein Gelehrter,

auf welchen den Feinden der Mundarten gegenüber der Ausspruch des Dichters Antimachus (Cic. Brut. 51, 191) paßt, Rudolf Hildebrand, sagt: „Überall ist in den Mundarten heiliger Boden, den man nicht mit unreinem Fuße betreten darf". Dieses heilige Tempelgebiet müssen wir bebauen, auch wenn darüber die Codices des Horaz und die Konjekturen aus Sophokles etwas zurücktreten sollten. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum. Von diesem goldenen Baume können wir die Früchte herabnehmen, wenn wir nur nicht zu bequem sind, die Hände nach ihnen auszustrecken.

„Wer den kostbaren Diamanten finden will", sagt das Pädagogium XII, 1 vom Oktober 1889 S. 40, „darf sich aber nicht damit begnügen, nur die Oberfläche eines Gebietes sorgsam abzusuchen, sondern er wird hineingraben ins Erdreich und dasselbe aufmerksam durchforschen. Auch die Sprache ist ein Gebiet, das nicht oberflächlich gestreift werden darf, wenn man den schimmernden Edelstein des Sprachgeistes gewinnen will. Langwierige, mühsame Forschung, nimmermüder Eifer ist dazu notwendig, in die tiefsten Schächte muß man dringen und dort sammeln und beobachten; denn was an der Oberfläche liegt, ist oft nichts als häßliche Schlacke, welche die Alltäglichkeit des gleichförmigen Lebens abgesondert hat."

Jeder Landmann, der unter dem Großen Kurfürsten heiraten wollte, mußte vorher den Nachweis liefern, daß er wenigstens sechs Obstbäume gepfropft und sechs Eichbäume gepflanzt hatte. Wenden wir diese geschichtliche Thatsache in veränderter Form auf den vorliegenden Gegenstand an, so möchten wir den Vorschlag machen, daß jeder Lehrer des Deutschen folgende Werke gelesen haben möchte: 1. von Klaus Groth die Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch (1858) und desselben Verfassers Werkchen über Mundarten und mundartliche Dichtung (1873), 2. die Broschüre von Osthoff Schriftsprache und Volksmundart, Hamburg 1883, 3. die Programmabhandlung von Krumbach, Wurzen 1889, und 4. den plattdütschen Bismarck van Willem Schröder. Da sind vier Früchte von des Lebens goldenem Baum, die für jeden Patrioten verdaulich sein dürften.

Aber auch der klassische Philolog wird sich nicht ohne Freude und Nutzen den Mundarten widmen, findet er doch im Plattdeutschen — incredibile dictu — so viele Anklänge an die alten Dichter und noch manches Andere wieder. Das Homerische Adjektiv ἱερός (sanskr. ishiras) bedeutet ursprünglich „stark", und in Elberfeld lautet eine bekannte Art zu reden: wat heilich Tûch haule kann = was starkes Zeug halten kann. Bei dem Worte Schwademagen oder Schwanemagen (auch Schwartemagen) denkt er sogleich an Hom. Od. XX, 25, eine

Stelle, an welcher der alte Vater Homeros den König Odysseus mit einer dicken, in der Pfanne liegenden und bratenden Blutwurst vergleicht. Auch die Tournure, welche von Hönig-Wahlenberg — cum pace tua dixerim — Fottestipper nach kölnischer Art genannt wird, begrüßt er als alte, liebe Freundin, die er aus Hesiod, Werke und Tage 371, kennt. Auch der begeisterte Verehrer des Cicero kann noch etwas lernen und findet eine Übersetzung des Ausdrucks: ad Calendas Graecas. Der Westfale sagt nämlich: Dat sast du hewwen op Süntjüttendag = Das sollst du haben am Sanktjüttentag, d. h. niemals; denn der Name der Jütte, welche ein heidnischer Dämon war, stand nicht im Kirchenkalender (vergl. Prümer, Dä Westfölsche Ulenspeigel, Dortmund 1880, S. 117). In dieser Zeitschrift lesen wir (1891, S. 509) folgenden Vorwurf Behaghels: „Jahr für Jahr erscheint vielleicht ein Dutzend Arbeiten, die den deutschen Mundarten gewidmet sind. Meist befassen sie sich mit Lauten und Formen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf die Lautlehre, Teil I, zu beschränken. Es giebt meines Wissens eine einzige Dissertation, welche die Syntax einer Mundart zum Vorwurf genommen hat."

Diese Worte mögen unsere Studiengenossen sich merken, und wer den Beruf in sich fühlt, mag eine Syntax seiner heimischen Mundart entwerfen. Grammatiken haben verfaßt:

1. Ritter, Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Sprache. Rostock 1832.

2. Wiggers, Grammatik der plattdeutschen Sprache. Leipzig 1857.

3. Marahrens, Grammatik der plattdeutschen Sprache. Altona 1858.

4. Nerger, Grammatik des Mecklenburger Dialekts älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1869. Dazu kann man noch fügen:

5. Von der Velde, Zu Fritz Reuter. Praktische Anleitung zum Verständnis des Plattdeutschen. 2. Aufl. Leipzig 1881.

Im Gebiete der Mundarten ist noch sehr viel zu erforschen. Die Schwierigkeit der Sache darf niemand abschrecken, sondern muß im Gegenteile jeden anfeuern, an dem schönen Werke mitzuarbeiten, welches uns den Geist des Volkes verstehen lehrt. Geduld und Ruhe dürfen uns bei diesem Studium nicht verlassen. Daher können wir die Auffassung von Bergmann nicht teilen, der S. 99 sagt: „Der Straßburger hat wohl ein Dutzend Wörter, um den Rausch in verschiedenen Graden und Formen zu bezeichnen, ich mache mich aber nicht anheischig, solche Benennungen sprachlich zu erklären. Was nicht verständig aufgefaßt und ausgedrückt wird, ist auch der Vernunft und der Wissenschaft unzugänglich und unerklärlich. Man sollte fast meinen, die meisten Ausdrücke seien von Be-

trunkenen" — im Text steht ein Wort, das meiner hochdeutschen Feder widerstrebt — „aufgebracht worden, die eben nichts mehr klar und verständig auffaßten und eine Laterne für die Sonne zu nehmen im stande waren."

Wenn man überall einen solchen Standpunkt einnehmen und, wie der landläufige Ausdruck heißt, die Flinte ins Korn werfen wollte, dann würde in keinem Wissenszweige jemals etwas Erkleckliches erreicht werden. Nein, Not entwickelt Kraft, und die Anstrengung dieser ermöglicht eben Forschung und Fortschritt. In der Wissenschaft hilft jeder dem andern, und der Fähigere oder in seinen Einfällen Glücklichere, sowie der später Lebende führt die Ergebnisse seines Vorgängers in ruhiger Entwickelung weiter, bis endlich das Ziel erreicht ist. Welch großer Unterschied ist zwischen den Wörterbüchern von Schwenck und Kluge oder zwischen den Darstellungen der Weltgeschichte von Annegarn und Oskar Jäger! Welche Mühe hat es gekostet, folgende nhd. Wörter zu erklären: Abenteuer, Admiral, Armbrust, Butterweck, Felleisen, „Griechen"markt in Köln, auf dem die Töpfer ihre „Krüge" verkauften, Hexenschuß, Hifthorn, Kümmelblättchen, Kurfürsten (in der Schweiz), Maßliebchen, Maulaffe, Maulesel, Maulwurf, Mordkapelle, unter Sachsenhausen (unter 16 Häusern in Köln), Zuckerberg (nördlich von Köln, von lat. suggestum), Wachholder! Auf den ersten Blick enthalten alle diese Ausdrücke baren Unsinn, und doch ist es der unverdrossen arbeitenden Wissenschaft gelungen, das Wesen dieser Wörter zu ergründen und sie richtig zu erklären. So wissen wir, daß z. B. Armbrust durchaus nicht einen Säugling bezeichnet, den die pflichtgetreue Mutter mit dem Arme an die Brust legt. Auch der Ausdruck „frisch von der Leber weg sprechen" ist uns von vornherein völlig unverständlich. Denn die Leber, welche vom Bauchfell überkleidet in der Bauchhöhle rechts oben unter den Rippen liegt, dient nach der Aussage der Ärzte erstens der Blutbildung und unterstützt zweitens die Verdauung der Fette. Mit dem Sprechen hat sie nichts zu schaffen. Im Dänischen heißt aber die Lippe, welche den Mund schließt, „Lewer", und so ist der jetzt seltsam klingende Ausdruck entstanden und bedeutet: frisch von der Lippe weg. (Vergl. Jülich, Beitrag zur Reinigung der deutschen Sprache. Hamburg 1887, S. 25.)

„Aber nicht nur der Sprachforscher", sagt Rinne (Organismus der Stil- oder Aufsatzlehre, Stuttgart 1860, S. 64), „sondern auch der Sprachbildner und Dichter hat die landschaftlichen Mundarten seines Vaterlandes zu studieren und wie der Botaniker die Pflanzen an Ort und Stelle aufzusuchen, um sie in der ganzen Unmittelbarkeit ihres Wesens zu erfassen und den so gefundenen Stoff dann zu glücklicher Stunde geistig zu formen und in die Schriftsprache einzuführen. Es ist

deshalb eine erfreuliche Erscheinung, daß mit dem neuerwachten Nationalgefühl nicht nur das Studium der Mundarten wieder aufgenommen, sondern auch in ihnen vielfach gedichtet worden ist." Ähnlich spricht sich Büsch in seiner Programmabhandlung „Über den Eifeldialekt", Malmedy 1888, S. 31 aus: „Die Mundarten haben schon seit Jahren immer die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Forschung auf sich gelenkt, und zwar mit vollem Rechte. Ihre Kenntnis trägt ja unzweifelhaft zum Verständnis der deutschen Sprache überhaupt bei, sie sind die weitverzweigten Wurzeln, aus denen die gemeinsame Litteratur wie ein mächtiger Baum hervorgewachsen ist und noch fortwährend Nahrung zieht."

XVIII. Verzeichnis von Werken und Arbeiten aus der mundartlichen Litteratur der letzten 30 Jahre.

Man hört nicht selten die Behauptung aussprechen: „Ihr, die ihr euch die Pflege der Mundarten angelegen sein laßt, solltet doch Wichtigeres thun. Ihr habt ja nur zwei Dichter aufzuweisen, Klaus Groth und Fritz Reuter, und von diesen macht ihr über Gebühr Wesens genug." Die vorliegende Arbeit wird diesen Dünkel hoffentlich gründlich zerstören. Der viel vernommene Vorwurf ist übrigens auch der Grund, warum in den vorliegenden Kapiteln von diesen beiden Dichtern möglichst wenig die Rede war. Sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen, hätte niemand rechtfertigen können; denn das haben die beiden Männer erstens nicht verdient, und zweitens hat die Zeitgeschichte uns veranlaßt, auch diese Dulder in der Jugendzeit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Das Verzeichnis ist räumlich und zeitlich durchaus unvollständig, räumlich, weil nur die Mundarten des Deutschen Reiches berücksichtigt wurden, und zeitlich, weil nur ein kleinerer Teil der seit 30 Jahren erschienenen Werke und Arbeiten hier Aufzeichnung gefunden hat. Es zeigt aber, daß fleißige Männer sich in ihrer Überzeugung von dem hohen Werte der Mundarten nicht haben irre machen lassen. Was richtig ist, was durch innere Kraft mächtig sich geltend macht, was sich trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse Bahn bricht, das ist fürwahr nicht Ausfluß einer Modethorheit, es ist nicht für einen Tag geschrieben.

Ahrens. Feldblome. Plattdeutsche Gedichte. Hamburg 1874.
Albrecht. Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache. Leipzig 1881.
Anzinger. Eichenzweig und Daxbosch'n. Hochdeutsche und oberbayerische Gedichte. München 1877.
Arndt, Pauline. Ne Dörp- un Lewsgeschicht. Ludwigslust 1869.

Arnold. Der Pfingsmontag. Lustspiel in Hamburger Mundart. Straßburg 1874.
Babucke. Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser. Königsberg 1886.
Bartels. Der Grillenscheucher. Scherz und Ernst in Orig.-Gedichten in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache. 2. Aufl. 2 Bände. Hamburg 1873.
Bauerfeind. Einige sprachliche Eigentümlichkeiten aus dem Wupperthale. Progr. Barmen 1876.
Bech. Beiträge zu Vilmars Idiotikon von Kurhessen. Progr. Zeitz 1868.
Benthien. De latisch Buer un sien Nabers. Kiel 1879.
Berghaus. Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache. Berlin 1880—83. 30 Mark.
Bergmann. Straßburger Volksgespräche. Straßburg 1873.
Berling. Lustig un trurig. Plattd. Ged. Neue Ausgabe von Gaedertz. Berlin.
Bertleff. Beiträge zur Kenntnis der Nösner Volkssprache. Progr. Bistritz 1870.
Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. 18 Mark.
" So sprechen die Schwaben. Berlin 1868.
Bierwirth. Die Vokale der Mundart von Meinersen. Dissertation. Jena 1890.
Böhme. Beiträge zu einem Wörterbuch der vogtländischen Mundart. Progr. Reichenbach 1888.
Bormann. Mei Leibzig low ich mir. Leipzig 1882.
" Leipz'ger Allerlei. 4. Aufl. Leipzig 1889.
" Herr Engemann. Ä Leipz'ger Gharakder-Gopp. Leipzig 1889.
" De Säcksche Schweiz. Vaterländ'sche Poesien.
Bornemann. Plattd. Ged. 7. Aufl. 1868.
Brauchart. Oecher Blomme. Aachen 1884. 4. Aufl.
Bräunlich. Die deutschen Mundarten. Jena 1879.
Bremer. Sammlung von Grammatiken deutscher Mundarten.
Brenner und Hartmann. Bayerns Mundarten. 1891—95.
Brenner. Schriftsprache und Mundarten in Bayern. — Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde und Mundartforschung.
Breunig. Über die Mundart des Bezirks Buchen. Progr. Tauberbischofsheim 1891.
Briegleb. Wie's klingt am Rhei'. Ged. aus der hess. Pfalz. Gießen 1886.
Bukow. De dithmarsche Buerjung. Lübeck 1873.
Bull. Heedelberger Schdreech. Heidelberg 1887.
Bunte Biller ut min Kinderjohren von Enen, der sinen Namen woll für sich behollen mücht. Neu-Strelitz 1876.

Burmester. Harten Leina. En Speigel vör Land un Lüd. Berlin 1884.
" Hans Höltig. Ne Geschicht ut plattd. Lann'. Berlin.
Büsch. Über den Eifeldialekt. Progr. Malmedy 1888.
Carro, de. In Stielers Fußtapfen. Gedichte in oberbayrischer und Salzburger Mundart. Augsburg 1887.
Crecelius. Oberhessisches Wörterbuch. 1. Lfg. 1890.
Dahl. Fiew nie plattd. Böker. Ludwigslust 1882.
Dalmer. Ernst Moritz Arndt. Stralsund 1870.
Damköhler. Mundartliches aus Cattenstedt am Harz. Progr. Helmstedt 1884.
Datterich. Lokalposse in Darmst. Mundart. 7. Aufl. Friedberg 1888.
Devrient. Kaiser Rotbart. Volksschauspiel. Leipzig 1889.
Dirksen. Ostfriesische Sprichwörter. Ruhrort 1891.
Dörr. Die Göderschlächter. Für min plattd. Landslüd vertellt. Berlin 1884.
Dreher. Kirchweih. Gedichte in oberbayer. Mundart. Stuttgart 1890.
Duimchen. Jantje Verbrügge. Roman. Stuttgart 1888.
Eggers. Plattd. Dichtungen von Nerger. Breslau 1875.
Erichson. Läuschen. Plattd. Ged. in Mecklenburger Mundart. Berlin 1891.
Faust. Köln in frohen und ernsten Stunden. Köln 1889.
Feddersen. Rüm Hart. Ged. eines Nordfriesen. Rostock 1887.
Feller. Viel G'fühl. Ged. und Gesch. in altbayr. Mundart. Leipzig 1886.
Follmann. Die Mundarten der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. 1886.
Franke. Der obersächsische Dialekt. Progr. Leisnig 1884.
" Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache, gefördert durch die Mundart. Leipzig 1890.
Fricke. Snörken und Hamörken. Hannover 1869.
Freudenberg. Söitelsch Plott. Mit Wörterverz. und Dialektproben. Viersen 1888.
Freudenthal. In de Fierabendsstied. Oldenburg 1889.
Frischbier. Preußische Volkslieder in plattd. Mundart. Königsberg 1877.
Fuß. Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provinzialismen. Progr. Bedburg 1. Teil 1873, 2. Teil 1877, 3. Teil 1880.
Gäbertz. Julklapp Leeder und Läuschen. Hamburg 1879.
" Die plattd. Komödie im 19. Jahrh. Berlin 1884.
" Fritz Reuter-Studien. Wismar 1890.
„'s Gänsmäudla." Sammlung der besten Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg 1881.
Geerschtiaden. Humoresken aus dem Leben Gersts in plattd. Sprache von Th. Groll. Düsseldorf 1885.
Geibel, P. Hum. Ged. in Wetterauer Mundart. 3. Aufl. Friedberg 1886.
Gelbe. Die sächsische Mundart. 1875.

Gerke. Die dialektischen Eigenheiten von Ulrich Boner. Northeim 1875. Progr.
Geßler. Der Röhrle von Häfner-Neuhausen. Hum. Epos aus Schwaben. Rostock 1887.
Giehne. Deutsche Mundarten. 1873.
Giese. Franz Essink. Leben un Driben as olt münstersch Kind. Braunschweig 1878.
Glöde. Zutemoos. Plattd. Ged. Wismar 1869.
Göpfert. Dialektisches aus dem Erzgebirge. Annaberg 1872.
= Nachtrag zum Wörterverzeichnis. 1873.
Göß. Frihlings-Knespel aus'n Zepser Blumengarten. Zips 1887.
Grabe. Dit un Dat in Hadler Platt. 2. Aufl. Cuxhaven 1886.
Graf. Er aa. Ged. in oberbayr. Mundart. Kothen 1888.
Graupe. De dial. Marchica. Quaest. II. Berlin 1879.
Gredt. Die Luxemburger Mundart. Ihre Bedeutung auf Volkscharakter und Volksbildung. Progr. Luxemburg 1872.
Grimme. Von diesem Schriftsteller enthält das Bücherverzeichnis von Schöningh (Januar 1887) zehn Dialektwerke.
Grimminger. Mei' Derhbim. Ged. in schwäb. Mundart. 2. Aufl. Stuttgart 1872.
Große. Un in Jäne läbt sich's beene. Jena 1886.
Groth. Über Mundart und mundartliche Dichtung. Berlin 1873.
Grübels. Ged. in Nürnberger Mundart. München 1884.
Gumpenberg, von. Beim damisch'n Loder. Ged. im oberbayer. Dialekt. Stuttgart 1888.
Guttmann. Hoch die Pfalz. Ged. in pfälzischer und hochdeutscher Mundart. Heidelberg 1887.
Hallenstein. Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2. Aufl. 1864.
Haushalter. Die Mundart des Harzgebirges. Halle 1884.
Hedrich. Die Laute der Mundart von Schöneck im Vogtlande. Progr. Leisnig 1891.
Heilig und Lenz. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 1900.
Heimburger. Grammatische Darstellung des Dorfes Ottenheim. Halle 1887.
Heinzel. Maiglöckel. Ged. in schles. Mundart. Breslau 1888.
Heinzerling. Über den Vokalismus und Konsonantismus der Siegländer Mundart. Marburg 1871.
= Die Siegländer Mundart. Progr. Siegen 1874.
= Proben eines Wörterbuchs der Siegländer Mundart. Progr. Siegen 1891.
= Die Namen der wirbellosen Tiere in Siegländischer Mundart. 1879.

Hertel. Die Salzunger Mundart. 1888.
Heß. Kirchweihfreuden. Ged. in hess. Mundart. Darmstadt 1878.
Hildenbrand. Sammlung von Ged. in allen bayr. Mundarten. Kempten 1887.
Hingberg. Ut auler und neier Tied. Leipzig 1872.
 „ Meister Benkwahter. Leipzig 1872.
 „ Die hermetische Gesellschaft. Leipzig 1872.
Hobbing. Über die Mundart von Greetsiel in Ostfriesland. Progr. Nienburg 1879.
Hoffmann. Die Vokale der Lippischen Mundart. Dissertation. 1887.
Höarmeckan (Friedrich Storck). Ommergrön. Plattd. Ged. in Bergisch-Wupperthaler Mundart. Elberfeld 1887.
 „ Je länger, je lewer; desgl.
 „ Kalleroden; desgl.
Höfer. Pap Kuhn. 'ne Geschicht ut de oll plattd. Tid. Stuttgart 1878.
 „ Wie das Volk spricht. Stuttgart 1876.
Holthausen. Vokalismus der Soester Mundart. Halle 1885.
Hönig. Wörterbuch der Kölner Mundart. Köln 1877.
Hornbostel. Umasunst. Eine Liebes- und Weidmannsgeschichte aus den Bergen. München 1884.
Humperdinck. Die Vokale in Sprachen und Mundarten. Siegburg 1874.
Humpert. Über den sauerländischen Dialekt im Hönnethal. 1. Teil 1876, 2. Teil 1878. Bonn.
Israels. Wat de Kiewit sprook. Oldenburg 1889.
Jänicke. Über die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. Progr. Wriezen 1867.
Jardon. Grammatik der Aachener Mundart. 1. Teil. Aachen 1891.
Jecht. Grenzen und innere Gliederung der Mansfelder Mundart. 1887; desgl. Wörterbuch. Eisleben 1888.
Jellinghaus. Die Flexionen der Ravensbergisch-Westfäl. Mundart. Disserlation 1867.
Jörres. Sparren, Späne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrthal. Bonn 1889.
Jürs. Hoch und Platt for jeden watt. Altona 1876.
 „ Spassige Rimels. Hamburg 1889. 2. Aufl.
Kauffmann. Gesch. der schwäb. Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Straßburg 1890.
Kaufmann. Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb. 1887. Habilitationsschrift.
Kaumann. Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der Münsterischen Mundart, I. Teil. Diss. 1884.
Kehrein. Volkssprache und Wörterbuch von Nassau. Leipzig 1891.

Keller. Plattdütsche Vertellzels ut'n franz. Krieg. Stettin 1875.
" Etle Hagabutza. 2. Auflage. Kempten 1874.
Kern und Wilms. Ostfriesland, wie es denkt und spricht. Norden 1869.
Kießling. Blicke in die Mundart der südlichen Oberlausitz. Zschopau 1883.
Kleemann. Beiträge zu einem nordthüringischen Idiotikon. Quedlinburg 1882. Progr.
Kloth. De Landratsdochter. 2 Bände. Kiel 1880.
Knoop. Plattdeutsches aus Hinterpommern. Drei Programme. Posen 1890, Rogasen 1890 und 1891.
Kobell. Oberbairische Lieder. 2. Auflage. München 1871.
" Pfälzische Geschichte. München 1863.
" Gedichte in pfälzischer Mundart. 5. Auflage. Stuttgart 1862.
Koch, W. Kölsche Schelderei. 5 Teile. Köln 1886.
Koch, Franz. Die Laute der Werdener Mundart. Progr. Aachen 1879.
Kölm. Kraumsel und Reimsel. Elberfeld 1882.
Kölsch Levve. Humoresken von Hoster (Antun Meis). Köln o. J. 8. Auflage.
Konrad. Zon Zeitvertreib. Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg 1880.
Kram. Kraut un Arbes. Unterfränkische Gedichte. Kaiserslautern 1875.
Kreidner. Schebbern un Wacken. Mannsfäller Gedichte. Hettstädt 1886.
Kreutzer. Plattdeutsche Schwänke. Wismar 1886.
Krumbach. Beiträge zur Methodik der deutschen Lese- und Sprechübungen. Wurzen 1889. Diese vortreffliche Programmabhandlung behandelt das mundartliche Gebiet auf S. 13—30.
Kuß. Ut mine Ferientid. Minden 1889.
" De Wiwerfind. Ne Leiwsgeschicht. Minden 1890.
Lagemann. De Poggenstöhle. Ne Buerenkameedige. Paderborn.
Laid, e. plattd., v. Pruissens Kryg med Oisterryk. 2. Auflage. Iserlohn 1866.
Landois. Frans Essink sin Liäwen und Driewen äs aolt Mönstersk Kind. 6. Auflage. Leipzig 1886.
Lang. Nix für ungnat. München 1889.
Lehmann. Aus dem Nürnberger Volksleben. 1882.
Leidolf. Die Naunheimer Mundart. Jena 1891. Diss.
Leithäuser. Gallicismen in niederrheinischen Mundarten. Programm Barmen 1891. Fleißige Arbeit.
Liederbuch, Niederdeutsches. Hamburg 1884.
Liesenberg. Die Stieger Mundart. Diss. Göttingen 1890.
Löwe. Die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiet. Diss. Leipzig 1889.
Maaß. Rodspohn un Rakoczy. Leipzig 1877.

Maaß. Stömming Watzke. Plattdeutsche Geschichte. Leipzig 1878.
Mähl. Stückschen ut de Mus'kist. 2 Teile. Weimar 1869.
Mair. Aufi geschaut. Gedicht in oberbayerischer Mundart. Leipzig 1890.
Marahrens. Grammatik der plattdeutschen Sprache. Altona 1858.
Mankel. Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales im Elsaß. Diss. 1886.
Maurmann. Die Laute der Mundart von Mülheim a. Rhein. Diss. Marburg 1889.
Meyer. Gröndunnerstag bi Eckenför. Leipzig 1873.
= Plattdeutscher Hebel. Hamburg 1859.
= Plattd. Gedicht in ditm. Mundart. 2. Aufl. Hamburg 1876.
Mi. Wörterbuch der mecklenb.-vorpomm. Mundart. Leipzig 1876.
Michel. Entwurf der Mundart von Seifhennersdorf. Diss. Leipz. 1889.
Mikado. Des sächsischen Knaben Wunderhorn. München 1888.
Mundarten, die deutschen, im Lied. Leipzig 1875.
Muser. Blumen an'r Wege. Emmendingen 1888.
Mussäus. Versuch einer plattd. Sprachlehre der mecklenb. Mundart. Neu-Strelitz 1829.
Nadler. Fröhlich Palz, Gott erhalt's. Lahr 1880.
Nerger. Grammatik des mecklenb. Dialekts. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1869.
Niu lostert mol. Erzähl. im Paderb. Dial. Celle 1871.
Nörrenberg. Studium zu den niederrh. Mundarten. 1884.
Osterhaus. Plattd. Gedichte. Detmold 1882.
Pfister. Nachträge zu Vilmars Idiotikon. Marburg 1886.
Philo vom Walde. A Singvögerle. Großenhein 1886.
Pick. 's ys 're Manns Büchel. 5. Auflage. Straßburg 1873.
= Der Tolle Morgen. Lustspiel. 2. Auflage. Straßburg 1877.
Pienig. Hans und Grethe. Hamburg 1875.
Plattdütsches Volksbok. Berlin 1869.
Poppe. Marsch und Geest. Oldenburg 1879.
Priem. Auswahl Nürnberger Gedichte. Nürnberg 1873.
Prümer. Dä Westfölsche Ulenspeigel. Dortmund 1880.
Rauchenegger. Allerhand Geschichten. München. 1889.
Regel. Die Ruhlaer Mundart. Weimar 1868.
Reiche. Probe eines Ostfälischen Idiotikon. Progr. Braunschweig 1890.
Reinhardt. Harwstblaumen. Plattd. Gedichte. Gustrow 1876.
Retülsch. Plattd. Gedichte in altmärk. Mundart. Berlin 1884.
Riedel. Im Espich. Gedicht in vogtländischer Mundart. Plauen 1889.
= Derham is derham. 4. Auflage. Plauen 1884.
= 's Bornkinnel. Plauen.

Ripberger. Der gemütliche Sachse. Dresden 1884.
Ritter. Grammatik der mecklenb. Mundart. Rostock 1832.
Rottmann. Gedichte in Hunsrücker Mundart. 6. Auflage. Trier.
Rückert. Die schlesische Mundart im Mittelalter. Breslau 1866.
Ruprecht. Patronymika der ostfries. Mundart. Hildesheim 1864.
Sachse. Über Volks- und Kinderdichtung. Progr. Berlin 1869.
" Das Plattd. und sein Verhältnis zum Hochdeutschen. Progr. Berlin 1867.
Sallmann. Lexicalische Beiträge zu der Mundart in Esthland. 1877.
Salzmann. Die Hersfelder Mundart. Marburg 1889.
Sax. Gemütliches aus Sachsen. Dresden 1878.
Schaffnit. De Stammdisch. Darmstadt 1888.
Scheifele. Gedicht in schwäb. Mundart. Neu-York 1870.
" Mucka und Weszga. Gedicht in schwäbischer Mundart. Lindau 1874.
Schemionek. Ausdrücke der Elbinger Mundart. Danzig 1881.
Schmachtenberg. En Freud on Leid. Plattd. Geschichte in bergischer Mundart. Langenberg 1889.
Schmidt. Bedeutung der Mundart in pädagog. und sprachl. Beziehung. Karlsruhe 1877.
Schollen. Allaf Oche. Lustspiel in Aachener Mundart. Aachen 1886.
Schröder. De Plattd. Sprückwörder-Schatz. Leipzig 1872.
" De plattdütsche Bismarck. Leipzig 1878.
" Swinegels Reise als Friedensstifter. Berlin 1870.
" De Tambur van Waterloo. 2. Auflage. Berlin 1871.
" Swinegels Levensloop. 3. Auflage. Berlin 1871.
Schulze. Plattd. Urkunden des städt. Archivs zu Oldesloe. 1881.
" Der Vokalismus der westfäl.-märk. Mundart. Dortmund 1878.
Schultze. Plattd. Übersetzungen alter lateinischer Dokumente des St. Jürgens-Hospitals. 1878.
" Idiotikon der nordthür. Mundart. Nordhausen 1874.
Schweigger. Shakespeare, de lostgen Wiewer von Windsor en't Plattd. äwers. Liegnitz 1877.
Segebarth. Snaken un Snurren. Ged. in niederdeutscher Mundart. Rostock 1887.
Semran. Plattd. Gedichte. 2. Auflage. 1873.
Seuffer-Weitbrecht. 's Schwobaland in Lied und Wort. Ulm 1885.
Seyfried. Bei uns dahoam. München 1877.
Siebeth. De Geschicht von dem gollen Weig. Wismar 1874.
" Geschichte von dem rieken Hamborger Kopmann. Wismar 1870.
Snörken un Hamörken vun mi sülwst. Hannover 1869.

Spieß. Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon. Wien 1881.
= Die fränkisch-henneberg. Mundart. Wien 1873.
Sprachschatz der Sassen. Von Berghaus. Heft 1—21. Brandenburg 1878—83.
Stickelberger. Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen. Diss. Aarau 1856.
Stieler. Weil's mi freut. Stuttgart 1875. 7. Aufl. Stuttgart 1886.
Stillfried. Ut Sloß un Kathen. Leipzig 1889.
Stoltze. Ged. in Frankfurter Mundart. 6. Auflage. 1883.
Strackerjahn. Das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht. Progr. Oldenburg 1866.
Streff. Des Burschen Heimkehr. Darmstadt 1884.
Strich-Chapell. Aus'm Herze. Stuttgart 1886.
Stutz. Der plattd. Eulenspiegel. Berlin 1889.
Täpper. Lustige Reimereien: Plattd. Lachpillen. Leipzig 1887.
De Theerschwöäler. Van'n ollen Nümarker. Leipzig 1870.
Tiek. Wecke Leiw is de größt? Weimar 1870.
Titzenthaler. Über Gottscheer Mundarten. Dresden 1877.
Trenkle. Die alemannische Dichtung seit Hebel. Tauberbischofsheim 1881.
Ullrich-Greß. Volksklänge in Altenburger Mundart. 3. Aufl. Stettin 1875.
Uthagen. Holthäger Geschichten. Bremen 1880.
Ut min Ditschland. Van'n ollen Nümarker. Leipzig 1878.
Velde, von der. Zu Fritz Reuter. 2. Aufl. Leipzig 1881.
Van de Schelde tot de Weichsel. Nederdeutsche dialekten in dicht en ondicht nit gekozen door Leopold. Groningen 1882.
Vigelius. Einiges zur Charakteristik des Holländischen im Vergleich mit dem Hochdeutschen. Progr. Frankfurt 1878.
Vilmar. Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868.
Vogel. Kreiznach is Trump. Kreuznach 1890.
= Pommernspeegel. Greifswald 1869.
= Russelbläder. Leipzig 1878.
Vogelmann. Aus dem Wortschatz der Ellwanger Mundart. 1886.
Völkel. Die lettischen Sprachreste auf der Kurischen Nehrung. Tilsit 1879.
Wäckerle. Gau! stau! bleiba lau! Augsburg 1875.
Wagner. Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen. Progr. Reutlingen 1889.
Wahlenberg. Die niederrheinische Mundart. Progr. Köln 1871.
Waldbrühl, von. Rhingscher Klaaf. Opladen 1869.
Walter. Reiseskizzen in sächsescher Mundart. Halle 1891.
Weinhold. Alemannische Grammatik. Berlin 1863.
= Bayrische Grammatik. Berlin 1867.

Weitbrecht. Geschichten aus'm Schwabenland. Stuttgart 1877.
" Rohmohl Schwobageschichta. Stuttgart 1882.
" Ällerhand Leut. Stuttgart 1887.
Weitzmann. Sämtliche Gedichte in schwäbischer Mundart. 3. Aufl. Stuttgart 1878.
Welcker. Dialektgedichte. Leipzig 1889.
Wenker. Das rheinische Platt. 2. Aufl. Düsseldorf 1877.
Wette. Was der Wind erzählt. Köln 1884.
Wiechmann. Mecklenburgs altniedersächsische Litt. 3 Teile 1864, 1870, 1885.
Wiggers. Grammatik der plattdeutschen Sprache. Leipzig 1857.
Wilcke. Humor in der Apotheke. Eichstädt 1877.
Woll. Pfälzische Gedichte. 3. Aufl. Heidelberg 1881.
Woort. Plattdeutsche Dichtungen. 3. Aufl. Bremen 1880.
Wörterbuch der Koblenzer Mundart. Koblenz 1869.
Wöste. Wörterbuch der westfälischen Mundart. Nordhausen 1882.
Wossidlo. Mecklenburger Volksüberlieferungen. I. Rätsel. 1897. II. Die Tiere im Munde des Volkes. 1899.
Wrede. Über die Sprache der Vandalen. 1886.
Zeliqzon. Lothringsche Mundarten. Metz 1890.
Zeller. Der Vetter aus der Pfalz. Mannheim 1863.
Zumbroock. Praktische Versuche in westfälischer Mundart. 4 Bände Gedichte. († zu Münster 1890.)

Wer dieses nach allen Richtungen hin unvollständige Verzeichnis durchliest, wird sich dem Eindruck nicht verschließen, daß, abgesehen von Dichtern und anderen Schriftstellern, vornehmlich die Gymnasiallehrer im Gegensatze zu anderen Ständen, z. B. zu den Theologen, Medizinern und Juristen, neben ihrer wahrlich nicht leichten praktischen Berufsthätigkeit in ganz hervorragender Weise bestrebt sind, gleich dem ernsten Bergmanne aus dem tiefen Schachte der vielen Volkssprachen alles zu heben, was bisher noch verborgen war, und dasjenige zu sammeln, was dazu angethan ist, der starren Buchsprache neuen Geist und neues Leben einzuhauchen. Es ist diese Bemühung, die Schätze der deutschen Volksseele zu wahren, eine besonders vaterländische Aufgabe, geeignet, die Volkskraft zu stärken und den Patriotismus mächtig zu fördern. Die wahre und echte Vaterlandsliebe, welche nicht auf den Lippen, sondern im Herzen sitzt, ist die kräftigste und zugleich edelste Stütze des Thrones. Hier zeigt sich das stille, vielen verborgene Wirken des höheren Lehrstandes im schönsten Lichte. Möge dieses sein ideales Streben bei den anderen, mehr dem Praktischen zugewandten Ständen hienieden volle Anerkennung durch das Wort und — gebührenden Lohn durch die That finden!

Der Kaufmann und die übrigen den praktischen Ständen angehörenden Werkleute arbeiten nur für das Geld; der angehende Philolog aber, der eine Dissertation schreibt, hat, abgesehen von den „zwei Buchstaben", sogar noch größere oder geringere Auslagen zu machen. Auch der Gymnasiallehrer, der mit Aufbietung vieler Zeit eine Programmabhandlung verfaßt, er singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. Überhaupt gewinnt es fast den Anschein, als ob diese ehrenwerten Männer sich in idealer Weise für das zu entschädigen suchten, was ihnen in realer Weise durch eine ungünstige Fügung des Geschickes bisher versagt war und vielleicht auf immer versagt bleiben wird. Unwillkürlich wird man hier an die Teilung der Erde von Schiller erinnert. Unentwegt aber werden diese Männer, unbekümmert um die Verunglimpfungen dieser Welt, in einsamer Studierstube an der geistigen Größe und dem unversiegbaren Ruhme ihres Vaterlandes weiter mitarbeiten, nur darüber in Trauer versetzt, daß ihr Streben anstatt der verdienten Anerkennung sogar noch herben Tadel erntet. Das Verzeichnis möge es ermöglichen, daß die Freunde, aber auch die Gegner der Mundarten sich das eine oder andere Werk anschaffen und die in jeder Lehrerbibliothek vorhandenen Programmabhandlungen durchstudieren, ein Vorgang, bei dem man ganz von selbst mit der nicht aufgeführten Litteratur nach und nach vertraut gemacht wird. Die schon schwerer zugänglichen Dissertationen sind in der Regel bei Gustav Fock in Leipzig für wenig Geld zu haben.

XIX. Leitsätze.

A. Allgemeine.

1. Es ist eine erhebende Thatsache, daß die Schulbehörden — Direktorenversammlungen und Provinzial-Schulkollegien —, wenn auch vorderhand nur in einzelnen Fällen, auf die Notwendigkeit der Pflege der Mundarten aufmerksam gemacht haben.

2. Neben den Schriftstellern machen sich die Hochschulen und Gymnasien durch Dissertationen, Habilitationsschriften und Programmabhandlungen um die Pflege der Mundarten hochverdient.

3. Es ist eine Ehrenpflicht für jeden Deutschen, seine angestammte Mundart als die Äußerung urwüchsiger Volkskraft hochzuschätzen.

B. Besondere.

4. Der gegen die Mundarten erhobene schwere Vorwurf, als sei die Form der Sprache und der Inhalt gemein, ist nur dann gerecht, wenn man ihn auch der hochdeutschen Sprache gegenüber gelten läßt.

5. Die Kenntnis und Besprechung der dialektischen Werke ist für den Litterarhistoriker und Kulturhistoriker eine notwendige Folge der Gerechtigkeit.

6. Der Sprachschatz der Mundarten enthält Ausdrücke, welche der heutigen Schriftsprache fehlen, denen in dieser aber andere Wörter gegenüberstehen, z. B. Imm, küre, Gedôhns und Biene, sprechen, Umständlichkeiten.

7. Die Mundarten enthalten ferner Wörter, welche neben denen der Schriftsprache einhergehen, z. B. Schêr, Desch, Hûs neben Schere, Tisch und Haus.

8. Die Mundarten enthalten endlich Ausdrücke, welche in die Schriftsprache übergehen und hier eine Lücke ausfüllen, z. B. Vorfahren, Gevatter, Halfe, Drogen, beiern, schmuggeln.

9. Es ist daher die Behauptung richtig, daß derjenige, der neben der hochdeutschen Sprache noch einen Dialekt kennt, zwei Sprachen versteht.

10. Die Mundarten sind im ganzen von der Fremdwörterseuche nicht so heimgesucht worden wie das Hochdeutsche; wo dies dennoch geschehen, erklärt es sich durch die französische Fremdherrschaft (vergl. Köln).

11. Die Pflege der Mundarten hat mit einer Verfolgung, bez. Verdrängung der Schriftsprache nichts zu schaffen; daran denkt kein vernünftiger Mensch.

12. Die durch die zahlreichen Mundarten fortgesetzt verjüngte Schriftsprache wird noch lange blühen und gedeihen, während eine angefertigte Kunstsprache, wie Pasilingua, Volapük u.s.w., weil sie der Dialekte und Poesie entbehrt, schon bei der Entstehung den Todeskeim in sich trägt.

13. Die vielen bisherigen Gegner der Mundarten, Volksschulen, Kirche, Seminare, Gymnasien, Bühnen, Militär, sowie Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Vornehme und Reiche, sie alle mögen ihre Teilnahmlosigkeit gegen die Dialekte, bez. die Verachtung und Verfolgung derselben nunmehr einstellen, da sie doch nicht zu hindern vermocht haben, daß die Mundarten weiter blühen.

14. Allen reichen und mächtigen Herren möchten wir es dringend ans Herz legen, die Bestrebungen der dialektischen Schriftsteller durch Verleihung von Geld und andere Auszeichnungen zu unterstützen.

XX. Schluß.

Diese 14 Merksätze, welche den Inhalt und Geist der vorliegenden Arbeit darstellen, sollen durchaus nicht eine strenge, bindende Richtschnur

für alle sein, sondern sie wollen nur, wie die ganze Arbeit, andere zum eigenen Nachdenken anregen und sie veranlassen, die Ergebnisse ihres Forschens in dieser Zeitschrift niederzulegen. Auch wäre eine eingehende und gründliche Beratung über das Wohl und Wehe der Mundarten wohl des Schweißes der edlen Mitglieder einer Direktoren-Versammlung würdig.

Der Hauptzweck unserer Arbeit aber war es, einerseits denen, die noch in Unkenntnis und Vorurteil befangen sind, die Augen zu öffnen, und anderseits unseren verehrten Amtsgenossen es nahezulegen, ein wie herrliches Werk sie mit fördern helfen, wenn sie, wie bisher, ein jeder in seinem engern Kreise für die Erforschung dieser unergründlichen Volksseele auch nur ein wenig beitragen. Dann werden die Mundarten weiter blühen und nicht wie die Volkstrachten immer mehr verdrängt werden, um einer planmäßigen Verfolgung endlich ganz zu erliegen. Rührend ist es zu lesen, wie in der preußischen Stadt Marienwerder gegen das Ende des vorvorigen Jahrhunderts, als die Hetze gegen das Plattdeutsche begann, von jungen Mädchen ein feierlicher Bund gestiftet wurde, indem sie sich eidlich das Versprechen gaben, „auf keine Weise die affektierte neumodische Art zu sprechen anzunehmen, sondern bei der edlen Sprechart der Vorfahren fest und treu zu verharren", und sie haben ihren Eid getreu bis an das Ende ihres Lebens gehalten. In ihnen lebte ein Grundsatz, den der unerschrockene Kanzelredner Ulrich Megerle kurz so faßte: „Diejenigen, welche ihre Muttersprache verleugnen, verraten auch ihr Vaterland."

Sprechzimmer.

1.

Zu Band XIV H. 11 dieser Zeitschrift S. 734 bemerke ich, daß im Lande Dithmarschen, das doch gewiß rein deutsch ist, im Plattdeutschen noch allgemein gesagt wird: „wi hebbt sik drapen" u. s. w. Diese Ausdrucksweise wird hier dann auch vielfach ins Hochdeutsche übertragen. Man bekommt sie gar nicht selten von Schülern der unteren Klassen zu hören.

Marne. **K. Köster.**

2.

Zu Zeitschrift XV, 324—332.

H. Gloëls Ansicht über die Volksetymologie in Familiennamen ist in ihrer Grundidee gewiß richtig, ich glaube aber, daß der Verfasser öfter zu weit geht und Namen als umgedeutet ansieht, die es nicht sind. So sollen z. B. Groß, Groos, Grote, Rode vom Stamme hrod = Ruhm

(S. 330) herkommen. Wenn wir aber Große und Grote schon im Anfange des 14. Jahrhunderts, und zwar dieselben Personen bald ohne, bald mit Hinzufügung des Artikels finden, ist dann der Name nicht als kennzeichnende körperliche Eigenschaft sichergestellt? In gleicher Weise erscheint Rode (Rufus); von Rode weist auf roden hin; als Vorname gehört R. (Mitte des 14. Jahrhunderts in den Hall. Schöffenbüchern I, S. 192) allerdings wie Rother zu Rödiger, Rüdiger. Wenn ferner Penning (S. 329) von Benno herzuleiten ist, wie sind dann die Zusammensetzungen Schimmelpenning, Schimmelpfeng, Güldenpfennig zu deuten? Soll da erst das Bestimmungswort hinzugefügt worden sein, nachdem die eigentliche Bedeutung des Grundwortes verloren gegangen war?

Bei Heidenreich (S. 328) möchte ich erwähnen, daß der Name als Vorname schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts in der lateinischen Form Heidenricus mehrfach vorkommt. Der Name Hickethier (S. 325) findet sich meines Wissens auch in Thüringen in der Nähe von Eckartsberga.

Im Anschluß hieran nenne ich ein paar Vornamen, für deren Erklärung ich einem Leser der Zeitschrift dankbar wäre. Es sind Protze oder Brotze und Binse oder Bynse. Beide kommen im 14. und 15. Jahrhundert in und um Halle a. S., also in ursprünglich niederdeutschem Sprachgebiet, nicht selten vor. Mir scheint für den ersten, männlichen Namen die Herkunft von Ambrosius, die J. P. v. Ludewig in den Reliquiae manuscriptorum X, S. 620 angiebt, nicht unwahrscheinlich zu sein. (Gloël führt S. 327 einen Familiennamen Brost als möglicherweise von Ambrosius herstammend auf.) Den zweiten, weiblichen Namen kann ich nicht unterbringen; soweit meine Kenntnis reicht, ist er noch nicht erklärt.

Varel (Oldenburg). Dr. **Fr. Kohlmann.**

3.

Ein Bauer, der seinen Erstgeborenen nach dem Kalender taufen lassen sollte, rief aus: „Ich kann meinen Jungen doch nicht 'Quádenbär' (Quatémber) nennen!"

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Distel.**

4.

Zu: Dialektwörter aus der Umgegend von Kreuznach.
(Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 357.)

Die von mir gegebene Erklärung des Wortes „Uneren" läßt sich nicht halten. Es handelt sich vielmehr um das Wort „Unter", über dessen Bedeutungen unter andern der betreffende Artikel bei Weigand und Simrock, Übersetzung der Edda S. 393, Nr. 6, Auskunft geben.

Hinzufügen möchte ich zu den in dem Aufsatz behandelten **Artikeln** das Wort „geweit" (geweitet) in der Wendung „etwas geweit sein" = etwas los, von etwas befreit sein. Zu vergleichen ist das Mhd. einen eines dinges wîten = einen von etwas entfernen.

Kreuznach. Dr. **Rodenbusch**, Oberlehrer.

5.

Ein Wort vom alten Blücher.

Zu dem gleichnamigen Gedichte Georg Ludwig Hesekiels geben die „Erläuterungen zu Hopf und Paulsieks Lesebuch für Sexta" von Zergiebel, Berlin 1896, S. 36 als Quelle eine Stelle aus Varnhagen von Enses Biographischen Denkmälern, 3. Teil, Fürst Blücher von Wahlstatt, Berlin 1826, S. 600—601. Daß dies die Quelle gewesen ist, zeigen deutliche Übereinstimmungen. Ich setze die Worte Varnhagens hierher: „„Was ist es, daß Ihr mich rühmt?" rief er wie begeistert; „es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!"" Vergleicht man dies mit den Worten Hesekiels, so fällt auf, daß die Reime hier mit denen bei Varnhagen genau übereinstimmen. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, daß dieser eine schon gereimte Quelle benutzt hat. Ist eine solche irgendwo bekannt? Daß die Äußerung Blüchers schon in frühe Zeit zurückgeht, zeigt eine bislang wenig beachtete Notiz vom 9. Juni 1814, also unmittelbar nach dem ersten siegreichen Kampfe, auf den allein jene Worte bezogen werden können. Sie steht in „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller", herausgegeben von Burkhardt, 2. Aufl. S. 12: „Wolf erzählte von Blücher, der von seinen Siegen zu sagen pflegte: Gneisenaus Weisheit, meine Tollheit und des lieben Gottes Segen haben uns soweit gebracht." Hier haben wir die echte prosaische Fassung, neben der die gereimte bei Varnhagen von Ense selbständig steht. Eine Benutzung dieser Notiz aus den Tagebüchern Müllers ist bei Varnhagen nicht anzunehmen, da die erste Auflage dieses Buches erst 1870 erschienen ist.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

6.

Humor im Kinderliede.

Unter obiger Überschrift teilt Franz Söhns im Jahrgang XIII, S. 353 flg. dieser Zeitschrift einige Lieder mit, welche am Abend des 10. November als am Martinstage die (ärmeren) Kinder der kleineren Ortschaften des Herzogtums Braunschweig vor den Thüren der Häuser zu singen pflegen, um durch das Singen sich Gaben an Äpfeln und Nüssen zu erwerben. Bald wird dieser Brauch des „Martensingens" wohl verschwunden sein, daher erscheint es im Interesse der Volkskunde

geboten, was davon noch übrig ist, festzulegen, auch wenn es an sich nicht besonders wertvoll erscheint.

Der Brauch des Martensingens findet sich nicht allein im Braunschweigischen, sondern auch fast überall in der Provinz Hannover, und zwar nicht bloß in den kleineren Ortschaften, sondern auch in den Städten. Die kleinen Sänger sind meistens Kinder aus den niedrigeren Volksschichten, es können sich jedoch auch Kinder der besseren Stände bisweilen den Scherz nicht versagen, bei Verwandten, Nachbarn oder guten Bekannten, und dann zwar im Vorflur des Hauses, den „Martenabend" zu singen. In Südhannover beginnt das Singen vielfach schon am Vorabende des Martinstages. Ein dem Sinne nach wenig zusammenhängendes und in seiner jetzigen Form nicht altes Lied singen die Kinder in Göttingen und Umgegend. Es lautet:

Martin ist ein guter Mann,
Schenkt uns Äpfel und Nüsse.
Darum thut er dann und wann
Schöne Mädchen küssen.
Als sie (wir) hinter dem Tische saßen
Und gebrat'ne Fische aßen,
Da dacht' ich in meinem Sinn:
Hier, da wohnt ein Reicher drin.
Wird sich wohl bedenken
Mir einen Martenabend schenken.

Erfolgt darauf noch keine Gabe, so fahren die Sänger fort:

Schönes, weißes Lilienblatt,
Schöne Jungfer, schenk' mir was.
Schenk' mir einen Apfel,
Den kann ich gut verknapsen (so!),
Schenk' mir eine Birne,
Kann ich gut verzirnen (so!),
Schenk' mir eine Nuß,
So geb' ich Sie (so!) 'ne Kuß.

Erfolgt auch nun noch keinerlei Gegenäußerung des Angesungenen, so geht es weiter:

Ich bin ein kleiner Zimmermann
Und zimm're, was ich zimmern kann.
Schweinebraten mag ich nicht,
Leberwürste krieg' ich nicht.
Meister, gieb mir Wurst,
Ich habe großen Durst.
Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig.
Ich muß noch hin nach Polen
Und mir zwei Pfennige holen.
Polen ist 'ne große Stadt,
Da geben mir alle Leute was.

Den Liedern liegt ohne Zweifel ein weit älteres niederdeutsches Original zu Grunde, darauf weisen die Reime Lilienblatt: was — wat Stadt: was — wat und namentlich auch die fast völlig unkenntlich gewordene Form „verzirnen" im Reim zu Birne, die durch die plattdeutschen Reimformen beeren: verteeren sofort wiederhergestellt wird. „Verknapsen" ist durch Angleichung an „Apfel" aus „verknabbern" entstanden, das im Nhd. in dieser Iterativform allerdings erst im 18. Jahrhundert gebräuchlicher wird, dem Niederdeutschen aber seit alters angehört. Appel und verknappern kommt auch hier dem Reimklang näher. Die Umwandlung Polens zu einer Stadt, an sich ohne Sinn, wonach jedoch das Kinderlied wenig fragt, ist auch wohl erst in der neuhochdeutschen Wandlung des Liedes vorgenommen worden, wie der Vergleich mit der Parallelstelle in dem weiter unten gebrachten alten plattdeutschen Martinsliede zeigt. In den von Söhns (a. a. O.) gebrachten Liedern steht dafür Polle, das kleine Städtchen an der Weser, doch damit ist nichts gewonnen.

Für die Datierung unseres Liedes ist von Belang, daß in demselben alle und jede Beziehung zu dem heiligen Martinus von Tours fehlt. Das niederdeutsche Original scheint also nach der Reformation entstanden oder den neuen Anschauungen entsprechend umgemodelt worden zu sein. Der angeführte Zug, daß Martin gern hübsche Mädchen küsse, paßt, soviel ich weiß, auf den Heiligen so wenig wie auf den Reformator. Wir befinden uns eben in Göttingen auf altlutherischem Boden, daher weiß das Lied vom heiligen Martin nichts; das Gedenken des Reformators aber wird noch ganz besonders dadurch betont, daß die Kinder ihren Gesang gewöhnlich mit dem ersten Verse des Lutherliedes: „Ein' feste Burg" einleiten.

Weit interessanter sind sprachlich wie inhaltlich die Lieder, mit denen in der alten Bischofsstadt Osnabrück die Kinder am Martinsabend vor den Thüren herumziehen. Wenn Söhns (a. a. O.) den Wunsch ausspricht, es möchte einmal einer von den süddeutschen Kollegen darüber berichten, ob das Martensingen auch im katholischen Süden üblich sei und unter welchen Worten und Bräuchen es daselbst vor sich gehe, wohl in der Hoffnung, dadurch eine vorreformatorische Fassung mit der Beziehung auf den ursprünglich gemeinten Heiligen von Tours zu erhalten, so kann auch das Osnabrücker Lied diesem Wunsche genügen. Die Kinder singen dort:

Sünte Marten, godesman,
De us allens giëben kan
Van appel unde biëren
De nuëte kan vormiëren;
Lilgenblatt, schöune stad,
Schöune jumfern giëbt us wat.
Lat us nich to lange stauen,
Müet noch wît nau Köllen gauen,

Köllen is noch vêren (ferne),
Do kuom wi süs (sonst) nich mêren.
Lilgenblatt, schöune stad,
Schöune jumfern giëbt us wat!

Zur Niederschrift bemerke ich, daß die eigenartige Aussprache der Vokale, die gerade im Fürstentum Osnabrück herrscht, wo, ähnlich wie im nahverwandten Englisch, fast nie ein reiner Vokalklang zu Gehör kommt, sondern meist ein Gemisch von mehreren Vokalen, genau nicht wiederzugeben ist. Das „sch" ist in der bekannten westfälischen Art zu sprechen. Zu den Formen noch folgendes: das sünte Marten ist der sancte Martine, also der Heilige von Tours; derselbe wird als Gottesmann, d. h. Heiliger bezeichnet, doch kann der Beiname auch auf den niedersächsischen gode = Taufpate bezogen werden, als welcher der heilige Martin besonders beliebt war. Noch weiter zu gehen und gode = wôde aufzufassen, was der Form nach ja angängig ist, wage ich nicht, obgleich es wohl nicht so ganz weit wegzuwerfen sein möchte, da bekanntlich die Martinsgans und der Martinstrunk alte Wodansgebräuche sind. Ferner mögen den dialektischen Formen die gemeinniedersächsischen nach Schiller und Lübben beigefügt werden: gisben = geben; biëren beeren; nüete = nöte, von not = Nuß; stauen = stân; müet = wi môten; nau = na; gauen = gân; vêren = verrens; kuom wi = komen wi; süs = sus; mêren = mêr.

Das obige Lied wird nun mehrmals wiederholt, bis etwa eine Gabe erfolgt; läßt diese aber zu lange auf sich warten, so werden die Sänger grob, und laut ertönt ihr Sang:

Sünte Martens gäuse
De lüe sind us bäuse (böse);
Se wült us niets mêr giëben,
Se rieet up de siëgen (Ziege)
Van de siëgen up den bück
Do sitt de swatte dübel up!

gäuse = goese; lüe = lüd; bäuse = bose; rieet = ridet; siêge = sege; swatte = swarte; dübel = düvel.

Hier ist in Sprache und Inhalt noch überall das Alte erhalten. Der Angerufene ist der heilige Martin, der wegen seiner Mildthätigkeit gegen die Armen bekannt ist. Er soll die Reichen bewegen, den Armen eine Gabe zu geben. Von einer Anlehnung an Luther findet sich nirgends eine Spur, obgleich die Stadt Osnabrück überwiegend protestantische Bevölkerung hat, ja zu den Städten gehört, in denen das protestantische Bewußtsein den kräftigsten Ausdruck findet. Die das Alte treu bewahrende westfälische Art hat auch hier schützend gewirkt.

Göttingen. Prof. Dr. **J. Wehr.**

7.

Wie man vor etwa zwei Jahrhunderten etymologisiert hat, lehrt „Der lustige Jurist“ (III. Aufl. 1725). Auf S. 254 flg. handelt derselbe von dem Worte Jungfer, erwähnt dabei den Ingwer, Floh (Fl = jung, oh = fer), denkt auch an den lateinischen Stamm fer, an Gumfrau, Junge (= Kinder) und ferne, an Juno fer (scilicet opem, „daß wir doch endlich mit Freuden zu Kinder-Müttern werden“), nennt jenen „fast wahnsinnig, der ein junges Pferd, wie ein solches der Reiter wünscht [im Sinne hat], setzt ein naschhaftes und verlecdertes Maul“ bei demjenigen voraus, der an juniperus — mit Wacholderbeeren zugerichtetes Wild schmeckt angenehm — erinnert; „die Krause“ über seine Erfindung aber wolle sich ein Anderer „zerreißen“, der juvenca anführe, und „auslachenswürdig“ sei, wer von juncus und uberior ausgehe. Auch die Erzählung von einem Studenten, der, da mittellos, seinem Jungen alle Weiber fern halten mußte, wird verworfen, Unfrau für „nicht uneben“ gelten gelassen, obwohl freilich „manche ledige Dirne nicht in den Ehestand getreten“. „Besser“ sei es, heißt es endlich, daß Jungfer oder Jungfrau so viel sage „als junge Frau, dadurch anzuzeigen, daß diese noch ledig und unverheyrathet, einfolglich geschickt sey, eines Mannes junge Frau zu werden; oder, welche ihr rechtes und vollkommenes Alter erreichet, in den Frauen-Stand zu treten“.

Dresden-Blasewitz. **Thdr. Dstl.**

8.

Sprachpsychologisches aus der Schule.

In meiner Sexta wurde kürzlich Uhlands Schwäbische Kunde durchgenommen und gelernt. Beim Abfragen stellte sich nun die überraschende Thatsache heraus, daß mehr als sechs Schüler trotz wiederholter Verbesserung meinerseits immer wieder deklamierten:

. . . .
bis einem, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.

Daß das Relativum bisweilen das vorausgehende Substantivum im Casus sich angleicht, ist eine auch in anderen Sprachen bekannte Erscheinung. Merkwürdig ist nur, daß hier das Subjekt von dem folgenden Dativ so stark hat beeinflußt werden können, daß der Nominativ einer in den Dativ einem verwandelt wurde, trotzdem beide Formen doch sehr verschieden lauten. Ich fragte mehrere Primaner, die im Orte geboren waren, was sie davon dächten; sie erklärten übereinstimmend, sie fänden nichts Merkwürdiges darin; so etwas könne man in Elberfeld öfters auf der Straße hören, es spreche sich ja auch viel leichter. Offenbar mußten

auch sie, wenigstens zum Teil, erst grammatisch sich das Ganze zurechtlegen, um zu empfinden, was denn an einem falsch ist. Auch ein Kollege, der im Bergischen die Hauptzeit seines Lebens bislang zugebracht, fand nichts Ungewöhnliches in dieser Konstruktion. Wie steht es nun damit in anderen Gegenden? Es wäre interessant, zu erfahren, ob dieselbe Beobachtung auch sonst zu machen ist.

Elberfeld. Oberlehrer **Karl Schmidt.**

Vilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Fünfundzwanzigste (Jubiläums-)Auflage. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. XVI und 778 Seiten.

Das Erscheinen der „Jubiläumsausgabe" von Vilmars allbekannter Litteraturgeschichte erregt mir eine nicht ganz ungemischte Freude. Zu der Anerkennung, die dem schönen, in seiner Art noch unübertroffenen, hochverdienstlichen Werke gebührt, gesellt sich das Bedauern darüber, daß dieses nach des Verfassers Willen gänzlich unveränderlich ist. Denn darüber kann kein Sachverständiger im Zweifel sein: bei allen glänzenden und gediegenen Eigenschaften, die hier nicht gerühmt zu werden brauchen, weil sie offenkundig sind und von niemand geleugnet werden, fängt doch der „Vilmar" an, hier und da zu veralten. Das kann nicht anders sein, da die Wissenschaft seit der letzten vom Verfasser besorgten Auflage um ein Menschenalter fortgeschritten ist; aber es ist gewiß das rühmlichste Zeugnis für die feste wissenschaftliche Grundlage des Buches, daß es im großen und ganzen immer noch brauchbar und zuverlässig ist. Und freilich hat Goedeke recht, wenn er sagt: „Hätte Vilmar auch nicht verboten, daß nach seinem Tode etwas davon genommen, etwas hinzugethan werden möge, so müßte man Bedenken tragen, ein Kunstwerk, das viele Mitbewerber überflügelt und, so wie es ist, Tausenden Belehrung, Genuß und Erhebung geboten hat und künftig bieten möge, durch Auslassungen, Zusätze oder Umgestaltungen zu erschüttern oder zu zerstören." Dennoch wäre es möglich und zum Besten des Buches rätlich, einiges in Anmerkungen (unter dem Texte?) zu bessern oder nachzuholen. Auf ein paar Fälle sei kurz aufmerksam gemacht. Eines unserer besten Volksepen, „Alpharts Tod", wird zweimal genannt, aber mit keinem Worte charakterisiert. Nicht besser ergeht es dem in mehr als einer Beziehung so wichtigen und erfreulichen „König Rother". Die Auffassung der

Gudrun als „demütige Dulderin" ist unhaltbar. Von dem ganz einzig dastehenden „Meier Helmbrecht" erfährt der Leser so gut wie nichts. In diesen und manchen anderen Fällen ließe sich doch wohl durch eine Anmerkung nachhelfen. Aber freilich, wer möchte es wagen, die bedingungslose Verurteilung Gottfrieds von Straßburg oder gar Vilmars eigentümliche Auffassung der großen Zeit unserer neueren Poesie anzutasten, so anfechtbar sie an sich ist? Die harten Urteile über Gellerts Kirchenlieder, über Lessings Nathan (der dem Verteidiger der Hexenprozesse ein besonderer Dorn im Auge sein mußte), über den ganzen Wieland (dessen schönste und tiefste Dichtung „Geron der Adelige" nicht einmal erwähnt wird) und andere lassen sich ebensowenig streichen wie mit wenigen Worten berichtigen; und wenn dies auch gelänge, würde doch der Charakter des „Kunstwerkes" geändert werden. Wie muß sich Schiller hofmeistern lassen! Außer ein paar philosophischen Gedichten bleibt rein nichts von ihm unbemäkelt. Und doch, die Darstellung Vilmars ist so aus einem Gusse, so ganz Ausdruck einer einheitlichen Grundanschauung, daß auch hier jede Änderung sich von selbst verbietet. Nicht einmal jenes empörende Endergebnis, in dem Vilmars Betrachtung über Goethe und Schiller gipfelt, könnte unterdrückt werden, da der ganze Abschnitt darauf hinsteuert. Aber wenn man die Worte liest: „Wer sie ganz, wer sie recht zu verstehen weiß, dem sind auch sie solche, die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat", so wird man wohl die Frage aufwerfen, ob man solch schnöde Verunglimpfung unserer Edelsten und Besten unbefangenen, jugendlichen Seelen, die noch kein eigenes Urteil haben, schwarz auf weiß zu lesen geben darf.

Daß Vilmars Behandlung der nachklassischen Litteratur ungenügend ist, dürfte wohl heute niemand mehr bestreiten. Um so erfreulicher ist es, daß sich hier als Ersatz wenigstens für die Zeit „vom Tode Goethes" die vortreffliche Darstellung von Adolf Stern darbietet, die seit der 22. Auflage dem Vilmarschen Werke als Anhang beigegeben und auch als besonderes Buch erschienen ist. Ein kundigerer, zuverlässigerer und unparteiischerer Historiker konnte wohl schwerlich für die schwierige Aufgabe, die hier zu lösen war, gefunden werden. Sterns Arbeit erscheint zum vierten Male. Die Vergleichung mit den älteren Auflagen zeigt, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Verfasser bemüht war, immer mehr „zum Besseren" zu arbeiten. Die Klarheit der Gliederung, die Unbefangenheit und Selbständigkeit des Urteils, der liebevolle Eifer, auch widerstrebende Individualitäten zu verstehen und zu würdigen, der schöne, ruhige Fluß der Rede, der sich nie zur Schönrednerei verirrt, das alles sind bekannte und anerkannte Vorzüge der Sternschen Darstellung. Ich wüßte keine,

die geeigneter wäre, in die Geschichte unserer nachklassischen Litteratur einzuführen, und so sei sie aufs wärmste empfohlen — wenn sie dessen noch bedarf.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite Auflage. Berlin, Georg Bondi, 1901. 746 S. Preis 10 M., in Halbleder geb. 12.50 M.

Zieglers ausgezeichnetes Werk, das wir in dieser Zeitschrift (13. Jahrg. S. 282 flg.) besprochen haben, hat den verdienten Erfolg errungen. In anderthalb Jahr sind die 5000 Exemplare der ersten Auflage verkauft worden. Der Verfasser hat Anlage und Aufbau des Buches mit Recht unverändert gelassen, im einzelnen aber, wie jeder Nachprüfende finden wird, sorgfältig nachgebessert. Die meisten Änderungen zeigt der Schluß, in dem zwei größere Abschnitte ganz umgearbeitet erscheinen, weil es dem Verfasser, wie er im Nachwort bemerkt, nachträglich klar geworden ist, daß er aus der Nähe einiges größer gesehen hat, als es wirklich ist. Da das Buch um zwei Bogen an Umfang zugenommen hat, wird man den Wegfall der Litteraturangaben nicht eben beklagen dürfen. Den Wunsch des trefflichen Verfassers aber, das Werk möge sich auch in dieser neuen, verbesserten Gestalt neue Freunde gewinnen, teilen wir von ganzem Herzen. Einer Anpreisung bedarf es nicht. Das deutsche Volk hat, einigen feindseligen Stimmen zum Trotz, selbst erkannt, welch ein Schatz von Anregung und Belehrung ihm in Zieglers Buche geboten wird.[1])

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Jos. Bause, Überblick über die Entwickelung der deutschen Rechtschreibung. Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Meseritz. Ostern 1900. 56 S. kl. 8°.

Der Verfasser versucht, die Entwickelung der deutschen Schreibung in geschiedene Abschnitte zu zerlegen, und gelangt zu folgender Einteilung:

1) Mit Zieglers Werk wurde das große Bondische Verlagsunternehmen „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung", herausgegeben von Paul Schlenther, eröffnet. Da ich seinerzeit die gleichfalls dazu gehörenden Bände „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" von Cornelius Gurlitt und „Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert" von Georg Kaufmann hier angezeigt habe, so sei der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen, daß inzwischen der fünfte Band, die „Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert" von Siegmund Günther, erschienen ist. Ein Urteil über das schon durch den Namen des Verfassers Achtung gebietende Buch kann ich natürlich nicht fällen, doch aber bemerken, daß Abschnitte wie der über Alexander von Humboldt (S. 56—71) auch von Laien mit hohem Genuß gelesen werden können.

I. Die Zeit vor Luther.

II. Von Luther bis Grimm.

a) Von Luther bis Schottel, der zuerst ein systematisches grammatisches Gebäude aufstellt, 1641; und Girbert, der zuerst große Anfangsbuchstaben für alle Dingwörter fordert, 1650.

b) Von Schottel und Girbert bis Gottsched und Adelung, welche jedes Schwanken in der Schreibung zu beseitigen unternehmen, indem sie die Einzelwörter möglichst sicher unter die aufgestellten Regeln zu bannen suchen.

c) Von Adelung bis Grimm. Durchdringen jener Schreibung.

III. Von Grimm, 1819, bis zur Gegenwart. Grimm deckt die Sprachgesetze auf, welche der deutschen Sprachentwickelung zu Grunde liegen. Bald darauf bringt das Studium der Sprachlaute an sich weitere Klarheit. Dieser Zeitabschnitt ist in seiner Entwickelung noch nicht abgeschlossen.

a) Zeit der Wirkung einer einseitig historischen Richtung: Streben, den Lautstand der älteren Sprache hervortreten zu lassen.

b) Geltendmachung des rein lautlichen Standes der Gegenwart mit weitgehender Schonung des bestehenden. v. Raumer, seit 1855.

c) Eingreifen der neueren amtlichen Regelbücher. Bayern 1879, Preußen 1880.

d) Neuere Strömungen und Strebungen.

Gerade in diesen Tagen, wo ja wiederum in Berlin eine Konferenz zur einheitlichen Regelung der Rechtschreibung zusammengetreten ist, ist Bauses Überblick höchst nutzbringend für jeden Lehrer des Deutschen. Mit Recht spricht Bause S. 8 von der allgemeinen Unzufriedenheit über die auf dem Gebiete der Rechtschreibung augenblicklich bestehenden Zustände. Derselbe Vorgang findet sich auch in Frankreich und England, wo Bestrebungen zur Reform der Orthographie in vollem Gange sind. Der Verfasser hat nun die bedeutendsten deutschen Grammatiken, wie auch die Schriften, welche die Frage der Rechtschreibung im besonderen behandeln, eingehend geprüft. Zunächst ist es für die Beurteilung der in den einzelnen Werken herrschenden Schreibung von Bedeutung, zu wissen, welchen Einfluß der Verfasser und welchen Einfluß der Drucker gehabt hat (vergl. darüber Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 55). Zwingli sagt am Schlusse seiner Schrift „von dem Predigtamt": „Ich hab vor unmuß das büchlin nit mögen wider lesen; lug jeder allweg eigenlich uff den sinn". So lassen die Verfasser die korrekte Wiedergabe ihrer

Schriften häufig unbewacht. Auch den Druckern war die äußere Form ihrer Veröffentlichungen oft gleichgültig. Vielleicht noch eilfertiger als die Verfasser, die häufig vom Druckort entfernt lebten und auf schleunige Ausgabe der stets Gewinn versprechenden deutschen Bücher hinarbeiteten, machten sie sich nicht selten die Nachlässigkeit zu nutze, mit welcher der Verfasser die Sprachform seiner Arbeiten behandelte. S. 12 flg. behandelt Bause die Schreibung vor Luther, die wir kennen müssen als Grundlage für seine Schriften. Einen Einblick in die damaligen Schriftzustände gewährt eine Schrift des Nikolaus von Wyle vom Jahre 1478 (S. 12 flg.). Es scheint darin der Grundsatz ausgesprochen, nach einem kurzen Selbstlauter müsse der folgende Mitlauter doppelt geschrieben werden (vergl. Weinhold, über Mitlauterverdoppelung, Zeitschr. f. d. G. S. 109 und flg.). Die Ausführung des Grundsatzes führte aber im Deutschen zu Unklarheit und Unsicherheit, während z. B. das Niederländische, in das die Sucht nach Konsonantenverdoppelung ebenfalls eindrang, diese bald wieder gänzlich beseitigte und infolgedessen heute eine fast musterhafte Schreibung hat. S. 19 flg. giebt der Verfasser Proben aus der Zeit vor Luther (aus Brants Narrenschiff 1494). S. 21. flg. folgt eine Probe aus Luthers erster Bibelübersetzung (1522) und dann der entsprechende Abschnitt der Ausgabe von 1544 (Evangelium St. Matthäus II.). Einen auffallenden Gegensatz gegenüber der ersten Ausgabe zeigt auch die Bibel von 1526. S. 24—28 giebt Bause einen Überblick über die Schriftgesetze Luthers. In der zweiten Ausgabe von Luthers Bibel werden die meisten Dingwörter mit großen Buchstaben geschrieben; „mit Latein, wo der Sinn ein böser, mit sogenannten deutschen, wo der Sinn ein guter". Kap. 2 (S. 28 flg.) behandelt Luthers Zeitgenossen, Formulare und dtſ. Rethorica oder der ſchryfſſpiegel u.ſ.w. (Gedruckt zu Köln 1527), Aventin (Die recht art vnd kunst Teutscher Sprach, 1533 und 1566), Ickelsamer (Die rechte weis auffs kürzist lesen zu lernen, 1527; Teutsche Grammatica, 1534), Kolroß (Enchiridion d. i. Handbuchlin u.s.w., 1530), Frangk (Ein Cantzley- vnd Titelbüchlin — — — Orthographia u.s.w., 1531). Es folgen S. 34 flg. die Grammatiker aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In dieser Zeit sind nur lateinisch verfaßte Lehrbücher des Deutschen vorhanden, die dem Ausländer das Deutsche lehren wollen. Es sind Albertus und Ölinger (1573) und Clajus (1578). Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (S. 34 flg.) bespricht der Verfasser Tilemann Olearius (Deutsche Sprachkunst, 1630), Zesen (1619—1689), Bellin, Overheide, Stieler, Schottel (1612—1676), von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf Gottsched Girbert (Deutsche Grammatica oder Sprachkunst, 1653), Bödiker (Grund-Sätze der Deutschen Sprache, 1690), Freyer (Anweisung zur

Teutschen Orthographie, 1722). Kapitel 6 handelt über **Gottsched**, **Adelung** und **Heyse** (Theoret.-prakt. dtsch. Grammatik, 1814). **Grimm** tritt erst im Deutschen Wörterbuch (1854) entschieden mit seiner Ansicht über die Rechtschreibung hervor, und **Weinhold** formulierte jetzt als Hauptgesetz für die deutsche Schreibung: Schreib, wie die geschichtliche Fortentwickelung des Neuhochdeutschen es verlangt. Für die neuere Zeit giebt der Verfasser S. 47 flg. eine Übersicht aus der Zeitschrift für Stenographie und Orthographie (1857). S. 48 werden die Ergebnisse der orthographischen Konferenz in Berlin (1876) besprochen; die Anwendung der amtlich eingeführten Orthographie wurde bekanntlich den Verwaltungsbehörden untersagt. Die sogenannte Puttkamersche Schreibung wird noch heute in den Schulen gelehrt, und die gegenwärtig in Berlin tagende Konferenz wird jedenfalls nur wenige Änderungen beantragen[1]). Aus den Strömungen, die in neuerer Zeit auf durchgreifende Vereinfachung der Schreibung hinzielen, nennt der Verfasser zwei Vereine. Es sind: 1. Der allgemeine Verein für vereinfachte Rechtschreibung, gegründet 1876 und geleitet von Fricke in Wiesbaden, 1891—95 geleitet von Lohmeyer, seit 1895 von Pfarrer Spieser. Als Beispiel der Schreibung führt er folgende Anzeige an: „Algemeiner ferein für fereinfaꜧte reꜧtšreibuŋ. Keine überflüssigen büꜧštaben mēr! — Stat ch, ng, sch: ꜧ, ŋ, š. Daduꜧ würde der rehtšreibuŋsunterriꜧt aus einer last zu einer lust. Alles näere fon der gešäftštelle drukkerei Soltau in Norden." Die Ziele des Vereins sind vorläufig viel zu weitreichend. 2. Der internationale Verein: Association phonétique, gegründet 1886 von Prof. P. Passy, Zeitschrift: Maître phonétique; Präsident: Prof. Dr. Vietor in Marburg. Der Verein verfolgt zunächst rein wissenschaftliche Zwecke. Er hat Schreibungen, die wohl vom internationalen Standpunkt, aber nicht vom deutschen zu billigen sind. Den Vorschlägen, die der Verfasser auf S. 54 u. 55 macht, kann ich nicht in allen Punkten beistimmen, die vorgeschlagenen neuen Zeichen erscheinen mir zu kompliziert; auch möchte ich überhaupt nicht gern neue Zeichen einführen.

1) Die Konferenz für Einheitlichkeit der deutschen Rechtschreibung wurde Montag d. 17. Juni 1901 im Reichsamt des Innern von dem Staatssekretär Grafen v. Posadowsky eröffnet, der darauf hinwies, daß nach Ansicht der deutschen Bundesregierungen die Zeit gekommen sein dürfte, um dem kostbarsten Gute des deutschen Volkes, der deutschen Sprache, auch ein einheitliches Gewand zu geben, und die Hoffnung ausdrückte, daß die Beratungen zu einem Erfolge führen möchten, der in gleicher Weise Schule, Amt und das deutsche Schrifttum befriedige. Als österreichischer Kommissar ist Hofrat Dr. Hümer abgeordnet. Dann übernahm Minister Dr. Studt den Vorsitz und hob hervor, daß eine Verständigung über die nicht mehr zahlreichen Differenzpunkte in der deutschen Rechtschreibung eine unabweisbare Notwendigkeit sei.

Auf jeden Fall aber muß Bauses Schrift als ein wichtiger Beitrag zum Kapitel unserer Rechtschreibung angesehen werden.

Doberan i. M., Juni 1901. **O. Glöde.**

P. Vogt, Die Ortsnamen auf -seifen, -siefen, -siepen, -siek, -seih. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Cassel. Ostern 1900. 27 S. gr. 8⁰.

Die Ortsnamen auf -seifen verdienen darum eine besondere Untersuchung, weil sie zu den wenigen Namengruppen gehören, die auf ein nicht sehr großes Gebiet beschränkt sind. Wenn man von dem vereinzelten Vorkommen in Lippe absieht, so liegt die Ostgrenze des geschlossenen Gebietes der Namen auf -siepen, -seifen im Kreise Berleburg, wo sich Mollseifen, Rehseifen und Sandseifen finden, und im Kreise Meschede, in dem Becksiepen, Rehsiepen, Hengstsiepen und Steinsiepen vorkommen. Im Kreise Arnsberg liegt Eiwesiepen, Hemkessiepen und Quersiepen, im Kreise Olpe Bossiepen, versprengt im Norden im Kreise Recklinghausen: Siepen. Weiter westlich nehmen sie rasch zu. 32 linksrheinische Namen dieser Endung stellen sich als ein Annex der geschlossenen rechtsrheinischen Masse dar, im übrigen Deutschland finden sich nur ganz wenige, völlig versprengte hierher gehörige Namen. In dem Gebiet, in dem die Ortsnamen auf -siepen, -siefen, -seifen vorkommen, sind auch Flurnamen dieser Endungen sehr häufig, ja das Wort Siepen, Seifen und Siefen wird geradezu noch als Appellativum gebraucht. Siepen ist ziemlich gleichbedeutend mit siek = sumpfige Niederung. Siek wird noch jetzt im westfälischen Sauerland auf jedes schmale Thal angewendet (Jellinghaus). Auch das ziemlich gleichbedeutende siepen wird ebenso gebraucht. Über die Bedeutung der Worte kann kein Zweifel sein. Siek, n. Pl. Sieke = die sumpfige Niederung. Siepen, n. mnd. sîpe = feuchte Niederung. Kehrein (Nassauisches Namenbuch S. 147): -seifen ist mhd. sîfe = Bach, von abfließendem Quellwasser oder dauernder Nässe durchzogenes sumpfartiges Gelände. Arnold (Ansiedelungen und Wanderungen S. 517): der oder die Seif, Pl. die Seifen = feuchte, wasserhaltige oder grasige Waldstellen. Sik wird stets in der Bedeutung kleiner Rinnsale, zusammenfließender Quellen, daher überhaupt zur Bezeichnung quellenreicher, sumpfiger Niederungen, sei es Wald, Wiese oder Feld, gebraucht. Im Westerwald heißt jeder Bach mit schluchtartigem Bett ein Seifen, ebenso die Gebirgsbäche im Riesengebirge, und in Siebenbürgen bedeutet es einen Graben. Vogt nimmt eine indogerm. Wurzel ˣsigw an mit der Bedeutung „schlüpfrig sein, tröpfeln". Eine Ableitung davon scheint sich im Lateinischen erhalten zu haben. Die Steigerungsform von ˣsigw ist ˣsaigw; ein Substantivum

davon könnte lat. ×saigwom lauten; dies müßte lautgesetzlich zu saevum werden. Diese Form findet sich in der That überliefert für das häufigere, nur orthographisch davon verschiedene sebum = Talg. Germanisch mußte die Wurzel ×sikw lauten. Sie erscheint gespalten in ×sik und ×sip. Zu ×sik gehören seihen, seichen, sickern, sinken, seicht, versiegen. Zu sip gehören ndl. zypelen, nd. sippen, mhd. sîfe, seif, siffen, alle = tröpfeln; ferner ahd. seiwar = Geifer, Schaum; nhd. dial. seibern, siefern, niederd.: sewern von Kindern. Ahd. saipo ist ins Lat. übergegangen als sâpo; mhd. Seife. Vogt weist hier auf eine Stelle bei Plinius hin: Gallorum hoc inventum rutilandis capillis; fit ex sebo et cinere . . .; apud Germanos maiore in usu viris quam feminis. Es war also eine Pomade, um das Haar rötlich zu färben. Die Römer übernahmen mit der Mode auch den Namen saipo als sâpo. Germ. saipo ist nun ahd. seifa, mhd. und nhd. Seife. Der Verfasser erinnert dann an das Sprichwort: Marien Sif Regiert dat Wif (vergl. Simrock, Myth. S. 378). Es regnet danach vierzig Tage, wenn es am Tage Mariä Heimsuchung sieft oder regnet. Das mhd. sîfe, swn. = Bergschlucht bedeutet im Bergbau erz-, besonders goldführendes Wasser. Die Bestimmungswörter bezeichnen die Siepen und Seifen entweder nach ihren Eigenschaften oder nach ihrer Lage oder nach ihrem Besitzer (Beispiele: Düsterseifen, Elbseifen, Gerhardssiep). Im dritten Abschnitt (S. 14 flg.) behandelt der Verfasser Geschichtliches. Die Namen auf -scheid, -auel und -seifen (resp. auf -schede, -ohl und -siepen) können als ein Erkennungszeichen ripuarischer Bevölkerung dienen. Die Ripuarier sind demnach aus dem Sauerland an den Rhein vorgerückt[1]) und haben links des Rheins bis zur Mosel sich verbreitet.

Nördlich von der Ruhr und östlich vom Rothaargebirge, also im nördlichen Westfalen und weiter durch Hannover bis nach Holstein und im Hessenland galt die Bezeichnung -siek resp. -seih. Der ripuarische Dialekt unterscheidet sich also in diesem Worte durch Labialismus sehr eigentümlich von dem chattischen und niedersächsischen Dialekt. S. 17 kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die Ortsnamen auf -seifen im Erzgebirge, in Schlesien, Böhmen und Mähren höchstwahrscheinlich von Goldwäschereien herstammen. S. 17 — 27 folgen alphabetische Verzeichnisse der Ortsnamen auf -siepen, -siesen, -seifen und der auf -siek, darauf die Flur- und Bachnamen auf -seifen, -seif, -seih, -siep, -siek und siech.

Die Arbeit ist ein wichtiger Beitrag zur deutschen Dialektforschung. Für die Völkerkunde ist durch die Arbeit erwiesen, daß die Chatten auch

1) Vergl. die Abhandlung des Verfassers im Progr. d. Königl. Gymnasiums zu Neuwied Ostern 1895.

in diesem sprachlichen Punkte als gesondert von den ripuarischen Franken zu betrachten sind, wie sie denn auch in den ältesten römischen Nachrichten als am nächsten verwandt mit den Cheruskern und weiterhin mit den Sueben, aber als unverwandt mit den Germanen am Mittelrhein erscheinen. In Nassau wird durch das Auftreten der Namen auf -seifen und -seih die Mischung von Ripuariern und Chatten bezeugt.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

H. Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Halle a. S. 1899. 67 S. kl. 8°.

H. Schnell, Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. 1503—1603. Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft. V. Berlin, Wilh. Süsserott, Verlagsbuchhandlung, 1900. 324 S. 8°.[1])

Das erste Werk des um die Kenntnis unserer mecklenburgischen Geschichte hochverdienten Verfassers ist mit den Bildnissen Herzog Johann Albrechts I. von Mecklenburg, Heinrichs V., des Friedfertigen, und einer Wiedergabe des Greveschen Bildes in der Turmhalle der Kirche zu Sternberg geschmückt, welches letztere den Landtag an der Sagsdorfer Warnowbrücke bei Sternberg am 20. Juni 1549 darstellt. Der Verfasser behandelt im ersten und zweiten Kapitel die Kirche Mecklenburgs am Vorabend der Reformation, sowie Leben und Sitte des Volks zu jener Zeit. Das dritte Kapitel schildert die Anfänge der Reformation, das vierte die Stellung Heinrichs und Albrechts zur Reformation. Im fünften Kapitel beginnt dann Schnell mit der Darstellung der Anfänge der rechtlichen Ordnung einer Landeskirche und behandelt im sechsten die Landeskirche auf dem Landtag zu Sternberg am 20. Juni 1549. Das Erbe Herzog Heinrichs trat sein Neffe Johann Albrecht an, der die Landeskirche Mecklenburgs ausbaute und zum bleibenden Bestand festigte.

Das zweite Buch Schnells ist verschieden beurteilt worden. Man hat es eine hervorragende Darstellung der mecklenburgischen Reformationszeit genannt, wie sie kaum ein anderes deutsches Land aufzuweisen haben dürfte. Anders beurteilt der als Forscher auf dem Gebiete der mecklenburgischen Geschichte wohlbekannte Bibliothekar Dr. A. Hofmeister in Rostock Schnells Werk (vergl. Rostocker Anzeiger vom Sonntag, den 9. Dezember 1900). Auch Hofmeister giebt zu, daß Schnell in

1) Jetzt ist auch Heft 4 erschienen: Geschichte Mecklenburgs vom Tode Heinrich Borwins I. bis zum Anfang des 16. Jahrh. Von Alfred Rische.

verhältnismäßig recht kurzer Frist ein großes Stück Arbeit bewältigt, manche glückliche Kombination und manchen wertvollen Fund gemacht und damit ein Werk fertiggestellt hat, das voraussichtlich für längere Zeit die Auffassung der Verhältnisse, Ereignisse und Persönlichkeiten beeinflussen, wenn nicht bestimmen wird. Gerade bei einem solchen Werke aber ist es nach Hofmeister zu bedauern, daß es eine ganze Reihe von Unklarheiten, Schwächen und Irrtümern in sich schließt. Diesen Bedenken giebt nun Hofmeister im folgenden Ausdruck. Es ist dem Verfasser nicht gelungen, des Stoffes völlig Herr zu werden. Besonders viele Irrtümer sind Schnell in allem, was sich auf die Rostocker Universität bezieht, nachzuweisen. Hier ist ja Hofmeister, wie aus seinen Arbeiten hervorgeht, unbedingte Autorität. Schnell hat sich hier leider auf das 50 Jahre alte Werk von Krabbe gestützt und alle neueren Arbeiten übergangen. Hofmeister macht auf die zahlreichen von Schnell übergangenen Männer aufmerksam, die von Rostock ausgingen und für die Reformation thätig waren, wie Silvester Tegetmeier, den Reformator Rigas, Valentin Korte, den ersten lutherischen Superintendenten Lübecks, Herbord von Holle, den ersten lutherischen Abt des reichen Benediktinerklosters zu St. Michael in Lüneburg, Johannes Vischbeck, den Reformator des Harlingerlandes, Hans Taußen, Nikolaus Decius (Hovesch) und andere. Unzutreffend sind auch Schnells Angaben über den Besuch der Universität in den Jahren vor der Reformation. Hier hat der Verfasser die Anzahl der Neu=Immatrikulierten mit der vierfach größeren Zahl der Studierenden verwechselt. Von Herm. Barckhusen giebt Schnell irrtümlich an, daß er den Reinke Vos niederdeutsch bearbeitet habe; das Gründungsjahr einer Universitätsbibliothek ist nicht 1569, sondern 1614. Die Fakultätsstatuten sind bis auf einzelne Abschnitte heute noch nicht gedruckt.

Immerhin muß man aber mit Hofmeister zugeben, daß der Verfasser nach großen Gesichtspunkten sucht, wenn ihm auch die Details an manchen Stellen entschlüpfen.

Trotz dieser gewiß berechtigten Ausstellungen von sachkundiger Seite möchte ich die Fachgenossen, auch die Philologen, doch auf die beiden Bücher von Schnell aufmerksam machen. Es ist eben der erste Versuch, das ereignisreiche und bedeutungsvolle Reformationszeitalter der mecklenburgischen Geschichte darzustellen; daß dabei Fehler mit unterlaufen, ist natürlich. Der Verfasser wird jedenfalls in einer neuen Auflage von den Ausstellungen zum Nutzen seines Buches Gebrauch machen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Sidney Lee, William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmäßige deutsche Übersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Prof. Dr. Richard Wülker. Leipzig, Georg Wigand, 1900. XXIV und 469 S. gr. 4°.

Wir glauben, da Shakespeares Werke von unberechenbarem Einfluß auf die deutsche Litteratur gewesen sind, das vorliegende Buch auch in unserer Zeitschrift warm empfehlen zu müssen, zumal es zu vielen neuen und sicheren Ergebnissen gelangt und insbesondere klarstellt, daß in den Sonetten keinerlei Beziehungen auf des Dichters Leben zu erkennen sind. Als Glanzpunkte der höchst gediegenen Arbeit, die alle erforderlichen Angaben, namentlich über die benutzten Quellen und die Abfassungszeit jeder einzelnen dichterischen Produktion, kritisch gesichtet enthält und daher das bekannte Werk von Elze in den Schatten stellt, dürften ohne Zweifel die Kapitel zu bezeichnen sein, in denen die Abhängigkeit der Engländer von der Sonettdichtung der Franzosen und Italiener, sowie die auffallende Übereinstimmung der in allen diesen Gedichten zum Ausdruck gebrachten Hauptgedanken zur Evidenz bewiesen wird.[1])

Das für den Forscher geradezu unentbehrliche Buch ist aus dem sehr gediegenen Aufsatz Lees über Shakespeare im 51. Bande des Dictionary of National Biography, London 1897, hervorgegangen.

Die sehr zahlreich beigegebenen Anmerkungen sind inhaltlich in hohem Grade dankenswert, werden aber manchem als Noten vielleicht zu überreichlich erscheinen.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Biese, Alfred, Prof. Dr., Königl. Gymnasialdirektor. Goethes Tasso ein Dichterbild, Goethes Faust ein Menschheitsbild. Wissenschaftliche Beilage zum XXIV. Jahresberichte des Königl. Gymnasiums mit Realprogymnasium zu Neuwied. Ostern 1901. 8°. 23 S. Progr. Nr. 501.

Die Abhandlung ist ein von Biese im Herbst 1899 zur Feier des 150. Geburtstages Goethes in der Aula des Gymnasiums gehaltener, zuerst im Aprilheft 1900 der „Lehrgänge und Lehrproben" gedruckter und jetzt wiederholter Vortrag, der wegen seiner Gediegenheit und Verständlichkeit für den weiten Kreis der Gebildeten überhaupt und für Schüler oberer Klassen insbesondere alles Lob verdient. Gezeigt wird, und zwar an dem inneren Gedankengefüge des „Tasso" und „Faust" selbst, daß Goethes Leben viele wundersame Übereinstimmungen mit dem

1) Als einzigen Gönner Shakespeares sieht Verfasser mit Recht den Grafen von Southampton an.

Leben beider aufweist, namentlich aber, daß jenes Drama zunächst ein Bekenntnis dessen, wovon Goethe in Weimar aufs tiefste bewegt wurde, dann aber auch ein Dichterbild ohnegleichen ist, während Faust das innerste Wesen des Menschen, wie er strebt und irrt, widerspiegelt.

Im einzelnen wird nachgewiesen, daß der dichterisch veranlagte, phantasievolle Mensch infolge dieser einseitigen Geistesrichtung die Menschen und Verhältnisse falsch beurteilt (S. 7); denn jene fürchtet er, weil er sie nicht kennt, diese lernt er nicht beherrschen. Tasso in Ferrara litt wie Goethe in Weimar, ja jeder über das Maß des Gewöhnlichen nur etwas hinausragende Mensch, an dem Widerstreit zwischen Idealismus und Realismus (S. 8); Goethe überwand ihn und lernte die schwere Kunst zu leben; Tasso gelang es nicht, weswegen sein Leben ein Leiden wurde (S. 10). Gebührend hat Verfasser dem idealen Satz Tassos: „Erlaubt ist, was gefällt" den einzig richtigen realen der Prinzessin: „Erlaubt ist, was sich ziemt" gegenübergestellt und hieran das Wesen des Idealismus und Realismus erläutert. Das tief zerrüttete Gemüt Tassos wird durch Antonios wahre Teilnahme auf den rechten Weg der Heilung, die erneute Beschäftigung mit der Dichtkunst, geführt.

Vom Faust sagt Verf. S. 12 treffend, daß Goethe in diesem Stücke alles darstellen wollte, was nur irgend ein Mensch in der heißen Jugend, in der strebenden Manneskraft, im reifen und im hohen Alter empfinden und erleben kann, auch bezeichnet er ihn S. 13 treffend als Vertrauten, Ratgeber, Gedankenbeleber und Herzenströster in allen Fragen und Nöten des Lebens. Daß der zweite Teil des Faust zur Ausgestaltung des ganzen Menschheitsbildes unbedingt notwendig ist, ja als Evangelium der sittlichen, weil gemeinnützigen Thätigkeit gelten kann, ist von V. ebenfalls richtig erkannt.

Wollstein. ——— Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Herausgegeben von Fridrich Pfaff. Neue Folge Band 2 (29) Heft 1. Inhalt: Professor Otto Heilig, Über Sprache und Stil in Scheffels Ekkehard. — Dr. Mary Elizabeth Marriage, Sagen von Bergstraße und Neckar. — Professor Dr. F. G. G. Schmidt, Kalenderverse aus dem XV. Jahrhundert.

Das litterarische Echo, 3. Jahrgang, Nr. 23, Erstes Septemberheft. Inhalt: Albert Warneke, Wilhelm Raabe. — Martha Sommer, Norwegische Bücher. — Fr. W. v. Oestéren, Eine kritische Frage. — Gustav Kühl, Gedichte. — Eduard Bertz, Weltanschauungen.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft 8. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Berbig, Die Würdigung der Verdienste Herzog Ernst des Frommen um das Schulwesen in der Litteratur. — Spitzner, Die pädagogische Pathologie im Seminarunterricht.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1901. Heft. 9. Inhalt: Israel, Beiträge zur näheren Kenntnis des Pestalozzischen Instituts in Iferten und der Verbreitung der Pestalozzischen Ideen in Deutschland. — Spitzner, Die pädagogische Pathologie im Seminarunterricht.

—— Heft 10. Inhalt: Muthesius, Würdigung der neuen preußischen Lehrpläne und Prüfungsordnungen, sowie als Gratisgabe für die Abonnenten: Die Lehrpläne für die Königl. preuß. Präparandenanstalten und Lehrer-Seminare und die Lehrerprüfungsordnungen vom 1. Juli 1901, herausgegeben von K. Muthesius.

Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift. Herausgeber Dr. Arthur Seidl, München. 17. Jahrgang. 1901. 1. Juli-Heft. Inhalt: Arthur Seidl, „Goethe-Bund", und kein Ende! — Max Seiling, Goethe „und" Haeckel. — Theodor Poppe, Die Goethe-Universität. — Wilhelm Weigand, Neue Gedichte. — Cecil Teich, Phantasie. — Max Messer, Ein Stückchen Weges. — Eugen Kalkschmidt, Die Dresdner Kunstausstellung.

—— August-Doppelheft. Inhalt: „Auf drehbarer Bühne." Festspiel zur Eröffnung des Prinzregenten-Theaters. — Neues von Christian Morgenstern. — Eduard Aly, Aus „Wolkenkuckucksheim". — Kurt Piper, Zu Friedrich Nietzsches Gedächtnis. — Maxim Gorjkii, Das Lied vom Falken. — Münchner Nekrologe. Adolf Schuster, Max von Pettenkofer. — Josef Theodor, Ein Drama der Passion.

Die Deutsche Schule. Monatsschrift. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Lehrervereins. 5. Jahrgang. Heft 6, Juni 1901. Inhalt: Die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Von Dr. Peter Jessen. — Der erste Religionsunterricht in psychologischer Beleuchtung. Von H. Grabs. — Zur Geschichte der preußischen Volksschule unter Friedrich dem Großen. Von Dr. Eduard Clausnitzer.

—— Heft 7, Juli 1901. Inhalt: Die Ziele der hochschulpädagogischen Bewegung. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Preußisches und englisches Volksschulwesen. Von J. Tews. — Zur Geschichte der preußischen Volksschule unter Friedrich dem Großen. Von Dr. Eduard Clausnitzer (Schluß).

—— Heft 8, August 1901. Inhalt: Umschau über den heutigen Stand der Volksschulmethodik und Ausblicke auf ihre Weiterentwickelung. Von R. Seyfert. — Über den Begriff „Idee". Von Albrecht Goerth. — Die Kinderarbeit in den preußischen Fabriken im Jahre 1900. Von Heinrich Schulz. — Volksbildungsstätten in England. Von A. Heinig.

—— Heft 9, September 1901. Inhalt: Über den Begriff „Sozialpädagogik". Von Dr. John Edelheim. — Umschau über den heutigen Stand der Volksschulmethodik und Ausblicke auf ihre Weiterentwickelung. Von R. Seyfert. (Schluß.) — Über den Begriff „Idee". Von Albrecht Goerth. (Schluß.)

Schweizer Lehrerzeitung, 1901, Nr. 28. Dr. H. Stickelberger, Ansprache am Denkmal von Jeremias Gotthelf.

Dresdner Anzeiger, Montagsbeilage, 15. Juli 1901. Adelsmenschen von Dr. Alfred Lehmann.

Neu erschienene Bücher.

A. Steger, Vierunddreißig Lebensbilder aus der deutschen Litteratur. Ein Lesebuch für den Litteraturunterricht an gehobenen Knaben- und Mädchenschulen. 3. Aufl. Halle a. S., Pädagogischer Verlag von Herm. Schroedel, 1900. 486 S. Preis 3 M.

Dr. Jonas Cohn, Allgemeine Ästhetik. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1901. 293 S.

Georg Worgitzky, Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 134 S.

Prof. Th. Sprater, Das Problem einer internationalen Orthographie-Reform. Neustadt a. H., Aktiendruckerei, 1901. 84 S.

Dr. Martin Wohlrab, Ästhetische Erklärung Shakespearischer Dramen. 1. Band: Hamlet. Dresden, L. Ehlermann, 1901. 98 S.

Heinr. Weber, Kinderspiele aus Eichstätt und Umgegend. Eichstätt, Ph. Brönner'sche Druckerei, 1901. 48 S.

Allen, Wilhelm Müller and the German Volkslied. Diss. Chicago, 1901. 159 S.

Julius Zeitler, Nietzsches Ästhetik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf., 1900. 308 S.

Prof. Dr. E. Wolf, Heinrich v. Kleist: Michael Kohlhaas. Minden i. W., Brauns Verlag. 150 S.

Prof. Dr. E. Wolf: Heinrich v. Kleist: Prinz Friedrich von Homburg. Minden i. W., Brauns Verlag. 133 S.

Heinrich Gloël, Die Familiennamen Wesels. Wesel, Verlag von K. Kühler, 1901. 150 S.

Dr. A. Elster, Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 72 S.

Böckelmann, Auslese deutscher Gedichte zum Memorieren nebst einem Abriß der Poetik für höhere Schulen. Herford, W. Menckhoff, 1901. 160 S.

Prof. Dr. Hemme, Abriß der griechischen und römischen Mythologie mit besonderer Berücksichtigung der Kunst und Litteratur. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Goedel, 1901. 51 S.

K. Heine, Einführung in die französische Konversation, Ausgabe A. Nach den Strübing-Winckelmannschen Bildern. Hannover u. Berlin, Verlag von Karl Meyer, 1901. 59 S.

A. Kleinschmidt, Der Brief als Unterrichtsgegenstand in der Volks- und Fortbildungsschule. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1901. 87 S.

Friedrich Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 6. Auflage. Karlsruhe, Langs Verlagsbuchhandlung, 1901. 350 S.

Dr. E. von Sallwürk, Die didaktischen Normalformen. Frankfurt a. M., Verlag von M. Diesterweg, 1901. 160 S.

Arthur Seemann, Der Hunger nach Kunst. Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann, 1901. 145 S.

Wilhelm Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. Stuttgart, Druck u. Verlag von W. Kohlhammer, 1901. 593 S. Preis 15 M.

Dr. Robert Riemann, Goethes Romantechnik. Leipzig, Hermann Seemanns Nachf., 1902. 416 S.

Dr. Herman Schiller, Aufsätze über die Schulreform 1900. I. Heft: Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Verlag von Otto Nemnich, 1901. 44 S.

Prof. Johannes Müller, Aufgaben aus klassischen Dichtern und Schriftstellern zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in höheren Lehranstalten. 2. bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1901. 244 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42.